

**FERENC KÖRMENDI**

**die ungarische jugend  
des paul hegedüs**

*A boldog emberöltő (1934)*

**Verlag Autonomie und Chaos**  
Leipzig \ Berlin 2024

Dieser Roman wurde 1934 unter dem Titel A BOLDOG EMBERÖLTŐ veröffentlicht bei Athenaeum Irodalmi és Nyomdai Rt. Budapest. Auf Deutsch erschien er im Jahr 1935 unter dem Titel ABSCHIED VOM GESTERN bei Universitas / Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Berlin.

Übersetzerin war Mirza v. Schüching.

Diese Ausgabe wird hier vollständig wiederveröffentlicht unter dem neuen Titel DIE UNGARISCHE JUGEND DES PAUL HEGEDÜS. Sie enthält ein Nachwort des Herausgebers sowie einen biobibliografischen Anhang.

Vollständige Neuausgabe

© 2024 Verlag Autonomie und Chaos Leipzig / Berlin

**ISBN 978-3-945980-98-9**

Diese online-Ausgabe kann für den privaten Bedarf kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.



## INHALT

*Erster Teil*

## ZWISCHENSPIEL ALS VORSPIEL

Die Flucht **6***Zweiter Teil*

## DAS IDYLL

Angst **31**Die Wirklichkeit: Das Kleine Reich  
und das Große Reich **35**Die Welt da draußen **48**Kammermusik **57**Familientisch **64**Veränderungen **87**Fräulein Linka Thamm  
und die übrigen **93**Schule, Theater und  
sonstige Verwirrungen **102**Fräulein Klara **134**Im Obstgarten **146**Grabkreuz **154**Vom Tod zum Leben **169**Muttchen Klara **216**Bäckerladen in der Kleinstadt **250**Auf den Flügeln der Zeit **261**Der große Sommer **282**Fünf Minuten: eine Ewigkeit **335**Festjubiläum und Sonnenfinsternis **339***Dritter Teil*

## IM SCHATTEN GROSSER ZEITEN

Große Tage, kleine Stunden **354**Das andere Gefangenenlager **437**Dämmerung **546***"Hier oben."* Schweizer Tagebuch:  
ein unzeitgemäßes, romantisches  
Zwischenspiel **558**Irrgang **656**Alptraum **686**Ein Ende und ein Anfang **721**Noch einmal: die Flucht **748***Vierter Teil*

## HEIMGEFUNDEN ZU SICH SELBST

Aufwärts **751**Ist in unserer Familie schon  
vorgekommen **820**Die Andere **954**Allein **1023**Nachwort zur Neuauflage **1046***Anhang:*

Hegedüs Géza:

Körmendi Ferenc (1991) **1064**Bibliographie **1068**Ausspracheregeln **1070**

*Erster Teil*

ZWISCHENSPIEL ALS VORSPIEL

## Die Flucht

Oft und leicht denken wir Menschen und sprechen es auch aus: morgen fange ich ein neues Leben an. Es genügt, daß wir etwas, an das wir, wie wir uns eingeredet hatten, jahlang gewöhnt waren, plötzlich satt bekommen. Es genügt, daß irgendeine Gewohnheit, die wir für vernünftig und hauptsächlich für unumgänglich hielten, zufällig oder folgerichtig lächerlich wird. Es genügt, daß wir mit einer größeren oder kleineren Einrichtung unseres Lebens mit oder ohne Grund in Widerstreit geraten. Ein Augenblick, der in nackter, urechter Aufrichtigkeit aus dem unendlichen Meer der Zeiten auftaucht, und sogleich ist gewöhnlich der Entschluß in uns fertig: morgen fange ich ein neues Leben an. Von morgen an höre ich auf zu rauchen, von morgen an steige ich zum Trotz mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett, morgen gebe ich meine bisherige Tätigkeit auf, das Kühehüten oder die doppelte Buchführung, und gehe als Pflanzer nach Holländisch-Indien oder werde Kapitän auf einem Panzerkreuzer, morgen mache ich Schluß mit meiner Freundin oder gerade umgekehrt, ich heirate sie, morgen werfe ich meine gesamten Schätze in die Donau und stelle mich an die Straßenecke, um zu betteln, oder im Gegenteil, ich raube eine Bank aus, um fürderhin das bequeme, reiche Leben eines Millionärs führen zu können — kurz: ich fange ein neues Leben an. Morgen. Die paar Stunden jedoch, die bis morgen noch vergehen, habe ich unbedingt nötig, um mein ganzes bisheriges Sein und Wesen aufzulösen und zu vergessen — ja: da kommt man dann bei dem Gedanken an, daß man natürlich, wenn man morgen ein neues Leben beginnen will, heute noch das alte Leben vergessen muß, und dazu gehört in allererster Linie, daß man die Erinnerungen los wird. Zum Beispiel: ich werde nicht mehr daran denken, daß ... halt, so ist das nicht ganz richtig. Woran

werde ich nicht mehr denken? Sagen wir daran, daß ich als Kind eine Amme hatte, die Eva hieß? oder daran, daß ich, als ich dreizehn Jahre alt war, auf der Straße fast von einem eleganten Zweispänner überfahren worden wäre, in dem eine Dame mit blauem Hut und zwei Offiziere in Paradeuniform saßen? oder vielleicht daran, daß ich am Tage meines Abiturientenexamens vergaß, einen Kragen anzulegen, und mich so auf den Weg begab? Das sind Einzelheiten; es besteht kein Zusammenhang unter ihnen, und so ist das System nicht zu überwachen. Oder soll ich das Vergessen mit dem beginnen, was gestern und vorgestern geschehen ist, und so fort, soweit ich mich nur auf meine Angelegenheiten zurückbesinnen kann. Eine unvollständige und langwierige Lösung; dazu wird meine Zeit nicht reichen, und ich werde bestimmt etwas vergessen zu ... vergessen. Vielleicht mache ich es doch lieber so, daß ich alles auf einmal und summarisch vergesse, mit einem gewaltsamen Ruck den Faden des Sich-Erinnerns zerreiße? Zweifellos ein rascheres Verfahren, aber ebenso unzulänglich wie die übrigen Methoden, und sehr wahrscheinlich wird auch bei diesem großzügigen und energischen großen Säubern hier und dort ein Staubkorn liegenbleiben, das bekanntlich niemals zu wenig ist, um das Gleichgewicht zu stören. Soll ich beschließen, mich nicht mehr um die Dinge zu kümmern, die mir bis morgen früh acht Uhr während so und so vieler Jahre meines Lebens widerfahren sind? Oder aber ... soll ich das Ganze der untrügerischen Methode des Zufalls überlassen, die sicherer ist als jeder Vorsatz und die, einem geheimen Befehl und einer außerhalb von uns selbst liegenden Kraft gehorchend, das geeignetste Material zum Vergessen liefern wird? Gut — diese Lösung ist die bequemste, darum glaube ich, daß sie auch die beste und sicherste sei — also fangen wir an.

Und bei diesem Punkt kommt man dahin, daß man beschließt: alle jene kleinen Sachen, die einem in die Hand geraten — wählen oder suchen darf man nicht! — und an die sich über die bestimmungsmäßige, sachliche Neutralität der Gegenstände hinaus gewisse Erinnerungen, richtiger gesagt: überhaupt Erinnerungen knüpfen, zu vernichten. Auf diese Weise stellt man sie außerhalb des Gesetzes und macht sie ungültig wie einen abgelaufenen Paß, der für das Land der Erinnerungen lautete; und damit macht man auch seine ganze persönliche und einstmalige Welt gesetzlos und ungültig: das Reich der vergangenen Dinge und der lebenden Erinnerungen. Man braucht nur eine der Schubladen zu öffnen, in denen man täglich zehnmal kramt,

und schon stößt man auf etwas, womit man die ... nun ja, wozu das Wort scheuen? die Flucht beginnen kann. Sehen wir doch einmal. Hier ist gleich ein Bleistift, er müßte angespitzt werden, so kann man nicht mehr damit schreiben; diesen Bleistift habe ich in dem Geschäft in der inneren Stadt gekauft, als ... ich einmal in der Stadt zu tun hatte, in einem Papierladen, in dem ich in Erfahrung bringen wollte, ob eine gewisse Sorte Briefpapier, das Briefpapier von jemandem, nicht dorthier stammte — also, ich blieb vor dem Laden stehen; bevor ich eintrat, ging jemand an mir vorbei, nach dem ich mich umdrehte, und dann stand ich noch vor dem Schaufenster und wartete auf jemanden oder auf etwas, schließlich ging ich hinein in den Laden und sagte guten Tag und sah mich um und fragte etwas und wählte etwas aus und unterhielt mich wichtig-tuend mit dem Verkäufer und dachte dabei fortwährend, ich würde ihn nur so nebenbei, ganz obenhin fragen: sagen Sie, kann man bei Ihnen eine bessere Sorte Briefpapier bekommen, etwa in der Art ... etwa genau diese Sorte, — dabei würde ich dann den Briefbogen aus der Tasche ziehen, — gewiß, mein Herr, würde der Verkäufer dann sagen, dieses Papier stammt ja von uns, eine feine Qualität und besonders bei jungen Damen beliebt; erst kürzlich haben wir einer jungen Dame namens Livia Bertalan davon geliefert; nun, das war es ja gerade, das wollte ich wissen ... Aber dann fragte ich den Verkäufer nicht, und der Verkäufer antwortete mir ganz anders, denn zwischendurch, plötzlich, schien es mir völlig nebensächlich zu sein, ob Livia Bertalan tatsächlich jenen gewissen anonymen Brief geschrieben hatte, den ich in der Tasche trug, oder jemand anders; die Sache war mir mit einemmal, unfaßbar zwar, aber unabänderlich, ganz unwesentlich geworden; und dann stritt ich noch, in einer schleierhaften und zögernden Verwirrung, mit dem Verkäufer über den Preis und die Qualität von irgend etwas und kaufte schließlich diesen Bleistift. Er müßte angespitzt werden. Ach was, weg damit. Hier ist eine Art dickes Notizbuch, Kassenbuch. Natürlich, 1921 ... ich weiß gar nicht mehr ganz bestimmt, war es im Frühjahr oder im Sommer, ist auch unwichtig. Das Wichtige ist die ernste und bedeutungsvolle Bezeichnung auf dem Heft und seine Einteilung und hauptsächlich sein Umfang; er scheint mir ein wenig übertrieben zu sein im Vergleich zu meinen damaligen Kassenbeständen. — Neunzehnhunderteinundzwanzig ... weg damit, ein Datum weniger. Wirklich weniger? Dieses Heft erinnert mich doch gerade daran, daß ich in jenem Jahre zu Beginn des Sommers dank Vaters Güte in den Besitz einer größeren



Summe gelangt war und daß das erste, was ich von meinem Gelde kaufte, eben dieses Kassenbuch war. Das Geld indessen hatte ich darum bekommen ... aber lassen wir das, vertiefen wir uns nicht so sehr in die Sache, sie hat mit diesem Heft ihre Erledigung gefunden; das Heft wird gut brennen, samt der Erinnerung an das Geld, das ich damals aus diesem oder jenem Grunde bekam. Also weiter. Ein altes Etui von einer Armbanduhr mit verrostetem Schutzgitter, stammt aus dem Krieg, ich kaufte es, als ich zum Militär einrückte, und trug die Uhr darin, die ich als zwölfjähriger Junge beim Wettlauf gewann, weg damit. Ein eisernes Zwanzig-hellerstück, auch aus der Kriegszeit, weg damit, — ach nein, ist es nicht doch schade darum? ein Kriegsandenken .. .

Aber das ist es ja gerade! Wegwerfen, jawohl, vernichten, weil ich mich von allen Erinnerungen befreien will und mit nichts eine Ausnahme machen darf! Morgen beginnt ein neues Leben, das frei sein wird von all meinen früheren Gewohnheiten und Gebundenheiten, meinem Aberglauben und all dem Krempel, an den mich bis heute irgendein Ton oder eine Farbe oder ein Geschmack oder ein sonstiger Erinnerungsfetzen band, die sämtlich ein Gesicht oder ein Ereignis aus der Vergangenheit in mir aufwühlten, all das werfe ich jetzt weg und vernichte es, schonungslos, — bloß ... Bloß etwas klappt dabei nicht. Die Sache geht zu langsam. Hier die ganze Schublade ist ja voll, und das ist erst eine, — und hier sind zehn und fünfzig und hundert Dinge in jeder einzelnen der sechs Schubladen, und sowie ich diese Dinge in die Hand nehme, zieht jedes einzelne mit magnetischer Kraft aus hundert verschiedenen Richtungen hundert Erinnerungen heran, die sich in wildem Tönegewirr in meinem Kopf drängen, und dann macht sich die eine und dann die andere los und rollt, in unstillbarem Hunger sich nährend wie die Lawine, und stürzt und saust Tiber den Abhang der vergangenen Jahre einem unbekanntem, drohenden Abgrund zu, — nein, nein, nein, so wird das nicht gehen —

So wird das nicht gehen, dachte Paul Hegedüs, auf diese Weise werde ich nie damit fertig, geschweige denn bis morgen abend oder übermorgen früh, wenn die Ziehleute kommen ...

Und damit stand er von seinem Stuhl auf und reckte sich. Seit einer Stunde, seit zwei Stunden sitzt er hier vor der Schreibtischlade und kramt in ihr herum; die Schublade ist noch immer voll und der Papierkorb noch fast

leer. Im Schreibtisch rechts sind noch zwei volle Schubladen, links drei. Und das ist bloß der Schreibtisch. Und das Zimmer ... Paul drehte sich um, mit zusammengekniffenen Augen betrachtete er die Möbel im Zimmer. Der Schreibtisch. Ein altes, wackliges Ding, in seiner grünen Tuchbespannung alte Tintenflecke und hie und da ein Riß. Der Lehnstuhl und der Besuchsstuhl, die dunkelgrüne Lederpolsterung an Sitz und Lehne ist holprig und verschossen. Der Rauchtisch mit der gesprungenen hellgrünen Glasplatte und den drei Sesseln mit niedriger Lehne, das alles ist schon recht altersschwach. In Vaters Wartezimmer hatten die Sachen einmal gestanden, mindestens fünfzehn Jahre lang. Der Bücherschrank. Ein verpfushtes Ding, gar nicht Schrank zu nennen, bloß Bretter, wie sie da nicht zusammengehörig und gleichsam feindlich nebeneinanderstehen. Vor den leeren Brettern elf große Kisten mit Büchern, transportbereit, zugenagelt und numeriert. Die Bücher, dachte Paul, und es war, als sickere ein freundlicher Blick zwischen seinen Wimpern hindurch nach den Kisten hin, meine Bücher ... und Vaters medizinische Bücher sind auch hier, wohl anderthalb Kisten macht das aus, was ihm gehörte ... Und nun wird sein Blick wieder streng und hart, wie er sich von den Kisten weiter wendet. Die alten Schränke. Der Diwan mit seinen ausgeleierte Sprungfedern, an seinem Kopfende ein vieleckiges Tischchen mit einer Bronzestehlampe. Die hat auch in Vaters Zimmer einst geleuchtet. Und hier ein solcher Stuhl, dort ein anders geformter, der dritte kippt, wenn man sich draufsetzt, aus dem vierten lugt durch den schmalen Riß im Leder ein Bündel schwarzes Roßhaar hervor. — Plötzlich flammte heiße, trockene Wut in Paul auf; nur für einen Augenblick. Rumpelkammer! dachte er, und nun fühlte er fast etwas wie leisen Ekel gegen das Zimmer, Rumpelkammer! eher lächerlich als wuterregend. Jetzt soll ich mich ärgern? dachte er weiter, jahrelang habe ich in diesem Zimmer gelebt, jahrelang hatte ich nichts dagegen einzuwenden, daß alles, was an Möbeln verbraucht und überflüssig war, hier in dieses Zimmer gestellt wurde, bevor es hinauf oder zurück auf den Boden wanderte oder der Althändler es abschleppte ... Jetzt soll ich mich ärgern, daß hingegen jahrelang, wenn ich etwas brauchte, aus den andern Zimmern zu mir geräumt wurde — nicht, was ich brauchte oder was hierher paßte, sondern was anderswo unbrauchbar oder entbehrlich geworden war? Jetzt soll ich mich ärgern? dachte er noch einmal und nun schon fast ausgesöhnt. Nein, ich ärgere mich nicht, jetzt kann ich schon ruhig alles lieben hier, den Diwan und die

Schränke, denn jetzt gehört wirklich schon alles mir, ist mein rechtmäßiges Eigentum, meine Erbschaft, mein Vermögen ...

Mein Vermögen: bei diesem Wort stockte er einen Augenblick. Die übrigen Möbel, die Einrichtung von sieben Zimmern, gehören Klara. Es wird nicht leicht sein, das alles in drei Zimmern unterzubringen. Wenn ich auch dieses Gerümpel hier und dazu mich abrechne ... Warum? sie werden es ganz gut haben, Klara und Hans. Klara wird ihr Schlafzimmer haben, ein Eßzimmer werden sie haben und noch ein Zimmer, da können sie die Salonmöbel oder die Sachen aus Vaters Arbeitszimmer hineinstellen, und dort kann Hans schlafen ... — Wieder kam er mit seinen Gedanken ins Stocken, einen Augenblick sah er leer vor sich hin, dann fühlte er plötzlich Müdigkeit im ganzen Körper. Er gähnte, streckte sich aus nach hinten und reckte sich. — Nicht meine Sache ... es wird sich schon finden, sollen sie sich den Kopf darüber zerbrechen, sich einrichten, wie sie können und wie sie Lust haben, das ist wirklich nicht meine Sache. Meine Sache ist es, hier fertig zu werden, bis man die Möbel abholen kommt.

Wieder sah er sich im Zimmer um, — draußen dunkelte es, und gegenüber in einem Fenster brannte schon Licht, — und von neuem fühlte er die Müdigkeit. Zögernd stand er mitten im Zimmer, steckte sich eine Zigarette an, sah sich noch einmal und noch fünfmal um und trat dann rasch an den Schreibtisch, setzte sich davor und beugte sich wieder über die offene Schublade.

Ganz hinten — hatte sich seine Hand durch Zufall beim Kramen oder von sicherer Erinnerung geleitet dorthin verirrt? — lag ein Heft mit schwarzem Deckel. Er zog es heraus, legte es vor sich auf den Tisch, zeichnete auf die dünne Staubschicht, die es bedeckt hatte, mit dem Finger ein H, betrachtete das Heft eine Weile, wie es da vor ihm auf dem Schreibtisch lag, dann öffnete er es.

*Berlin, den 10. Dezember 1922* — das stand in seiner Handschrift zuoberst, und in der Mitte des Blattes: *Beethoven und Rembrandt. Geheimnisse und Zusammenhänge*. Und ein Stück tiefer in kleineren Buchstaben: *Studie von Paul Hegedüs*.

Er blätterte weiter, obwohl das überflüssig war: er wußte sehr gut, was folgte. Zweihundert leere Seiten, hundert weiße Blätter mit hellblauer Linierung, ohne ein einziges hineingeschriebenes Wort. Dennoch blätterte

er. Zuerst drehte er die Blätter einzeln sorgfältig um, dann ließ er sie rasch durch seine Finger gleiten. Beethoven und Rembrandt ... Er fühlte, wie sich sein Gesicht wieder zur Grimasse verzerrte, als er jetzt das Heft wegschob. Und sofort griff seine Hand wieder nach der Schublade; mit einer kurzen, energischen Bewegung stießen seine Finger auf der Suche allerhand kleine Sachen beiseite, — und schon hatte er ein anderes Heft in der Hand: auch dieses war schwarz, auch dieses war staubig und ebenso dick wie das erste. Aber dieses Heft warf er ungeduldig vor sich hin, blies den vom Deckel fliegenden Staub weg und begann schnell und ungeduldig zu blättern.

*Mein Tagebuch, 1916* — das war die Überschrift oben auf der Seite, in etwas größeren, schlankeren, knabenhafteren Buchstaben, als er heute schrieb; und das Tagebuch begann auch:

*1. Januar. Heute bin ich sechzehn Jahre alt geworden. Ein eigenartiger, betriebsreicher Tag war das heute: kein Wunder, wir leben ja in großen Zeiten, es ist Krieg. Vor einer Woche hat Vater den Stellungsbefehl bekommen, am Tage nach Weihnachten, heute muß er sich melden. Er ist Husar gewesen, rückt aber nicht zu den Husaren ein, sondern kommt als Arzt in ein Kriegslazarett hier in Budapest; möglich, daß er später noch an die Front muß. Mein Vater wird im nächsten Monat neunundvierzig Jahre. Auch anderes hat sich heute, am Neujahrstage, ereignet. Georg hatte im vergangenen Juni zum letztenmal geschrieben. Im Oktober schrieb sein Kompagnieführer, daß er seit den Kämpfen in Ostgalizien vermißt würde, vielleicht sei er in Gefangenschaft geraten. Seitdem hatten wir keine Nachricht von ihm. Wir alle sagten, er sei vermißt, und im stillen dachten wir, er sei gefallen. Und heute erhielten wir durch das Büro des Roten Kreuzes in Stockholm ein Telegramm von ihm, er befinde sich im Offiziersgefangenenlager in Chabarowsk und sei gesund. In dem Telegramm gratuliert er mir. Sechzehn Jahre bin ich; in der Schule ist längst die Schützentruppe gebildet worden, jeden Tag exerzieren wir, aber ich glaube nicht, daß ich noch an die Reihe komme. Vater sagt auch, der Krieg werde nun schon bald zu Ende sein. Serbien haben wir erobert, die Deutschen stehen im Westen gut, und auch die Russen und Italiener strengen sich vergebens an. Länger als ein paar Monate wird die Entente nicht mehr durchhalten. Ich bin keine Kämpfernatur und kann mich nicht für d'en Krieg begeistern; dennoch ist es möglich, daß auch ich noch ins Feld ziehen muß,*

*vielleicht falle ich sogar. Vater pflegt zu sagen, wir leben in großen Zeiten. Immer bedeuten Kriege in der Geschichte die großen Zeiten. Ich müßte alles aufschreiben, was mit mir geschehen wird; schade, daß ich meine bisherigen Erlebnisse nicht aufgeschrieben habe, wenn auch nur seit 1914. Aber bisher war ich zu dumm, zu jung dazu. Ich bin nicht sentimental veranlagt und will kein romantisches Tagebuch schreiben, sondern nur die nackten Tatsachen aufzeichnen, als Memento mori oder Memento vivere ...*

So viel und nicht mehr. Es folgten neunundneunzig hellblau, dünn linierte leere Blätter. Paul blätterte auch dieses Heft durch und legte es dann neben das andere. Zwei Ideen, zwei Versuche, zwei Anläufe, — das Resultat: zwei leere Hefte. Das erste wies noch das Ziel auf, das zweite gelangte über den Titel nicht hinaus. Wie hängen sie miteinander zusammen? dachte Paul jetzt und betrachtete in dem halbdunklen Zimmer die Hefte auf dem Schreibtisch. Große Zeiten haben wir durchlebt. Was alles ist geschehen, das ich nicht aufgeschrieben habe! Und das andere? Beethoven und Rembrandt, — bedeuten sie nicht auch große Zeiten, in einem anderen Sinne? Und was ich um sie herum erschaut und empfunden habe, das schrieb ich ebensowenig auf wie das, was um mich herum geschah. Oder... vielleicht wäre es gar nicht der Mühe wert gewesen, das eine und das andere aufzuzeichnen? — Und jetzt stand er auf vom Schreibsessel. Oder konnte ich vielleicht nicht? Konnte Paul Hegedüs nicht ausführen, was er wollte, oder ... wollte Paul Hegedüs denn überhaupt etwas? — Er lachte leise. Natürlich wollte er etwas. Vieles wollte er sogar, große und schöne ernste Dinge wollte er, er hat eben bloß nichts gekonnt! Und das sagte er schon halblaut, mit belehrender, erklärender Betonung vor sich hin in die Stille. Große Zeiten habe ich erlebt, und aus den großen Zeiten bin ich in andere, in alte große Zeiten zurückgekehrt, aber anscheinend vergebens, das ist der Haken. — Er fühlte jetzt eine kühle Starrheit um den Hals herum; seine Augen weiteten sich plötzlich. Diese Schublade, dieser Schreibtisch ... — mit weit geöffneten Augen sah er in der Dämmerung klar und scharf das Zimmer, — dieser Schrank hier und der andere dort und die Bücher in der Kiste und der Diwan —

"Ich fange ein nettes Leben an!" sagte er nun ganz laut und mit tiefer Überzeugung, und mit starkem Nachdruck wiederholte er die Worte: "Ich fange ein neues Leben an! Nie ist es zu spät, ein neues Leben zu beginnen!"

Er trat an die Wand, drehte das Licht an. — Nie ist es zu spät ... sich darüber klar zu werden, was das Richtige ist! sagte sich Paul. Jetzt ging er rasch an den einen Schrank, vor dem mit erwartungsvoll aufgeklapptem Deckel die Kleiderkiste stand; er langte nach ihr und riß sie mit einem starken Griff an den Schrank. Eins — zwei — fünf Anzüge. Ein Wintermantel, ein Frühjahrsüberzieher, ein Regenmantel, Tennishosen. Wäsche, Strümpfe, Taschentücher, Handtücher. Schuhe, Schlipse, Kragen, Lappen, allerhand kleines Zeug. Und schon steht er vor dem anderen Schrank: Bergstiefel, Sweater, Tiroler Hose, zu eng gewordene Anzüge fliegen in die offene Kiste. Auch dieser Schrank ist ausgeräumt: die Kiste ist voll von überhastig hineingeschleuderten Sachen. Da klappte er den Deckel zu, schloß ihn an beiden Seiten ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann ging er geraden Schrittes zurück an den Schreibtisch, warf die beiden dicken Hefte in den bauchigen Papierkorb, hob die offene Schublade heraus und streute ihren ganzen Inhalt in den Papierkorb. Und auch den der zweiten und dritten Schublade, ungesehen, ungeprüft, — der Papierkorb war voll; aus einer Ecke zog er eine leere Kiste herbei: in diese leerte er die vollgestopften anderen drei Schubladen aus. — Befriedigt sah er sich den frisch aufgestapelten Misthaufen seiner Erinnerungen an, dann klingelte er. Er konnte es kaum abwarten, daß die draußen schlurfenden alten Schritte das Zimmer erreichten.

"Sagen Sie mal, Käthe", fragte er das in der Tür stehenbleibende Mütterchen, "ist der Herd in der Küche geheizt?"

Blinzelnd stand die alte Köchin im gelben Licht.

"Nein, Herr Paul, er ist nicht geheizt", antwortete sie mit ihrer weinerlichen, ewig klagenden alten Stimme und hob ihre beiden mit weißen Lappen verbundenen Finger vors Gesicht. "Die gnädige Frau und Herr Hans essen nicht zu Hause, es gibt nur kaltes Abendbrot."

"Also dann machen wir Feuer!" sagte Paul munter und unternehmungslustig, "helfen Sie mir ... warten Sie mal, das wird für Sie zu schwer sein!" und damit hob er auch schon die Kiste auf, zusammen mit dem oben daraufgedrückten Papierkorb, "machen Sie mir nur die Türen auf!"

Zwei Minuten später lag der ganze Krempel schon auf den Steinboden geschüttet vor dem Kochherd.

"Wenn die gnädige Frau sowieso nicht nach Hause kommt, haben Sie ja Zeit, Käthe. Setzen Sie sich nachher vor den Herd auf den Schemel, damit Sie sich nicht zu bücken brauchen, und verbrennen Sie den ganzen Kram hier!"

"Ach herrje! das alles verbrennen?" jammerte die Alte, "das soll alles weggeworfen werden, Herr Paul? da sind doch noch brauchbare Sachen dabei, sehen Sie bitte, die Pfeife hier ... Herrje, herrje, die Pfeife vom armen gnädigen Herrn! und das Lederetui ... das brennt ja gar nicht richtig!"

In Pauls Hand flammte schon ein Streichholz, wie er den ersten Packen in die Ofentür warf. Plötzlich schnippte er das brennende Streichholz aus und stieß es auf die Ofenplatte. Als machte sich fahle Unlust in seinem Körper breit.

"Das brennt nicht?" fragte er langsam. "Alles brennt, Käthe .. . Wissen Sie was? ich warte die Geschichte da gar nicht ab." Kleine Pause. Die Augen der alten Frau zittern forschend über Pauls Gesicht. "Wissen Sie was? verbrennen Sie, was Sie wollen und was ... geht. Was Sie nicht verbrennen wollen, können Sie behalten." Er hob die Hand. "Aber nur Sie selbst, hören Sie? ich gebe es Ihnen und keinem andern, und ich will gar nicht wissen, was Sie nicht verbrannt haben! Und auch kein anderer soll davon wissen, niemand!" und schon war er draußen.

Als er in sein Zimmer trat, war er wieder guter Stimmung. Er ging an den Schreibtisch, stieß die leeren Schubladen der Reihe nach zu und schloß sie ab; dann nahm er aus der Mappe einen Bogen Papier. Er legte ihn vor sich hin und betrachtete ihn ein Weilchen; dabei pfiff er unbewußt einen heiteren Gassenhauer. Dann nahm er seine Füllfeder und schrieb auf den Bogen:

*Liebe Klara, — ich habe meinen ursprünglichen Plan ein wenig geändert, aber ich hoffe, das wird Sie in Ihrem Programm nicht stören. Also: außer meinen Kleidungsstücken nehme ich nichts mit, weder meine Möbel, noch meine Bücher. Wenn Sie nicht wissen, was Sie damit anfangen sollen, wenn der Boden der neuen Wohnung nicht groß genug ist, verkaufen Sie das Ganze. Das Geld, das Sie dafür bekommen, behalten Sie für sich. Es wird Ihnen und Hans gewiß von Nutzen sein, und ich glaube, so ist es am besten. Nur so ist es überhaupt gut. Wir verstehen uns doch, nicht wahr? Wenn ich jetzt*

*einfach den Brief unterschriebe, und etwa bloß aus Scherz folgendermaßen unterschriebe: es umarmt Sie Ihr Sie liebender Stiefsohn, könnte leicht ein Mißverständnis zwischen uns bleiben, — nicht wegen der Bücher oder der Möbel, über die ich als über meine "Erbschaft" frei verfüge und in obigem auch verfügt habe, sondern in bezug darauf, warum ich unprogrammäßig zwei Tage früher weggehe und hauptsächlich, warum ich anscheinend ohne Abschied gehe. Denn Sie sind doch heute abend beide nicht zu Hause, und ich gehe in zehn Minuten fort von hier. Erstens: es ist überflüssig, daß wir uns voneinander verabschieden, es verweist ja keiner von uns. Zweitens: Sie könnten vielleicht trotzdem auf den Gedanken kommen, wenn wir die alte Wohnung verlassen, Abschied zu nehmen, und ich vertrage Sentimentalitäten nicht gut und weiche auch Formalitäten nach Möglichkeit aus. Drittens, und das ist allerdings ganz und gar meine Privatsache ...*

Er legte die Feder auf den Schreibtisch und dachte nach. Ein seltsames Gefühl in der Brust, die Augen weit geöffnet, starrte er auf die im dunklen Fenster fern blinkenden Lichter von gegenüber. Dann griff er mit einem Ruck wieder nach der Feder:

*... aber zu verheimlichen ist daran nichts. Es handelt sich bloß darum, daß ich keine Lust habe, noch länger als zehn Minuten in dieser Wohnung zu verweilen, obwohl ich in ihr vierundzwanzig Jahre recht schön gelebt habe. Vielmehr eben deshalb. Es ist richtiger, daß ich jetzt so fortgehe, selbst dann ist es richtiger, wenn Sie und Hans eine Ungezogenheit oder Unfreundlichkeit darin sehen sollten. Es täte mir leid, wenn es so wäre, aber ich bin nicht beunruhigt: wenn Sie auch etwas Derartiges denken sollten, wird Ihnen bald klar werden, daß dem nicht so ist, schon aus dem Grunde nicht, weil ich, ohne jede Sentimentalität, Vaters Andenken schulde, mich gut zu benehmen. Meine neue Adresse wissen Sie; die Kleiderkiste lasse ich morgen holen; und an einem der nächsten Tage komme ich Sie in der neuen Wohnung besuchen, wenn ich denke, daß Sie schon in Ordnung sind und ich Sie nicht störe. — Ich küsse Ihnen die Hand, liebe Klara, und umarme Hans herzlich. Paul.*



Befriedigt las er den Brief zweimal durch, dann faltete er ihn zusammen. Auf das Kuvert schrieb er nach kurzem Überlegen: *Hochwohlgeboren verwitwete Frau Dr. L. Hegedüs*, — dann stand er auf. Erledigt, dachte er, sehr gut erledigt. Zehn Minuten ... eine lange Zeit, in zehn Minuten kann man sehr vieles erledigen. Vater ist in einer Minute gestorben, in einem Augenblick. Mutter war eine Woche krank, bevor sie starb. Ich gehe jetzt in zehn Minuten weg, — eine lange Zeit, lang genug ... für alles. Er sah sich noch einmal um, nahm mit einem Blick Abschied von dem Zimmer, dann drehte er das Licht aus und ging hinaus. Das erste Zimmer rechts war Hans' Zimmer. Zuallererst hat Georg darin gewohnt, dann, als wir größer wurden und Eva fort war, bewohnten es die Erzieherinnen. Angefangen bei "Froilein" Linka bis zu Klara Tóth. Dann stand es eine Zeitlang leer, dann war es mein Zimmer, dann Hansens. Ein Blick durch das Zimmer ringsherum. Das kleine Wartezimmer. So klein es auch ist, konnte man dennoch einst hier am besten Versteck spielen, natürlich erst nach der Sprechstunde. Hier waren die längsten Portièren, hier vor dem Ofen stand der Wandschirm, hier die große Chaiselongue mit den hohen Beinen und der langen Decke. Weiter: Vaters Sprechzimmer. Welch geheimnisvolle Welt war das. Mit dem Instrumentenschrank, dem auf Rädern fahrbaren, hohen Untersuchungsstuhl, den Eimern und Kannen, dem eigenartigen Waschbecken und Wasserwärmer und dem verschlossenen Bücherschrank. Wie schwer war es, ganz selten einmal sich der dicken Bände zu bemächtigen, in denen hinter vielverheißenden Titeln, aller Hoffnungen spottend, langweilige, unverständliche oder gruselige, jedenfalls aber ernüchternde bunte Bilder waren. Der Schreibtisch ... dort ist Vater gestorben, während wir auf das Abendessen warteten; da hat er gesessen, an seinem gewohnten Platz vor dem kleinen Schreibtisch, plötzlich wurde sein Gesicht rot, dann schneeweiß und gleich hinterher bleigrau, und da hat er gesagt: es geht zu Ende mit mir. Dann hat er den Kopf nach vorn gesenkt auf die Schreibtischplatte. Ein Blick, — weiter. Der große Salon. Hier haben auch manchmal Patienten gewartet, die Bevorzugten, die gleich an die Reihe kamen. Das Klavier. Das Eßzimmer, rechts. Das berühmte "hochherrschaftliche" Speisezimmer. Wie stolz war Mutter auf den riesigen Tisch, auf die mächtigen Stühle, auf das Büfett, das die ganze große Wand einnahm. Weiter: das Schlafzimmer. Dort hat Mutter gelegen, am Fenster, tagelang, fast reglos, als sie das letzte-mal krank war. Wie selten durften wir

bloß zu ihr hinein. Ihr Haar lag aufgelöst dort auf dem großen Kissen, eine Haube wollte sie nicht tragen. Als ich das letztemal, ganz früh am Morgen, zu ihr geführt wurde — —

Er erschauerte leicht, trat ans Fenster, öffnete es, sah hinaus auf die Andrásystraße. — Es war ein milder, dunstiger Frühlingsabend, am Nachmittag hatte es zweimal geregnet, die Straße war sofort wieder getrocknet, aber die Feuchtigkeit hing jetzt in der Luft. Nach dem Stadtpark hin ballten sich schwere, finstere Wolken am Himmel; eingangs der Straße blinzelten aus tiefem klarem Blau feucht schimmernde Sterne. Es war warm, auf der Straße gingen viele Menschen, und überall brannten die Lichter. Schönes, laues Wetter, dort hinten ist der Himmel klar, morgen wird ein schöner Tag sein. Er beugte sich weit zum Fenster hinaus, mit dem ganzen Oberkörper lehnte er sich auf das altmodisch breite, dauerhaft gebaute Fensterbrett. Spaziergänger, langsam, bequem schlendern sie dahin, man spürt gleichsam, wie sie den Frühling in die Lungen saugen. Hier und dort ein Automobil, hier und dort eine alte Pferdewagen, gleitend oder holpernd streben sie dem Stadtpark zu. Wie oft habe ich so auf die Straße geschaut, aus diesem Fenster oder aus dem andern, aus sämtlichen Fenstern der Wohnung. Auf die frühlingswarme Straße, auf die vor Hitze stickige sommerliche Straße, in den Herbstregen, auf die Schneehaufen am Straßenrand. Wie oft habe ich mich über dieses Fensterbrett hinausgebeugt, um die Welt zu betrachten. Wieder erbebte er; es war ihm, als hörte er Stimmen. "Warum sitzt du immer am Fenster, Kind? hast du deine Aufgabe schon gelernt?" klang Mutters Stimme ihm im Ohr aus der tauben Stille von anderthalb Jahrzehnten. "Was kann es denn auf der Straße so Interessantes zu sehen geben?" rügte in seinem Kopf die Stimme Vaters aus der Vergangenheit. Mutchen Klara war kurzangebunden.. "Jetzt hast du genug gegafft, Paull das ganze Zimmer wird kalt!" — Und im Haustor gegenüber das Mädchen im roten Kleid, einmal im Frühling ging es in den Hausflur, aber nicht hinter den geschlossenen Türflügel, bloß ganz vornehm, hob den Rock bis über die Knie und brachte sein Strumpfband in Ordnung. "Georg! komm mal schnell her! .. na, schnell!" — aber Georg kam zu spät. "Was ist denn? was willst du?" "Nichts ... sie ist schon weg." Wie lange ist das her. — Plötzlich zog er sich vom Fensterbrett zurück, richtete sich auf.

Vierundzwanzig Jahre, sagte er laut, vierundzwanzig Jahre ... also, gehn wir nun.

Die alte Käthe in der Küche saß vor dem Herd auf dem Schemel und kramte in den auf der Erde aufgehäuften Sachen. Als sie Paul in der Türe erblickte, stimmte sie sofort ein Gejammer an.

"Herr Paul!" sagte sie weinerlich, "ist es denn nicht schade, alle diese schönen Dinge zu verbrennen! mir tut das Herz weh, sie ins Feuer zu werfen, Herr Paul, alle die schönen —"

Seine Stimme war ein wenig hart, wie er sie unterbrach:

"Ich habe Ihnen doch schon gesagt, Käthe, Sie können davon behalten, was Sie wollen, aber das übrige wird verbrannt!"

"Aber da ist doch so vieles, was Herr Paul noch gebrauchen könnte ... die vielen leeren Hefte und die Feder und der Bleistift, und weiß der Himmel was noch alles ..."

Wieder sprach er dazwischen:

"Ich kann es nicht mehr gebrauchen ..." sagte er unsicher, "vielmehr.... Ich habe Ihnen doch schon gesagt, ich will nichts davon behalten. Was Sie nicht verwenden können, das verbrennen Sie ruhig, Käthe." Seine Hand mit dem Brief hob sich. "Hören Sie mal zu. Geben Sie bitte diesen Brief der gnädigen Frau, wenn sie nach Hause kommt. Wenn sie spät kommt, dann geben Sie ihn ihr morgen früh", und er reichte der alten Köchin den Umschlag hin.

"Diesen Brief?" fragte die Alte; ihre kleinen Augen wurden plötzlich noch kleiner und begannen in unsicherem Schreck zu blinzeln. "Ja ... könnte Herr Paul ihn denn nicht selbst übergeben?"

Sie weiß, daß ich Abschied nehme, dachte Paul, sie hat es an dem Brief gefühlt, sie fragt und erleichtert mir die Sache ... "Nein", sagte er laut und schnell, "geben Sie ihn lieber, Käthe. Ich gehe jetzt, vielmehr ich ziehe noch heute abend aus, jetzt gleich ... Wissen Sie", fügte er erklärend, übertrieben betont hinzu, "die Sache verhält sich so, ich muß meine neue Wohnung noch heute abend beziehen ... deshalb gehe ich schon jetzt."

"Und Ihre Möbel, Herr Paul?" klang die besorgte Frage, "was wird denn mit Ihrem Zimmer?"

"Ja, das hat sich auch geändert ... ich nehme nichts mit. Ich ziehe in ein möbliertes Zimmer, was soll ich dort mit meinen Möbeln? Meine Kleider und Wäsche lasse ich abholen, es ist schon alles in der Kiste." Und auf den

eigentümlichen Blick der Alten hin sagte er, sich in Verlegenheit gleichsam entschuldigend: "Verstehen Sie, Käthe?"

"O ja, gewiß, ich verstehe", antwortete die alte Köchin, und natürlich verstand sie nichts von dem Ganzen. Die Möbel bleiben hier? Herr Paul zieht in ein möbliertes Zimmer? aus Herrn Paul wird ein Zimmerherr? Mein Gott, wer hätte gedacht, daß aus dem Sohn eines vornehmen reichen Herrn ein Zimmerherr werden würde, wer weiß, in was für eine Bude er da in Untermiete wohnen geht, aus der schönen Acht-Zimmer-Wohnung ... Sie verstehe, sagte sie und begriff nicht, was hier seit dem Tode ihres Herrn in einem fort für Dinge vor sich gingen, angefangen damit, daß das Stubenmädchen und das Küchenmädchen entlassen wurden, und gekocht wurde auch nicht mehr so wie früher, und wenn eine arme alte Magd auch keinen Einblick hat in das, was dort drin in den Zimmern geschieht, ja ... es müssen hier seit dem Tode des Herrn Dinge im Gange sein, die ganz und gar nicht in Ordnung sind ... "Ich verstehe", murmelte sie noch einmal, "also dann ... dann zieht Herr Paul jetzt aus ..." und plötzlich wurde ihre Stimme weich, und ihre Augen bekamen einen feucht-roten Schimmer. "Also dann .. . nimmt Herr Paul jetzt von mir Abschied ..." und da rollten schon die Tränen über ihre Wangen.

"Na, weinen Sie nicht, Käthe!" sagte er hart, weil er fürchtete, selbst weich zu werden beim Anblick der Tränen. "Na, gute alte Käthe! also ... nicht weinen und den Brief schön abgeben ..."

Mit der Schürze verschmierte die Alte die Tränen auf dem Gesicht und brach in unaufhaltsames Weinen aus.

"Herr Paul", schluchzte sie, "Herr Paul ist der letzte von denen, die ... zur armen seligen gnädigen Frau gehörten ... und jetzt zieht Herr Paul aus, und Herr Georg ist in Kriegsgefangenschaft, und die arme gnädige Frau und der arme Herr Doktor sind tot ... und wir ziehen auch weg ... dreißig Jahre haben wir hier gewohnt, als Herrn Pauls Mutter nach Budapest kam, bin ich mit ihr zusammen von Szeles hergekommen ... und es fällt einem so schwer — "

Mit ärgerlicher Abwehr fühlte er, wie die Tränen der alten Frau den Damm der beabsichtigten Kälte in ihm wegschwemmten. Soll ich mich stillschweigend umdrehen und die Tür zuschlagen? soll ich zu ihr hingehen und ... sie küssen? Vierundzwanzig Jahre ... dreißig Jahre .. .

"Ich weiß ja sehr gut", tönte die Litanei weiter, "nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Paul, ich weiß, Sie haben sich auch nicht mehr zu Hause gefühlt unter ihnen ... als der Herr Vater starb ..."

Mit einer plötzlichen Bewegung setzte er sich auf den niedrigen Küchenstuhl.

"Käthe!" sagte er halb lachend, "was reden Sie da für Dummheiten! Wie kann man nur so jammern! Sie wissen doch ganz genau, daß Georg nicht in Kriegsgefangenschaft ist, er ist doch schon lange frei, ist bloß nicht zurückgekommen, sondern in China geblieben, ihn brauchen Sie also nicht zu beweinen." Er schluckte so, daß er sich fast verschluckte. "Und warum tut es Ihnen so leid um die alte Wohnung hier! Sie werdens auch besser haben in der neuen, dort gibts weniger zu tun ... Für zwei zu arbeiten ist doch schließlich leichter, nicht wahr? Besser können Sie gar nicht untergebracht sein als bei der ... gnädigen Frau, Sie sind doch schon lange bei ihr in Stellung ... sie hat Sie gern, und Hans auch ..." Tief holte er Atem und suchte nach überzeugenden Argumenten, nach tränentrocknenden Trostworten. Und dann meinte er linkisch: "Ja ... die Zeiten ändern sich, Käthe ..."

Von draußen, vom Hof her klang lautes Geräusch, und durch die angelehnte Tür hörte man eine tiefe Männerstimme: "Frau Hubert! Frau Hubert!"

Da stand er rasch vom Stuhl auf und drückte der Alten den Brief in die Hand.

In schüchterner, unbeholfener Haltung schüttelte er rasch ihre freie Linke und verließ die Küche. Im Flur riß er seinen Hut vom Haken und drückte ihn sich auf den Kopf; leise zog er hinter sich die Entréetür zu, und als das Schloß zugeschnappt war, lief er die Treppe hinunter.

*Dr. Zoltán Mantsits, Oberpostrat*, von weitem sah man dieses große Messingschild an der Tür. Wenn man näher trat, konnte man entdecken, daß eine bescheidene und ungeschickte Amateurhand sparsam und kunstbeflissen mit einem spitzen Eisenwerkzeug davor graviert hatte: *verwitwete Frau*. Also: die Witwe des Oberpostrats Dr. Zoltán Mantsits wohnt hinter dieser Tür, an der Paul Hegedüs gegen acht Uhr klingelte.

Nach kurzer Stille und einigem Türenschielen in der Wohnung öffnete Frau Mantsits selbst, und als sie Paul erblickte, machte sie ein erschrockenes und verwundertes Gesicht.

"Herr Hegedüs?" sagte sie in fragendem Ton und bemühte sich, ihren etwas schäbigen, vorn aufgegangenen, grüengeblühten Morgenrock zurechtzupfen. "Guten Abend, Herr Hegedüs . . . was führt Sie her?"

"Guten Abend", grüßte er freundlich. "Entschuldigen Sie bitte, daß ich zu einer so ungewohnten Zeit komme. Hoffentlich störe ich nicht!"

"O nein, keineswegs", antwortete Frau Mantsits und konnte sich gar nicht vorstellen, was ihr neuer Mieter wohl wollte, zwei Tage vor dem Einzug und zu dieser ungelegenen Stunde. Da sie eine pessimistische Seele war, stets auf alles Schlimme gefaßt, da sie außerdem ihren Mann vor knapp einem Jahr verloren hatte und man nie wissen konnte, welches Ungeschick einem jeden Augenblick bevorstand, fragte sie sofort, im geheimen zitternd: "Es ist doch nicht etwas dazwischen gekommen, Herr Hegedüs? ich meine, was das Zimmer betrifft ..." — denn was konnte schließlich anderes dazwischenkommen, das eine neugebackene Zimmervermieterin unangenehmer und unmittelbarer berührte, als daß sich auf ihre schüchterne Annonce nach zehn Vermittlern und zwanzig unmöglich aussehenden oder wenig ernsthaften Reflektanten endlich der erste vertrauenerweckende Herr meldet, der über ein distinguiertes Äußere verfügt, aus guter Familie stammt, eine anständige Stellung mit gutem festen Gehalt hat, nicht viele Geschichten macht, sondern das Zimmer mietet und Vorschuß zahlt, — sich dann die Sache überlegt, die kleine Anzahlung verfallen läßt und abends um acht Uhr kommt, um zu melden, daß er nicht einziehe, so daß man wieder von vorne anfangen kann...

"Nein, nein, es ist nichts dazwischengekommen!" beeilte sich Paul mit der ermutigenden Antwort, "im Gegenteil. Ich hoffe nämlich, Sie werden nichts gegen die Sache einzuwenden haben, gnädige Frau."

"Wollen Sie nicht näher treten?" sagte Frau Mantsits noch immer mißtrauisch, aber schon milder.

"Ich möchte nicht stören", entgegnete der junge Mann, "wir könnens rasch erledigen, es handelt sich bloß darum, daß ich das Zimmer schon heute abend beziehen möchte. Selbstverständlich würde ich Ihnen die Miete für die beiden Tage vergüten."

"Aber ich bitte Sie", protestierte die Frau aufrichtig und redlich, "Sie glauben doch nicht, daß ich für die zwei Tage etwas annehme!"

"Sehr liebenswürdig", antwortete er, und plötzlich, verwirrt, fügte er hinzu: "Ich werde bemüht sein, mich für Ihre Freundlichkeit erkenntlich zu zeigen ... Also kann ich einziehen?"

Frau Mantsits gelangte erst jetzt zum eigentlichen Thema des Gesprächs; bisher hatte sie innerlich mit dem Für und Wider der zurückgewiesenen Miete für zwei Tage zu schaffen gehabt. Zwei Tage, eine Kleinigkeit, aber wenn er es einmal angeboten hat ...

"Gewiß", sagte sie, "Sie können einziehen, Herr Hegedüs. Aber ... jetzt wollen Sie ziehen? So spät am Abend?"

"Allerdings", meinte er gleich, "auch das müßten wir besprechen. Ich ziehe nämlich eigentlich nicht, gnädige Frau. Das heißt, ich bringe keine Möbel mit. Die Sache hat sich geändert ... vielmehr ich wollte mich nach Ihrem ursprünglichen Wunsch richten", log er plötzlich, "und habe beschlossen, meine Möbel doch nicht mitzubringen."

Witwe Mantsits' einziger Kummer bei der sonst vortrefflich geglückten Vermietung des Zimmers war der Umstand, daß der Mieter seine eigenen Möbel zu benutzen wünschte und sie daher die Sachen aus dem vermieteten Zimmer ins Eßzimmer, ins Schlafzimmer und in das leider noch nicht vermietete Hofzimmer hätte zwängen müssen. So hingegen änderte sich ja die Sache gewaltig. Und sogar zu ihrem Vorteil.

"Wirklich?" fragte sie zufrieden, "Sie bringen Ihre Möbel nicht mit? Haben Sie sie eingelagert?"

Paul wich der Antwort aus. "Ich denke", sagte er, "diese Lösung ist auch Ihnen lieber."

"Gewiß, viel lieber", bekräftigte Frau Mantsits. Welch ein Glück, dachte sie, so bleibt mir der ganze Rummel erspart. "Also Sie wollen heute abend noch einziehen, Herr Hegedüs?"

"Jawohl, heute abend", versetzte er, "und der Preis des Zimmers ..."

"Der Preis — ?"

"Ich meine, da ich das Zimmer möbliert benutzen werde, muß ich wohl etwas mehr bezahlen, nicht wahr?"

Frau Mantsits wurde es vor Dankbarkeit warm ums Herz. Es gibt also noch anständige Leute, dachte sie gerührt ... und zugleich dachte sie auch daran, daß Paul Hegedüs den Preis des Zimmers ohne zu handeln angenommen hatte und daß von einem Abzug wegen der nicht zu benutzenden Möbel kein einziges Wort gefallen war; wenn es also noch

Rechtschaffenheit gab, und zwar eine nach beiden Seiten gültige Rechtschaffenheit, so dürfte sie unter diesem Titel keinen Heller aufrechnen. Mein Gott, gewiß gibt es Rechtschaffenheit, und vor allem gibt es einen guten Willen zur Rechtschaffenheit, und lägen nicht in der braunen Schublade im Schlafzimmer Kriegsanleihen für zweiundsechzigtausend Kronen, und flöge nicht irgendwo zerstoßen in der Luft eine Spareinlage von achttausend guten, goldenen Friedenskronen, für die man noch Ende neunzehnhundertachtzehn ein Haus hätte kaufen können in Neupest oder in Kleinpest, oder ein schönes Grundstück in Buda statt der paar Kilo Fleisch und der paar Liter Milch, für die dieses noch zu Friedenszeiten gesparte Geld zu des guten Zoltans Lebzeiten verbraucht worden war ... wäre der gute Zoltán, Gott gebe ihm ewige Ruhe und Frieden, voriges Jahr nicht gestorben, gleichsam fliehend aus dieser elenden neuen Welt, oder wäre er auch gestorben, doch hätte er wenigstens jenes einstockhohe Haus in der Retek-Gasse hinterlassen, das auch er von seinem Vater geerbt hatte und das sie im Jahre neunzehnhundertfünfzehn an die Sparkasse verkauft hatten, um Kriegsanleihe dafür zu kaufen, und nicht bloß diese kümmerliche, niederträchtig schmale Pension von kaum zwei Millionen Papierkronen im Monat ... Mein Gott, so ist das Leben, dachte Witwe Mantsits bei sich, und indem sich ein kleiner schmerzlicher Seufzer ihrer Brust entriß, antwortete sie mit zur Seite geneigtem Kopf:

"Also zahlen Sie, sagen wir, hundertfünfzig- oder, sagen wir, hunderttausend Kronen mehr, Herr Hegedüs, auch das in der Hauptsache nur wegen des Bettzeugs, denn jetzt werden Sie wohl auch Bettwäsche benötigen, nehme ich an."

"Ja, Bettwäsche, ganz richtig", sagte er und wiederholte mechanisch: "Bettwäsche werde ich benötigen."

Da ging plötzlich mit einem Ruck die große braune Flügeltüre gegenüber auf, und im herausströmenden elektrischen Licht stand, wie ein schmaler Schatten, ein schwächtiges kleines blondes Mädchen, mit großen Augen, in kurzem Kleidchen.

"Mutti", sprach sie oder greinte sie vielmehr, und nahm von dein Fremden im Entrée keine Notiz, "Mutti! Komm sofort her! der Puffi ist unters Sofa gekrochen und rührt sich nicht, er knurrt nicht und bellt nicht ... Mutti, er schnauft nicht mal, ich hab' solche Angst, daß er vielleicht tot ist!"



"Ach wo, tot ist er nicht, Herzchen", tröstete die Mutter lächelnd. "Wer wird denn gleich weinen. Ich komme sofort und locke ihn dir unterm Sofa hervor. Jetzt komm du aber brav her und mach einen Knicks. Das ist Onkel Hegedüs ... "Sie überlegte einen Augenblick, "er kommt heute hierher und wird bei uns wohnen."

"An Stelle von Vati?" fragte das Kind, plötzlich getröstet, lebhaft.

Paul lachte, Frau Mantsits auch.

"Das nicht, du Dummchen", erklärte sie und griff unwillkürlich mit der linken Hand nach ihrem Haar. "Es gibt keinen zweiten Vati auf der Welt . . ." fügte sie erklärend, vielleicht auch ein wenig reumütig und rechtfertigend hinzu. "Der Onkel hier hat das Wohnzimmer gemietet und wird darin wohnen ..."

"Er ist also der Zimmerherr?" fragte die Kleine kurz.

Paul lachte wieder.

"Was die heutigen Kinder für ein Mundwerk haben!" sagte Frau Mantsits kopfschüttelnd, jedoch im stillen voll Stolz. "Na, komm mal schön her."

Mit raschen Schritten ging das Kind auf Paul zu. "Küß die Hand", klang es artig mit dünnem Stimmchen.

Paul beugte sich zu ihr hinab. "Wie heißt du denn, Kleine? Wie ich sehe, bist du ein liebes, wohlerzogenes Mädchen!"

"Ich heiße Maria Mantsits", antwortete sie freundlich und unbefangen, und dann fügte sie plötzlich wieder plappernd hinzu: "Onkel, ich gehe schon in die höhere Töchterschule, und Weihnachten hab ich einen Handarbeitskorb und Petöfis gesammelte Gedichte gewonnen, im Deklamieren!"

Eigenartig war die Kleine, wie sie da vor ihm stand, ihm frei in die Augen blickte und mit ihrer merkwürdigen, silberglänzenden dünnen Stimme klar und scharf die Worte sprudeln ließ. Zu beiden Seiten hingen ihr Zöpfe wie Mauseschwänzchen herab; ihre Augen waren groß und tiefblau; aus dem ganz weißen, fast ungesund blassen Gesicht leuchtete rot ein schmaler Streifen, ihr Mund. Merkwürdiges kleines Mädel, dachte Paul und führte freundlich die Unterhaltung weiter:

"So geschickt bist du also. Was hast du denn deklamiert, daß du so schöne Sachen gewonnen hast?"

In diesem Augenblick ertönte lautes Kläffen: in der offenen Tür stand ein unförmiges, struppiges Fellbündel und bellte mit wütendem, schrillum

Gekläff. Das Kind, wie von einer Feder geschneit, drehte sich um und rannte durch den Flur auf die Türe zu.

"Puffichen! Liebes, liebes Puffichen! bist du also doch nicht krepirt!" jauchzte die helle, silberne Kinderstimme auf, und gleich darauf flog hinter der Kleinen schallend die Tür ins Schloß.

Frau Mantsits lächelte mit um Nachsicht bittendem, aber glücklichem Blick.

"Ganz außer Rand und Band ist sie mit ihrem Hund!" sagte sie voll mütterlichen Stolzes, und dann fügte sie mit großem Ernst hinzu: "Sie kann wirklich sehr schön deklamieren. Jedes Gedicht, das sie liest, kann sie gleich auswendig und trägt es vor, daß es ein Vergnügen ist, zuzuhören! armes kleines Ding ..." Aber um nicht weich zu werden, ging sie schnell zu den sachlichen Fragen über: "Also, Herr Hegedüs, ich denke, wir sind einig, nicht wahr?"

"Jawohl. Ich zahle also hunderttausend Kronen für die Benutzung der Möbel oder der Bettwäsche, insgesamt achthunderttausend Kronen für das komplett eingerichtete Zimmer."

"Sehr richtig", pflichtete Frau Mantsits bei. "Ziehleute kommen also nicht, sondern Sie ziehn heute abend ohne Möbel ein, Herr Hegedüs."

"Heute abend, jawohl", antwortete er, "meine Sachen, meine Kleider meine ich, werden morgen oder übermorgen in einer Reisekiste gebracht."

Eine Reisekiste voll Kleider? dachte Frau Mantsits, das ist ziemlich viel. Eine vornehmer Mann. "Und Nachthemd? Zahnbürste? und saubere Wäsche für morgen?" fragte sie freundlich und vertraulich.

Nachthemd? Zahnbürste? nichts habe ich mitgebracht .. . wie wäre es, wenn ich sagte, sie möchte mir ein Nachthemd aus der Hinterlassenschaft des seligen Oberpostrats Mantsits leihen?

"Ja", sagte er dann ein wenig gedehnt, "diese Sachen .. die bringe ich noch heute mit, natürlich, jetzt gehe ich nach Hause ...", er stockte, "gehe zurück, sie holen."

"Schön", sagte Frau Mantsits, und als gute Hausfrau und geschäftstüchtige Zimmervermieterin fügte sie hinzu, "inzwischen lasse ich das Zimmer in Ordnung bringen, sauber gemacht haben wir zum Glück schon gestern." Und wie ihr jetzt zwei Worte einfielen, die beiden bescheidenen Worte, die in ihrem armseligen Plänemachen, in ihren geldgierigen Witwenräumen ständig wiederkehrten, die Worte: vornehme Pension, fragte

sie noch und neigte dabei höflich den Kopf: "Wünschen Sie für heute abend ein Bad? soll ich im Badezimmer einheizen lassen?"

Da mußte Paul an die alte Käthe denken. Die saß jetzt in der Küche vor dem Herd und heizte plärrend und flennend bei den immer wieder aufsteigenden Erinnerungen an alte Zeiten mit Heften, Federn, Bleistiften und tausend kleinen Dingen ein, brummend und wehleidig drehte und wendete sie dabei die wertvolleren oder hübscheren Stücke hin und her und behielt sie vielleicht für sich .. .

"Gut, lassen Sie bitte einheizen", sagte er mit ganz fremder Stimme. Dann verabschiedete er sich.

Nachthemd, Zahnbürste, etwas saubere Wäsche.

Also? Noch einmal zurückgehen? Dennoch? Zurück in die Andrásystraße? Wegen einer dummen Vergetßlichkeit? fiat dieses gezwungene Zurückgehen nicht zu bedeuten, daß man doch nicht fortlaufen kann, nicht flüchten, nicht loskommen kann? Man wird einfach zurückgetrieben. Man muß zurückgehen, wenn auch, dem Schein nach, aus keinem andern Grunde als ... um sich ein Nachthemd und die Zahnbürste zu holen?!

Kurz vor zehn Uhr langte Paul wieder in der Molnárgasse an, in Witwe Mantsits' Wohnung. Nein, — er war nicht nach Hause in die Andrásystraße zurückgegangen. Erst war er einige Minuten unschlüssig, mit gesenktem Kopf, seinen Gedanken überlassen in der Straße, in der er jetzt wohnen würde, vor den dunklen Häusern auf und ab geschlendert. Dann hatte er plötzlich einen Anlauf genommen. In der ersten Apotheke, wo Nachtdienst war, kaufte er Zahnbürste, Zahnpulver, Mundwasser und Seife. Dann ging er weiter. Im nächsten Café trank er eine Tasse Kaffee und aß zwei Brötchen dazu. Er ging weiter. Zuerst klingelte er in einem Haus auf dem Museumring an der Tür einer eleganten Wohnung unter vielfachen Entschuldigungen: der Freund, den er besuchen wollte, war nicht zu Hause; er ging weiter. Nun klingelte er in einem der alten Häuser auf dem Elisabethplatz; auch dieser Freund war nicht zu Hause. Er ging weiter, zu einem dritten Freund, auf die Podmaniczkygasse zu; am Ring bog er in eine Nebenstraße ein, aber dann ging er, ohne es zu merken, durch die nächste Querstraße nach der Andrásystraße, natürlich, das war ja der kürzeste Weg, und nun war er gezwungen, an jenem Haus vorbeizugehen, — deswegen werde ich doch

keinen. Umweg machen, lächerlich! — er ging auf der anderen Seite, wo es belebter war, und da rannte ihn einer der abendlichen Spaziergänger, zufällig gerade jenem Haustor gegenüber, zufällig an, oder er stieß zufällig mit dem Betreffenden zusammen, einerlei: beim Zusammenprall ließ er seinen Hut fallen, den er in der Hand getragen hatte, — dann hob er den Hut auf und staubte ihn ab; dabei blickte er, zufällig, zu den Fenstern auf, alle zehn Fenster waren dunkel, die ganze Etage war dunkel; eine Sekunde blieb er noch stehen, dann ging er weiter.

Dieser Freund war zum Glück zu Hause; er borgte sich von ihm ein Nachthemd, eine Unterhose, ein Paar Strümpfe und ein weißes Sporthemd, bei dem die Kragenweite nicht wichtig war; das ansehnliche Paket unterm Arm, verabschiedete er sich rasch. Na also, es klappt ja alles. Und kaum zwanzig Minuten später, kurz vor zehn, klingelte er wieder bei Frau Mantsits. Sie öffnete ihm erwartungsvoll, mit Schwung die Tür seines Zimmers und nahm befriedigt seine Anerkennung in bezug auf Ordnung, Sauberkeit und blütenweiße Bettwäsche entgegen; dann nahm sie mit Dank, den Kopf eigenartig zur Seite gedreht oder eher abgewendet, die acht Hunderttausendkronenscheine von ihrem Mieter in Empfang, wünschte gute Nacht und angenehme Träume und ging aus dem Zimmer. Paul stand am Fenster und starrte auf die dunkle Gasse, als wenige Minuten später ein winzig kleines Dienstmädchen eintrat und meldete, daß das Bad fertig sei. "Das Bad?" fragte er abwesend, "danke, ich habe bereits heute früh gebadet." Das Bauernmädchen gaffte ihn an und kicherte. Die gnädige Frau habe doch gesagt, sie solle für den Herrn im Badezimmer einheizen, na sowas. Ach ja, natürlich. Ich habe ja das Bad bestellt. Wozu eigentlich? Dann ging er ins Badezimmer. Das heiße Wasser in der Wanne wartete auf ihn; oben auf dem Wasser schwamm ein langes schwarzes Haar. Tiefen Ekel fühlte er plötzlich. In Zukunft werde ich mir das Wasser selbst einlaufen lassen, dachte er, während er das Haar mit der Scheuerbürste herausfischte, man soll sich mit meinem Bad nichts zu schaffen machen. Wut packte ihn. Ich werde nicht täglich baden! so gut geht es mir nicht, daß ich mir jeden Tag ein Bad leisten könnte! kann mir vorstellen, was sie dafür rechnet. Er setzte sich nicht in die Wanne, stellte sich nur unter die Brause und duschte sich heiß ab, rieb sich mit dem bereithängenden Badetuch trocken und ging rasch in sein Zimmer. Schön ordentlich ist es hier, dachte er, als er sich ins Bett legte. Das Bett ist sauber und bequem, ob der Postrat früher darin

geschlafen hat? — Es war still; durch das offene Fenster strömte laue Luft herein, später erhob sich ein leichter Wind und ließ die braunen, befransten Por-tièren flattern. Dann tutete irgendwo, von der Donau her, zweimal kurz ein Nebelhorn, und von der Straße klang das tiefe, dumpfe Zuschlagen einer Haustür. Mit offenen Augen lag er im Bett, umwoben vorn Lichtkreis der kleinen Nachttischlampe, ohne Gedanken in der Stille. Später tönte aus dem Nebenzimmer durch die verschlossene und mit einem Schrank verrammelte Tür leises Kläffen und dünnes, langgezogenes Winseln. Pufft hat unruhige Träume. Merkwürdiges Mädelchen, hat eine eigentümliche, scharfe, klare Stimme und ein sonderbares, nicht kindliches Gesicht. Höhere Töchterschule, erste Klasse wohl, zehn oder elf Jahre alt muß sie sein. Und die Frau, die Witwe Mantsits. Wie leuchteten ihre Augen auf, als sie das Geld bekam. Gewiß hat sie sich so komisch abgewendet, als sie die Scheine in die Hand nahm, um sie heimlich oder nur in Gedanken zu bespucken. Auch den Mund hat sie so komisch gespitzt. Aberglaube. Gute Nacht, angenehme Träume. Gewiß dachte sie, wenn sie abergläubisch ist, daran, daß die Träume, die man in einem neuen Zimmer, in einem neuen Bett in der ersten Nacht ... Im neuen Zimmer, im neuen Bett, im neuen Leben .. .

Er drehte das Licht aus. Neues Leben, dachte er, als er sich im Dunkeln ausstreckte, alles, was zum alten Leben gehört, was früher war, ist dort im andern Zimmer geblieben.

Was war es, das von Paul Hegedüs an diesem Abend abfiel? Was war es, das auf der Andrassystraße in jenem Zimmer zurückblieb?

Zweiter Teil

DAS IDYLL

## Angst

Im Anfang war die Angst.

Sie kam immer gegen Abend. Der Tag ist noch etwas Herrliches: da ist es hell, und wenn man sich auch nach Tisch schlafen legen muß, scheint doch durch die hier engeren, dort breiteren Spalten der Jalousie von der Straße das weiße Licht herein. Dieses Licht kann man ansehen, man kann sich daran klammern, es fest umarmen, — es ist Tag, es ist hell! — bis einem die Augenlider schwer werden, der Atem gleichmäßig und lauter wird: man merkt es gar nicht und schläft bereits. Und wenn man vom Nachmittagsschlaf aufwacht, sieht man, daß glattes weißes Licht durchs Fenster hereinströmt, durch das weiße Sieb der Gardine. Nichts Schlimmes gibt es, es ist hell, es ist Tag. Tag ... vielerlei tut man am Tage, angefangen damit, daß man in der Wiege oder im Kinderwagen liegt, weint oder still ist, mit den Händen fuchelt, manchmal lächelt und angeblich nichts von der Welt weiß. Die Erwachsenen leben in diesem Glauben. Dabei stimmt es nicht. Was mag das sonderbare große Etwas sein, das sich ganz nahe über unsern Kopf beugt und aus dem so eigenartige Geräusche kommen? Irgendwann wird uns dann einmal klar, daß dieses sonderbare Etwas Großmamas Kopf war, und der Lärm, den wir hörten, bedeutete in menschlicher Sprache so viel wie: tschitschischi, tschitschischi! Die Welt wird von Tag zu Tag weiter: eines Tages setzen wir uns allein im Wagen auf, eines Tages fangen wir an, allein zu laufen auf der weichen Matratze zwischen den weißen Gittern der Gehschule, eines Tages sprechen wir das erste verständliche Wort aus, und eines Tages begreifen wir, im weißen Kleidchen zum Spaziergang bereit in der Mitte des Zimmers stehend, wie Vater stolz auf uns zeigt: "Mein Sohn! schon ein ganz erwachsener junger Mann!" Wenn wir auch noch nicht genau wissen, was das heißt: ein Jahr alt, zwei Jahre, drei Jahre, vier Jahre alt, — so ist doch sicher, daß die Welt mit uns zusammen wächst, und daß der helle Tag niemals schlimm ist. Man spielt, man ißt, man plappert, geht spazieren, lauscht Märchen, ist unter Erwachsenen, — man sieht Dinge, und je nachdem, ob sie einem gefallen oder nicht, beschäftigt man sich mit ihnen oder greift nach etwas anderem. Jeder Tag bringt hundert neue sehenswerte Sachen, — die einfachen oder komplizierten Ereignisse und Erscheinungen der Welt steigen oder sinken zum richtigen Maß und Sinn im Kinderzimmer,

in Vaters Mund, auf Mutters Schoß, oder an der Amme Hand auf der Straße spazierengeführt. Zwischen Fremd und Bekannt gibt es keine scharfe Grenze, das Ich-wünsche-mir liegt ganz nahe bei dem Ich-habe-bekommen. Man ist niemals allein, denn wenn auch gerade niemand im Zimmer ist, so ist doch das Licht da und der Lärm von der Straße, und wenn man am Fenster auf den kleinen weißen Stuhl geklettert ist, sind gleich hundert Menschen bei einem. Aber inmitten all des Guten und all des Lichts und all des Lärms taucht plötzlich jenes sonderbare graue runde große Etwas in mir auf, — und wenn ich auch schon weiß, daß ich mich beine unerwarteten Aufgehen einer Tür, bei einem ungewohnten Ton oder irgendeiner fremden Sache an Großmamas Gesicht zurückerinnere: gleich ist auch, selbst am allerhellsten Tage, jenes Unbehagliche in mir, das um so schlimmer ist, als es unweigerlich jeden Abend kommt, und man sich nicht daran gewöhnen kann.

Denn es kommt gegen Abend, jeden Tag. Sowie es anfängt zu dunkeln, beginnt auch das. Zuerst ist es wie Schläfrigkeit oder Müdigkeit. Das Abendessen schmeckt nicht, die Bissen wollen mir nicht die Kehle hinunter. Alles wird farblos und verlangsamt sich. Die Lampe brennt im Zimmer, und plötzlich sind Schatten an der Wand. Aber nicht solche wie beim Sonnenschein, vormittags auf dem Spielplatz und im Zimmer: sie haben andere Formen und andere Farben, diese Schatten. Und dann mit einemmal ist es Abend, ganz Abend; jetzt kann man nicht einmal mehr spielen, und überhaupt, nichts kann man mehr machen. Mutter kommt und sagt mir gute Nacht; auch Amme Eva verabschiedet sich und macht das Gitter am Bett hoch und löscht das Licht aus. Jetzt ist es ganz dunkel, — nein: in Wirklichkeit ist es gar nicht ganz dunkel, nicht mehr. Vom Fenster her, durch die Ritzen, die am Nachmittag das schöne weiße Licht hereingelassen haben, kriechen jetzt gelbe Lichter ins Zimmer, auf die Wand, auf die Decke, auf die weißen Schränke, überallhin, — langsam, vorsichtig, leise kommen sie. Und hinter ihnen die Angst. Sie hat keinen Körper, keine Form, keinen erklärbaren Inhalt, keinen faßbaren Sinn. Sie ist nicht wahrzunehmen, und dennoch ist sie da. Ein Jemand oder ein Etwas? Man kann es nicht wissen und nicht erfahren. Es ist allein und dennoch zu Tausenden, ist nirgends und ist doch überall. Hier zuckt es auf, da lärmt es, dort — und das ist das Schlimmste — schweigt es. "Eva ... Eva! oh — "

"Was ist denn, Kind? bist du aufgeschreckt? mach brav die Äugelchen wieder zu und schlaf schön ein ..." Die dumpfe Angst fliegt für einen



Augenblick davon; wie gut ist Evas warme große Hand. Eine Dummheit, sich zu fürchten. Es ist ja gar nicht so dunkel, man kann durch das Gitter ganz gut die Gegenstände sehen, den Wickeltisch, den runden Tisch, den Spielsachenschrank, Amme Evas Schlafsofa, den Kleiderschrank, — oder .. , sieht man doch nicht ganz gut? Und das Weiße da, ist das vielleicht doch nicht der Schrank? Und nun fängt der Wettlauf, oder vielmehr das Wettkriechen an. Mit bleiernen Beinen jagen einander Schlaf und Angst; einmal ist das eine vorn, einmal das andere, — gewöhnlich siegt zum Schluß der Schlaf, er erreicht die Angst und verschlingt sie und sitzt triumphierend auf dem Bett, mit tiefem, blindem, schwarzem Frieden oder beunruhigend vielfarbig ... "E — Eva —!" O Gott, wie schrecklich ist alles — o Gott — — Und jetzt ist an der anderen Wand ein langer, warmer gelber Streifen, und man hört eine flüsternde Stimme: "Eva? schlafen Sie? warum stöhnt das Kind?!" Oh, jetzt darf man sofort rufen, glücklich, über die Angst hinweg und auch vorn Schlaf befreit, — man darf und kann sprechen, quengelig und schmeichelnd, mit dünnem Gejammer: "Muttiil!"

"Schläfst du noch nicht, Herzchen? warum denn nicht? Eva! wie heiß das Kind ist! haben Sie ihm auch nicht zu viel zu essen gegeben?"

"Nein, gnädige Frau, er hat nicht mehr gegessen als immer!"

"Muttiil komm zurück, setz dich zu mir ans Bett .. , laß das Gitter runter!"

"Nein, jetzt nicht, Paulchen, jetzt mußt du schön schlafen, hast du schon dein Abendgebet gesagt? dreh dich brav auf die Seite ..."

"Muttiil erst komm her! ... wo warst du?"

"Im Theater, Herzchen."

"Im Theater? wo ist das Theater?! was ist das Theater?! warum warst du im Theater!"

"Das werde ich dir einmal erzählen, wenn du größer bist und bis dahin schön brav warst."

"Muttiil wann werde ich größer?!"

"Nun.. bald, aber jetzt wird geschlafen, hörst du, nicht daß Vati erfährt, daß du noch nicht schläfst! wer wird denn morgen früh aufstehen, frühstücken, turnen, spazierengehen, mit Mutti spielen, wenn du jetzt nicht sofort brav einschläfst?!" Ja, jetzt kann man schon einschlafen ...

"Was ist denn, Kind?" fragt draußen Vater, "warum warst du drin beim Jungen?" "Er hat gequengelt", sagt Mutter, "ich hab' mal nachgesehen, ob ihm nichts fehlt."

"Du mußt ihn nicht so verwöhnen", meint Vater. "Eva schläft ja bei ihm, sie wird schon merken, wenn ihm etwas fehlt. Wenn du ihm gute Nacht gesagt hast, brauchst du nicht noch einmal zu ihm hineinzugehen. Davon wird auch Georg wach ..."

"Georg ist nicht wach geworden", antwortet Mutter, "der schläft wie ein Bär." Dann setzen sie sich an den Tisch und essen zu Abend. Vater spricht vom Theater. Man mag sagen, was man will, "Die Weber" sind ein Meisterwerk, es ist auch gut gespielt worden, aber dieses Stück bleibt ein Meisterwerk, selbst wenn es schlecht gespielt wird. Ja, sagt Mutter, das sei wohl wahr, aber sie möge die düstere, gespannte Aufregung nicht, die das Stück ausströme. Man käme ja ganz zerschlagen aus dem Theater. Vater ißt und spricht von den Zielen und der Bedeutung des Theaters, das sei es ja eben, auch das Theater habe seine geistige und soziale Bestimmung, die es dann erfülle, wenn der Zuschauer den Saal nicht so verlasse, daß er zu Hause nicht mehr wisse, was er gesehen und gehört habe. Diese ernstesten Dramen ... — und spricht und ißt; Mutter hört zu und denkt dabei, wie heiß der Kleine sich angefühlt habe und wie entsetzlich es für so eine arme elende schlesische Webersfrau sein müsse, mit den vielen kleinen hungrigen, kranken Kindern. Vater ist fertig mit dem Essen, — Mutter hat auch ein paar Bissen von dem kalten Mahl gegessen, — und steht auf. "Komm schlafen, Kind, ich bin ein bißchen müde." Dann gehen sie ins Schlafzimmer. Vater zieht sich schnell aus und legt sich ins Bett, Mutter ist noch im Badezimmer. Ein guter Tag war das heute, denkt er, ein starker Tag, viel und gute Arbeit, genußreiche Ablenkung am Abend, und jetzt ruhen wir uns aus. "Kommst du bald, Kind?" fragt er leise nach der offenen Badezimmertür hin.

Jetzt ist es still, Schlaf und wohlthätige Ruhe herrschen im Hause; die Minuten laufen stumm und emsig, um von neuem den Tag, die Arbeit, die Wirklichkeit zu holen.

## **Die Wirklichkeit: Das Kleine Reich und das Große Reich**

Das Kleine Reich schimmert in Weiß und Glas, es ist einfach, unkompliziert und traut, es ist, als summe es ständig leise. Schon frühmorgens scheint die Sonne durchs Fenster, erst durch die schmalen Spalten der Jalousie, dann, aufgelöst in hunderttausend glitzernde Punkte, durch die weiße Gardine, und dann, wenn Amme Eva die Gardine zurückzieht und das Fenster öffnet, brennend und jauchzend in vollem Triumph. Sie scheint gerade dorthin, wo der Spielsachenschrank steht. Wie das Schaufenster einer Spielwarenhandlung ist dieser Schrank; alle Spielsachen liegen geordnet an ihrem Platz, reinlich und begehrenswert, nur ein wenig feierlicher als nötig. Das ist wegen der Glastür. Allerdings hat das auch seinen Vorteil: so, hinter der Glasscheibe, kommt einem jedes Stück, das man herausnimmt, wie neu vor, und da nach beendetem Spiel alles wieder hinter die Scheibe zurückgeräumt werden muß, bekommt man nichts über. Man braucht sich nur vor dieses Schaufenster zu stellen und zu wählen, — aber, gestehen wir es ein, für einen Spielzeugladen ist der Schrank doch nicht vollständig genug: denn er enthält nichts aus Metall, nichts, das zum Stechen oder Schneiden bestimmt ist, keine Soldaten, kein Gewehr, keinen Säbel und keinen Helm. Hübsch und rein sind die Spielsachen, ein besonderes Staubtuch und ein besonderer Wedel, die zu nichts anderem benutzt werden dürfen, säubert sie. Wenn großes Spielen vorbereitet wird, — es ist nicht zu leugnen, daß diese in der Familiensprache "großes Spielen" genannte Beschäftigung eine ziemlich umständliche Sache ist, — wird zuerst aus der Ecke der zusammengerollte weiße Linoleumteppich hervorgeholt und auf den dicken weißen Filzteppich gebreitet: beim Spielen soll kein Staub aufgewirbelt werden, — dann kommt das Tischwegschieben, damit man sich an den Tischbeinen nicht stößt, dann kommt das Auswählen des Spielzeugs, das Herausnehmen aus dem Schrank, das Hinsetzen ... oft ist man der ganzen Geschichte schon überdrüssig geworden, bevor man anfangen kann. Gern möchte man manchmal etwas herausnehmen, bloß so ... ganz einfach, aber das geht nicht: Mutters sanfte und erklärende Worte und Evas strengeres, dogmatisches Verbot sind das Hindernis. Daher steht auch häufig

auf dem Programm das "kleine Spiel", zu dem nicht so viele Vorbereitungen nötig sind.

Ein Zeitungsblatt, das Vater unvorsichtigerweise im Zimmer hat liegenlassen und das Eva noch nicht bemerkt hat, kann man ohne jede Umständlichkeit und mit um so größerem Vergnügen in hundert Stücke reißen; man kann sich heimlich auf den großen blauen Ball setzen und so lange darauf sitzen, bis er platzt; von Evas Chaiselongue kann man der Reihe nach die nußgroßen Zierknöpfe abschrauben und durchs Zimmer werfen; man kann auf den Stuhl klettern und die elektrische Lampe an- und ausdrehen; und eine nicht zu verachtende Sache ist es, mit Georgs Holzhammer von der Tischkante den weißen Lack abzuschlagen. Es kommt ja manchmal vor, allerdings nur sehr selten, daß einige Minuten lang weder Mutter noch Eva im Zimmer ist. Dann ist man allein und macht, was man will, und wenn man zu nichts anderem Lust hat, hält man stille Umschau im Kleinen Reich. Neben dem Spielschrank steht der weiße Kleiderschrank; wenn man ihn aufmacht, strömt reiner kühler Geruch heraus. Es sind Bretter darin und Haken und unten zwei breite tiefe Schubladen, alles muß immer in Ordnung und an Ort und Stelle sein und ist es auch; Eva merkt gleich, wenn ich die weißen Knöpfschuhe zwischen die Nachthemden stecke, und dann bekomme ich Schelte, aber das macht nichts, das gehört zu den ziemlich interessanten "kleinen Spielen". An der Wand steht das Bettchen mit dem Gitter, das nicht mehr so sicher schützt wie früher einmal, weil man die Stange auch selbst aushängen kann, dann läßt man das Gitter herunter und klettert aus dem Bett. Eventuell fällt man heraus, — macht nichts, das Bettchen ist niedrig und der Filzteppich dick. Da ist der Wickeltisch, heute dient er bloß noch dazu, daß Eva mich hinaufsetzt beim Schuhe anziehen: so braucht sie sich nicht zu bücken, wenn sie mir die Schuhe zuschnürt. In der Mitte des Zimmers befindet sich der große runde Tisch mit der weißen Wachstuchdecke; um ihn herum stehen vier sehr niedrige weiße Stühle mit Armlehnen und Rohrgeflecht, von denen fällt man auch nicht leicht herunter; und an der andern langen Wand Evas Kleiderschrank — immer zugeschlossen — und ihr Schlafdiwan mit der Schublade für das Bettzeug, die, abweichend von allem Brauch, gleichfalls einen Schlüssel hat und immer abgeschlossen ist, damit man nicht hineinkriechen kann und womöglich darin erstickt. Eine zweiteilige, schöne, glatte weiße Gardine hängt vor dem Fenster; ein kleiner Spiegel in weißem Rahmen an der Wand; an einer dicken

weißen Schnur eine Lampe mit weißer Glasglocke, — das ist das Kleine Reich. Hier ist alles für Paul da und hütet ihn zugleich; die Grenze des Kleinen Reiches sind vier Wände, aber sein Gebiet ist unendlich, denn es ist überall dort, wo Paul gerade ist: im Großen Reich, wenn er sich hie und da einmal dorthin wagt, oder auf der Straße und auf dem Spielplatz, wo er täglich mit Amme Eva zu sehen ist. In diesem frühen Alter ist das Kleine Reich der sich ins Unendliche dehnende Zauberkreis, den man nicht überschreiten kann, — wozu auch? Das Kleine Reich stellt heute die größere Hälfte der Wirklichkeit dar, das Kleine Reich, das mit seinem blinkenden Weiß, seinem Sonnenlicht, seiner Sauberkeit, seinem Wohlgeruch vor allem Bösen schützt, und dessen Gesetze und Gebote milde sind und leicht zu erfüllen. Die rebellische Lust zum Zeitungzerreißen, zum Tischverderben flaut rasch ab in diesem reinen Weiß, man ist im allgemeinen artig und vor allem, man betet brav jeden Morgen und Abend, heult nicht, wenn einem das Haar gewaschen wird, und wenn man auch die Schokolade, die Großmama mitgebracht hat und die versehentlich auf dem Tisch liegen geblieben ist, auf einmal aufgegessen und nun davon Leibschmerzen hat, nimmt man, ohne zu mucksen, das milde Abführmittel ein.

Und der einzige Mensch, der, außer Paul und Eva, von den Erwachsenen würdig ist für das Kleine Reich, ist Mutter. — Vater und Mutter sind eines Tages gegen Abend im Kinderzimmer. Es war Schiffchenschwimmen gespielt worden in der kleinen Wanne, und dabei war ein Unglück passiert: der Pfropfen war herausgefallen, — nein, er war nicht herausgefallen, sondern Paul hatte als "kleines Spiel" mitten im Zimmer den Pfropfen aus der Wanne gezogen, und nun schwimmt das ganze Kleine Reich. Paul steht in der Ecke mit gesenktem Kopf und roten Wangen. "Weißt du", hört er Mutter aufgeregt zu Vater sagen, ganz unverhohlen erregt und unbedacht, "ein Kind schreit man nicht so an! Kinder kann man nicht mit Drohen und Erschrecken erziehen, sondern nur mit guten Worten! ..." Mutters Stimme zitterte, Vater ging im Zimmer auf und ab, aus seinen blauen Augen schoß manchmal ein greller Blitz auf seinen Sohn, und wie er jetzt Mutter antwortete, bebte auch seine Stimme. "So?!" sagte er, "so?! nur mit guten Worten?! da hast du deine guten Worte, liebes Kind!" und wütend zeigte er auf die Pfütze. "Jawohl, mit guten Worten? also dann sind wir in diesem Punkt nicht einig, liebes Kind! dann sind wir nicht einig!" und noch

viele Male wiederholte er: "dann sind wir nicht einig". "Ich bin der Meinung", fuhr er dann fort, "daß eine herzhaftes Ohrfeige mehr wert ist als hundert gute Worte! das laß dir sagen, mein Kind, merk es dir!" Dann schwieg er, stand noch eine Weile da und ging wieder auf und ah, brummte und war nicht einig, — dann ging er hinaus, die Türe schlug er energisch hinter sich zu. Im Kleinen Reich war es wieder still. Mutter schwieg; Paul stand in der Ecke und wußte nicht, was er machen sollte; er hätte weinen mögen, aber es wäre auch nicht schlecht gewesen zu lachen, wenn man das hätte tun dürfen; also stand er nur da und schwieg. Erst nach einer langen Weile fing Mutter an zu sprechen. "So etwas darfst du nicht wieder tun, Herzchen", sagte sie leise. "Du darfst Vater nicht ärgern. Und Mutter keinen Kummer machen." Dann fing auch Paul an zu reden. "Aber Mutti", sagte er ruhig und aufrichtig, "ich wollte wirklich ... ich habe bloß gespielt ..."

"Ich weiß", sagte Mutter und ging dann gleich aus dem Zimmer. Marie, das Küchenmädchen, holte den Eimer und begann, das Wasser aufzuwischen. Drei Eimer Wasser wischte sie auf, dann wurde der Filzteppich aufgenommen und auf den Hof getragen zum Trocknen. Als wieder Ordnung herrschte, machte sich Amme Eva über den Spielschrank her und rieb und polierte wild und brummend die Scheibe glänzend. "Was werde ich heute noch deinetwegen zu hören kriegen", sagte sie, zweimal sogar, und war nur schwer wieder versöhnlich zu stimmen. Also: Vater ist gar nicht selten böse, auch Eva kann man leicht erzürnen, — nur Mutter ist diejenige, die nie, nie böse ist, nie schimpft, nie straft. Mutter gehört wirklich ins Kleine Reich.

Das Große Reich begann an Georgs Tür.

Eine verwickelte, geheimnisvolle Welt. Wenn man größer wird, verspürt man so oft Lust, sie zu entdecken und in ihre geheimen Winkel einzudringen, und so oft nimmt man wieder Reißaus. Da sind zunächst die Farben. Außer in Vaters Zimmer, dem Sprechzimmer, gibt es im Großen Reich keinen weißen Gegenstand; auch dort sind nur ein paar Stücke weiß, und deren Bestimmung ist einem völlig unklar. Die übrigen Möbel prangen in Farben. Da gibt es Braun und Bordeaux und Schwarz und Dunkelgrün und Gelb und Rot; überraschend beunruhigend, schwer, sich daran zu gewöhnen. Und die Formen. Das soll ein Tisch sein? Diese unabsehbare mit einem bunten Teppich bedeckte Fläche, dieses riesige viereckige Ding, das allein beinahe so groß ist wie das ganze Kleine Reich?! Nein, das ist kein Tisch, denn es ist

nicht weiß, nicht rund, und es ist keine Wachstuch-decke drauf. Das soll ein Schrank sein? braun und ohne Bretter darin? und auch der Geruch ist anders als der im richtigen kleinen weißen Schrank. Das sollen Stühle sein? wo kein bißchen Rohrgeflecht dran ist, und fast so groß wie das richtige Bettchen. Und das sind Betten? die das halbe Zimmer einnehmen und nicht an der Wand stehen, sondern mitten ins Zimmer hinein, und wo eine blaue Decke drauf liegt. — "Ja: das sind große Tische und große Stühle und große Schränke und große Betten, solche wirst du auch benutzen, wenn du erwachsen bist ..." Das wird gewiß schön und interessant sein, es ist bloß so schwer, es jetzt zu verstehen, sogar es zu glauben, ist nicht leicht. Und dann: die Spiegel. Nichtsahnend, wenn auch ein bißchen gespannt, übertritt man die Grenze des Großen Reichs und macht sich auf den Weg, gewöhnlich allein, — geht los und ist voll Interesse und möchte die Dinge alle wissen, — und plötzlich blitzt einem irgendwoher ein Spiegel entgegen: da stehe ich dann jemandem gegenüber, der mein Kleidchen anhat und dessen Kopf nicht Mutters, nicht Vaters, nicht Georgs, nicht Evas ist, niemandes, den ich kenne — und hinter ihm, also mir gegenüber, da ist das Zimmer, aus dem ich gekommen bin, und nicht das, in welches ich gehen wollte! Da muß ... da muß man sich umdrehen und müßte weglaufen und ... das beste wäre, zurückzugehen ins Kinderzimmer ... Aber nein, sagt man sich und schließt für ein paar Sekunden die Augen, weiter, nur weiter, der Spiegel ist aus Glas und tut einem nichts, man erschrickt nur vor ihm, wenn man nicht daran denkt, daß gerade dort ein Spiegel ist, und der, den ich darin gesehen habe, das bin ich selbst, und ich brauche keine Angst zu haben, und wenn ich jetzt nicht weiter gehe, wie komme ich dann in die Küche zu Käthe?! Also vorwärts, — aber der Spiegel ist doch nichts Gutes, man soll lieber nicht hineinsehen. Doch die Bilder an den Wänden sind sehr schön, allerlei schöne Wiesen und Berge und Häuser und Menschen. Schade, daß sie bunt sind und nicht weiß. Wenn ich einmal erwachsen bin und viel weiße Farbe habe, male ich sie alle weiß. Auch die Bilder von den alten Frauen und Männern, die im Schlafzimmer hängen, wie viele sind da, Vater und Großvater und seine Mutter und ... na, alle die andern. Die "Familiengalerie". Wie groß das Große Reich ist, wie groß die Zimmer sind und wie viele Zimmer da sind, die Türen stehen alle offen, man kann leicht durch alle hindurchgehen, braucht sich nicht zu recken nach den Klinken. Auch hinten kann man gehen, über den Flur, aber das ist kein guter Weg, weil es dort dunkel ist, lieber hier herum,

— von hier gelangt man schon ins Vorzimmer, und das da ist die Küchentür ... Denn der interessanteste Teil des Großen Reichs ist der, der jenseits des Vorzimmers und des langen dunklen Flurs liegt. Die Küche mit den schönen weißen Möbeln, mit den aufregenden und scharfen und angenehmen oder schlechten Gerüchen. In der Küche kocht Käthe, die große blaue Schürze um. Die Küche riecht nach Käthe, auch das Zimmer, wenn sie manchmal hereinkommt. Käthe gibt mir immer ein Stück Butterbrot, manchmal schmiert sie auch Mus darauf, —"iß nur schön auf, mein Goldkind, aber iß es hier in der Küche auf, und wisch dir den Mund nachher ab, damit wir nicht beide Schelte bekommen." Auch Käthe ißt oft große Schnitten Butterbrot, und Marie auch, — dann ist Marie gegangen, und nach ihr ist Julie gekommen, dann ist sie auch gegangen, und da hat Käthe gesagt, sie hat ein kleines Baby bekommen, und das ist sehr komisch, denn Julie ist schon ein großes Mädchen und ein Dienstmädchen und soll nicht mit Babypuppen spielen, sondern arbeiten. Und dann ist Rosa gekommen, dann Therese, dann Martha. Käthe und die Stubenmädchen wohnen neben der Küche in dem großen Zimmer, aber das Küchenmädchen, erst die kleine Käthe, dann die Bora, dann die Irma, die schläft am Ende des Flurs in der kleinen Kammer, im kleinen Eisenbett. Auf dem Entdeckungsweg guckt man auch dort mal hinein, in all das interessante Gerümpel, und auch in die Speisekammer und in den Besenschrank, wo es nach Benzin und Wachs riecht, — und dann plötzlich ist es aus mit dem Spaß; Amme Eva kommt, ärgerlich und erschrocken, "um Gottes willen, wenn unterdessen gerade die Herrschaften nach Hause gekommen wären!" Vorbei mit dem Ausflug: "Wo steckst du denn wieder, Junge! komm sofort ins Kinderzimmer! ein kleiner Junge hat bei den Dienstboten nichts zu suchen!" Bei den Dienstboten! so sagte Eva, aber das hieß nicht, daß sie sich auf lächerliche Weise als Herrschaft fühlte. Sie war bloß immer auf der Seite der Herrschaft, war bemüht, sie zufriedenzustellen, und haßte ihre Schicksalsgenossinnen, hinter deren Unterwürfigkeit sie undeutlich das Klassenbewußtsein herausfühlte. Und obwohl sie sich im Grunde genommen als zu ihnen gehörig empfand und vor der Herrschaft oft in bezug auf sich selbst den Klage-ton der gehetzten, "armen Dienstboten" anstimmte: war sie doch eifrig bestrebt, die andern zu überragen, wenn auch nur dadurch, daß sie zeigte: sie gehörte nicht zu ihnen. Also: ein Herrschaftskind hat bei den Dienstboten nichts zu suchen, — rasch zurück ins Kleine Reich. Unbefriedigt in seinem Verlangen nach neuen



Dingen, in seiner Abenteuerlust gestört und unter tüchtiger Schelte wegen der vom Pflaumenmus klebrigen Finger kehrte Paul gewöhnlich glücklich und zufrieden ins Nest zurück. Denn das Verhältnis der Dinge war ungleich, und wenn das heimlich und verbotenerweise verzehrte Musbrot auch die Gefahr des Erwischtwerdens aufwog, so war doch jeder beliebige neuentdeckte Winkel den Schrecken nicht wert, der einen plötzlich überfiel in der Dunkelheit, beim Aufzucken der bunten Lichtschlangen und der angstvollen bösen Träume. Sicherheit und Friede waren nur im Kleinen Reich.

Aber das Verhältnis der Dinge ändert sich beständig. Tage vergehen, Nächte entschwinden; und unterdessen, kaum merklich, geschehen seltsame Dinge, deren Bedeutung einem erst später, im Ablauf vieler Jahre, klar werden kann. Der Eßzimmertisch ist kleiner geworden, nicht viel, bloß so viel kleiner, daß er nicht mehr riesig ist; das Tischchen im Kinderzimmer ist abgenutzt, und wie wenn es häßlicher geworden wäre. An den Spiegel hat man sich gewöhnt, wenn auch nicht ganz, aber man erschrickt nicht mehr vor ihm; auf dem kleinen weißen Spiegel im Kinderzimmer sind Flecke entstanden, und es ist, als sei er trübe geworden. Einmal hat man sich in Mutters großem Bett gewälzt, wie fein und weich das ist, und wie viele Kissen! und das Gitterbettchen ist kürzer geworden und wohl auch härter. Die Stehuhr im Eßzimmer schlägt tief und laut wie eine Glocke; an der Kinderzimmeruhr ist einer von den drolligen Kuckucks heiser, und der andere ist ganz verstummt. Vor kurzem noch fremde Gegenstände bekommen von einem Tag zum andern einen Sinn, andere wiederum bergen neue Geheimnisse, die man schrecklich gerne wissen möchte. Die Dinge werden überhaupt kleiner, und es ist ganz natürlich, daß sie da sind. Und als ob man die alten, wirklich kleinen Sachen des Kleinen Reiches weniger liebte als einst. Die Gespräche der Erwachsenen sind verständlicher geworden und klingen nicht mehr wie Reden in fremder Sprache — man horcht auf bei diesem und jenem und fragt und fragt. "Ja, Herzchen, Vater ist Arzt, er macht die Kranken gesund, und dafür bekommt er von den Kranken Geld. Geld bekommt er dafür deshalb, weil das Heilen sein Beruf ist, seine Arbeit, so wie das Säen und Mähen auf dem Felde der Beruf des Landmanns ist, und wir leben von dem Geld, das Vater auf diese Weise verdient. Leben davon so, daß wir alles von dem Geld kaufen, das er verdient; in vielen Geschäften kaufen wir, Herzchen: Brot, Butter, Fleisch, und wir bezahlen demjenigen,

dem dieses Haus gehört, dafür, daß wir hier wohnen. Der Hauswirt? der arbeitet auch, natürlich, vielmehr er hat gearbeitet, als er das Haus bauen ließ, und dafür zahlen ihm jetzt ... nein, als er das Haus bauen ließ, hat er nichts bezahlt bekommen, da hat er die Arbeiter bezahlt, die das Haus gebaut haben und also ... das wirst du alles in der Schule lernen, wenn du größer bist. Wenn du so groß bist wie Georg. Ja, wenn du erwachsen bist und nicht mehr in die Schule gehst, wirst du auch arbeiten, wirst auch Arzt, gut?"

"Ja, fein." Es strömen die Fragen; jeden Tag erfährt man etwas, was man noch nicht wußte, und wenn man auch nicht alles glatt versteht, so lösen sich langsam die Begriffe voneinander, bekommen Umrisse, und während sie manchmal wechselseitig die Rätsel lösen, führen sie die Gedanken auf hundert neue Wege. Ich bin Paul Hegedüs, ein größerer Junge, mein Vater ist Doktor Ludwig Hegedüs, Arzt und schon ganz groß, und seine Eltern ...

Die Bilder hingen rechts und links von den beiden Betten, paarweise und nach der Zeit geordnet, das heißt, neben Mutters Bett war nur ein einziges kleines Bild aufgehängt. Paul Hegedüs, der heranwachsende Knabe und der erwachsene junge Mann, verbrachte auch später oft lange Viertelstunden in der Betrachtung der Bilder. Alt waren diese Bilder, und wenn man mit Ausnahme des Bildes der Großeltern auch füglich daran zweifeln konnte, daß sie aus der Zeit stammten, ihre Familienechtheit stand, wie Ludwig Hegedüs dies seinen Söhnen gegenüber oft betonte, unbedingt fest; höchstwahrscheinlich hatte sie sämtlich Großvater malen lassen.

Das erste Bild vom Fenster stellte einen martialisch aussehenden Mann mit geringeltem Schnurrbart dar, in Honvedoberstabsarzt-Uniform, mit Tschako und Mantel und leicht auf den linken Arm gehobenem Säbel; ein kleines Messingschild unten am Rahmen besagte, daß dies das Porträt Josef Hegedüs' sei, geboren 1832, gestorben und mit militärischen Ehren begraben 1899. "Mein Vater stammte aus einer jüdischen Familie", erzählte Ludwig Hegedüs, "in Prag machte er den Doktor der Medizin, und mehrere Jahre, bevor er als Regimentsarzt in die österreichische Armee eintrat, wurde er katholisch." Diese Erklärung war der Schlüssel zu den übrigen, den älteren Bildern. Neben Josef Hegedüs' Bild hing das Porträt seiner Frau Anna, die von 1840 bis 1896 lebte. "Eure Großmutter", sagte Ludwig Hegedüs seinen

Söhnen, "stammte aus einer berühmten alten Rabbinerfamilie, und als sie aus Liebe zu eurem Großvater auch dem Glauben ihrer Ahnen entsagte, nahm sie alle Konsequenzen dieses Schrittes auf sich; so weh es ihr tat, niemals beklagte sie sich darüber, daß ihre Familie sie von da an nicht mehr kannte, sie sogar, dem alten Brauch gemäß, als eine Tote betrachtete und Totengebete für sie sprach. Eure Großmutter war die edelste Frau der Welt!" fügte der dankbare Sohn meist seiner Erzählung hinzu; "die verständnisvollste Seele, die die Entbehrungen der ersten Jahre ohne Klage ertrug und die später, als das Schicksal ihr an der Seite ihres angesehenen Mannes ein besseres Los schenkte, in allem das nötige Maß zu halten verstand. Das war teils schwer, teils leicht, denn meines Vaters ungewöhnliche Karriere in der Armee der Monarchie hätte sie leicht verblenden können, aber sicher ist auch, daß den Offizieren und Militärärzten jüdischer Abstammung gegenüber trotz allem stets eine gewisse Zurückhaltung zutage trat. Eure Großmutter hat niemals die Gesellschaft gesucht, die sie wegen ihrer Abstammung vielleicht nicht als gleichrangig aufgenommen hatte." — Das nächste Bilderpaar stellte Großvater Martin (1791-1861) und dessen Frau Charlotte (1805-1872) dar, und häufig bekamen die beiden Jungen zu hören, daß Vaters Großvater ein Erfinder und Holzhändler war, der lange Zeit in Siebenbürgen gewohnt hatte, 1848 Artillerieoffizier in der ungarischen Armee wurde und, als Ungarn seinen Freiheitskrieg<sup>1</sup> verloren hatte, nach Italien emigrierte; angeblich hatte er Petöfi, Széchényi und Kossuth gekannt, und das Haynauische Blutgericht soll auch über ihn als bekannten "Revolutionär" das Todesurteil "in effigie" ausgesprochen haben. Er kam auf die Weise ums Leben, daß in Neapel, wo er damals wohnte, eines Nachts Feuer in der Holzhütte entstand, in der er tagelang, oft sogar Nächte hindurch sägte und bohrte und erfand; er wollte seine hunderterlei Sachen retten und kam dabei in den Flammen um. "Was er erfunden hat?" fragte Ludwig Hegedüs nachdenklich. "Darüber weiß man leider infolge des Brandes nichts Genaues, es ist keine Spur davon geblieben, aber mein Vater hat oft erzählt, daß er schon in früher Jugend an einer selbsttätigen Holzschneidemaschine gearbeitet hat und daß seine

---

<sup>1</sup> Die Ungarische Revolution 1848/1849 war ein Aufstand des Revolutionsjahres 1848 und eng verbunden mit den anderen Aufständen 1848 in der Habsburgermonarchie. Die Revolution im Königreich Ungarn entwickelte sich jedoch zu einem Unabhängigkeitskrieg gegen die Vorherrschaft der österreichischen Habsburger. Zahlreiche der Anführer und Teilnehmer der Revolution, wie Lajos Kossuth, István Széchenyi, Sándor Petőfi oder Josef Bem gelten heute als bedeutende Persönlichkeiten der Geschichte Ungarns. Auch der Jahrestag des Revolutionsbeginns, der 15. März, ist einer der drei Staatsfeiertage in Ungarn.

übrigen Erfindungen ähnlichen praktischen Zwecken dienen sollten. — Eure Urgroßmutter", fuhr er in der Erzählung fort, "zog nach dem Tode ihres Mannes zu ihren Kindern, zuerst nach Preßburg, dann nach Budapest und starb hier im Alter von siebenundsechzig Jahren im friedlichen Kreis der Familie." — Es folgten die Bilder von Vaters Urgroßeltern. Urgroßvater Michael lebte in Wien, von seinem Geburtsjahr 1760 an bis zum Ende des Jahrhunderts, zuerst etwa zwanzig Jahre lang mit seinen Eltern zusammen, und als dann die Eltern nach Amsterdam und später nach Paris zogen, bei Verwandten, nachher allein. Um 1800 wanderte er nach Siebenbürgen und starb 1808 in Ungvar. Über seinen Beruf weiß man nichts Bestimmtes, aber es ist wahrscheinlich, daß er mit dem Holzhandel begonnen hat, den sein Sohn Martin später fortsetzte. Urgroßvater Michael trug auf dem Bild einen langen weißen Bart und ein glänzendes schwarzes Käppchen; über seine Lebensgefährtin ist gar nichts anderes zu erfahren, als daß sie dem Maler, wahrscheinlich aber nur in des Künstlers Phantasie, in einem lila Seidenkleid erschienen ist und daß sie ein winziges Vogelgesicht hatte. Das kleine Messingschild verriet zwar, daß ihr Mädchenname Rosalie lautete und daß sie von 1774 bis 1848 lebte; "das ist jedoch nur ein trockenes biographisches Datum", sagte der Vater, "und stimmt vielleicht nicht einmal genau, ich habe in alten Briefen widersprechende Daten und Anhaltspunkte gefunden. Jedenfalls hat sie ihren Mann um etwa vierzig Jahre überlebt", fügte er hinzu, "denn mein Urgroßvater ist verhältnismäßig jung gestorben." — Noch ein Bild hing an dieser Wand, ein Doppelbild in einem Rahmen, zwei kaum halb lebensgroße Köpfe, mit der Aufschrift: *Heinrich und seine Ehefrau Fanny, gest. zu Paris am 8. März 1791*. "Welch stille bürgerliche oder vielleicht laute Revolutionstragödie mag sich an jenem Tage ereignet haben?" sann Vater manchmal nach, wenn er seines ältesten bekannten Ahnen gedachte, — und dann nahm er gewöhnlich die Zierde und den höchsten Schatz seiner bescheidenen Urkundensammlung hervor, einen vergilbten, aber verhältnismäßig intakten und gut leserlichen Brief, den Urahn Heinrich aus Paris an seinen in Amsterdam lebenden Bruder geschrieben hatte. Der Brief war datiert vorn 3. März 1784, er war kurz:

*Mein treuer, geliebter Bruder! Der letzte Tag des für mich so bewegten Jahres 1783 ist um, und mehr als zwei Monate sind schon vorbei, und Mademoiselle Ciboullet hat mir nicht ein Livre von den 38.600 bezahlt,*

*obwohl sie mir seit Jahresanfang von Woche zu Woche die Bezahlung einer größeren Summe, ja sogar der ganzen Summe versprochen hat. Zum letzten Male war ich gestern bei ihr, und denke Dir! sie hat mich gar nicht empfangen und ließ mir durch einen jungen Kavalier mit wilden Augen sagen, ich sollte sie nun aber in Ruhe lassen! Was soll ich tun? Soll ich mich an den Herrn Marquis C. L. de O. wenden? Ich denke an unseren seligen Vater, und mein Herz zittert, daß die eigenhändige Unterschrift des Monsieur Marquis nicht gar gefälscht sei, und bin verzweifelt. Wie habe ich nur oft gesagt, dieses Geschäft sollen andere machen und nicht wir. Antworte mir sofort, erteilend Trost und Rat. Dein Dich immer liebender, treuer Bruder Heinrich.*

"Mein Ahne", sagte Vater dann mit einem gewissen Optimismus, "war offenbar Juwelenhändler, darauf deutet auch die Tatsache hin, daß er jahrelang in Amsterdam lebte und auch späterhin mit seinem dort wohnenden Bruder in Geschäftsverbindung stand. Sicher hatten sie irgendeiner hohen Maitresse, jener gewissen Mademoiselle Ciboullet, auf Kredit ein kostbares Schmuckstück verkauft und konnten das Geld dafür schwer einkassieren. Vielleicht war die Betreffende vor der großen Revolution Schauspielerin gewesen..." fügte er sinnend hinzu. — Neben Mutters Bett, ganz nahe am Kopf, hing bloß ein Bild, eine alte primitive Photographie: in ungarischer Tracht ein schlanker Mann in den besten Jahren, mit dichtem Haarwuchs, eine junge Frau in Krinoline um die Taille fassend. Schräg über das Bild nach oben zu war eine Widmung geschrieben, in schnörkeligen, etwas zitterigen Buchstaben: *Unserer geliebten Tochter Maria zu ihrem sechzehnten Geburtstag von ihren sie liebenden Eltern Caspar v. Czendrik und Frau, geb. Catharina v. Czendrik.* "Die Eltern eurer Mutter und ihre ganze Verwandtschaft stammen aus einem Gutsbesitzergeschlecht", erklärte Vater; das wußten die Knaben sehr gut, sie waren ja in Szeles, auf dem Gut der Großeltern, gewesen und kannten die Großmutter und sehr viele Mitglieder von Mutters weitverzweigter Familie. Dieses Bild, das einzige Andenken an die Verwandtschaft mütterlicherseits, kam später auf die andere Seite, neben die Porträts der alten und geheimnisvollen Ahnen, als Mutter gestorben war und ihr Bett nach einer Weile von der neuen Mutter eingenommen wurde. Rechtmäßig hätte diese Wand von da an den Bildern ihrer Ahnen gebührt, von den Ahnen der

Stiefmutter jedoch existierte weder ein gemaltes noch ein photographiertes Porträt. Aber dies ist eine spätere Sache: vorläufig haben wir es noch mit jenen Vorfahren zu tun, deren Bilder an der Schlafzimmerwand zu sehen sind. Vater erzählte viel von diesen längst gestorbenen Menschen und von deren Ahnen und Urahnen, die sich einst von Spanien aus auf den Weg begeben hatten, flüchtend und in Lumpen gehüllt, um stockenden Atems in der einen und anderen Stadt Europas haltzumachen, zu rasten, zu versuchen, das Verlorene wiederzuerwerben, dann von Zeit zu Zeit weiterzuwandern und in alle Winde zerstreut zu werden. Gern und viel sprach Vater davon, ein wie schweres und großes Opfer es für seinen Vater gewesen sei, katholisch zu werden, und daß seine Karriere als Militärarzt nicht jenes biblische Linsengericht bedeutet habe; die Magyarisierung des Namens und der Glaubensübertritt hatten viel tiefer liegende Gründe: zunächst den, daß er sich innerlich nicht mehr als Jude fühlte, — doch sah er offenbar mit seelischem Auge das Los und das Interesse der Nachkommen, während er sich völlig in die größte menschliche Gemeinschaft, das Christentum, beziehungsweise den Katholizismus, einordnete. Die Nachkommen sollten ihm für dieses Opfer dankbar sein. Und tatsächlich, sein Sohn konnte bereits ein Mädchen aus einer alten katholischen Familie heiraten; und seine Enkel können um so wahrere Christen sein, als sie sich niemals des Judentums ihrer väterlichen Vorfahren zu schämen brauchen. "Ich werde stolz auf euch sein", sagte Vater, "wenn ihr so gute Katholiken und Ungarn werdet, wie euer Urgroßvater Martin, der Freiheitskämpfer, ein guter Jude und Ungar war ..." Vater war natürlich ein eifriger Anhänger von Achtundvierzig und der liberalen Politik, und das zeigte sich hauptsächlich darin, daß er, wenn die Zeitungen in fetten schwarzen Buchstaben auf die Regierung schimpften, auch auf die Regierung schimpfte. Da er im übrigen ein völlig unpolitischer Mensch war, galt sein Interesse der medizinischen Wissenschaft, oder enger gefaßt: seinem eigenen recht einträglichen Handwerk, und, obgleich Sohn eines Militärarztes, erwartete er den Fortschritt der Welt von einem sicheren und langen Frieden. Er glaubte an eine bessere Zukunft der Menschheit, verachtete aber die Sozialisten und hätte nur so ganz im allgemeinen gewünscht oder mit Genugtuung zur Kenntnis genommen, wenn alle Menschen Geld hätten und das Elend von der Welt verschwunden wäre. So oft er Streifzüge in die Vergangenheit machte, so häufig meditierte er auch über die zukünftigen Dinge, und wie seine

eigenen Angelegenheiten in Ordnung waren, so erwartete er auch nur Gutes und Besseres von der Zukunft. "Das Menschenalter", sagte er einmal, "in dem ihr aufwachst, wird glücklich sein, weil ... keine Ursache zum Gegenteil vorhanden ist. Die Technik bringt mit rasenden Schritten die Zivilisation vorwärts, das menschliche Wissen weitet sich und baut in gleichem Maße täglich eine Ziegelreihe am Palast der menschlichen Wohlfahrt und des Friedens der Völker und der Seele." Vater hatte eine schöne tiefe Baritonstimme, er liebte die wohlgesetzte Rede und kümmerte sich nicht immer darum, ob seine Söhne ganz verstanden, was er sagte. Aber es liegt schließlich nichts an den Worten. Das gute Beispiel deutet die Wirklichkeit, — wenn wir so werden wie Vater, dann werden wir gewiß klug, stark und glücklich sein.

Auch Mutter erzählte oft von alten Zeiten. Und diese Kindheitsgeschichten waren wirklich wie Märchen. Mutter erzählte von den Wölfen, die im Winter in Rudeln von den Bergen kamen und sich ganz nahe bis ans Ende des Dorfes wagten; erzählte von Mozsi, dem alten Kutscher, dessen Schaftstiefel man an einem schneeigen Morgen im Mühlgraben fand; seine Beine waren drin, bis zu den Knien, das übrige hatten die Wölfe verschlungen. Sie erzählte von dem halbirren Bauernburschen, der einmal über seinem Kopf die Hütte seiner alten Mutter in Brand steckte und brennend hinauslief, wie eine Fackel flackerte er, als er Tiber den Hohlweg rannte. Sie erzählte von dem uralten Zigeuner, der Krebse fing, von seiner Frau, die vom Dorf als Hexenmeisterin verehrt wurde, und von ihren elf Zigeunerkindern, die für einen Kreuzer stundenlang den Leuten den Fuchstanz vortanzten. Sie erzählte von den Erntefesten, zu denen sämtliche Mitglieder der großen Familie nach Szeles zu dem ältesten Czendrik kamen, und sie erzählte von den Szeleser Weihnachtsfesten, wo mit der Leiter der drei Meter hohe Baum vor dem Schloß für die Armen des Dorfes geschmückt wurde. Hundert Gestalten, hundert Helden haben Mutters Geschichten, die immer von Szeles ausgehen und dorthin zurückkehren und in Pauls Gedächtnis tiefe Spuren gegraben haben. "Stammt dieser Schrank auch aus Szeles?" fragt er, wenn er mit Mutter durch das Große Reich spaziert. "Ist diese Uhr von Großmutter, aus Szeles?" Und wo Mutter zu erzählen aufgehört hat, da fahren die Dinge fort, die aus Szeles ins Große Reich gekommen sind.

Alles dort ist jetzt schon bekannt. Paul wandert mit den dahinfliegenden Tagen durch seine Kinderjahre; jeder Tag nimmt ihm etwas, das er Jahre hindurch im Kleinen Reich bekommen hat, aber jede Stunde schenkt ihm etwas, das sehens- und wissenswert ist im Großen Reich; man kann die im Augenblick des Wahrnehmens schon verständlichen oder aber einer Erklärung bedürftigen, die ansprechenden oder abstoßenden vielen Gegenstände gar nicht mehr aufzählen. So viel steht jedoch fest, daß mit dem Schwinden des vielen Unbekannten im Großen Reich der Mut zur Erkenntnis wächst: die Dinge sind da, um uns zu dienen und gut zu uns zu sein; wer brav ist und an Gott glaubt, braucht nichts zu fürchten, wenn er im Laufe der entschwindenden Tage hinter den bekannten Gegenständen die unbekannte Welt und den unbekanntem Menschen gewahrt.

### **Die Welt da draußen**

Die Amme Eva war ihrer Herrin treu und unbedingt ergeben, und so hing sie auch dem Prinzip an, daß man mit Leuten auf der Straße nicht sprechen dürfe. Hoheits- und würdevoll schob sie in den frühesten Jahren den weißen Kinderwagen, sah weder nach rechts, noch nach links und blieb nur an den Straßenkreuzungen stehen, vorsichtig abwartend, bis die Bahn frei war. Eva ging in Bauertracht, in sechsendsechzig Röcken und buntem Kopftuch — nur zu Hause zog sie den weißen Schwesternkittel an — und schaukelte hinter dem Kinderwagen die Andrassystraße entlang auf den Spielplatz zu, daß alle Leute sich nach ihr umdrehten. "Welch appetitliche Person! welch stattliches Weib!" solche und noch viel entzücktere Bemerkungen machten die Leute, besonders die Männer, laut und eindeutig auf ihre körperlichen Vorzüge gemünzt. Der Kleine hörte die Worte, und als er sie auch noch nicht verstand, fühlte er, daß Gefallen, Liebe und Begehren aus ihnen zu Eva strömte: und dann kam meist etwas Unangenehmes. Bei strahlender Sonne und in strahlender Laune waren sie beide losgezogen, und dann blieb an einer Querstraße, wo sie ein paar Sekunden anhielten, ein Mann in dunklem Anzug, mit Tasche und Mütze hinter ihnen stehen und



sagte: "Sehen Sie aber schmuck aus, Fräulein ..." und als sie sich nach Evas verächtlichem, trotzigem Kopfschütteln wieder in Bewegung setzten, war des Kindes gute Stimmung dahin. Mit ernster Miene saß es im Wagen, die erste beste Gelegenheit genügte, es zum Weinen zu bringen, und es brüllte wild und ausdauernd, bis sie auf dem Spielplatz angekommen waren. Eva machte auch gar keine Besänftigungsversuche, sie wußte ja, daß das vergeblich wäre. Sie wußte, daß den Anlaß zu dieser Verstimmung nicht der Hund gegeben hatte, der schwarz und schmierig am Kinderwagen vorbeigelaufen war, und nicht die Biene, die eine Zeitlang des Kindes Kopf umsummt hatte, sondern der fremde Mann, der sie lächelnd gemustert und angesprochen hatte. Nun kann man aber fremden Menschen nicht verbieten zu tun, was ihnen beliebt, also auch nicht, jemanden anzusprechen, — man kann jedoch die Sache erschweren: das sonderbare, zusammengeschiedete Zweigespann geht über die Straße, sieht niemanden an — nur der eine den andern und ist nur für ihn da — und schreckt mit seiner Starrheit alle ab, die sich ihm nähern wollen. Dieser Brauch ging in gesteigertem Maße von der Babyzeit über auf die späteren Tage, als Paul schon auf eigenen Füßen spazierte. Hand in Hand schritten sie einher, auch zueinander kaum sprechend, so kamen sie am Spielplatz an, ließen sich auf der Bank nieder, die stets wie nach einer unantastbaren Regel geradezu für sie reserviert blieb, — und wenn jemand, die schmucke Bäuerin um Erlaubnis bittend oder gar ohne zu fragen, neben ihnen Platz nahm: gleich zuckten Evas Augenbrauen in die Höhe, "komm her, Herzchen!" sagte sie sofort zu Paul und zog ihn näher zu sich heran oder setzte ihn, wenn er gerade vor der Bank spielte, rasch neben sich, natürlich nicht auf die Seite, wo der Fremde war, — und da saßen sie nebeneinander, beleidigt und stumm und so viel unterdrückten Arger und vernichtende Feindseligkeit gegen den Eindringling ausstrahlend, daß dieser nach wenigen Minuten aufstand: "hü, ist es hier sonnig", sagte, oder "hu, ist es hier schattig!" und ging. In der Nähe des stummen Paares war die Luft hundertfach heißer oder hundertfach kälter. Und dann lachten die beiden lautlos: der Junge konnte vor der Bank weiterspielen, die Amme konnte dem spielenden Kind in Ruhe weiter zusehen.

Die Mahnung oder der Befehl der Mutter bezog sich nicht bloß auf Erwachsene: nur war er bei Kindern viel schwerer zu befolgen. Der Spielplatz wimmelte im Sonnenschein von Wagen, Ammen, Kindermädchen, Kindern,

und es dauerte fast ein Jahr, bis es Eva gelungen war, um sich und Paul den Zauberkreis des Kleinen Reichs zu ziehen, der sie von ihresgleichen trennte. Wenn Peti und Elli gern mit Pauli gespielt hätten, begriffen sie schwer, warum sie "schön zu ihrer eigenen Bank zurückgehen" mußten, wie dies die dicke Tante in dem bunten Kleid von ihnen verlangte, warum sie nicht hier vor dieser Bank bleiben durften und mit dem hübschen, reinlich-weißgekleideten kleinen Kameraden und hauptsächlich mit dessen bunten Bällen, Sandformen und Gummitieren spielen. Wahrscheinlich gab es auf dem Spielplatz Kinder, die Eva gefallen hätten, ihr vielleicht sogar gefielen, — aber da Befehl nun einmal Befehl blieb und seine grundlegenden Motive so kompliziert und nach herrschaftlicher Denkungsweise waren, daß selbst Amine Eva sie nicht verstand, machte sie eben keine Konzessionen, kannte keine Ausnahme, versuchte sich aber auch nicht in Erklärungen für sich selbst, sondern erledigte die auftauchenden Fragen eigenmächtig und, wenn es nötig war, brutal. Der erste Satz in der Praxis — für die Theorie war die Herrin verantwortlich — war, daß jedes Kind zu seiner "eigenen Bank gehöre". Außer diesem Hauptgrundsatz galten noch eine Menge Regeln. Zum Beispiel: es dürfen auf der Straße keine Brezeln gekauft werden, und bevor man das Zehnuhrbrot ißt, muß man den Parkwächter bitten, aus dem Sprenghahn reines Wasser in das saubere Kännchen rinnen zu lassen, das man immer bei sich hat; die Hände müssen gewaschen und dann an dem sauberen Tuch abgetrocknet werden, das ebenfalls in Evas Wachstumstasche stets mitgeführt wird. Oder: mit Fremden, seien es Kinder, seien es Erwachsene, darf man sich in kein Gespräch einlassen; wenn sie einem Bonbons anbieten, darf man sie nicht annehmen, und wenn sie aufdringlich werden, muß man den Schutzmann rufen. Oder: man muß "schön" spielen und möglichst so, daß das weiße Kleidchen nicht schmutzig wird, — gewöhnlich bleibt es auch sauber, aber das ist für Eva kein Grund, es nicht dennoch täglich im hinteren Badezimmer auszuwaschen, — und rennen darf man nicht, damit man nicht hinfällt und sich die Knie blutig schlägt. Wenn jemand in der Nähe hustet oder niest, muß man sich sofort wegwenden, aber man soll überhaupt den Leuten nicht in die Nähe kommen. Um "blasse Kinder" muß man sogar unterwegs einen Bogen machen. Außer den ernsten Gesetzen gab es auch sogenannte Faxen, auf denen selbst Mutter nicht bestand; Eva aber war konsequent, und so spuckte Paul aus, wenn er einen Menschen mit Wunden im Gesicht oder einen Krüppel sah, griff nach einem

Knopf, wenn sie dem Schornsteinfeger begegneten, und gewöhnte sich daran, mit dem rechten Fuß zuerst aus dem Bettchen zu klettern. Auf diesen abergläubischen Zeremonien bestand Eva genau so, wie sie Mutters komplizierte Mahnungen, Befehle und Verbote zweckmäßig und leicht in die Praxis zu übertragen wußte. Gewiß ahnte sie gar nicht, was für ihre Herrin die endlose Reihe der Hausgesetze bedeutete: aber mit knechtischer Treue und Unterwürfigkeit sog sie all das in ihr Blut ein, was ihre Herrin in quälender, aufreibender Nervosität und ständiger Todesangst oder vielmehr Lebensangst zum Schutz von ihres Kindes Gesundheit sich ausgedacht hatte; mit der hartnäckigen, zielbewußten Rücksichtslosigkeit der Bauern ließ sie die vor der Welt schützenden Befehle in Kraft treten, mit der Zeit weniger zu ihrer eigenen Rechtfertigung und aus Angst vor den Folgen einer Zuwiderhandlung als vielmehr, weil es ihr zur Überzeugung geworden war, daß die Welt da draußen nur Böses berge, und daß, was die Welt da draußen einem gibt, nur schlecht sein könne.

Die Amme Eva dachte nur sehr selten an ihr eigenes Söhnchen, das mit Georg, Pauls Bruder, gleichaltrig wäre, wäre es nicht im Alter von zwei Wochen gestorben, und an dessen Vater sie sich jetzt bereits um so weniger erinnerte, als sie gar nicht bestimmt wußte, wer der Vater war. Eva hatte kaum fünfzehn Jahre gezählt, als durch Szeles die Eisenbahn gelegt wurde, und damals hielt sich im Dorf eine ganze Schar fremder Bahnarbeiter auf. Eva könnte heute nicht mehr sagen, selbst dann nicht, wenn sie vor Gericht befragt würde, wer die drei, vier Burschen waren, von deren schönen Worten sie sich gern ins Wäldchen hatte locken lassen, gegen Abend, auf den Hohlweg oder in der Richtung des Gebüsches. Aber Eva hat wahrscheinlich auch den toten Säugling schon vollkommen vergessen, und das ist kein Wunder, denn Frau Hegedüs ließ sie ein paar Wochen später als Amme nach Budapest kommen für ihren erstgeborenen Sohn; und was Eva an mütterlichen Gefühlen und Liebe in sich hatte, konnte sie zuerst an Georg Hegedüs, dann an Paul Hegedüs verschwenden. Und wie sie all ihre Güte diesen beiden Kindern hingab, so blieb der Haß in ihr ungeschwächt und lodernd gegen die Welt da draußen, die für sie einst ein paar gierige, derbe, erst aufdringliche und dann spurlos verschwindende Eisenbahnarbeiter bedeutet hatten und die heute die wenigen fremden Frauen bedeuten, die sich in ihrer einfachen Art ohne jede Umständlichkeit ihr und dem Kind

nähern und sich dann, wenn sie die Zurückweisung bemerken, wieder abwenden.

Eine hübsche Dame in blauem Kleid setzte sich als erste — wie lange war das schon her! — neben Eva auf die Bank und sprach sie an: "Wo sind Sie zu Hause? Nicht in Siebenbürgen? Sind Sie nicht bei Richter Szilasy in Stellung? Der Kleine kommt mir so bekannt vor!" Und nach der kurzen, abweisenden Antwort gab diese Dame Eva den Namen Bauernprinzessin, und ebenfalls von ihr stammte Pauls Spitzname auf dem Spielplatz: der kleine weiße Tolpatsch. Der kleine weiße Tolpatsch verstand natürlich nicht, worum es sich handelte; und die Bauernprinzessin wischte mit so unnahbarer Würde die Bosheiten von sich ab, wie etwa eine Prinzessin Lamballe den giftigen Hohn des wutschnaubenden Gesindels verachtet haben mag. Die Bauernprinzessin erschien in ihren sechsundsechzig Röcken und hundert Farben auf dem Spielplatz, an der Hand den kleinen weißen Tolpatsch: eifersüchtige Kinderfrauen, schnippische Kindermädchen, beleidigte Mütter lachten höhnisch, — aber sie beide nahmen ihre "eigene" Bank ein, spielten ihre "eigenen" Spiele, außer ihnen gab es niemanden, und wenn es jemanden gab, so zählte er nicht. Sie beide waren füreinander da, und der Gipfelpunkt dieses Füreinanderdaseins war die Eifersucht. Eva wurde eifersüchtig, wenn ein ähnlich hübsches und reinliches Kind auf dem Spielplatz erschien, und sie wurde eifersüchtig, wenn Paul gern mit einem der Kinder gespielt hätte, was trotz aller ihm eingepfundenen Zurückhaltung manchmal vorkam. Paul hingegen wurde schlecht gelaunt und mürrisch, wenn Briefträger, Soldaten, Verkäufer sich an Eva heranzumachen versuchten — und das geschah oft —, obgleich Eva diese Versuche mit Verachtung von sich abwies. Aber wenn sie auch in gleichem Maße umeinander besorgt waren, die Treuere von ihnen beiden war Eva. Eva schätzte die Welt gering, von der sie nichts Gutes erwartete, und hielt allen Verlockungen stand, was das andere Kind, die andere Herrschaft, die andere Wohnung, die anderen Gewohnheiten, die andere Straße betraf, — und das Haus entgalt ihr diese Treue mit hoheitsvoller Geste in jeder Hinsicht. Eva hatte "jemanden", von dem man im Hause als von einem "anständigen Handwerker" sprach, der sie heiraten würde, sobald sie frei sei, das heißt, sobald sie von Hegedüs' aus dem Dienst entlassen würde. Und das Haus Hegedüs erkannte den Betreffenden in gewissem Maße als zur Familie gehörig an, — so weit wie, sagen wir, die Amme Eva selbst oder wie Käthe,

die Köchin, — und Eva fuhr alle zwei Wochen Sonntag nachmittags zu ihm nach Rákos. Sehr achtbar und zuverlässig war das Verhältnis mit diesem Onkel Daniel. An den gewissen Sonntagen machte sich Eva gleich nach Tisch — nach dem Mittagessen des Kleinen — in strahlendem Bauernstaat auf; und abends um halb zehn war sie auf die Minute pünktlich wieder in der Andrásystraße. Zu Hause angelangt, heizte sie sofort im hinteren Badezimmer ein und badete in der alten Wanne, — denn es gab dort auch eine neue Wanne für die Kinder, in die das Wasser aus dem Hahn durch einen langen Gummischlauch geleitet wurde, — und wie diese Nachmittage ihr hinsichtlich der fern- oder vielleicht sehr naheliegenden Frage, hinsichtlich der Liebe, Gleichmaß, Beständigkeit und Sauberkeit gaben, so wusch sie mit diesem zweiwöchentlichen Baden all den Schmutz ab, — nein: nicht Schmutz, nur das Nicht-ganz-Saubere, das vielleicht in der fremden Wohnung, in fremder Luft und hauptsächlich auf der Straßenbahnfahrt an ihr haftengeblieben war.

Eva war ausdauernd, gleichmäßig und abgegrenzt eifersüchtig und treu. Und als sie eines Tages bemerkte, daß das ständige und gleiche Verhältnis von Gefühlen und Affekten nicht mehr bestand und von ihnen beiden nicht das Kind treuer war: da war es schon zu spät.

In aller Stille weiten die Tage des Kindes Augen, schärfen seine Ohren für Menschen und Dinge, die Glasglocke, die Hand in Hand zwei Menschen, Mutter und Eva, zum Schutz von Leib und Seele bauen und hüten, springt kaum hörbar hier und dort, und wie die Welt da draußen leise und unablässig hineinsickert durch die Glaswand, werden die Sprünge allmählich weiter, und neue Brüche und Spalten entstehen, — Splitter und Schärpen verletzen häufig die hinauslauschende, dann mehr und mehr hinausstrebende Seele; aber das macht nichts; der Gedanke fliegt weiter mit der Minute, die Wunden verharschen rasch — und dann beginnt die ganze gläserne Burg zu zerfallen.

Zuerst langte natürlich von außen das bloße Wahrnehmen an, die sachliche und neutrale Kenntnis der Dinge ohne jedes Analysieren, ohne jede Assoziation und Lyrik. Es gibt Menschen, die ganz anders sind als wir. Es gibt Häuser, große und kleine, es gibt gelbe und braune Straßenbahnen und große Pferde, es gibt Läden und Bäume und Lampen, Flecke und Formen, die sich alle von den beiden Reichen unterscheiden. Die Menschen gehen,

stehen, sprechen, schweigen; Kinder laufen, hocken, weinen, lachen. Auch in die Wohnung kommen Fremde, große und kleine, zu den Eltern und zu Georg. Und all das, was ist und was geschieht, ist und geschieht aus irgendeinem Grunde, aus welchem, das ist vorläufig noch Geheimnis, aber nicht übermäßig interessant, vorläufig gehört unsere ganze Wißbegier noch der bloßen Erscheinung.

Gar bald folgte die Kenntnisnahme der unsichtbaren Dinge. Die Eltern gehen ins Theater. Georg geht in die Schule. Großmutter fährt nach Hause aufs Gut. Vater ist zur Erholung in einem ausländischen Badeort. Bei Mutter sind Damen vom Wohltätigkeitsverein. Diese Dinge nehmen natürlich schon nur durch Erklärungen, um den Preis harten Ringens zwischen Leichtgläubigkeit und Zweifeln Gestalt an, — aber bei Paul verschleiert sich auf eigentümliche Weise alle Aufklärung hinter dem an neuen Begriffen oder eher an Worten und Klängen auflebenden Phantasieren. Gut, ich verstehe ja, daß das Ausland genau so ist wie die Stadt hier zu Hause, bloß ist es eben nicht hier, und alles sieht ein bißchen anders aus als hier, und für mich bedeutet das Ausland dennoch, daß es dort immer kalt ist. Ich verstehe, daß im Wohltätigkeitsverein die Tanten darüber sprechen, wie die armen Kinder Milch und Brot bekommen sollen, und der Wohltätigkeitsverein lebt in meiner Phantasie dennoch als etwas, wo Frauen in schönen Kleidern sich fortwährend tief verbeugen und laut lachen. Das Wort Schule ruft mir trotz aller verständlichen Erklärung jedesmal eine lange, lange Treppe vor Augen, auf der Kinder in Mantel und Mütze hinauf und hinunter gehen. Auch das Theater ist für mich nicht der Saal, wo Männer und Frauen singen und deklamieren und spielen, — was spielen sie denn? womit spielen sie? — sondern ein ganz winzig kleines rotes Haus, wo man hineingeht, im Dunkeln ist und Angst hat. — Diese Vorstellungen sind flüchtig und zerstören nichts: sie sind streng an Worte gebunden, und wenn die Worte gerade nicht erklingen, verfolgen und beunruhigen sie einen nicht. Fernliegende Dinge sind es, an denen man noch teilhaben wird, — nur nicht ungeduldig sein, später, wenn man größer ist. Wann? Irgendwann. Bald. Und wenn man auch noch so lange auf sie warten müßte: das schadet nichts; denn es gibt ja jetzt schon Hunderte von Dingen, auf die man nicht warten muß, die die Gedanken fernhalten und verscheuchen von dein, was irgendwann einmal sein wird, und die auch ganz unwillkürlich Geduld lehren. Was mit Essen und Trinken zusammenhängt, wird immer ernster, und wenn man in der

Badewanne sitzt, geben die Merkwürdigkeiten unserer Körperteile Gelegenheit zu ausgiebigem Staunen und Beobachten.

Was nach dem einfachen Feststellen und Kenntnisnehmen folgte, war schon komplizierter, verursachte Unruhe und rief Grübeln hervor: da begann die Zeit des Vergleichemachens. Georg ist älter als ich und stärker, Elli ist ein kleines Mädchen und hat schöneres Haar als ich, — jedenfalls schöner, als mein Haar im Spiegel aussieht, aber eben darum ist die Sache nicht ganz sicher ... — Fritzchens weißer Mantel ist länger als meiner, und es sind mehr Knöpfe daran. Die Pferde auf der Straße fressen nicht sanft und unablässig wie die Pferdchen im Stall, den ich in meinem Spielschrank habe, sondern laufen oder stehen, werfen angstvoll den Kopf hin und her, und der Kutscher schlägt sie mit der Peitsche, und da war ein Pferd, das ist hingefallen, das hat auf der Erde laut gewiehert, mit allen vier Beinen gestrampelt und ausgeschlagen, und aus dem Maul lief ihm weißer Schaum, schrecklich war das und ekelhaft. Der richtige Elefant im Zoologischen Garten ist hundertmal so groß wie mein Spielelefant, hat eine andere Farbe, hält den Rüssel anders und grinst gar nicht. Und interessanter als alle zahmen Tiere sind die Löwen und Tiger, die in ihren Käfigen aufgeregt hin und her gehen oder faul ausgestreckt daliegen, manchmal knurren oder brüllen und um die herum es stinkt. Und wie mit dem Vergleichen das Werten kommt, so bringt dieses den Widerspruch und die Verwirrung mit sich. Wenn Mutter schöner und besser ist als Vater, warum lebt Vater dann? Wenn Georg einen schöneren Mantel hat als ich, werde ich ihn ihm wegnehmen. Wenn das Hühnerfrikassee besser schmeckt als der Milchbrei, dann will ich nie mehr Milchbrei haben. Wenn Elli schöneres Haar hat als ich, dann möchte ich lieber ein Mädchen sein. Wenn die wirkliche Giraffe größer ist als die Spielgiraffe, dann will ich die wirkliche haben und drehe der andern den Kopf ab. Wenn Eva mir nicht erlaubt, mit Peti zu spielen, der lustiger ist als sie, dann ... dann will ich Eva nicht haben, und schick sie weg, Muttii! ... Amme Evas Gesicht wurde weiß, als sie dieses Wort aus Pauls eigensinnigem, verbittertem, beleidigt gespitztem Mund hörte, und dann wurde sie rot, auch ihre Stirn und ihre beiden dicken nackten Arme. Sie sagte nichts, ging ins Kinderzimmer, — Mutti ging ihr nach. Aber dann war nichts. Eva sprach an diesem Abend wenig, erzählte nicht und wickelte das Abendessen kürzer ab als sonst. Als Mutter gute Nacht sagen kam, kramte Eva im Schrank und wartete, bis Mutter wieder aus dem Zimmer war. Dann sagte sie auch gute Nacht, —

eigenartig, nicht so wie sonst. Ihr Gesicht war noch immer rot, und sie sagte nicht: "Gott schütz dich, Herzchen", sondern stand eine Weile vor dem Bett, sah den Kleinen an und sagte dann, ein wenig zur Seite sprechend: "Nein, du bist nicht mein richtiges Kind, wenn du mich nicht willst! Na, gute Nacht." Und dann machte sie das Licht aus.

Damals war sie das erstemal böse auf mich, dachte Paul Hegedüs viele Jahre später, wenn er an Dinge von früher zurückdachte, und vielleicht war das der erste Abend, an dem ich in Groll einschlief. — Denn minutenlang noch hörte Paul die kalten, harten Worte der Amme, ihren kühlen Gutenachtgruß, und auch ihr gerötetes Gesicht sah er im Dunkeln und die düstere, tiefe Falte auf ihrer Stirn, die sie vorher nie gehabt hatte. Und da Groll und Reue ebenso wichtig im Leben sind wie Liebe und Verzeihen, wurde das heranwachsende Leben auch an diesem Abend reicher, bekam auch an diesem Abend ein neues Gefühl geschenkt von der Welt da draußen, die nun schon mit ungeduldiger, gewalttätiger Hand die Glasglocke um Paul bestürmte und zersplitterte.

"Ich habe schon einen großen Sohn!" sagte Vater später eines Tages mit breitem, strahlendem Lächeln, "fünf Jahre alt ist er schon!" — "Nächsten Herbst kommst du, so Gott will, schon in die Schule", sagte er noch später einmal. "Na, laß doch mal das berühmte Zeugnis sehen!" sagte er nach langer Zeit, — oder auch nach sehr kurzer Zeit: denn das gerade war es. Die Tage trotteten für Vater und eilten übermäßig für Mutter. Vater konnte Pauls Heranwachsen kaum abwarten, Mutter hätte es gern zurückgehalten. "Nur das Leben der Erwachsenen ist wirklich Leben!" meinte Vater, und Mutter fühlte, daß nur Kinder ein glückliches Leben haben können. Manchmal sprachen sie darüber, lieber aber schwiegen sie, denn in dieser Frage verstanden sie einander nicht, und jedes Wort hätte sie nur voneinander entfernt. Aber es wäre ja natürlich ohnehin alles vergeblich gewesen: die Tage kann man weder aufhalten noch beschleunigen.



## Kammermusik

Hinter Tagen, Menschen, Dingen kam dann einmal plötzlich das Wunder. Musik heißt es und ist das Schönste, was es auf der Welt gibt. Jeden Donnerstagabend kann man es hören, wenn fremde Leute in die Wohnung kommen, Gäste, drei Herren und eine Dame. Manchmal essen sie mit den Eltern zusammen zu Abend, aber es kommt auch vor, daß die Eltern schon um acht Uhr herum essen und die Musiker erst nachher kommen. Es war nicht leicht, sich an das Wunder heranzustehlen, — erstens einmal wegen der streng geschlossenen Türen und der großen abendlichen Müdigkeit, und dann, weil es so schwer war, dahinter zu kommen, um was es sich eigentlich handelt. — Eines Nachts — für die anderen war es natürlich noch früh am Abend — schrak Paul auf: von Georgs Zimmer her dringen durch die Stille Töne an sein Ohr. Ähnliche Töne hatte er auch früher schon gehört, sogar ziemlich häufig: manchmal auf dem Spielplatz, manchmal auf der Margareteninsel, manchmal aus dem Phonographen. "Militärkapelle", sagte Eva dann, nahm gleich das Kind auf ihren dicken Arm und wiegte, schüttelte und schaukelte es im Rhythmus der Musik. O, wie furchtbar war das! welch entsetzlicher Fluch ist die Musik: wie die Soldaten da im Kreise sitzen oder stehen oder marschieren und kreischend die blanken gelben Trompeten blasen und man auf Evas Arm hin und her wackelt, daß es einem trüb vor den Augen und schwindlig wird, bis Eva schließlich sagt: "nicht wahr, Paulchen, schön war die Militärmusik?" Und da muß man dann antworten, ja, sie war schön. Dabei war sie unangenehm und häßlich.

Diese Musik aber war ganz anders ... Paul wachte auf an jenem beängstigenden Abend und hörte Töne durch die Tür, und wie er zwischen Schlafen und Wachen lauschte, fühlte er in Ohr und Kopf etwas Wohlig-Leises, Süßes, es läßt sich nicht ausdrücken, was es war. Als würde er gewiegt, ganz sachte und sanft, als würde er von samtweicher Hand gestreichelt, als lachte und weinte es zugleich. Die Dunkelheit um ihn war nicht schwarz; die gelben Schlangen vom Fenster her verflochten sich zu einer wunderschönen, langen, weißen Fahne; Eva atmete ruhig auf dem Diwan, — und wie das Wunder langsam, unaufhörlich durch die geschlossene Tür sickerte und strömte, sank Paul zurück in friedlich stillen Schlaf. Eine Woche darauf weckte ihn um die gleiche Abendstunde wieder

der Alarm des unbewußten Wartens, in dem er am letzten Donnerstag zufällig aufgewacht war. Alles war genau so wie vorigesmal: jetzt aber glitt das Wunder dünn, rasch lachend, zirpend, huschend, jauchzend, leuchtend dahin, jagte sich selbst, lachte wild und verging dann in einem langsamen, tiefen Seufzer. Mit brennenden Augen lag Paul im Bett, mit weit geöffneten Ohren starrte er in die taube Stille und stöhnte selig auf, als er nach einer kleinen Weile von neuem Töne hörte. "Bist du wach geworden, Herzchen?" klang sofort Evas Stimme durch die Dunkelheit; und da gab er keine Antwort, wälzte sich laut im Bett um und atmete betrügerisch lang und vernehmbar, als schliefe er fest. Und als Eva wieder gleichmäßig schnaufte, wartete er mit verhaltenem Atem auf die Töne von jenseits der Tür; lauschte der Musik, und, im Innern jauchzend und singend, schlief er bald darauf wieder ein. Eine Woche später spielte sich alles ganz genau so ab, — ahnungsvoll dröhnende schwarze Samtmusik erklang; glühend und von den Tönen berauscht lauschte Paul: die Amme wachte auf, weil sie fühlte, daß der Kleine nicht schlief — und am nächsten Tage beim Frühstück ging sie zu Mutter. "Gnädige Frau", sagte sie in vorwurfsvollem Ton, "die Musik nachts stört das Kind, immer wacht es schreckhaft davon auf". Pauls Gesicht wurde weiß, seine Augen funkelten, und tief erklang ihm etwas in den Ohren. "Ist ja nicht wahr", sagte er rasch und keuchend, "ist nicht wahr! die Musik ist schön und stört mich gar nicht ..." Mutter lachte. "Na, sehen Sie, Eva, da haben Sie's gehört. Nicht bloß die Militärkapelle ist schön!" und sie lachte wieder, und auch Eva lachte und antwortete: "Gnädige Frau verhöhnen mich wohl? aber bitte, wenn's den Kleinen nicht stört, können die Herrschaften meinetwegen die ganze Nacht geigen!" — Das Wunder war gekommen, es hieß Musik und blühte an hundert Zweigen im Hause Hegedüs.

Die Eltern musizierten manchmal wirklich bis in die späte Nacht hinein. Es fing damit an, daß sie alle in den Salon gingen, die Tür nach dem Sprechzimmer zumachten und sich vor die vier Notenständer; rechts vom Flügel setzten. Die Dame, die zu Besuch gekommen war, hieß Fräulein Elvira und war ein kleines, häßliches, schwarzes junges Mädchen, Schülerin auf der Musikakademie und Georgs Klavierlehrerin. Die erste und die zweite Geige tönnten in den eingeweihten Amateurhänden zweier Kollegen von Vater. Den Bratschisten, Herrn Diósy, hatte Elvira von der Musikhochschule mitgebracht; das Cello spielte Vater mit großem künstlerischem Eifer. — Vor vier Jahren hatte Georg — ein auffallend musikalisches und ausgesprochenes

Pianistentalent — mit Klavierstunden begonnen; hie und da bat Vater Fräulein Elvira, Mutter am Flügel zu vertreten, die mit aner kennenswerter Musikalität, aber ziemlich primitiver Technik Vaters Cellospiel begleitete. Vater und Fräulein Elvira spielten klassische Sonaten. Aus dem Duo wurde bald durch Hinzuziehung eines geigespielenden Kollegen ein Trio, dann unter Mitwirkung eines zweiten Violinisten und eines Gelegenheitsbratschisten, wenn Elvira nicht anwesend war, ein Streichquartett: und schließlich war, mit der Klavierlehrerin und dem Orchester-Bratschisten, ein ständiges Klavierquintett entstanden. Seine fünf Mitglieder, die sich aneinander gewöhnten und auch in der Technik der Kammermusik gewaltige Fortschritte machten, waren bald so weit, daß sie mit Leichtigkeit und größter Wonne selbst die Aufgabe zu lösen imstande waren, vor die das Brahms- oder das Schumann-Quintett sie stellte. Vater strahlte an diesen Abenden, ging ganz in der Musik auf, und wenn dann reichlich nach Mitternacht — denn die dicken Wände schützten diese Hauskonzerte vor den Schmä hungen neidischer oder boshafter, weniger musikalischer oder einfach nur schlafen wollender Hausbewohner — das Musizieren zu Ende war, stellte er geradezu traurig sein Cello in die Ecke. "Ich hätte gern bis in den Morgen hinein weitergespielt", sagte er, "ihr nicht?" Doktor Kattelburger und Doktor Hajós, Kollegen in der Wissenschaft und Genossen in der Kunst, bekräftigten eifrig, daß, o gewiß, auch sie am liebsten die ganze Nacht durch musiziert hätten! und auch die beiden Berufsmusiker waren dieser Meinung; dann verabschiedeten sie sich und gingen nach Hause.

Mutter saß gewöhnlich im großen Seidensessel und hörte der Musik zu; Georg hingegen, seitdem er sich von Vater die Erlaubnis erbettelt hatte, an den Musikabenden bis zum Schluß aufzubleiben — und wie glücklich hatte Vater eingewilligt! "das echte Musikerblut, mein Sohn!" prahlte er mit dem damals zehnjährigen Knaben —, saß neben Fräulein Elvira und blätterte ihr um. Zuerst nach dem Kommandowort: "ummdrehn!" bald aber schon als Kenner eifrig die schwierigste Partitur verfolgend, taktfest, nie zu früh und nie zu spät. Sein Gesicht brannte, seine Augen funkelten blau, seine Ohren glühten rot, und er sog gierig die Töne ein, verschlang die Musik. Tagsüber, am Klavier, waren zu dieser Zeit Czerny an der Reihe, Bertini, Heller und Dussek, und was für ein Fest war für ihn Schumanns *Album für die Jugend*, die eine oder andere leichte Haydn-, Mozart- oder Schubert-Komposition oder gar das *Albumblatt für Elise*. An den Donnerstagabenden kam dann

Beethoven, Mozart, Schumann, Schubert, Brahms, kam Tschaikowsky und Dvořák und noch modernere, — welch unendliches Meer von Musik, welch hohe Gletschergipfel und welch bodenlose Tiefen! Ja, und einmal spielten sie die *Phantasie Hongroise*, Klavierquintett von Kamill Kállay, mit bürgerlichem Namen Kálmán Kattelburger, aus dem Manuskript, zum ersten- und offenbar auch zum letztenmal, aber sehr schlimm lief die Sache nicht ab: nach dem Stück wurde zu Ehren des aufgeregten Komponisten ein schwerer Malagawein getrunken und dann das Dvořák-Quintett vorgenommen. — Wie debattierten sie über die eine oder andere schwer zu deutende Stelle, wie erwogen und interpretierten und wie oft wiederholten sie, bis "die Sache endlich ging", — aber dann ging die Sache auch wirklich: und nach den Aufregungen eines solchen Prima-vista-Versuchs und dem Geduldspiel des Übens bereiteten die "fertigen Abende" Mitwirkenden wie Zuhörern wahren Genuß, nicht nur dank des guten Willens, sondern auch wegen der überraschend guten Leistung. Denn zu den "fertigen Abenden" waren gewöhnlich noch einige Gäste eingeladen, Freunde von Vater und Freundinnen von Mutter, und Vater war überglücklich, wenn ein enthusiastischer Zuhörer ihm nach dem Spiel versicherte: "Diesen Brahms, lieber Freund, hätten Rosés oder die Böhmen auch nicht schöner spielen können, selbst wenn d'Albert am Flügel gesessen hätte! ..."

Und dann eines Abends tauschten Fräulein Elvira und Georg die Plätze. Alle waren aufgereggt, nur der Junge nicht. Besonders früh wurde an diesem Donnerstag begonnen; um sechs Uhr nahm die Gesellschaft den Tee ein, und um halb sieben wurde bereits "gearbeitet". Zuerst spielten sie einige klassische Stücke in leichter Bearbeitung für Klavier-Trio; Georg, Doktor Hajós und Vater waren die Ausführenden. Glatt, ohne Stockung ging das Spiel vonstatten, und der lebhafte Beifall galt vornehmlich der überlegenen Ruhe des kleinen Pianisten; als dann nach diesen kleinen Stücken als zweite Nummer ein Quartett von Beethoven folgte, fühlten die Musiker bereits bei den ersten Takten erstaunt, wie das Klavier unter der Hand des kaum zehnjährigen Knaben die klassische Führerrolle übernahm, wie er diktierte und dirigierte und das ganze Ensemble trug. Nach dem Quartett brauchte nicht geklatscht zu werden — das wäre eine zu schwache Art der Anerkennung gewesen —, und es klatschte auch niemand. Mutter saß ein wenig bleich in ihrem üblichen Sessel und winkte ihrem älteren Söhnchen nur mit den Augen. Elvira, die aufgeregte Umblätterin, sprang auf und war in

ihrer schwarzen Häßlichkeit geradezu schön, wie sie vor Freude strahlte. Doktor Kattelburger schwärmte. "Ein Wunderkind, ein richtiges Wunderkind!" sagte er mehrmals und ging erregt auf und ab. "Es wäre eine Sünde, ihn nicht ausbilden zu lassen!" fügte Kollege Hajós hinzu und warf dann einen etwas verlegenen und erschrockenen Blick auf Fräulein Elvira; "ich meine", versuchte er das vorschnelle Wort wieder gutzumachen, "man müßte ihn auf der Musikhochschule lernen lassen, unter Fräulein Elviras Aufsicht, und ihn Theorie lernen lassen, hauptsächlich Theorie!"

"Gewiß", stimmte Herr Diósy eifrig bei, "ich muß sagen, Herr Doktor, mir ist lange kein so gutes Material begegnet!"

Vater strahlte. "Natürlich", meinte er breit, "ich habe sogar schon mit Fräulein Elvira über die Sache gesprochen! der Junge wird an der Hochschule eine Aufnahmeprüfung machen, und so Gott will, wird ein Künstler aus ihm." Das Beglückwünschen, das Plänemachen wollte kein Ende nehmen an diesem Abend. Georg, im Brennpunkt der Aufregung und des Interesses, hörte sich mit der überlegenen Ruhe und Selbstverständlichkeit des Künstlers die Lobeshymnen und aufsteigenden Phantasien für seine Zukunft an und aß dabei mit kindlicher Unbefangenheit in übertriebenen Mengen von dem Gebäck und Obst, das auf dem Büfett bereitstand. Dieser Abend brachte indessen nicht nur Georgs Triumph, sondern auch die Vollendung des Wunders. Paul war an diesem Abend zum erstenmal unter den Erwachsenen, blieb an diesem Abend zum erstenmal bis halb zehn auf, hörte an diesem Abend das Hauskonzert aus unmittelbarer Nähe bis zu Ende, konnte an diesem Abend nach heimlichem Nippen, nach heißem Sehnen und quälenden kindlichen Ängsten, die Dinge zu versäumen, zum erstenmal nicht hinter geschlossenen Türen und im Bett liegend die Musik erleben. Bleich und zitternd saß er neben Mutter auf dem kleinen weißen Kinderzimmerstuhl und staunte mit weiten Augen nach dem Flügel hin. Auf seiner Stirn, am Ansatz seines glatten blonden Haares, glänzten ein paar Schweißperlen. Mutter griff hin, wischte die bleiche Stirn ab und streichelte dem Jungen den Kopf. Großer Gott, dachte sie, Welch eine Dummheit haben wir begangen, das Kind mit teilnehmen zu lassen! es wird ja fast ohnmächtig vor Aufregung! Wie unüberlegt und verblendet Ludwig doch ist, wenn es um Musik geht! Ich hätte es nicht erlaubt, und wenn das Kind noch so sehr gebettelt hätte, mein Gott, warum habe ich nur nachgegeben, der Kleine wird mir am Ende noch krank! Eva hat recht gehabt! ... Leise stand sie vom Sessel auf — Vaters

scharfer, mißbilligender Blick begleitete diese Ordnungsstörung — und nahm von der Anrichte zwei riesige wunderschöne Erdbeeren, tauchte sie erst dreimal, viermal in Wasser und wälzte sie dann vorsichtig in Staubzucker. Lautlos ging sie an den Stuhl zurück zu ihrem Söhnchen und hielt ihm auf ihrer schmalen, weißen Mutterhand die Erdbeeren hin. Reglos, starr blieb Pauls Kopf, sein Blick auf den Flügel geheftet. Sanft berührte Mutter jetzt seine Schulter und hielt ihm die Hand mit den Früchten vor die Augen. "M-m!" brummte die ablehnende, nervöse Stimme unter Pauls Nase hervor, "m-m!" — was in der alten Kinderzimmersprache "nein" bedeutete, und zur Bekräftigung schüttelte der Junge noch heftig den Kopf. Mutter ließ still die Hand tiefer sinken. Er will sie nicht, dachte sie tief betrübt und fühlte in der Brust einen schweren, müden Druck, also gibt es schon etwas für ihn, das stärker ist als ich ... Ich will sie nicht, dachte in diesem Augenblick auch Paul, ich will das Klavier, die Musik, die sämtlichen Töne! das kann ich auch! ich will auch Klavier spielen! ... Über dem Siedepunkt des Gefühls, so startete er den großen braunen Flügel an, daß er vom Zimmer nichts anderes mehr sah und die Lichter und Töne sich zu einem finstern Nebelballen verwirrten, — und nur eins ist jetzt bestimmt und klar, nur eins gibt es, das man jetzt sehen und verstehen kann: einen riesigen braunen Kopf, der durch das ganze Zimmer ausgedehnt liegt, und aus dessen aufgesperrtem Maul tausend weiße und schwarze Zähne blinken, und davor, irgendwo in der Luft, schwankt ein dunkelblauer kleiner Punkt, aus dem sich zwei Arme strecken und auf die klingenden Zähne hauen ...

Mutter und Vater waren am nächsten Tag gegen Abend nicht zu Hause. — Darum ist es aber doch ein schwieriges und gefährliches Unternehmen, sich in den Salon zu stehlen. Zunächst einmal, weil die ganze Sache ... irgendwie nicht stimmt. Zweitens, weil Eva ohnehin nicht sonderlich gut gelaunt ist heute, den ganzen Tag schon. Und Georg ist auch zu Hause und die Dienstmädchen ... und es darf niemand von der Sache wissen, mahnte das innere Gebot, und er glaubte auch, wenn er es geschickt machte, könnte es geheim bleiben. Eva kramte im Kinderzimmer in den Schränken, sie plauderten nicht, Paul saß am runden Tisch und kritzelte mit Rotstift auf einem Blatt Papier. Wie lange es heute dauert, bis es dunkel wird ... jetzt ist schon Sommer, und Vater verreist bald nach dem ausländischen Badeort, um sich zu erholen ... und wir ziehen wieder in den großen Garten draußen im

Kühlen Tal oder besuchen wieder Großmutter auf dem Gut ... Da machte Eva die Schranktüre zu, warf einen Blick auf das am Tisch sitzende Kind und ging hinaus. "Ich hol dir dein Abendessen", sagte sie in der Tür über die Schulter. Jetzt ... sie ist schon draußen, jetzt geschickt und mutig ... Georg lernt im andern Zimmer... die Tür, die Klinke, vorsichtig ... das ist die Tür von Georgs Zimmer ... das hier ... das ist schon das Wartezimmer ... jetzt kommt die Salontür und ... es ist niemand gekommen, niemand hat mich gesehen, niemand wird es erfahren! ... Mit zitternder Hand öffnete er die Tür und spähte ins Zimmer. Der Flügel — ja, da ist er. Lautlos zog er die Tür hinter sich zu, und im nächsten Augenblick saß er am Flügel. Noch niemals bisher hatte er sich vor das Instrument gesetzt, zum erstenmal im Leben griff er jetzt nach dem Deckel der Klaviatur, mit bebend forscher Hand, — er ist offen, man kann ihn hochklappen! man kann die Zauberreihe der weißen und schwarzen Zähne aufmachen! und man kann die Tasten anfassen, zuerst ganz mutlos, ungeschickt mit einem Finger probieren, — es tönt! ein voller, klarer Ton! — und dann mit noch einem Finger und noch einem, hier und da, weiß und schwarz, unten und oben, rechts und links, zwitschernd dünn und brummend dick! — und jetzt tappen und taumeln schon viele, viele Finger auf vielen, vielen Tasten, reich steigen die Töne auf, ermutigend und einschüchternd, tief und hoch, zusammen und einzeln ... und die Töne fließen ineinander und klingeln und brummen, und die ganze Musik tönt gesondert in seinem Kopf und noch einmal im Zimmer, und dann klebt sie zusammen und klingt zusammen, und mit den Tönen entstehen Farben, tanzen kreuz und quer, und süßer Geschmack und süße Gerüche kommen ihm in Mund und Nase, und das Ganze ... das alles ist Musik und ist das schönste auf der Welt! Schwindelnd riß er das berauschte Köpfchen hoch, als links plötzlich die Tür aufging. Georg stand im Zimmer. "Paulchen", sagte er vorwurfsvoll und ein wenig abwesend, "bist du verrückt geworden? Laß doch das Geklimper, ich kann diesen wüsten Lärm nicht hören! und lernen kann ich auch nicht bei dem schrecklichen Radau." Pauls Hand erstarrte auf den Tasten, verständnislos sah er seinen Bruder groß an. Wüster Lärm? kann nicht lernen? kann das nicht hören?! "Spiele ich denn nicht schön, Georg?" zittert das Wort auf seinen Lippen. "Nein", antwortet Georg rund heraus und schonungslos, "schön ist das nicht, du kannst noch nicht Klavier spielen, und laß bitte das Klimpern. Später, wenn du größer bist und vielleicht Klavierstunden bekommst, dann kannst du spielen", und damit ging er hinaus; schallend fiel die Tür hinter ihm ins Schloß. — Nicht schön? Ich kann nicht Klavier spielen?! — Und nun rutschte er plötzlich vom Klavierstuhl und stand da, ein winziges Menschlein, eine zerrüttete, betrogene Seele; Gesicht und Augen

brannten in einer großen heißen Träne; und wie nun plötzlich und mit einer unerwarteten Wendung seine vernichtete Hoffnung und seine verratene Phantasie zu schmerzlicher weißer Wut erglühte, sausten seine beiden kleinen Fäuste rasend auf die Tasten, — aus dem Flügel stieg ein meckernd-donnernd-kicherndes, sinnlos häßliches Stimmengewirr auf, und am ganzen Körper zuckend, stieß er den Stuhl hinter sich weg und rannte aus dem Salon.

### **Familiäntisch**

Paul war am ersten Januar geboren, und an seinem sechsten Geburtstage saß er zum erstenmal mit am Familiäntisch. Das dreifache Fest — Neujahr, Geburtstag und Einweihung des neuen Tischgenossen — verlief mit der entsprechenden äußeren Pracht und bei gehobener Stimmung. Die Bescherung fand frühmorgens statt, und am Vormittag spazierte die Familie zu vierten hinaus auf die Stefanienallee. Strahlend schien die Wintersonne, und die seit Weihnachten ohne Unterbrechung beschneite Straße glitzerte in blendendem Weiß und tiefen bläulichen Schatten. Ein paar zweispännige Schlitten mit pelzvermummten Insassen klingelten an ihnen vorüber, — "geradezu ein Bild aus Moskau", sagte Vater romantisch, und da er gut aufgelegt und in Schenkstimmung war, setzten auch sie sich am Droschkenstand vor der Eisbahn in einen Schlitten, hüllten sich gut in warme Decken ein und fuhren fünfmal die Allee auf und ab; dann ging es unter Geklingel nach Hause. Zum Mittagessen legten sie Festkleider an. Vater hatte schon vormittags den Cutaway angezogen, Mutter trug jetzt ein schwarzes Seidenkleid; Georg erschien in seinem blauen Anzug, und Paul wurde von Eva in seinen ersten dunkelblauen Matrosenanzug gesteckt. Der Anzug war auch ein Geburtstagsgeschenk: in Großmamas schriftlichem Auftrag hatte eine sehr vornehme Kindermodenfirma ihn am Silvesterabend geliefert. Dann gingen sie zu Tisch: Mutter saß am Kopf der Tafel, ihr gegenüber Paul, zu ihrer Linken Vater und rechts Georg. Paul ging fast verloren am großen Tisch: auf seinen Stuhl hatte Amme Eva ein dickes Lederkissen aus dem Wartezimmer gelegt, und so reichte er wenigstens gerade bis zur Tischplatte. Bequem war dieses Sitzen nicht, das stand außer Zweifel. Aber



nach Vaters Meinung erforderte es die Familientradition, daß der Junge am sechsten Geburtstage seinen Platz am Familientisch einnehme, und die Tradition war mindestens so wichtig und heilig wie Mutters pädagogische und hygienische Gesetzsammlung.

Das Debut bei Tisch verlief im übrigen ausgezeichnet. Mutter und Amme Eva hatten Paul schon lange den "eleganten" Gebrauch des Eßbestecks beigebracht, alles ging glatt, nichts wurde verschüttet, nichts zerbrochen. Das Festessen hatte Käthe gekocht, und Julie servierte es; Eva half ihr dabei, vielleicht aber hielt sie sich nur im Eßzimmer auf, um bei der Hand zu sein, falls Paul ihrer Hilfe bedürfen sollte, oder vielleicht recht eigentlich darum, um auch mit ihm anstoßen zu können, bevor er den ersten Schluck Wein trank. Denn auch das ereignete sich heute. Vater machte beim Braten eigenhändig, ein wenig umständlich und feierlich eine langhalsige, giftgrüne Flasche auf, schenkte eigenhändig sich selbst einen Tropfen ein, ein halbes Glas Mutter, ein halbes Glas Georg, ein viertel Glas Paul, dann goß er sein eigenes Glas voll, hob es in die Höhe, ließ seinen hellgelbleuchtenden Inhalt in der durch die Gardine hereinsickernden Januarsonne blinken und sprach: "Dieser Wein, mein Sohn Paul, ist im gleichen Jahre geboren wie du, im Jahre neunzehnhundert. Das neue Jahrhundert hat ihn hervorgebracht, wie auch du ein Kind des neuen Jahrhunderts bist. Er hat keinen klingenden Namen, ist keine berühmte Sorte, nicht in der weiten Welt bekannt wie unzählige seiner Brüder von den ungarischen Weinen, um so wertvoller aber ist er uns, denn er ist im Weingarten der Eltern deiner Mutter gewachsen, im alten, alten Keller deiner Großeltern feurig und edel geworden. Ich hoffe und wünsche dir und bitte Gott am heutigen Tage, an der sechsten Wiederkehr deines Geburtstages, du mögest werden wie dieser Wein: wenn du auch keinen glänzenden Namen hast, sei stolz auf deine Abstammung und, gleich dem Wein, reife heran, werde wertvoll und edel mit der Zeit, die wahrlich über uns alle dahingeht ..." hier schwieg Vater einen Augenblick und sah vor sich hin, dann hob er den Blick in die Luft und fuhr fort: "... und die alles Gute mit sich bringt demjenigen, der weiß, was seine Pflicht ist und seine Pflicht immer erfüllt." Nun hob er sein Glas; aber der Schwung stockte einen Augenblick: "Nun, Eva", sagte er zu der Amme, die hinter des Kindes Stuhl stand, "holen Sie sich rasch ein Glas, damit ich Ihnen auch einschenken kann, Sie müssen doch auch mit dem Jungen anstoßen!" Und dann füllte sich glucksend das Glas in Evas Hand. Da sagte Vater noch: "Gott gebe dir ein

langes, glückliches Leben, mein kleiner Sohn!" und nun klangen die Gläser, alle standen von ihren Plätzen auf, und ein jeder stieß mit jedem an; Mutters Augen waren tränenfeucht; Pauls Augen brannten; Amme Eva fing fast laut an zu weinen; Georg lächelte verlegen, ein wenig flegelhaft, im Grunde aber tief gerührt; Vater lachte. "Na, na, meine Lieben!" sagte er heiter und weichgeworden, "na, na!" dann tranken sie die Gläser aus, setzten sich wieder an ihre Plätze und aßen weiter den knusprigen Ferkelbraten. Die Dienstmädchen bekamen zu dem reichlichen Mittagessen je ein volles Glas Wein. Feierliches Glück und üppiges Wohlbehagen herrschten an diesem Tage um den Familientisch und im ganzen Haus.

Das Gebot der Familientradition war erfüllt, und Paul kam sich von diesem Tag an außerordentlich erwachsen vor; erwachsen und noch mehr: gleichrangig mit Vater, Mutter und Georg. Die Suppe blies und rührte er ebenso bedachtsam wie Vater; den Mund wischte er sich mit der gleichen Bewegung an der Serviette ab wie Mutter; das Brot biß oder schnitt er nicht, sondern brach es geschickt ab wie Georg.

Georg war zu dieser Zeit schon ein richtiger "erwachsener junger Mann": elf Jahre alt, Gymnasiast und angehender Klavierkünstler, ein ruhiges und im allgemeinen nicht munteres Kind. "Kleiner Alter" hörte Paul oft sagen, wenn von seinem Bruder gesprochen wurde, und irgendwie hatte er selbst auch das Gefühl, als stünde Georg im Alter und überhaupt in jeder Beziehung Vater viel näher als ihm. Dabei lag die Zeit nicht weit zurück, da auch Georg noch im weißen Kinderzimmer wohnte; zwei Jahre war es erst her, daß er in das andere Zimmer gezogen war, und eine seltsame, dunkle Erinnerung hatte er auch daran, daß sie einst zusammen gespielt hatten. Diese Erinnerung war nicht scharf, knüpfte sich an keinen bestimmten Gegenstand, und viele Jahre später ging es Paul Hegedüs einmal durch den Kopf, es sei vielleicht gar nicht die Erinnerung an reale Dinge, an Ereignisse, was auch jetzt noch hie und da in seinen Gedanken auftauchte, sondern die Erinnerung an irgendeinen Traum; ja ... möglich, daß er irgendwann mit Georg gespielt hatte, sicher aber war, daß zu der Zeit, als er unter die Erwachsenen aufgenommen wurde, Georg schon längst nicht mehr spielte. Überhaupt: es war schwer, genau zu wissen, was Georg den ganzen Tag machte. Daß er vormittags in der Schule ist, das steht fest: morgens nimmt er ja die vollgepackte Schulmappe, steckt sein eingewickelttes Butterbrot in

die Tasche und geht aus dem Haus; dann kommt er mittags zurück: sein Anzug ist niemals zerdrückt oder fleckig, sein Gesicht nicht zerkratzt, an seinen Schuhen ist keine Spur von Herumbalgen, seine Hände sind genau so sauber, wie sie morgens waren. Eine sonderbare Sache mag das Lernen sein, und die Schule überhaupt. Ach ja: eine lange Treppe ist sie nicht, die die Jungen hinauf- und hinuntergehen, sondern ein Zimmer, in dem sie sitzen und lernen. Aber nur sitzen und lernen? spielen und turnen und prügeln sie sich denn nie? Dann lügen also die Märchenbücher, in denen derartiges von den Kindern steht? oder vielleicht beteiligt sich bloß Georg an nichts anderem als am Lernen und am Stillsitzen? In seinem Zeugnis — Vater zeigt und erklärt seinem jüngeren Sohn voll Stolz die Bedeutung dieser sonderbaren bedruckten und beschriebenen Papierblätter — stehen lauter Einsen, und — worauf Vater ganz besonders stolz ist — die Rubrik Betragen zeugt davon, daß Georg Hegedüs sich nicht nur gut, sondern sogar musterhaft in der Schule benimmt.

Georg ist also vormittags in der Schule, und nachmittags ... was macht er nachmittags? es vergehen ja lange Stunden, und im Nebenzimmer ist es still, als hielte sich keine Seele darin auf. Georg lernt, aus Büchern lernt er, und in Hefte schreibt er, Buchstaben und Zahlen. Eva geht einmal aus dem Zimmer auf Georgs Zimmer zu, die Tür bleibt offen: Paul schleicht sich an die Türspalte und späht hinein. Oh, keineswegs wäre es ihm verboten, jederzeit hineinzugehen. Aber was macht er wohl, wenn er nicht weiß, daß ich ihn beobachte? Georg sitzt auf einem Stuhl, läßt den Stuhl, hintenübergekippt, schaukeln, hat die Füße gegen die braune Pultbank gestemmt und sitzt und sitzt und schweigt, und weder vor ihm, noch in seiner Hand, noch in seiner Nähe ist ein Buch oder ein Heft. Lernt er? oder was macht er? — ein Glück, daß Eva zurückkommt in der weißen Kittelschürze und man auf diese Weise vorläufig nicht weiter darüber nachzudenken braucht, was Georg macht oder ob denn dies das Lernen sei. Später dann, wenn schon keine Kranken mehr zu Vater kommen, hört man Klaviertöne durch die geschlossenen Türen. Georg übt. Das ist schon eine wahrnehmbarere Beschäftigung, und eben deshalb nimmt man es zur Kenntnis und kümmert sich nicht darum bis zu dem Tag, da die Klaviertöne zugleich Musik bedeuten. Was macht Georg noch? letzten Endes dasselbe, was ich mache, bloß ein bißchen anders. Ihm wird nicht vorgelesen, sondern er liest selbst, er wird nicht gebadet jeden Tag, sondern er badet allein, auch

er ißt, aber meist mehr und auch andere Sachen, auch er geht spazieren, aber er wird nicht an der Hand gefaßt, und seinen Schlaf bewacht Eva nicht: er schläft allein in seinem Zimmer. Georgs äußerer Tag unterscheidet sich nicht sehr von Pauls, aber — und das fühlt er genau und manchmal beunruhigend — dennoch ist irgend etwas mit Georg los, das er nicht weiß und gern wissen möchte. Denn er fühlt auch, das, was er von Georg nicht weiß, sei nicht zu erschöpfen und abzutun mit dem ständigen elterlichen Ausspruch: "wenn du mal größer bist". Nein, — denn Georgs Freunde sind ja schon groß, und kein einziger von ihnen ist so wie er. Einmal kamen diese Jungen zu Besuch, im April, zum Geburtstag. Sie waren laut, tobten durch die ganze Wohnung, verschlangen die Schokolade mit Schlagsahne und die Torte, beschmierten sich, und ihre Anzüge sahen zerdrückt aus, zwei zankten und keilten sich und traten mit dem Fuß einen großen Fleck in die weiße Wand, einer von ihnen wollte ganz unbegreiflicherweise und geradezu empörend in seiner ausdauernden Eintönigkeit zwei "Uruguay" gegen irgendeine "Mexiko" eintauschen, und später, als sein Wunsch in Erfüllung gegangen war, forderte er heulend die beiden "Uruguay" zurück. Kein einziger Ton, keine einzige Bewegung an ihnen glich Georg, dabei waren sie doch Freunde und Mitschüler von ihm. Jawohl, es gab Dinge um Georg, die einem auffallen mußten und von denen man nichts erfahren konnte. Soll man Eva wieder fragen, warum Georg so still sei? wieder wird sie nur antworten: "er ist ja gar nicht so still." Oder soll man Mutter fragen? vielleicht sagt sie wieder nur: "er ist eben so ..." Das ist alles nicht das Richtige: die erste Antwort ist offenbar nicht wahr, also Schwindel, die zweite ist einfach keine Antwort, und alle beide, das ist ganz klar, wollen irgend etwas nicht sagen, verheimlichen etwas. Georg selbst fragen? dann würde wieder nur dasselbe geschehen wie neulich auf die Frage, warum er über eine Sache nicht lache, über die er selbst gelacht hatte. Da sperrte Georg plötzlich den Mund auf, zog die Augen zusammen und machte mit dicker Stimme so: "ha! ha! ha!" und dann sagte er: "Na, siehst du, jetzt habe ich gelacht, jetzt laß mich in Ruh!" Bleibt noch Vater. Was indessen Vater sagte, war unverständlich und machte das Geheimnis um Georg nur noch größer. Vater hatte nämlich geantwortet, Georg sei im allgemeinen so still, weil er eine andere Natur habe als die übrigen, in ihm wohne die heilige Natur des Künstlers. Die Worte — nein, nicht die Worte sind das Schwierige, schließlich weiß man ja, die Natur, das ist der blaue Himmel und die grüne

Wiese und der Wald und die Berge und das Tal, und man hat auch davon schon gehört, daß der greise Einsiedler Sommer und Winter im Schoß der Natur wohnt; aber ... nun soll auf einmal die Natur wohnen? — die heilige Natur? — ja, ist denn nicht nur Gott heilig? — und die heilige Natur soll eben in dem armen stillen, nie lächelnden Georg wohnen? ... nein, dann ist es doch noch besser, überhaupt nicht von der Sache zu sprechen. Georg ist eben, wie er ist, und wie er ist, das wird man später mal erfahren, wenn man — gemäß der ewigen Hoffnung — größer sein wird. Bis dahin gibt es noch so viele Menschen, die man ohne Mühe und Verwirrung kennenlernen kann.

Zum Beispiel Mutter.

Die einfach ist und ohne Geheimnisse, von der man immer weiß, was sie macht und was sie will, und die vor und über allem gut ist. Gut, weil sie selten schimpft und niemals schlägt. Gut, weil sie meistens lächelt und immer gibt. Wenn Mutter ins Zimmer kommt, ist es, als würde es gleich heller und wärmer. Mutter ist zweiunddreißig Jahre alt, und das ist komisch, denn Eva ist bloß sechsundzwanzig, und sechsundzwanzig ist weniger als zweiunddreißig, und Mutter ist dennoch jünger als Eva. Mutter ist blond, kleiner als Vater, spricht immer leise und ist, wie Vater oft sagt: etwas ländlich, — und das hängt zweifellos damit zusammen, daß die Großeltern in Szeles, auf dem Lande, ein Gut haben, vielmehr nur Großmama, denn Großpapa ist schon lange tot. "Ist nicht mehr unter den Lebenden", wie Mutter sagt; sie spricht das Wort Tod niemals aus. Der Tod muß ein schrecklich großes Geheimnis und eine schauerliche Sache sein, jedenfalls hier in der Gegend des Kinderzimmers, denn man darf nicht davon sprechen, bloß hören kann man manchmal davon, zufällig. Vater ging einmal mit der Zeitung in der Hand morgens ins Kinderzimmer, als Mutter gerade drin war, und sagte: "Denk dir, Kind, die arme Frau Várady ist gestorben." Da fing Mutter gleich an, laut zu husteln: "ach, komm doch mal mit", sagte sie zu Vater und ging mit ihm hinaus. Und erst recht merkwürdig ist, daß der Tod zum Beispiel in der Küche anscheinend etwas ganz anderes ist, etwas Gutes muß er dort bedeuten: die schwarzhaarige Therese sang einmal, und wie laut, im Herbst käme der fröhliche Tod sie holen, und auch Käthe hat einmal gesagt: "Ach, wäre ich doch schon tot, dann hätte ich Ruhe!" ... Nun, aber Mutter spricht nicht davon, und es scheint, als hinge auch die Krankheit

irgendwie mit dem Tod zusammen, denn auch die Krankheit ist etwas, worüber man im Kinderzimmer kein Wort verlieren darf, — "schlimm genug, daß es sie gibt", erklärt Mutter, "aber man spricht besser nicht davon." Die Krankheit hat wahrscheinlich auch Angst vor Mutter, vor den vielen Flaschen und Schachteln im Badezimmerschrank, die, wie Mutter sagt, alle gegen Krankheit und gegen die kleinen unsichtbaren Käferchen sind, die Bazillen heißen und die Krankheit verursachen, die einem hingegen dann nichts tun, wenn man sich viel wäscht und alles, was schmutzig ist, abwischt oder abwäscht oder mit dem Inhalt der Flaschen besprengt. Aber die Krankheit muß auch vor Mutters Person selbst Angst haben. Paul wurde einmal krank, hustete häßlich trocken und war am ganzen Körper heiß, und der Hals tat ihm weh. Er bekam einen Umschlag und Pulver, — und Mutter saß eine ganze Nacht durch an seinem Bett, Tiber ihn gebeugt: und bis zum Morgen fehlte ihm nichts mehr.

Ja ... Mutter ist also ländlich und gut, sie führt den Haushalt, was darin besteht, daß Käthe gut zu kochen, Marie gut sauber zu machen und daß für die Kinder alles in Ordnung zu sein hat. Nach Tisch legt Mutter sich ins Bett und macht das Schlafzimmer dunkel; manchmal kommen nachmittags Freundinnen zu ihr, oder sie geht zu ihnen, manchmal geht sie Besorgungen machen, und manchmal, sehr selten, geht sie mit Vater in die Konditorei. Wenn sie hie und da einmal ins Theater gehen, zieht sie sich ein schönes, dunkles Kleid an. Immer ist es so gut, sich an sie zu schmiegen, sie riecht immer fein und hat kühle Hände. Ärgern darf man sie nicht, — manchmal, wenn irgend etwas zwischen ihnen nicht stimmt, wenn Paul etwas Schlimmes getan und Mutter ihn gerügt oder bestraft hat, denkt er: jetzt werde ich husten und heiß sein, und dann wird Mutter wieder gut zu mir. Aber bis es dazu gekommen wäre, war Mutter meist von selbst schon wieder gut, man brauchte nicht erst wirklich krank zu werden oder gar sie zu beschwindeln. Häufig näht sie an großen breiten Decken, und das nennt man Handarbeit: sie sitzt im Salon auf dem Sessel am Fenster, und der dicke Knäuel Wolle oder die harte Rolle Garn kullert, wie sie daran zerrt, auf der Erde hin und her. Manchmal spielt sie auch Klavier, aber sehr selten, und seitdem Georg Klavier spielen lernt, fast nie mehr. Die Familie ist ihrer Sorge anvertraut — auch das hatten die Knaben von Vater gehört —, und Mutter ist tatsächlich immer überall da, am häufigsten aber kommt sie ins Kinderzimmer. Immer kommt sie herein. Bleibt stehen, blickt um sich, macht etwas in Ordnung

oder bringt etwas; geht zu Paul hin und streichelt ihm den Kopf oder küßt ihn. Zehnmal, zwanzigmal am Tage. Manchmal ohne ein Wort zu sagen, immer leise, — nicht wie Vater, der jeden Tag genau bloß dreimal ins Kinderzimmer kommt; dann aber ist gleich Lärm und Gelache und lautes, wildes Spielen, "Reitschule", wie Vater sagt.

Vater kam morgens ins Kinderzimmer zwischen neun und halb zehn, bevor er auf die Bank ging; dann kam er nach Tisch vor seinem Viertelstündchen Mittagsruhe und abends beim Schlafengehen. Morgens blieb er in der Tür stehen: "Na, junger Mann!" sagte er schallend, "wie geht's uns denn? was gibt's Neues im Kinderzimmer?" Dann lief Paul zu ihm hin — bis er bei ihm angelangt war, hatte Vater sich gebückt oder gehockt — und fiel ihm um den Hals. Vater nahm ihn auf den Arm, hob ihn hoch, schaukelte ihn hin und her, betatschte und preßte ihn, küßte ihn und stellte ihn dann hart wieder auf die Erde. Gewöhnlich folgte noch: "Na, schön strammstehen, laß mal sehen, wieviel du gewachsen bist!" oder: "Na, zeig doch mal die berühmten Muskeln!" — denn wenn Mutter auch kriegerische oder scharfe Gegenstände als Spielzeug nicht liebte: Vater sprach doch häufig mit Paul von seinem einjährigen Dienstjahr, seiner Husarenzeit und seinen Übungen und machte den Jungen frühzeitig mit dem Gedanken an die auch ihm sicher bevorstehende kurze Militärzeit vertraut; und wenn Mutter auch nur alles Weiche, Niedrige, Langsame und Ungefährliche leiden mochte: Vater gewöhnte Paul schon als ganz kleines Kind ans Turnen. Also ... "laß doch mal deine Muskeln sehen!" verlangte Vater, und wenn er Zeit hatte, ließ er sich sogar die Übungen mit den Hanteln vormachen. Diese kurzen Besuche gingen gar nicht hinaus über das Auf-den-Arm-nehmen, den stacheligen Schnurrbartkuß, das Strammstehen und die Muskeluntersuchung, und entsprechend der Tageszeit, zu der sie sich abspielten, war ihr Ende: "Na, mein Bürschchen, jetzt geht's an die Arbeit", oder mittags: "Na, mein Kind, jetzt ruht Vater sich ein Viertelstündchen aus!" oder abends: "Na, Paulchen, jetzt verabschieden wir uns bis morgen." Auch nach langen Jahren noch stand Paul vor seinem Vater immer stramm und fühlte seine Armmuskeln sich spannen, und schon längst war der Händedruck ihre Begrüßungsform geworden, als Paul noch immer bei jeder Begegnung oder beim Verabschieden auf seiner Stirn die Berührung von Vaters Schnurrbart zu fühlen wähnte. Diese dreimaligen Besuche am Tage waren genau so

Hausgesetz wie einzelne Zeremonien bei den Mahlzeiten, beim Spaziergang, beim Lernen oder Turnen; und natürlich war mit ihnen der Verkehr mit Vater nicht erschöpft.

Die Sonntagvormittage verbrachten die Knaben mit Vater zusammen zu Hause oder auf Spaziergängen. Blieben sie zu Hause, dann saß Vater gewöhnlich bei offener Tür im Sprechzimmer an seinem Schreibtisch und die beiden Jungen ihm gegenüber auf der Chaiselongue. Vater sprach: "Achtzehn-hundertsechundneunzig, zur Zeit des Millenniums, ein Jahr vor deiner Geburt, mein Sohn Georg ..." und nun folgte eine interessante oder lehrreiche Geschichte aus der Zeit der großen Ausstellung. "Euer Großvater, mein seliger Vater, erzählte", begann Vater ein anderes Mal, "als sechsundsechzig bei Königgrätz die Kanonen donnerten ..." denn Großvater Hegedüs hatte als Militärarzt an der berühmten Schlacht teilgenommen. Aber die wirklich interessanten Geschichten handelten von noch älteren Zeiten, und wenn Vater auch seine Erzählungen mit Geschichten aus seiner Studentenzeit begann und mit der Schlacht bei Königgrätz fortsetzte: nach einer Viertelstunde hatte er unbedingt zurückgegriffen auf den Freiheitskampf von Achtundvierzig, auf Kossuth<sup>2</sup> und die Irrfahrten des Ahnen durch Italien — und dann vertiefte sich die Perspektive weiter, es ging weiter zurück in der Zeit, und die beiden Knaben lauschten mit verhaltenem Atem den Erzählungen von jenen alten und noch älteren Ahnen, denen sie Geschichten zu verdanken hatten, die weit interessanter waren als alles, was in Märchen- und Lehrbüchern stand, und die sämtlich so begannen: "Euer Großvater erzählte ... meinem Großvater passierte es .... vom Großvater meines Vaters bekam ich als Kind erzählt ..." — und wie hätte die Glaubwürdigkeit dieser Dinge bezweifelt werden können, da doch die im Schlafzimmer prangende Familiengalerie jede Ungläubigkeit vertrieb, und wenn das nicht genügte, taten die wenigen erhaltenen Familiendokumente im Verein mit jenem ganz alten Brief aus Paris das übrige. Aber am schönsten war es vielleicht doch, wenn Vater von sich selbst erzählte, von seiner entbehrungsvollen Kindheit, seiner strengen Erziehung, seinen kampfreichen Budapester, Prager und Wiener Studentenjahren und von seinen späteren Reisen. "Warst du auch in Berlin, Vater?" fragte Georg

---

<sup>2</sup> Lajos (Ludwig) Kossuth von Udvard und Kossuthfalva [ˈlɔjɔʃ ˈkoʃut] (\* 19. September 1802 in Monok, Komitat Semplin, Ungarn; † 20. März 1894 in Turin, Italien) war ein ungarischer Rechtsanwalt, Politiker und in den Jahren 1848/49 einer der Anführer der Ungarischen Unabhängigkeitserhebung gegen Österreich. Auch nach der Niederschlagung der Revolution setzte er sich im Exil bis zu seinem Tod für die Unabhängigkeit Ungarns vom Kaisertum Österreich (ab 1867 Österreich-Ungarn) ein. Bis in die Gegenwart gilt Kossuth als ungarischer Nationalheld.



aufgeregt, mit leuchtenden Augen. "O ja." — "Auch in Paris?" — "Auch in Paris." — "Und in London?" — "War ich auch!" — "Und warst du auch in Amerika?" Kurze Stille. "Da war ich nicht", sagte Vater, "dazu hatte ich weder Zeit noch Geld." — "Und in Afrika und Asien?" Vater winkte ab und lachte. "Dazu hätte man noch mehr Zeit und noch mehr Geld gebraucht!" meinte er kurz, und dann sprachen sie von etwas anderem.

Von Vaters Beruf. Welch schöner und edler Beruf es ist, Arzt zu sein, zu heilen, den Menschen in ihren Leiden zu helfen. Die Leiden der Menschen: das bedeutete die Krankheiten und den Tod, von denen auch Vater nicht sprach, so eng sie auch mit seiner Tätigkeit verbunden waren, denn unter den Hausgesetzen gab es eins, gültig für die Person und die Familie, das lautete: "Man muß gesund sein!" und es gab ein zweites, das sich auf jeden bezog: "Man muß den Tod nicht fürchten, je weniger man aber an ihn denkt, desto länger lebt man!" Vater hatte gute Heilerfolge, weil er an die Gesundheit glaubte, immer heiter und herzlich war, zu jedem freundlich sprach, jeden tröstete und, wenn er irgend konnte, half. Man konnte Vater nicht um etwas bitten, das er nicht gegeben hätte. Und hier handelte es sich nicht nur um Geringfügigkeiten oder Geschenke. Vaters zwei große Sprechzimmer in der Bank waren immer gedrängt voll, und sehr oft erzählte er, heute habe ihn jemand aufgesucht, der ihn um diese oder jene Gefälligkeit gebeten habe. "Na, und?" fragte Mutter. "Na, und", antwortete Vater, "natürlich habe ich seine Bitte erfüllt." Gewähren, um was man gebeten wird, das war auch einer von Vaters Grundsätzen, — wenn man gewährt, um was man gebeten wird, kann man mit ruhigem Gewissen selbst andere um etwas bitten, wenn man es einmal nötig hat, so lautete das Hausgebot weiter. "Aber um was kann man dich bitten", moralisierte Vater weiter, "das du gewähren mußt? Dasjenige, was du auch selbst von andern erbitten würdest." Vater ging natürlich im praktischen Leben weiter, als dies Prinzip es vorschrieb: denn er protegierte und stützte und setzte sich nicht nur ein, sondern er gab auch Geld, wenn ein Bedrängter ihn darum bat, — gab und gab immer — und bitten ... Paul Hegedüs hatte nur ein einziges Mal gehört, daß Vater um etwas bat. Bat ... und zugleich forderte. Von Mutter. Georg lernte in seinem Zimmer, Fräulein Klara — das geschah bereits zu ihrer Zeit — saß ebenfalls im Zimmer und schrieb einen Brief, Paul schritt zögernd, untätig durch die Räume gegen Abend, — so gelangte er irgendwie ins große Badezimmer. Wie er eintrat, hörte er Vaters Stimme durch die

Schlafzimmertür, die eine kleine Spalte breit offenstand. "Ich ersuche dich", sagte Vater, und das konnte nur Mutter gelten, weil sonst niemand bei ihm im Zimmer war, "um des Familienfriedens willen bitte ich dich, Kind, und fordere zugleich von dir, davon nicht mehr zu reden! Es handelt sich nicht einmal um mein Selbstgefühl als Mann, als Gatte und Vater, sondern um meine menschliche Ehre und den Frieden der Familie!" Eigentümlich war Vaters Stimme, beängstigend, kurz angebunden, stechend, und gleich nachher herrschte taube Stille. Paul horchte noch einen Augenblick, dann schlich er vorsichtig auf den Zehenspitzen aus dem Badezimmer und ließ die Tür hinter sich offen, um sie nicht etwa in der Aufregung ungeschickt zuzuschlagen, so daß man sein Lauschen bemerkt hätte. Vater ... bat um etwas und forderte es in ganz fremdem, hartem Ton ... was wohl? Minutenlang drückte er sich um Fräulein Klara herum, hätte sie gern gefragt, was das sei, Familienfrieden und Selbstgefühl als Mann und Gatte und menschliche Ehre, um derentwillen man um etwas bitten, ja sogar es fordern muß ... von Mutter? Mutter gibt doch gleich beim ersten Wort alles, man braucht doch von ihr nichts zu fordern! :.. oder ist Mutter nicht zu jedem so gut, daß — — Nein, das kann man nicht verstehen, das müßte man Klärchen fragen. Aber dann wagte er es doch nicht. Vater hatte gefordert, daß von irgend etwas nicht gesprochen würde. Folglich ... darf kein anderer davon wissen, daß er um etwas gebeten und es zugleich gefordert hatte ... von Mutter. Ein schwerer Abend folgte, und Mutter und Vater und sogar Fräulein Klara bemerkten Pauls Schweigsamkeit, sein finsteres Grübeln und seine schlechte Laune offenbar bloß darum nicht, weil sie selbst, alle drei, beim Abendessen am Familientisch schweigsam, finster grübelnd und schlecht gelaunt zu sein schienen. Es ist so schlimm, wenn Vater nicht gut gelaunt ist. Sein schönes blondes Haar, seine leuchtenden blauen Augen sind dann glanzlos und dunkel. Seine große weiße Hand, auf der man früher ganz bequem sitzen konnte, bewegt sich unschlüssig, nervös. Seine Stimme klingt tiefer als sonst. Seine Haltung ist nicht aufrecht, sein Gang nicht ruhig ... Ein Glück, daß er selten schlecht gelaunt ist!

Gäste des Familientisches waren häufig die Verwandten; und da die beiden Familien groß und weit verzweigt waren, spielten sich die Verwandtenbesuche mit viel Abwechslung ab. Es gab kaum einen Sonntag, an dem nicht einer der näheren oder entfernteren Verwandten von Vater

oder Mutter am Vormittag oder zum Mittag- oder Abendessen gekommen wäre. Manchmal mußte der große Tisch ausgezogen werden, so viele waren erschienen, aber natürlich kam das selten und nur zu bestimmten Gelegenheiten vor, an Mutters oder Vaters Geburtstag, wenn man auf sämtliche in Budapest lebenden Verwandten rechnen konnte. Häufiger und oft ohne sich vorher anzumelden, kamen nur Vaters und Mutters Geschwister, wenn sie in Budapest waren, — nämlich wenn Mutters Geschwister vom Land in die Stadt kamen und Vaters Bruder sich gerade nicht im Ausland aufhielt.

Der seltenste Gast unter ihnen war Tante Gisela, Mutters Schwester. Tante Gisa hatte nach Deutschland geheiratet, sie hieß jetzt Frau v. Ehrhart, und die ganze Familie war sehr stolz auf sie, weil Herr v. Ehrhart, Onkel Adalbert oder Berti, wie Tante Gisa ihn nannte, ostpreußischer Gutsherr und ein sehr vornehmer Mann war. Und außerdem war er riesengroß. Tante Gisa selbst war auch ziemlich hochgewachsen, aber neben ihrem Mann sah sie aus wie ein Zwerg; allerdings wurde die Sache einigermaßen ausgeglichen dadurch, daß Tante Gisa dick, Onkel Berti hingegen dünn war wie eine Bohnenstange. Selten kamen sie nach Budapest, und man merkte ihnen an, daß sie nicht gern hier waren. Nun ja, bei Hegedüs' fühlten sie sich wohl, das war selbstverständlich, Vater und Mutter taten, vielmehr übertrieben ja auch alles, damit die vornehmen Gäste einen angenehmen Aufenthalt hätten, aber: "eine Stadt, das ist nichts für mich!" sagte Onkel Adalbert kurz und hart, und Tante Gisela, die, nach Mutters Erzählungen, einst keinen anderen Wunsch gehabt hatte, als einen Großstädter zu heiraten und in einer Weltstadt zu leben, war nach ein, zwei Jahren in bezug auf den Widerwillen gegen die Stadt völlig eines Sinnes mit ihrem Mann. Gingen sie mit Vater und Mutter über die Straße, so bewegten sie sich so eigentümlich, fremd und geradezu scheu, als seien sie noch nie auf Asphalt geschritten, und so sehr sie sich auch immer freuten, ihre Budapester Verwandten nach langer Zeit wiederzusehen, machte sich doch am zweiten oder dritten Tage nach ihrer Ankunft bereits eine ausgesprochene Ungeduld bemerkbar, und länger als eine Woche hielten sie es auch niemals aus. Niemals ... insgesamt viermal waren sie in der Zeit von zehn Jahren in Budapest. Zuletzt voriges Jahr. Onkel Adalbert hatte sich mit Vater im Sprechzimmer unterhalten, die Frauen hatten im Salon gesessen. "Findest du nicht, Ludwig", hatte Onkel Berti auf einmal gesagt, "daß in dieser Stadt gar zu viele Juden sind?" Vater

hatte ein wenig verlegen gelacht. "Gewiß, gewiß", hatte er drollig gestikulierend geantwortet und dann noch gesagt, selbstverständlich gebe es in Budapest viele Juden, wie überall auf der Welt. Die Unterhaltung drehte sich im übrigen um wirtschaftliche Dinge, Vater hörte sich höflich und voll Interesse Onkel Adalberts langwierige Ausführungen über die Veredlung des Mais und über die bessere oder schlechtere Qualität gewisser Rübenarten an. Dann verabschiedeten sie sich, und Ehrharts gingen weg: ihr Besuch am folgenden Tag war kürzer, am dritten Tag dauerte er nur ein paar Minuten, und am vierten Tag reisten sie ab. Tante Gisa umarmte und küßte ihre Neffen liebevoll und versprach, das nächste Mal auch ihre Kinder mitzubringen, Wolfgang, Gertrud und Kaspar. Die Hegedüs'schen Jungen kannten ihre deutschen Vettern und ihre Kusine nur von Bildern, die drei blonden Riesenkinder, die kaum nebeneinander auf die Photographie gingen. Es blieb natürlich nur beim Versprechen, und recht lange Zeit verging, bis Paul die jungen Ehrharts persönlich kennenlernte. Die dürftige Bekanntschaft mit Eltern und Kindern ließ indessen die deutschen Verwandten in einem ganz besonderen, fast unwahrscheinlichen Licht erscheinen. Man hörte Allgemeinheiten über sie. "Onkel Adalbert ist ungeheuer reich", sagte Vater, wobei er das Wort "ungeheuer" betonte. "Tante Gisela ist eine vortreffliche, kluge Frau", behauptete Mutter, und sie war es auch, die sagte, die Ehrhart'schen Kinder seien außerordentlich gut geraten. Aber ein ungeheuer reicher Mann, eine vortreffliche Frau, außerordentlich gut geratene Kinder: all das war für die Kinderphantasie viel zu wenig, und wenn dann aus einer Entfernung von vielen hundert Kilometern eine Neujahrskarte kam, auf der stand: *Lieber Georg und lieber Paul! Beim Anbruch des neuen Jahres wünschen wir euch alles Gute. Werdet stark und schafft's gut! Grüße von Euren Wolf, Trude, Kaspar!* — so entrückte das die Verwandten nur noch weiter ins Dunkel des Nichtkennens. "Sie haben eine kalte Natur", erklärte Mutter beim Lesen einer solch seltsam kurzen Karte. Kalt? dachte Paul, und seine alte willkürliche Vorstellung zuckte ihm durch den Kopf: das Ausland ist das, wo es immer kalt ist und die Menschen frieren. Selbstverständlich müssen die ausländischen Vettern kalter Natur sein ...

Mutters jüngere Schwester ist ein häufiger Gast. Etwa fünf Jahre ist sie jünger als Mutter. Ist sie schön? ... Ja, sie ist schön und hat blondes Haar wie Mutter. Emilie heißt sie, Tante Mili. Sie ist ein geheimnisvolles Wesen,

und wenn sie auch noch so oft in Budapest ist, man kann nicht an sie herankommen. Sie ist noch stiller als Mutter und hinkt; als Kind — so sagen die Legenden, die von ihr im Umlauf sind — ist sie einmal vom Pferd gefallen, nachher war sie lange krank, und als sie heranwuchs, blieb ein Bein kürzer. Das Hinken ist zwar kaum zu bemerken, wenn sie in ihren bis zur Erde reichenden Röcken geht, aber wenn sie sich setzt oder der Wind ihren Rock ein wenig flattern läßt, sieht man, daß an dem einen Schuh eine mindestens dreimal so dicke Sohle ist wie an dem andern. Tante Mili ist ganz blaß, kein Mensch sonst hat ein so durchsichtig weißes Gesicht wie sie: "das kommt von ihrer Krankheit", hat Eva erklärt, aber einmal hat sie auch gesagt, es käme daher, daß sie als halbwüchsiges Mädchen so viele Zitronen gegessen hätte, um schlank zu bleiben. Tante Mili wohnt in Szeles bei Großmama und kommt angeblich immer nach Budapest, um einen Arzt zu besuchen; tatsächlich verhält es sich auch immer so, daß, wenn sie ankommt, Vater mehrere Tage lang mit ihr geht — zum Arzt, sagt Amme Eva. Tante Mili kommt nie allein: gewöhnlich begleitet sie ihre Schwägerin, die Frau von Mutters Bruder, oder auch eine andere weibliche Verwandte vom Land, selten Großmama. Jeden Mittag sitzt sie mit am Familientisch, und dennoch weiß man so wenig von ihr; so viel aber weiß man — und das weiß angeblich jeder Mensch —, daß sie Dichterin ist und daß sogar schon mehrere Gedichte von ihr in Budapest Zeitungen erschienen sind.

Still ist sie und hinkt und geht zum Arzt und ist Dichterin: von alledem genügte auch eins, um einen dunklen, feierlichen Schleier um ihre Gestalt zu weben, aber es genügt auch dazu, daß man sich veranlaßt fühlt, hin und wieder wenigstens versuchsweise Nachforschungen über sie anzustellen. Von Mutter bekommt man ja keine ordentliche Antwort, Vater erwidert gewöhnlich mit einem lauten und gar nicht hierherpassenden Scherz, und Eva ... nun ja, sie hat einmal etwas gesagt, das wenigstens interessant war: sie hat gesagt, Fräulein Mili sei jetzt in Budapest, um ihren Bräutigam kennenzulernen .. . Dann hat sie aber einen Schreck bekommen und auf hundert Fragen nichts weiter gesagt als, darüber dürfe man aber nicht sprechen! Ein einziges Mal nur passierte es, daß Paul nicht imstande war, dieses Gebot zu halten. Tante Mili war eben aus Budapest abgereist; Mutter und Vater sprachen offenbar über sie im Eßzimmer und brachen ausnahmsweise das ernste Gespräch nicht ab, als Paul ins Zimmer kam. "Ich kann die Verantwortung für die Operation nicht übernehmen!" sagte Vater

laut, ganz gerötet und erregt. "Emilie ist schließlich nicht mehr in dem Alter, daß ich es wagen würde, sie derartigen Experimenten auszusetzen, zumal meine Diagnose unverändert die ist, daß ..." Da hustete Mutter laut, Vater schwieg, ging aber weiter aufgeregt um den Tisch, "ich weiß, was ich rede", betonte er dreimal hintereinander. Also ... Tante Mili müßte operiert werden, und Vater ist dagegen, übernimmt die Verantwortung nicht, gewiß würde sie von der Operation sterben. Soll sie operiert werden, damit sie nicht mehr hinkt? — und irgendeine unklare Gedankenverbindung treibt jetzt eine nicht zu unterdrückende Frage auf Pauls Lippen. "Mutti", fragte er plötzlich, "warum heiratet Tante Mili eigentlich nicht?" Ein Weilchen war es still, dann antwortete Mutter nur so ganz nebenbei, Tante Mili würde schon heiraten, wenn es an der Zeit wäre.

Die schweigsame Tante Mili war immer sehr lieb zu den Kindern; wenn sie hie und da einen Nachmittag mit ihnen verbrachte, erzählte sie ihnen, las ihnen vor oder deklamierte. Paul brachte sie sogar ein Gedicht bei, das ganz anders war als die Kindergedichte, die er bisher gehört oder gelernt hatte.

Lilie, bleiche liebe Blüte,  
Öffne dich auf meinem Grab,  
Wenn mein Leben still verblühte,  
Ins Vergessen sank hinab.  
Ach, die Welt war ohne Güte:  
Spende Trost, den sie nicht gab,  
Neige dich zu mir herab,  
Lilie, liebe bleiche Blüte.

Tante Mili schrieb Paul diesen traurigen Vers auf, und eines Abends sagte er ihn her. "Na, laß mal hören!" sprach Vater verwundert, als Emilie ihm meldete, Paul würde eins ihrer Gedichte aufsagen. Da derartige Produktionen etwas völlig Ungewohntes waren, sahen alle dem Vortrag ziemlich aufgeregt entgegen, und er hatte auch unleugbar eine merkwürdige Wirkung. Als Paul mit scharfer Akzentuierung und in ergriffenem Tonfall, genau wie Tante Mili es ihm beigebracht hatte, das Gedicht zu Ende vorgetragen hatte, war Vater so verlegen, daß er bloß in einem fort sagen konnte: "Nein, so was ... nein, so was ..." Mutter hingegen kam in schreckliche Aufregung, ging sofort aus dem Zimmer und machte erst nach zwei Minuten die Türe wieder auf: "Mili, sei doch so gut und komm ein bißchen her!" Auch Vater ging hinaus, — was sie da zu dreien besprachen,

war natürlich nicht zu erfahren, — Eva trug Paul rasch und mit schlechtem Gewissen ins Kinderzimmer. Tante Mili indessen las ihnen von da an nicht mehr vor, deklamierte nicht mehr und brachte ihrem kleinen Neffen nie wieder ein Gedicht bei. Trotzdem war sie natürlich auch weiterhin lieb zu den Jungen — soweit ihr gedrücktes und stilles Wesen dies zuließ —, aber im allgemeinen blieb sie nun immer nur kürzere Zeit bei Hegedüs', wenn sie sie auch täglich besuchen kam, sooft sie sich in Budapest aufhielt. Im übrigen wurde sie immer schweigsamer, immer blasser, und die Frauen auf der Straße trugen schon längst ganz anders geschnittene, höchstens bis an die Knöchel reichende Röcke, als Tante Milis Kleid noch immer den Boden fegte. Und wenn sie auch noch so stumm in einer Ecke des Zimmers auf dem Stuhl saß, man fühlte doch immer, daß sie da war: es ging etwas Finsteres, etwas Kühles von ihr aus, und Paul dachte — nach langer Zeit — oft darüber nach, ob er damals in Gegenwart seiner Tante das Nahen des Unglücks gefühlt habe oder die unsichtbare Ausstrahlung jenes verborgenen dunklen Glühens, das jahrzehntelang unterdrückt in der Tiefe der Seele darauf gewartet hatte, an die Luft zu kommen, in einer unbekanntenen Leidenschaft aufzuflammen.

Auch Onkel Elemér, Mutters Bruder, war kein häufiger Gast bei Hegedüs'.

Elemér v. Czendrik war ein Riese. Fast so groß wie Onkel Adalbert und noch dicker als Tante Gisela. Elemér pustete immer und schwitzte immer, meist war er böse und konnte eine ganze Schüssel gefüllten Kohl hintereinander aufessen. Es ist fast selbstverständlich, daß er auch laut war: er schrie immer so, als wären in seiner Umgebung alle Leute taub, und dabei fuchtelte er mit seinen dicken roten Fäusten ständig in der Luft herum. — Von Onkel Elemér erwartete niemand einen verwandtschaftlichen Besuch: wenn er nach Budapest kam, so geschah dies stets in Geschäftsangelegenheiten, und nach Tisch zog er sich regelmäßig mit Vater ins Sprechzimmer zurück, sie schlossen die Türe und verhandelten, bis der erste Patient kam. Seltsam mochten diese Verhandlungen dort drin gewesen sein: draußen hörte man durch die Tür bloß, daß Onkel Elemér in einem fort schrie. "So geht das nicht!" hörte Paul einmal Elemérs brüllende Stierstimme, "so ist das Ganze, Sack und Pack keinen lumpigen Groschen wert! Andere Leute leben von zwölfhundert Joch wie die Fürsten, und wir verrecken auf unsern zwölfhundert Joch! Das landwirtschaftliche Gerät erneuern kann ich

nicht, ich stecke ohnehin schon bis an den Hals in Schulden, mein ganzes Geld geht für die Juden drauf! Ich hab' die Sache satt, ich schmeiß den Krempel hin, daß es nur so kracht!" Paul lauschte erschrocken und horchte hin: wird Vater wohl etwas antworten? Seine Stimme ist nicht zu hören, aber sicher antwortet er dennoch und ... was geht es Vater eigentlich an, daß ... was geht ihn dieses ganze Geschrei an? Die Schulden und die Juden? Dann kamen sie heraus aus dem Sprechzimmer, Vater blieb in der offenen Tür stehen: "Meinetwegen mach dir keine Sorgen", sagte er zu Onkel Elemér, "du weißt sehr gut, daß auch Maria weder um ihr Geld zittert noch es haben will", und er winkte ab. "Ich werde der letzte sein, der dir rät, irgend etwas zu liquidieren oder hinzuschmeißen. Und was deine Schulden betrifft, gut, da werde ich morgen in der Bank ein Wort einlegen, vielleicht läßt sich die ganze Sache durch eine Konversionsanleihe regeln." — "Na, das mein ich auch!" brummte Elemér, jetzt ein wenig leiser, Vater machte die Türe zu; Elemér kam ins Eßzimmer, trank wohl einen Liter Milchkafee, ein ums andere Mal goß er sich die tiefe Tasse voll, warf vier, fünf Stücke Zucker hinein und aß drei oder vier dick bestrichene Buttersemmeln dazu; dann ging er. — Paul fragte einmal Vater, warum Onkel Elemér immer schreie. "Er ist ein rabiater Kerl", erklärte Vater, "aber im Grunde genommen ein anständiger, gutherziger Mensch und leitet seinen Ärger, der nicht immer grundlos ist, dadurch ab, daß er schreit." Also ... das kann ja möglich sein. Wenn das Rabiate bei ihm bloß soviel bedeutet, daß er immer schreit, immer wütet — und nach Vaters Meinung nicht einmal immer ohne Grund —, er duzt auch die Dienstmädchen und Eva und kommandiert sie kurzangebunden fortwährend hin und her, — deswegen kann er noch ein anständiger und gutherziger Mensch sein, besonders, wenn die Anständigkeit und Gutherzigkeit darin besteht, daß er niemals nach Budapest kommt ohne eine riesige Kiste feiner Szeleser Apfel; und den Jungens bringt er immer auch noch andere Geschenke mit: Schaukelpferd, Säbel, Flinte, Tschako und Trommel, — allerdings nahm Mutter derartige Spielsachen gewöhnlich sofort weg und verschloß sie, sowie Onkel Elemér abgereist war. Einmal hatte Elemér einen richtigen lebenden, langhaarig-struppigen, komischen grauen Hund mitgebracht, der ein, zwei Tage kläffte, wie drehkrank durch die Wohnung raste und alles schmutzig machte oder sich knurrend unter ein Bett oder Sofa zurückzog und von dort jeden, der sich näherte, anfauchte; Mutter indessen schenkte Hektor, ein so wertvolles Exemplar edelster Rasse



er auch war, nach Onkel Elemérs Abreise unverzüglich dem Zoologischen Garten.

Onkel Elemér kümmerte sich nicht viel um seine Neffen; stets hatte er zwar das eine und andere scherzhafte Wort für sie oder hob sie mit Schwung auf die Schulter oder wirbelte sie durch die Luft, aber sein Interesse für sie war mit diesen Späßen erschöpft; seine eigenen Angelegenheiten und Sorgen nahmen ihn voll und ganz in Anspruch, und er hatte deren reichlich. Elemér führte die Wirtschaft der Szeleser Güter, und dort stimmte irgend etwas nicht. Von den vier gleich großen Gütern, die Mutters Großeltern ihren Kindern hinterlassen hatten, lag gerade das Gut Kaspar v. Czendriks angeblich am günstigsten und war am besten gegliedert, und dennoch verursachte dieses Gut seinen Besitzern, Großmutter und ihren Kindern, die meisten Sorgen. Die übrigen Czendriks um Szeles herum säten und ernteten, sammelten das Obst und kellerten den Wein, züchteten die Tiere, brannten den Spiritus und rüsteten ihre Güter aus, genau wie Onkel Elemér es tat: und dennoch reisten die übrigen Czendriks alljährlich nach mondänen Badeorten, amüsierten sich allwinterlich in der Hauptstadt und brachten ihr erübrigtes Geld auf die Sparkasse in Klausenburg, wie sich das für reiche Gutsbesitzer geziemte, — Onkel Elemér hingegen schwitzte, brüllte, kämpfte, machte Schulden und lamentierte Vater in jammernder Wut derart vor, als hätte er keinen Bissen Brot zu essen. Doch geben wir zu: Onkel Elemér und Frau reisten und amüsierten sich auch manchmal. Wer so viel arbeitet, hat schließlich das Recht dazu ... Aber irgend etwas stimmte nicht in Szeles, und das stach um so mehr in die Augen, als auf den übrigen verwandtschaftlichen Gütern mehrere Familien das Geld ausgaben, das dennoch immer vorhanden war. Und bei Kaspar v. Czendrik? Die eine Tochter lebt in Deutschland in glänzenden Verhältnissen, die zweite in Budapest, und auch die verlangt keine Unterstützung, die dritte ist anspruchslos und weiß vielleicht nicht einmal, was Luxus ist, der Sohn hat ein reiches Mädchen geheiratet — eine Kusine zweiten Grades — und eine ansehnliche Mitgift bekommen, und die beiden gehen wahrlich nicht verschwenderisch mit dem Geld um, wenn sie sich auch das eine und andere gönnen. Wo also liegt der Fehler? "Dazu müßte man die Angelegenheiten besser kennen", sagte Vater bezüglich dieser Frage, "und man müßte auch weiser sein als ich. Wer weiß, was dahinter steckt?" war seine ständige und gutgläubige Äußerung. Nein, man kann wirklich nicht wissen, was hinter den

Dingen steckt. Denn was davon in Budapest — durch die Gestalt Onkel Elemérs — sichtbar war, blieb darauf beschränkt, daß Mutters massiger, stets kämpferischer Bruder mit seiner rabiaten Natur, seinem ewigen Groll, seinen ständigen Sorgen, seinen unausbleiblichen Äpfeln und seinen eigenartigen, im allgemeinen unbrauchbaren Spielzeuggeschenken von Zeit zu Zeit in der Andrásystraße erschien; zu dem Lärm, dem Gerenne und der Unrast, die er mit sich brachte: dazu hätte Vater berechtigterweise sagen können "Reitschule"!

Zur Aufrechterhaltung eines geheimen, unfaßbaren und wohl auch nicht realen Gleichgewichts war es vielleicht nötig, daß Vaters jüngerer Bruder, Rudolf Hegedüs, in allem das genaue Gegenteil von Elemér v. Czendrik war. Allerdings glich Onkel Rudolf auch sonst keinem Menschen auf der Welt, in nichts. Er war klein und feminin zerbrechlich, hatte schmale Hände und Füße, seine Stimme, als wäre sie gar keine Männerstimme, klang weich und dünn, seine Rede war rasch und geschmeidig, als sänge er immer. Das Merkwürdigste an ihm war, daß er eine nach hinten gekämmte, weiche Frisur, einen schmalgedrehten, tatarenhaft herabhängenden Schnurrbart und am Kinn einen schmalen Spitzbart trug. Immerhin war auch seine Kleidung und alles übrige an ihm und im Zusammenhang mit ihm nicht eben etwas Alltägliches. Zunächst einmal: das Monokel, das er niemals auch nur für eine Sekunde vom Auge nahm, auch nie fallen ließ, soviel er auch gestikulierte, so sehr auch jede Muskel in seinem Gesicht zuckte und tanzte, wenn er sprach. Wie angewachsen blinkte das Monokel an seinem Auge, und da der dünne Goldrand seine rechte Braue ein wenig in die Höhe schob, sah Onkel Rudolf aus, als wundere er sich beständig mit der rechten Gesichtshälfte. Zweitens: sein Hut. Am Tage trug er einen steifen grauen Hut mit schmalen schwarzem Band, abends einen Zylinder. Wenn jemand die vollkommene Glattheit des Zylinders, sein achtschichtiges schwarzes Glänzen erwähnte, zeigte Onkel Rudolf auf seinen Hut, als führte er ihn vor, und sagte: "Scott and Son", und diese drei Worte in der gewissen Betonung, vielmehr in der gewissen Melodie bedeuteten, daß der Zylinder eines Gentleman unbedingt von Scott und Sohn, London, Bond Street, stamme. Drittens: sein Anzug, der Cutaway von kühnem Schnitt, mit scharfen Revers, mit der auffallend hellgrau gestreiften Hose und der reichen grauseidenen Krawatte, in der stets ein unwahrscheinlich großer und phantastisch gefaßter Stein glitzerte.

Viertens: die mächtige weiße Nelke, die nie in seinem Knopfloch fehlte. Fünftens bis hundertstens: sein Benehmen. Wenn er zum Beispiel zum Mittagessen kam, brachte er seinen steifen grauen Hut, seinen Spazierstock mit Elfenbeinkrücke und seine schwarzgesteppten hellgrauen Glacéhandschuhe mit in den Salon, all das legte er auf seine Knie oder vor sich auf den Tisch, und so saß er da, bis man zum Essen ging. War er zur Abendmahlzeit eingeladen oder stellte er sich nachmittags ein, so trug er bereits den Zylinder und war sehr häufig im Frack. Sein Klingeln an der Entréetür konnte man unfehlbar erkennen, und sogar die Art, wie er die Hand auf die Klinke legte, verriet, daß er der Eintretende war: ein melodischer Schwung war selbst darin, wie die leblosen Gegenstände, die er berührte, ihm dienten. Onkel Rudolf kam an, überreichte unausbleiblich Mutter die reich mit Grün geschmückten, mit dicker Goldschnur gebundenen, in weißes Seidenpapier gewickelten drei weißen Nelken — den Jungen brachte er nie etwas mit —, und sagte: "Friede dem Hause!" Und wenn er ging, gab er jedem einzelnen die Hand, schwenkte in der Tür den Hut und rief, ganz gleich, welche Tageszeit gerade war: "Schlaft ruhig!"

Wieviel Geheimnisvolles strömte dieser Mensch aus! wie viele unlösbare, ja unfaßliche Rätsel. Wie vielen Gefahren entrann Paul Hegedüs bei aller schmerzlichen Unwissenheit, aller aufregenden Unkenntnis und allem blind an hundert Abgründen vorbeiführenden Tappen des kindlichen Seins, entrann ihnen durch Zufall, aus Glück oder dank einer gütigen Vorsehung mit unversehrter oder doch kaum versehrter Seele: und mit einemmal findet er sich unerwartet, nicht wieder gutzumachend und offenbar ebenso schicksalsmäßig einem Menschen gegenüber, der nichts als Geheimnis ist; und wenn dann das Geheimnis sich da und dort lockert und sich aufzuhellen beginnt, so ist das vielleicht nur noch schlimmer. Rudolf Hegedüs, Vaters Bruder, wer ist dieser Mensch? Er hat eine Visitenkarte: in der linken oberen Ecke eine geprägte vielzackige Krone, in der Mitte in Perlbuchstaben: "Rodolphe de Hegedüs", darunter: "Expert de la Grande Finance", und das ist großartig — aber warum hat nicht auch Vater eine Krone auf der Visitenkarte, und wenn Onkel Rudolf das adelige "de" gebührt, warum dann nicht auch Vater? Wer ist dieser Rudolf Hegedüs, der so sonderbar spricht und immer von fremden Städten, vom Ausland, woher er jedesmal gerade kommt, und den an einem einzigen Sonntagmittag mindestens zehn Leute an das erst vor kurzem angelegte Telephon bitten

lassen? Wer ist diese zerbrechliche Gestalt in dem sonderbaren Aufzug, die so auf dem Stuhl sitzt, daß sie nur eben am Rand sitzt, die an den kleinen Schuhen dicke, hohe Gummiabsätze trägt, die am Zeigefinger der linken Hand einen mächtigen Siegelring mit rotem Stein und Wappen prangen hat? Was für sonderbare Dinge kann man manchmal über diesen Mann hören, aus Mutters und aus Vaters Mund, erlauscht oder gerade heraus oder eben als ausweichende Antwort auf die Fragen! "Ein Geldmann", sagte Vater einmal, und ein andermal: "Ein Unternehmer." "Er macht Auslandsgeschäfte", das war die häufigste Information über ihn, und einmal fiel auch das Wort: "Ein Faiseur." Als Paul dann Wochen später Vater fragte, was das sei, ein Faiseur, zuckten Vaters dicke Augenbrauen in die Höhe, und als hätte er nachgedacht, antwortete er erst mit beträchtlicher Verspätung. "Ein Faiseur", erklärte er, "ist soviel wie ein unternehmungslustiger Mensch mit abenteuerlichem Leben, der nicht immer den geraden Weg geht." Das abenteuerliche Leben und der krumme Weg gaben Paul vielleicht eine Vorstellung von seinem geheimnisvollen Onkel, — jedenfalls klang ein Wort ähnlicher Bedeutung aus Vaters Mund viel härter, als er sich eines Abends mit Mutter im Salon unterhielt. "Abenteurer!" sagte Vater da in finsterem Ton, "das wird kein gutes Ende nehmen! man kann nicht dauernd unter dem Damoklesschwert des Strafgesetzes leben! Ein Abenteurer, sogar ein ganz gewöhnlicher Hochstapler ist er! und da ich ihm nicht ins Gewissen reden kann, möchte ich ihm am liebsten mein Haus verbieten!" Aber das tat Vater natürlich nicht, und Onkel Rudolf kam noch jahrelang ins Haus, nippte jahrelang Sonntags von den Speisen des Mittagessens, saß jahrelang auf dem Stuhlrand, jahrelang zuckten seine Augen bei jedem Türaufgehen, und jahrelang rief er seinen sonderbaren Gruß beim Kommen und Gehen. Viel später dann, lange nach Mutters Tod, berichteten schreierische Zeitungsartikel von einem Weltschwinder namens Rudolf Hegedüs, der in sämtlichen europäischen Großstädten seine Hochstapeleien getrieben hätte: sich in Paris als Beauftragten der persischen Geheimdiplomatie akkreditiert, in London eine Gesellschaft zur Verwertung der Goldgruben Griechenlands gegründet, in Berlin als spiritistischer Großmeister Mondsüchtigen das Geld aus der Tasche gelockt, sich da als Großfürst und dort wiederum als Anarchistenführer aufgespielt, natürlich inkognito und unter Diskretion, und überall mit so großer Geste den Leuten in die Tasche gegriffen, daß er, bis seine Opfer aus dem ehrfürchtigen Ersterben und Behextsein ein wenig

erwachten, Zeit genug hatte, Aussehen, Eigenschaften und sicherlich auch Seele und Wesen zu wechseln und am andern Ende Europas in einer andern Rolle aufzutauchen. "Mundus vult decipi", schrieb ein Blatt moralisierend, "jedoch die Schlinge um den Hals des Hochstaplers begann dennoch zu drücken, und da, gerade im letzten Augenblick und auf ganz unverständliche Weise, flüchtete er aus seinem Hotel-Appartement in Paris aus dem Kreise seiner Sekretäre und Diener und auf jeden Fall vor der Nase der Polizei und hält sich nun an unbekanntem Ort auf. Hoffentlich aber an nicht mehr lange unbekanntem Ort", schrieb das Blatt weiter und berichtete, daß in dem Hotel in Paris wichtige Schriftstücke in die Hände der Polizei geraten seien; hauptsächlich sei ein mit größter Genauigkeit und gewisser literarischer Begabung geführtes Tagebuch von Wichtigkeit, in dem der Weltbetrüger die Geschichten aller seiner Hochstapeleien von nahezu zehn Jahren, die abenteuerlichen Ereignisse eines jeden Tages verewigt habe, das also ein genaues Bild gebe von der ganzen Karriere des unerhörten Schwindlers. Dieses Tagebuch zusammen mit verschiedenen Geschäftsbüchern und Akten sei demnach vorhanden und werde gewiß ein wertvolles Dokument für das Pariser Kriminalmuseum sein, wenn es auch der Sache der Geschädigten nicht viel nütze und hauptsächlich gar nichts gelte hinsichtlich der Bedeutung der Sache ohne den Hochstapler selbst! Man müsse also, schrieb die Zeitung, des Schwindlers habhaft werden! — Paul blätterte zu der Zeit, mehr infolge der Gleichgültigkeit der Stiefmutter als mit Vaters Erlaubnis, täglich die Zeitung durch, und diesen Artikel las er sorgfältig, gründlich. Rudolf Hegediis, vielmehr Rodolphe de Hegedüs, dachte er, Vaters Bruder, mein Onkel ... Aber natürlich wurde von der Sache nicht gesprochen. Rudolf Hegedüs, so schien es, war diesmal wirklich und endgültig von der Welt verschwunden.

Als Gäste des Familientisches verkehrten auch andere Verwandte in der Wohnung auf der Andrassystraße: die näheren und entfernteren Vettern und Schwäger, manchmal mit ihren Kindern. Diese Onkel und Tanten, diese Vettern und Kusinen waren aber nicht viel anders als die fremden Leute auf der Straße oder in Vaters Sprechzimmer oder an Mutters Empfangstagen im Salon. Die Reichen redeten von ihrem Reichtum, ihren Reisen, ihren Vergnügungen und ihren Methoden, Geld zu machen; die Armen von ihren Krankheiten und ihrem ständigen Geldmangel; und während einige von ihnen

oft zehn Minuten lang von einem neuerworbenen Grundstück oder Gemälde sprachen, verheimlichten andere es gar nicht sehr, daß sie gern geneigt wären, von Mutter oder Vater eine kleinere oder größere, aber möglichst rasche finanzielle Unterstützung anzunehmen. Hegedüs' sahen sie alle gern bei sich und behandelten sie ihren Ansprüchen gemäß, die Liebenswürdigen ebenso wie die Unsympathischen, die Gutgekleideten ebenso wie diejenigen, die in schäbigen Anzügen kamen und das Mittagessen oder den Nachmittagskaffee gierig verschlangen. Irgendeine Ähnlichkeit, wenigstens in der Erscheinung, bestand zwischen ihnen allen: Mutters Verwandte waren sämtlich blond, Vaters Verwandte hatten ausnahmslos charakteristisch dichte Augenbrauen. Sie kamen und gingen: dazwischen debattierten sie lebhaft und laut über eine gerade aktuelle Angelegenheit der Familie Hegedüs oder ein Ereignis in der großen Welt. Sie kultivierten das Verwandtschaftsverhältnis und schickten Nachrichten von sich: "Ich habe ein Haus gekauft ... ich war krank ... Jolan hat ein Töchterchen zur Welt gebracht ... die arme Tante Etel ist gestorben ..." Sie waren Verwandte, und dennoch, als an Mutters Geburtstag, dem letzten ihres Lebens, großer Besuch im Hause war: da wurde Paul plötzlich von tiefem Entsetzen gepackt. Wenn der Onkel Christoph mein Vater wäre ... dachte er voll Bestürzung. Wenn die Tante Klementine meine Mutter wäre! Wenn der Tommy mein Bruder und die Anni meine Schwester wäre... Blond sind sie und haben dichte Augenbrauen! Und da fühlte er, wie eine unerträgliche Kälte sein ganzes Innere zusammenpreßte, ein schmerzendes Gefühl, nicht auszuhalten, man muß davor flüchten irgendwohin, zu irgend jemandem — zu wem?! Mutter und Vater sind mit lächelndem Gesicht unter den Gästen geschäftig, Georg sitzt mit verwirrten und abwesenden Augen unter den Verwandtenkindern, und Amme Eva ist schon seit fast zwei Jahren nicht mehr im Hause. An wen könnte man sich klammern?! zu wem könnte man sprechen?! Wer ist so nah oder so fern, daß man ihn jetzt wirklich lieben könnte oder hassen, sich mit ihm freuen oder ihn fürchten ... nur loskommen hier! hinaus aus dieser schmerzenden, weder kalten noch warmen, grauen Fadheit! Und im Licht und Lärm, umgeben von feinen Speisengerüchen und heiteren Gesichtern, unter den vielen Verwandten und Bekannten steht der achtjährige kleine Fremde erschrocken zwischen den Verboten der vergangenen Zeit und den Verheißungen der kommenden Tage und weiß nicht, was er mit sich und der Welt anfangen soll.

## Veränderungen

Schon im Frühjahr war hie und da die Rede davon, daß der nächste Herbst Veränderungen mit sich bringen werde. Die erste schon lange erwartete Veränderung ist die Schule. Schon die Tatsache, daß die entschwundenen Tage den Knaben ins schulpflichtige Alter haben hineinwachsen lassen, ist recht angenehm. Stolz, Selbstbewußtsein und erwachendes Verantwortungsgefühl überrumpeln Paul und verdrängen in ihm die alte Unsicherheit und Angst, wenn er daran denkt, daß er im Herbst, wie Georg, unter vielen Kindern in der Schule sitzen und lernen wird. In der Theorie ist alles schön: die Schule, die hundert Neuigkeiten verspricht, das Lernen, das die Kinder klug macht, die Kinder, die kennenzulernen ein Vergnügen sein wird. Aber in der Praxis ... die Schule als Institution und Wirklichkeit war schon kein so glattes Gefühl mehr. Wo ist die Schule? wie werden die Kinder sein? wird das Lernen schwer sein? wer werden die Lehrer sein? — das allein war schon Besorgnis genug, und sie wurde noch dadurch gesteigert, daß Vater und Mutter verschiedener Meinung waren, gleich in bezug auf die Wahl der Schule. Vater wollte, daß Paul in die öffentliche Gemeinde-Elementarschule käme, in die auch Georg gegangen war, — in die Volksschule, wie er sagte: einesteils, weil, wenn der größere Junge eine öffentliche Schule besuchte, kein Grund vorläge, den kleineren nicht auch dorthin zu schicken; andernteils trügen die zahlreicheren Mitschüler, die aus verschiedenen Gesellschaftsschichten stammenden Kameraden, die zwangsläufig demokratischere Behandlungsweise und die Erziehung einer Schule mit weniger familiärem Charakter zur Entwicklung der Selbständigkeit und des sozialen Gefühls bei, und dies sei außerordentlich wichtig. Im Gegensatz zum Privatunterricht, zur Privatschule. Mutter war der Meinung, es wäre besser für das Kind, wenigstens das erste Jahr oder die ersten Jahre zu Hause zu lernen. "Nein, davon kann überhaupt nicht die Rede sein."

"Also dann .. soll er wenigstens in eine vornehmere Privatschule gehen."

"Ach was, der Junge ist doch nicht aus Zucker!" sagte Vater im Laufe der häufigen Dispute, "und ich hoffe, du willst aus deinem Sohn keinen Weichling machen! Gerade schlimm genug, daß der Enkel eines

Oberstabsarztes, der Sohn eines Husarenoberleutnants der Reserve in seinem ganzen Leben noch kein richtiges Knabenspiel gespielt hat und anfängt zu heulen, wenn er sich den Kopf an der Tischkante stößt." Mutter versuchte es anfänglich energisch und weitläufig, später im schmerzlichen Vorgefühl, sich wohl oder übel dreinfinden zu müssen, noch mit dem einen und andern Argument, berief sich auf die individuellere Erziehung, auf den sorgfältigeren Unterricht und hauptsächlich auf hygienische Gesichtspunkte; auch sie zitierte den Geist des verstorbenen Oberstabsarztes und des Husarentums, jedoch mit Motiven der Hygiene und der Vornehmheit. Das Ende davon war schließlich doch, daß Vater rechtzeitig die nahegelegene Elementarschule aufsuchte und als guter Bekannter Paul für die erste Klasse anmeldete. Die Gemüter hatten sich inzwischen wenigstens scheinbar beruhigt: jetzt wissen wir also, daß Paul im Herbst in die Schule kommt, in die Elementarschule hier in der Nähe, als ordentlicher, in keiner Weise von den andern sich unterscheidender Schüler. Genau wie viele hundert andere Jungen. Als die Aufregung sich gelegt hatte, bekam Paul ein großes Bilderbuch, *Das heitere ABC* war der Titel, und ein amüsanter und geistreicher Zusammensetzungsspiel, dessen volkstümliche Tier- und Pflanzenfiguren, richtig aneinandergesetzt, in großen roten Buchstaben den Namen des zusammengestellten Wesens ergaben. Die ersten bekannten Buchstaben locken spielerisch seinen Blick und Verstand auf die Firmenschilder der Geschäfte, die bunten Plakate und die dickgedruckten Überschriften in den Zeitungen: dann kommen die ersten geschriebenen Buchstaben. Was gibt es noch? An einer Hand habe ich fünf Finger, an der andern auch fünf, das macht zehn, und die acht Köpfe auf den Bildern neben Vaters Bett und die zwei Köpfe neben Mutters Bett, macht auch zehn. Wird keine so schwere Sache sein, die Schule!

Nun war aber kaum die Frage der Schule in Ordnung gekommen, da tauchte schon wieder etwas anderes auf, dessen Erledigung, wenn sie auch dem Anschein nach glatt ging, bedeutend schwerer war. Der erste Laut, der über diese Angelegenheit bis zu Paul drang, war ein Wort Evas. Er schnürte sich die Schuhe zu, mit mehr Eifer als Geschicklichkeit, und stellte sich schließlich vor die Amme hin: "Eva, ich kann den Knoten nicht binden ..." Sie setzte ihn auf den ausgedienten Wickeltisch. "Das mußt du aber jetzt lernen, Herzchen, dir den Knoten selbst zu binden", sagte sie langsam, "denn ich weiß nicht, wer sonst ihn dir vom Herbst an binden soll." Was?... wer mir



vom Herbst an den Knoten binden soll — — wieso denn? warum sollte ihn Eva denn nicht mehr binden, wenn ich's selbst nicht kann? will sie es von da an nicht mehr tun? wird sie vom Herbst an mit mir böse sein? Und gleich fragt er aufgeregt die Amme. Sie überlegt zuerst, Gefühle und Erwägungen kämpfen in ihr, dann spricht sie: "Ja, weißt du", antwortet sie ruhig, "ich werde dir die Schnürsenkel nicht mehr binden, weil ich von euch fortgehe." Hundert Fragen folgen, in wachsender Aufregung. Wohin sie gehe und warum sie gehe und wer an ihrer Stelle herkomme und was denn dann sein werde, — und wieder und wieder die Hauptfrage: "Warum gehst du fort, Eva, warum gehst du weg?!" Amme Eva antwortet nun schon ruhig und mit etwas von unbewußter Schonungslosigkeit, hübsch der Reihe nach. Nun, sie gehe eben, weil die kleinen Jungen schon groß geworden seien, Georg werde schon bald ein junger Herr, und Paulchen komme in die Schule, da sei sie nicht mehr nötig. Sie gehe also anderswohin, zu einem andern kleinen Jungen oder Mädchen, zu einem Kind, das noch eine Kinderfrau brauche. Oder, wer weiß? Vielleicht gehe sie nach Hause in ihr Dorf oder verheirate sich und gehe überhaupt nicht mehr in Stellung. Und wer herkomme als Ersatz für sie? das könne man noch nicht wissen, wahrscheinlich ein Kinderfräulein oder eine Erzieherin. Wie die sein werde? das wisse man nie, die eine sei so, die andere anders. Und was dann sein werde? die Jungen würden Deutsch lernen, damit sie, wenn sie ganz erwachsen wären, fremde Sprachen könnten .. . Und hier fügte sie überflüssigerweise boshaft und ein wenig aus Rache hinzu: "Na, wir werden ja sehen, ob so ein Fräulein in Spitzenhöschen so mit dir spielen und so auf dich aufpassen kann wie Amme Eva!" — Nein, das gibt es nicht, das kann man sich nicht gefallen lassen, da muß man sofort etwas tun, um das zu verhindern — — und schon geht Paul zu Mutter, um sich zu beschweren. Eva solle nicht fortgehen im Herbst! er lasse sie nicht zu einem andern Kind oder sich verheiraten! ein Fräulein in Spitzenhöschen wolle er nicht und was und wer so ein Fräulein überhaupt sei, und wenn Eva fortgeht, Mutti, dann gehe ich nicht in die Schule und mache überhaupt nichts, Muttiiii! Mutter erbleichte bei dieser Erklärung, und wenige Minuten später konnte man aus dem andern Zimmer einen heftigen, unvorsichtig lauten Wortstreit zwischen Eva und ihrer Herrin hören. Wie sie es nur habe übers Herz bringen können, das Kind mit dieser Geschichte dermaßen aufzuregen! wie sie so gewissenlos sein könne, dem Kind solche Dummheiten vorzuschwatzen, Fräulein in Spitzenhöschen! unerhört, einem

ahnungslosen kleinen Jungen solche Flausen in den Kopf zu setzen! ob sie denn nicht vor Scham unter die Erde sinke! Aber auch Eva sprach nicht so wie sonst. Auch ihre Stimme war ärgerlich, oder es lag vielmehr ein frecher Ton von Was-kümmert's-mich darin, wie sie sagte: "Warum sollte ich's ihm denn verschweigen, er erfährt's ja doch im Herbst, wenn ich gehe! wozu soll ich mir da also erst jedes Wort lange überlegen, mich hat ja auch kein Mensch gefragt, ob's mir recht ist, daß ich gehn soll!" Mutter war empört. "Wie kann eine erwachsene Person solchen Unsinn reden! ja, wie lange wollen Sie denn bei den Kindern bleiben? Sie sind doch alle beide schon groß! wollen Sie sie etwa noch säugen, wie die verrückte Frau des alten Kuhhirten in Szeles ihren zehnjährigen Sohn?! und außerdem wollen Sie ja sowieso heiraten! und schließlich und endlich ärgern Sie mich nicht weiter, sonst — —"

"Gnä' Frau wollen mich wohl gar noch anrühren?!" forderte Amme Eva eine Ohrfeige geradezu heraus: aber hier brach der Streit auch plötzlich schon ab. Keine von beiden war heftiger Natur, und sie wollten ja einander nicht reizen; Mutter wußte sehr gut, daß Eva nach dieser Lektion kein Unheil mehr anrichten würde und daß das Schlimme, was sie bisher durch die vorschnelle Bemerkung angestellt hatte, schon irgendwie in Ordnung gebracht werden könnte. Eva aber fühlte, daß von allen gerade Frau Hegedüs die Trennung am meisten wehtun würde. Das Hausgesetz verbot es, über die bevorstehenden Änderungen ein Wort zu verlieren: also schwieg Eva. Stumm ertrug sie in den folgenden Wochen Pauls hartnäckig schlechte Laune, seine kleinen Unarten und bevorschußten Racheakte. Sie besänftigte das Kind, betreute es wie vorher; später vergaßen sie wohl den Zwischenfall beide, denn es wurde den ganzen Sommer kein Wort mehr davon gesprochen.

Um so öfter aber kam in den Gesprächen zwischen Vater und Mutter das Wort "deutsche Erzieherin" vor. Mutter bekam Briefe aus dem Ausland, was früher fast nie vorgekommen war; sie schrieb auch oft Briefe, immer im Anschluß an eine lange Unterhaltung mit Vater, die meist leise in einem der andern Zimmer geführt und rasch abgebrochen wurde, sobald die Kinderzimmertür sich öffnete. Nur verstohlen, durch Lauschen konnte man von diesen Unterhaltungen etwas zu hören bekommen, aber nur brockenweise, also geheimnisvoll, aufregend. "Die sieht mir nicht zuverlässig genug aus", sagte Mutter einmal, während sie eine Photographie in der Hand

hielt, und ein anderes Mal, eine andere Photographie betrachtend, meinte sie: "Die macht einen kränklichen Eindruck." Von Berlin, von Dresden und Graz wurde gesprochen, von Gehalt und Reisespesen und davon, daß die deutsche Erzieherin in Georgs Zimmer wohnen solle, die beiden Jungen hingegen zusammenziehen müßten. Es war davon die Rede, daß keinerlei Schwanken am Platz sei: Paul sei ohnehin ein Muttersöhnchen, und das würde durch die Ammenwirtschaft nur noch gesteigert und übertrieben, für den Größeren hingegen sei es von ungeheurer Wichtigkeit, sagte Vater mit Nachdruck und wiederholte die Worte "von ungeheurer Wichtigkeit" zweimal, daß er Deutsch lerne, schlimm genug, daß das bisher versäumt worden sei; Kinder anderer Familien von ähnlicher gesellschaftlicher Stellung sprächen schon mit drei oder vier Jahren fließend deutsch, und der große elfjährige Bursche könne erst mit knapper Mühe ein paar Worte stottern. Es sei aber, wie der Dichter sage, die Heimat des Künstlers die ganze weite Welt, und in dieser Heimat könne man nicht weit kommen mit der ungarischen Sprache allein. Diese häufigen und immer offeneren Reden ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß im Herbst ernste Veränderungen vor sich gehen würden. Schule! Ohne Amme Eva leben! Mit Georg zusammen ein Zimmer bewohnen! Deutsche Erzieherin! Das gab genug zu denken, zu raten, zu planen für einen Sommer.

Der Sommer verging wie die übrigen am Balaton, — vielleicht ein wenig langsamer. Ja: Paul hatte manchmal das Gefühl, daß die Tage sehr langsam vorwärts kämen, daß sie geschmolzen in der Hitze dahinkröchen. Als müsse man mehr Stunden oder längere Stunden hindurch in der Sonne liegen, im Badetrikot, in dem abgezäunten kleinen Extrabad der Villa am Strand. Als dauerten auch die Nächte länger: mit heller Wachheit im Kopf schreckt Paul manchmal des Nachts auf, und da sieht er, daß noch immer Nacht ist, die Hunde bellen noch immer in der Finsternis, und im Fensterrahmen leuchten noch immer die Sterne. — Amme Eva ist meistens zu Hause: wenn die Zeit des Nachmittagsspaziergangs gekommen ist, faßt Mutter ihn bei der Hand und macht sich mit ihm auf den Weg. Georg nimmt selten an diesen Spaziergängen im Park teil. Jungen pfeifen hinauf zu ihm in die Villa, manchmal schließt er sich einem ganzen Trupp Kinder an, manchmal geht er allein, sagt niemandem ein Wort davon, und manchmal treffen sie ihn nachher: im Park sitzt er allein auf einer Bank und sieht den Tennisspielern

zu. Schöne, große junge Leute und junge Mädchen, weiß gekleidet, spielen im Park hinter den großen Hotels Tennis. Wie die rennen, springen, sich bücken, schlagen können in der Hitze! denn warm ist es selbst um diese Zeit noch, dabei scheint die Sonne schon ganz schräg durch die Pappeln. Und sie scheint noch immer und immer. Paul ist bereits müde, als sie nach Hause gehen. Das Wasser, die Luft, die Sonne brennen ihm im Körper. Rasch zu Abend essen, rasch ins Bett .. , mit einemmal ist die Dunkelheit gekommen, die Sterne blinken, aber — wie lange dauert es noch? noch lange? wann ist es Morgen?

Von Vater kommen zuerst aus Budapest, dann aus einem ausländischen Badeort einige Briefe; nach seiner Rückkehr war er zweimal bei der Familie am Balaton, von Samstag abend bis Montag früh. Bei seinem ersten Besuch brachte er einen großen Paken Briefe mit, die in der Zwischenzeit in der Budapester Wohnung angekommen waren. Sonntag abend geschah es, daß Mutter auf der Veranda gerade ein Gespräch mit Vater beendete, als die Knaben draußen zum Abendessen erschienen. "Wenn du meinst, Ludwig", sagte Mutter, "dann in Gottes Namen, schreib ihr. Mir gefällt sie, ich hoffe, der Schein trügt nicht, vielleicht entspricht sie unsern Wünschen."

"Gut", antwortete Vater und steckte einen der vielen Briefe in die Tasche, "morgen schreibe ich ihr." Und da sprach Mutter in plötzlichem Entschluß zu Paul: "Hör mal, Herzchen, im Herbst lassen wir ein Fräulein für euch kommen, Georg weiß es schon, eine deutsche Erzieherin ... nicht wahr, du freust dich?" Gewiß, natürlich freut er sich. Denn es ist gut, etwas offen und ohne Umschweife zu erfahren und nicht so, daß man bloß hier und dort etwas aufschnappt. Und was Mutter und Vater wollen und anordnen, ist sicher gut, und man kann sich darüber freuen. Die deutsche Erzieherin. Das Fräulein. Bloß einen Haken hat die Sache noch. Warum hat Georg schon eher davon gewußt? Und in der Hauptsache: wenn er es gewußt hat, warum hat er nichts davon gesagt?

Von der Minute an wurden die Tage kürzer, begannen zu rasen; an allem konnte man spüren, daß die Sommerfrische nicht mehr lange dauerte; in allem war etwas von Abschied-nehmen; der dumpfe Trommelwirbel einer fernen Unrast schreckte manchmal den Körper aus seiner Ruhe, die Seele aus ihrer Stille auf.

Eva fuhr einige Tage früher nach Budapest zurück, um in der Wohnung Ordnung zu machen. Das war sonst nie so gewesen; das Ordnungmachen

aber war eine ganz glaubhafte Erklärung. Eines Abends nach dem Schlafengehen stellte sie sich an Pauls Bett, wartete, bis Mutter ihm gute Nacht gesagt, bis er gebetet und sich seiner Gewohnheit gemäß auf die Seite, auf den rechten Arm gelegt hatte. Auch dann stand sie noch ein Weilchen still da, betrachtete den Jungen und fing dann erst an zu reden. "Paulchen", flüsterte sie leise. Eva? — fuhr er aus dem Halbschlaf auf, warum steht sie hier? warum geht sie nicht essen? warum sieht sie mich so an? ich müßte sie fragen ... wenn ich nur nicht so müde und faul wäre. "Paulchen", sagte Eva noch einmal; etwas von tiefer, sehnsüchtiger Traurigkeit war in ihrer Stimme: Paul riß bestürzt die schläfrigen Augen auf. "Was ist, Eva? was willst du? ..." Nun war es wieder still; kristallklare, kühle Stille. "Nichts", sagte die Amme da rasch, in ganz leisem und tiefem Ton. "Gute Nacht und ... schlaf gut." Dann langte sie nach der Petroleumlampe, die tief von der Mitte der Decke herabhing, und drehte die Flamme aus. Es wurde dunkel, einen Augenblick spürte man das Petroleum, den süßlichen Brandgeruch der heißen Lampe und des ausgeglommenen Doctes: in der nächsten Sekunde schlief das Kind schon. Die Amme stand am Bett, im Dunkeln, lautlos, fast ohne zu atmen; eine Minute? zehn Minuten? endlich bewegte sie sich sachte, tastete sich im Finstern nach der Tür und ging aus dem Zimmer.

### **Fräulein Linka Thamm und die übrigen**

Anfang September kamen Hegedüs' in Budapest an. Wie viele Neuigkeiten! wie viele Veränderungen! Zunächst einmal: Julie ist nicht mehr da, sondern ein neues Stubenmädchen namens Margit ist an ihrer Stelle in der Wohnung. Im Wartezimmer sind die Wände neu tapeziert, und funkelnagelneue, grüngelasterte Möbel stehen darin. Dann das Kinderzimmer! kaum wiederzuerkennen! es ist nicht mehr das Kleine Reich, es ist ein richtiges Wohnzimmer für zwei "große" Schulkameraden. Das Bettchen mit dem Gitter ist von der langen Wand verschwunden, statt dessen stehen zwei schöne, freundlich blinkende Messingbetten mit Knöpfen in den beiden Ecken! Der Spielschrank ist neben den Ofen gekommen, und

an seinen früheren Platz Georgs weißes Bücherregal. Auch Georgs Pult steht jetzt hier im Kinderzimmer und der braune Schrank, in dem seine Anzüge hängen, aber er ist weiß gestrichen. Und in Georgs früherem Zimmer steht jetzt Evas Schlafsofa, neu bezogen und mit einer neuen Decke zugedeckt, auch ein schöner, neuer, gelber Schrank steht da und ein paar neue Stühle und ein neuer Tisch. Überall Spuren von ordnenden Händen, überall ist etwas anders geworden, als es früher war. Eine ganz neue Welt ist das jetzt hier! — neu, schön und interessant.

Die Anstrengung der Reise, die Droschkenfahrt mit Vater, der sie am Bahnhof erwartet hatte, die wohlbekanntenen oder nur dunkel in der Erinnerung gebliebenen Straßen, der Lärm und Verkehr nach der zehnwöchigen Stille, die unzähligen neuen Sensationen in der Wohnung, die Freude an der Rückkehr und die heimliche Spannung der Erwartung neuer Dinge, all das kribbelt und krabbelt und spukt ungeduldig in Pauls Kopf herum: und da mit einemmal, mitten im Kinderzimmer, steht in weißer Bluse und dunkelblauem, langem Rock, in hohen schwarzen Knüpfstiefeln, mit Brille und komischer Frisur, eine alte ... Tante? Frau? Dame? und sagt mit sonderbarer, hoher, fremdklingender Stimme und raschen Worten: "Ach, da bist du also, mein Kind. Ich bin ...", Betonung, Hebung der Stimme, danach kleine Pause: "... Linka Thamm, von heute an deine deutsche Erzieherin ...". Georg sieht zum Fenster hinaus — er hat das Vorstellen schon hinter sich —, und seine Ohren bewegen sich spaßig, und wenn diese ... Tante nicht hier wäre und ihre Stimme nicht so forsch klänge und sie nicht ein so strenges Gesicht machte, dann müßte man über Georgs zuckende Ohren fürchterlich lachen und ... auch so ist es sehr schwer, nicht zu lachen, und ist auch ungezogen, still zu kichern ... Ein sonderbares schneidendes Gefühl spannt Pauls Augen und Gesicht, wie er das weibliche Wesen da ansieht und kein Wort von dem versteht, was sie spricht. Linka? was heißt das, Linka? und was ist das: "doitsche"? Da ergreift die Dame seine Hand — warm und trocken ist die Berührung —, neigt ein wenig den Kopf und spricht weiter: "Ach", sagt sie, "ich nehme an, du verstehst kein Wörtchen von dem, was ich zu dir sage, gelt? Du wirst es aber bald verstehen, mein Kind, gelt? Ich hoffe, wir werden gute Freunde sein!" und damit wendet sie sich Mutter zu und plappert ihr rasch und lange etwas vor. Was heißt das "gelt", und was heißt das "Froinde"? und was soll das bedeuten ... das also ist die deutsche Erzieherin? so ist eine deutsche Erzieherin? die ist ja überhaupt nicht schön

und hat eine Brille und ist mager und ... trägt einen Rock und kein Spitzenhöschen! Plötzlich drückt ihn tiefe Niedergeschlagenheit. Man hat mich beschwindelt! zittert eine wehe, dünne Stimme in ihm, man hat mich angeführt! -- und seit Tagen fällt ihm jetzt zum erstenmal Amme Eva ein. Ihr rotes Gesicht, ihre roten, dicken Arme, ihre sechsendsechzig Röcke unter der weißen Kittelschürze, ihre seidenglatte Stimme. Sie hat mich beschwindelt, denkt Paul und fühlt, daß er im nächsten Moment weinen wird und ... fragen wird, wo Eva sei. Aber dazu bleibt ihm keine Zeit. Mutter, gleichsam alle Gefahren und Schwierigkeiten der Situation übersehend, sagt plötzlich und laut: "Na, Kinder, Paulchen und Georg, geht brav mit Tante Linka Hände waschen ..."

"Nein, Frau Doktor, nicht Tante Linka, sondern Fräulein Thamm, wenn ich bitten darf!" wirft die Erzieherin dazwischen, — "mit Fräulein Thamm", verbessert Mutter bereitwillig, "und dann rasch frühstücken, sonst habt ihr zum Mittagessen keinen Appetit!" Und schon gehen sie ins Badezimmer, — geschickt arbeiten in Fräulein Thamm's Händen Seife, Nagelbürste, Handtuch, — und schon zeigt sie auf das aus dem Hahn rinnende Wasser: "Das heißt also auf Deutsch *Wasser* und das *Seife*, und der Raum hier *Badezimmer*", mit ausholenden, gleichsam an- preisenden Bewegungen zeigt Fräulein Thamm auf diesen und jenen Gegenstand, und ihre Stimme, als sänge sie eine uralte; Litanei, wogt melodisch zwei-, auch dreimal in ein und demselben Wort: "Ja, das ist ein *Anzug* und das eine *Tür* und —" wahrhaftig, diese ganze Sache ist ja gar nicht so schwer, sieh mal einer an! Fräulein Thamm zeigt jetzt wieder auf den Wasserstrahl, lächelt geheimnisvoll und vielversprechend, als sie sagt: "Nun hört mal zu, Jungen!" und da schließt sie auf einmal ihr linkes Auge, dreht den Kopf nach links und nach oben und beginnt wieder in dem deutlichen, gegliederten, wogenden Ton zu sprechen:

"Bächlein, Bächlein, tief im Walde,  
Hört ihr, wie es helle rauscht?  
Hört ihr, wie es milde Worte  
Mit den alten Bäumen tauscht?"

Also das ... das ist ganz interessant, und es wäre fein zu wissen, was es bedeutet, dieses lieblich klingende Gedichtchen oder .. . es wäre fein, wenn man lachen könnte, aber das darf man jetzt wohl nicht — "rauscht-tauscht",

die ganze Sache ist gar nicht so schlimm ... und jetzt schnell frühstücken, sonst hat man nachher wirklich keinen Appetit zum Mittagessen!

Linka Thamm war gewandt, dienstbereit, willig und vor allem eine eifrige Erzieherin, und dennoch war im Hause Hegedüs' ihres Bleibens nicht. So schnell und leicht sie sich zu Beginn mit den Knaben angefreundet hatte, so schwer konnte sie bereits in der zweiten Woche mit ihnen fertig werden, und so wenig konnten die Jungen die Ärmste ertragen. Besonders Paul. Georg behandelte sie mit stiller, aber harter Passivität und vermochte auch der heftigsten Debatte ein Ende zu machen, zumindest für seinen Teil, indem er aus dem Zimmer ging, dem Fräulein, Paul, dem Deutschlernen einfach den Rücken wendend, und es hatte den Anschein, als glitten Schelte oder Lob mit der gleichen Nichtbeachtung von ihm ab. Bei Paul verhielt sich die Sache anders, — es war, als hätte sich in ihm alles verändert. Am ersten Tage, im Durcheinander der Reise und Ankunft, hatte er gar nicht bemerkt, daß Eva nicht mehr da war: einmal nur fiel die Amme ihm ein, bloß für einen Augenblick, und dann ging diese Erinnerung vorüber, gleichsam als wollte sie den weisen Beschluß der Eltern bestätigen: Eva fährt voraus nach Budapest unter dem Vorwand, im Hause Ordnung zu machen, und scheidet so endgültig, um die Aufregungen des Abschieds zu vermeiden. Und nun, nach den ersten Tagen, die das Kennenlernen, Sich-Anfreunden und ein brennendes Interesse für allerhand neue Dinge mit sich brachten, wurde plötzlich und unerwartet alles in Pauls Innerem umgewühlt. Eine wilde Reaktion flammte in ihm auf und übte unbewußt an allen Personen seiner Umgebung Rache für Eva. Hauptsächlich an der Allerunschuldigsten: an Fräulein Thamm. Paul wurde laut und unwirsch, dann trotzte er stundenlang und gab keine Antwort, wenn er gefragt wurde, weinte, aber nicht in stillem Kummer wie früher, sondern brüllte laut in hartnäckigem Gezeter, von seinem Anzug sagte er trotz besseren Wissens aus bloßer Opposition, das sei "der Tisch", und vom Stuhl behauptete er, das sei "die Küche", und Fräulein Thamm's Vorliebe für das manierhaft-ständige Refrainwörtchen "gelt?" sofort erkennend, sagte er mit kindlicher Erbarmungslosigkeit hundertmal hintereinander, halblaut singend: "Tante Gelt, Tante Gelt, Tante Gelt", bis Fräulein Thamm rot wurde vor Wut und lila wurde und weiß wurde und schwarz wurde und in Ekstase mit heiserer Stimme kreischte: "Das halte ich nicht aus, gelt?! So ein Teufelskind!" und aus dem Zimmer lief. Paul war all das noch nicht genug: als er bemerkte, daß Vater ratlos war, Mutter



indessen hinter diesem Betragen zu Tode erschreckt eine Krankheit witterte, da verdarb er sich tagtäglich den Magen, fiel auf den Spaziergängen unweigerlich hin und schlug sich dabei die Knie wund, sträubte sich dagegen, sich auf der Straße von der Erzieherin, später auch von der Mutter, an der Hand führen zu lassen. Dieser Zustand dauerte schon seit Tagen und Wochen, Mutter war betrübt, Vater wütete, Fräulein Thamm war außer sich und hetzte gegen Paul. "Herr Doktor, ich bestehe auf einer exemplarischen Strafe, gelt?!" rief sie mit zitternder Stimme, mit wackelndem Kopf und kreidebleichem Gesicht. Und dann eines Abends, als die Lage schon unhaltbar geworden war, als weder gute noch böse Worte mehr nützten, heulte Paul laut in der Ecke, in die Fräulein Thamm ihn gestellt hatte: da stand Vater mit einem Ruck vom Essen auf und schrie den Jungen kurz und hart an: "Paul! vorwärts! ins Kinderzimmer!" und warf seine Serviette auf die Stuhllehne. "Was willst du denn, warum soll er ins Kinderzimmer?" fragte Mutter blaß. "Ich will ihn verhauen", antwortete Vater rund heraus mit finsterner Miene, und auch er war bleich. Da sprang Mutter auf. "Ich bitte dich, Ludwig!" sagte sie zitternd und ganz außer sich, "ich bitte dich, Ludwig! wenn du das Kind anrührst, verlasse ich sofort das Haus!" Funkelnd weiteten sich Vaters Augen, so sah er Mutter an und pustete laut vor Wut. Eine Sekunde stand er da, einen stummen Blick mit Mutter wechselnd, dann sagte er: "So wird das nicht gehen, mein Kind!" und fügte noch etwas in einer fremden Sprache hinzu, dann setzte er sich wieder an den Tisch, legte die Serviette auf seine Knie, aß aber nicht weiter. "Das wird noch schlimme Folgen haben", brummte er, und dann, nach einem Weilchen, wandte er sich der Ecke zu. "Deine Mutter hat heute noch einmal, und ich betone, zum letztenmal die Strafe von dir abgewendet. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, du ungezogener Bengel, es war das letztemal!" Da war aber die ganze Geschichte schon verdorben. Er hat mich nicht verhauen, dachte Paul in der Ecke, Mutter hat es nicht zugelassen, weil sie weiß, daß ich brav sein möchte, bloß nicht brav sein kann ... und jetzt wird er mich auch gar nicht mehr schlagen wollen, weil Mutti sonst sofort das Haus verläßt ...

Vater schlug ihn nicht, und Mutter "verließ das Haus" nicht, sondern Fräulein Thamm, am Ersten des folgenden Monats. Von Georg verabschiedete sie sich in demonstrativer Freundschaft, zu Paul sagte sie bloß, und zwar auf Ungarisch: "Und du versuch dich zu verbessern", denn inzwischen, in den drei Monaten bitterschweren Deutsch-Unterrichtens, hatte

sie in ihrer Qual schon ganz leidlich Ungarisch gelernt. Und als sie ohne besondere Herzlichkeit Mutter Lebewohl sagte, konnte sie nicht umhin, dem Abschiedswort hinzuzufügen: "Frau Doktor, ich bin nahe den Vierzig, bin seit zwei Jahrzehnten staatlich geprüfte Kindergärtnerin und habe auch schon Judenkinder erzogen, so was wie Ihren jüngeren Sohn hätte ich mir jedoch nie vorstellen können!" Die Erinnerung an drei schlimme Monate verschwand spurlos mit der Erinnerung an Fräulein Thamm: wunderbarer- und auch ein wenig unverständlicherweise wartete am Morgen des Abschieds die ganze Familie, Eltern wie Kinder, in heiterer, erleichterter und hoffnungsvoller Stimmung auf die Ankunft Trude Halotniks, der nun folgenden Gouvernante.

Aber weder mit Trude Halotnik noch mit den übrigen, die nach ihr kamen, hatte die Familie Hegedüs Glück. Die Institution der deutschen Erzieherinnen war nicht für die Hegedüs'schen Jungen und vor allem nicht für Paul erfunden worden, und wenn im Laufe dieser zwei Jahre die Greten, Sophien und Kolleginnen in ihr deutsches oder österreichisches Städtchen zurückkehrten, begannen sie gewiß den Bericht über das finsterste ihrer Erlebnisse so: "Eines Tages kam ich nach Budapest, der ungarischen Hauptstadt, zu einer sogenannten vornehmen Familie ..."

Denn der angenehmen Stimmung des Bekanntwerdens in den ersten Tagen folgte in jedem Fall Langweile, Mißtrauen und häufig bis zur Verbitterung gesteigerter Haß. Die aus "gutbürgerlicher Familie" stammenden jüngeren oder älteren Mädchen stellten sich nach vertrauenerweckendem, herzlichem und formengerechtem Briefwechsel glückstrahlend in dem "vornehmen bürgerlichen Haushalt" ein und schieden nach kurzer Zeit unglücklich ... O nein! sie schieden selig. Es kam und ging Trude Halotnik, die lispelte, die Ärmste; und dabei brachte das grausame Schicksal es mit sich, daß sie in ihren sehnsüchtigen Geständnissen recht häufig sagen mußte: "Ach, ich s-wärme so für süße S-peisen!" Es kam und ging Erna Wiese, die wiederum für Schiller schwärmte, und zwar so sehr, daß sie Paul den Don Carlos vorlas. Es kam und ging Berta Binz, die sogar ihren Kanarienvogel mitgebracht hatte; es kam und ging Liselotte Mohl, die vom Schutzmann mit der Hahnenfeder beinahe aufs Polizeirevier geleitet wurde, weil sie ihn gebeten hatte, sich auf seinem Wachtposten photographieren zu lassen; es kam und ging Maria Wölffen, die spätabends und frühmorgens stundenlang an ihrem Bett kniend betete. Eine rotwangige, große, blonde Engländerin aus Norwich namens Dorothy Hughes war kaum

gekommen, da ging sie auch schon wieder; man hatte sie eher aus verbitterter Verzweiflung als um der Abwechslung willen für teure Spesen kommen lassen, und am zweiten Tage fragte sie Mutter, ob sie sich einige Beamte vom englischen Konsulat zu einer Tasse Tee einladen dürfe, weil sie sich in der fremden Umgebung recht einsam fühle. Es tauchte auf und verschwand die schöne schwarze Amalthea v. Entzenthal, die in jedem Satz von ihren vergangenen schönen, reichen Jahren sprach, die nach Budapest, in die Andrásystraße, zu Doktor Hegedüs' ihre Reitkostüme, Reitpeitschen und Reitstiefel mitgebracht hatte, bloß eben kein Pferd, und ob sie Spitzenhöschen trug, das konnte Paul nicht feststellen, aber daß sie spitzenbesetzte Unterröcke anhatte, sah er des öfteren, zu Hause und hauptsächlich auf der Straße, wenn sie spazierengingen und Amy gewöhnlich von gut angezogenen jungen Männern gefolgt und manchmal auch angesprochen wurde. Denn Amy — nicht Tante Amalthea und nicht Fräulein v. Entzenthal, sondern einfach bloß: "Du, Amy ..." — Amy also hob dann immer ihre langen, glockigen Röcke, und bei jeder Ecke, bei jeder kleinen Pfütze, bei jeder Luftbewegung waren ihre schmalen, feinen Knöchel in den glatten, glänzenden schwarzen Strümpfen und die Spitzenvolants ihres Unterrocks zu sehen. Amy bat nicht um die Erlaubnis, in die Kirche gehen zu dürfen, wie die übrigen Fräulein, aber sie ging jeden Donnerstagnachmittag aus und kehrte erst spät in der Nacht zurück; sie betete nicht stundenlang und laut, sondern sang mit ihrem lieben, schmiegsamen Stimmchen den Knaben lustige kurze Lieder vor; sie las nicht vor aus ernsten, verwickelten und unverständlichen Klassikern, sondern erzählte von ihrem Schwager, der bolivianischer Ehrenkonsul in Berlin und Ruderchampion war und den sie sehr oft einen "verdammte netten Kerl" nannte. Der Schwager schrieb Amy lange Briefe, und Amy antwortete ihm fast täglich und stellte immer in Aussicht, der "verdammte nette Kerl" würde eines Tages in Budapest erscheinen und die Jungen rudern, boxen und reiten lehren. Amy war immer guter Laune und kümmerte sich nicht viel darum, ob die Kinder ihre tägliche kurze deutsche Lektion auch ordentlich in ihr Heft schrieben: und dennoch lernten sie von ihr am meisten. Es sah schon fast so aus, als wäre Amy diejenige, die lange neben dem Kinderzimmer wohnen würde: da wurde das arme Mädel eines Tages krank. Schon mehr als ein halbes Jahr war sie bei Hegedüs', als sie plötzlich anfing, blaß auszusehen, und abends oft im Bett weinte, — Paul lauschte mit verhaltenem Atem dem Weinen, das durch die

geschlossene Türe drang: ja, die andern Erzieherinnen hatten zwar auch geweint, schluchzend und bänglich in der fremden und unverkennbar feindlichen Umgebung, oder aber vor Arger, in scharfen und nicht zurückzuhaltenden Ausbrüchen, — aber dieses Weinen war nicht so, es war anders und gruselig in seiner heimlichen, doch nicht zu erstickenden, aufglucksenden, halbe Nächte hindurch zerquält wimmernden Melodie, in der man Amys hübsche Singstimme gar nicht wiedererkennen konnte und die für Stunden den Schlaf aus Pauls Kopf verscheuchte. Fehlt ihr etwas? hat sie Kummer? wühlte die Besorgnis in seiner Brust. Wäre es nicht gut, wenn ich Mutter rief, sie solle sie trösten ... oder wenn ich in den Bademantel schlüpfte und zu ihr liefe und mich auf ihr Bett setzte oder mich an sie schmiegte: "Du, Amy, sei nicht traurig und weine nicht ... ich hab' dich ja so lieb ..." Aber wer weiß, vielleicht würde sie dann böse sein, vielleicht will sie nicht, daß jemand weiß, daß sie nachts immer weint. Verheimlicht es. Und in diesen Nächten wob sich in dem Knaben nach dem Bündnis mit Mutter und Amme Eva eine neue Solidarität: wenn Amy es verheimlicht, darf man es nicht wissen und nicht davon sprechen! Was? wovon? ... nun ... das, um was es sich handelt, weswegen sie weint und ... weswegen man die arme Amy einmal in einem geeigneten und klugen und richtigen Augenblick trösten muß! Eines Tages dann spielte sich eine entsetzliche Szene ab zwischen Mutter und Amy: heftige Ausbrüche, die sogar durch die geschlossene Tür drangen, drückendes und ersticktes Schluchzen und Gejammer legten Zeugnis davon ab, und gerade weil das alles unvollständig, geheimgehalten war und hinter verschlossenen Türen vor sich ging, regte es Paul erst recht auf. "Ich kann nicht dafür, Frau Doktor!" weinte Amy nebenan; Gezisch, Stille; dann wieder Amy: "Ich schwöre, ich bin unschuldig, ich bin ein Opfer!" Jetzt wie Aufschreie Mutters Anklagen: "Sie hätten ja auch meine Kinder anstecken können, ungewollt, durch eine bloße Berührung!" Verschwommenes Sprechen, Weinen, tränenerstickte Stimme; und wieder Mutters Stimme wie ein Hammer: "Haben Sie denn nicht an Ihre Eltern gedacht, wenn Ihnen schon der Gedanke an meine Kinder nicht gekommen ist?!" Amy schluchzt wieder auf, sagt rasche, unverständliche Worte, "unschuldig" hört man immer wieder heraus, "ein Opfer" wiederholt sie wohl zehnmal. Dann dröhnte grausames, die Debatte beschließendes Türschlagen durchs Haus, danach war es still; und die schöne Amy packte noch in derselben Stunde ihre Sachen und ging. Hinterher wurde im

Gouvernantenzimmer dermaßen gescheuert und mit Karbol gewaschen und geräuchert, als wollten fanatische Hände den Teufel daraus vertreiben.

So kamen und gingen die Hilden und Lotten; fast alle waren sie blond, und jede einzelne hatte irgendeine Schrulle oder Eigentümlichkeit oder lächerliche Gewohnheit: aber von jeder lernte Paul etwas. Von der einen Wilhelm Buschs Verse, von der andern die deutsche Konjugation, von der dritten, daß die Toten weiterleben und daß es Menschen gibt, die sichtbar und hörbar die Geister der Toten wieder auf die Erde beschwören können, von der vierten eine ganze Anzahl andächtiger Gesänge, von der fünften, daß die Tiere und Pflanzen mehr wert sind als die Menschen, weil sie schön sind und die Menschen häßlich. Und Amy war, eines Abends in ihrem blauen Bademantel aus dem Badezimmer gekommen, und wie sie auf dem Stuhl stand und sich umdrehte, um mit einem Spazierstock den im Fensterrahmen hängengebliebenen Vorhang loszumachen, ging ihr Bademantel auf, und darunter war überhaupt nichts, bloß Amy selbst. Aber von jeder einzelnen lernte Paul auch eine Menge deutsche Worte, er gewöhnte sich an das Deutschsprechen, verstand die fremde Sprache recht und schlecht und konnte sich in ihr verständlich machen; und das genügte gerade dazu, daß die Eltern, da das Haus nun schon eine ganze Truppe deutscher Gouvernanten konsumiert hatte, bei Amys Abzug beschlossen: genug des Experimentierens, genug der Rückerstattung von Reisespesen und genug der unweigerlich eintretenden Kalamitäten; die Jungen haben einigermaßen Deutsch gelernt, und so genügt es jetzt, ein ungarisches Mädchen aus guter Familie, das ein bißchen Deutsch kann, ins Haus zu nehmen; es wird dann auch Paul noch helfen bei den Schularbeiten. Der Plan war fertig, und das Suchen und Forschen begann. Vater betonte mehrmals, daß ein Erzieher oder Hauslehrer hinreichen würde, ein Student oder junger Lehrer, der nachmittags für zwei, drei Stunden zu den Knaben käme; Mutter jedoch gab hier nicht nach, wollte von dieser Lösung nichts hören, teils, weil sie, wie sie sagte, im Haushalt kleinere Hilfeleistungen eines Kinderfräuleins nicht gut entbehren könne, andernteils und hauptsächlich, weil sie zu männlichen Angestellten kein Vertrauen hatte und sie für unsauber hielt.

Wochen hindurch war das Suchen im Gang, die Tage schütteten die Zeitungsannoncen, die Empfehlungen von Familien und die Bemühungen von Organisationen aus: Wochen vergingen, bis sich endlich ein Mädchen fand,

das hübsch, reinlich und sympathisch war, das klug und schlicht redete, dessen deutsche Worte bekannter klangen als die der "reichsdeutschen" Erzieherinnen, das nicht streng war und dennoch Disziplin hielt, das anspruchslos war und zuverlässig, kurz: das der Familie Hegedüs die Harmonie wiedergab, die zu einem mißtönenden Wirrwarr entartet war, seit die erste deutsche Gouvernante den Fuß ins Haus gesetzt hatte. Dieses Mädchen war Klara Tóth; mit ihr wurde die lange Reihe der Erzieherinnen und zugleich der erste Lebensabschnitt der Familie Hegedüs abgeschlossen.

### **Schule, Theater und sonstige Verwirrungen**

Als Paul das erstmal in die Schule ging, war die erste deutsche Erzieherin kaum ein paar Tage im Hause.

Der erste Schultag fing gut an. Um neun Uhr hatte man zur Eröffnungsfeier zu erscheinen; Vater begleitete Paul hin, und eine Zeitlang sah der Junge auch Vaters hohe, stattliche Gestalt im schönen dunkelblauen Anzug unter den übrigen Eltern. Nun, aber nicht hiermit begann die Sache. Sie begann damit, daß sie das Schulgebäude betraten und Paul plötzlich einen ganz sonderbaren, durchdringenden Geruch spürte, der ihm die Brust beklemmte. Draußen war es noch warm: in der Vorhalle der Schule zwischen den weiß getünchten Wänden war es kühl. Draußen schien die Sonne: hier drinnen war es unheimlich, den scharf abgegrenzten, blendenden Wechsel von Sonnenlicht und Schatten auf dem vielfenstrigen langen Flur zu sehen, der von der Vorhalle weiterführte. Wie sie über diesen Flur schritten, ging der Geruch mit ihnen und wurde dann ganz hinten am Ende, in der Nähe einer mächtigen, offenen braunen Tür, widerlich süß: hier stand an der Wand in drei großen Kisten feuchtes Sägemehl und stank. Eigenartig war das, aber nicht unangenehm. Es war interessant. Die große braune Tür führte in den Turnsaal, wo die Feier stattfand; hier war es kühl und warm zugleich, die Luft fühlte sich feucht an und roch nach Sägemehl. Der weiße Bretterfußboden war sauber gescheuert; an den Wänden gab es merkwürdige Ständer mit waagrecht eingehängten braunen Stangen; am

andern Ende des Saales ragte eine Reihe dünner Stangen bis zur Decke; wieder in einer andern Ecke hingen zur Seite gezogene Trapeze und Ringe von der Decke herab. Lauter interessante, neue Dinge; und auch der am Eingang in hohem Kragen und schwarzem Anzug stehende, Vater ähnliche Herr mit Schnurrbart, der die Kinder vorn in den Saal führt und vor einem großen, langen Tisch verteilt, ist interessant, — "hierher, Kleiner, nur zu, hierher!" winkt er mit der Hand, und die Eltern dirigiert er höflich in den Hintergrund: "Darf ich bitten, dorthin!" Knaben wie Eltern gehorchten dem nach rechts und links winkenden Herrn: Paul ging auf den großen Tisch zu, Vater neben die Turngeräte. Und dort stand Paul gleich unter einer Menge fremder Jungen. Wie viele Jungen! und wie vielerlei! Da sind welche in hübschen blauen Matrosenanzügen und welche in grauen oder braunen Anzügen; einige tragen schon lange Hosen, aber die langen Hosen reichen bloß bis oberhalb der Knöchel, komisch sehen diese kleinen großen Jungen aus! Und dann sind welche da, denen die kurze Hose ein gutes Stück bis unter die Knie reicht. Manche haben blendendweiße Bubikragen, und manche haben zu ausgetretenen, plumpen schwarzen Schuhen hellgelbe Strümpfe angezogen. Es sind schön glatt gekämmte Kinder darunter und struppige; ein Teil hat saubere Hände, andere wieder haben eine ganze Dreckkruste an Knien und Hals. Links neben Paul stand ein Junge in blauem Anzug, dessen Gesicht, Hände und Kleidung scharfen Seifengeruch ausströmten; das Kind, das rechts von ihm stand, trug einen mit dunklen Flecken bunt besetzten hellgrauen Anzug und verbreitete einen fürchterlichen, unerträglich bittersauren Geruch um sich. Paul blickte ihm ängstlich in das bleiche Gesicht mit den umränderten Augen, blutleeren Lippen und abgebröckelten Zähnen und zog sich ein wenig zurück; er drehte sich sogar um, gleichsam hilfesuchend, und da sah er Vater aus der Reihe der Erwachsenen um einen halben Kopf herausragen, wie er sich lebhaft mit einigen Herren unterhielt. Der Saal war da schon dicht gedrängt voll Menschen, und allmählich wurde es heiß und schwül; dann ertönte über der andern Saaltür eine mächtige gelbe Klingel, dreimal kreischte sie scharf und kurz, und schließlich wurden zum Überfluß noch die Türen zugemacht: die Eröffnungsfeier des Schuljahrs begann.

Hinter dem langen Tisch standen Männer und Frauen; einer klatschte jetzt in die Hände, hob seine Rechte und winkte schwungvoll: da erscholl Gesang. Nur die größeren Knaben sangen; die kleinen, die in den ersten

Reihen standen, wußten nicht, was sie singen sollten. Aber schön war das Lied, bald klang es tief und voll, bald hoch und erhebend; unter der bunten Kuppel der Melodie und der freitönenden Kinderstimmen stand Paul wie in einem großen Zauber befangen da mit zaghaft sich bewegenden Lippen, von denen dann und wann ahnungsvoll ein Ton aufzitterte. Gesang — oh, wie schön! das ist ja auch Musik! ja ... wenn die Schule so ist, kann sie nur gut sein! Das Lied klang aus, es wurde still, die am Tisch Stehenden setzten sich, nur ein dicker Herr in schwarzem Anzug blieb stehen. Sein rotes Gesicht strahlte, sein schneeweißes Haar leuchtete. Er sprach: sein Mund bewegte sich, und seine Hand fuhr lebhaft durch die Luft, aber selbst in den ersten Reihen konnte man nicht recht hören, was er sagte. Nur hie und da war ein blasses, heiseres Wort zu verstehen. "Pflicht", das sagte er oft, und man konnte das Wort schon an den Bewegungen seines Mundes erkennen; und mehrmals sagte er: "Lehrkörper". Auch von Freundschaft sprach er und von Erziehung und vom Vaterland und von Gott, und alle diese Worte erweckten in Paul ganz blaß ein kühles Gefühl, etwas wie Angst vor viel Verantwortung und wie Besorgnis, er würde hier nicht viel Freude erleben. Dieser Teil der Schule ist schon weniger schön. Und jetzt drehte er sich plötzlich wieder um, aber da sah er Vater nicht mehr an seinem früheren Platz, sondern viel näher an der hinteren Tür stehen. An dem langen Tisch erhob sich ein anderer Herr und sprach kurz und schallend. "Gesunder Geist in gesundem Körper!" schrie der Redner; Paul aber hörte nicht hin, und mit einemmal hatte er das Gefühl, jetzt müsse er sich wieder umdrehen. Und ganz frei und undiszipliniert wandte er auch sogleich den Kopf rückwärts, in der Richtung nach der hinteren Tür: Vater war nicht dort und auch anderswo nicht, Vater war weggegangen. Für einen kurzen Augenblick krampfte sich des Knaben Herz zusammen, und im ganzen Körper fühlte er Kälte. "Tapfere, klardenkende, aufopferungsvolle Bürger eures Vaterlandes werdet ihr sein!" dröhnte die Stimme vom Tisch her, — Vater steht nicht mehr an der Tür, er ist fortgegangen, ich bin allein, dachte Paul beklommen. "Denn das Wissen und die Disziplin machen den Menschen aus!" schüttelte der redende Herr seine Faust, — allein? dachte Paul weiter, es sind ja zehn und hundert und viele, viele Hundert Kinder hier, ringsherum, und hinter dem langen Tisch sind die Lehrer und hinten die Erwachsenen, wenn es auch Fremde sind, sie alle geben auf uns acht ... also dann bin ich doch nicht allein, bloß ... Vater



ist nicht hier und Mutter auch nicht und Georg auch nicht ... ich bin doch allein!

"Und so werdet ihr brave, arbeitsame Mitglieder unserer kleinen Gesellschaft sein!" donnerte der Redner mit der kräftigen Kehle, hieb mit der Hand gewaltig durch die Luft und setzte sich, — und da stiegen von hinten, aus den Reihen der Erwachsenen, leise Bravorufe auf, und wie sie von Reihe zu Reihe weiterdrangen, zu den Kleinen hin, wurden sie lebhafter und stärker, bis schließlich ein allgemeines, ohrenbetäubendes Geschrei aus ihnen wurde. Die Massenaufregung riß auch Paul mit. "Bravo! Bravo!" brüllte er; das war lustig, und ganz besonders amüsieren konnte man sich darüber, daß links der hübsche kleine Junge im blauen Anzug, ganz rot und wild geworden, in einem fort schrie: "Ef lebe die Fule!" Und dann wurde plötzlich wieder gesungen. Ein anderes Lied, aber ein ebenso schönes, herzerwärmendes wie vorher. Und als der Gesang zu Ende war, entstand großes Durcheinander. Der Saal und der lange Tisch kamen in Bewegung, und im Handumdrehen hatte sich die Menge vermischt: alle sprachen laut, und die Männer und Frauen an den Türen bemühten sich, in dem Gedränge Ordnung zu schaffen. "Erste Klasse!" schrien sie von zwei Seiten zugleich. "Zweite Klasse!" donnerte der Herr mit der guten Stimme aus dem Hintergrund des Saales. "Dritte Klasse, hierher! Vierte Klasse!" tönte es von hüben und von drüben. Paul, dem Klang nachtastend, setzte sich in Bewegung in der Richtung, aus der er gehört hatte: "Erste Klasse!"

Im Klassenzimmer, in der Mitte des Flurs im Erdgeschoß, stehen in drei Reihen sehr viele Bänke von der Art wie Georgs Pult: in jeder Bank ist Platz für drei Knaben. An der Tür stand ein hochgewachsener Mann mit braunem Haar und Schnurrbart und schönen braunen Augen; jeden Knaben, der durch die Tür trat, musterte er: wer klein war oder eine Brille trug, den setzte er nach vorn, die größeren nach hinten. Als schon alle saßen, — furchtbar viele waren es, man kann gar nicht wissen, wie viele! — änderte der hochgewachsene Herr noch einiges um, ließ mehrere Jungen die Plätze tauschen — Paul kam auch weiter nach vorn, in die dritte Bank der mittleren Reihe auf den linken Seitenplatz —, und dann stellte er sich vor das Katheder und klopfte mit dem Mittelfinger auf den Tisch. Das Gesumme und Gebrumme hörte auf. "Meine lieben Kinder", sagte er in herzlichem, warmem Ton, "ich bin euer Klassenlehrer, Adam Tolnay. Jetzt wollen wir uns

miteinander bekannt machen. Ich lese der Reihe nach eure Namen aus dem Klassenbuch vor; wessen Namen ich aufrufe, der steht auf, damit ich ihn mir ansehe. Also ... Desider Abeling." Irgendwo hinten stand ein hochaufgeschossener Junge auf; der Herr Lehrer sah hin, sagte: "Gut, mein Kind, kannst dich setzen", und fuhr fort: "Josef Antal." Irgendwo steht ein Junge auf, der Lehrer siehthin. "Imre Atkovics. Na, wo bist du denn? stell dich mal weiter 'raus, ich kann dich ja sonst nicht sehen; na, schön stramm gestanden. So, nun kannst du dich wieder setzen. Bertalan Avakian, du bist wohl armenischer Abstammung, nicht?" Wie die Jungen der Reihe nach aufstanden, wandten auch alle übrigen Kinder die Köpfe nach der Richtung und lernten so mit den Augen ihre Kameraden kennen. Auch Paul blickte eifrig nach rechts und nach links, sah sich die fremden Gesichter an und hörte die unbekannt Namen. Wie viele Jungen. Wie lange wird das dauern, bis die alle aufstehen. Wie schwer wird es sein, ihre Namen zu lernen. Dann hörte er vom Katheder seinen eigenen Namen, stand auf, trat aus der Bank und verbeugte sich höflich ein wenig zu dem Lehrer hin. Sofort fing irgendwo jemand an zu lachen. "Ruhe!" sagte Herr Lehrer Tolnay. "Gut, mein Kind, setz dich. Peter Hircsak!" Die Kinder sprangen von ihren Plätzen auf, sobald sie ihren Namen hörten; die übrigen drehten sich um und fingen langsam an, miteinander zu sprechen. Als der Lehrer ans Ende der Namenliste gekommen war, herrschte leises, aber anhaltendes Gebrummel im Raum. Paul war vom vielen Umdrehen, von den vielen fremden Namen und fremden Gesichtern schon müde geworden. Und als der Lehrer nun zu reden anfing, dachte er, daß eigentlich heute schon sehr viel geredet worden sei, auch in der Turnhalle, und ob wohl heute auch noch gelernt würde oder ... ist das vielleicht das Lernen? oder ... Noch ein Oder gab es nicht, denn da konnte er schon nicht mehr auf die Worte des Lehrers achten. Die Stimme kam aus der Nähe, und die Worte klangen ihm dennoch undeutlich, abgerissen in Ohr und Kopf. "Liebe Kinder", so sprach der Lehrer häufig, und bei diesem Wort hob er immer schön die Stimme und machte hinterher eine kleine Pause. "Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir", das sagte er auch, unter vielen überhörten Worten. Und dann noch, daß hier an diesem Ort alle gleich seien. Warum? ich heiße doch Paul Hegedüs und der Junge dahinten Adorjan Kuszko, der Junge hier vor mir ist viel kleiner als ich, und der Dicke dahinten hat so komische flache Ohren. Von der Sache mit dem Gleichsein ... davon müßte man etwas wissen, oder vielleicht hat der Herr Lehrer sogar etwas

gesagt, bloß ... ich hab's nicht gehört? Später drangen wieder einige Worte klar an sein Ohr, aber sie hingen mit den vorhergehenden gar nicht zusammen. Folgendes sagte der Herr Lehrer: "Die Erde ist Gottes Hut, und unser Vaterland ist das Blumensträußchen an diesem Hut, sagt der Dichter, und in dem Strauß seid ihr die aufbrechenden Knospen." Aufbrechende Knospen? ... und er hörte, daß der Herr Lehrer noch immer und immer redete, konnte aber gar nichts mehr davon verstehen; er betrachtete einen Knaben im Matrosenanzug, der links vor ihm saß, und dessen Gesicht, wie er es ihm ein paarmal zuwandte, ihm sehr bekannt vorkam, aber er wußte nicht, wer der Junge war, und erinnerte sich auch nicht mehr an seinen Namen. Dann fiel ihm ein, daß Vater ihn hier allein gelassen hatte und weggegangen war, und er dachte, wie lange wohl diese ganze Schule noch dauern würde, und wieviel Uhr es sein mochte, und ob denn nun dies das Lernen sei, und daß ihm das gar nicht so sehr gefalle, und man müßte doch mal fragen, wie spät es sei, vielleicht würde der Herr Lehrer es einem sagen ... und da war schon ein ungeduldiges Gefühl in ihm, eine Art Enttäuschung: er betrachtete die Rechenmaschine, — so eine haben wir zu Hause auch, in klein, — und betrachtete die schwarze Tafel, — sie ist ja gar nicht schwarz, eher grau, — und betrachtete die Bilder an der Wand, die Gebäude, Pflanzen, Käfer, Tiere darstellten, — und das Braune dort, das ist ein Maikäfer, und das Schwarze ist ein Hirschkäfer, die Zigeunerkinde in Szeles bekamen einen Kreuzer für einen Sack Maikäfer, das hat Mutter einmal erzählt vor langer Zeit ... ob Georg wohl auch in dieser Bank gesessen hat, als er in die erste Klasse ging? nein, er ist größer als ich, er hat sicher dahinten gesessen ... Und zwischendurch sah er zum Fenster hinaus; ein großer Hof war da und hinten am Ende eine hohe schmutziggelbe Mauer, — und plötzlich hörte er seinen Namen, ganz aus der Nähe. "Paul Hegedüs!" rief der Lehrer mit dem ausgezeichneten Physiognomiengedächtnis, "was starrst du denn so? warum paßt du nicht auf?" Sofort riß Paul den Kopf herum und errötete tief. "Steh auf, mein Junge", fuhr der Lehrer fort. "Warum hörst du nicht zu, wenn ich spreche? Was ich sage, gilt ebenso dir wie deinen Mitschülern. Nicht wahr, du könntest nicht wiederholen, was ich zuletzt gesagt habe?"

"Nein", antwortete er leise, aber rasch, ohne zu zögern. Der Lehrer schwieg einen Augenblick, als überlegte er, es sah sogar aus, als lächelte er unter seinem Schnurrbart. "Deine Aufrichtigkeit", sagte er dann, "ist

lobenswert. Aber ein andermal paß auf und gaff nicht anderswohin, denn wer nicht aufpaßt, der straft sich selbst, und auch ich werde ihn bestrafen", fügte er mit Nachdruck hinzu. Und redete weiter. Straft sich selbst? dachte Paul, wie denn? womit? und der Herr Lehrer bestraft mich auch? stellt er mich in die Ecke? oder will er mich schlagen? das wird Mutti nicht zulassen, da kann er machen, was er will! ... Der Herr Lehrer schwieg, zog seine Uhr aus der Westentasche und sah sie an. "Na, Kinder, also morgen früh fünf Minuten vor acht seid ihr alle pünktlich hier in der Klasse, setzt euch schön auf eure Plätze und macht keinen Lärm. Und wer seine Bücher schon hat, der bringt sie mit. Wer noch keine hat, bekommt morgen hier welche in der Schule. Und jetzt geht hübsch leise nach Hause."

Die Kinder gingen wirklich hübsch leise aus der Klasse; draußen aber fingen einige sofort an zu schreien und zu stoßen, und ohne jede Ordnung rannten sie auf die Vorhalle zu. In der Vorhalle standen Erwachsene: ein großer Teil der Jungen lief ihnen entgegen und erzählte gerötet, was sich in der Klasse zugetragen hatte; einige gingen allein aus dem Schulgebäude, nach Hause zu. Paul suchte mit hochgerektem Kopf Vater unter den wartenden Herren. Vater ist größer als die andern Erwachsenen, ihn kann man schon von weitem sehen. Wenn er da ist. Aber er war nicht da. Ein wenig verlegen blieb Paul stehen und drückte sich an die Wand, denn vom Flur strömte ein anderer Kindertrupp vorwärts. Vater? er ist nicht da? von der Feier ist er weggegangen und ... ist nicht zurückgekommen? dabei hatte er doch morgens gesagt, er würde mich von der Schule abholen! Er stand an der Wand, sah den abziehenden Kindern nach, und plötzlich wurde ihm heiß. Vater ist weggegangen und ... und wenn er nun nicht zurückkommt? wenn er vielleicht gar nicht gesagt hat, er holt mich ab, und ich soll auf ihn warten, sondern, ich soll allein nach Hause gehen? und ... und ich kann doch nicht allein nach Hause gehen! wie muß man denn von hier nach Hause gehen? ich bin noch nie allein über die Straße gegangen und ... wo ist die Schule überhaupt? und wie finde ich denn von hier nach Hause? — Jetzt liefen die Knaben scharenweise die Treppe hinunter, größere Jungen, schreiend und mutig die Stufen hinabspringend. Von ihnen wurden nur wenige abgeholt, die meisten rannten allein durchs Tor, und als sie verschwunden waren, standen nur noch vereinzelte Erwachsene in der Vorhalle. Und dann kamen wieder andere und noch andere Jungen von oben

heruntergerast, große, laut und wüst schreiend und lachend, einer setzte sich bei der letzten Treppenbiegung auf das breite, glänzende Holzgeländer und rutschte mit Blitzgeschwindigkeit herunter. Und als auch diese Menge sich zerstreut hatte, war Paul mit einemmal allein in der kühlen, schlecht riechenden Vorhalle. Er steht an der Wand, regungslos, und betrachtet den alten Mann, der, etwas wie eine dunkelblaue Soldatenmütze auf dem Kopf und eine kurze Pfeife im Mund, am Tor steht, vor der kleinen Glaszelle, und ihn beobachtet. Es ist still; der alte Mann und der Knabe, beide stehen da und sehen einander schweigend an; der Alte nimmt die Pfeife aus dem Mund, sein Mund macht Vorbereitungen, als wollte er etwas sagen, dann spuckt er aber bloß spitz aus und schweigt. Sie stehen weiter da; dann geht der Alte in den gläsernen Käfig, stopft die Pfeife, zündet ein Streichholz an, bläst eine Rauchwolke vor sich hin, spuckt noch einmal und kommt heraus aus dem Käfig; betrachtet Paul, wie er blaß an die Wand gelehnt seine blaue Matrosenmütze in der Hand drückt und knetet, und dann stellt er sich vor ihn hin. "Na, Junge, was ist denn mit dir? dich haben sie wohl vergessen?" Paul fühlt einen fürchterlichen Geruch in seiner Nase kribbeln, wie der Alte ihm den Rauch entgegenbläst. "Ich warte auf Vater..." antwortet er, und das Herz ist ihm sehr schwer. "Du wartest auf deinen Vater? ja, kannst du denn nicht allein nach Hause gehen?"

"Nein, ich kann nicht", sagt er und fühlt, daß eine blutrote Welle sich über seinen Kopf ergießt. "Hü, zum Kuckuck nochmal! so'n großer Schuljunge, und kann nicht allein nach Hause gehen! Wo wohnt ihr denn?" forscht der Alte weiter. "In der Andrassystraße ..."

"Hü, zum Kuckuck ... das ist ja ganz hier in der Nähe! schämst du dich denn nicht, du Zimperling du!" Heiße Scham glüht dem Kind im ganzen Körper. "Vater hat gesagt, ich soll hier auf ihn warten ..." stottert er, und Schmerz und Angst drücken ihn ganz an die Wand. Dem Mund des Alten entströmt Pfeifenrauch und Tabaksgestank, seine Augen durchbohren den Jungen geradezu. "Ja, weiß denn dein Vater nicht, daß heute kein Unterricht ist? daß die Jungen heute zeitig 'rauskommen?"

"Nein, und ich hab's auch nicht gewußt ..." antwortet Paul, Vater und sich selbst verteidigend. "Also", beendet der Alte die Unterhaltung, "dann geh nur zurück in deine Klasse, dort setz dich hin und warte auf deinen Vater, hier im Treppenhaus darf man nicht 'rumstehen! los, los!" und er zeigt nach dem Flur. "Dort wird dein Vater dich schon finden, wenn er kommt."

Kurz darauf sitzt Paul in der Klasse in der dritten Bank, allein. An den Wänden die Bilder; oben auf dem gelben Schrank, in dem während der Stunde der Rock des Herrn Lehrers hängt, eine weiße Statue mit blinden Augen, ein Männerkopf mit einem Bart und mit dichtem, nach oben gekämmtem Haar. Weiß starrt die Statue, die Bilder grinsen bunt. Paul sitzt am Rand der Bank, in seinem Magen wogt es. Aufwärts und abwärts geht in ihm das fürchterliche Gefühl; einmal spürt er es in der Kehle, oder eher im Kopf, dann ganz unten im Bauch. Er möchte aufstehen, ans offene Fenster gehen und hinausblicken. Vielleicht ist da unten jemand, der ... der sich bewegt und spricht, der nicht starrt wie die Büste, nicht hartnäckig schweigt wie die Bilder und sämtliche Gegenstände im Klassenzimmer. Er möchte sich rühren, kann aber nicht, und zum erstenmal in seinem Leben fühlt er jetzt die Qual des leeren und ohnmächtigen Wartens, der Abhängigkeit und des Alleinseins. In Kopf oder Brust klopft es, und plötzlich fällt ihm die große Standuhr aus dem Eßzimmer ein, wie sie mit dem würdevollen Schwingen des Messingpendels, der aussieht wie der Vollmond, laut knackend ticktack, solange, bis verspielte, gedankenlose Hände sie anhalten; aber das weiß er schon lange: umsonst hält man die Uhr an ... und jetzt fühlt er in seinem Körper die Zeit, die unaufhaltsam weitergeht und dennoch so ist, als stände sie still oder ginge rückwärts. Nichts geschieht, alles ist stehengeblieben. In seinem Kopf blitzt hie und da ein Wort oder ein Satz auf. Bruchstücke. Vater, denkt er, weggegangen ist er, hat mich hier gelassen, wo ist er. Mutti, denkt er, vielleicht kommt sie und erlaubt nicht, daß — — Ich bin verlorengegangen, sie geht mich suchen. Ohne mich werden sie nicht zu Mittag essen. Der Herr Lehrer. Morgen früh fünf Minuten vor acht, Kinder. Er hat vergessen, daß ich hier bin, ist ohne mich nach Hause gegangen. Die Verlassenheit drückt ihn wie ein entsetzlicher, nicht wegzubewegender Felsblock, er kann kaum atmen. Heftige, tiefe Sehnsucht steigt in ihm auf, und, seine Gedanken in hundert Teile zersplitternd, entläßt sie sich: Jemand ... Ich will jemanden! ganz gleich, wen! ganz egal, es soll bloß jemand hier sein! Vater oder Mutter oder Fräulein Thamm oder der Alte mit der Pfeife oder Amme Eva oder der stinkende kleine Junge aus der Turnhalle oder ... ganz gleich, wer! viele! Leute von der Straße oder ein Pferd oder ein Hund oder eine Stimme, bloß — nicht diese Stille und Leere und Einsamkeit! Jemand soll kommen! Irgend jemand! Eiserne Ringe pressen ihm Magen und Kehle zusammen, seine Augen trüben sich, und sein Mund zittert, so bereitet

sich in ihm das gewaltige tobende Weinen vor, er bezwingt es, bezwingt es noch einmal und noch einmal und kann schon kaum mehr und kann überhaupt nicht mehr: und in dem Augenblick geht die Türe auf.

Vater. In Mantel und Hut, mit Stock. Mit seinen blauen Augen und seinem blonden Schnurrbart. Mit seinem lachenden roten Gesicht, seiner frischen Stimme. "Na, so was!" sagt er laut, gedehnt, "sollte ich mich so verspätet haben! mich so verrechnet haben!" und dann schweigt er, und mit einem raschen Blick sieht er forschend seinem Sohn ins Gesicht. Paul sitzt regungslos in der Bank, mit starrer Miene, nur der Rand seines Mundes zuckt. "Nanu, was heißt denn das, junger Mann?!" sagt Vater da und beugt sich näher, "du hast dich doch nicht etwa gefürchtet hier allein?!"

"Nein", antwortet Paul schnell, "gefürchtet habe ich mich nicht!" Sein Gesicht ist blaß, und sein Mund zittert jetzt deutlich sichtbar. "Na na", sagt Vater, bricht aber gleich ab und mustert den Jungen. "Na na", wiederholt er und spricht wieder nicht weiter. Na na! hallt das Wort in Paul wider, du meinst, ich hab Angst gehabt, Vater? ich hab keine Angst gehabt. Und wie er das denkt, glaubt er auch, keine Angst gehabt zu haben. Es war bloß nicht angenehm. Schlecht war es, allein zu sein und zu warten und ... nein, nicht einmal: das Schlimme war, daß Vater sich verspätet hat. Vater schweigt noch immer, als Paul aufsteht, aus der Bank tritt und leise fragt: "Gehen wir nach Hause, Vater?"

"Ja, wir gehen", antwortet Vater; seine Stimme klingt verlegen: "Na, komm."

Und sie brechen auf. Vaters Hand bewegt sich zögernd nach Paul hin, macht aber unterwegs halt und zeigt, sich plötzlich höher hebend, nach der Büste auf dem Schrank. "Siehst du, Kind, da steht eine Büste von Alexander Petöfi." Ja, Alexander Petöfi. "Petöfi", fährt Vater fort, "war ein großer Dichter der ungarischen Nation". Ja, ein großer Dichter der ungarischen Nation. "In der Schule wirst du viele Gedichte von Petöfi lernen." Ja, viele Gedichte von Petöfi... Und schon fühlt Paul, daß Vater das alles bloß sagt, um zu sprechen, um etwas zu bemängeln, das — das besser nicht passiert wäre. Sie gehen über den Flur: in Paul ringt das heiße Glück des Erlöstseins mit kaltem, dumpfem Ärger. Er ist zu spät gekommen. Hat mich allein gelassen. Hat mich warten lassen. Und auch Vater fühlt, daß etwas nicht in Ordnung ist. Auf der Straße scheint die Sonne, Menschen hasten, Menschen stehen überall herum, es ist Lärm und Staub und ist warm. Vater betrachtet

mit schiefen Augen von oben den schweigend neben ihm schreitenden Jungen. Und da fängt er unerwartet an zu sprechen. "Na, Kind", sagt er mit harter Stimme, "du mußt doch nicht gleich den Kopf hängen lassen, weil du ein paar Minuten allein warten mußt! einem großen Jungen, einem Schuljungen, fällt doch wegen so was nicht gleich das Herz in die Hosen! was soll denn erst später werden, wenn du einmal deine Lektion nicht weißt oder Unfug treibst und nachsitzen mußt, wenn die andern Kinder schon nach Hause gehen dürfen und ihre Suppe und ihre Nudeln essen! und der Herr Lehrer dich zur Strafe alleine in der Schulbank Tinte schlecken läßt?!" Diese letzten Worte klangen schon ganz spaßhaft, schmeichelnd und auch ermutigend. Sie kamen irgendwoher ... von sehr hoch oder sehr tief, von irgendwo aus der Ferne. Von Vater... "Ja", entgegnet Paul laut; Vater schielt noch einmal zu ihm hinunter, dann gehen sie eine lange Strecke stumm nebeneinander her. "Nun erzähl doch mal", sagt Vater später, "was war denn in der Schule?"

"Nichts", antwortet Paul verwirrt. "Der Herr Lehrer hat die Namen von allen Kindern aufgerufen, und da mußte man aufstehen, und dann hat er gesagt, daß ... ja, daß man immer lernen muß und nicht ungezogen sein darf und ... weiter war nichts." Er schweigt. "Hm", sagt Vater, "das hat er gesagt?"

"Ja", antwortet Paul, und wie sie jetzt wieder, ohne zu sprechen, nebeneinander gehen, zieht nebelhaft und verworren Paul der Gedanke durch den Kopf, daß er die Lektion immer wissen müsse und niemals Unfug treiben dürfe und immer aufpassen müsse und daß es niemals sein dürfe, weder zur Strafe noch ... noch sonstwie, daß er allein in der Klasse nachsitzen müsse, wenn die andern Kinder nach Hause gehen ... nein, nur nicht allein bleiben!

Paul fand sich in der Schule in wenigen Tagen zurecht. In der Bank saßen zwei gutangezogene Jungen neben ihm, auch vor ihm und hinter ihm waren Kinder seinesgleichen. Seinesgleichen: das bedeutet zunächst einmal, daß sie hübsch und sauber sind und ihr Zehnuhrbrot in weißes Papier gewickelt in einer netten kleinen Frühstückstasche mitbringen. Dann bedeutet es, daß sie nach der Schule abgeholt werden, von Mama. Papa oder Kinderfräulein. Ferner, daß es ihm bekannt klingt, wie sie sprechen: denn sie reden von Wohnungen, die in Straßen mit bekanntem Namen



liegen; reden von ihren Vätern, die Arzt oder Rechtsanwalt oder Kaufmann oder Bankdirektor sind; sie erzählen von ihren Spielsachen und davon, daß sie da und dort auf der Sommerfrische waren. Ihre Worte kommen frisch und unbefangen heraus, und sie sehen demjenigen, mit dem sie sprechen, in die Augen, ganz gleich, ob sie ihren Mitschülern oder dem Herrn Lehrer gegenüberstehen. Auf dem Flur und in der Klasse, auf der Straße und in der Turnhalle bewegen sie sich tapferer und freier, aber sie schreien und stoßen nicht: wenigstens nicht so sehr wie die übrigen, die von der andern Seite, nämlich die armen Jungen. Denn die armen Jungen, die im übrigen in der Klasse in der Überzahl sind, schreien immer gleich und prügeln sich, sooft es nur geht; sie geben sich nicht gern mit einem ab, und wenn sie mal mit einem sprechen, sind sie spöttisch und unverschämt, halten aber den Blick gesenkt und können kaum ein paar Töne herausdrucksen, wenn zum Beispiel der Herr Lehrer sie anredet; ihre Anzüge sind geflickt und voller Flecke, ihre Hände fast immer schmutzig; und das schlimmste ist, daß, sowie man anfängt, sein Butterbrot zu essen, gleich mehrere von ihnen sich hinstellen und einem in den Mund gucken und einem sogar die Hälfte des Zehnuhrfrühstücks abbetteln, ohne Scheu, etwas zu essen, was ein anderer schon in der Hand gehabt, ja sogar schon angebissen hat, — oder sie stiebitzen einem einfach das ganze Butterbrot aus der Bank weg ... aber eigentlich ist es nicht einmal das, was so unangenehm ist, man gibt ja sein halbes oder auch sein ganzes Frühstück gern hin, — bloß die hungrigen, gierigen, feindlichen Blicke! Der Vater des einen ist Bote in einem Laden, der des andern Straßenbahnschaffner, der des dritten Portier; da war ein Junge, der zum Staunen aller Gutangezogenen zum Herrn Lehrer sagte: "Mein Alter war Hilfsarbeiter in einer Textilfabrik, dann hat die Maschine ihm die Hand zerquetscht, und seitdem trägt er das *Kleine Nachrichtenblatt* aus." Na, und erst der Junge, der behauptete, er hätte keinen Vater, nicht etwa, sein Vater wäre tot, sondern: er hätte überhaupt keinen, weil er ein uneheliches Kind wäre. Da mußte man sich einfach kugeln vor Lachen; die Gutangezogenen beschäftigten sich lange Zeit mit dieser amüsanten Frage, die ihnen zugleich vortreffliche Gelegenheit zu ahnungsvollen Kombinationen gab, ohne sie indessen eine befriedigende Lösung finden zu lassen. Paul fragte dann auch zu Hause, was das heiße: unehelich. Mutter riß erschrocken den Kopf hoch, und nach kurzem, verängstigtem Schweigen sagte sie halblaut zu Vater: "Siehst du, das ist deine berühmte demokratische Schule, nun sei so gut,

und erklär ihm ..." Und Vater erklärte es ihm auch. Es gäbe, sagte er, hauptsächlich unter den armen Leuten Männer, die, ähm .. . kein ordentliches Familienleben führten, nicht jeden Tag nach Hause kämen und ihre Familie nicht anständig erhielten, manchmal verschwänden sie dann sogar ganz, und jeglicher Kontakt mit ihrer Familie hörte auf. Die Kinder von solchen nichtswürdigen Kerlen nenne man unehelich, die armen Geschöpfe; aber von dieser ganzen Sache sprächen wohlerzogene Knaben nicht, weder untereinander, noch gar mit Erwachsenen. Und stolz sah er Mutter an: er war mit seiner Erklärung äußerst zufrieden.

Ja, also die armen Jungen. Sie riechen schlecht und sind zerlumpt, meist sind sie hungrig und manchmal auch unehelich, und dennoch war da etwas, was einen hin und wieder denken ließ, es sei vielleicht doch nicht so ganz schlecht, ein armes Kind zu sein. Zum Beispiel, daß viele von ihnen stets einen Ball in der Tasche hatten, mit dem sie sofort anfangen, Fußball zu spielen, sowie sie aus dem Schulgebäude traten. Oder zum Beispiel, wie sie auf der Straße gehen: sie laufen frei und ohne jede Vorsicht, rennen die Spaziergänger an, springen dicht vor Wagen und Straßenbahnen vorbei, zerren ihre Bücher, mit einem Bindfaden zusammengebunden, den ganzen Weg auf der Erde hinter sich her, stecken zwei Finger in den Mund und pfeifen schrill, und, denen die Zähne ausgefallen sind, die spucken zischend. Ja: das alles sind keine schlechten Sachen, und manchmal läßt so etwas es geradezu wünschenswert erscheinen, ein armes Kind zu sein. Denn von Vater und Mutter interessante und lehrreiche Dinge zu hören, anständiges Benehmen zu lernen, ist zwar schön und gut, aber sich der geheimen Körperteile nicht zu schämen, laut davon zu sprechen in komisch klingenden, unbekanntem, interessanten Worten, ist auch nicht schlecht. Zu Hause deutsch zu sprechen und schon vor der Schule schreiben und lesen zu können, ist ebenfalls ganz schön, aber die armen Kinder scheinen geradezu ein Vorrecht darauf zu haben, was in der Schule erklärt wird, nur schwer zu verstehen, und ungestraft oder mit ganz gelinder Strafe davonzukommen, wenn sie ihre Schularbeiten nicht gemacht oder die Lektion fehlerhaft geschrieben haben, kurz, das Vorrecht, dumm zu sein. Die durch das sichere Heim uns anerzogene Ruhe ist etwas Gutes, aber die beständige Beweglichkeit in körperlichen Dingen, das Bereitsein zur Tat ist auch nicht schlecht ... Alles in allem jedoch: es gibt Dinge, die häufig und vielfältig

beweisen, daß es dennoch nur ein Gutes auf der Welt gibt, nämlich: ein Kind aus "vornehmem Hause" zu sein. Einer von den Armen kam eines Tages mit geschwellenem, blauem Auge in die Schule. Paul hätte ihn gern gefragt, was ihm denn passiert sei, aber er wagte es nicht, weil der Junge sich mürrisch auf seinen Platz setzte, und wenn sich ihm jemand näherte, ihn anschnauzte; und während der Stunde hörten sogar mehrere, daß er hinten in seiner Bank leise flennte. Als ein paar Gutangezogene einen Jungen, der in seiner Nähe saß, fragten, was denn mit dem Szulkovics los sei, da zuckte der die Achseln und sagte: "Was soll schon mit ihm los sein? sein Vater ist Schenk-bursche in einer Kneipe, wahrscheinlich hat er sich gestern abend besoffen und dann zu Hause alle verkeilt!" Und wie Paul und seine Kameraden darauf zu lachen anfangen, geriet der Junge plötzlich in Wut und brüllte in einem Gefühl von Solidarität und Klassengemeinschaft: "Was lachst du denn, du Affe! wenn euch einer so verdreschen würde, wäret ihr längst krepirt!" Und all das bedeutete letzten Endes soviel, daß der arme Szulkovics wohl ein recht elendes Leben hatte. Ihr armen Jungen, ihr kleinen Proletarier, umsonst seid ihr laut auf der Straße, umsonst dürft ihr von unanständigen Dingen reden, umsonst könnt oder könntet ihr selbst dann fressen, wenn wir einen verdorbenen Magen haben, umsonst stellt man an euren Verstand und an euer Wissen geringere Anforderungen: ist nicht ein anständiger Vater, eine ordentliche Wohnung, ein ordentlicher Anzug und überhaupt das ganze ordentliche Leben dennoch besser? O gewiß. Unser ordentliches Leben. Das Leben, wie es Alex Szász und Stefan Alberti und Lutz Hollósy und Ivan Risztics und Zoltán Grünbaum zu Hause haben. Es ist besser, weil es ruhig und vollkommener ist. Denn wir bekommen reichliches Mittagessen und reichliches Zehnuhrfrühstück, und wenn unser Anzug schäbig wird, werfen wir ihn weg oder schenken ihn gerade euch; nun, und wenn es darauf ankommt: dann erbetteln wir uns einen richtigen großen Fußball aus Leder, und es ist auch keine Katastrophe, wenn wir damit in der Wohnung ein Fenster oder einen Spiegel zertrümmern; und ihr braucht gar nicht so stolz darauf zu sein: auch uns fallen die Milchzähne aus, so daß wir im geheimen zischend spucken können, und ist es nicht viel bequemer, anstatt mit zwei Fingern mit einer richtigen Blechpfeife zu pfeifen? Na, und ... eines Tages spricht Lutz Hollósy ein Wort aus, das wir bis dahin bloß von euch Zerlumptonen gehört hatten, und da stecken wir zu vieren oder fünfen die Köpfe zusammen, lachen geheimnisvoll, raten herum und erklären einander

dies und das, und auch wir wissen, daß die Kinder nicht vom Klapperstorch kommen. Wir fühlen uns wohl, sind untereinander kameradschaftlich und behandeln euch überlegen, untereinander tauschen wir unsere Zehnuhrbrote und schenken euch höchstens die Reste; von unsern Zimmern, unsern Wohnungen, unsern Häusern erzählen wir mindestens mit so viel Liebe, wie ihr mit Haß an eure Kellerlöcher denkt, wo ihr zu zweien oder dreien ein Bett teilt, und wir besuchen einander Sonntagnachmittags, während ihr in stinkenden Höfen, dumpfigen, kalten Torwegen oder schlecht gepflasterten, staubigen Gassen spielt. Wir helfen einander bei den Schularbeiten und suchen einander im Wissen zu übertrumpfen, ihr wetteifert höchstens darin, wer den andern derber verkeilen kann. Wir prahlen, Paul Hegedüs oder Ivan Risztics sei mein Freund, ihr aber liebt einander nicht, ihr seid allein, immer, und es kostet euch schon eine Anstrengung, wenn ihr einander zuruft: "He, du Lausejunge, komm mal her!" Nein, wir sind nicht gleich, und in der Schule gibt es keine Gleichheit, der Herr Lehrer hat sich geirrt. Jedes Wort, das wir sprechen und das ihr sprecht, reißt mehr und mehr die Brücke des Kindesalters zwischen uns ein, jeder Gedanke, der in unserm oder in eurem Kopf entsteht, legt einen Ziegelstein auf die Mauer, die schon im Kindesalter zwischen uns zu wachsen beginnt. Das Mitleid, das wir manchmal für euch empfinden, taugt nur dazu, den Klassenstolz in uns zu nähren; und euer Neid uns gegenüber macht euren nagenden Klassenhaß nur noch verzehrender. Wir sitzen nicht weit voneinander im Klassenzimmer der Schule, bloß wir kichern eben verächtlich, wenn ihr ängstlich stottert bei einer schwereren Frage, und ihr bewerft unsere sauberen Anzüge mit tintetriefenden Papierkugeln. Wir wissen jetzt schon, daß ihr uns einst dienen werdet, und ihr fühlt jetzt schon, daß wir euch einst fürchten werden. Aber trotzdem ... was stehst du da, Szekeres, und gaffst? na, komm her, da hast du ein Stück Butterbrot! Ich weiß, du nimmst es an, ich weiß, du bedankst dich nicht dafür, ich weiß, du haßt mich dennoch weiter — macht nichts: nicht deine Liebe will ich mir mit diesem Stück Brot erkaufen, sondern höchstens unbewußt meine eigene Ruhe.

Weihnachten steht vor der Tür: seit fast einer Woche gehen die Knaben bereits nicht mehr in die Schule, es sind Ferien. Die kurzlebige Trude Halotnik hat schon in der ersten Hälfte des Monats Mutter um Urlaub gebeten, schmerzlich und sehnsüchtig etwas von dem nahenden Fest

lispelnd, das sie gern zu Hause verbringen möchte; die neue Gouvernante war noch nicht angekommen: und diese Tage des Interregnums waren glücklich und befriedigend. Aber da, am zweiten Weihnachtstag, ereignete sich etwas, das für eine Zeit die ganze Familie aus dem gewohnten Gleis brachte. Vater hielt es nämlich nunmehr für angebracht, Paul einmal ins Theater mitzunehmen, und kaufte Karten für die Nachmittags-Kindervorstellung am zweiten Feiertag, eine ganze Loge, weil Mutter meinte, es sei besser, in einer solchen Zeit der Erkältungen das Kind nicht dem auszusetzen, daß es von allen Seiten angehustet würde. Unter den zahlreichen Weihnachtsgeschenken war die größte Überraschung das am Baum hängende weiße Kuvert, das die Theaterbilletts enthielt. Georg war schon im Theater gewesen und war den Kindervorstellungen entwachsen, so ging er an diesem Nachmittag zu einem Freund. Indessen: mit den Billetts war ein Malheur geschehen. Ob Vaters Assistentin in der Bank, die mit der Besorgung der Karten beauftragt worden war, sich geirrt hatte, ob Vater sich in der Zeitung verlesen hatte, oder ob die Dame an der Kasse schuld daran war: als sie Donnerstag nachmittag Punkt dreivierteldrei Uhr am Theater ankamen, zeigte sich, daß das Logenbillet für gestern, den ersten Feiertag, gültig gewesen war, da hatte die Aufführung von "Reise ins Wunderland" stattgefunden; heute nachmittag indessen wurde zu außerordentlich ermäßigten Preisen von Schülern der Theaterschule ein Volksstück gespielt. Als der fatale Irrtum sich herausstellte, wurde Vater rot vor Wut, Mutter erblaßte, und auch Paul wurde bleich in der zitternden Aufregung: seit zwei Tagen war von nichts anderem die Rede gewesen als vom Theater, — "nein, mein Lieber", sagte Mutter empört, "das kann ich jetzt keinesfalls tun, das Kind wieder mit nach Hause nehmen ohne Theater, seitdem du ihm das Billett gegeben hast, schläft er kaum und ißt kaum, ich fand das Ganze überhaupt unrichtig genug, aber das kann man ihm jetzt wirklich nicht antun ..." Vater stellte sich ans Kassenfenster und löste auf das ziemlich überflüssige Zureden der Kassiererin, — "das ist ja ein ganz zahmes Stück, mein Herr, das kann sich ruhig jedes Kind ansehen, höchstens versteht's der Kleine nicht ..." — zähneknirschend neue Karten, und als pünktlich um drei Uhr der eiserne Vorhang in die Höhe kroch, saßen die drei in einer Loge links, nahe zur Bühne.

Die Sache fing nicht schlecht an. Der Zuschauerraum war glänzend erleuchtet, in den roten Sessel- und Stuhlreihen saßen viele Menschen oder standen zwischen den Reihen, plauderten, sahen durch den Gucker hierhin und dorthin, und manche winkten auch einander zu. An der Seite und gegenüber in den kleinen Höhlen, den Logen, saßen die Leute genau so wie sie hier in ihrer Höhle. Etwas Merkwürdiges ist doch das Theater, nach rechts ist es rund, nach links gerade, und die große Wand sieht aus wie die Eisenrolladen vor den Geschäften, mit einemmal fängt sie an, sich zu heben, interessant ist das, und der herrliche dunkelrote Vorhang dahinter, schön ist der. Paul wandte interessiert und aufgeregt den Kopf nach rechts und links. "Na, Junge", sagte Vater, "setz dich nur ruhig hin, hier vorn, auf den höheren Stuhl da". Und plötzlich, bei diesem Ermuntern, begann die Verwirrung: sein Mut schien, wie er sich vorn hinsetzte, mit dem ermutigenden Wort verflogen zu sein. Paul wurde glühend rot, weil er das Gefühl hatte, von allen Seiten angesehen zu werden. Er warf den Kopf nach hinten: vielleicht steht Vater hinter ihm und ... macht ein spaßiges Gesicht und winkt, und deshalb gucken alle Leute her ... nein: Vater und Mutter standen ruhig einen halben Schritt weiter zurück und sahen in den Saal; Vater faßte von hinten die Lehne des hohen Stuhls an. Vielleicht gucken die Leute gar nicht hierher ... dachte Paul ein wenig beruhigt. Jetzt ertönte auf einmal ein durchdringender, hohler Schall, und zugleich wurde es halbdunkel im Theater; vorn aus dem Zuschauerraum — bisher hatte er gar nicht bemerkt, daß dort etwas tiefer und in sonderbarem Durcheinander Menschen mit Instrumenten saßen —, erklang nun Musik. Sehr laute Musik, eine schöne Melodie, nicht so wie die Musik an den Donnerstagabenden zu Hause, aber auch nicht wie die Militärmusik auf der Straße. Laut war sie, schön war sie, sagen wir ziemlich schön und ... sagen wir: sie war gemischt. Zirpend, quietschend, brummend, bald klang sie heiter, bald traurig. Und zwischendurch ... zwischendurch teilte sich auf einmal der Vorhang, seine beiden Flügel rollten nach rechts und nach links zur Seite, und nun war ein Zimmer da, ein ziemlich häßliches Zimmer mit schmutzigen weißen Wänden, derben braunen Türen und Fenstern, durch die scharfes Sonnenlicht auf den häßlichen alten langen Tisch, auf noch zwei kleinere Tische und eine Menge Stühle und allerlei unbekannte Gegenstände schien; aber es war nicht genug Zeit dazu da, daß Paul all das aufmerksamer hätte betrachten können, denn

an dem einen kleineren Tisch saß ein junger Mann mit rotem Gesicht in Bauerntracht, an der Mütze ein Büschel Reihergras, und sang. Wein stand vor ihm in einer langhalsigen Flasche und eine lange Flinte; manchmal hob er die Flinte hoch und schüttelte sie, mehrmals goß er sich Wein ein und trank, und dabei sang er, ganz deutlich konnte man nicht verstehen, was, aber jedenfalls sang er davon, daß dreiunddreißig Schergen ihn Tag und Nacht verfolgen und daß das Räuberleben schön sei, o wie schön! Aber nicht das war das Wichtige, sondern, daß dem singenden Mann gegenüber, die Hände auf die Hüften gestützt, ein wunderschönes junges Mädchen stand, mit roten Wangen, rotem Kopftuch, im Bauernkleid, doch ihr Kleid war viel schöner als die Kleider, die Amme Eva trug! und als der Mann zu singen aufhörte, da fing das Mädchen ein Lied an, und mit was für einer herrlichen, süßen Stimme! und sie sang, daß die Tochter des Schankwirts auf der Puszta den armen Räuber nicht lieben dürfe. Das war nicht ganz klar, es war sogar eine sehr unklare Sache, denn die beiden da sind ja schön und jung, warum also sollten sie sich nicht lieben dürfen, vielleicht sind sie sogar Geschwister oder .. . also irgendwie, — und das Ganze wurde nur noch wirrer, als die beiden aufhörten zu singen und mit krachender Stimme, aber mit wie schönen Worten! über irgend etwas stritten. Und danach geschahen auch noch, furchtbar rasch hintereinander, unklare Dinge, deren Sinn man überhaupt nicht erfassen konnte: die Worte verschwammen und klangen durcheinander, die Farben standen auf dem Kopf, und fort und fort kamen neue Menschen auf die Bühne, sangen, sprachen, zankten sich und sangen wieder, und noch jemand kam und noch jemand, dann wurde geschrien und geschossen ... gruselig war das! schauerlich, und nur das eine war schön, daß das junge Mädchen im Bauernkleid immer auf der Bühne war, sang, sprach und hin und herging und stehenblieb und schrie und weinte und lachte und wunder-wunderschön war. Mit weit aufgerissenen Augen staunte Paul sie an und sah nicht, daß Mutter mit besorgter und ein wenig vorwurfsvoller Miene Vater ansah dort hinten, daß Vater ein Gesicht schnitt und zu Boden blickte. Dann war auf einmal das Ganze zu Ende, die Leute klatschten und lärmten, der zugerollte Vorhang ging wieder und wieder auseinander, und alle, die auf der Bühne gewesen waren, standen Hand in Hand in einer langen Reihe da und verbeugten sich. Paul saß regungslos auf dem hohen Stuhl und starrte mit glühenden Augen auf die Bühne, auch dann noch, als im hellen Zuschauerraum schon Stille oder vielmehr eintöniges

Gemurmel herrschte und der große Eisenvorhang sich langsam senkte. Mutter sah vorsichtig von der Seite Paul forschend ins Gesicht. "Hast du alles verstanden, Herzchen?" fragte sie. Paul nickte, sagte aber nichts. "Es handelte sich in diesem Akt", begann nun Vater, "darum, daß der arme Räuber sich in die Pusztaschenke verirrt hat —", aber er konnte nicht fortfahren; es geschah etwas Sonderbares: Paul wurde blutrot: "Ich weiß!" sagte er laut, fast schreiend, und wandte sich sofort ab, dem Zuschauerraum zu. Vater sah ihn erstaunt an. "Na, wenn du's weißt", sagte er ein wenig ärgerlich, "dann erzähl mal schön, wie —" "Ich weiß es!" schrie Paul von neuem, und plötzlich traten ihm Tränen in die Augen. Mutter gab Vater rasch einen Wink und sagte leise etwas zu ihm, Vater wandte sich brummend ab; es wurde still in der Loge. Paul blickte starr nach vorn. Das schöne junge Mädchen heißt Lene und der junge Räuber ... der junge Räuber ist in die Pusztaschenke gekommen, weil ... ist zu Lene gekommen, um ... Lene ... Lene heißt sie ... Lene, Lene ... schön ist sie, wunderschön, viel schöner als Eva und Mutter und ... alle! wunderschön, wunder-wunderschön! schwirrten die Gedanken in seinem Kopf, steckenbleibend vor dem Namen, von dem Namen nicht loskommend: und aus den hundert Falten des roten Samtvorhangs und von jedem Stuhl und aus jeder Ecke und aus jedem Lichtstrahl des Zuschauerraums lächelte mit hundert Gesichtern, sang mit hundert Stimmen die schöne, wunderschöne Lene im roten Kopftuch Paul entgegen. Alles, was danach geschah, war ganz wirr, heiß und schauerlich, und einzelne Töne oder Bilder tauchten jahrelang aus dem Gehörten, Gesehenen und Erlebten spukhaft in seinen späteren unruhigen Träumen auf oder zuckten unerwartet durch die Tiefen seines Bewußtseins, jedesmal in einem dunkel verschwommenen oder unerbittlich klaren und scharfen Augenblick unerträgliche Traurigkeit oder unendlich tiefes Glück in ihm aufwühlend. Das Spiel ging weiter. Gesang, Vortrag, Musik, Bewegung, Schmeicheln und Zanken, nichts fest umrissen, ein großer Saal mit vielen Menschen, mit viel Licht; eine dunkle, winzig kleine Stube, auf dem Tisch eine flackernde Kerze; wieder Gesang und wieder Pause, und Vater und Mutter sprechen wieder zu ihm, und wieder Musik und wieder Lene, immer Lene da oben, und zum Schluß, in silbergrauem Licht, so wie der Vollmond am Balaton geschienen hatte, nimmt der Räuber Lene auf den Arm; das rote Tuch hat sich von ihrem Kopf gelöst, und ihr Haar ist aufgegangen und schwimmt lang und blond hinter ihr her in der Luft, und der Räuber trägt sie



auf dem Arm schnell dem Ausgang zu, ganz leicht wie ein kleines Baby, und die Musik schallt, und der Vorhang rauscht herunter, und das ganze Theater brüllt und klatscht, und in diesem entsetzlichen Gewirr von Tönen hat gewiß niemand außer Vater und Mutter den wildgewordenen, scharfen Schrei gehört, der aus Pauls Mund aufsprang wie ein kristallener Strahl, und gewiß hat auch niemand gesehen, wie Paul sich auf dem Stuhl nach vorn schwingt, nach dem Sims der Loge hin, und von dem hohen Sitz herunterrutscht, rutscht und fällt und schon auf der Erde ist und mit vorgestrecktem Kopf auf die Logentür zustürzt und nicht weiß, was er mit dem Knopf anfangen soll, der dort an Stelle einer Klinke ist, wie er einen Augenblick an ihm rüttelt und sich dann gegen die Tür stemmt und brüllt und heult, und wie seine Tränen fließen, und wie Vater und Mutter, flüsternd und laut, besänftigen: "Großer Gott! aber Paul! aber Herzchen! aber ein großer Junge wird sich doch nicht so benehmen vor fremden Leuten! es gucken ja alle her, aber Herzchen, das Ganze ist ja bloß Spiel, verstehst du das denn nicht? wir sind doch im Theater, und das alles wird nur gespielt — —"

"Ist nicht wahr! ist nicht wahr! er hat die Lene weggeschleppt, hat sie auf den Arm genommen und ist mit ihr hinausgerannt und hat sie weggeschleppt, und ich werde sie nie mehr sehen — —"

"Aber Paul, ich dulde solche Ungezogenheit nicht! was ist das für ein Skandal! Steh sofort auf und sei still! hab' ich dich dazu mitgenommen ins Theater?"

"Aber er hat sie weggeschleppt und tötet sie — —"

"Aber Herzchen, verstehst du denn nicht, daß das alles nicht wahr ist, was auf der Bühne — —"

"Aber er tötet sie, und ich werde sie nie — —"

"Du ungezogener Bengel, gleich verhaue ich dich aber — —"

"Aber Ludwig, um Gottes willen — —"

"Ich bitte dich, Kind, reg du mich nicht auch noch auf — —"

"Lene! sie soll nicht ermordet werden — —"

"Jetzt halt aber den Mund, du Lümmel!"

"Aber Ludwig, bist du verrückt?! schimpfst noch mit ihm, siehst du denn nicht, daß er ganz außer sich ist, großer Gott, er wird mir zum Schluß noch krank davon; mein Gott, warum bin ich nur darauf eingegangen, daß wir ihn hierherbringen, und wenn du nicht gewußt hast, was gespielt wird — —"  
"Sofort aufgestanden und Mund gehalten, sonst — —"

"Aber Ludwig — —"

"Laß mich — —"

"Aber Herzchen, begreif doch — —"

"Ist nicht wahr! er hat die Lene weggeschleppt und tötet sie und — —"

"Aber Kindchen, sei doch nicht so dumm, sieh mal, sie sind doch noch immer auf der Bühne! jeder Mensch kann sie ja sehen! guck doch mal hin —  
" "Ist nicht wahr! er hat sie weggeschleppt und tötet sie und —"

Was geschah dann? Man kann es nicht genau wissen. Vater und Mutter stehen vor dem kleinen Bühneneingang in der engen Gasse; Paul zittert auf Vaters Arm, und aus seinen rotgeweinten Augen rinnen noch immer die Tränen, sein geschwollenes Gesichtchen leuchtet rot, und aus Mund und Nase bläst er schweren, schleimigen, keuchenden Atem. Aus der kleinen Tür kommen Menschen und betrachten die seltsame Gruppe. Und dann kommt eine junge Dame in dunklem Kleid und schwarzem Federhut, um den Hals eine große Boa; neben ihr ein junger Mann in steifem Hut und dunklem Überzieher, — und Mutter geht plötzlich auf die Dame zu und spricht etwas mit ihr; der junge Mann lüftet den Hut, die Dame macht ein erstauntes Gesicht, lächelt, als Mutter zu ihr spricht, dann fängt sie laut an zu lachen, geht sofort auf Vater zu und sagt zu Paul mit Lenes richtiger Stimme: "Du lieber kleiner Junge du, hier bin ich ja! mich hat niemand weggeschleppt, und niemand hat mich getötet! das haben wir ja bloß im Theater gespielt! ich bin Schauspielerin, weißt du? Später, wenn du groß bist, wirst du das verstehen; aber du bist ja auch jetzt schon hübsch groß, also wirst du doch nicht weinen und deiner Mutti und deinem Vati Kummer machen!" — Diese Stimme ... "Wer ist das?" fragt Paul schmollend und halb schluchzend. "Ja, erkennst du sie denn nicht?" sagt Vater und lacht und sieht die junge Dame dankbar und freundlich an. "Erkennst du sie nicht? das ist doch Lene!" Lene? ... die beschwindeln mich! steigt sofort der Verdacht auf, und sofort protestiert Paul klagend: "Ist nicht wahr! Lene hat ein Bauernkleid an und ... hat blonde Haare ..." Die junge Dame im dunklen Kleid lacht mit Lenes Stimme. "Aber mein Herzchen, ich habe auch andere Kleider! Bauernkleider trage ich nur auf der Bühne, im Theaterstück! deine Mutti hat doch auch vielerlei Kleider, nicht wahr?" Das stimmt, denkt Paul, Mutti hat vielerlei Kleider und vielleicht ... vielleicht will Lene mich nicht beschwindeln ... Trotzdem aber murrte er widersprechend und eigensinnig: "Nein! die Lene hat ein Mann weggeschleppt ..." Da auf einmal lacht die Dame noch lauter und

sagt: "Zum Glück trage ich nie eine Perücke ... paß mal auf, so glaubst du mir vielleicht!" und im selben Augenblick nahm sie auch schon den Hut vom Kopf, zog mit der freien Hand im Nu die Haarnadeln aus ihrer Frisur, fuhr mit den Fingern durch die üppigen Haarsträhnen und ließ sie vor Pauls Augen flattern, — die richtige Lene, ihr richtiges dichtes, langes, blondes Haar ... o ja! das ist die richtige Lene! und es ist ihre Stimme ... "Na", sagt Lene, "glaubst du es jetzt?"

"Ja ..." murmelt er unsicher und starrt das blonde Haar an. "Also, wenn du es glaubst, dann darfst du auch nicht mehr weinen, na, lach mal schön!" und dann greifen ihre schönen, weißen, langen Finger dem Kind ans Kinn und kitzeln es zart, und da — o ja, das ist die richtige Lene! — fängt Paul glühendrot und dankbar und versöhnt an zu lachen, und mit einem plötzlichen Ruck seines ganzen Körpers streckt er die Arme nach dem Mädchen aus, voll tiefer Sehnsucht und so viel kindlichem Verlangen, daß sie, Lene, von neuem lacht, diesmal in ganz anderem, seltsamem Ton, und sich rasch zu ihm beugt und ihn auf die Stirne küßt; und dann, wie die beiden Ärmchen fest ihren Kopf umschlingen, hält sie dem Kleinen ihr Gesicht zum Kuß hin. Und wieder lacht sie laut, dann macht sie ihren Kopf aus der Umklammerung los und sagt: "Na, das ist ja eine schöne Geschichte! daß du mir aber jetzt hübsch brav bist! ..." und wie sie jetzt um sich blickt, scheint sie ein klein wenig in Verlegenheit zu sein. Auch Vater lacht, und Mutter lacht, wenn auch ein bißchen gezwungen, und der große Haufe Menschen um sie herum lacht gleichfalls laut. Der junge Mann, der mit Lene zusammen aus der kleinen Tür gekommen war, der lacht am lautesten und stellt sich vor Vater und Paul hin. "Na, Kleiner", sagt er mit schöner, tiefer Stimme, "jetzt hast du keine Angst mehr, was? wie heißt du denn? . . Paul Hegedüs? also alles Gute, kleiner Paul!" und er streichelt Pauls Kopf, dann dreht er sich um und sagt: "Eigentlich fängt er recht früh an!" Und alle ringsum lachen wieder laut. Paul versteht zwar nicht, was die Worte des fremden Herrn mit der schönen Stimme bedeuten, aber auch er lacht. Jetzt ist alles wieder gut. Der Räuber hat Lene nicht weggeschleppt und nicht getötet, ich habe sie gesehen, und ich kann sie auch ein andermal wiedersehen, so oft ich will, denn es war bloß Spiel, das ist das Theater, ich werde oft ins Theater kommen, und immer werde ich Lene sehen. Und er hört, wie Mutter zu Lene sagt: "Ich danke Ihnen vielmals, liebes Fräulein, vielen, vielen herzlichen Dank!" und er sieht, wie Mutter und Lene sich

freundschaftlich die Hand reichen; Vater steht ein wenig weiter abseits und grüßt Lene tief mit der freien Hand. Und dann hört er noch Lenes Stimme: "Albert", sagt sie zu dem jungen Mann, "warte einen Moment, ich steck mir bloß beim Portier das Haar wieder auf!" — und dann ... ein paar Sekunden später sitzen sie in einer geschlossenen Droschke; Paul auf Mutters Schoß; der Wagen fährt schnell, glatt los; man hört des Kutschers Stimme vom Bock: "hooo-opp!" wie sie um die Ecke fahren — die drei sitzen im Wagen und schweigen.

In den folgenden Tagen war keine Spur von der Geschichte mit Lene zu bemerken. Wie auf dem Heimwege vom Theater im Wagen kein Wort davon gefallen war, so schwiegen sie weiter, alle drei. Und dennoch, alle drei fühlten, daß etwas nicht in Ordnung war. Es hatte sich nichts geändert, die Dinge gingen genau wie früher ruhig und stetig vorwärts mit den Tagen: aber Fragen, Forschungen blitzten auf in Augen und Köpfen, und die Luft füllte sich plötzlich mit Argwohn. Wenn Paul es gewagt hätte, offen auszusprechen, daß er Lene gern sehen möchte, wenn Vater und Mutter nicht verlegen verstummt wären nach einem zufälligen Wort, das an Lene und ans Theater erinnerte, dann wäre aus diesen halben Worten und diesem plötzlichen Abbrechen nicht das stille, kalte, vorwurfsvolle Mißtrauen zueinander gekrochen. So aber? ... Mutters Gutenachtgruß hatte in diesen Tagen etwas Halbes, Unfertiges, als hätte sie außer dem Schlafwohl noch etwas sagen wollen, das sie aber nicht sagte. Vaters Auge ruhte oft auf Paul und sprang dann rasch weg, als flüchtete er vor einem beängstigenden oder unangenehmen Anblick. Und Paul schrak eines Nachts auf. Sie sind böse auf mich ... deswegen sind sie böse! fühlte er und wurde traurig, er hätte weinen mögen, er dachte an Lene und sagte sich, vergebens habe der Räuber sie nicht weggeschleppt und nicht getötet: er würde sie nun doch nicht mehr sehen ... wegen etwas anderem nicht. Deswegen, weil Vater und Mutter ihm zürnten und ihn nicht mehr ins Theater mitnehmen würden; und dann wälzte er sich lange Minuten im Bett umher, schlief schwer ein und hatte beunruhigende Träume. Weihnachten war längst vorbei, und ein Geburtstag war wieder vorbei, auch die Ferien waren schon zu Ende: aber noch viele Tage und viele Wochen vergingen, bis neue Ereignisse in Paul dieses Erlebnis allmählich verdrängten, von dem man, einem instinktiven, bösen Befehl folgend, nicht sprechen durfte und das, ähnlich den früheren,

beunruhigenden Träumen, erst nach vielen Tagen und vielen Wochen, verblappend, in Stücke zerrissen, im Unbewußten versank. Aber es versank, schließlich, unaufhaltsam, weil andere Ereignisse folgten, außen und innen, andere Gedanken, andere Interessen, andere Geheimnisse, andere Wahrnehmungen, und viele, viele Jahre gehören dazu, Millionen von Ereignissen, und von diesen ist es vielleicht gerade ein einziges, welches dann das in den tiefsten Schächten der Seele schlafende Erlebnis aufscheucht in seiner Urkraft und seiner wahren Bedeutung.

Wenige Tage später kam die neue Erzieherin an, und die Schule begann wieder. Lernen hieß es, und es gab viel zu lernen, denn außer dem, was in den Büchern steht und wovon die Lehrer erzählen, mußte man noch vielerlei wissen. Zum Beispiel, daß der Mensch nicht bloß darum zu Gott betet, um sich das tägliche Brot zu erbitten, sondern auch, um zu zeigen, daß er an ihn glaubt und ihn anbetet. Ob aber Gott wohl von jedem das Gebet annimmt? vielmehr ... ob er wohl hunderttausend und Millionen Ohren hat, um die Gebete aller Menschen zu hören? Ja, sicher ist das so, beziehungsweise, wenn er auch nur ein einziges Ohr hätte, würde er die Gebete aller Menschen hören, denn Gott ist allmächtig und allwissend. Er hat in sechs Tagen die Welt erschaffen und den Menschen gemacht nach seinem Ebenbilde. Und wenn er den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, warum gibt es dann schlechte Menschen, oder ist Gott vielleicht nicht nur gut, sondern auch schlecht? Gott ist nur gut, und die bösen Menschen hat der Satan abtrünnig gemacht, aber die Welt, gute wie schlechte Menschen, hat Jesus Christus erlöst, Gottes Sohn, den die Juden ans Kreuz genagelt haben und der seitdem im Himmel sitzt zur Rechten Gottes. Wenn also Jesus Christus alle Menschen erlöst hat, gibt es dann doch keine schlechten Menschen? Ja, es gibt welche, diejenigen, die nicht an Gott glauben. Also, die an Gott glauben, sind alle gute Menschen? Ja, alle sind gut, die an Gott glauben, Jesus Christus anbeten und das Wort der Heiligen Schrift und die Gebote der Kirche befolgen. — Lange Winternachmittage vergehen in kindlichem Grübeln, im seligen Befreitsein heißer Glaubensregungen und im dumpfen Umherirren des brennenden Zweifels. Beispiele und Beweise bringen herrliche Beruhigung; unerklärliche Fragen peinigen den kleinen ungläubigen Thomas. Eine Welle flammender, blindgläubiger Religiosität ergießt sich über Paul im Anschluß an einzelne

Fragen, einzelne Antworten, an eine Einsicht oder ein bereitwilliges Glauben, um bald wieder abzuebben und einer neuen Welle Raum zu geben, die das erbitterte Leugnen in die Kindesseele schüttet. Das Gefühl ist biegsam, wechselnd und gibt auch dem geringsten Einfluß nach, weil der überwachende, richtunggebende Gedanke noch langsam arbeitet und weit hinter ihm zurückbleibt.

Und wenn man noch mit einer Frage in Ruhe auf einmal fertigwerden könnte! — aber das geht nicht. Die Dinge häufen sich, es ist keine Zeit zum Wählen, zum Ordnen. Peter Szabó — irgendwo hinten sitzt er unter den armen Jungen —, kommt, von den Masern genesen, wieder in die Schule; der Herr Lehrer setzt ihn jetzt nach vorn, in die allererste Bank, weil der arme Junge auf einem Ohr vollkommen taub geworden ist und auch auf dem andern Ohr kaum mehr hört. "Für sein ganzes Leben hat er nun das Gebrechen, bleibt taub, mein armes Kind!" jammerte ein kleines, altes Mütterchen mit einem Tuch um, das ihn in die Schule gebracht hatte. "Mein armes, armes Kind!" wehklagte es laut auf dem Flur, "was wird nun aus dir, mit diesem elenden Gebrechen! Wärest du doch lieber gestorben!" In Peter Szabós magerem Gesichtchen war von da an immer ein erschrockener, fragender, eingeschüchterter Zug, immer sprach er laut und gab oft Antworten, die zu den an ihn gestellten Fragen gar nicht paßten. Und dann, nach zwei, drei Wochen blieb er ganz aus der Schule weg. Aber auch ein anderer kam nicht mehr, Hänschen Laczók, weil er gestorben war. Hänschen Laczók war weder reich noch arm gewesen, sein Vater war Schuhmachermeister. Sie wohnten in einer Nebengasse in der Nähe; Hänschen war nachmittags in der Werkstatt und trug den Kunden die Schuhe ins Haus, bekam auch manchmal Trinkgeld, einen Kreuzer oder einen Sechser. Auch damals war er unterwegs gewesen mit einem Paar Schuhen, als er auf dem Ring auf die Straßenbahn sprang, von der Stufe herunterfiel und sich den Kopf auf dem Pflaster einschlug. Als der Wagen der Rettungsstation ankam, war bereits kein Leben mehr in ihm. "Seht ihr, Kinder", sagte Herr Lehrer Tolnay, "da habt ihr das lebendige, warnende Beispiel, springt nicht auf die fahrende Straßenbahn!" Ja, das war ein lebendiges und warnendes Beispiel, obwohl der arme Hans Laczók nicht mehr lebte; und dennoch würden zweifellos die übrigen Jungen auch weiterhin auf die Elektrische springen. Mutter ließ Paul nicht mitgehen zur Beerdigung seines Mitschülers, dabei waren viele mit, allerdings — wie der

rauflustige Kuzskó erzählte — bloß von den armen Jungen. Man lebt und stirbt. Was mag jetzt mit Hans Laczók sein? Ob er wohl im Paradies ist unter den Guten oder in der Hölle brennt im ewigen Feuer? wie mag das Sterben sein? was fühlt man dabei und nachher? oder fühlt man gar nichts? und warum ist die Seele unsterblich, wie Herr Lehrer Tolnay nach der Beerdigung erzählt hat, die Seele, die nun von ihrer vergänglichen Staubhülle befreit ist? Ja, und wenn der Körper eine vergängliche Staubhülle ist und die Seele sich aus ihr befreit hat, warum ist es dann schlecht zu sterben? ... Vielleicht ist auch Peter Szabó seitdem gestorben, wie seine Mutter es für ihn gewünscht hat.

Dann folgten andere Dinge, hunderterlei, unfaßlich vieles. Alex Szász wurde ein Schwesterchen geboren; ein paar Jungen gingen eines Sonntagnachmittags hin und sahen es sich an. Alex' Mutter saß in einem großen Lehnstuhl in einem schönen Zimmer und hatte das Wickelkind auf dem Schoß; ganz hübsch war es, bloß entsetzlich klein, und man konnte kaum glauben, daß es vor ganz kurzer Zeit noch viel kleiner und furchtbar häßlich gewesen war, gelbbraun und runzlig, wie Alex behauptete. Die Jungen betrachteten den Säugling und staunten über sein feinlinnenes Wickelkissen, seine spielpuppenhaften Händchen und Füßchen; dann auf einmal sagte Frau Szász: "Na, Kinder, jetzt geht mal schön aus dem Zimmer, denn das Babychen bekommt jetzt seine Milch!" und dann ... wie war das nur? sie wartete gar nicht ab, bis die Jungen draußen waren, raffte den Mantel oder das Ding, das sie anhatte, nach hinten, und von der Tür aus konnte man ganz deutlich ihre dicke weiße Brust sehen. Paul wurde rot, spürte heftiges Klopfen im Körper, und wie er ungeschickt durch die Tür hinausstolperte, blitzten eine Menge Bilder in seinen Gedanken auf, eine ganze Bilderreihe, mit lockeren und gar nicht verständlichen Zusammenhängen: Mutter und Amme Eva und der Spielschrank und die großen buttergelben Äpfel auf dem Baum im sommerlichen Garten am Balaton und das mit weißem Wachstuch bespannte Sofa in Vaters Sprechzimmer und Lene und der Spielplatz: das fiel ihm ein. Alex Szász und die übrigen Jungen lachten und spielten im Kinderzimmer, einer setzte sich hin, nahm vom Bett ein Kissen auf seinen Schoß und meckerte höhnend, aber vorsichtig leise: "Ich säuge, hm, wie fein, schnuggel schön, Kissenchen!" Diese Darbietung fand Gefallen bei den Jungen; Paul lachte

nicht und war auch später noch, fast den ganzen Nachmittag, zerstreut und wortkarg.

Und es kamen wieder andere Dinge. Zweimal geschah es, daß Georg einige Minuten früher aufstand als gewöhnlich und, anstatt, wie er es sonst tat, sofort ins Badezimmer sich waschen zu gehen, sich im Hemd an die Tür stellte und durch die schmale Spalte — denn das Hausgesetz schrieb vor, daß Kinder, wenn sie allein, das heißt ohne Aufsicht in einem Zimmer schlafen, niemals durch Türschließen völlig von den Erwachsenen getrennt werden dürfen — den Atem unterdrückend, eine Weile ins andere Zimmer starrte. Dann ging er mit drei lautlosen, springenden Schritten zurück an sein Bett und tat mit großem Gepolter, kramend und schlurfend und laut gähnend so, als erwachte er erst jetzt und stände erst jetzt auf. Paul wußte nicht, was diese häufigen seltsamen Morgenausflüge für einen Sinn haben mochten, und die Sache wurde noch verworrener dadurch, daß Georg, als er ihn fragte, was er morgens an der Türspalte suche, einfach, aber sehr bestimmt das Ganze ableugnete. — Und dann sah Paul eines Tages, daß das Fräulein ein paar blutige Lappen oder so was in der alten blauen Waschschüssel auswusch. Wie versteinert war er bei dem gräßlichen Anblick — die Erzieherin bemerkte den Jungen und deckte rasch ein Handtuch über die Schüssel —, und dann forschte er tagelang im geheimen nach, wo denn das arme Fräulein diese entsetzliche Wunde haben könne. Im geheimen forschte er: zu fragen wagte er nicht, weil die hastige Bewegung, mit der das Fräulein die Waschschüssel zugedeckt hatte, es unzweifelhaft für ihn machte, daß es sich hier um ein Geheimnis handle, um so etwas, wovon man nicht sprechen darf. — Und wie die Tage dahingingen. fühlte Paul immer öfter, daß die Welt voller Rätsel sei, und selbst das Dividieren in der Rechenstunde war leichter als der Versuch, diese Dinge zu lösen. Denn ihr größter Teil steht außerhalb des Kreises, bis zu dem die eigene Kraft reicht, und es gäbe nur eine einzige Art, an sie heranzukommen: fragen. Aber was ist denn die übliche Antwort auf derlei Fragen, die ein Geheimnis erobern wollen? Der Gefragte fängt gewöhnlich an, von etwas anderem zu sprechen, und tut das meist so geschickt und auf so natürliche Weise, daß man darüber verzweifeln kann. Oder er leugnet womöglich die erfragten Dinge ab, wie Georg es im allgemeinen tat, und sagt einfach, so etwas gebe es nicht, oder von so etwas wisse er nichts, oder tut einfach, als verstehe er das Ganze nicht. Oder aber



— und das ist noch die anständigste, jedoch zweifellos die schmerzlichste Antwort — er sagt: "Wenn du einmal groß bist, wirst du das erfahren ..."

Ja, also weiter. Bei Mutter waren Damen zu Besuch, und die Knaben gingen in den Salon, guten Tag sagen. Die eine Dame, eine sehr liebe, dicke Frau, nahm Paul auf den Schoß, überschüttete ihn mit Küssen und sagte wohl zehnmal, wie glücklich sie wäre, wenn sie auch einen solchen Sohn hätte, doch leider wolle der liebe Gott ihr keine Kinder mehr schenken, — aber ihr Töchterchen, die Anni, die passe gerade zu Paulchen, und das nächste Mal werde sie sie mitbringen, denn sie solle Paulchens Braut werden. Die Damen lachten, auch Mutter, sie allerdings nicht mit sehr heiterer Miene. Meine Braut? dachte Paul, ja kann ich denn schon eine Braut haben? bin ich denn dazu schon groß genug? und wenn ja, wäre es dann nicht besser, Mutter würde meine Braut, oder Amme Eva oder die Lene? Natürlich entstand aus dieser Sache auch etwas Unangenehmes: die Damen wollten haben, daß Georg Klavier spiele, er weigerte sich, war nicht geneigt, sich zu produzieren, und dann auf Mutters gereiztes, ungeduldiges Wort: "Also du willst nicht spielen? dann zieh dich gefälligst wieder ins Kinderzimmer zurück!" schlich er beschämt aus dem Salon, war den ganzen Abend schlecht gelaunt, und als nachher nach dem Lichtauslöschen Paul beklommen und mit schwerem Entschluß ihn fragte, ob denn er, Georg, schon eine Braut habe und wer sie sei und ob wiederum er, Paul, ungesehen die Anni als Braut annehmen und nicht lieber Mutter zu seiner Braut ernennen oder Eva zu diesem Zweck ins Haus zurückholen lassen solle .. . da brummelte Georg zwischen den Zähnen und sagte bloß abweisend: "Du Dummkopf!" ... Seht ihr? ein Dummkopf bin ich, weil ich glaube, was die Erwachsenen mir sagen, ein Dummkopf bin ich, weil ich über die Dinge der Erwachsenen nachdenke und grübele; ein Dummkopf bin ich, weil ich frage, wenn ich etwas nicht weiß, wenn mich etwas drückt und quält; ein Dummkopf bin ich, weil ich das zweite Stubenmädchen, die Marie, bedaure, die plötzlich aus dem Hause mußte, obwohl die Geheimpolizisten Mutters verlorenen Brillantring nicht bei ihr, sondern in Käthes Bett gefunden haben; ein Dummkopf bin ich, weil mich Tante Milis geheimnisvolles Hinken aufregt und weil mich Onkel Rudis komische Kleidung und schnörkelige Reden verwirren und beschweren; ein Dummkopf bin ich, weil mir auf der Straße übel geworden ist, als die Droschke ein armes braunes Hündchen überfuhr, das mit fürchterlichem Geheul auf drei Beinen mitten über den Fahrdamm

lief und das vierte bloß so hängend hinter sich herschleifte; ein Dummkopf, der mit tausend zitternden Nervenfasern in die Welt späht und horcht, der die Dinge wissen möchte und um alles ringen muß, ob er will oder nicht, mit vielen beschämenden Niederlagen und sehr, sehr wenig Triumph. Da sind zum Beispiel die erbitterten Kämpfe mit den deutschen Erzieherinnen. Eine von ihnen verflucht nach einem heftigen und aussichtslosen Streit weinend und schreiend ihr Schicksal in gezierten deutschen und verdrehten ungarischen Worten, ihr Schicksal, das sie mit Armut geschlagen und ihr auferlegt habe, solche ungezogenen Bengels zum Anstand zu erziehen, was ja doch unmöglich sei! Und ist es nicht entsetzlich, daß man diese deutschen Gouvernanten nicht lieben kann? Sie sind doch im Anfang alle so nett, und es gab auch schöne oder hübsche und gut duftende unter ihnen ... aber nein, man kann sie nicht lieben. Sie haben Töne und Bewegungen, da fällt einem gleich ein, Amme Eva hätte dies oder das ganz anders gesagt oder getan, und man denkt, wie gut wäre es, wenn Amme Eva noch da wäre! Und dann ist es mit allem aus, mit der beginnenden Freundschaft, dem guten Willen, der Geduld, dem Artigsein, mit allem. Ja: etwas aus der Schule. In der Pause spielen sie zu zweien mit hübschen bunten Elfenbeinplättchen Snipspiel in der Fensternische auf dem Flur, und plötzlich stehen neben ihnen drei, vier, fünf große Jungen, sie hatten sie noch nie gesehen, und da packen zwei die Spielenden von hinten, die andern laufen mit den Plättchen davon. Herr Lehrer Tolnay hört sich mit mißbilligender Miene die Beschwerde an, das ist unangenehm, aber noch unangenehmer ist es, die Verdächtigten, in die Reihe gestellten größeren Jungen anzusehen. War der es? der ... war es nicht ... oder vielleicht ... war es doch der? nicht sicher ... "Der dort war's, Herr Lehrer!"

"Ich?!" ... tönt der ironische, verächtliche Protest, "ich?! ... ich war ja überhaupt nicht auf dem Flur, Herr Lehrer!"

"Doch, der war's ..."

"Du lügst!" zischt es aus dem Munde des Verdächtigten, und da ist die Pause zu Ende, es klingelt, die Untersuchung ist zu Ende, mit dem Snipspiel ist es aus, aus mit der Ehre und aus, du Dummkopf, für diesen Tag wenigstens, mit der guten Laune. Etwas anderes. Einen größeren Jungen von den Schlechtangezogenen rennt er zufällig auf dem Flur an, und da haut der ihm unversehens und brutal mit harten, brennenden Fingern ein paar Ohrfeigen. Großer Gott, die Wut, die Verbitterung, die keuchende

Machtlosigkeit, die Angst, das wilde Ringen und die wilden Angriffe... zweimal, dreimal, viermal, und das höhnische Lachen des Großen und die sich rasch hintereinander wiederholenden Ohrfeigen, die jeden Schwung zunichte machen, und schließlich die Schande, rasend und blindtobend und rotgeohrfeigt dazustehen und jämmerlich dem Lehrer etwas vorzuheulen und schließlich noch dazu verurteilt zu sein, mit unzähligen tränenreichen, stammelnden Versuchen sein Recht beweisen zu müssen, erklären zu müssen: "Nicht ich habe angefangen, Herr Lehrer ... ich habe ihn aus Versehen angestoßen ... er hat mich geschlagen ..." Und obgleich dies die nicht beweisbare, aber nicht zu verdrehende Wahrheit ist, spricht der Herr Lehrer dennoch das schmerzhaft und unerträglich ungerechte Urteil aus: "Beide seid ihr schuldig, und beide habt ihr zu büßen!"

Was gab es noch, das da kämpfte in dem finsternen Kriegszug der Größeren oder Erwachsenen und der unbekannteren Dinge gegen das Kind? Georgs zunehmende Verschlossenheit, wie er immer weniger und weniger sich mit ihm unterhält, — ein sonderbarer Junge ist dieser Georg: als kümmere er sich überhaupt um nichts, als gäbe es kaum etwas, das ihn interessierte. Er hat die erste Gymnasialklasse schon hinter sich — nach und nach wird bereits ein ganz großer Junge aus ihm — und geht nun schon auf die Musikhochschule; Fräulein Elvira kommt nur noch einmal in der Woche zu ihm, und eines Tages sagt er in aller Ruhe zu Vater: "Bald kann ich schon mehr als sie." Und die Tage, sie vergehen unaufhaltsam. Die Standuhr im Eßzimmer, die Vater jeden Samstag um Punkt zwei Uhr mit dem zweiflügeligen großen Messingschlüssel aufzieht, läßt ihren Pendel schwingen, schlägt und ticktackert laut und treibt mit ihren beiden verschnörkelten stahlblauen Zeigern die Zeit vor sich her: rasch wird es Frühling, die Bäume sind grün, und die Hunde jagen einander auf der Straße; schon wieder ist ein neues Fräulein gekommen; schon ist es Sommer, und Mutter war zwei Wochen krank, hat gehustet und Halsschmerzen gehabt; dann ist Vater seiner Gewohnheit gemäß zur Kur nach dem ausländischen Badeort gefahren; und dann sind Mutter und die Knaben und Fräulein Bettina wieder am Balaton in der Sommerfrische; die lange Promenade am Ufer ist dieses Jahr nicht mehr so lang, und man wagt viel mehr Dinge: man hat schwimmen gelernt und spielt schon geschickt mit dem Diabolo. Man kennt mehr Kinder als im vorigen Jahr. Die kleinen

Mädchen sind immer viel hübscher und sauberer angezogen als die Jungen, und ihre Stimmen klingen dünner und lieblicher, aber sie weinen viel, kaum daß man ihnen eins haut, da heulen sie schon. Und die Tage sausen, rasen. Schon wieder wird es früh dunkel, Vater war erst dreimal hier bei uns, und schon ist es soweit, daß er sagt: "Na, nächste Woche seid ihr wieder in Budapest ..." Die Dinge gehen und gehen, aber ... gehen sie denn im Kreis, daß sie sich fort und fort wiederholen? Schon wieder sitzen wir im Zug, und Mutter ruft, als der See hinter dem Abhang verschwindet: "Na, leb wohl, Balaton, bis zum nächsten Jahr!" ... und das Reisen ist wieder interessant und ermüdend, wenn auch nicht mehr so sehr wie voriges Jahr; und zu Hause steht wieder die große Silberschüssel mit dem reichlichen Gabelfrühstück ... Von neuem beginnt die Schule, man weiß schon alles und kennt schon alles, und Vater braucht nach der Schulfeier eigentlich gar nicht mehr zu kommen, um einen an der Klassentür abzuholen, an der Tür der zweiten Klasse, von der man hoheitsvoll und mit ein wenig geringschätzendem Wohlwollen die "Kleinen", die sich dorthin verirrt haben, wegschickt. Eines Morgens dann fällt es einem schwer, aufzustehen und aus dem Hause zu gehen, und so unbehaglich und langsam und müde ist der ganze Vormittag: und als Paul aus der Schule kommt, ist er voller roter Punkte und hat Fieber, kein hohes, bloß eben so viel, wie zu Windpocken gehört. Georg wird ausquartiert, in den Salon auf das Sofa; Mutter wacht drei Nächte, meist lautlos den Mund bewegend, an Pauls Bett: und dann ist das Schlimme schon überstanden, das Fieber ist gewichen, von dem Ausschlag ist keine Spur mehr zu sehen, in einer Woche geht's wieder in die Schule, — inzwischen sind die Bäume kahl geworden, bald wird der erste Schnee fallen, der Winter ist da; es ist kalt, in der Wohnung spürt man wieder den feinen Heizgeruch, und man kann dem brennenden Feuer zusehen im Salon und im Eßzimmer im großen Kamin. Man muß lernen und arbeiten, um sich zu Nikolas den großen roten Korb mit Zuckersachen zu verdienen; und um der vielen Weihnachtsgeschenke würdig zu sein. Und gleich danach folgt das neue Jahr, der Geburtstagskaffee mit der von acht Kerzen umrahmen Torte. Inzwischen ... inzwischen ist die englische Gouvernante weggegangen, und sind noch einige unwichtigere deutsche Erzieherinnen gegangen, und es ist die schöne Amy gegangen, und angekommen ist Fräulein Klara, die alles wiedergutmachte, was in zwei Jahren die Versuche mit Gouvernanten zu Hause verdorben hatten, und um

derentwillen Paul alles vergangene Schlechte und auch alles Gute vergaß; zum Beispiel Amme Eva, die im vierten oder fünften Monat von Fräulein Klaras Herrschaft eines Tages zu Besuch kam und mit der Paul wahrlich nicht mehr viel zu reden wußte. "Na, so was", sagte Amme Eva, zu dieser Zeit Frau Daniel Kiszter, "hat mein Paulchen mich denn ganz vergessen, als wenn er gar nicht mein Kind gewesen wäre, na so was, er spricht ja kaum ein Wort zu mir!" ... und sie lachte, aber nicht mit reiner Stimme und nicht ganz aufrichtig, und ging bald mit Mutter aus dem Kinderzimmer. "Paul", sagte Fräulein Klara, "freust du dich denn nicht, daß deine alte Amme da ist?"

"Doch", gab Paul kurz zur Antwort, "aber jetzt erzähl weiter, Klärchen!" Nun mußte Fräulein Klara lachen, mit ihrer süßen, schönen, weichen Stimme. "Erzählen, immer soll ich bloß erzählen!" und sie fuhr Paul mit den Händen durch die Haare. "Also gut, ich erzähle weiter. Wo hatte ich denn aufgehört?"

"Daß einmal ein sehr armes kleines Mädchen war", sagte Paul rasch, "und der wunderschöne reiche Prinz ..."

"Waren wir schon so weit, schon beim Prinzen?" lacht sie wieder, "vielleicht hast du schon vergessen, was da noch vorher alles war!"

"Nein, nein", drängt Paul, "ich weiß noch genau! erzähl da weiter, wo der junge Prinz ..."

"Ja", sagt Fräulein Klara, "also, der schöne junge Prinz bestieg eines Tages sein Pferd, das einen goldenen Sattel hatte und silberne Zügel und diamantenes Zaumzeug, und ritt hinaus aus dem Schloß. Und wie er so heiter des Weges trabt, am Wald entlang, was glaubst du, wem begegnet er da auf einmal?"

"Dem armen kleinen Mädchen, nicht wahr?" meint Paul aufgeregt, "erzähl rasch weiter, Klärchen!"

"Richtig!" bestätigt Klara, "der Prinz sieht auf einmal das arme kleine Mädchen vor sich am Wegesrand, wie es in seinem zerlumpten Kleidchen, barfuß aus dem Walde tritt, vor den stolzen Reiter hin ..."

## Fräulein Klara

Nach dem zweijährigen Gouvernantenkrieg war es kein Wunder, daß die Familie Hegedüs und vor allem Paul der Ankunft des ungarischen Fräuleins nicht gerade mit viel Hoffnung, dafür aber mit um so mehr Mißtrauen entgegensahen, Klara Tóth stellte sich an einem Spätsommertage bei Hegedüs' ein; sie war nicht blond; ihr kohlschwarzes Haar trug sie in zwei Zöpfen um den Kopf gewunden; als sie ihren grauen Herbstmantel abgelegt hatte, wusch sie sich sofort im Badezimmer, zog ein rosa Hauskleid an und band sich eine große weiße Schürze vor; nach einer halben Stunde herrschte in den während der letzten Zeit etwas vernachlässigten Schränken der Jungen Ordnung. Zwischendurch war auch gefrühstückt worden, und Paul machte sich auf den Schulweg. Unterwegs beschloß er, sich nichts vormachen zu lassen, wenn auch dieses Fräulein nicht so sei, wie die übrigen waren, denn schließlich hatte ja auch mit den übrigen die Sache immer einen guten Anfang genommen, und warum sollte dieses Fräulein so ganz anders sein als ihre Vorgängerinnen. Während des Mittagessens hielt der von Mißtrauen erfüllte abwartende Zustand noch an; allerdings redete Fräulein Klara bei Tisch in weich und breit ausgesprochenen Worten deutsch mit den Jungen, und als Mutters Wasserglas leer dastand und das Stubenmädchen gerade nicht im Eßzimmer war, wartete Fräulein Klara nicht steif und zeremoniell wie die früheren Fräulein darauf, daß das Mädchen zurückkäme oder Vater klingelte oder das Glas sich etwa von selbst wieder füllte, sondern sprang auf und holte den Wasserkrug von der Anrichte. Am Nachmittag indessen — das kleine Familienwunder von persönlicher Bedeutung ereignete sich bereits am ersten Nachmittag. Paul war schnell mit seinen Schularbeiten fertig geworden, und wie er unschlüssig und abwartend am weißen Tisch stand, fing Fräulein Klara plötzlich an zu sprechen. Sie fragte, ob Paul es gerne habe, wenn man ihm etwas erzähle, oder ob sie ihm lieber vorlesen oder sich bloß mit ihm unterhalten solle ... "Bitte, erzählen Sie mir etwas", sagte Paul; Fräulein Klara warf dazwischen: "Ich mag das nicht, wenn du sagst: bitte, erzählen Sie; wir duzen uns, hörst du? Also ... kennst du die Geschichte von dem armen kleinen Mädchen und dem Prinzen?"

"Welche?" fragte Paul ein wenig mißtrauisch, denn er hatte eigentlich bloß aufs Geratewohl, zufällig das Erzählen gewählt und hatte im Grunde genommen die Rotkäppchen- und Schneewittchengeschichten der Fräuleins schon recht satt. "Also die", sagte Fräulein Klara, "wo ... na, hör mal zu. Es war einmal ein sehr armes kleines Mädchen, das hieß ... Janka. Ihr Vater war ein armer Müller in der Dorfmühle. Sie wohnten hinter dem großen Wald, dicht an einem munter plätschernden, klaren Bach ..."

Offenbar war es dieses erste Märchen, das Fräulein Klaras Schicksal im Hause Hegedüs entschied. Es war schon Abend geworden, und Paul saß noch immer auf dem weißen Stuhl und lauschte der Erzählerin; aber inzwischen war auch Georg im Kinderzimmer gewesen, und Mutter und Vater, — Georg war dann Klavier spielen gegangen, Vater ins Sprechzimmer; Mutter stellte glücklich und voller Genugtuung fest, daß dieses Mädchen, wenn die Anzeichen nicht trügten, endlich die Richtige sein würde.

Das erste Märchen war nicht so wie die, welche die bisherigen Erzieherinnen erzählt hatten, oder wie die, welche man in den Büchern zu lesen bekam. Jedes einzelne Wort konnte man glauben, und dabei war es doch ein Märchen. Der Prinz, wie Fräulein Klara ihn beschrieb, schien einem wirklich lebenden kleinen Jungen namens Paul Hegedüs zu gleichen. Des armen kleinen Mädchens Kopf schmückte eine schwarze Haarkrone aus zwei Zöpfen. Die böse Stiefmutter plapperte in einer ekligen, fremden Sprache unverständliche Worte. Der alte König hatte einen wunderschönen weißen Mantel, und wem immer er seine gütige Hand auflegte, der wurde geheilt, was ihm auch gefehlt haben mochte. Der junge Wanderbursch musizierte immer auf seiner silberklingenden Laute. Das gutherzige Mütterlein ließ ihren Söhnen stets die feinsten Bissen zukommen ... Sonderbar. Wie ist das nur mit diesem Märchen oder ... Traum oder vielleicht gerade Wacherlebnis. Der junge Wanderstudent schlägt die Laute oder sitzt vielmehr im Salon am Klavier, es heult die Tonleiter, es sprudelt die Etüde, dann plötzlich verstummt der Flügel: Georg blickt vor sich hin, spielt nicht, lauscht nur, und nach einem kleinen Weilchen steht er auf und geht mit leisen, vorsichtigen Schritten ins Kinderzimmer: "Verzeihung", erklärt er höflich und übertrieben, "ich hatte mein Notenheft hier gelassen." Er sucht es und findet es nicht, lange sucht er es, endlich hat er es; und unterdessen erzählt Fräulein Klara. "Der alte König ..." Ja, zwischen zwei Krankenuntersuchungen guckt auch der alte König hin und wieder ins Kinderzimmer, mit seinem gütigen Blick,

mit seinem weißen Mantel; Fräulein Klara unterbricht die Erzählung, steht höflich auf, — "nun, nun, lassen Sie sich nicht stören", sagt Vater, "ich wollte bloß den kleinen Kerl da mal für einen Augenblick sehen!" Und das gutherzige Mütterlein läßt zum Kaffee Schlagsahne hereinbringen und frischen Rosinenkuchen und sieht zufrieden zu, wie gut das neue Fräulein mit dem Kind umgehen kann.

Sehr bald stellte sich heraus, daß Fräulein Klara nicht nur mit dem Kind umzugehen verstand. Der aufsässige Georg war wunderbarerweise in wenigen Tagen zahm geworden und verbrachte — was früher sozusagen niemals vorgekommen war — jede freie Minute, die weder Schule noch Musikhochschule noch Lernen noch Klavierüben in Anspruch nahm, mit Paul und Fräulein Klara im Kinderzimmer. Seine allzu ernste Natur schien sich ein wenig erheitert zu haben: er lachte viel, lauschte den Märchen und nahm an den kindlichen, närrischen Unterhaltungen teil, als wäre er gar nicht derselbe Georg Hegedüs, der vor wenigen Wochen noch mit gerunzelter Stirn, mit fast immer zusammengepreßten Lippen und völlig abwesendem Blick durch die Wohnung gegangen war. Georgs besonderes Leben, von dem bisher fast nie die Rede gewesen war: der Teil seines Lebens, der sich außerhalb der vier Wohnungswände abspielte, war mit einemmal nicht mehr an Geheimnisse gebunden; er erzählte von Schulabenteuern, von Mitschülern und Lehrern, von der Musikhochschule und von Menschen, mit denen er zu tun hatte; und bald kam er nach diesen formalen oder sachlichen Äußerungen sogar dahin, daß er von sich selbst zu sprechen begann, über Schwierigkeiten im Latein und in der Geographie klagte und mit einem Lob prahlte, das er von seinem Musiklehrer für ein gut vorgespieltes Stück bekommen hatte. Georg hatte eigentlich das Kinderzimmer verlassen, als er, um der ersten deutschen Erzieherin Platz zu machen, dorthin zurückgezogen war; er wohnte dort und schlief dort, fühlte und zeigte aber beständig, daß er der Kinderstube entwachsen war, daß sie ihn nichts mehr anging, ihn nicht mehr interessierte. Fräulein Klaras erster Erfolg war Pauls Besserung, — hatte er sich bloß gebessert? Nein, er war engelhaft gut geworden, heiter, folgsam, höflich und dienstbereit, wenn es Fräulein Klara war, die ihn um etwas bat oder ihm etwas befahl. Der zweite Erfolg war Georgs Bekehrung. Und so selbstverständlich die Eltern es auch fanden, daß Paul, der Kleine, artig sein mußte, so auffallend war ihnen die Veränderung, die mit Georg vor sich gegangen war.



Darüber sprachen sie auch oft untereinander. Vater fing davon an, und darauf sagte Mutter: "Ich kann mich darüber wirklich nicht wundern, Ludwig. Das Mädchel ist ja so geschickt und so lieb, daß sie selbst das widerspenstigste Kind zähmen muß."

Fräulein Klara war tatsächlich gewandt und lieb, besonders zu Mutter. Es gab keine noch so kleine Bewegung, die Fräulein Klara nicht verstanden hätte: sofort sprang sie auf und erfüllte Mutters meist noch nicht einmal geäußerten Wunsch. Sofort sah sie, welches die kleineren oder größeren Handgriffe im Haushalt waren, die Mutter nicht liebte und gern einem andern aufgebürdet hätte: und ohne lange Besprechungen übernahm Klara diese Dinge und erledigte sie. Oft begleitete sie ihre Herrin, wenn sie vormittags aus dem Hause ging, während die Knaben in der Schule waren, und wenn Mutter dann bei einem Einkauf ein wenig unschlüssig war, was sie denn eigentlich brauche, oder vielmehr, was sie wählen solle, so hörte sie ruhig auf Fräulein Klaras bescheidenen Rat, — Fräulein Klara hatte sehr guten Geschmack. Das sah man auch an ihrer eigenen Kleidung: es war wirklich bewundernswert, daß ein junges Mädchen, das arbeitete und in ganz bescheidenen kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war, sich so hübsch und dezent anzuziehen wußte. Allerdings stand ihr auch alles gut; sie mochte anziehen, was sie wollte — etwa ein mißlungenes Kleid von Mutter — , sie sah in allem vorzüglich aus. Eine so prachtvolle Erscheinung hätte indessen auch gewisse Gefahren haben können ... hätte haben können! wenn es sich nicht eben um Klara Tóth gehandelt hätte. Aber Fräulein Klara lebte voll und ganz in der Familie, außer in die Frühmesse am Sonntag ging sie nirgends allein hin, zweimal wöchentlich schrieb sie gewöhnlich Briefe nach Hause, an ihre Mutter nach Baja, und ihre einzige Bekannte in Budapest war die Witwe eines Richters aus ihrem Heimatstädtchen, die an Gicht litt und deshalb den größten Teil des Jahres in Budapest im Lukasbad verbrachte; aber auch mit dieser alten Dame traf sie sich nur in der Form, daß sie hie und da mit Paul nach dem Badehotel spazierte und dort einen kurzen Besuch machte. Fräulein Klaras Schönheit, Liebenswürdigkeit und Energie ... ja: in den ersten Wochen wollte Vater an diese ganze Sache gar nicht recht glauben, und des öfteren sagte er zu Mutter, manchmal im Scherz, aber auch dann ernst gemeint, diese unerhörte, geradezu unwahrscheinliche Vollkommenheit sei ihm einfach unbegreiflich, und er könne sich nicht vorstellen, daß das Mädchel nicht doch einen Fehler, vor allem

nicht doch einen Verehrer habe. Mutter protestierte gutgläubig und beinahe empört gegen eine solche Verdächtigung. "Ihr elenden Männer, rief sie, gleichfalls in scherzenden Ton, in Wahrheit aber ernst und tief gekränkt, "ihr könnt euch einfach nicht vorstellen, daß eine Frau existiert, deren Gedanken sich nicht einzig und allein um euch drehen."

"Gut, gut, Kind", trat Vater den Rückzug an, "wenn du beruhigt bist, vielmehr wenn du die Überzeugung hast ..."

"Jawohl", erwiderte Mutter ein wenig in Kampf Stimmung, "ich habe die Überzeugung, und ich finde, diese Sache ist wieder einmal ein gutes Beispiel dafür, wie wenig oder wie oberflächlich ihr weisen Männer uns Frauen kennt! Beobachte nur das Mädchel einmal etwas genauer ..."

Vater beobachtete sie. Er ging öfter ins Kinderzimmer als vorher und tat außerdem etwas, was zur Zeit der deutschen Gouvernanten die größte Seltenheit gewesen war: er unterhielt sich bei Tisch manchmal lang und freundschaftlich mit Fräulein Klara, befragte sie über ihr bisheriges Leben, erkundigte sich nach ihren jetzigen Angelegenheiten und nahm mit sichtlicher Genugtuung Kenntnis davon, daß Fräulein Klara, wenn auch ihr Wissen über das Lehrpensum von vier Bürgerschulklassen und zwei Jahren Fortbildungsschule nicht hinausging, doch ein offenes, vielseitiges und gesundes Interesse hatte, daß die kleinen, alltäglichen Vorkommnisse der Welt sie ebenso beschäftigten wie etwa ein schönes Bild, das er kaufte, und daß sie für ein gutes Buch, das er oder Mutter ihr zu lesen gaben, ebenso dankbar war, wie sie Georgs Klavierspiel und der Kammermusik an den Donnerstagabenden mit Genuß lauschen konnte. Vater beobachtete Fräulein Klara und bekam mit der Zeit wahrlich die beste Meinung von ihr; das Leben des neuen Fräuleins im Hause Hegedüs war ein offenes Buch, in dem selbst ein noch so großer Nörgler, eine noch so mißtrauische Männernatur keinen einzigen falschen Buchstaben hätte entdecken können. Und rasch und deutlich mußte man auch bemerken, daß das Mädchen in Manieren, Benehmen, Erscheinung und Denkungsweise nicht im geringsten unter dem Niveau stand, welches zu jener Zeit von allen Familien der bürgerlichen Klasse, unter diesen auch von der Familie Hegedüs, als das Niveau eines untadeligen "vornehmen" Mädchens bezeichnet wurde.

Es vergingen Monate, bis sich in der klaren, tiefen Bläue dieses neuen Himmels eine Trübung zeigte. Mit einem einzigen kurzen Satz fing es an. "Georg soll aus dem Kinderzimmer gehen!" sagte Paul eines Nachmittags, dunkelrot im Gesicht, mit hastigem Atem und störrisch zu. Boden gesenktem Blick. Georg hatte schon eine gute Stunde im Kinderzimmer gesessen; als er hereingekommen war, um über eine interessante und aufregend phantastische Lektüre zu reden, hatte Fräulein Klara ein Märchen abgebrochen mit dem Versprechen, nachher weiterzuerzählen, wenn Georg wieder draußen sei. Paul wartete und wartete und wurde immer ungeduldiger: er hörte kaum hin, was Georg sagte, und nahm an dem Gespräch der beiden nicht teil. Und als Georg noch immer nicht aus dem Zimmer ging und die Unterhaltung der beiden immer weitschweifiger wurde, zerriß der aufbrechende Ärger plötzlich den Faden der Geduld: Paul sprang von seinem Stühlchen auf, wo er bis dahin unruhig hin- und hergerutscht war, und verlangte brennend, in erregtem Ton, Georg solle sich sofort entfernen. Georg machte ein erstauntes und verständnisloses Gesicht. "Bist du verrückt geworden?" fragte er Paul. "Warum soll ich denn 'rausgehen?"

"Ja, warum soll Georg 'rausgehen?" fragte auch Fräulein Klara empört, "was soll denn das heißen, Paulchen?!" Paul errötete noch tiefer. "Weil ich immer mit dir allein sein will, deshalb soll er 'rausgehen!" sagte er mit harter, fremder Stimme.

Ob Georg das Zimmer verließ oder nicht, ob Paul sich bald besänftigen ließ oder erst allmählich: Fräulein Klara verheimlichte den Zwischenfall vor den Eltern. Nicht verheimlichen konnte sie jedoch, weil dies nicht an ihr, an ihrer Kraft und ihrem guten Willen lag, daß mit Paul in diesen Tagen eine eigenartige Veränderung vor sich ging. Die Eltern machten sehr bald die Wahrnehmung, als seien gute Laune und schlechte Laune ihren Söhnen in bestimmter, ihnen nur wechselweise zur Verfügung stehender Menge gegeben, — daß nun im Gegensatz zu Georgs stets heiterem und liebenswürdigem Betragen Paul derjenige war, der häufig ernst wurde, viel weniger sprach als sonst, anfang, eigensinnig und trotzig zu sein und bei dem geringsten etwas härteren Wort gleich in Weinen ausbrach, — manchmal weinte er sogar, ohne daß auch nur der entfernteste Grund zu so plötzlicher und stürmischer Verstimmung zu entdecken war. Mutter und Vater sahen einander ängstlich an, bleiche Bestürzung grub ihnen tiefe Furchen in die Stirn. Geht es schon wieder los? dachten sie verbittert, also auch diesmal ist

es nicht zu vermeiden? Vater drohte ärgerlich mit einem strengen Erzieher und der Besserungsanstalt, als sie von Fräulein Klaras offenbar nun bald eintretender Niederlage sprachen; Mutter nahm ihren Jüngsten in Schutz, redete von einer Schonungs- und Beobachtungszeit, die man sich gönnen müßte, bevor eine Entscheidung oder Veränderung durchgeführt werden könnte, und beschloß im stillen, sich das Kind einmal vorzunehmen und ihm den Kopf zurechtzusetzen. Sie beschloß, prüfte und erwog dies, bereitete sich darauf vor so lange, bis schließlich von selbst jedes Eingreifen überflüssig wurde. Was dieses "von selbst" genau und in Wahrheit bedeutete, wußte man nicht, aber da der normale, der wünschenswerte Zustand wieder eingetreten war, wenigstens dem Anschein nach, fragte niemand danach, ob vielleicht Fräulein Klara inzwischen dem Kind den Kopf zurechtgesetzt hatte ... Doch, untersuchen wir einmal: ist denn tatsächlich alles so, wie es vorher war? Nein, ganz so ist es nicht. Die reine, tiefe Bläue des Klärchen-Himmels ist getrübt, wenn auch keine bösen, schwarzen Gewitterwolken über ihn dahinziehen: kraftloses, fahles Grau hat den Sonnenstrahlen den Weg versperrt.

Paul ist nicht ungezogen: aber er ist niemals so leicht und ungebunden heiter wie früher. Ein oberflächliches oder von seinen Wünschen beeinflusstes Auge bemerkt nichts; sieht nicht, daß Paul sein brennendes Interesse für Fräulein Klaras Märchen verloren zu haben scheint, daß seine Freuden wie von einem Schallfänger gedämpft sind, daß hinter seinem klaren, offenen Blick manchmal etwas wie geheimes Mißtrauen aufblitzt. Vater und Mutter mochten dieses merkwürdige, finstere Aufzucken in seinen Augen zuletzt bei der gewissen, peinlichen Lene-Affäre gesehen haben. Aber jetzt könnten sie bemerken, daß Paul plötzlich, ohne Übergang, in erstaunlicher Weise Georg glich. In den Bewegungen, in Tonfall und Gedanken, in der Wortkargheit und vielleicht sogar in den Gesichtszügen. Als wollte er zielbewußt und dank einer geheimnisvollen körperlichen Anpassungsfähigkeit Georg nachahmen. Sie könnten bemerken, wenn sie Augen dafür hätten, daß Paul still seinen Bruder beobachtet, daß er häufig wiederholt, was er von ihm gehört hat, es aber so sagt, als habe er es selbst erfunden, — und zu dieser Zeit hätten sie auch bemerken können, daß vielleicht infolge eines stetigen Ausgleichs des Erbguts an Gefühl Fräulein Klara eigentlich nur einen Zögling hatte, einen still veranlagten, höflichen, oft versonnenen, häufig errötenden und in Verlegenheit geratenden Jungen, in dem man jedoch mit erschreckender

Bestimmtheit einmal den achtjährigen Paul, das andere Mal den dreizehnjährigen Georg erkennen konnte. Fräulein Klara war die einzige in der Familie, der diese merkwürdige Erscheinung nicht entging; aber sie verstand sie nicht, wußte mit ihrer Beobachtung nichts anzufangen.

Mutter bemerkte etwas anderes. Ihr fiel auf, daß Vater, der sich immer nur in der Gesellschaft von Männern wohlfühlte, der ihren Freundinnen immer mit überlegener, formeller Höflichkeit und gleichmäßiger, von Gefühlen nicht Belasteter Freundschaft begegnete — weil er im Grunde genommen die Frauen nicht für gleichrangig mit den Männern hielt — und der unterschiedslos seine Angestellten mit dem eindeutig unnahbaren Wohlwollen des Arbeitgebers behandelte, sich Fräulein Klara gegenüber irgendwie ganz anders benahm. Wie? Das war schwer zu sagen. Anders. Er war nicht übertrieben nett zu ihr, aber in einer andern Weise nett. Er sprach nichts Überflüssiges mit ihr, aber er sprach anders mit ihr. Er sah sie nicht genau so an wie jedes andere hübsche junge Mädchen auf der Straße oder im Theater oder auf Gesellschaften, aber ... Mutter erhaschte einmal, eines Abends bei Tisch, als Fräulein Klara vom Stuhl aufstand, um die Klingelschnur, die im Kronleuchter hängengeblieben war, loszumachen, einen einzigen Blick aus Vaters Augen nach dem Mädchen hin — und plötzlich wurde sie, unerklärlich und ihr selbst vielleicht nicht einmal bewußt, schlecht gelaunt. Von da an begann Mutter zu beobachten. Sie gestand es sich selbst nicht ein, wollte es gar nicht wissen, daß es nicht mehr als ein kurzer Blick war, der das eheliche Vertrauen von nahezu anderthalb Jahrzehnten heimlich ins Wanken brachte, und daß durch den kaum sichtbaren Riß, den dieser eine Blick verursacht hatte, zersetzende giftige Gefühle zu sickern begannen. Es gab Momente, in denen Mutter lautlos, aber streng Vater Vorwürfe machte, weil er ... weil jetzt unzählige Dinge vorkamen, die nicht in Ordnung waren, die ... sagen wir es nur rund heraus: verdächtig waren — und schließlich und hauptsächlich, weil hie und da ein Blick, hie und da ein langes, versunkenes Betrachten oder ein ertapptes, rasch wegzuckendes Anschauen aus Vaters Augen Mutter ins Herz stach. Die Tage und die Wochen gehen dahin, und Vaters Blicke bleiben immer häufiger auf Fräulein Klara haften. Warum?! schreit in Mutter eine wilde, fremde Stimme auf, warum sieht er sie an?! was ist denn an ihr zu sehen?! und warum zuckt sein Blick weg, wenn er sieht, daß ich ihn bemerke?! warum will er es

verheimlichen, daß er sie ansieht?! ist sie vielleicht schöner als ich, oder hat sie eine bessere Figur, oder ist sie klüger oder vornehmer oder ... hat er etwa von ihr zwei Kinder oder ... Beängstigendes großes Schweigen folgte diesem letzten Oder, aber nur, um dann um so stürmischer, um so wuchtiger die Frage aufbrausen zu lassen: oder ist ihm alles gleichgültig, weil er in sie verliebt ist?!

Die Mitglieder der Familie Hegedüs, kleine wie große, konnten gut schweigen. Das Schweigen war das Mittel, das ihre Ängste und Nöte, oft auch ihre Freuden dämpfte oder steigerte, das Schweigen, von dem sie niemals bestimmt wußten, ob es die natürliche Flucht der asozialen Seele sei, oder aber einfach bedeute, es sei überflüssig, viel von den Dingen zu reden. Nun ja: viel zu reden braucht man nicht. Aber überhaupt nicht reden? Mutter schwieg von alledem, was im Laufe der Monate ihre Seele und anscheinend auch ihren Leib bedrückte, denn schon im Winter kränkelte sie häufig, litt besonders an Kopfschmerzen und war oft so schlechter Stimmung, daß dieser Gemütsverfassung die Kopfschmerzen noch vorzuziehen waren. Hätte sie indessen gesprochen, vielmehr: hätte sie früher von der Sache gesprochen, dann wäre sicherlich auch die Ruhe früher in ihr Herz eingezogen — denn sie wollte sich ja beruhigen, wollte keine Beweise, keine Komplikationen und Folgen haben —, so aber vergingen lange Wochen des Verdachtes und der Unruhe. Einmal dann, Ende April, kam sie eines Nachmittags gegen halb sieben Uhr mit allerlei Paketen beladen nach Hause, und da sie auf der Treppe dem Küchenmädchen begegnete, klingelte sie nicht an der Wohnungstür, sondern wartete, bis Sophie, die durch den Kücheneingang voranlief, ihr die Tür öffnete. Mutters Schritte waren deutlich zu hören, wie sie durch die Diele auf die Salontür zuing, — als sie das Zimmer betrat, stand Vater mit etwas erhitztem Gesicht in der Nähe des Ofens, und obwohl es schon stark dämmerte, konnte man deutlich sehen, daß die Tür des Sprechzimmers sich leise schloß. Ganz lautlos, vorsichtig, mit einer sehr langsamen Bewegung des Türflügels und der Klinke. Mutter wurde es einen Augenblick schwarz vor den Augen. Köchin, Stubenmädchen und Küchenmädchen sind draußen in der Küche, dachte sie, — und ohne Vaters Gruß zu erwidern, trat sie rasch an die Sprechzimmertür, öffnete sie und warf einen Blick in das Zimmer. Es war leer; die gegenüberliegende Tür, die ins Wartezimmer führte, stand offen; weiter, die Tür nach dem Gouvernantenzimmer war zu. Mutter eilte, ohne

zurückzublicken, durch diese drei Räume und stand nun im Kinderzimmer. Georg und Paul lernen; die Badezimmertür steht offen: Fräulein Klara ist dort drin, sie ordnet etwas auf der Glasplatte. Die Knaben sagen Mutter guten Tag; sie steht einen Augenblick da, schweigt.

"Wart ihr jetzt drin bei Vater?" fragt sie dann. Die Knaben sehen auf. Nein, sie waren nicht bei Vater. Mutter schweigt. Fräulein Klara bleibt zwischen den beiden Zimmern auf der Schwelle stehen und sagt guten Abend; Mutter schweigt. Dann fragt sie mit ersticktem Atem: "Sind Sie nicht jetzt eben aus dem Salon gekommen, Klara?"

"Nein", sagt Fräulein Klara hastig, tonlos.

"Waren Sie denn hier im Zimmer?" fragt Mutter weiter, und ihre Stimme wallt auf. Klara schweigt einen Augenblick. "Nein", sagt sie dann gepreßt, "ich ... war im Badezimmer, das heißt ... erst war ich in meinem Zimmer." Hundert Fragen suchen den Weg zu Mutters Mund. Ob denn ihre jenseitige Tür geschlossen gewesen sei; wann sie hier hereingekommen sei; seit wann sie sich in ihrem Zimmer aufgehalten habe; wo sie vorher gewesen sei, bevor sie ... Aber Mutter bringt kein Wort hervor. Fräulein Klara steht ihr gegenüber, und wie sie den Arm sinken läßt, vibrieren an der sonst so ruhigen, schönen weißen Hand nervös die Finger, reiben und kneten einander, bis das Mädchen fühlt, daß der Blick ihrer Herrin auf ihrer Hand, auf ihren erregten Fingern brennt; und da erstarrt sie. Mutter schweigt, die andern drei schweigen auch, und man fühlt gleichsam, wie diese stumme Minute sich mit dem giftigen Gas der Affekte füllt, um im nächsten Augenblick zu explodieren. Und da geht Mutter wortlos aus dem Zimmer.

Vater stand noch vor dem Ofen, als Mutter, noch immer in Hut und Straßenkleid, zehn Paketchen in der Hand, in den Salon zurückkam. "Was ist, Kind?" fragte Vater lebhaft, "hast du mich vorhin nicht bemerkt, daß du so an mir vorbeigelaufen bist? sogar meinen Gruß hast du wohl ganz überhört?" Stille, einen Augenblick lang. "Ludwig", beginnt Mutter nun auf einmal, "wer war hier bei dir im Zimmer, bevor ich eintrat?"

"Hier bei mir?" fragt Vater gedehnt und hebt die Hand, "wer sollte denn bei mir gewesen sein? niemand war hier."

"Ist nicht wahr", antwortet Mutter dumpf und ist im nächsten Augenblick schon draußen.

Georg schreibt in sein Notenheft; Fräulein Klara sitzt in ihrem Zimmer und hat Briefpapier vor sich liegen; Paul geht ins hintere Badezimmer, bleibt

eine Sekunde im Lichtschein stehen, den die Kinderzimmerlampe durch die Tür wirft, und geht dann langsam, vorsichtig auf den dunklen Flur. Der Reihe nach kommen rechts die Zimmertüren mit Holzfüllungen oder Glasscheiben, — Paul geht weiter; warum? ohne besonderen Grund, — immer weiter. Am Ende des Flurs steht die Tür des großen Badezimmers halb offen. Er geht auf sie zu; warum? ohne besonderen Grund ... und wie er eintritt, sieht er im Dunkeln die nur angelehnte Schlafzimmertür und hört Vater sprechen. Hört, wie Vater dort drin Mutter um etwas bittet, ja sogar etwas von ihr fordert um des Familienfriedens willen, wie er sie bittet, sogar von ihr fordert, von etwas nicht zu sprechen, unter Berufung auf die menschliche Ehre und sein Selbstgefühl als Mann und Gatte und Vater und ihr sogar verbietet, von etwas zu sprechen. Was mag dieses verbotene Etwas sein? grübelt Paul, wie er, vor dem ungewohnten Ton flüchtend — der da allein durchs Dunkel klingt, beängstigend ohne den gewohnten Körper, den gewohnten Kopf, das gewohnte Mienenspiel —, den finsternen Flur entlang stolpert, sich in glühender Aufregung ins kleine Badezimmer stiehlt und dann wieder im Kinderzimmer steht. Georg blickt auf und blättert gleich weiter in seinen Noten; im andern Zimmer sitzt Fräulein Klara noch immer am Tisch und schreibt noch immer an dem Brief. Kann man jemanden fragen, Georg, Klara, die Eltern, den lieben Gott, irgend jemanden auf der Welt oder über der Welt, was es wohl sein mag, das Vater Mutter verboten hat?! Nein, das kann man niemanden fragen. Auch das kommt zu den vielen andern unbeantworteten, noch nicht einmal ausgesprochenen Fragen, um Jahre hindurch aus der Tiefe spukhaft aufzutauchen in unruhigen Augenblicken der Aufrichtigkeit und des Suchens nach Klarheit, so lange, bis man dahinter kommt, was es war, das Vater Mutter verboten hat; Mutter, die den Protest und das Verbot innerlich beglückt und beruhigt hinnahm, weil sie sich danach gesehnt hatte, in Wirklichkeit aber mehr auf die Gatten-, Vater- und Menschenehre hoffend, als an sie glaubend, und vor allem von dem Wunsch beseelt, den Familienfrieden zu bewahren, den die andere Hälfte nicht durch blind verdächtigende Eifersüchteleien stören darf, wenn die eine Hälfte keinen Grund dazu gibt ...

Mutter hatte schon den Herbst und Winter hindurch gekränkelt; Ende Mai fesselte ein ernster Luftröhrenkatarrh sie ans Bett. Der Arzt, der sie schon seit fünfzehn Jahren behandelte, ein alter Freund und Kollege von



Vater, kam nach der ersten Untersuchung mit mißmutiger Miene aus dem Schlafzimmer, ging mit Vater ins Sprechzimmer und verhandelte dort lange mit ihm. Während der ganzen Dauer der Krankheit kam er jeden Tag; sein ernster Ausdruck und Vaters trübe Stimmung schwanden erst um den zehnten Tag herum ein wenig: es ging Mutter besser, und nur wenige Tage trennten sie noch von der völligen Genesung. Sie hustete noch immer, aber nicht mehr so hart und trocken, auch das Fieber hatte nachgelassen; natürlich wußten alle, daß Mutter sehr schonungsbedürftig war, und bemühten sich, ihr die nötige Ruhe zu verschaffen. Georg spielte nur in den Stunden Klavier, in denen Mutter wach war und nicht klagte, daß die Musik sie störe; den Haushalt versah Fräulein Klara tadellos und gewandt; und Vater hielt es geheim, daß aus Szeles von Großmama schlechte Nachrichten gekommen waren. Sonderbarerweise war Großmama am selben Tage erkrankt wie Mutter, und auch sie hatte, wie Tante Mili schrieb, Lungen- und Luftröhrenkatarrh. Über Großmamas Krankheit wurde erst gesprochen, als Mutter wiederhergestellt war. Doch kaum hatte sie davon erfahren, da wollte sie auch gleich nach Szeles reisen. Denn Tante Milis zweitägliche Berichte enthielten lyrische Krankheitsgeschichten, dramatische Beschreibungen von Fieberanfällen und Novelletten voll finsterner Ahnungen, doch voll Vertrauen zu Gott, — bloß kein einziges Wort genauer Aufklärung oder zuverlässiger Beruhigung. Vater ließ indessen vorläufig Mutters Reise nicht zu, und als ihr kein Bedenken mehr im Wege gestanden hätte, war Großmama zum Glück schon wieder gesund. In diesen Tagen kam Vater auf den guten Gedanken, da für Mutter ohnehin ein Aufenthalt im Gebirge, nahe am Wald, empfehlenswerter sei als die Luft der Ebene und man ja Großmama besuchen müsse: diesmal solle die Familie die Sommermonate anstatt am Balaton in Szeles verbringen. Es folgte ein kurzer Briefwechsel, und am vierten Tage — es war Ende Juni — löste Vater die Fahrkarten für den Schnellzug am Samstagabend.

"Leb wohl, Budapest, bis zum Herbst", sagte Mutter leise, als der Zug hinter den letzten Häusergruppen der Vorstadt in den hundertfarbig strahlenden Frühsommerabend fuhr.

## Im Obstgarten

Paul blickte um sich; niemand war in der Nähe. Vorsichtig legte er die Hand auf die eiserne Klinke mit dem runden Griff: die Klinke gab nach. Quietschend öffnete sich die breite, schwere Brettertür und flog mit heftigem Schwung auf, weil der dichte Lattenzaun sich nach innen neigte; das Quietschen scheuchte einen eigenartigen Vogel auf, einen Vogel mit braunem Gefieder, gelbem Flaum am Bauch und rotem Häubchen, der dicht neben dem Zaun auf dem untersten Zweig des mächtigen alten Nußbaums gesessen hatte: das Vöglein flatterte in die Höhe, schoß dann steil herab und verschwand zwischen den Bäumen; Paul blickte wieder um sich: nein, es war wirklich niemand in der Gegend. Also schritt er über die dicke, derb gezimmerte Rohholzschwelle, lehnte sich mit dem Rücken gegen die schwere Tür und schob sie langsam nach hinten, bis sie, diesmal ganz geräuschlos, ins Schloß fiel. Paul stand im Obstgarten.

Im verbotenen Gebiet. Denn in den Obstgarten darf man nicht bloß so ganz einfach hineingehen. Hundert und tausend Bäume stehen da, voller Apfel, Birnen, Pfirsiche, Nüsse, Pflaumen: es ist gar nicht bestimmt, was davon schon ganz reif ist und von welcher Sorte man nicht essen darf, weil man leicht krank werden kann davon. Am Zaun entlang ringsumher und auch überall verstreut wachsen dichtverzweigte Johannisbeer- und Himbeersträucher; da weiß man schon besser Bescheid: was lockend rot ist und dick geschwollen, das ist reif; hier ist jedoch alles zu leicht erreichbar, und da kann man wirklich nicht Maß halten. Außerdem bestehen die Erwachsenen auch aus dem Grunde darauf, die Kinder in den Obstgarten zu begleiten, weil die Sache dann lehrreicher ist. Als ob es nicht ganz gleichgültig wäre, wie die zahllosen lachenden bunten und vielversprechenden Apfel, Birnen und Pfirsiche heißen, woher sie stammen und wann die genaue Zeit ihrer Reife ist! Gut müssen sie schmecken! das ist die Hauptsache, und wenn sie manchmal noch ein bißchen hart sind — dabei gibt es welche, die selbst dann einen köstlichen Geschmack haben — und einem den Mund zusammenziehen, dann wirft man sie eben weg. Eine oder hundert von den Millionen Früchten: die Bäume merken das nicht.

Paul wandelte also im verbotenen Gebiet; ja: aber im Hause war es schon langweilig gewesen, unerträglich langweilig. Zum Mittagessen war

Großmama aufgestanden, darüber hatten sich alle gefreut, aber es war doppelt ermüdend gewesen, sich gut zu benehmen und manierlich zu essen, damit Großmama eine Freude habe. Der fremde Arzt aus Klausenburg war auch zum Essen dageblieben, das erforderte noch ein Quantum Wohlanständigkeit mehr. Nach Tisch schickte der Doktor Großmama schlafen, Tante Mili brachte sie zu Bett; Mutter plauderte dann noch eine Weile mit dem Arzt: "Na, sehen Sie, meine Liebe", sagte der nette alte Doktor, "die Frau Mama marschierst ja schon wie ein Infanterist, in einer Woche wird sie überhaupt nicht mehr wissen, daß sie jemals krank war!" Dann, während Mutter ihn mit Lobeshymnen und Dankesäußerungen überschüttete, bat er darum, seine alten Knochen für ein Stündchen in dem einen Fremdenzimmer auf dem Ledersofa ausstrecken zu dürfen, da vor dem gut zweistündigen Kutschieren in die Stadt ein kleines Schläfchen nichts schaden könne. Stimmt, lieber Doktor, stimmt. Onkel Elemér schnarchte schon laut im Rauchzimmer; Tante Martha saß ihm gegenüber in einem tiefen Lehnstuhl; sie häkelte, hie und da warf sie einen Blick auf ihren schlafenden Mann, aber zwischendurch fielen auch ihr die Augen zu. Georg war mit den Czendrikschen Kindern nach dem Meierhof gegangen, das war ein Weg von gut drei Viertelstunden durch den Teil des Parks, der sich nach dem Dorf hinzog. Fräulein Klara war schon in ihrem Zimmer, schlief oder schrieb Briefe, wie gewöhnlich nach Tisch. "Geh du auch ein bißchen schlafen, Paulchen", wandte Mutter sich in der Tür um, "oder wenn du dich nicht hinlegen willst, schreib an Vater, du hast ihm sowieso erst einmal geschrieben, seit er von hier fortgefahren ist. Oder nimm ein Buch und lies." Aber Paul war eigensinnig. Er sei nicht müde, das Hinlegen sei ihm verhaßt. Briefschreiben wolle er nicht, dazu sei er zu müde. Wirklich, er könne nie das tun, wozu er Lust habe, immer müsse er so dumme Sachen machen, sich hinlegen, schreiben, lesen. "Na, was willst du denn machen?" fragte Mutter geduldig. "Etwas", antwortete er geheimnisvoll, fügte aber rasch hinzu: "ich gehe ein bißchen in der Sonne spazieren, dann setze ich mich in den Schatten", — er wußte nämlich, daß das ein Plan war, der Mutter gefallen würde. In der Sonne spazierengehen, im Schatten rasten: das ist gesund. Und da schickte Mutter ihn auch schon mit den zustimmenden Worten: "Na, dann geh ..." und zog sich zurück, um zu ruhen.

Nun kann ich also gehen ... eigentlich wollte ich gar nicht in den Garten, bloß schlafenlegen wollte ich mich nicht. Soll ich gehen, oder soll ich bleiben? Und er blieb noch im Eßzimmer sitzen, auf dem Stuhl vor dem Fenster. Hinter dein Schatten des Hauses der gelbe Kiesweg und dahinter die große hellgrüne Wiese und am jenseitigen Rand der Wiese die Pappeln, das alles ist von grellem, gelbem Sonnenlicht versengt.

Wild flammt das Sonnenlicht, gelbe und grüne Funken sprühend; alles dort draußen dehnt sich schläfrig in der Trägheit des Frühnachmittags. An der Fensterscheibe summen zwei große schwarze Fliegen, dickwanstige Brummer, flattern hoch, kreisen einmal um die Lampe und kommen dann ans Fenster zurück, schießen, gegen die Scheibe polternd, auf und nieder, setzen sich endlich auf den Rand des Fensterbretts und verstummen. Die Tür vom Flur öffnet sich weit: die kleine Bora kommt, den Tisch abräumen. Laut geht sie hin und her, schnauft und hantiert mit dem Porzellan, und wie sie das Tischtuch schüttelt, entströmt ihm der Geruch des Kohlgemüses vom Mittagessen. Teller klappern, Bestecke klirren: Paul weiß, daß die kleine Bora ihn jetzt gleich hier hinaus schicken wird, um fegen zu können. Und tatsächlich, schon fängt sie an zu reden. Warum der Kleine noch immer im Eßzimmer sitze, fragt sie. Der Kleine möchte doch bitte in sein Zimmer gehen, sich schlafen legen. rät sie. Er solle doch nicht hier im Wege stehen beim Saubermachen, dafür bekomme bloß sie nachher die Schelte von der gnädigen Frau. Und damit schiebt sie Paul auch schon von seinem Platz weg, reißt alle drei Fenster weit auf: sofort wird es auch hier drin drückend heiß. Also ... es bleibt nichts anderes übrig, als hinauszugehen. In der Sonne zu spazieren, im Schatten zu rasten. Es ist so furchtbar heiß. Vielleicht wäre es doch besser, sich hinzulegen ...

Langsam bewegt er sich die zehn Stufen hinunter in den Park, immer mit beiden Füßen zugleich auf die untere Stufe springend: so vergeht wohl eine reichliche Minute, bis er unten ankommt. Im Schatten des Steingeländers liegt Nero: auf der Seite liegt er, die vier Beine steif ausgestreckt, seine Augen starren glasig in die Luft, sein Bauch hebt und senkt sich rasch, wie er pustend atmet. Auf dem Rasen, ganz weit hinten im spitzen Schatten der Pappeln, leuchten zwei helle Punkte: Hero und Leander, die beiden weißen Pfauen stehen dort regungslos. Auf dem breiten gelben Weg nach dem Parktor glitzert etwas im Sonnenlicht, ein Stück Glas, von der Seite betrachtet, funkelt es sogar. Still ist es, alles schläft, nur die Lichter

und Farben leben. Hundertfach leben sie in dieser wildgewordenen Helle, tausendfach und grell, alles offenbarend und dennoch so geheimnisvoll, daß man Herzklopfen davon bekommt und einem in der Kehle heiße, erwartungsvolle Aufregung pulsiert. Paul ist unten an der Treppe stehengeblieben. Überall Licht und Hitze. Mutter hat es verboten ... aber ich könnte ihnen jetzt nachgehen in den Meierhof, niemand würde mich sehen. Sicher sind sie bei den Pferden, vielleicht reiten sie sogar, vielleicht sind sie noch gar nicht angekommen, wenn ich rasch lief, könnte ich sie noch einholen. Sicher sehen sie sich auch die Zigeuner an ... sie sind ja schon groß, ihnen etwas zu tun oder sie zu rauben, um ihnen die Knochen aus dem Leib zu nehmen und Schlangenmenschen für den Zirkus aus ihnen zu machen, wagen die Zigeuner nicht. In der Sonne spazieren, im Schatten rasten ... wohin soll ich gehen? Zögernd wendet er sich nach rechts, die Berglehne hinauf. Nero knurrt keuchend und wirft den Kopf hoch, als er an ihm vorbeigeht, dann läßt er ihn wieder auf den Steinboden sinken und schnauft laut weiter. Hinter dem rechten Flügel des Herrenhauses ist der Weg nicht mehr so breit wie vorn und links, auch der Rasen ist hier nicht so klar grün, das Gras ist viel höher, und allerlei rote und blaue Blumen wachsen darin. Paul weicht plötzlich vom Weg ab und schreitet über den Rasen weiter. Allerlei Töne gibt es hier in der Stille, und auf einmal springt vor ihm, gelbgrün schillernd, eine riesige Heuschrecke auf. Dorthin ist sie gesprungen ... wo ist sie nur? nicht mehr zu sehen. 'Wie riesengroß sie war! Nachts, die ganze Nacht zirpen sie ihr eintöniges Lied. Ich werde einen großen Strauß Blumen pflücken, den gebe ich Mutter, dann wird sie nicht böse sein, daß ich ausgerückt bin. Ich gehe auch gleich zurück ... pflücke lieber gar keine Blumen, dann merkt sie nichts davon, daß ich von Hause weg war. Das Gras ist sehr hoch, hier reicht es einem schon bis an die Knie; wie das kitzelt an den nackten Waden. Ein brauner Fleck ist dort hinten... sieh mal an! ein Ameisenhaufen. Tausende von Ameisen, wie das kribbelt und krabbelt! Alle arbeiten sie und schleppen und bauen, ach, dort in der Mitte, oben auf dem Ameisenhaufen ist ein giftgrün glänzender harter Käfer, aber er lebt nicht: hundert und tausend Ameisen sind auf ihm und um ihn herum, und jetzt rührt er sich, der kreierte Käfer, bewegt sich! ja, die Ameisen bewegen ihn von der Stelle, schleppen ihn weg. Was für ein großer Ameisenhaufen, wie viele Löcher er hat, und aus jedem Loch und in jedes Loch strömen die Ameisen, kleine schwarze Tierchen; brave Tiere sind sie,

stechen nicht, arbeiten bloß, schleppen kleine weiße Kugeln und tragen winzige Stangen; die Ameise ist ein emsiges Tier und sammelt sich die Nahrung für den Winter ... Der Hügel steigt sanft an: Paul tritt der erste Schweißtropfen auf die Stirn. Macht nichts; er wischt ihn ab. Es ist gar nicht einmal so heiß. Das dort ... das ist schon der Zaun des Obstgartens, oben entlang ist Stacheldraht gezogen, man darf nicht hinein, ich gehe bloß bis an den Zaun und gucke zwischen den Latten hindurch ...

Und gleich darauf steht er im Obstgarten. Als sei hier, unter dem grünen Hauch der Bäume, die Hitze nicht so groß. Riesige grünlichgelbe Äpfel lugen überall zwischen den Blättern hindurch, dort, weiter hinten, ist eine große Gruppe Birnbäume, blaßbraune, fast graue Früchte lassen ihre schweren Köpfe herunterhängen, man sieht bis hierher, wie hart sie sind. Links ein mächtiger Himbeerzweig; Pauls Hand streckt sich nach ihm aus, stockt, zögert, und dann hat er mit einemmal den Mund voll großer, samtrotter Beeren. Es sieht mich niemand ... wenn jemand kommt, lege ich mich rasch ins Gras ... Nein, es ist kein Mensch hier. Bloß die Bäume: dort, weiter oben, die Pfirsichbäume in drei-, vier-, fünffachen Reihen, alle voller Früchte, wenn ich hinaufreichen kann ... dort, noch weiter oben, wieder Apfelbäume, die dicken roten Äpfel winken mir direkt zu, wie viele haben wir vorigen Herbst davon gehabt in den Kisten von Onkel Elemér ... Weiter stapft er durch das Gras; eigenartiges, spitzes Sonnenlicht brennt zwischen den Zweigen hindurch und läßt das Gras bunt und hell schimmern. Jetzt sitzt plötzlich auf einem niedrigen Zweig wieder der Vogel mit der gelben Brust und dem roten Häubchen vor ihm. Langsam schreitet Paul auf den Baum zu, das Vöglein hockt reglos da; er steht schon genau unter dem Ast: das Vöglein sträubt das Gefieder und bleibt sitzen; wird es nicht anfangen zu singen? nein, tiefe Stille herrscht ringsumher. Weiter ... man könnte nach rechts gehen und nach links, nirgends ist das Ende der Bäume abzusehen, ganz hinten stehen sie so dicht, daß sie aussehen wie eine hohe Hecke; ich gehe weder nach links, noch nach rechts, sondern geradeaus, hinaufzu, wo die großen gelben Birnen leuchten. Er geht und bleibt stehen, geht und bleibt stehen. Zwischen den Bäumen, oben, scheinen hundert winzige Stückchen blauer Himmel durch; die Luft steht regungslos, und nun mit einemmal ist es, als sei die Stille durchgeschnitten worden: ganz leises, tiefes Summen klingt von irgendwoher. Aus der Luft. Paul wirft den Kopf

hoch: Bienen? Klare, blaue Leere überall. Sssssssssööö — sssssssssööö ... macht es ganz leise, brummend, von weitem. Er geht und geht mit erhobenem Kopf und betrachtet nun nicht mehr die von allen Seiten her spiegelblanken lachenden Früchte: er geht und duckt sich unter den Bäumen, den einen faßt er an, gegen den andern lehnt er sich einen Augenblick; auf seiner Stirn glänzt in dichten weißen Perlen der Schweiß; er geht und geht: Ssssssööö — ssssssööö ... klingt es, nun schon etwas stärker. Ein Wespenschwarm? Er geht und geht dem Ton nach, etwas spannt sich in seiner Brust, hat dieser Obstgarten denn nie ein Ende? immer bloß Bäume und Bäume und Apfel und Birnen und nie etwas anderes?! Er hat das Gefühl, schon eine Stunde zu gehen oder ein Jahr, und es ist ihm, als überwinde er auf der sanft steigenden Halde mit jedem Schritt eine Felswand; aber er ist betäubt von dem durchdringenden honigsüßen Geruch, und der lockende Ton läßt ihn nicht los; er muß weitergehen, vorwärts. Glühende, wirre Farben überall, dabei sind es nicht einmal vielerlei Farben, bloß Grün ist da, Grün in tausend Schattierungen, dunkel und hell, dicht und durchsichtig, Grün, Grün, lauter Grün. Und dort? hinter den Bäumen ... ist dort der Obstgarten zu Ende? hinter den Bäumen ist etwas Dunkles, — zwei springende Schritte mit gespannten Sehnen, — was ist das da? und plötzlich steht er dort, wo keine Bäume mehr sind: ein schmaler Streifen Rasen nach rechts und links, endlos lang, und dahinter ein graubrauner Zaun in Menschenhöhe, düster und streng, ohne Spalten; über ihm der blaue, unendliche Himmel, ssssssöööö — sssssssssssööööö! ... Ratlos steht Paul da. Hier ist die Welt zu Ende. Zu Ende? Zwei Schritte nach rechts; er bleibt stehen, dreht sich um und geht nach links; zwei Schritte, zehn Schritte; seine Blicke haften am Bretterzaun, ein aufgeregtes, instinkthaftes Gefühl hält sie dorthin gebunden: irgendwo wird eine Spalte sein, irgendwo eine hervorstehende Latte ... oder soll ich auf den Baum hier klettern? ... Und da sieht er auch schon einen großen hellen Fleck im Zaun, wo an Stelle von einigen angefaulten Brettern bloß zwei schmale Querlatten die hölzerne Wand zusammenhalten. Zwei, zehn, zwanzig Springschritte: schon steht er an der Stelle, und wild stürzt sich sein Blick auf die erlösende Lücke.

Hinter dem Zaun fällt der Hügel steil ab, tief ins Tal, und unten in der Ferne sieht das Land, in gelbe und grüne, breite, große Streifen geteilt, aus wie ein riesiger, wunderbarer Teppich, glatt und unabsehbar, bis in die Unendlichkeit. Kaum atmend steht Paul da und blickt staunend hinab;

sssssssöööö — ssssssssöööö ... tönt leise, klar und durchdringend das Summen, in wunderbarem, seltsamem Auf und Ab von dünnem und vollem Klang, aufsteigend in die Höhe und absinkend in die Tiefe. Starr steht Paul da und staunt, und es dauert Minuten, bis die endlose, einheitliche Landschaft sich in Teile auflöst; das Gelb trennt sich vom Grün, das Grün von dem Noch-grüner, und dort, in jener Richtung sind winzig kleine Pünktchen ... Menschlein stehen und gehen da, hier wenige, dort viele in einer Gruppe, und dahinten eigentümliche kleine Schächtelchen und um sie herum gelbe Häufchen, ssssssssöööö — die Dreschmaschinen? eins, zwei, drei, vier ... und noch sonderbare kleine Dinger, die sich rasch bewegen, Wagen? und wieder Menschen und die sich bewegenden Dinger, und soweit man nur sehen kann, unten im Tal Gelb und Grün, Gelb und Grün, ohne Ende! und hinter der Unendlichkeit der einzige, alles umspannende blaue Himmel ...

Starr steht Paul seit Minuten da und staunt; mit der Hand hält er sich am Zaun fest, mit der Brust lehnt er sich auf die Querlatte: so steht er und schaut. Was ist denn hier? was ist dieses Wunder, nach den unzähligen kleinen Wundern der Bäume und Früchte dieses große, unfaßbare, bezwingende Etwas mit der ins Unendliche gehenden Fernsicht, die das Auge gar nicht begreifen kann, und mit dem Zauber der einfachen, beinahe eintönigen Farben, der anmutet wie ein reiner, tiefer Atem, mit den winzigen, sich bewegenden Punkten, die so weit sind, daß sie nicht wie Lebewesen aussehen, vielmehr den hunderttausend Ameisen gleichen, und mit dem Himmel, der so groß ist, daß er vielleicht gar nicht bloß der Himmel, sondern das Himmelreich ist ... Was ist dieses sonderbare Gefühl, das trocken von Pauls Augen ausgeht, sich nach dem Kopf hin zieht, dann wie ein Schauer über den Rücken läuft und plötzlich im Magen sitzt, dort von neuem den Weg nach oben nimmt, um, die Brust beklemmend und die Kehle zuschnürend, tränenfeucht in die Augen zurückzukehren? Was ist diese ganze neue und fremde Welt, die dennoch so bekannt und alt ist, als sei sie in diesem Augenblick aus seinem Innern geboren worden, denn er glaubt ja noch leibhaftig den blutigen Schmerz zu fühlen, irgendwo um die Stirn herum, brennend und dennoch mit so viel weicher, sanfter, kühlender Seligkeit, daß es einfach nicht auszuhalten wäre, wenn er die Grenzen des Gefühls, über die man nicht hinausgehen kann, schon gekannt hätte. Und was ist dieses, — was ist der Ton jetzt, der da plötzlich erklingt irgendwo am



Fuße des Hügels, der fern und ungewohnt — niemals noch hatte er so etwas gehört — in das gleichmäßige Surren hineinsingt von dort unten, — ti-li-li-loo ... ti-la-la-liiii ... hell und gleitend und klar, sich in Ohr, Gehirn und Seele bohrend, ti-li-la-li-loo ... ti-li-liiii .. . Paul erschauert, wie der Ton ihn umwebt, und in der Luft erscheinen lange gelbe Schlangen auf dem blauen Gewölbe, aus hundert Richtungen kriechen sie auf ihn zu mit den Tönen zusammen, ti-li-li-liiii ... hell, voll unendlichem Leid und zugleich voll keckem Übermut — was ist das, mein Gott, wo habe ich das schon gesehen, wo habe ich das schon gehört .. mein Gott ... — dort unten ... dort unten tief am Fuße des Hügels schreitet eine dunkle kleine Gestalt, eigenartig schwingt sie sich vorwärts, wie in Wellen, mit einem Bein jedesmal tief hinkend, krumm gebeugt, und etwas wie eine Flöte hat sie im Mund — von dort tönt das Tila-li-looo ... — Jetzt ... jetzt mit der Brust die Latte zerbrechen und ... jetzt den Zaun loslassen und aufsteigen oder hinabspringen und fliegen, — auf den Ton zufliegen, auf die unendliche Fläche zu, in die große Bläue hinein ... fliegen und alles zurücklassen, nichts ist bisher gewesen, niemand ist gewesen: nur das ist, was hier ringsum lebt, nur das wird sein und bleiben in Ewigkeit, die Ebene dort unten und das vielfache Gelb und Grün dort unten und das Summen, ssssssssssöööö ... und der sich entfernende weinerlich jubelnde Ton, der von der forthumpelnden kleinen dunklen Gestalt aufsteigt, ti-li-la-liiii ...

War er gesprungen oder ins Wanken gekommen? war er gefallen oder hatte er sich zu Boden geworfen? Wie dem auch sei, jetzt liegt er da unter dem äußersten Baum, starrt nach oben und sieht nichts und hört nichts; er erlebt die vollkommene Wonne des glücklichen, reinen und leeren Urgefühls, erlebt sie an jener Grenze, die bereits ein wenig mehr ist als das Leben und kaum etwas weniger als der Tod, — an der Grenze, die der Mensch in seinem Leben so selten erreicht, die in ihrem Mysterium, in ihrer Einmaligkeit mehr ist als jeder Gefährte und mehr ist als die Einsamkeit, an der Grenze, wo alles Kleine und alles Große bewußt wird und zugleich unfaßbar entgleitet ins Unbewußte ... Er lag unter dem Baum, lebte nicht und war nicht tot, tat gar nichts, atmete nur die äußerste Seligkeit des reinen Daseins, wußte nicht und merkte nicht, wie die Minuten und Viertelstunden und halben Stunden über ihm dahinschwanden, dachte an nichts, weil hier alles Denken überflüssig war und das Gehirn beschämt verstummte vor dem Ur-Sein; nichts fühlte er, denn in diesem unendlichen Nichts duckten sich in seinem

Innern eingeschüchtert die entweihenden Gefühle ... Draußen in der kleinen Welt flog die Zeit dahin, während in seinem Innern alles stillstand und schlechthin war, in seinem Innern, in dieser unendlich großen Welt. Die Sonnenstrahlen senkten sich allmählich und wurden länger; das Blau dort oben wurde blauer, und das Grün im Tal bekam andere, tiefere Schattierungen; das Summen hatte aufgehört, nur eine helle Vogelstimme oder ein leises, fernes Zirpen war zuweilen vernehmlich — — und dann auf einmal war alles zu Ende. Eine Stimme, irgendwoher — sie summte nicht, und sie flötete nicht — eine menschliche Stimme: Mutters ängstliches Rufen. "Paulchen! ... Paaaul-chen! wo bist du?! Paulchen!" forschte Mutters suchende Stimme lockend nach dem davongelaufenen Kind.

Und dann ... Ja, alles war zu Ende, das Alleinsein, die Seligkeit, das Wunder. Paul setzte sich mit einem Ruck auf; es schwindelte ihn ein wenig, vor den Augen tanzten ihm dunkle Flecke; und in dieser Sekunde erfuhr er oder fühlte er zum erstenmal, was es bedeutet: von seinem Selbst Abschied zu nehmen und zurückzukehren in die Welt. Ein Weilchen saß er da, atmete tief; dann stand er auf, und mit zu Boden gesenktem Blick und unsicheren Schritten ging er stumm und traurig in die Richtung, aus der er Mutters Stimme gehört hatte.

## **Grabkreuz**

Der Sommer war zu Ende, und das zeigte sich nicht nur daran, daß man Szeles verlassen und nach Budapest zurückfahren mußte, sondern auch an dem kühlen herbstlichen Wetter, das Hegedüs' zu Hause erwartete. Zuerst schien der Sommer sie gleichsam zu begleiten: als sie in Klausenburg abends den Zug bestiegen, war es noch warm, und der klare dunkelblaue Himmel goß das Sternenlicht nur so aus über die in der Septembernacht ruhende Stadt. Vom Gut waren sie schon am Nachmittag in das Städtchen gekommen, waren spazierengegangen und hatten in der Konditorei Eis gegessen. An einem Nebentisch saßen mehrere elegante hohe Offiziere, die laut und heiter plauderten und viel lachten; einer von ihnen, ein jüngerer Generalstabshauptmann, sprach sogar zu ihrem Tisch herüber, rief den

Knaben in netter Weise etwas Witziges zu, aber diese Zurufe galten natürlich nicht Georg und Paul. Offenbar waren sie für Mutter bestimmt, die in dem hellgrauen Reisekostüm, mit ihren rosigen Wangen und ihrem üppigen blonden Haar unter dem kleinen Schleierhut wunderschön aussah. Wunderschön! dachte Paul und freute sich, daß Mutter jetzt guter Stimmung war und Georg ermunterte, dem Offizier zu antworten, — das war deshalb eine besondere Freude, weil beständige schlechte Laune Mutter die letzten Tage in Szeles verdorben hatte, sie war schweigsam und unfreundlich gewesen, und ihre häufig geröteten Augen hatten manche durchweinte Stunde verraten. An solchen Tagen ist Mutter nicht zu trösten, man darf sich dann nicht schmeichelnd an sie schmiegen, denn so etwas macht ihre Traurigkeit nur noch größer, ihre Traurigkeit, über deren Ursache natürlich ohnehin nichts zu erfahren ist. Kurz: es ist eine Freude, daß Mutter gut gelaunt ist und Georg zum Antworten animiert. Georg spricht also hinüber zu dem Tisch der Offiziere; da sagt ein anderer Offizier, einer von den älteren, auch etwas zu ihm, was wieder Mutter gilt, — oder Fräulein Klara? Möglich, obschon Fräulein Klara mit strenger, mürrischer Miene am Tisch sitzt, das Gesicht zu keinem Lächeln verzieht und nicht einmal hinsieht zu den Offizieren. Ist Klärchen vielleicht böse? denkt Paul besorgt, oder tut es ihr leid, daß wir Szeles verlassen mußten? mir tut es ja auch leid, aber ... der Sommer ist schließlich vorüber, und in Budapest ist es auch nicht schlecht!

Die Offiziere stiegen später in denselben Wagen ein; jener ältere Stabsoffizier stellte sich sogar im Gang des Eisenbahnwagens unter höflichem Zeremoniell Mutter vor, — "Horn, wenn Sie gestatten, gnädigste Frau", — und im Laufe der Unterhaltung nannte er auch die Namen der andern fünf recht lustigen und außerordentlich gut aussehenden Herren. Ganz gewiß saß im Nebenupee eine sehr vornehme Gesellschaft: und Mutter fürchtete dennoch, die Herren könnten im Abteil oder auf dem Gang laut werden und die Kinder im Schlaf stören. Sie beruhigte sich jedoch sichtlich, als sie vom Schaffner erfuhr, daß der Herr Major Baron Horn und die andern Herren Offiziere schon an der dritten Station aussteigen würden. So war denn alles in schönster Ordnung. Sowie der Zug abgefahren war, servierte Mutter gewohnheitsmäßig aus dem Proviantkorb das Abendessen, dann wurden auf beiden Seiten die Plaids ausgebreitet: die Kinder legten sich auf die eine Bank, die Erwachsenen auf die andere; Mutter befestigte

den Vorhang vor dem Fenster, Fräulein Klara zog den braunen Lampenschirm zusammen, dann wurde es still.

Still? nun ja, es war die übliche Eisenbahnstille, in der man zwar keine menschliche Stimme hört, die aber eigentlich nichts anderes ist als die monotone Musik von unzähligen fremden, aufregenden, sonderbaren leisen Geräuschen. Der Zug saust durch die Spätsommernacht; die Sitze, auf denen Paul zusammengekauert liegt, bewegen sich leise in rhythmischen Erschütterungen; Lichter huschen vorüber hinter dem braunen Vorhang und leuchten für kurze Augenblicke ins Abteil hinein. Schwacher Rauchgeruch ist zu spüren. Der Zug fährt, und man schläft ein; dann hält der Zug: man wacht auf, horcht nach dem von draußen kommenden Lärm, beginnt zu raten, wo man wohl sei, manchmal fragt man sich auch, warum der Zug wohl stehengeblieben sei, denn man hat das Gefühl, als befände man sich auf offener Strecke, nirgends ein Laut oder ein Licht, von dem man auf eine Station schließen könnte. Es ist doch nicht etwa ein Unglück passiert?! nein, nichts ist passiert, der Zug fährt schon weiter, mit schweren, heftigen Rucken setzt er sich in Bewegung; man hört Rasseln und ein quietschendes Stöhnen, das metallisch klingt, und dann ist alles wieder so wie vorher. Mutter, Klärchen und Georg atmen leise und regelmäßig im Halbdunkel; sie schlafen. Ganz gleich, ob der Zug fährt oder steht. Auf den Stationen hört man sprechen, nächtlich laute Worte und Rufe; Dröhnen, Hämmern, Klingeln, Klopfen; das Licht von ankommenden oder abfahrenden Zügen schimmert durch den Vorhang, dann endlich, endlich ertönen die Pfeifen der Schaffner, und endlich hört man auch das kurze Trompetensignal: sofort ruckt der Zug an und fährt los. Manchmal, das spürt man deutlich, nicht in der Richtung, in der er vor der Station gefahren ist. Warum? es ist doch nicht etwas passiert... wir fahren doch nicht wirklich zurück? und sind morgen früh wieder in Klausenburg und ... gehen zurück zu Großmama nach Szeles oder ... vielleicht fahren wir gar nicht zurück, sondern reisen jetzt überhaupt erst hin ... kommen jetzt aus Budapest und fahren in die Sommerfrische aufs Gut ... der Sommer beginnt erst und ... die Reise ... Und da geht ihm schon alles durcheinander; Töne, Farben, Bewegungen vermischen sich mit den schlaftrunkenen, wirren Gedanken; er hört nur noch, daß Georg — vielleicht, weil er sich gerade bewegt und ihn mit dem Fuß gestoßen hat — im Traum murmelt, und dann schläft er selbst ein. Bis

zum nächsten Aufschrecken an der nächsten Station. Aber später, um Mitternacht, ist kein Bahnhofsbetrieb mehr imstande, ihn zu wecken. Der Zug trägt den tiefschlafenden Körper der Stadt zu; und auch die Träume sind schon auf Budapest gerichtet. Einen sonderbaren, etwas wirren und im ganzen unverständlichen, aber angenehmen und beruhigenden Traum hat Paul in dieser Nacht. Er sitzt im großen Zimmer des Szeleser Herrenhauses, im Rondellzimmer, auf dem Podest am Fenster auf einem dicken, weichen, grünen Teppich. Das Zimmer... nein, eigentlich ist es nicht so wie das richtige Rondellzimmer in Szeles: es hat Ähnlichkeit mit dem alten weißen Kinderzimmer in Budapest, aber auch mit dem Salon zu Hause. Ja: der Flügel steht auch in der Ecke, leise, summende Töne steigen von ihm auf und manchmal etwas wie langsames, scharfes Pfeifen. Irgendwoher von oben scheint schönes, hellgrünes Licht durch ein Fenster, und fortwährend hört man leises Summen. Mutter steht vor ihm in einem grünen Kleid mit Schleppe, sie lächelt, schweigt, streckt die Hand aus und berührt seine Stirn. Paul langt nun im Sitzen nach ihr und möchte die streichelnde Hand fassen: aber Mutter ist plötzlich nicht mehr da, Amme Eva steht an ihrer Stelle, dick, lächelnd, eine hellgrüne Kittelschürze über den sechsundsechzig Rücken; auch sie hebt die Hand und streichelt Pauls Stirn — und wie er hingreift: wie seltsam! da ist auch Amme Eva verschwunden: Fräulein Klara steht da in ihrem leichten weißen Sommerkleid, das aber jetzt hellgrün ist; sie lächelt und streichelt Pauls Stirn, — er wundert sich nun im Traum gar nicht mehr, daß auch Klärchen sofort verschwindet, als er nach ihr greifen will... und nun steht Mariechen Czendrik vor ihm, seine kleine Kusine, in einem grünen Kleid — sie hat doch gar kein grünes Kleid, oder doch? ... — und streichelt seinen Kopf; Paul streckt die Hand nicht nach ihr aus: aber Mariechen Czendrik verschwindet auch nicht, sondern weicht zurück und entfernt sich langsam und wird immer kleiner und ist schon ganz klein ... bloß so groß wie ... wie die Puppe mit dem Lockenkopf, Mariechens Puppe Röschen, die ihm jetzt so sonderbar bekannt vorkommt ... sie hat schwarzes Haar wie Klärchen, im Gesicht gleicht sie Mutter, und sie trägt ein bunt-grünes Bauernkleid wie Amme Eva, und ihre winzigen Hände und Füße und auch ihre Bewegungen sind genau so wie die von Mariechen Czendrik und ... und da springt Paul auf und läuft auf die Puppe zu, — läuft, und die Puppe weicht weiter nach hinten und ist bloß noch so klein wie ein Vogel und dann nicht mehr größer als eine Murmel ... und schließlich ist auch sie verschwunden. Tiefe, reine

Traurigkeit fühlt Paul im Traum, aber diese Traurigkeit ist nicht unangenehm. Wenn er jetzt weinen würde in seinem Leid, so wäre dieses Weinen vielleicht nicht anders als Lachen. Niemand ist in seiner Nähe, niemanden sieht er, nur das schöne, hellgrüne Licht, und er hört nur das leise Summen. Dann wird auch das noch leiser, ganz gedämpft, bald wird das Grün tiefgrün und ganz dunkelgrün, und schließlich ist kein Grün mehr da, nur noch tiefe Finsternis und tiefe Stille ringsumher ... und da macht er plötzlich die Augen auf: es ist hell, und Mutters Gesicht beugt sich über ihn. "Paulchen", sagt sie, "jetzt mußt du schön aufstehen, wir sind bald in Budapest. Hast du gut geschlafen, Herzchen?"

"Ja, sehr gut", antwortet er und sieht mit verschlafenen Augen zum Fenster hinaus, — richtiger: sieht ins Fenster, das von undurchsichtigem grauweißem Nebeldunst beschlagen ist und Zickzacklinien von herunterlaufenden Regentropfen zeigt. "Herrgott!" ruft Paul, "wie es regnet!"

Seit dem Morgengrauen regnete es, dicht, beharrlich, unheimlich. Wenn man die beschlagene Fensterscheibe abwischte, sah man durch das nasse, verzerrende Glas keine einzelnen Regentropfen, sondern dichte Strähnen, die gleichsam wie unzählige graue Zwirnsfäden aus dem grauen Himmel hingen. Im Abteil war es warm, dennoch fühlte Paul im ganzen Körper ein feuchtes Frösteln. Das gedämpfte Weiß, das draußen leuchtete, barg seltsame Farben in sich: als zöge sich ein grüner Schimmer ... nein, vergebens spähte er, vergebens strengte er seine Augen an: wohin er blickte, er sah dort draußen nichts anderes als das fahle Weiß. Der grüne Schein ist nur innen oder hinten oder ... wo ist er eigentlich? vielleicht ist er gar nicht da? Jetzt fiel ihm plötzlich sein Traum ein. "Mutti", sagte er rasch, "ich habe etwas so Seltsames geträumt, hör mal zu, ich habe geträumt, daß du und Amme Eva und Klärchen und Mariechen und ihre Puppe Röschen, daß ihr alle von mir weggegangen seid im Rondellzimmer, und alles war ganz grün und ..." Hier stockte sein Gedächtnis; einen Augenblick rang er mit dem Denken, beschwor mit angespannter Kraft das vergängliche, treulose Erinnerungsbild zurück, dachte an die grüne Farbe — aber weiter fiel ihm nichts mehr ein. "Also ... das habe ich geträumt", meinte er leise und trat ans Fenster. Sieh da, Häuser. Gleich sind wir zu Hause.

Da waren sie schon kurz vor Budapest; zu beiden Seiten zeigten sich Fabrikgelände und vereinzelte Vorstadthäuserreihen im Regen. Georg stand am Fenster und preßte die Stirn gegen die Scheibe. "Nimm den Kopf vom

Fenster weg, Kind", sagte Mutter zu ihm, "du erkältest dich an dem kalten Glas".

Georg rührte sich nicht. "Hörst du nicht, was ich sage?" fragte Mutter ungeduldig. Georg drehte sich um, gab aber keine Antwort; und Mutter sagte auch nichts mehr. Dann war plötzlich die Stadt da. Es kamen höhere Häuser und breite Straßen mit vielen Wagen, elektrischen Bahnen und Menschen. "Gott sei Dank, wir sind in Budapest", sagte Mutter.

Vater erwartete sie wie immer am Bahnhof. Es regnete in Strömen, und es war kalt. Vater und Mutter unterhielten sich eifrig. Wie die Reise verlaufen sei, fragte Vater; Mutter berichtete, daß alles gut gegangen sei, daß sie schon den Nachmittag in Klausenburg verbracht hätten, mit einem Spaziergang und Eisessen in der Konditorei, dann ... nun, daß sie dann in den Zug gestiegen seien, wo im Nebenabteil Offiziere gesessen hätten, einer von ihnen, ein älterer, hätte sich ihr vorgestellt, ein Baron Korn oder Horn ... genau entsänne sie sich des Namens nicht mehr; im übrigen wäre der Wagen glücklicherweise ziemlich leer gewesen, und alles hätte geklappt ...

Mutter hatte an Vater jede Woche geschrieben, und er hatte ihr jede Woche geantwortet: über alles hatten sie einander berichtet, und so wußte Vater auch, daß Großmama gerade in den letzten Tagen wieder erkältet und bettlägerig gewesen war, daß es ihr aber nun schon wieder gut ging; für Mutter war es keine Überraschung, daß der Salon und das kleine Wartezimmer neu tapeziert und Flur und Küche frisch geweißt worden waren. Sie wußte von dem neuen Teppich, mit dem sie schon im Frühjahr für den Salon geliebäugelt hatten. Die einzige Neuigkeit war vielleicht, daß Vater für sein Sprechzimmer einen elektrischen Apparat von ganz moderner Konstruktion angeschafft hatte, der sich zur Behandlung von vielerlei Krankheiten eignete, und daß er außerdem noch einen Teppich gekauft hatte, einen Smyrna, ziemlich groß, der vorläufig im Gouvernantenzimmer lag. "Das kam so", erzählte Vater, "als ich den großen Salont Teppich kaufte, bot mir der Händler diesen kleineren als besondere Gelegenheit an; er ist ein wertvolles Stück, und ich habe ihn tatsächlich fast als Zugabe bekommen, so billig war er". Und dann sagte Vater noch, und zwar mit Nachdruck, er habe ihn zunächst provisorisch hier in Fräulein Klaras Zimmer legen lassen, bis Mutter einen endgültigen Platz für ihn bestimme. "Gut", entgegnete Mutter leise, "wir werden schon sehen, wo wir ihn hintun". Indessen blieb das Fräuleinzimmer der endgültige Platz des Smyrnateppichs, weil er in den

übrigen Zimmern nicht benötigt wurde und weil Fräulein Klara sich so sehr freute, als sie ihn sah, daß Mutter es nicht übers Herz brachte, sie des Teppichs wieder zu berauben.

Nun hatte man, wie jedes Jahr nach den Sommerferien, sich wieder einzuleben in die Stadtwohnung. Ja, ein wenig muß man sich jedesmal von neuem gewöhnen an die andern Zimmer, die andern Möbel, die andern Menschen und vor allem daran, daß, wenn man zum Fenster hinausschaut, man gegenüber ein hohes rotes Ziegelhaus mit großen steinernen Erkern sieht und nicht den Park, rechts die Millenniumssäule und nicht die weite Wiese, wo es zum Obstgarten geht, links den Anfang der Andrassystraße und nicht den herrlichen Ziergarten mit dem langen Weg, der zum Meierhof führt. Aber da dies hier das Heim, also das Ständige ist, kommt rasch alles wieder ins alte Gleis, man gewöhnt sich und fühlt sich zu Hause. Natürlich gibt es Minuten und auch Stunden, in denen man wohl doch lieber in Szeles sein möchte. Einige Wochen später fühlte Paul das, als er schon wieder auf der Schulbank saß. Durch das offene Fenster schien strahlend die frühherbstliche Mittagssonne, in der Luft tanzte der Staub, und lange, weißglitzernde Fäden wogten. Da wurde Paul von einer schweren, großen Sehnsucht gepackt. Es war gerade ungarische Stunde, Miklós Katona las schön laut und fließend die Sage vom Wunderhirsch vor, der Herr Lehrer stand an den Kathedertisch gelehnt und blickte versunken durchs Fenster in den Sonnenschein. Paul konnte nicht aufpassen. Er hörte nur vereinzelte Worte, und obgleich er die Geschichte kannte, begriff er kaum, wovon die Rede war. Es war ihm, als ginge ein leises Summen durch die Luft. Als sei jenseits des Hofes und an der Brandmauer und hinter den Häusern dort drüben gar nichts, bloß .. . ein weit ausgedehntes gelbes und grünes Feld, dessen Ende man überhaupt nicht sehen konnte. Als säße kein einziger Knabe hier in der Klasse, — aber es ist ja gar kein Klassenzimmer, der Raum, in dem er sich befindet ... es ist etwas anderes, etwas Unbestimmbares. Ein Platz oder eine Wiese .. etwas, das er schon einmal irgendwo gesehen hat, irgendwann, und er selbst sitzt gar nicht auf der Bank, sondern er liegt irgendwo, vielleicht unter einem Baum oder so ähnlich, und in das leise Summen tönt plötzlich hell etwas hinein, ti-la-li-looo ... o nein, die Glocke hat geklingelt. Sogleich regt sich die ganze Klasse; auch der Herr Lehrer am Katheder. "Na, geht raus, Kinder", sagt er und verläßt auch selbst das



Klassenzimmer. "Du, Hegedüs", ruft da einer der hinter Paul sitzenden Jungen, "ich hab' im Sommer zehn Hirschkäfer gefangen, hier sind sie in der Schachtel, sie leben noch alle. Willst du sie sehen?"

"Ja, zeig her!" antwortet er abwesend, ohne jegliches Interesse. Denn der Flur, auf dem sie inzwischen angekommen sind, scheint ihm noch immer nicht der richtige Flur des Schulgebäudes zu sein, sondern ... etwas anderes an ganz anderem Ort, und die in der Schachtel aufgeregte krabbelnden Käfer haben ihm plötzlich jene riesigen Hirschkäfer ins Gedächtnis zurückgerufen, die an den Sommertagen unter den großen Bäumen oder gegen Abend um die Veranda schwirrten, haben ihn an die unzähligen Falter und all die kleinen und großen Flattertiere erinnert, die dort draußen in Szeles auf der offenen Veranda an warmen Abenden das Windlicht umkreisten.

Wochenlang dauerte das schlechte Wetter. Mit geradezu verbitterter Hartnäckigkeit regnete es Tag und Nacht; kaum je für ein Stündchen klärte es sich zuweilen auf, aber auch dann war die Sonne höchstens einen Augenblick lang zu sehen und zu spüren: ihre weiteren Anstrengungen blieben ein schwacher Versuch, mit blassem, gelblichem Schein die dichten Regenwolken oder den lockeren Nebelschleier zu durchdringen. Die Straßen waren beständig klatschnaß; nein, das war kein Vergnügen, im Mantel zu spazieren unter dem aufgespannten Regenschirm. Da ist es viel besser, zu Hause zu sitzen und zu lernen oder zu lesen oder Georgs Klavierspiel zu lauschen oder — und dies vor allem ändern — mit Fräulein Klara zu plaudern. Der Herbst draußen wurde immer unangenehmer, und im Zimmer wurde es immer behaglicher, und ganz besonders wohltuend war es, als Mutter bereits Anfang Oktober die Wohnung heizen ließ. Es war auch an der Zeit, denn Mutter hatte schon gerade genug gefroren. In ein Tuch gehüllt war sie durch die Zimmer gegangen, und oft hatte sie unter dem Tuch noch vor Kälte gezittert; fröstelnd saß sie dann zusammengekauert in dem großen Lehnstuhl im Salon. Klärchen redete ihr schon seit zwei Wochen zu, mit dem Heizen anzufangen; es sei kein normales Wetter diesen Herbst, weniger als zehn Grad Mitte September, da müsse man ja frieren. Sie sagte dies nicht etwa in ihrem eigenen Interesse: sie vertrug Wärme und Kälte ohne Unterschied. Sie sagte es nur aus Besorgnis um Mutter, die wohl daran täte, wenn sie ein bißchen mehr auf sich acht gäbe und nicht so oft ohne Jacke oder Tuch auf den Balkon oder in die kalte Küche ginge. Da erschienen denn

eines Tages vor dem Haus zwei mächtige Kohlenwagen, Kohlen und Holz wurden im Keller abgeladen, und nun machten die Mädchen in allen Öfen Feuer. Feiner Heizgeruch und milde, angenehme Wärme verbreiteten sich überall. Wie schön ist das Feuer! lange ist es her, daß man es flackern sah! im Vorfrühling haben die großen Holzscheite zuletzt im offenen Kamin im Salon geknistert und geprasselt! Vater mußte nach der Sprechstunde fortgehen; als er wieder nach Hause kam, spazierte er befriedigt, sich die Hände reibend, durch die lauen Zimmer. Georg saß am Flügel, zum fünftenmal spielte er ein und dasselbe Stück, eine Fuge von Bach, — schwer muß sie sein, aber wie göttlich schön ist sie auch! Fräulein Klara war in ihrem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt. Mutter stand vor dem Schlafzimmerschrank und räumte. Als Vater eintrat und guten Abend wünschte, — "wie prachtvolles Wetter ist hier drin in der Wohnung, Kind!" — zuckte Mutter zusammen und bekam einen Schüttelfrost. "Was hast du denn, Maria?" fragte Vater ängstlich, und in seine Stirn gruben sich zwei scharfe Falten. "Du frierst doch nicht etwa?"

"Doch, mir ist kalt", sagte Mutter. "Bei der Wärme hier ist dir kalt?" fragte Vater langsam. "Ja, trotz der Wärme ..." Da ging Vater stillschweigend aus dem Zimmer: nach wenigen Sekunden kam er zurück, das Thermometer in der Hand. "Leg dich mal aufs Sofa, Kind", sagte er, "und miß deine Temperatur. Wenn du frierst, hast du wahrscheinlich Fieber. Fühlst du dich auch sonst nicht wohl?"

"Doch ..." antwortete Mutter zögernd, "ich glaube nicht, daß mir etwas fehlt ..." Die Quecksilbersäule blieb auf etwas über siebenunddreißig stehen. "Na", meinte Vater beruhigt, "etwas Ernstliches scheint dir Gott sei Dank wirklich nicht zu fehlen. Vielleicht steckt ein Schnupfen in dir, es wäre auch gar nicht zu verwundern, wenn du dich bei dem elenden Wetter erkältet hättest."

"Ja, das kann sein", sagte Mutter und erhob sich vom Sofa, "aber daß mir nichts Schlimmes fehlt, wußte ich ja." Vater war vorsichtig. "Es würde nichts schaden", riet er, "wenn du dich ins Bett legtest und ein Aspirin einnähmest; bis morgen früh hast du dann den Schnupfen ausgeschwitzt. Solltest du aber morgen doch noch erhöhte Temperatur haben, dann wollen wir dich mal gründlich untersuchen." Mutter war folgsam und legte sich noch vor dem Abendessen hin; im Bett trank sie eine Tasse Tee, nahm das

Transpiriermittel ein und schlief dann. Das geschah an einem Mittwochabend.

Eine Woche später, am Donnerstag gegen Morgen, starb Mutter.

Wie kam das? was war geschehen? Es war kaum zu begreifen und ... nicht zu fassen. Als Mutter an dem folgenden Tag der vorigen Woche morgens erwachte und aufstehen wollte, mußte sie sich sofort wieder auf den Bettrand setzen. "Ludwig", sagte sie ganz leise, "ich glaube, ich bin doch krank, mir ist so schwindlig." Vater stand im Nu auf den Füßen, hüllte Mutter, die sich kaum rühren konnte und ganz trübe Augen hatte, rasch wieder in die Bettdecke ein und steckte ihr das Thermometer in die Achselhöhle. Vierzig und vier Zehntel Grad Fieber frühmorgens um acht Uhr. Vater lief, wie er war, im Nachthemd ans Telephon, und keine Viertelstunde war verstrichen, als Doktor Müller, Mutters behandelnder Arzt, erschien. Auch in der Bank rief Vater an, um zu sagen, daß er heute nicht käme, man möge seinen Vertreter hinbestellen. Schon gegen zehn Uhr kam Doktor Müller wieder, und zwar in Begleitung eines älteren bärtigen Herrn, den Vater fast ehrerbietig begrüßte und der seinerseits Vater ein wenig von oben herab Herr Kollege titulierte. "Das war Professor Károlyi, der angesehenste Lungenspezialist Ungarns", sagte Vater nachher bei Tisch zu Fräulein Klara, und obgleich bereits eine Krankenschwester an Mutters Bett saß, stand er wohl alle zwei Minuten vom Mittagessen auf, um nach Mutter zu sehen. "Was ist denn mit Mutter?" fragte Paul mutlos erst Fräulein Klara, dann Vater. Vater gab zunächst keine Antwort. "Mutter ist leider schwerkrank", sagte er dann rund heraus und nach schwerem Entschluß, — als ob er vorher darüber nachgedacht hätte, ob es nicht besser wäre, die Aufmerksamkeit der Jungen von dem, was hier vorging, abzulenken: aber, was er Klara gegenüber geäußert hatte, war nicht mehr zurückzunehmen und die seit einigen Stunden anwesende Krankenschwester nicht zu verleugnen; offen die Wahrheit zu sagen, war bestimmt besser als Verschweigen, — so mußte er wohl bei sich entschieden haben. "Sie hat eine schwere Lungenentzündung", antwortete er später auf Pauls erneute Frage, — Georg schwieg sonderbarerweise, wenn von der Krankheit die Rede war, — "eure Mutter neigt leider außerordentlich ..." wieder dachte er ein Weilchen nach, "außerordentlich zu derartigen Erkältungsgeschichten", beendete er dann den Satz. "Der Mensch ist ein wundersames Geschöpf", hörte Paul in diesem

Augenblick wie ein Echo in seinem Kopf die Worte des Herrn Pfarrer Vikar aus einer der letzten Religionsstunden, "ein wundersames Wesen: er neigt zum Guten wie zum Bösen. Aber wunderbarerweise werden diejenigen, in denen die Neigung zum Guten überwiegt, im Leben des Guten teilhaftig, während die andern, die es zum Bösen zieht, von außen und innen von den Scharen des Bösen heimgesucht werden!" Paul sitzt am Tisch, und seine Wangen werden rot, wie er so nachdenkt. Die Krankheit ... ist gewiß etwas Böses, etwas ... aus der Schar des Bösen. Mutter neigt zu derartigen Erkältungsgeschichten ... Mutter neigt also — — nein, Herrgott, Mutter kann nicht zum Bösen neigen! wer so gut ist wie sie, wer wie sie alle Menschen liebt, uns so gepflegt hat, wenn wir krank waren, uns niemals zürnte und immer, immer nur gut war ... Mutter kann zu nichts Bösem neigen! .. hier muß irgendwo ein Fehler sein; irgend etwas stimmt hier nicht; warum ist sie schon wieder krank, warum muß sie leiden?! Dieser Gedanke verfolgt Paul tagelang, keine Sekunde läßt ihn die brennende Frage los. Mutter ist gut ... warum liegt sie steif in dem Rumpfschlag, in dem ekligen, gräßlichen, engen nassen Laken, warum ist ihr Gesicht so erschreckend rot, warum ihre Stimme so leise oder ganz gebrochen, — und warum ist Vater so still in diesen Tagen und geht dauernd mit tief gerunzelter Stirn umher?! warum darf man immer nur eine knappe Minute hineingehen zu Mutter, warum kommen so viele fremde Ärzte ins Haus, und warum ist eine Pflegerin bei Mutter?! warum ... warum ist diese ganze Geheimnistuerei?! All dies ging ihm hundertmal am Tage durch den Kopf ; er dachte daran, wenn er allein war, und dachte daran, wenn andere bei ihm waren, und mit tausendfacher Gewalt überfiel ihn der Gedanke, wenn er zuweilen lange Minuten vor der geschlossenen Schlafzimmertür stand und dann, sobald die Schwester herauskam, Mutters schweren Atem hörte. Durcheinander und eisiges Gelähmtsein herrschte in den Räumen und in den Gemütern. Georg spielte seit Tagen nicht mehr Klavier; Fräulein Klara wandelte bleich und entgeistert durch die Wohnung und bemühte sich, irgendwie Ordnung zu halten; ganz merkwürdigerweise ordnete sie bei den Dienstboten nicht nur dieselben Dinge an wie Mutter im allgemeinen, sondern es war fast, als spräche sie mit Mutters Stimme und in Mutters Worten; von Vaters Stirn wichen die Falten keinen Augenblick; Paul wußte sich in diesen Tagen nirgends recht zu lassen, weder zu Hause, noch auf der Straße, noch in der Schule. Zu Hause konnte man nichts anfangen: zum Lesen hatte er keine Geduld, ein unsicheres

Gefühl ließ ihn fort und fort das Buch wieder aus der Hand legen; Klärchen hatte auch kaum Zeit, sich mit ihm zu unterhalten oder ihm zu erzählen, und wenn sie sich auch einmal dazu aufraffte, versank das Gespräch sehr bald in tiefes, kaltes Schweigen. Und den ganzen Tag vor der geschlossenen Schlafzimmertür stehen, das konnte man doch nicht. Auf der Straße wandelte er wie im Traum: er wußte niemals genau, wohin er eigentlich ging. Auf dem Schulweg blieb er manchmal stehen und sah stumpf und verwundert um sich: bin ich denn immer diesen Weg gegangen? oder war ich noch nie in dieser Gegend? Dann saß er auf der Schulbank und wußte nicht, wovon die andern redeten. Herr Lehrer Tolnay fuhr ihn deswegen auch einmal hart an. Da stand Paul auf und sagte leise: "Entschuldigen Sie bitte, Herr Lehrer, meine Mutter ist schwerkrank." "Hm", erwiderte der Lehrer, "ach so. Das ist zwar eine sehr traurige Sache, aber du mußt trotzdem aufpassen."

"Bitte, Herr Lehrer, seien Sie mir nicht böse, aber ich kann nicht aufpassen", antwortete Paul. "Hm", machte Herr Tolnay wieder und stellte sich zu ihm zwischen die Bänke, "was fehlt denn deiner Mutter?"

"Sie hat eine schwere ..." Paul dachte ein wenig nach, "ein schweres Lungenleiden."

"Ach nein", fragte der Lehrer, "ein Lungenleiden? wohl nur eine Lungenentzündung, nicht?"

"Ja, stimmt", besann sich Paul sofort, als er das bekannt klingende Wort hörte. Dann saß er weiter auf seinem Platz und dachte an nichts oder dachte zuweilen an Mutter; schließlich ging er nach Hause, und die fremdartige Leere, die grenzenlose Zerfahrenheit hörte auch daheim nicht auf, den ganzen Tag und noch einen Tag, — wie lange eigentlich? so lange, bis er eines Nachts, vielmehr gegen Morgen, plötzlich aus tiefem, dumpfem Schlaf auffuhr: Fräulein Klara stand vor ihm in Pantoffeln und ihrem hellblauen Morgenrock. "Steh rasch auf, Herzchen", sagte sie leise, "komm schnell, so wie du bist!" Blinzelnd sprang er aus dem Bett, kaum bei Besinnung; das plötzliche Erwachen und die böse Ahnung ließen seine Pulse erregt schlagen. Georg stand schon in der Tür, barfuß, den Bademantel um die Schultern. Paul fragte nichts: nicht, warum er geweckt worden sei, nicht, warum er rasch habe kommen müssen, nicht, wohin sie nun gingen. Nun standen sie alle drei in Mutters Zimmer. Vater saß kreidebleich auf dem Bettrand in seinem braunen Hausrock. Auch der fremde Arzt war da, er

stand am Kopfende des Bettes und betrachtete Mutters Gesicht. Die Krankenschwester stand an dem mit einem Handtuch bedeckten Frisiertisch, mit dem Rücken zu den andern hin. Es war starker Äthergeruch zu spüren. Mutter lag stumm im Bett, in dem gelben Licht der elektrischen Lampe glänzten ihre regungslos in die Luft schauenden Augen mit seltsamem gelblichem Schimmer. Paul starrte diese beiden großen runden Feuerpunkte an. Da standen sie alle und sprachen kein Wort. Mutter atmete schwer und laut, man sah gleichsam die Luft, die sich stückweise aus Mund und Nase drängte. Das ganze Kissen ist bedeckt mit Mutters schönem, dichtem blonden Haar. Vater steht auf und gibt den Knaben behutsam einen Wink: sie sollen näherkommen. Ein paar mutlose Schritte. Vater beugt sich über das Bett. "Maria, mein geliebtes Leben", sagt er mit einer so entsetzlich fremd klingenden Stimme, wie er noch nie gesprochen hat, ganz leise und zitternd. "Sieh mal her, Kind ... Georg und Paulchen ..." Mutters Kopf bewegt sich nicht, ihr Blick bleibt starr nach vorn oder nach oben gerichtet. Was sieht sie dort? ... warum mußten wir jetzt, so früh, zu ihr hinein? und wenn wir schon gekommen sind, warum sieht sie uns nicht an, und warum spricht sie nicht und warum ... Da bewegte Mutter sich. Sie hob die rechte Hand, als wollte sie winken oder einen Wunsch äußern; Vater umklammerte die weiße Hand mit seinen beiden Händen. "Geliebtes Herz", flüsterte er ganz dicht an Mutters Kopf; und da bewegte sich auch Mutters Kopf, fiel ein wenig nach links, und ein tiefer, kurzer, röchelnder Ton drang aus ihrem Munde. Fürchterliche Stille folgte auf diesen Ton. Vater stand einen Augenblick wie versteinert da, dann ließ er Mutters Hand los: die Hand und der Arm fielen mit dumpfem Aufschlag auf die Bettdecke. Vaters Gesicht war auch fahl, wie er sich jetzt umdrehte nach dem andern Arzt. Aber Doktor Müller stand schon neben ihm und beugte sich zu Mutter hinab; er schlug die Decke zurück und hielt das schwarze Hörrohr an Mutters Brust. Einen Augenblick lang? — hundert Jahre lang? Dann richtete er sich auf. "Exitus", sagte er kaum hörbar. "Schließen Sie ihr die Augen, lieber Kollege ..." Vater hatte sich noch immer nicht gerührt. Georg schluchzte laut. Fräulein Klaras Gesicht glühte wie Feuer, und ihre Augen schwammen in Tränen. Jetzt drehte Vater sich plötzlich um und tat einen kurzen Schritt auf die Knaben zu. Seine Stimme war ganz heiser und trocken, als er nun sagte: "Eure Mutter ist tot ... seht sie euch noch einmal an ..." und dann wandte er sich ebenso plötzlich und ruckhaft wieder von ihnen ab. Der andere Arzt gab Fräulein

Klara einen Wink, — Vater trat wieder ans Bett, — Klara nahm Paul bei der Hand und berührte Georgs Schulter; dann gingen sie aus dem Zimmer.

Wer könnte sich wohl an die folgenden Tage noch erinnern? Wer wüßte wohl noch, wie jene Stunden vergingen? Wen gibt es, der das zusammenhängende Bild gesehen haben könnte hinter den unzähligen Einzeleindrücken, von denen jeder die Erscheinung einer unheimlich fremden, herzbeklemmend feierlichen, geheimnisvollen und nicht zu enträtselnden großen Veränderung des Lebens war: das Phänomen des Todes. Inmitten von zwölf menschenhohen Kerzen liegen über- und nebeneinander gehäuft weiße, lila und blaue Blumen, immergrüne Kränze und lange lila und schwarze Schleifen mit goldener Aufschrift; darunter ruht auf einem Ständer der Sarg, begreift man das? Der Sarg, in dem die Toten beerdigt werden, schwarz, verziert mit silbernen Beschlägen, schwarz und mit silberhellem Glanz. In diesem Sarg liegt Mutter? Jawohl, Mutter ist ja gestorben, und jetzt wird sie begraben. Alle die bekannten und unbekanntes Gesichter hier, der eigenartige beklemmende Geruch, der düsterernste Gesang, all das gilt ihr, all das ist, weil sie gestorben ist. Die dunklen Worte, die neben dem Sarg ertönen und die man kaum verstehen kann, reden von ihr oder .. . von uns? Der schwergetroffene Lebensgefährte... ist das Vater? die verwaisten Kinder, das sind Georg und ich ... Vorn in den ersten Reihen heben sich in einem fort die Taschentücher an die Augen. Weinen die Leute? ... und Pauls Kehle zieht sich zusammen, und seine Tränen fließen. Nun schallt wieder der Gesang ... oder hatte er gar nicht aufgehört? Männer in schwarzen Anzügen beginnen jetzt, den Blumenhaufen auseinanderzunehmen, und mit einemmal sieht man zwischen den Kerzen den Sarg, nackt und kahl steht er da, und dunkel glänzen seine Silberbeschläge. Und noch deutlicher spürt man jetzt den eigentümlich penetranten Geruch, der sich mit dem süßlich-schweren Duft der Blumen mischt. Auch das ist darum, weil sie gestorben ist ... Und jetzt — jetzt wird der Sarg gehoben, sechs Männer fassen und tragen ihn — wohin gehen wir jetzt? Über den aufgeweichten Weg schreiten sie zu dreien hinter dem Sarg her; nach einem Abstand von wenigen Schritten folgt ihnen eine Menschenmenge. Wie Paul sich einmal umwendet, ist es ihm, als sähe er bekannte Gesichter: das Gesicht Großmamas taucht zwischen den schwarzen Schleiern auf, Onkel Elemérs Gesicht schimmert glänzend neben ihr, und

Tante Milis verweinte Augen leuchten rot ... Wo ist Fräulein Klara? Ist Klärchen nicht hier? sie ist doch mit uns gekommen ... ach ja, da hinten ist auch sie. Rechts und links weiße und schwarze Kreuze, schöne Grabmäler, von niedrigen Gittern umsäumte kleine Blumengärten ... lauter Tote liegen hier. Mutter —? Und jetzt bleiben sie stehen. Gesang, Reden, dunkle Farben, ein leichter Wind, Taschentücher, hie und da eine im Hintergrund aufweinende Stimme, alles vermengt sich, alles ist wirr und trübe; nur eines ist da, das sich klar abhebt aus dem Gemisch von Farben und Tönen: ein dumpfer, lauter Aufschlag, und dann noch einer und noch einer, gruselig, unheimlich, noch einer und noch einer ... jetzt noch dumpfer, mit eigenartig weichem Prall, noch einer und noch einer ... aber jetzt hört man die ganz weich gewordenen Aufschläge kaum mehr, und dann hört man nichts anderes als ein leises rieselndes Geräusch. Der Sarg ist unten im Grab; das Grab bis oben mit gelber Erde gefüllt; wir haben Mutter begraben.

Nun tritt ein Schwarzgekleideter auf Vater zu; Vater läßt Pauls Hand los und übernimmt etwas von dem Mann: ein glattes, gelbes, einfaches Holzkreuz; Vater geht ans obere Ende des Grabes und steckt das Kreuz in die Erde. Weithin leuchten von dem gelben Grabkreuz die schwarzen Buchstaben: *Maria Hegedüs, geb. v. Czendrik*. Darunter steht in kleineren Buchstaben: *Lebte 34 Jahre*. Vater hält seine rechte Hand noch eine Sekunde lang auf dem Grabkreuz, dann dreht er sich um, tritt zur Seite, kommt nach vorn zu den Knaben. Und in diesem Augenblick teilt sich der seit Wochen dichter gewordene, unzerreißbar hartnäckige Wolkenvorhang: in diesem Augenblick, seit Wochen zum erstenmal, bricht mit klarem Herbstlicht die Sonne hindurch.

Die ganze Familie war abends in der Andrásystraße versammelt; alle Verwandten, die in Budapest wohnten, und auch die aus Szeles; diese waren morgens angekommen. Bei Tisch blieb Mutters Platz leer; es wurde leise gesprochen, geweint und geseufzt; Vater wandelte bleich und ruhelos durch die Wohnung, und immer wieder füllten sich seine Augen mit Tränen. Schließlich schickte er die Jungen zu Bett. Sie verabschiedeten sich von allen, und alle umarmten und küßten sie. Dann gingen sie in ihr Zimmer, zogen sich aus, wuschen sich und legten sich hin wie sonst an jedem gewöhnlichen Tage. Georg drehte sofort das Licht aus. Nun ist es dunkel. Paul starrt in die Finsternis. In den Ohren hat er das Echo der düsteren



Worte und Trauergesänge, in der Nase den schweren, scharfen Geruch, in den Augen die Farben der unzähligen Blumen und die wenigen schwarzleuchtenden Worte des Grabkreuzes. Alles dreht sich, alles wogt, und dann senkt sich betäubender Halbschlaf auf sein erschöpftes Gehirn. Die Stille, die keine Stille ist, wird von tiefem Klopfen, von dumpfen Aufschlägen unterbrochen; in der bunten Finsternis zucken grelle lila und silberne Blitze.

Und mit einemmal ... fern von aller Verwirrung hört er klar, leise und ... so wie immer Mutters Stimme: "Gute Nacht, Herzchen, Gott segne dich."

Durch die halbgeöffnete Tür strömt gelbes Lampenlicht und scheint ihm in die Augen. An seinem Bett steht in dem gelben Licht, den Kopf ein wenig gesenkt, auf den Lippen den Gutenachtgruß, Fräulein Klara.

### **Vom Tod zum Leben**

Die Zeit schien stehengeblieben zu sein. In der Wohnung war es immer still, und auch der Lärm und die Lebhaftigkeit der Schule drangen nur als gedämpftes Geräusch durch dichte schwarze Filter an Pauls Ohr. Alle gingen sie schwarz gekleidet, auch Fräulein Klara und sogar die Dienstboten. Als Amme Eva eines Nachmittags kam, wippten sechsundsechzig schwarze Röcke um ihre Hüften, und ihr üppiges blondes Haar sah aus einem schwarzen Tuch an der Stirn hervor. Mutters Platz am Eßzimmertisch war leer; und wenn Paul nach dem verlassen dastehenden Stuhl hinblickte, preßte ein harter trauriger Schreck ihm die Kehle zusammen. Er löffelte die Suppe und blinzelte von der Seite nach dem leeren Platz, oft überfiel ihn dabei das dumpfe Gefühl, Mutter sei jetzt eben, in diesem Augenblick, von dort aufgestanden — ja: vor einer Sekunde hat sie noch dort gesessen, ganz bestimmt! sie ist aus dem Zimmer gegangen, weggegangen; wohin, das weiß man noch nicht, weil sie es nicht gesagt hat, aber sie wird bald wiederkommen und ihren Platz oben am Tisch einnehmen. Bei diesem Gedanken regte sich etwas in ihm, irgend etwas gab ihm innerlich einen Stoß, und sein Herz klopfte laut. Der Löffel wackelte zwischen seinen Fingern, und die Suppe floß neben den Teller. Errötend und verschämten

Blickes betrachtete Paul den goldgelben Fleck auf dem Tischtuch und schielte dann vorsichtig, von unten, zu Vater und Fräulein Klara hinüber. Sie werden mit mir schimpfen, dachte er feige, ich werde einen Anschauzer bekommen, weil ich gekleckert habe. Mutter würde nicht schimpfen, dachte er weiter, und seine Augen wurden feucht und warm, wie er angestrengt zu Vater hinschielte. Aber am Tisch blieb es ruhig, niemand fuhr ihn an, niemand bemerkte das kleine Malheur. Denn alle schienen unempfindlicher geworden zu sein — seitdem.

Ja: die Zeit stand still, und auch das Leben stand still. Voriges Jahr um diese Zeit arbeitete die Hausschneiderin in der kleinen Stube hinter dem Schlafzimmer; voriges Jahr um diese Zeit wurde Donnerstagabends schon Kammermusik gemacht; voriges Jahr um diese Zeit kamen fast jeden Sonntagnachmittag Mutters Freundinnen zu Besuch; voriges Jahr um diese Zeit war Mutter schon in der Schule gewesen und hatte mit Herrn Lehrer Tolnay, Herrn Direktor Habern und Herrn Pfarrer Vikár gesprochen. Voriges Jahr ... was alles war voriges Jahr noch gewesen, was es jetzt nicht mehr gab, wenigstens anscheinend nicht mehr gab. Aber jetzt war etwas gekommen, wovon man bisher, solange Mutter lebte, schweigen mußte, das unter den alltäglichen Dingen kein Bürgerrecht hatte, das, unbekannt und geheimgehalten, sozusagen bloß eine Legende war und in seiner Eigenschaft als Legende fast unglaublich und unwahrscheinlich: der Tod. Jetzt gab es nichts anderes als den Tod. Er hatte auf einen Schlag alles verändert und hielt zugleich alles an seinem alten Platz fest; er hatte sich persönlich gezeigt und war über allen andern Dingen zur einzigen Wirklichkeit geworden. Der Tod, von dem man jetzt sprechen durfte, sogar sprechen mußte, trat in hundert Gestalten auf: er war der Grausame, der die verwaiste Familie ins Unglück gestürzt hatte, er war der Unerwartete, der um Jahrzehnte zu früh den blühenden Rosenstamm abgemäht, aber er war auch der Erlöser, der den gequälten Körper von seinen Leiden befreit hatte. Was ist denn eigentlich der Tod?! brannte in Pauls Innerem die Frage in Augenblicken des Grübelns und Rätsellösens, ist er etwas Gutes oder etwas Schlechtes? muß man von ihm sprechen oder schweigen? muß man ihn fürchten oder verachten? ihn lieben oder hassen? Er hat uns Mutter weggenommen! ... dachte er, und das genügte vorläufig als Antwort.

Im Schlafzimmer auf Mutters Nachttisch steht ein halbvolles Glas Wasser, eine noch ungeöffnete Flasche Eau de Cologne, eine offene kleine

rote Schachtel mit Pulvern in weißem Papier, daneben liegt das Thermometer, das vierzig und acht Zehntel Fieber zeigt, ein sauberes Taschentuch, ein großer weißer Elfenbeinkamm und die kleine dicke Uhr mit dem Brillantdeckel, Mutters Taschenuhr. "Ich habe sie in der Sekunde angehalten", sagte Vater, "als ich eurer armen Mutter die Augen zudrückte. Zehn Tage ist das schon her ..." Die Betten stehen, mit der blauen Decke zugedeckt, unberührt da; Vater schläft nun schon die dritte Woche auf der Chaiselongue im Sprechzimmer. Eines Nachmittags kommt Käthe, die Köchin, und bringt Vater kleine blaugebundene Bücher. "Gnädiger Herr, der Kaufmann und der Schlächter müssen bezahlt werden." Vater nimmt die Büchlein in die Hand. "Ein Monat ..." sagt er leise. "Wie die Zeit vergeht. Und alles geht seinen Gang weiter, so ist das nun einmal, Kinder ... Klara, sehen Sie doch bitte mal nach, ob die Bücher hier stimmen."

Also ... die Zeit vergeht dennoch? alles geht weiter? nichts steht still? Kann man das begreifen? nein.

Die Spannungen indessen ließen, ohne daß man es merkte, nach, und die Schlawheit der ersten Wochen wich wieder aus den Gemütern. Über Vaters ernstes Gesicht flog eines Tages ein Lächeln; Georgs Klavierspiel ertönte an den Nachmittagen mit dem alten Klang; Fräulein Klara war gut gelaunt und erzählte heitere Geschichten. Der Tod hatte sich vom Hause entfernt; an Mutter zu denken, war etwas Angenehmes geworden, wie das Denken an den Sommer in Szeles; und, als hätten sich Mutter und Szeles in Pauls Meditationen vollkommen miteinander verknüpft: wenn er an eins von beiden dachte, fiel ihm auch gleich das andere ein. Las er in einem Buch etwas von Wald oder Wiese, so erschien ihm plötzlich Mutters Gestalt; er sah sie auf der prächtigen Steintreppe des Szeleser Herrenhauses oder im Rondellzimmer oder auf der Veranda im Schein der unter dem Glassturz flackernden Kerze, oder er sah sie auf dem großen braunen Plaid liegen auf dem Rasen. Er hörte ihre Stimme, wie sie mit dem alten Kutscher plauderte oder die kleine Bora schalt oder muntere siebenbürgische Lieder und seltsame, traurige rumänische Weisen sumnte. Und viel häufiger sieht er schon die Szeleser Felder als Mutters so ganz fremdes, beängstigend starres Gesicht auf dem Bett, und häufiger hört er die Szeleser Stimmen als jenen fremden, kurzen, beängstigend röchelnden Ton. Und wie in seinen Erinnerungen an Mutter nur das Gute und Schöne auftaucht: tastet die große

und von überall wiederkehrende Liebe, die früher Mutter gehört hatte, nun suchend nach jemand anderem, der nicht nur Mutters Platz einnehmen, sondern auch diese sich darbietende Liebe annehmen und erwidern muß. Und — dies ist wichtig — ihrer würdig ist. Nach vielen Richtungen wagte sich in diesen Tagen die kindliche Liebe hervor; nach mehreren Richtungen zugleich, scheu versuchend. Vater ... Vater lieber haben, und vor allem ihn auch an Mutters Statt liebhaben, kann man nicht. Amme Eva? sie war einmal dagewesen, ganz in Schwarz, hatte geheult und gewehklagt und war wieder gegangen; seitdem hatte sie sich nicht mehr blicken lassen. Herr Lehrer Tolnay oder die Kinder in der Klasse? denen gebührte eine ganz andere Liebe als die, welche jetzt in Pauls Herzen brachlag. Käthe? die von allen am längsten im Hause war ... ja, Käthe ist lieb und gut, und wenn Fräulein Klara im Laufe des Tages hie und da für ein Stündchen weggeht, — sie hat ja neuerdings so viel zu erledigen —, dann ist es sehr schön, dieses Stündchen bei Käthe in der Küche zu sitzen auf dem kleinen Schemel; aber Käthe ist reizbar und fährt Elise oder Anna manchmal grob an oder keift mit dem Briefträger, wenn er ihr keinen Brief gebracht hat, und jagt immer die Bettler vom Hintereingang weg. Käthe? ... nein. Vielleicht Juci, die kleine Verwandte? oder Tante Mili, die sich wieder in Budapest aufhält und netter ist denn je? oder Mutters Freundin, die dickliche mit den schönen Augen, die junge Witwe mit den beiden Töchterchen, die in der letzten Zeit so oft zu Besuch kommt und immer so merkwürdige Dinge sagt, keine angenehmen, nein; zum Beispiel hat sie voriges Mal zu ihren Mädelschen gesagt: "Ihr müßt zu dem armen kleinen Paul jetzt sehr gut sein, Kinder, er ist ebenso verwaist wie ihr, arme Würmer." Nein, Tante Risa ist bestimmt nicht diejenige, die man liebhaben muß.

Wer hätte gedacht, daß es so schwer sei, die geeignete Person zu finden — — schwer? wieso? gibt es denn niemanden, der so mit ihm spricht, wie Mutter es tat, im gleichen Ton und mit denselben Worten? gibt es niemanden, der ebenso aus der Schüssel das Essen austeilte, genau so viel und mit den gleichen Bewegungen? niemanden, der mit Mutters Worten ihn ermahnt, achtzugeben auf der Straße und in der Schule, der mit ähnlichen Schritten wie Mutter durch die Wohnung geht, dem das mütterliche Sorgen niemals zu viel ist, zu dem er jederzeit kommen kann mit seinen Klagen und kleinen Prahlerien, dessen Hand kühl und glatt ist ... o doch, es gibt jemanden! und sie ist hier und lebt und kommt jeden Abend an sein Bett und

sagt ihm genau so gute Nacht, wie er es bei Mutter gewöhnt war. Daß ihr Haar nicht blond ist, sondern schwarz ... was macht das? Weiß er denn überhaupt noch, welche Farbe Mutters Haar hatte!? Er denkt nach: schwarz? nein blond. Und er wird sich beruhigen in dem Gedanken, daß heute der ganze Unterschied für ihn nur darin liegt, daß Klärchens Haar schwarz ist ...

Fräulein Klara trug zu dieser Zeit Trauerkleider und benahm sich auch sonst so, als gehöre sie wirklich wie eine Verwandte zur Familie. Einige Tage nach der Beerdigung geschah es, daß sie zu dreien im Kinderzimmer saßen: die Tür tat sich auf, und Vater trat ein, — es war gerade niemand im Wartezimmer. "Nun, was gibt es hier Neues?" fragte er und fuhr, die Antwort gar nicht abwartend, gleich fort: "Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen, Klara, hören Sie mal zu. Ich denke nämlich darüber nach, wie wir es mit dem Haushalt einrichten könnten. Meine Frau ..." hier schwieg er einen Augenblick. "Sie haben ihr ja auch bisher viel geholfen."

"O gewiß", antwortete Fräulein Klara. "Also glauben Sie", fuhr Vater fort, "daß Sie nun allein mit dem Haushalt fertig werden, oder sollen wir eine andere Lösung suchen?"

"O nein!" sagte Fräulein Klara rasch. "Die Jungen machen mir wirklich nicht so viel Arbeit, daß ich nicht bequem alles schaffen könnte ..."

"Natürlich, das stimmt", meinte Vater, "sie sind ja schon groß. Dann bleibt es also dabei, daß Sie den Haushalt führen?"

"Gewiß, Herr Doktor", antwortete Fräulein Klara.

Georg blätterte in einem Buch, das er auf den Knien hielt; Paul hatte während des Gesprächs am Tisch gesessen und gezeichnet. Jetzt rief er mit einemmal: "Das ist fein!"

"Was ist fein?" fragte Vater erstaunt. "Na, daß Klärchen weiter den Haushalt führt", gab Paul zur Antwort. Und das klang so ernst und altklug, daß etwas wie ein helles Lächeln über Vaters Gesicht flog. "So? findest du, junger Mann?! und warum ist das denn fein?"

"Weil Klärchen alles sehr geschickt macht", antwortete Paul mit unerschütterlichem Ernst. Seit Mutters Beerdigung war in der Wohnung nicht gelacht worden. Jetzt erklang helles, frisches Lachen: Fräulein Klara lachte. "Sehen Sie, Herr Doktor", sagte sie, "an Vertrauen mangelt es nicht".

Den Haushalt führte also Fräulein Klara weiter, sie erledigte alles, was zu Mutters Aufgaben gehört hatte, und tat dies sorgfältig und streng

bestrebt, die alte Ordnung aufrechtzuerhalten. Und es klappte auch alles; die beiden Mädchen nahmen die veränderten Umstände ohne weiteres zur Kenntnis, nur mit Käthe, der Köchin, gab es einige Schwierigkeiten: sie konnte sich fast ein ganzes Jahr lang nicht darüber beruhigen, daß an Stelle der armen seligen Gnädigen nun dieses Mädels im Hause befahl, und daß der gnädige Herr es ganz einfach duldete, wie sie tat und ließ, was sie wollte. "So ein hergelaufenes Geschöpf", betonte sie häufig in der Küche, "so eine bessere Art Dienstmädchen, so ein Ding, von dem man nicht weiß, wo es herkommt!" Fräulein Klara hörte oft zufällig Käthes rebellische Ausbrüche, tat aber natürlich, als kümmere sie sich nicht darum, und zeigte nicht einmal, daß Käthes offenes Mißtrauen und Hetzen sie ärgerte. Es mußte im Hause alles seinen ordentlichen Gang weitergehen, und zu der Ordnung gehörte auch Käthe; die Ruhe des Haushalts durfte nicht durch größere Änderungen gestört werden. Wenigstens vorläufig nicht ... Es ging also alles reibungslos weiter, all das, woran Vater in den letzten fünfzehn Jahren gewöhnt war, bekam er unverändert auch jetzt.

Fräulein Klara zeigte immer ein lächelndes Gesicht, war niemals verdrossen, und die unumschränkte Vollmacht, die sie in die Hände bekommen hatte, mißbrauchte sie nicht. Sie war auch weiterhin früh um sieben Uhr auf den Beinen; für alles hatte sie Zeit, Augen, Lust und Geduld. Pauls Märchenstunde am Nachmittag wurde nicht um eine Minute gekürzt, und allabendlich stand jemand an seinem Bett, um ihm in der gewohnten Weise gute Nacht zu wünschen. Ja ... wenn man nicht manchmal hätte daran denken müssen, daß Mutter erst kürzlich gestorben war und daß im Schlafzimmer, das jetzt niemand zu sehen bekam, ihr zugedecktes Bett stand und der Nachttisch mit der Uhr, die nicht ging ... wenn all das einem nicht manchmal mit unzähligen Einzelheiten und in erdrückenden Variationen durch den Kopf ginge, könnte man sich glücklich fühlen. Denn es herrschten Ordnung und Frieden, Gesundheit und Wohllieben, vor allem aber: Klärchen war da, und das machte das schöne Familienidyll erst vollkommen. Jeder hatte sie gern, jeder freute sich an ihr. Der Klavierkünstler Georg strahlte, wenn sie sich am Nachmittag eine halbe Stunde neben den Flügel setzte und seinem Spiel lauschte. Der wortkarge Georg erzählte ihr gern von der Schule und der Musikakademie. Der mißtrauische Georg hatte keine Beschwerde und kein Bedenken, mit denen er sich nicht sofort an sie gewandt hätte. Und Vater. Wie gern blieb er abends am Tisch sitzen, um noch ein Stündchen mit

Klärchen zu plaudern. Sie nahm diese Ehrung stolz und glücklich entgegen, und wenn Vater dann sagte: "Na, Klara, die jungen Herren begeben sich jetzt zur Ruhe, die interessieren die Haushaltsangelegenheiten nicht, also lassen Sie die großen Abrechnungen mal sehen", sprang Fräulein Klara dienstbereit auf und holte die Wirtschaftsbücher. Und wie stand es mit Paul? sehr einfach. Er liebte Klärchen; brauchte es mehr?

Mit der Jahreswende wurde Paul neun Jahre alt. Er war stolz darauf und fühlte sich als großer Junge. Viel dachte er über die Dinge nach, welche die dahingehenden Tage mit sich brachten; er bekam eigene Meinungen, und in seinem Innern bildeten sich bewußte und motivierbare Sympathien und Abneigungen heraus. Die Freude an Märchen und die Spiellust flauten ab: stundenlang saß er in einem der Zimmer mit einem Buch in der Hand, aber selten las er darin, tat nicht einmal so, als beschäftige er sich mit etwas Konkretem, etwas, wie man so sagt, Vernünftigen. Er dachte nach, wühlte in Erinnerungen, phantasierte. Mutter fiel ihm ein und Szeles, der Meierhof, die nackten Zigeuerkinder, die längs des Grabens ihr Wesen trieben, der halbverrückte alte Krebsfischer und sein ebenfalls halbverrückter Sohn mit der wimmernden Geige, der Obstgarten mit seinen mannigfaltig grünen Bäumen und das geheimnisvolle, große, gelbgrüne Feld im Tal. Und Josef Szikora fiel ihm ein, dem er neuerdings jeden Tag die Hälfte seines Zehnuhrbrottes gab, weil Josef Szikora voll Stolz erzählt hatte, sie wären sehr arm, und er äße manchmal den ganzen Tag nichts anderes als dieses halbe Butterbrot. Warum war Josef darauf stolz? warum klang es geradezu wie Prahlen, wenn er davon sprach, daß sein Vater seit Wochen arbeitslos herumlungere, weil neulich beim Streik die Polizisten ausgerechnet ihn erwischt hätten, wie er die Streikbrecher, die Arbeitverräter mit Ziegelsteinen bewarf. Warum klang es fast wie Sichrühmen, wenn er erzählte, daß sie zu Hause zu viere in einem Bett schliefen, er mit seinen Geschwistern, die Alten lägen in der Küche auf der Erde, weil sie die beiden andern Betten an Schlafburschen vermietet hätten ... "Du, platzen würdest du vor Lachen, wenn du sähest, wie der eine Schlafbursche, ein Monteur vom Telephonamt, die Suse in unserm Bett anguckt, meine ältere Schwester; weißt du, dreizehn ist sie und geht schon in die Fabrik, Kartons klebt sie da; du, die hat schon einen Busen, so groß, kann ich dir sagen!" Ja, wenn all das ein Ruhm ist oder wenigstens keine Schande, warum nimmt dann der Josef

Szikora so gern und untertänig das halbe Brot von mir an? ... allerdings bedankt er sich niemals dafür. Und was gibt es noch alles, worüber man nachdenken muß. Tante Mili, die jetzt mehr hinkt denn je, aber täglich zu Besuch kommt, kleine Geschenke mitbringt und die "armen verwaisten Kinder" in einer Weise bedauert, daß man es sich kaum anhören kann; aber eine Gemeinheit war es wirklich, wie sie in vollem Ernst und mit besorgter Miene Vater zu fragen wagte, ob denn dieses Kindermädchen auch zuverlässig genug sei bei den großen Jungen. Kindermädchen —? auf so was gibt man am besten überhaupt keine Antwort, es genügt, wenn man sich beleidigt von Tante Mili abwendet, kühl ihre albernem Geschenke in Empfang nimmt und seine Meinung von ihr hat. Und Onkel Elemér, der das letzte Mal drei Tage lang in der Wohnung herumgeschrien hat und im Gespräch mit Vater hundertzwanzigmal wiederholte: "Reg dich bloß nicht auf, lieber Ludwig, bloß keine Aufregung, im März bin ich wieder hier, und dann regeln wir die Sache endgültig!" März, das ist schon Frühjahr ... im Herbst kommt dann das Gymnasium, schwer wird das Latein sein, Georg muß sich auch schrecklich damit plagen. *Exitus* ... das fremde Wort aus dem Munde des fremden Arztes fällt ihm da ein. Georg hat es verstanden und nachher gesagt, es hieße so viel wie: es ist aus, Mutter ist tot. Was wird im Sommer sein ... ohne Mutter? ob wir verreisen? nach Szeles ... nein, dorthin können wir nicht mehr, denn Szeles ... zu Szeles gehört Mutter, und ohne sie ... vielleicht fahren wir wieder an den Balaton; ob Vater dann mitkommt, weil doch Mutter nicht bei uns sein wird ... oder Klärchen? Klärchen ... ja, sie wird immer bei uns sein. Georg ist schon ein ganz großer Junge, und ich bin auch schon groß, aber Klärchen kann trotzdem bei uns bleiben, sie ... ist nötig im Haushalt, und sie kann man nicht wegschicken wie Amme Eva, das würde ich nie zulassen! Wenn ich größer bin ... na, dann könnte Klärchen meine Braut werden ... Und plötzlich redet jemand zu ihm. Vater steht mit einemmal vor ihm in seinem weißen Arztkittel. "Nanu, Paul, was sitzt du denn hier im Dunkeln? was treibst du eigentlich?" sagt er und dreht das Licht an. Das Buch hat Paul in der Hand: "Ich lerne", lügt er rasch, — denn zu lügen ist leichter als jetzt zu erklären, welche zahllose Gedanken in seinem Kopf herumschwirren.



Zu Beginn des Frühjahrs suchte wiederum der Tod die Familie Hegedüs heim. Im April kam aus Szeles die Nachricht, daß Großmama gestorben sei. Auf das kurze Telegramm von Onkel Elemér folgte am dritten Tage ein langer Brief von Tante Mili. Großmama hatte sich bis zum Herbst völlig von der Krankheit im Frühjahr sowie von dem Rückfall im Spätsommer erholt, war im Haus und im Garten umhergegangen, sogar im Wagen ausgefahren. Bis zu den allerletzten Tagen erfreute sie sich der besten Gesundheit. Allerdings hatte der Tod ihrer Tochter sie sehr mitgenommen, und als sie nach der Beerdigung aus Budapest nach Hause kam, weinte sie viel und trauerte; manchmal saß sie stundenlang vor dem großen Photographienalbum, in dem sich die Bilder ihrer Tochter befanden, von der frühesten Kindheit an bis zu dem Bild, das sie mit ihren beiden großen Söhnen an der Treppe des Herrenhauses zeigte, einer Amateuraufnahme, die Tante Mili im letzten Sommer gemacht hatte.

*"Es vergingen ganze Tage", schrieb Tante Mili, "an denen sie nur von Maria sprach und von unsern beiden älteren Geschwistern, die ja schon als ganz kleine Kinder starben und denen nun die arme Maria ins Jenseits gefolgt ist. Unsere gute Mutter war schon fast siebzig, sie hat vieles durchgemacht, viel Leid und Kummer im Leben ertragen, und traurige Erinnerungen, die längst verblaßt waren, lebten durch Marias Tod im Herbst wieder auf. Es kamen lange Wochen des Trübsinns und Monate der ruhigen Ergebung in den Willen Gottes", lautete Tante Milis dichterischer Bericht weiter, "und wir alle waren glücklich, daß der Gesundheitszustand unserer Mutter nichts zu wünschen übrig ließ. Das war auch der Grund, weshalb ich mich im Winter zur Reise nach Budapest zu entschließen wagte. Welche Freude war es, bei meiner Rückkehr unsere Mutter unverändert wohlauf zu finden. Du kannst dir vorstellen, lieber Ludwig, — o nein, du kannst es dir nicht vorstellen, was nun der vorige Montagmorgen für uns bedeutete! Du weißt, lieber Schwager, daß unsere Mutter stets früh aufstand; und ich, die ich seit meiner Rückkehr wieder mit ihr in einem Zimmer schlief, wachte morgens gewöhnlich darüber auf, daß sie, frisch und munter, behutsam aus dem Zimmer ging. Am Montag war es wohl schon neun Uhr durch, als ich erwachte. Mutter lag noch im Bett, der Wand zugewendet, und schlief. Schlieft? Ich sah deutlich, daß sie, den Arm unterm Kopf, dalag, aber so still und reglos, daß mir, obwohl man ihr nichts ansehen konnte und ihr ruhiges Profil mit dem geschlossenen Auge genau so aussah wie bei jedem*

*lebenden, vielmehr schlafenden Menschen, dennoch das Blut in den Adern erstarrte, wohl in einer bangen Vorahnung. Ein Weilchen beobachtete ich sie, sprach auch zu ihr, und als sie nicht antwortete und sich nicht rührte, ich sogar nicht einmal ihr Atmen hörte, trat ich sachte ans Bett und berührte sie durch die Bettdecke an der Schulter. Sie bewegte sich nicht. Im Augenblick begriff ich alles, ich schrie auf und fiel ohnmächtig zu Boden. Der alte Doktor Milch, der sofort aus dem Dorf herbeigelaufen kam, sagt, unsere gute Mutter sei in aller Stille und offenbar plötzlich und schmerzlos verschieden, entschlafen für ewig, und zwar, wie er meine, zwischen Sonntag und Montag um Mitternacht, spätestens jedoch gegen Morgengrauen. O Ludwig! was für ein empfindungsloses Tier ist der Mensch! Ich habe Stunden hindurch ruhig geschlafen dicht neben meiner toten Mutter, ohne etwas zu ahnen, ohne etwas zu spüren ..."* Der episch breite und genaue Bericht endete mit sonorem lyrischen Ausklang. *"Nach und nach schwinden alle geliebten Menschen dahin, lieber Ludwig, und die Zahl der Grabhügel vermehrt sich ... sag, wer bleibt uns erhalten, uns, die wir aus Gottes Gnade oder vielleicht aus Gottes Grausamkeit verwaist weiter leben auf dieser Erde? ..."* Vater las stumm den langen Brief zu Ende. "Hm", machte er dann bloß, "arme Mili ..."

Als der Brief in Budapest ankam, ruhte Großmama schon auf dem Dorffriedhof in der Familiengruft neben den übrigen Czendriks. Vater fuhr also nicht zur Beerdigung; dem Brief, den er der trauernden Familie schrieb — es war ein schöner, langer Brief voll aufrichtiger Ergriffenheit —, fügten auch Georg und Paul einige Worte des Beileids an. Am Abend saß Vater nachdenklich bei Tisch. "Eure Großmutter ist um Mitternacht oder ums Morgengrauen gestorben", sagte er und brach dann ab; erst nach geraumer Zeit sprach er weiter: "Merkwürdiger Zufall. Auch Mutter hat gegen Morgen ihre Seele Gott dem Herrn zurückgegeben." Hier schwieg er wieder; lange. Natürlich, er denkt an Mutter, gibt sich der Erinnerung an Mutter hin. Auch Paul dachte an Mutter und Großmama. Ums Morgengrauen... alle beide. Hatten sie Ähnlichkeit miteinander? Im Gesicht ja. Aber Mutter war groß und Großmama klein. Vielleicht vom Alter? ... Nun hörte er wieder Vaters Stimme. "Wissen Sie, Klara, meine Schwiegermutter und mein Schwiegervater waren Geschwisterkinder. Es ist doch merkwürdig, wie häufig die Czendriks innerhalb der Verwandtschaft geheiratet haben. Also, diese beiden waren Vetter und Kusine ersten Grades, ferner ist da Kálmán v. Czendrik, der jüngere Bruder des alten Herrn: er hat ebenfalls eine aus dem

Czendrikschen Geschlecht geheiratet, eine etwas entferntere Verwandte; dann die Frau meines Schwagers Elemér, Martha: auch sie ist eine Czendrik, nämlich ihr Vater und mein Schwiegervater, also der Vater ihres Mannes, waren Vettern ..." Die fernen Namen und Jahreszahlen gerieten ein wenig durcheinander, vielleicht war Vater seiner Sache gar nicht ganz sicher, denn er überlegte und kombinierte und berichtigte. Eines jedoch stand fest: es gab viele Verwandtenehen in der Familie. "Ich bin kein Freund davon, daß die Bande des Blutes auf diese Weise noch enger geknüpft werden", sagte Vater zum Schluß. "Nein", meinte Fräulein Klara und schüttelte den Kopf. "Ich spreche zwar", fuhr Vater fort, "zumal in so lebenswichtigen Dingen, wie die Ehe ist, jedem Menschen das freie Selbstbestimmungsrecht zu, und ich bekenne mich zu dem Standpunkt, daß sich in Herzensangelegenheiten niemand anders hineinzumischen hat; aber wenn es sich zum Beispiel darum handeln würde, daß einer meiner Söhne ein Mädchen aus der näheren Verwandtschaft, sagen wir eine Kusine ersten oder zweiten Grades, heiraten wollte, also dagegen würde ich energisch mein Veto einlegen".

"Gewiß", pflichtete Fräulein Klara Vaters Ansicht bei. "Nun", beendete Vater das Gespräch, "aber davon sind wir noch weit entfernt ..." Dann stand er vom Tisch auf; die Jungen gingen schlafen.

Georg wurde um diese Zeit wieder schweigsamer, und es kam häufig vor, daß sein Klavierspiel im Salon plötzlich abbrach wie abgehackt; und wenn Paul — manchmal bedeutend später — ins Zimmer trat, saß Georg am Flügel und griff erst im Augenblick, da die Tür aufging, wieder nach den Tasten. Das kam einmal, zweimal, zehnmal vor. Georg ist wegen Großmama traurig, dachte Paul, er ist schon größer als ich, hat sie schon länger gekannt und ... vielleicht auch mehr an ihr gehangen. Darum schmerzt ihn Großmamas Tod mehr, darum ist er traurig, und daher kommt sein ganzes sonderbares Benehmen .. . Es ging aber in Georg um diese Zeit etwas ganz anderes vor. Um Geheimnisse handelte es sich, denen er auf die Spur gekommen war und die immer wieder in ihm aufblitzten, unterdrückt zwar, aber dennoch beängstigend hell.

Eines Nachmittags saßen sie zu dreien im Kinderzimmer; Fräulein Klara richtete eine Frage oder Bitte an Georg, der in einem Buch las und mißmutig, abwesend Antwort gab. Es folgte noch eine Frage und noch eine rasche, ausweichende Antwort und dann ein hartes Wort aus Fräulein Klaras Mund.

Georg blickte auf, zuckte die Achseln, wandte sich ab und sprach dann den ganzen Nachmittag nicht mehr. "Du schmollst ja, Georg", sagte Klara gegen Abend, "wie ein kleines Mädchen". Da wandte er ihr mit einem Ruck das Gesicht zu, das hochrot war. Einen Augenblick sah er sie an. "Vielleicht bin ich ein kleines Mädchen", entgegnete er mit eigenartiger Betonung. Kurze Pause. "Du, Klärchen ... bin ich denn kein Mädchen?" Die seltsame Frage und besonders die merkwürdige Betonung machten Fräulein Klara erröten. "Was redest du da für dummes Zeug!" winkte sie ab. "Du, Klärchen", fuhr Georg in völlig ungewohntem, drängelndem, fast zuredendem Ton fort, "hör mal zu, wenn jemand eigentlich ein Mädchen sein müßte, ich meine, als Mädchen hätte auf die Welt kommen sollen und dann doch als Junge geboren wurde, ist es dann nicht möglich, daß er etwas Mädchenhaftes in sich hat?" Fräulein Klara begann laut zu lachen, zu laut, ganz anders als sonst. "Sag mal, bist du närrisch geworden, daß du derartigen Blödsinn sprichst!" sagte sie, "sei so gut, Georg, und rede nicht solch ungereimtes Zeug!" und dabei warf sie einen auffallenden Blick auf Paul. Aber Georg blieb hartnäckig. "Ich rede kein ungereimtes Zeug", sagte er düster. "Ich weiß, daß ich als Mädchen hätte auf die Welt kommen sollen." Da wurde Fräulein Klara plötzlich gereizt. Georgs Ton und vor allem die Widerspenstigkeit, mit der er ihre Bitte, vor dem kleinen Bruder das Thema nicht fortzusetzen, einfach übergang, ärgerten sie und machten sie nervös. "Wieso?" fragte sie ungeduldig, "ich verstehe nicht, was du willst, was du auf einmal hast. Erklär mir bitte, was du eigentlich meinst; machst du vielleicht so gern Handarbeiten, oder bist du so zart oder so hübsch wie ein Mädchen?" "Nein", antwortete Georg, "so meine ich das nicht. Ich von mir aus möchte kein Mädchen sein. Du hast nicht verstanden, worum es sich handelt." Er schwieg finster. "Ich kann wirklich nichts dafür, daß ich als Mädchen hätte geboren werden sollen ..." sagte er ernst und langsam und ging aus dem Zimmer.

Paul kümmerte sich damals nicht viel um diesen Vorfall; er war nur böse auf Georg, weil er Klärchen geärgert hatte. Aber Fräulein Klara war beunruhigt, und als sie nach dem Abendessen mit Vater allein geblieben war, berichtete sie ihm von Georgs sonderbaren Gedanken und seinem Benehmen am Nachmittag. Vater machte große Augen, als Klara ihm Georgs Worte zitierte und seinen Ton nachzumachen versuchte. "Es ist mir auch aufgefallen", fügte sie hinzu, "daß der Junge in der letzten Zeit etwas

eigentümlich geworden ist, aber offen gesagt, ich habe mir das dadurch erklärt, daß Georg ... nun, daß er jetzt in dem Alter ist, wo ..."

"Na ja", unterbrach Vater sie, "natürlich, zweifellos ist die Sache, die Sie eben erzählten, auch eine Erscheinung der beginnenden Pubertät ... ich messe ihr auch keine größere Bedeutung bei, aber ... sehen Sie, auch dieser geringfügige, sonderbare kleine Fall ist ein klassisches Beispiel für die Rätselhaftigkeit der menschlichen Seele und ... wie soll ich nur sagen ... er gehört in jene Region der seelischen Vorgänge, an die man mit dem bloßen Verstand nicht herankommen kann. Nämlich ... Tatsache ist, daß meine Frau sich eine Tochter gewünscht hat, als sie Georg unter dem Herzen trug ... wie nun der Junge das fast fünfzehn Jahre später erfüllen konnte, sehen Sie, das ist das Unfaßliche ..."

Am nächsten Tage nach Tisch rief Vater Georg zu sich ins Sprechzimmer. In freundschaftlichem Ton sagte er zu ihm, er möge mit ihm kommen, denn er wolle ihn etwas fragen. Georg folgte Vater mit einem Gesicht, welches verriet, daß er genau wußte, worum es sich handelte. Die Unterredung war sehr kurz. "Hör mal zu, mein Junge", sagte Vater, "ich beobachte seit einer Weile, daß du in deinem Benehmen eigentümlich geworden bist. Du bist still, meist verwirrt, und sogar dein bisheriger Eifer auf dem Gebiet der Musik scheint nachgelassen zu haben. Es ist mir aufgefallen ..."

"Ja", sprach Georg dazwischen, "Klärchen hat dir also erzählt, was ich ihr gestern nachmittag gesagt habe". Er fragte dies nicht, sondern behauptete es ruhig und bestimmt. Vater zog die Augenbrauen zusammen. "Jawohl, sie hat es mir erzählt, und ich habe mich köstlich darüber amüsiert." Da wurde Georg rot. "Wieso amüsiert, Vater?" fragte er leise. "Ich weiß genau, daß Mutter auf eine Tochter gehofft hatte, als ich geboren wurde. Ich weiß, daß Mutter enttäuscht war, als ich, also ein Junge, kam. Ich weiß, daß sie darüber unglücklich war." Kleine Pause, Vater dreht sich dem Fenster zu. "Ich weiß, daß Mutter mich nie geliebt hat, weil ... sie mich nur dann hätte lieben können, wenn ich als Mädchen auf die Welt gekommen wäre!" Jetzt wandte Vater sich plötzlich um. An seinen umherirrenden Blicken konnte man sehen, daß er verlegen war. "Unsinn!" sagte er hart, um die Verlegenheit zu bemänteln, "wie darfst du so von deiner guten Mutter sprechen!"

"Aber ich weiß es", entgegnete Georg unbeirrbar. Vater widersprach, abwechselnd mit harten Worten und gutem Zureden; Georg blieb zunächst hartnäckig: "Ich weiß es!" wiederholte er bloß und ging auf die Fragen, was er denn wisse und warum er sich nicht deutlicher ausdrücke und woher er es wisse, nicht ein. Allmählich aber lockerte sich sein verstocktes Schweigen; er tat wenigstens so, als höre er auf Vaters kluge und überzeugende Worte. "Arme Mutter!" sagte Vater tief ergriffen von der Erinnerung und ein wenig auch von seiner eigenen Rührung, "sie war der beste Mensch der Welt und hing unglaublich an ihren Kindern! es wäre eine Sünde, es mißzuverstehen und falsch zu deuten, wenn sie manchmal streng oder ungeduldig mit dir umging!"

"Ja", wiederholte Georg nachgiebig, "es wäre eine Sünde ..." Vater sprach noch weiter große Worte, aber sie klangen ein wenig unsicher. "Ja", wiederholte Georg, "ich weiß ja ... 'Mutter hat mich lieb gehabt.'" Und sichtlich überzeugt und sehr beruhigt sah er ein, daß ... jawohl, daß es eine Dummheit von ihm war, so etwas zu denken ... — Da klingelte es draußen: es kam der erste Patient, Vater nahm seinen weißen Kittel aus dem verschlossenen Fach des Bücherschranks. "Ich glaube, du übst zu viel, mein Junge", sagte er, "du bist überanstrengt und daher nervös ... halte mal ein bißchen Maß!"

"Ja", sagte Georg, "ich werde maßhalten". Vater ging zu ihm hin, umarmte und küßte ihn. "Du bist mein lieber, guter kleiner Künstler ... und wir verstehen uns, nicht wahr?" Georg verließ das Sprechzimmer und setzte sich zu Paul und Fräulein Klara ins Kinderzimmer; zuerst verhielt er sich ganz still, dann nahm er ein Buch vor und lernte; später half er Paul bei einer Schulaufgabe; die Minuten verrannen, es wurde sieben Uhr, die Sonne schien noch von der Burg her der Länge nach in die Andrásystraße; Vater begab sich in den Klub; Klara und Paul gingen für eine Stunde spazieren. Als Georg allein in der Wohnung war, ging er sofort ins Schlafzimmer. Die Tür ließ er offen. Dort standen die beiden zugedeckten Betten, der Nachttisch mit der schlafenden Uhr, dem immer noch Fieber zeigenden Thermometer und dem schon fast leeren Wasserglas. Einen Augenblick blieb Georg stehen. Dann trat er nach links vor den Wäscheschrank, hockte sich auf die Erde und steckte vorsichtig, mit leisem Druck den Schlüssel seines eigenen Schrankes in das Schloß der unteren Schublade. Der Schlüssel drehte sich schwer, knarrend öffnete er das fremde Schloß. Georg zog die Schublade heraus.

Hastig griff er blindlings hinein, zerrte alles heraus, was sich in der Lade befand. Lauter verstaubte Sachen, aber auf der dünnen Staubschicht hatten ungeduldige, unvorsichtig suchende Finger hier und dort Spuren und Linien hinterlassen. In weißes Seidenpapier gewickelte Wäschestücke, niedliche weiße und farbige Sächelchen. Ein dicker Paken Briefe, mit einem roten Band zusammengebunden. Ein verschließbares Album. Ein Gebetbuch. Noch ein Stoß Briefe, noch ein Paket Babykleider. Das war alles. Die Schublade war leer: Georg machte sie zu. Dann stand er auf und rannte mit der ganzen Beute ins Kinderzimmer, sämtliche Türen ließ er offen. Nun stand er vor seinem Schrank, — hier ging der Schlüssel leicht ins Schloß, — und dort steckte er alles, was er aus Mutters Schublade geholt hatte, ins unterste Fach, bedeckte es dick mit Zeitungspapier, alten Schulbüchern und -heften. Dann schloß er den Schrank ab, der nun die Beweise barg. Ein Weilchen stand er mitten im Zimmer und blickte leer vor sich hin. "Ich weiß!" sagte er mit einemmal laut; dann ging er ruhig und gleichsam ausgesöhnt in den Salon, und als die andern nach Hause kamen, spielte er noch immer Klavier.

Am Abend war er gut gelaunt, vielleicht sogar noch lebhafter als sonst, und an seinem Benehmen, seinem Ton und Blick war nichts zu entdecken von der sonderbaren Bedrücktheit der vergangenen Wochen. Vater stellte höchst befriedigt fest, daß die kurze Unterredung vom Nachmittag bereits den gewünschten Erfolg gezeitigt hatte und daß er allem Anschein nach ein mindestens ebenso guter Pädagoge wie Arzt war. Nach langen Monaten war dies das erste Abendessen, das die gemütliche, heitere Stimmung der vorjährigen Frühlingstage an den Familientisch zurückzauberte. Und diese Stimmung blieb auch in den folgenden Wochen bestehen. Das Leben ist doch schön: und wenn es etwas Beklagenswertes enthält, so ist es nur das, daß Mutter es nicht mehr genießen kann .. .

Es war Frühling, und schöne Tage kamen; als wäre auch die Schule leichter geworden, mit dem Lernen ging es gut. Georg spielte viel Klavier, und eines Abends — ein bloßer Zufall, daß es gerade ein Donnerstagabend war — spielte er eine von seinen eigenen Kompositionen, eine Sonate in vier Sätzen, die er bereits gut genug fand, um sie vor Zuhörern vorzutragen, und mit der er sich im übrigen im Herbst zur Aufnahmeprüfung im Kompositionsfach melden wollte. Dies allerdings nur in dem Falle, daß es ihm nicht gelingen sollte, bis dahin etwas noch Besseres zu komponieren ... Vater sprach in diesen Tagen mit Georgs Musiklehrer, der dem Jungen eine

glänzende Zukunft als Künstler voraussagte. Dieser Lehrer war es, der Georg nach den ersten frühen Versuchen zum Komponieren ermuntert hatte. "Ein ungewöhnliches Talent", beteuerte der elegante Künstler und Professor, der sein weltmännisches Auftreten mit einem leichten, sympathischen Stich ins Bohèmehafte vermischte, "der Junge spielt und komponiert, beides mit der gleichen Freude und Begabung, er ist ein echter Musiker! Er ist keine Virtuosennatur, deshalb besteht um so eher die Möglichkeit, daß ein großer Musiker aus ihm wird!" Vater hörte sich glückstrahlend diese Reden an. "Ein Musiker ..." sagte er überströmend, "ein großer Musiker, mein Sohn, mein Blut! Wollte Gott, daß Sie recht behalten, lieber Herr Professor!"

Schön war der Frühling, die Tage vergingen ohne jede Störung; an den Sonntagvormittagen machten Hegedüs' manchmal zu vieren Spaziergänge oder flogen aus in die Budaer Berge. Vater war der Führer; er war vorsichtig und unermüdlich. Wie konnte er sich begeistern, wenn sie an eine besonders schöne Stelle des Waldes kamen oder wenn er von einer Höhe hinunterzeigte auf die Stadt. "Die Stadt!" sagte er, tief Atem holend, "die Stadt! Wir, die wir dort unten leben, sehen nur bei solchen Gelegenheiten, wie schön sie ist! Welche Lehre ziehen wir daraus?" fragte er sich selbst entzückt, "die Lehre ist, daß nur die Natur das wahre Gesicht und den wahren Sinn der Dinge enthüllt, daß wir die wahre Schönheit der Dinge nur durch Gottes Natur sehen können! Die Natur!" sprach er weiter mit großem Nachdruck, drehte sich um und wies mit einer weit ausholenden Bewegung des Arms auf die Berge, die in sonnenbeschienenem Grün schimmerten, "seht ihr die Berge dort drüben! die Wälder und die smaragdgrünen Wiesen! Das wahre, für uns Stadtmenschen leider unerreichbare Glück muß es sein, in der freien Natur zu leben! In einem der nächsten Sommer nehme ich euch einmal mit in die Hohe Tatra, damit ihr richtige Berge zu sehen bekommt! Auch in die Schweiz werden wir einmal fahren, zu den Bergriesen, dorthin, wo das Großartige sich bereits mit dem Unheimlichen trifft!" Paul betrachtete die Landschaft, und plötzlich begann in seinem Kopf leise etwas zu summen; gelbe und grüne Streifen zogen an seinen Augen vorbei, ein entfernter Flötenton klang hell an sein Ohr, ti-li-la-liiii ... und sein Körper fühlte unter sich die abschüssige Fläche, die in die Tiefe führte bis zu den ins Unendliche ausgedehnten Feldern ... und wenn ich mich jetzt umdrehte, dachte er, dann wären dort hinter mir Hunderte von Obstbäumen, und wenn ich jetzt



zurückginge, dort nach links, und lange, lange ginge, ganz bis zum Meierhof, dann würde ich auch die dunklen, hohen Berge sehen, die richtigen hohen, verschneiten Berge, von denen im Winter die Wölfe herunterkommen ins Dorf ... Und plötzlich fing er an zu sprechen. "Szeles?" fragte er leise. Vater sah ihn an. "Stimmt", sagte er schnell. "Ihr habt ja schon richtige große Berge gesehen, in Szeles." Dann schwieg er; über sein Gesicht flog ein dunkler Schatten. "Na", begann er dann wieder, "aber in der Hohen Tatra, da werdet ihr doch noch andere Berge zu sehen bekommen."

Das Jahr schritt weiter vor: bald kam es dazu, daß die Sommerpläne besprochen wurden. Im Grunde genommen hatte niemand an eine Sommerfrische gedacht; bisher jedenfalls nicht. Aber als die Tage wärmer und wärmer wurden und immer häufiger davon die Rede war, daß das Ende des Schuljahrs nahte, begann Vater doch, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, was denn in diesem Sommer unternommen werden solle. "Jungen", sagte er eines Tages, "nicht wahr, ihr möchtet doch gern irgendwohin reisen, was?"

"O ja! das wäre fein!" meinte Georg, und Paul rief sofort dazwischen: "Nach Szeles!"

"Nach Szeles?" fragte Vater mit düsterer Miene. Nach Szeles konnten sie nicht fahren. Das wußte auch Paul sehr gut. Mutter lebte ja nicht mehr, auch Großmama war tot. Zu Onkel Elemér? Zu Tante Mili? Natürlich, das ging nicht. Aber ... bedeutete das, daß man nun niemals mehr nach Szeles fahren würde? Und sogleich stieg schwere, große Sehnsucht nach Szeles in ihm auf, sogleich fühlte er das seltsame, tranceartige Dunkel um die Stirn, dem todsicher jener leise summende Ton folgen würde: aber da fing Georg wieder an zu sprechen. "Na, dann fahren wir eben anderswohin!" sagte er heiter und unternehmungslustig. — Von da an war die Frage der Sommerreise tägliches Gesprächsthema. Selbstverständlich werden wir verreisen. Wohin und wie? Das ist noch unbestimmt, aber es wird sich schon klären. "Wäre es nicht das beste, Herr Doktor", fragte Fräulein Klara eines Abends, "wenn Sie ruhig nach Gastein führen wie immer, und wir drei an den Balaton gingen. Das ist nicht weit und ... schon ausprobiert."

"Meinen Sie?" fragte Vater, aber da nahm in seinen Gedanken der Vorschlag auch schon die Gestalt des festen Planes an.

Es war ein warmer Juni, und die Familie konnte den Tag der Abreise kaum mehr erwarten. Noch immer gingen sie alle schwarz gekleidet, aber Fräulein Klara bereitete schon die weißen Sachen für den Sommer vor und kaufte das eine und andere notwendige Kleidungsstück für die Jungen. Georg bekam seine erste lange Hose: eine weiße Tennishose mit einem dunkelblauen Tuchrock. Schon im vorigen Jahr hatte er sich nach einer langen Hose gesehnt, dennoch sah er sie sich jetzt befremdet an, probierte sie zunächst nicht einmal an. "Vielleicht, weil sie weiß ist?" fragte Fräulein Klara Vater, — seit jenem Vorfall mit dem Als-Mädchen-geboren-werden erstattete sie Vater stets Bericht über die Jungen und besprach ausführlich jede kleinste Beobachtung, die sie gemacht hatte; und das gefiel ihm außerordentlich, er sah in diesem Vertrauen, das sich bei ihm Rat holen kam, eine unbedingte Anerkennung seiner überlegenen Pädagogie. "Ich glaube nicht", antwortete Vater auf die Frage, "ich halte es nicht für wahrscheinlich." Und dann führte er aus, daß Georgs Hemmung eher auf eine gewisse merkwürdige Konservativität zurückzuführen sei, die allerdings bei Knaben in Georgs Alter selten in Erscheinung trete. Diese jetzt häufigen Gespräche mit Klara nahmen übrigens fast Vaters ganze Zeit in Anspruch, die er den Jungen widmen konnte: er hatte viel zu tun; zahlreiche Leute erkälteten sich infolge der großen Temperaturunterschiede, die das unbeständige Sommerwetter mit sich brachte — auf glühende Hitze folgten häufig Gewitter mit starker Abkühlung —, auch zeitigte die Obstsaison verhältnismäßig viele und oft schwere Typhus- und Ruhrerkrankungen, und das machte sich sowohl in der Bank als auch in der Privatpraxis fühlbar. Nach der Schule gingen die Jungen des öfteren für den ganzen Nachmittag mit Fräulein Klara auf die Margareteninsel. Georg spielte jetzt wenig Klavier; er hielt eine Ruhepause nach der besonders gut ausgefallenen Prüfung auf der Akademie; abends indessen setzte er sich doch gewöhnlich an den Flügel. Paul lag dann schon im Bett — die Türen blieben alle offen —, Vater und Klara saßen im Salon und hörten Georgs Spiel zu. Manchmal holte auch Vater sein Cello hervor. Lange hatte er nicht mehr gespielt, und das war seinem Spiel anzumerken. Sie versuchten es mit leichten Duos; in den Mozart- oder Beethoven-Sonaten blätterte Vater bloß sehnsüchtig, wagte sich aber an so schwere Aufgaben nicht heran. "Später einmal, wenn ich wieder Lust habe ..." sagte er und lachte: "Lust? was rede ich denn da? Lust habe ich doch immer. Also ich meine, wenn ich wieder nach Lust und Laune

üben kann, denn ich will mich doch nicht vor dem Herrn Künstler hier blamieren!" Fräulein Klara beteuerte lebhaft, der Herr Doktor spiele ausgezeichnet, nichts verrate, daß er — leider — das Instrument so selten in die Hand nehme. Georg drehte sich auf dem Klavierstuhl um. "Ach, er ist vollkommen aus der Übung", sagte er ernst. "Du mußt sehr viel spielen, Vater, wenn du wieder dahin kommen willst, wo du voriges Jahr um diese Zeit ..."

"Sehen Sie", sagte Vater zu Klara, "da hören Sie das Urteil des strengen und gerechten Richters; Schonung oder Sentimentalität gilt hier nicht, der Künstler verkündet nur die Wahrheit!" und er lachte, aber im Innern wurmte ihn Georgs unverhohlene, harte Meinung.

In diesen Tagen sahen sie einander sozusagen nur des Abends; und wenn auch Georg schlafen gegangen war, sagte Vater gewöhnlich zu Fräulein Klara, er möchte gern noch das eine und andere mit ihr besprechen, vielleicht könne sie noch zehn Minuten die Augen offen halten. Das brachte er jedesmal in scherzendem Ton hervor, und Fräulein Klara antwortete mit stark unterstrichener Höflichkeit: "Aber gerne, Herr Doktor!" Oder: "Wie Sie wünschen, Herr Doktor!" Oder: "Ich bin noch kein bißchen müde, Herr Doktor!" Georg lag im Bett und las; auf dem runden Tischchen brannte die kleine Lampe mit dem dunklen Schirm — Paul schlief gewöhnlich schon —, und Georg machte das Licht erst aus, wenn Fräulein Klara die Kinderzimmertür eine kleine Spalte breit geöffnet und ihm stumm gute Nacht gewinkt hatte, oder aber — denn sie tat dies nicht immer —, wenn er hörte, daß sie in ihrem Zimmer war, leise kramte und sich schlafen legte. Eines Abends oder vielmehr eines Nachts wachte Paul auf: die kleine Lampe brannte noch. "Warum schläfst du nicht, Georg?" brummte er vorwurfsvoll, "mach doch das Licht aus!" Georg lag, auf den Ellenbogen gestützt und der Türe zugewandt, im Bett; sein Gesicht war gelb im Schein der Lampe. "Liest du nicht?" quengelte Paul, weil er das Buch geschlossen auf der Erde liegen sah. "Warum läßt du mir dann das Licht in die Augen scheinen, wenn du nicht mal liest?! Na, mach schon aus, ich kann sonst nicht einschlafen, wie spät ist es eigentlich?" Georg gab erst nach einer Weile Antwort. "Sie ist noch nicht zurückgekommen", flüsterte er. Paul wußte nicht, von wem und wovon die Rede war, und begriff nicht, weshalb nicht endlich dunkel gemacht werden könnte. "Meinetwegen ..." fing er wieder an, aber Georg hob plötzlich den Finger an den Mund: "Still!" winkte er mit dem stummen

Zeichen. Paul schwieg erschrocken. Es ist Nacht ... die Lampe brennt, und ich soll still sein ... was geht denn hier vor? dachte er ängstlich. Ist etwas passiert oder ... warum soll ich denn still sein?! Und das Blut wich aus seinen Wangen, er fühlte Kälte am ganzen Körper, seine Hände und Füße fingen leise an zu zittern, seine Kopfhaut spannte sich, und vor seinen Augen begann es dunkel zu werden. Passiert hier jetzt wieder so etwas, weswegen man dann aufstehen muß und barfuß, im Hemd — — ? Es herrschte gruselige Stille, die — auf Georgs Befehl — nicht unterbrochen werden durfte, bloß Angst haben durfte man und zittern und an Entsetzlichkeiten denken ... wie lange wohl? unerträglich lange. Und dann wird auf einmal ein Geräusch hörbar: draußen geht eine Tür auf. Da löst sich alles, endlich befreit. "Warum hast du mir solch einen Schreck eingejagt — — " Aber in dem Augenblick öffnet sich auch schon die Kinderzimmertür, nur eine schmale Spalte. "Was ist denn?!" flüstert Fräulein Klara, "schlafst ihr noch nicht?! warum habt ihr denn noch Licht brennen?!"

"Ich hab's eben erst angemacht", sagt Georg rasch, "Paul hat gestöhnt und ist aufgewacht, deshalb hab' ich das Licht angedreht ..."

"Das mag ich gar nicht leiden", flüstert die Stimme hinter der Tür, und nach einer kleinen Pause: "mich habt ihr auch aufgeweckt! ... Also, rasch Augen zu und geschlafen!" Und damit geht die Tür wieder zu. Georg machte nun das Licht aus. Paul konnte sobald nicht wieder einschlafen. Was ist hier los? dachte er verwirrt. Wir haben sie aufgeweckt?... Auf dem Rücken liegend, lauschte er in die Dunkelheit. Leises Geräusch draußen, vorsichtiges Schlurfen von Schritten, Knarren von Stuhlücken, Knacken von Lichtschaltern. Ein tiefer Seufzer: Klärchen seufzt. Dann wurde es still in der Wohnung, und nur von der Straße schallten die bald stärker, bald schwächer werdenden Hufschläge der Droschkenpferde herauf.

Noch zehn Tage, zählte Paul auf dem Kalender, noch eine Woche, noch zwei Tage: Donnerstag früh reisen wir. Alles ist eingepackt, jetzt heißt es, Abschied nehmen von der Wohnung, so wie Mutter es immer tat mit einem weichen, streichelnden Blick. Und ... von Mutter, von der Erinnerung an Mutter müssen wir nicht Abschied nehmen? von den beiden zugedeckten Betten, in denen seit dem Herbst niemand gelegen hat; von den verschlossenen Schränken, in denen jetzt nie jemand kramt; von der breiten Chaiselongue vor den Betten, auf der Mutter vor ungefähr einem Jahr zum

letztenmal geruht hat nach Tisch; von der verstummten Uhr, dem ausgetrockneten, leeren Wasserglas und dem hartnäckigen Thermometer auf dem Nachttisch; von den irgendwie noch stummer und düsterer gewordenen Bildern an der Wand ... Ist es schon lange her? fragte Paul sich im stillen und gab sich gleich die beruhigende Antwort: sehr lange. Auch dieses Zimmer hat einen Blick zum Abschied verdient und soll ihn bekommen. Und da tönt mit einemmal Vaters Stimme aus dem Eßzimmer: "Georg! Paul! es ist Zeit zum Aufbruch! der Wagen ist da!"

Die Jungen wohnten in dem größeren Zimmer, Fräulein Klara in dem kleineren daneben. Schön war der Sommer, wie alle Sommer am Balaton. Frühmorgens gingen sie schon an den Strand; vormittags badeten sie, nachmittags machten sie Spaziergänge; Fräulein Klara legte sich nach dem Mittagessen für eine oder zwei Stunden hin, und die Jungen konnten gehen, wohin sie wollten. Sie kletterten auf dem Lehmhügel herum, gingen ins Wäldchen und ließen sich dort nieder. Bücher nahmen sie immer mit, aber Georg las nicht viel; er lag unter den Bäumen auf dem Plaid und starrte in die Luft. Oder er hatte die Augen geschlossen, aber sein Atmen zeigte, daß er nicht schlief.

Paul betrachtete dann manchmal seinen Bruder. Was für ein großer Junge er geworden ist. In der langen weißen Hose sieht er genau so aus wie die übrigen großen Jungen. Sicher könnte er auch Tennis spielen, wenn er wollte; könnte dort spielen auf dem schönen gelben Platz zwischen den weißen Linien mit den hübschen jungen Mädchen. Erstaunlich, daß er mit Fremden nicht bekannt werden will, daß er sich von den Mädchen und überhaupt von den Menschen immer zurückzieht, wo es doch so angenehm ist, sich mit fremden Leuten zu unterhalten, mit fremden Kindern bekanntzuwerden und zu spielen. Und außerdem ist es sehr schade, daß er jetzt nie Klavier spielt ... Am ersten Tage hatte Georg sich an das braune Pianino im Extrazimmer des Hotels gesetzt, hatte ein paar Töne angeschlagen, aber dann rasch den Deckel wieder zugeklappt. "Auf dem Ding hat anscheinend seit hundert Jahren keiner gespielt", sagte er, "es ist ja total verstimmt", und von da an rührte er das Instrument nicht mehr an. Möglich, daß Georg eben darum unlustig ist, weil er nicht musizieren kann. Denn leider ist er nicht nur schweigsam, sondern auch fast immer mißgestimmt, das sieht man ihm genau an, und das ist sehr schade; selten

lacht er, niemals hat man den Eindruck, als fühlte er sich nun endlich wirklich wohl, an keinem Spiel beteiligt er sich, und noch immer blättert er in demselben Buch herum, das er am ersten Tage herausgenommen hat; wenn wir an Vater schreiben, kritzelt er bloß darunter: "Viele Grüße Georg", den Menschen weicht er in großem Bogen aus, und beim Baden geht er ganz weit in den See hinein und schwimmt im tiefen Wasser, wohin man ihm nicht folgen kann. Eine ganze Menge gleichaltrige Jungen sind hier in der Sommerfrische, und alle sind sie anders als Georg, — nein: er ist anders als sie. Sie sind alle freundlich und unterhaltend und lebhaft und wild und lachen und ... leben. Aber Georg? Was mag mit ihm sein? dachte Paul in einem altklugen Augenblick, und schwere, kalte Besorgnis machte sich in seiner Brust breit. Ob er krank ist? vielleicht vermißt er irgend etwas, so daß er nicht fröhlich sein kann? ... Wie könnte man das nur herausbekommen? ... Und bei diesem Gedanken blieb er erst recht stecken, überempfindlich und ahnungsvoll betroffen. Herausbekommen ... dazu müßte man warm mit ihm werden ... ich müßte warm mit ihm werden, ich? als wäre ich ein Fremder? ... und ich wage mich nicht an ihn heran? ... Und in einer stillen Stunde nach Tisch, als sie allein waren und Georg nach seiner Gewohnheit, das offene Buch neben sich, auf dem Rücken lag und in die Luft starrte, faßte Paul Mut und begann. "Georg", fragte er hastig atmend, "liest du nicht?"

"Nein", antwortete Georg, ohne den kleinen Bruder eines Blickes zu würdigen. "Also ... was machst du dann eigentlich?" Georg blieb zunächst still. "Ich denke", sagte er dann langsam. Tiefes Atemholen, wie um neuen Mut zu sammeln. "Worüber denkst du nach?" Zuerst keine Antwort. "Ober nichts", sagte Georg endlich leise. Ja: deshalb kann man nicht weiter fragen, deshalb kann man nichts herausbekommen, wegen dieses kurzen, abweisenden Wortes, das Georg stets bereit hat und das so klingt, wie wenn ein Schlüssel im Schloß knackt. — Nun vertragen aber neun und ein halbes Jahr nicht um einen Tag mehr Sorge, als ihnen gebührt; denn wenn neun und ein halbes Jahr auch nicht imstande sind, die auftauchenden Probleme gut oder schlecht zu lösen, so eignen sie sich doch vortrefflich dazu, unlösbare oder schwierige oder auch nur unbequeme Fragen abzuschütteln. Wenn Georg ein Geheimnis ist und sich dabei wohl oder auch nicht wohl fühlt und man ihm doch nicht beikommen, ihm doch nicht helfen kann, dann soll er halt ein Geheimnis bleiben. Dadurch wird das Wasser nicht kälter, und die Sonne scheint nicht weniger heiß, dadurch schmeckt das Essen nicht

schlechter, und Fräulein Klara ist nicht strenger oder unfreundlicher, und die kleine Gisa wartet nicht weniger freudig auf fünf Uhr nachmittags, um bis sieben mit Paul spazierengehen zu können. Georg ist ein Geheimnis, ist es noch immer: das muß man zur Kenntnis nehmen und sich weiter nicht darum scheren. Aber ... trotzdem ist daran etwas, das unbehaglich, sogar schmerzlich ist. Nämlich: Georg war früher, was auch immer vorgefallen mochte, zu Fräulein Klara nett gewesen. Und jetzt, als Paul immer wieder von neuem Georgs eigentümliche, verworrene Schroffheit auffiel, erinnerte er sich daran, daß Georg auch schon im Frühjahr, sogar bereits im Winter, genauer nachgerechnet: seit den Wochen nach Mutters Tod nicht mehr so lieb und freundlich zu Klärchen war wie früher, wie zum Beispiel noch vorigen Sommer in Szeles — und jetzt, hier, benahm er sich geradezu unfreundlich ihr gegenüber. Es muß einem auffallen, daß er ihr ungebührliche Antworten gibt, ihr aus dem Wege geht, kaum zu ihr spricht. Wie er es mit allen andern Leuten tut. Schlimmer noch als mit den andern. Und es muß einem ferner auffallen, daß Fräulein Klara tut, als merke sie von all dem gar nichts. Sie ist lieb, aufmerksam, freundlich zu Georg wie immer. Stecken hier nicht wieder neue Wiesos und Warums dahinter, die wiederum ohne Antwort bleiben?!

Dann eines Tages ereignet sich etwas, eine verworrene, sinnlose Geschichte, an der man nicht blinden Auges und tauben Ohres vorübergehen kann. Als sie passierte, war sie eher lächerlich; erst als Erinnerung wurde sie beängstigend und hundertfach geheimnisvoll dadurch, daß keiner jemals ein Wort davon sprach.

Es regnete — schon morgens war der See kalt, grün gekräuselt gewesen —, Paul stand auf dem Balkon und war in den Anblick der vielfältig grünschattierten Wasserfläche versunken. Vom andern Ufer her kamen schwere braungraue Wolken gezogen, die alles Licht am Himmel verschlangen. Gut zwei Stunden dauerte diese seltsame Halbhelle; dann wurde plötzlich alles schwarz, und im Nu war auch das Gewitter da. Welch ein Sturm! Welch ein Unwetter! Der Platz vor dem Hotel verwandelte sich in einer Sekunde in einen Teich, und die Bäume flüchteten ächzend vor dem peitschenden Wind der Erde zu. An den Fenstern rann das Wasser herunter, floß auch in die Zimmer hinein; zweimal mußte man die schlampige Stubenfrau rufen, damit sie das Wasser vom Fußboden aufwische. So

schnell, wie es gekommen war, zog das Gewitter auch wieder vorüber, aber nachher klärte es sich nicht auf, die bleierne, schläfrige bräunliche Gräue machte sich wieder an Stelle des Himmels breit, und wie schon am Morgen, sprühte langsam und fein, mit verstocktem Haß der Regen. Es war kalt. Fräulein Klara befahl, Sweater und Regenmäntel anzuziehen, und mit aufgespannten Schirmen gingen sie eine Stunde spazieren. Dann — was kann man bei Regenwetter anderes tun? — kehrten sie zurück in die Zimmer. Paul drückte sich von einer Ecke in die andere, wußte nicht, wohin mit sich, hatte Langeweile und fühlte sich unbehaglich. Georg lag auf der Chaiselongue und sah sich die Bilder in einem Afrika-Buch an. Fräulein Klara saß in ihrem Zimmer am Tisch und schrieb Briefe. Da warf Georg plötzlich das Buch auf die Erde, stand auf und ging ins andere Zimmer. Sofort schwang Paul sich auf den frei gewordenen Platz und streckte sich auf der Chaiselongue aus. Mit zusammengekniffenen Augen spähte er durch die offene Tür ins Nebenzimmer. Georg ... in welchem seltsamem Ton spricht er da ... "Was machst du, Klärchen?" fragt Georg mit ganz fremder, heiserer Stimme. Fräulein Klara hebt den Kopf: "Du siehst doch, ich schreibe einen Brief."

"An wen?" fragt Georg, und seine heisere Stimme beginnt jetzt auch noch ein wenig zu zittern. Fräulein Klara läßt ein Weilchen auf die Antwort warten. Vielleicht schreibt sie eine Zeile zu Ende oder löscht eine vollgeschriebene Seite ab. "An meine Mutter", sagt sie dann, "und an euren Vater". Jetzt ist es wieder still, Paul horcht mit weitgeöffneten Augen und Ohren, er hört, wie Georg zwei, drei rasche Schritte macht. Dann plötzlich: "Gib her!" sagt Georg, als wäre seine Stimme kochend und glühend. "Was willst du?!" ruft Fräulein Klara scharf, "bist du verrückt geworden?! Laß meinen Brief liegen!"

"Nein, ich laß ihn nicht liegen ... ich will den Brief haben, den du an Vater geschrieben hast!" Stoßweise, wie zerstückelt kamen die Worte aus Georgs Mund. Dann erregt Fräulein Klara: "Mach, daß du wegkommst, Georg!! Laß los!!" und sie springt vom Stuhl auf, der Stuhl kommt ins Wanken und kippt nach hinten; Fräulein Klaras und Georgs Hände fliegen zugleich auf den Tisch nach dem kuvertierten Brief; Fräulein Klara erreicht ihn schneller und reißt ihn an sich, aber Georgs Hand schwingt der ihrigen nach, die den Brief fest umklammert hält, und packt sie beim Gelenk — Pauls Herz klopft wild bei diesem Anblick, und sein Atem stockt —, und nun



stürzen sich auch die beiden andern Hände aufeinander los, angreifend und verteidigend; Fräulein Klara preßt den zerknüllten Brief in der Faust und versucht mit der linken Hand verzweifelt, die gewalttätige Knabenhand von sich abzuwehren — und all das geht lautlos, ohne daß ein einziges Wort gesprochen würde, vor sich, in einer Totenstille, daß man um so lauter das schwache Knistern des Papiers und das dumpfe Zusammenprallen der ringenden Hände hört — Also Klärchen! also, also warum schreist du nicht — ?! warum rufst du mich nicht zu Hilfe — ?! Georg! also warum gibst du keinen Laut von dir — ?! warum brüllst du nicht wie die Jungen in der Schule, wenn sie sich prügeln — ?! was macht ihr da — großer Gott, was macht ihr — ?! Nein: einen Ruf, ein Wort hört man nicht, aber man hört etwas anderes, einen spitzen, kurzen Knall: Klara hat mit der freien Hand Georg geohrfeigt, — Paul springt erregt zitternd von der Chaiselongue auf: Georg und Klärchen ... Georg ist einen halben Kopf größer und ist stärker, und Klärchen hat ihn geohrfeigt, und er ... schlägt nicht zurück — und ... er hält sie umklammert, mit beiden Armen preßt er sie an sich, umarmt sie ganz fest, und Klärchens Arme hängen schlaff herab, beide, die Hand, die den Brief hält, und die Hand, die geohrfeigt hat, so fest hält er sie, sie kann sich überhaupt nicht rühren, natürlich, Georg ist ein starker Junge, gleich wird er sie zu Boden werfen — Georg... preßt sie an sich und ... küßt sie, großer Gott, ins Gesicht und auf die Stirn und auf den Kopf und auf den Mund und auf die Augen, wo er sie erwischt ... großer Gott! Klärchen ist ganz rot, und wie sie auch den Kopf dreht und den Körper windet, Georgs Mund verfolgt sie überall, und ihr langes schwarzes Haar hat sich schon gelöst, die Haarnadeln sind schon alle herausgeflogen und liegen verstreut auf dem Fußboden — also müßte man nicht helfen?! einem von beiden — ?! Georg ist der stärkere, trotzdem hat er die Ohrfeige bekommen, aber er ist der stärkere und ... schließlich schlägt er ja Klärchen nicht, küßt sie bloß — aber dennoch ... etwas ganz Schlimmes muß da los sein ... sie schneidet ja fürchterliche Grimassen, und es sieht aus, als weinte sie ... vielleicht müßte ich ihr doch helfen, Georg soll sie loslassen, soll ihr nichts tun, und wenn er sie auch bloß küßt, er soll schon aufhören, das ist kein Scherz, und ich muß Klärchen helfen, muß sie befreien — — Und da dringt schallend der Ruf über seine Lippen: "Läßt du sie sofort los!" schreit Paul und stürzt sich wild auf Georg und packt von hinten seine beiden Arme bei den Ellenbogen und versucht mit äußerster Kraftanstrengung, die Arme von Klärchens Körper zu

lösen. Bei diesem unerwarteten Angriff läßt Georg Klara sofort los, seine Arme sinken zu beiden Seiten an ihr herab, und wie Paul an ihm rüttelt und zerrt, taumelt er sogar ein wenig und steht dann keuchend da mit gesenktem Kopf. Fräulein Klara hebt sofort die Faust mit dem zerfetzten Brief an die Brust — und steht Georg gegenüber, keuchend, mit rotem Kopf — und noch immer reden sie beide kein Wort, keinen Ton — und dieses Schweigen — großer Gott — sind sie denn stumm geworden oder wahnsinnig — — das ist ja nicht mehr zum Aushalten — — Und da beginnt Paul in der Aufregung, die sich in ihm angesammelt hat und nun überstraff gespannt ist, zu heulen und zu toben: "Bist du verrückt?! Was macht ihr denn da?! Was ringt ihr denn wie die Wahnsinnigen!" Seit Minuten hört man den ersten Ton, und das erste Wort bricht den weiteren Bahn. Georgs stockendem, unartikuliertem Schrei: "Den Brie — den Brief!!" und Fräulein Klaras völlig heiserer, gestaltloser Stimme: "Du Rasender! .. was ist denn in dich gefahren?! ... ich werde sofort an Vater telegraphieren ... er soll herkommen und ... ich laß dich in eine Besserungsanstalt sperren ... du!! ..." Mit zerzaustem Haar, rotgeküßtem Gesicht, zitterndem Mund, fliegendem Atem und brennenden Augen steht Fräulein Klara da, sieht Georg an und schweigt. Georg ist kreidebleich, hat den Kopf gesenkt und blickt zu Boden. Paul fühlt, daß sich hier etwas Schreckliches ereignet hat, und daß das, was darauf folgen muß, noch schrecklicher sein wird.

Und dann folgte erstaunlicherweise gar nichts, vielmehr, was sich ereignet hatte, war gar nicht so schrecklich; denn so rasch und unerwartet der unbegreifliche Zank gekommen war, so rasch und unerwartet söhnte sich Fräulein Klara mit Georg wieder aus. Bei ihrem letzten Wort hatte er sich sofort umgedreht, mit einer abgehackten, eckigen Bewegung, hatte drei trunkene Schritte nach der Tür gemacht, als Fräulein Klaras Ruf ihn erreichte. "Halt! wohin gehst du?!" schrie sie dem Fliehenwollenden nach. Er blieb stehen, wandte sich um und sah Klara schweigend an. Sie hatte sich — kaum zu fassen — in einem Augenblick wieder verändert, war nicht mehr rot, die Tränen waren aus ihren Augen verschwunden, und ihre Stimme klang nicht mehr ärgerlich. "Was sind das für Späße?" Stille. "Komm her." Georg stand an der Tür und rührte sich nicht. "Komm mal sofort her!" In Pauls Kehle machte sich schon das Wort bereit: na, geh doch hin, wenn sie dich ruft, siehst du denn nicht, daß sie sich mit dir versöhnen will?! Aber da setzte Georg sich schon in Bewegung; zwei Schritte tat er auf Klara zu und

blieb dann stehen. "Was willst du?" fragte er finster und mißtrauisch. Ganz blaß war er, bloß auf seiner rechten Backe brannte wie ein Fächer der Abdruck von Fräulein Klaras fünf Fingern. "Gib mir die Hand!" sagte Klärchen und ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Sie haben sich wieder versöhnt! jubelte es in Paul auf, als die beiden sich die Hände reichten. "Siehst du", sagte nun Fräulein Klara mit leichtem Vorwurf und hob auch die linke Hand, in die sie inzwischen den zerknitterten, zerrissenen Brief geschoben hatte, "siehst du, du dummer Junge, nun kann ich den Brief von neuem schreiben. Was regt es dich auf, was ich deinem Vater oder sonst jemandem schreibe? ich habe dich nicht verpetzt, da kannst du beruhigt sein. Bisher hatte ich auch keinen Grund dazu. Und ich hoffe, auch in Zukunft keinen zu haben, verstanden? Sei nicht neugierig und vor allem ... benimm dich vernünftig .. . ja?" Georg steht noch immer bleich und stumm da. "Na", beginnt Fräulein Klara wieder, "und jetzt nicht geschmollt, sonst werde ich wieder böse! ... Ich werde es Vater nicht schreiben", fuhr sie mit Nachdruck, aber schon in scherzendem Ton fort, "daß du mich fast erwürgt hast ..." Sie stehen noch immer Hand in Hand. "Ja ..." sagt jetzt Georg mit ganz leiser, fremder, trockener Stimme. "Na also", meint Fräulein Klara leichthin. Dann läßt sie Georgs Hand los. "Geh dich bitte kämmen!" mahnt sie; "Paulchen, auch du geh jetzt in euer Zimmer", sagt sie noch, während sie sich dem Spiegel zuwendet und ihr Haar zu ordnen beginnt.

Der stille Regen hörte am späten Nachmittag auf; ein paar heftige Windstürme hatten die graubraune Wolkenhülle am Himmel zerrissen, und so schien sogar noch für zehn Minuten die Sonne, bevor sie hinter den Bergen versank. Die drei spazierten zusammen hinunter an den Strand, setzten sich auf eine Bank, die schon getrocknet war, und betrachteten den See. Er war jetzt glatt, ganz ruhig und dunkelblau; vom Himmel verzog sich langsam die letzte dünne Wolke. In der Ferne, irgendwo in der Mitte des Wassers, wurde auf der spiegelblanken blauen Fläche ein kleiner schwarzer Punkt und eine dünne Rauchsäule sichtbar: der Abenddampfer. Der Punkt wurde größer, der Rauch dicker. Da gingen sie auf die Mole und sahen zu, wie der Dampfer anlegte. Es kamen wenig Leute an, ein paar Bauern und vereinzelt Eisenbahnarbeiter mit ihren Werkzeugen. Auf dem Schiff begann ein Junge, barfuß und in kurzen Hosen, eine helltönende kleine Glocke zu läuten, dann stießen zwei Burschen die Laufplanke aufs Ufer, das Schiffchen tat einen schrillen, dünnen, langen Pfiff, zischte, wich zur Seite, fuhr

rückwärts, stieß dicken schwarzen Rauch aus dem Schornstein und spie Dampf und dampfendes Wasser aus der Flanke; langsam entfernte es sich von der Mole, nahm dann draußen im freien Gewässer seinen Kurs und durchschnitt mit großtuerischem Gefauche und Gebrause den dunkelblauen Wasserspiegel. Georg schaute dem entschwindenden Schiff nach. Plötzlich drehte er sich um. "Du, Klärchen", sagte er, "wenn man dieses Schiff hinausließe aufs Meer, es könnte nicht bis Amerika gelangen, nicht wahr?"

"Ich weiß nicht", gab sie offen zur Antwort, "ich glaube nicht ... Möchtest du nach Amerika?" fügte sie lebhaft hinzu. "Ich ... o ja", sagte Georg, "oder nach Australien".

"Amerika und Australien? das sind doch zwei ganz verschiedene Dinge! und dir wäre es einerlei, hierhin oder dorthin?"

"Ja, ganz gleich", antwortete Georg.

Dann gingen sie nach Hause, aßen zu Abend und begaben sich gleich in ihre Zimmer. Auf den regnerischen Tag folgte ein kühler Abend; der Himmel lag dunkel, in unendlicher Klarheit über der Landschaft, und Tausende von Sternen schauten in hellblauem Glanz blinzelnd auf die Erde herab. Fräulein Klara sagte den Jungen bald gute Nacht, schickte sie schlafen und schloß ihre Tür zu. Schweigend zog Georg sich aus. Auch am Nachmittag hatte er wenig gesprochen; die beiden andern waren ebenfalls nicht sehr zum Reden aufgelegt gewesen; und jetzt sprach auch Paul kein Wort. Sie waren jetzt zum erstenmal allein seit dem Vorfall am Nachmittag. Ob er wohl etwas sagen wird? dachte Paul, ob er die Sache erwähnen wird? Zitternd wartete er, daß Georg zu reden anfinge, wahrscheinlich flüsternd, damit man es nebenan nicht höre; wahrscheinlich wird er auf Klärchen schimpfen, dachte er, wird Schlechtes über sie sagen oder ... vielleicht wird er erklären, was eigentlich los war und ... warum das Ganze passiert ist. Aber Georg verharrte im Schweigen. Sie lagen schon im Bett, es war dunkel im Zimmer, und Georg hatte noch immer keinen Ton gesagt. Wie lange wird er schweigen? dachte Paul und fühlte drückende, besorgte Angst in der Stille. Wird er denn jetzt niemals mehr reden, weder davon noch von etwas anderem? ... soll ich ihn fragen, soll ich anfangen und ihm sagen ... macht nichts, die Sache hat nichts weiter auf sich, ich werde sie Vater nicht verraten ... — Georg regte sich; er atmete schwer — es war eher ein Seufzen — und wälzte sich in seinem Bett. Nebenan hörte man Schritte: Klärchen geht auf und ab im Zimmer. Ganz genau hört man es: fünf Schritte, Pause, fünf Schritte, Pause,

fünf Schritte ... große Pause. Dann Stuhlrücken. Noch ein Geräusch, aber das klingt mehr nach Papier: aha, jetzt legt sie die Schreibmappe auf den Tisch, schreibt einen Brief. Einen neuen Brief an Vater, weil der andere zerfetzt ist. Georg seufzt wieder und dreht sich wieder um. Nebenan hört man den Stuhl krachen. Klärchen lehnt sich zurück, denkt nach, was sie an Vater schreiben soll. Ob sie es ihm wirklich nicht schreiben wird? Geohrfeigt hat sie Georg, noch auf dem Spaziergang waren die Spuren von ihren fünf Fingern zu sehen. Sicher hat es Georg weh getan, es hat ja laut geknallt. Wir werden doch nie geschlagen. Mutter hat uns nicht geschlagen, Vater auch nicht, bloß in der Schule ... aber dort auch nicht so ... dort keilen wir uns bloß. Wenn mich einer haut, verhaue ich ihn wieder. Georg prügelt sich auch in der Schule nicht. Auch jetzt hat er nicht zurückgeschlagen. "Mädchen schlägt man nicht, merk dir das, Herzchen; die Mädchen sind schwächer, mit denen darf man sich nicht prügeln ..." hört er tief in seinem Innern Amme Evas Stimme, ihre alte Spielplatzstimme. Warum hat sie das eigentlich gesagt? ich habe mich doch auf dem Spielplatz nie geprügelt, ich war doch immer mit ihr allein ... einmal wollte die kleine Lise im weißen Mantel mir meinen Gummihasen wegnehmen ... Plötzlich fühlte er, wie eine heiße Welle sich über seinen Kopf, seinen Körper ergoß. Georg seufzte, wälzte sich, das Bett krachte unter ihm. Nebenan hörte man jetzt das Knipsen des Lichtschalters. Sie hat sich hingelegt, hat die Lampe ausgemacht, wird jetzt schlafen, dachte Paul. Und wieder durchströmte ihn die Wärme. Er hat sie nicht wiedergeschlagen — sondern geküßt, fest an sich gedrückt und geküßt! wie stark muß er sein, daß Klärchen nicht imstande war, sich loszumachen! nicht rühren konnte sie sich ... in einem fort geküßt hat er sie — bis ich von hinten — —

Heißer, großer Schreck durchzuckte ihn. Ich habe seine Arme von ihr runtergerissen! und jetzt spricht er deshalb nicht mit mir, ist böse, weil ich nicht auf seiner Seite war! weil ich ihn von hinten angegriffen habe! "Ein mutiger Mensch greift von vorne an", hört er da Turnlehrer Szegedys blecherne Stimme beim Reiterschlachtspiel, "von hinten anzugreifen, zeugt nicht von Tapferkeit!" Und ich habe ihn von hinten gepackt und seine Arme von Klärchen losgemacht ... ich bin auch stark ... jetzt ist er böse auf mich und spricht vielleicht wegen dieser Sache nie mehr mit mir ... — Wirr schwirren seine Gedanken durchs Dunkel. An Klärchen denkt er, die er ruhmvoll geschützt hat. An Georg, der heute schändlich geohrfeigt worden

ist. An Vater. Der keine Ahnung hat ... was würde er wohl sagen, wenn er das wüßte? ob sie ihm wirklich nichts davon schreibt? ... Und an sich selbst denkt er, wie er sich in bester Laune am Nachmittag auf die frei gewordene Chaiselongue geworfen, sich triumphierend dort herumgelümmelt hat, um im nächsten Augenblick von Aufregung, Staunen und eisigem Angstgefühl wieder aufgescheucht zu werden. In seinem Kopf sieht es wüst aus: die Gedanken mengen sich durcheinander, und auch die Töne, die an sein Ohr dringen, sind ein großer Wirrwarr. Das Zirpen der unzähligen Grillen draußen. Das krampfhaftes Gewimmer der armseligen Musikkapelle im Speisesaal. Georgs Seufzen, das nun schon seltener wird, vielleicht seufzt er gar nicht mehr, atmet bloß, schläft. Plötzlich, aus der Ferne, eine weintrunkene Stimme, leise dudelnd: "... und wenn im Frühling blüht der Flieder ..." und gleich hinterher ein langes, gellendes Frauenlachen. Aus der Ferne tiefes, heulendes Bellen. Und den Tönen folgt auf dem Fuße der Halbschlaf und lullt ihn selig ein. Sie können mir nicht böse sein ... sie haben sich selbst wieder versöhnt ... Und da sinkt er auch schon in friedlichen Schlummer.

Von Vater trifft aus Gastein pünktlich jeden Montag ein Brief ein, der jedesmal von schlechtem Wetter berichtet; und auch wenn er außer der Reihe schreibt, betont er fast klagend, wie sehr er sich schon danach sehne, mit seiner Familie zusammen zu sein. Die Briefe waren an Fräulein Klara adressiert, doch die Anrede galt stets allen dreien und trug gewöhnlich eine humorvolle Färbung. *Meine lieben Getreuen*, schrieb Vater oder: *Meine teuren Freunde*, oder: *Geliebte Untertanen*, und ein Brief begann so: *Treulose Bande!*; offenbar war ein Brief verlorengegangen, denn Vater beschwerte sich über sechstägiges Schweigen. Unterdessen schritt der Aufenthalt am Balaton bedenklich seinem Ende entgegen. Paul nahm wieder den Kalender vor und begann zu zählen: noch zehn Tage, noch eine Woche, bloß noch vier Tage. Das Wetter war jetzt immer gleichmäßig gut, die Tage und Ereignisse trugen den Stempel angenehmer und Bélangloser Eintönigkeit, und von jenem Zwischenfall sprach niemand mehr. Als hätten sie ihn vergessen, als wäre er überhaupt nicht passiert. Als wäre er ein Traum gewesen. Paul hatte sogar einmal den Gedanken, ob jene Geschichte nicht tatsächlich bloß Traum oder Einbildung gewesen sei. Sollte es denn in Wirklichkeit möglich gewesen sein, daß zwischen Klärchen und Georg ... —

und wenn die Laute und Bewegungen, die bald mit visionärer Unwahrscheinlichkeit, bald mit erschreckender Lebenstreue an vielen Abenden vor dem Einschlafen in seiner Erinnerung wühlten, auch immer wieder von neuem bewiesen, daß es sich natürlich nicht um Einbildung handeln konnte, daß sich das natürlich alles zugetragen hatte, und zwar genau so, wie es in den finsternen Nachtstunden wieder vor seinen Augen auftauchte: so war doch die Tatsache an sich derart gräßlich in solchen Minuten des Alleinseins, daß sie ... vielleicht dennoch nicht wahr war! Georg hat sie angegriffen, sie hat ihn geohrfeigt, er hat sie umklammert und geküßt, ich habe sie befreit: das war der historisch treue Verlauf. Aber nach betäubtem Halbschlaf und müder Verwirrung spielte der Traum mit seinen tausendfarbigen Instrumenten wohl hundert Variationen über dieses Thema. Einmal war es Klara, die angegriffen wurde, ein anderes Mal Mutter oder Amme Eva, einmal sah er sogar Großmama sich zwischen starken, polypenartigen Männerarmen winden, einmal die kleine blonde Gisa und einmal Mariechen Czendriks Puppe mit dem Lockenkopf. Und manchmal war Georg derjenige, der angriff und rang, manchmal Vater, manchmal der stets hungrige Josef Szikora oder auch Herr Lehrer Tolnay oder er selbst. Ohrfeigen und Küsse knallten: immer wechselte derjenige, der küßte oder schlug, und immer war auch der leidende Teil ein anderer. Kurze unruhige Träume oder Phantasien im Dämmerzustand waren das; zum Glück war bis zum Morgen jede Spur davon aus Pauls Gedächtnis verschwunden. Nur hie und da beschwor ein Augenblick sie herauf, ein Wort oder eine Bewegung. Aber der Augenblick entfloh, und hinter ihm blieb nichts zurück als Pauls neunundeinhalbjährige Jugend, der schöne Sommer, der Sonnenschein, das lauwarne Seewasser, das "interessante" Hotel, die gute Kost, die netten und lustigen Bekannten, Vaters Briefe, die kleine Gisa, der Spielkamerad, Georg, der in den letzten Tagen weniger brummig schien, Klärchen, die lieb und gut war wie immer: das vielseitige schöne, angenehme Leben. Der See ist goldfarben und blaßgrün und tiefblau; man ist dunkelbraun verbrannt von der Sonne, aber die Nächte sind erquickend kühl, und am Himmel kräuseln sich seltsam geformte Wolken zu mannigfaltigen drolligen Gestalten; einmal gegen Abend ist plötzlich die dünne goldene Mondsichel am Himmel, und dann, wenige Tage später, wacht Paul eines Nachts davon auf, daß wunderbares blaues Licht ins Zimmer scheint; hurtig springt er aus dem Bett

und tritt ans Fenster: rechts oben am Himmel steht eine zauberhafte riesige Scheibe in kaltem silberblauem Glanz.

Und als sie sich dann einige Tage darauf in den Zug nach Budapest setzen, fühlt Paul reine, wohlige Zufriedenheit, die alle Traurigkeit des Abschieds und alles nach Hause strebende Jauchzen übertönt: es war ein schöner Sommer! ein sehr schöner Sommer!

Ende August wurde es in der Wohnung auf der Andrásystraße recht lebhaft, als Onkel Elemér für ein paar Tage erschien. Auch diesmal war er allein und unerwartet gekommen: "In einer ernsten Angelegenheit, Ludwig, in einer sehr ernsten Angelegenheit!" brüllte er, als er Vater die Hand drückte. Aus seinem kleinen Handkoffer kramte er für die Jungen je einen von den berühmten Szeleser Äpfeln. "Ich komme direkt von der Bahn!" sagte er mit seiner Donnerstimme, "bin noch nirgends abgestiegen, laßt mich bloß die Tasche hier in irgendeine Ecke schmeißen, dann gehe ich mir die Hände waschen! Und nachher wollen wir uns flugs zusammensetzen, Schwager! Ich möchte nämlich mit dem Abendzug wieder zurückfahren!" Aber Onkel Elemér reiste am Abend nicht ab; es stellte sich sogar heraus, daß er mit einem längeren Aufenthalt in Budapest gerechnet hatte, denn seinen großen Kupeekoffer mit Anzügen und Wäsche hatte er am Bahnhof bei der Gepäckaufbewahrungsstelle abgegeben. Welches nun seine aufrichtige Vorstellung von der Dauer der Verhandlungen gewesen war — die kleine Reisetasche oder der große Koffer —, das erfuhr man nie. Onkel Elemér blieb also vier oder fünf Tage in Budapest; mit Vater verhandelte er sehr häufig; das Reden, richtiger gesagt: Onkel Elemérs Stimme hörte man oft durch die geschlossene Tür des Sprechzimmers. Daß indessen diese Unterredungen tatsächlich ernsteren Charakters waren als die üblichen, konnte man schon daran merken, daß auch Vater mit ziemlich lauter und scharfer Stimme sich an ihnen beteiligte. Offenbar gab es sogar größere Aufregungen: Vater sprang einmal während der Verhandlung auf, rannte aus dem Sprechzimmer, schlug die Tür hinter sich zu und verließ das Haus. Onkel Elemér kam pustend in den Salon gestapft, wo die Jungen saßen. "Mit eurem Vater ist nicht zu reden!" brüllte er, "man kann sich mit ihm nicht vernünftig unterhalten! Sagt ihm, wenn er zurückkommt und bis dahin nicht vor Zorn geplatzt ist —" was sie ihm sagen sollten, konnte er nicht mehr mitteilen, da die Tür aufging und Vater eintrat. Er lächelte. "Ich habe unterwegs wieder



kehrtgemacht, habe mir die Sache überlegt", sagte er freundlich zu Onkel Elemér. "Ich meine, ich habe mir überlegt, daß es keinen Sinn hat, mich aufzuregen. Dadurch schade ich bloß meiner Gesundheit. Also, sei beruhigt, Schwager, ich werde mich nicht weiter ärgern." Dabei lächelte er übertrieben liebenswürdig, verdächtig liebenswürdig; Elemér riß die Augen auf. "Na, komm, Elemér, wir wollen uns wieder in mein Zimmer setzen und weiterreden." Die Jungen spitzten die Ohren und dachten nach. Worüber mögen sie verhandeln? was kann das sein, worüber Vater so in Wut geraten ist? und wie sonderbar, daß er gleich wieder be sänftigt war ... was mögen sie nun weiter da herumreden? Onkel Elemér hatte, wie immer, viel zu tun; jeden Tag aß er bei Hegedüs' zu Mittag, wie immer; er schrie, fluchte, fauchte, schimpfte auf die Juden, kommandierte die Dienstboten, behandelte Fräulein Klara von oben herab und mußte sich Zwang antun, sie nicht zu duzen; täglich verbrachte er mehrere Stunden bei seinem Rechtsanwalt, rief ihn aber außerdem noch von Hegedüs' aus häufig an, wobei er einen Strom von Grobheiten ins Telephon schrie. "Na, Ludwig, komm! wir wollen fortfahren!" donnerte er gleich nach dem Mittag- und nach dem Abendessen Vater an. Vater lächelte höflich. "Bitte, bemühe dich ins Sprechzimmer." Was haben die beiden, dachten die Jungen; worum kann sich das drehen? was bezwecken diese heftigen Debatten?

Am ersten Tage, als die Verhandlungen begannen, hatte Elemér völlig offen und naiv Vater gefragt, ob er nicht geneigt sei, nach Ablauf des Trauerjahres Tante Mili zu heiraten. Vater — viele Jahre später erzählte er Paul ausführlich, mit allen Einzelheiten die Geschichte seines Bruchs mit der Familie Czendrik — wunderte sich nicht einmal über diese Frage, er schien sie sogar erwartet zu haben: ohne jede Emotion antwortete er schlicht und rund heraus, nein, er sei nicht geneigt. Tante Mili war um diese Zeit dreißig Jahre alt und hinkte nach der trotz Vaters Einspruch durchgeführten Operation mehr denn je. "Sie ist ein reifes, besonnenes Geschöpf", sagte Onkel Elemér, und in seinem Ton lag etwas von dem überzeugungslosen Anpreisen eines Pferdehändlers. "Du kennst sie selbst am besten, Ludwig, und weißt, daß sie kein flatterhaftes Ding ist, sondern eine ernste Person, die sich zur Gattin und Lebensgefährtin eignet."

"Gewiß", antwortete Vater, "das weiß ich, aber nicht zur Lebensgefährtin für mich, lieber Elemér". Onkel Elemér schnaufte und wischte sich den Schweiß von seiner riesigen Stirn. Er gab den Kampf nicht

etwa auf, im Gegenteil, erst jetzt legte er sich wirklich ins Zeug. "Ein großartiger Mensch ist sie!" schrie er, rot vor Eifer und mit erstaunlicher Naivität. "Ein bekannter Budapester Verlag, eine zuverlässige katholische Firma, will ihre gesammelten Gedichte in einem Band herausgeben!"

"Oh, ich gratuliere", sagte Vater anerkennend, "das Buch werde ich mir kaufen".

"Sie kennt und schätzt dich!" fuhr Elemér in dröhnender Begeisterung fort. "Nach so vielen Jahren ..." sagte Vater zweideutig und lächelte. "Und die Familie?!" brauste Elemér später, nach der zehnten glatten Ablehnung, auf, "die Familie ist gar nichts? ist dir die Verbindung mit den Czendriks gar nichts wert?! du darfst schließlich nicht vergessen, daß mit dem Tod der armen Maria der Zusammenhang zwischen den Czendriks und Ludwig Hegedüs aufgehört hat!"

"Und die Enkel?" fragte Vater schlicht. "Kaspar und Katharine v. Czendriks Enkel?"

"Die Großeltern leben nicht mehr! Aber darum handelt es sich ja gar nicht, Schwager! sondern ... du selbst!?" und mit harter Faust schlug Elemér auf Vaters Schreibtisch, "du selbst, Ludwig! schätzt du denn unsere Familie so gering?"

"Du irrst, Elemér", sagte Vater ernst, "gerade weil ich deine Familie schätze, will ich es vermeiden ..."

Als Vater später, in dem Kriegsjahr in der Hohen Tatra Paul diese Geschichte erzählte, dachte er halb ärgerlich, halb lachend an dieses Kasperltheater, wie er zu Paul sagte, zurück, wurde aber dabei doch ernst. "Terrorisieren wollte er mich!" sagte er finster, "mit Gewalt wollte er seine unglückliche Schwester an mich verheiraten; noch kein Jahr war verstrichen seit dem Tode seiner andern Schwester, eurer armen Mutter, und er scheute sich nicht, dort in meiner Wohnung das Andenken eurer Mutter in den Schmutz zu treten und seine eigene Schwester lächerlich zu machen! er hat von ihr gesprochen, wie es nur ein Heiratsvermittler schlimmster Sorte imstande ist! Und was glaubst du, warum er das alles tat? des Geldes wegen! bloß wegen der Erbschaft eurer Mutter, vielmehr damals schon eurer Erbschaft; die bedeutete ihm mehr als der angesehene Name und die Ehre seiner Familie."

Denn Onkel Elemér ließ nicht locker, er hatte sich den Verheiratsplan fest in den Kopf gesetzt. "Die Verbindung mit der Familie

Czendrik!" brüllte er, sich immer mehr ereifernd. "Die würde von meiner Seite aus nicht verlorengelassen", antwortete Vater. "Aber deine beiden heranwachsenden Söhne brauchen doch eine Mutter!" meinte der Ex-Schwager. "Das kannst du mir überlassen", beruhigte ihn Vater. "Und das Czendriksche Vermögen, das doch zusammenbleiben müßte, wenigstens solange, bis deine Söhne großjährig sind?!" versuchte Onkel Elemér es von dieser Seite. "Und Marias Mitgift?" fragte Vater, endlich auf das Thema eingehend. "Die Mitgift!" schrie Elemér, "natürlich, nichts anderes ist dir wichtig als die Mitgift! ..." Und damit kam am zweiten oder dritten Tage der Verhandlungen, nachdem die Verheirathungsversuche schmählich mißglückt waren, das Gespräch endlich aufs Geld, auf das zweite, keineswegs nebensächlichere Thema. Von da an wurde überhaupt nur noch davon gesprochen.

"Dein Onkel", erzählte Vater Paul in der Tatra, "befand sich in jenen Stunden unserer Verhandlungen beständig hart an der Grenze der Tätlichkeit und des Schlaganfalls. Meiner Kaltblütigkeit und Ruhe und wahrlich Gottes Wohlwollen war es zu verdanken, daß kein Unglück geschah."

Also: Geldangelegenheiten und vor allem Maria v. Czendriks Mitgift. Mutters Mitgift hatten die Czendriks nicht ausgezahlt, weil sie sie zur Zeit der Eheschließung nicht auszahlen konnten: es wurde damals das Gut unter den Geschwistern verteilt, und das Geld, das die Familie beim Verkauf des einen Fünftels in die Hände bekam, wurde Urgroßvaters Testament zufolge dazu verbraucht, die vier im Besitz Kaspar v. Czendriks und seiner drei Geschwister gebliebenen Teile hypothekarisch zu entlasten. Der alte Herr, der Großvater der Hegedüs'schen Knaben, wollte jede neuerliche Belastung auf seinem eigenen Gutsanteil vermeiden; er besaß Grund und Boden, besaß ein Herrenhaus und Wirtschaftsgebäude, besaß edle Pferde, Rinder- und Schweineherden, besaß Weizen, Wein und Äpfel, aber kein Geld. Jede-falls fünfzigtausend Gulden, um sie in einer Summe bar auf den Tisch zu legen, hatte er nicht. Aber was kümmerte sich Ludwig Hegedüs, der gut verdienende und von Hoffnung auf seine Karriere erfüllte junge Arzt um die Aussicht auf Mitgift, um bares Geld! zumal er von seinem Vater, dem Militärarzt, auch ein kleines Vermögen geerbt hatte. Ludwig Hegedüs wollte Maria v. Czendrik haben, das zweiundzwanzigjährige blondstrahlende junge Mädchen mit seiner im ganzen Umkreis berühmten Schönheit, nicht aber einen Blankowechsel auf die Mitgift, der ihm vom Finanzminister der Familie,

dem jungen Elemér, mit einer in christlichen Kreisen völlig ungewohnten Geschäftsmäßigkeit statt baren Geldes, vielmehr als Deckung und Sicherheit für die versprochene Mitgift angeboten wurde. Ludwig Hegedüs holte sich also Maria v. Czendrik als Gemahlin nach Budapest in die große Wohnung auf der Andrassystraße, holte sie samt der kompletten Einrichtung für fünf Zimmer, samt acht Kisten voll Aussteuer und Hochzeitsgeschenken und in dem für ihn nicht einmal besonders wichtigen Bewußtsein, daß seine Frau fünfzigtausend Gulden Vermögen hatte, zu Hause bei ihrem Vater, der diese Summe irgendwann, wenn er bares Geld würde entbehren können ... und so weiter. Die auch zu Hause recht verwöhnt gewesene Frau fand an der Seite ihres Mannes und in der neuen Umgebung alle zärtliche Liebe, alle Bequemlichkeit, alles Wohlleben hundertfach wieder. Es war also alles in schönster Ordnung, und auch das ging in Ordnung, daß die Mitgift nicht benötigt wurde. Als dann nach einigen Jahren Kaspar v. Czendrik starb, standen wieder nur die Gefühle im Vordergrund, und nicht der "schnöde Mammon": Hegedüs' gaben sofort ihre Einwilligung, daß Schwager Elemér die Mitgift Marias mit der väterlichen Erbschaft zusammen verwalte. Er schickte seiner Schwester hin und wieder, ohne aufgefordert zu sein, kleinere Summen und schrieb dazu, es stände ihm gerade so und so viel Geld zur Verfügung, und davon sende er als Zinsen einen gewissen Betrag ein ... Gut, auch das war in Ordnung, man wußte ja, daß Elemér der beste Bruder und der rechtschaffenste Mensch der Welt war. Auch dagegen gab es anscheinend nichts einzuwenden, daß Elemér anfang, auf das bisher lastenfreie Gut Gelder aufzunehmen, zu investieren, Maschinen zu kaufen, Wirtschaftsgebäude zu errichten, Versuche zu machen mit neuen Produkten und sich in Spekulationen auf der Getreidebörse einzulassen. "Er weiß, was er tat, er ist Fachmann in landwirtschaftlichen und finanziellen Dingen", sagte man, "an seiner Lauterkeit ist nicht zu zweifeln". Ein Doktor Hegedüs darf nicht einmal im Traume die Ehrenhaftigkeit eines Czendrik in Zweifel ziehen, und wenn sein Vater hundertmal Oberstabsarzt war und wenn ihm auch schon längst so manches bedenklich erscheint. Das Leben, das Hegedüs' führten, überschritt häufig und in vielen Dingen den Rahmen des Lebensstandards, der für die aufstrebende und schicksalsmäßig fortschreitende bürgerliche Mittelklasse angemessen war: wer hätte es also Elemér und seiner Familie übelnehmen können, wenn auch sie ein hochherrschaftliches Leben führten? denn Onkel Elemér mochte noch so viel

jammern und klagen, das Herrenhaus in Szeles war der Schauplatz exquisit vornehmen und großzügigen Lebens; und wer hätte es ihm übelnehmen können, wenn er nach dem Beispiel der übrigen, der nicht klagenden Czendriks sich — nicht einmal selten — zu einer Reise entschloß, zu weiten Reisen sogar: bis Paris, bis Nizza, bis Sankt Moritz oder London. Was es darüber hinaus, vielmehr: was es innerhalb gab, was man nicht sah, das ging wirklich niemanden etwas an. So war es denn kein Malheur, daß Frau Ludwig Hegedüs von ihrer Mitgift und Erbschaft Jahre hindurch nicht mehr zu sehen bekam, als etwa für das eine oder andere bessere Weihnachtsgeschenk hingereicht hätte; aber in jedem Herbst kamen die großen Kisten Szeleser Äpfel an, die dicken Säcke feines Mehl, die bauchigen Tonnen Fett und dergleichen mehr, — und nicht etwa als Zinsen, sondern "aus bloßer verwandtschaftlicher Liebe", wie Onkel Elemér sagte, "denn schließlich haben wir alles im Überfluß, und warum soll das nicht auch euch zugute kommen?!" Alles war, wie gesagt, in schönster Ordnung. Vater machte aus der Geldfrage nie ein Problem. Auch dann nicht, als nach Mutters Tod Elemér kam und davon anfang, daß es eigentlich nunmehr an der Zeit sei, die Mitgift seiner Schwester auf den Tisch zu legen oder beim Vormundschaftsgericht einzuzahlen ... "aber, lieber Schwager, ich hab' das Geld nun einmal nicht, was soll nun werden?"

Fünfzehn Jahre lang war Vater ein geduldiger Gläubiger und gutgläubiger Verwandter; fünfzehn Jahre lang machte er als Zuschauer oder auch behilflicher Schwager die Finanzmanipulationen Elemérs mit; er verstand sie nicht und kümmerte sich im Grunde genommen auch nicht um sie. Und nun, nach fünfzehn Jahren, überlegte Vater auch nicht viel, aber war keineswegs erstaunt, als Schwager Elemér erschien mit den finsternen Wolken der unbezahlten väterlichen und mütterlichen Erbschaft auf der Stirn, erschien und von Geldsachen sprach, schrie und fauchte, wie die Katze um den heißen Brei herumging, Verheiratspläne ausheckte und zum Schluß erklärte, Geld habe er überhaupt nicht, werde auch keins haben, denn das Gut sei leider bereits überBélastet, die Banken, diese elenden Wucherer ... Vater erhob gereizt Einspruch gegen diesen Ton und diese Redeweise. "So dankst du mir meine Gefälligkeit— ?! schließlich bist du ja selbst Fachmann in Geldangelegenheiten! und die Leute, mit denen ich dich zusammengebracht habe, sind zumindest so anständig wie du!" Elemér brüllte weiter. "Nimm sie bloß nicht in Schutz! ich stehe vor dem Bankerott,

und du verteidigst diese Kerle!" Da rannte Vater aus dem Sprechzimmer, schlug dröhnend die Tür hinter sich zu und verließ das Haus, — aber, wie wir wissen, kam er gleich wieder zurück, schon auf der Treppe war sein Zorn verraucht, und nun blieb er ruhig und überlegen. "Was willst du also?" fragte er den Schwager kalt, als sie wieder ins Sprechzimmer gingen; Elemér setzte sich, Vater blieb stehen, gleichsam um auch dadurch anzudeuten, daß er sich bloß noch aus Höflichkeit hier aufhalte, daß er dem, was folgte, keine große Wichtigkeit mehr beimesse und daß er nicht mehr viel Zeit habe. "Du willst nicht zahlen oder kannst nicht zahlen. Weder die Mitgift noch die Erbschaften, die meiner seligen Frau zustehen. Das Geld, das heute bereits das rechtmäßige Eigentum deiner beiden Neffen wäre." Elemér schwieg finster. "Du willst nicht zahlen, und ich kann nicht nach den Gründen forschen. Wenn du kein Geld hast, so kann ich auch nicht ermitteln, warum du keins hast. Du hast ein großes Vermögen in der Hand gehabt. Du hast es gehabt, sage ich, es ist nicht mehr da, sagst du. Also schön." Elemér warf seinen schweren Kopf hoch; dunkles Erstaunen blitzte in seinen Augen auf. "Glaub indessen nicht, daß ich auf das geringste verzichte. Wenn es sich um mein Geld handelte, gut, das würde ich dir hinschmeißen, behalt es, iß es auf, sei glücklich damit, wenn du kannst. Aber es handelt sich um das Geld meiner Söhne. Nun also, da verzichte ich auf nichts, nehme keinerlei Abrechnung an, diese unerledigte Sache soll als Damoklesschwert über deinem Gewissen hängen, wenn du überhaupt ein Gewissen hast ... fang nur nicht wieder an zu brüllen, all dein Schreien ist umsonst, und außerdem hast du weder einen Grund noch das Recht zu brüllen! Ich verzichte auf nichts, wenn ich auch noch so gut weiß, daß meine Söhne nunmehr so gut wie nichts von ihrem Geld zu sehen bekommen werden ... Gestohlen hast du alles, red mir nichts vor! verwirtschaftet, verjubelt hast du ein Riesenvermögen! Ob auch dein eigenes, das weiß ich nicht. Und ob das, was du sprichst, wahr ist, dessen bin ich auch nicht sicher." Vater schwieg einen Augenblick, Elemér sah ihn mit halboffenem Mund und Schweiß im Gesicht an. "Ich hätte Lust, mir für mein Warten und meinen Verlust einen Schuldbrief von dir geben zu lassen. In diesem Brief müßtest du an meine beiden Söhne schreiben: *Liebe Neffen, ich, euer Onkel mütterlicherseits, habe schlecht gewirtschaftet mit eurem Gelde, bin leichtsinnig gewesen, wie es auch euer Vater war, indem er mir nicht besser auf die Finger gesehen hat!* ... Du könntest auch ruhig hinzufügen: *bestohlen, betrogen habe ich*

*euch, meine Neffen! ...*" Elemér keuchte schwer und hob die Faust. Sofort schoß Vaters Stimme auf ihn nieder. "Fuchtele mir da nicht herum, Schwager Elemér! mit Keilerei erreichst du hier nichts, du hast nicht deine Knechte vor dir! Hier heißt es Rechenschaft ablegen!" Vater schwieg wieder. "Du brauchst mir nichts schriftlich zu geben", sagte er dann ruhiger, verächtlich, mit einer etwas theatralischen Geste: "behalte, was du nicht hergeben willst oder kannst ... ich kann es dir sowieso nicht wegnehmen. Denn ich lasse mich nicht in Prozesse ein, ich ziehe nicht mit dem Namen der Familie meiner Frau vor Gericht, weil ich — merk dir das bitte — deine Familie achte, auch dann, wenn sie es nicht verdient, auch dann, wenn du dich schmäählich benimmst ... verstehst du mich?" Stille. "Aber paß mal auf, Elemér. Ob du nun Geld hast oder nicht, ob du jemals welches haben wirst oder nicht, deine beiden Neffen werden im gegebenen Augenblick erfahren, daß sie einen Onkel haben, der der Schuldner seiner Schwester, ihrer verstorbenen Mutter, und ihr eigener, zweier Kinder, Schuldner ist ... darauf kannst du gefaßt sein. Ich habe dir nichts mehr zu sagen." Onkel Elemérs großes rotes Gesicht war ganz bleich geworden, er stand auf, machte eine Bewegung auf Vater zu, suchte nach Worten und stotterte mit nicht im geringsten brüllender Stimme etwas, das wie Erklärung, Entschuldigung und Wiedergutmachung klang. "Ich habe dir nichts mehr zu sagen", wiederholte Vater freundlich, aber bestimmt, "du mußt nun wissen, was deine Pflicht ist, von mir erwarte kein Wort mehr! ..." "Sieh mal, Schwager Ludwig ..." begann Elemér, aber Vater unterbrach ihn und fragte, ob er bei ihnen zu Abend zu essen wünsche, und meinte dann, es sei doch in diesem Jahr ein verdammt heißer August... —

"Um eine beträchtliche Summe seid ihr ärmer geworden", sagte Vater viele Jahre später zu Paul, als er mit ihm am Ufer des Csorba-Sees spazierte, "vielleicht um ein großes Vermögen. Unzählige Male habe ich mein Gewissen in dieser Sache geprüft und bin immer wieder zu dem Ergebnis gekommen, daß meine Schuld — sofern ich überhaupt mitschuldig bin — nur in meinem zu großen Vertrauen zu den Menschen zu suchen ist. So lange habe ich vertraut, so lange gewartet, bis es zu spät war, bis alles dahin war ... aber mach auch du dir nichts daraus. Auf das Entbehrliche muß man verzichten können, und nur dann verliert man mit ihm zugleich nicht auch ein Stück seines Lebens, wenn man ihm nicht nachweint, wo alles Klagen ohnehin vergebens ist. Du bist nun schon ein erwachsener Mensch, und ich glaube,

du wirst auch vernünftig genug sein, um zu verstehen, was ich dir gesagt habe. Allerdings ..." fügte er nachdenklich hinzu und blieb auf dem Wege stehen, "allerdings kann man auf diese Weise kein reicher Mann werden. Sich ein Vermögen zu erwerben, dazu gehört Gewalt, Ausdauer, Rücksichtslosigkeit. Wir sind von anderer Art."

"Jawohl", antwortete Paul, dachte nach und sagte dann noch altklug: "Und zum Reichwerden gehört auch noch Glück ..."

"Stimmt", pflichtete Vater bei, "also gebe Gott, daß du wenigstens Glück hast ... denn das gehört nicht nur zum Reichwerden, sondern auch zum Sichwohlfühlen im Leben ..."

Onkel Elemér blieb an jenem Abend nicht bei Hegedüs' zum Essen; weit lautloser als sonst ging er fort und ließ sich auch nicht mehr in der Andrásystraße blicken. Vater war einige Tage mißgestimmt und wortkarg. In der stillen Wohnung belebte nur Georgs Klavierspiel den verklingenden Sommer.

Vom September an lösten indessen kleinere und größere Ereignisse einander ab. Vater begann seine übliche Winterlebensweise: vormittags ging er in die Bank und zu seinen Privatpatienten, nachmittags war er im Sprechzimmer oder im Klub. So war das Zusammensein der Familie wieder auf die Mahlzeiten und auf Vaters kurze Besuche im Zimmer der Jungen beschränkt; und an einem Sonntagnachmittag, zum erstenmal seit Mutters Tod, kamen ein paar Herren zu Vater, Karten spielen; am folgenden Sonntag nahm Vater eine Einladung zur Kartenpartie an, und von da an hatte er für die Jungen immer nur einen halben Tag in der Woche frei: den Sonntagvormittag.

Für Paul bedeutete der Schulanfang ein ernstes Ereignis: Herrn Lehrer Tolnay, der derselbe prachtvolle Mensch war wie im vorigen Jahr, und die Mitschüler, die sich sämtlich geändert hatten, größer geworden waren und sich fast alle jetzt für andere Dinge interessierten als vor den Ferien; der eine hatte im Sommer viel geangelt und sprach nun anstatt von der Briefmarkensammlung andauernd davon, daß man gegen Abend andersgefärbte Kunstfliegen als Köder an den Angelhaken tun müsse als morgens; der zweite hatte Tennisspielen gelernt und verachtete nun das ordinäre Fußballspiel aus Herzensgrund; dem dritten war der Vater gestorben, und sie zogen aus der großen Wohnung auf dem Ring in eine



kleine Nebengasse; Josef Szikora indessen erzählte, seine frühreife Schwester mit dem großen Busen habe sich mit dem Telephonmonteur zusammengetan und bereite sich mächtig auf die Hochzeit vor, damit nicht etwa das Kind früher da sei als die Trauung. Paul sieht, daß die Jungen sich nicht nur innerlich, in Denken und Gewohnheiten, verändert haben im Laufe des Sommers: einzelne sind jetzt auf einmal größer als er, obwohl sie vorher kleiner waren, andere tragen an Stelle des glatten Scheitels jetzt das Haar hochstehend wie eine Bürste, wieder andere sind dick oder dünn geworden. Und dann geht er nach Hause und stellt sich mehrmals vor den Spiegel. Ob ich mich auch verändert habe? denkt er und sucht nach fremden Zügen in seinem Spiegelgesicht, an das er sich mit Müh und Not als an sein eigenes gewöhnt hat. Und ob ich mich wohl verändert habe ... nicht bloß äußerlich? forscht er weiter und denkt dabei an den früheren Schachmatador, der jetzt leidenschaftlicher Turner, und an den früheren Duckmäuser, der jetzt der Wildeste und Verderbteste in der Klasse ist. Was ist in mir anders geworden, als es im Juni war? Er denkt nach; nichts fällt ihm ein, nichts fällt ihm auf, anscheinend ist in ihm alles beim alten geblieben. Warum habe ich mich nicht verändert wie die übrigen? denkt er und wird ein wenig betrübt. Vielleicht, weil ich ... gut war, so wie ich gewesen bin?

Georg bestand, wie man erwartet hatte, die Prüfung im Kompositionsfach gut, und das Semester auf der Musikhochschule begann: die schweren Fugen vom *Wohltemperierten Klavier* und die brillanten Etüden vom *Gradus ad Parnassum*<sup>3</sup> wurden nun nach den gierig verschlungenen Kostproben der vergangenen Jahre ernstes, schweres tägliches Brot. Mit kräftigem, großem Schwung setzt sich das Rad des Arbeitsjahres in Bewegung, um die Tage aufzumahlen. Der Schwung wird stärker, die Drehung geschwinder, es kommen Ereignisse, Menschen und Dinge in der stets gewohnten oder immer neuen Reihe — und dann eines Tages stockt plötzlich alles, was gewesen war, und explodiert und zerfällt: die Welt wird anders, und jede Sache, jede Erscheinung bekommt einen anderen, einen völlig neuen Sinn.

Der erste Jahrestag von Mutters Tod fiel auf einen Freitag. Georg und Paul ließen sich in der Schule zwei Stunden frei geben und gingen mit Vater und selbstverständlich auch mit Fräulein Klara auf den Friedhof.

---

<sup>3</sup> Kontrapunktlehre im Dialogstil von Johann Joseph Fux (1660-1741). Enthält Übungsstücke.

Ein kunstvolles Denkmal stand auf Mutters Grab: neben einem weißen Marmorkreuz eine weißmarmorne Frauengestalt, die, in der Bewegung des Fortgehens, den Kopf nach hinten wendet und Abschied winkt; ihr Gesicht ... nein, es ist nicht Mutters Gesicht, aber im ganzen ist die Gestalt doch Mutter. Die Jungen wußten nichts davon, daß Vater ein Grabmal hatte errichten lassen: Paul betrachtete es mit tränenfeuchten Augen, Georgs Gesicht war weiß wie der Marmor, und er sagte kein Wort. Fräulein Klaras Blick haftete lange auf dem Denkmal: ihre Gesichtsfarbe wechselte sonderbar, bald wurde sie bleich, bald ganz rot. "Schön", sagte sie leise, "wunderschön .. . arme Frau ..." und plötzlich legte sie die Hand auf Vaters Arm. Vater stand gesenkten Hauptes da, als betrachtete er den großen Strauß roter Rosen, den die Jungen aufs Grab gelegt hatten. Als Fräulein Klara ihn berührte, hob er plötzlich den Kopf, seine Lippen zuckten, aber er sagte nichts. Da zog Fräulein Klara still ihre Hand wieder zurück und ließ sie sinken. Diese beiden Bewegungen bemerkten auch die Jungen. In einem sonderbaren Instinkt blickten sie plötzlich einander an.

Als sie aus dem Friedhofstor traten, sagte Vater leise und nachdenklich: "Ja, Kinder ... jetzt haben wir von Mutter Abschied genommen." Dann winkte er einer Droschke. Im Wagen sprach keiner von ihnen. Abschied genommen? dachte Paul, es ist doch schon ein Jahr her, daß wir von Mutter Abschied genommen haben, wieso also jetzt wieder? oder nehmen wir jedesmal von ihr Abschied, wenn wir ihr Grab besuchen? Jetzt steht dort das schöne Denkmal ... wir müssen oft herkommen und Mutter Blumen bringen. Der weißen Statue und der roten Blumen Farbe klang leise in ihm fort: er fühlte wohlige, reine Ruhe und nichts von Traurigkeit; der Gedanke ging ihm durch den Kopf, Mutter müsse es gut haben dort in der Erde unter dem schönen Denkmal und den herrlichen Blumen, dort unten ... oder dort oben im Himmel; und wenn es auch nicht mehr immer gelingt, sich genau an ihre Gestalt zu erinnern, und wenn' einzelne Aussprüche oder alte Bilder auch nicht mehr Mutters lebendes und einheitliches Wesen vor unsere Augen beschwören, sondern nur den flüchtigen Schatten ihres Lächelns, ihrer Bewegungen, ihrer Stimme ... dennoch: wir lieben sie und werden sie nie vergessen.

Vor dem Gymnasium stieg Georg aus der Droschke, Paul wurde ebenfalls an seiner Schule abgesetzt; dann kamen sie nach Hause, aßen zu Mittag, plauderten, lernten, machten Musik; jeder ging seiner gewohnten

Beschäftigung nach; schließlich wurde es Abend, und sie gingen zu Bett. Am nächsten Morgen —

Es war ein Samstagmorgen. Die Jungen standen auf, — im Badezimmer fanden sie statt ihrer Schulanzüge ihre dunkelblauen "guten" Anzüge bereithängen. Fräulein Klara war wie gewöhnlich schon sehr früh auf den Beinen, war mit dem Haushalt beschäftigt, und die Jungen sahen sie gar nicht; als Paul dann das Stubenmädchen fragte, warum er heute den blauen Anzug anziehen solle, zuckte sie die Achseln und sagte kurz: "Das Fräulein hat es so befohlen." Es ging schon auf halb acht zu, der Frühstückstisch war gedeckt, lange fackeln konnte man also nicht. Warum soll man nicht mal den blauen Anzug anziehen? meinetwegen ... — Als sie punkt halb acht ins Eßzimmer traten, saßen Vater und Fräulein Klara schon am Tisch. Vater hatte den Cutaway an und Fräulein Klara ihr dunkelblaues Kostüm: und als die Jungen in der Tür stehenblieben, standen die beiden plötzlich gleichzeitig auf. "Kinder", sagte Vater, — er hüstelte, und seine Stimme bebte ganz merklich, — "Kinder, heute geht ihr nicht in die Schule, ich habe mir bereits vorgestern Urlaub für euch geben lassen." Zwei Köpfe machen eine verwunderte Bewegung nach oben; zwei Augenpaare suchen forschend in Vaters und Fräulein Klaras Gesicht nach dem Grund dieser überraschenden Mitteilung. Die blauen Anzüge, der Cutaway und das dunkelblaue Kostüm —? Vater schweigt noch einen Augenblick, dann spricht er weiter. "Ihr geht heute nicht in die Schule", sagt er breit, "weil wir heute einen Feiertag haben." Schon wieder schweigt er; sein Mund setzt zwei- oder dreimal zum Sprechen an, als suche er nach den richtigen Worten, vielmehr als ringe er mit den Worten. Und dann sagt er rasch, fast unvermittelt: "Denn von heute an ... habt ihr eine neue Mama!" und da zeigt er auf Fräulein Klara, "ihr kennt sie ja schon und .. . habt sie schon lange recht lieb! ..." Und als wollte er seinen Worten Nachdruck verleihen, als wollte er durch eine entscheidende und beglaubigende Handlung das wahre Gewicht und die wahre Bedeutung des flüchtigen Wortes erklären, wandte er sich Klara zu, hob ihre rechte Hand an die Lippen, trat dann dicht an sie heran und küßte sie auf die Stirn.

Was gleich darauf folgte, gehört mit zu Pauls verworrensten Erinnerungen, von denen auch nach Jahren nur kleine Bruchteile hell hervorblitzten: das gesamte Geschehnis oder Gefühl mit seinen vollständigen

Konturen blieb in Dunkel gehüllt. Er konnte sich nur daran erinnern, daß in dem Augenblick, als er aus Vaters Worten und vornehmlich daraus, daß Vater Klärchen auf die Stirn küßte, die Situation begriff, ein wilder, lauter und sinnloser Jauchzer über seine Lippen drang und daß er Klara sogleich packte und küßte, daß er weinte oder lachte, während er in einem fort seine eigenen Worte hörte: "Klärchen, liebes, süßes Muttchen, liebe, süße Mammi, Klärchen! ..." und auch das hörte und fühlte er unklar und dunkel, daß sowohl Vater als auch Klara lachten, ihn küßten und verzärtelten. Dann ging dieser Glückstaumel vorüber, und erst da blickte Paul seinen Bruder an. In heller Freude suchte er sein Gesicht, seine Augen, ein großes, anfeuerndes Gefühl in der Brust: wein du doch auch und lach und freu dich, und küß sie auch ... jetzt darfst du es ja! Aber natürlich sagte er nichts, denn der langsame Mund konnte dem Tempo des inneren Ausbruchs nicht folgen; aber da stand auch schon Georg, der große Junge, der angehende Mann und Künstler, der bereits weiß, was sich schickt und dessen Gefühle sich bereits eingedämmt und in fertigen Formeln melden, vor Klärchen. Er reichte ihr die Hand. Sein Gesicht war schneeweiß, seine Mundwinkel und seine Schläfen zitterten sichtlich. "Ich freue mich wirklich sehr ..." sagte er mit ganz seltsamer, fremder, hohler Stimme, "wirklich ... meinen herzlichsten Glückwunsch!" Und dann wandte er sich an Vater. "Herzlichen Glückwunsch", wiederholte er, und als er die Hand ausstreckte, zitterte auch sie. Vater umarmte Georg und küßte ihn auf beide Wangen. "Nicht wahr, du bist auch froh, mein lieber, kluger, kleiner Musiker", sagte Vater sehr leise. "Ja, gewiß", antwortete Georg laut. Und als Vater ihn aus der Umarmung losließ, da ... ja: da trat Klärchen zu dem Jungen hin und küßte ihn. "Georg", sagte sie, "wir waren immer gute Freunde, nicht? wir haben einander immer liebgehabt, nicht? also jetzt bin ich deine Mama!" und da lachte sie laut und glücklich. "Ja ..." sagte Georg, und plötzlich fing auch er an zu lachen. Wie merkwürdig klang dieses kurze, stumpfe, dumpfe Wort und hinterher das laute, rauhe, glucksende Lachen. Wie merkwürdig war sein schneeweißes Gesicht und seine zitternde Hand, wie merkwürdig und fast unheimlich die seltsam verkrampfte Haltung seines Körpers und der etwas zur Seite geneigte Kopf. Vater wie Paul sahen ihn still an, beobachteten ihn betroffen. Nur einen Augenblick, denn Klärchen fing wieder an zu sprechen. Sie drehte sich Vater zu und hängt sich lebhaft in seinen Arm, ihr Gesicht strahlte. "Ach, ich bin so glücklich, Ludwig!" sagte sie überströmend. "Gott, ist das

nicht komisch, heute ist erst meine Hochzeit, und ich habe schon zwei so stramme, große Söhne! ..." Das sagte sie so lieb, so reizend, so ganz mit der echten Klärchen-Stimme, und danach lachte sie wieder. Und da, wie befreit, lachte auch Vater laut, tief und ausgiebig; Paul lachte auch, mit hellem, frohem Klang; und auch Georg lachte, rauh und heiser, mit zuckenden Lippen und schneeweißem Gesicht.

Gegen elf Uhr gingen Vater und Klärchen zum Standesamt. Bei der Eheschließung waren nur die beiden Zeugen, zwei Freunde von Vater, anwesend; die Jungen blieben zu Hause. Kurz nach halb zwölf kehrten Vater und Klärchen bereits wieder zurück, und so hatten Georg und Paul kaum Zeit, sich vom ersten Fieber der Überraschung zu erholen und über das Geschehene nachzudenken. Paul rannte ununterbrochen durch die Zimmer: seine Aufregung ließ ihm keine Sekunde Ruhe. Georg saß im Kinderzimmer, natürlich in Schweigen versunken. Also redet der denn nie? also kann man denn nie mit ihm sprechen? dachte Paul zwischendurch verbittert. Also ... gibt es denn keine noch so große Freude, durch die auch Georg mal froh würde?! — Die Minuten rasten: Vater und Klärchen sind schon wieder zu Hause, es wird schon Eis gegessen und Sekt getrunken, — Tischgäste waren nur die beiden Zeugen, — und schon ist das Frühstück vorbei, Muttchen Klara geht sich umziehen. Um vier Uhr stand sie im Salon: unter dem langen dunkelblauen Mantel trug sie ein mit Volants besetztes weißes Seidenkleid. Den kirchlichen Segen empfing das neue Paar in der kleinen Kapelle am Stadtpark, ohne jeglichen äußeren Pomp; kurz nach fünf Uhr waren sie schon wieder zu Hause: Doktor Ludwig Hegedüs und seine zweite Ehefrau Klara, geborene Tóth.

Begreiflicherweise war Klara an diesem Tage müde. Die Aufregung hatte ja schon frühmorgens begonnen; und dann, ehe man sich's versah, war es acht Uhr abends: man konnte zu Tisch gehen. Nichts von Festlichkeit, nichts Außergewöhnliches: Vater saß da in seinem kaffeebraunen Hausrock und Klärchen in ihrem grünen Hauskleid, — morgen ist Sonntag, dann kommt Montag: die Wochentage gehen weiter; das Paar verreist nicht, wie es sonst nach Hochzeiten üblich ist, im Haushalt tritt keine Stockung ein, in den Zeitungen erscheint die Vermählungsanzeige erst nachträglich, — nein, es scheint sich wirklich nichts Besonderes ereignet zu haben ... bloß eben, die Welt ist seit gestern anders geworden, aber das braucht man äußerlich nicht zu bemerken, man kann und darf es sogar nicht.

Kaum ist das Abendessen beendet, da steht Klärchen schon vom Tisch auf. "Ich bin müde, Kinder", sagt sie und streicht sich über beide Wangen, "ist auch nicht zu verwundern, nicht wahr?" Nein, natürlich ist das nicht zu verwundern. "Also dann ... gute Nacht, Georg, gute Nacht, Paulchen, träumt süß", und sie geht auf die Jungen zu, gibt ihnen die Hand, im Vorbeigehen streichelt sie Vaters Schulter, dann zieht sie sich ins Schlafzimmer zurück.

Vater bleibt mit seinen Söhnen noch am Tisch sitzen. Fünf Minuten, zehn Minuten. Unterdessen räumt das Mädchen den Tisch ab. Schwer hängt der Speisengeruch in der Luft. Vater hat eine Flasche dunkelbraunen, ölig glänzenden Tokaierwein vor sich stehen; er gießt sich ein kleines Gläschen ein, trinkt es langsam aus, schenkt wieder ein und trinkt aus. "Eine große Veränderung hat der heutige Tag gebracht ..." sagt er leise, "eine große Veränderung ... aber eine gute." Stille. "Ihr könnt euch auch über sie freuen, denn ihr habt ja eure neue Mama lieb, habt sie schon lange lieb, und auch sie hängt mit zärtlicher Liebe an euch. Sie wird genau so gut zu euch sein, wie eure leibliche Mutter es war. Ich ... für meinen Teil bin nicht nur darum froh über diese Wendung, weil auch ich .. . meine neue Frau sehr liebe, sondern ..." Schweigen, ein tiefer Atemzug: "... das werdet ihr erst später richtig verstehen, wenn ihr ganz erwachsen seid. Man wird mit jedem Tag älter und ... denkt daran, daß die Söhne heranwachsen, eines Tages aus dem Hause gehen ... und man will nicht allein bleiben ..." — Da wird durch die Tür, aus dem Schlafzimmer, Klärchens Stimme vernehmlich. "Ludwig!" ruft sie laut, und dann noch einmal, leiser: "Lutz!? ..."

"Ja, Kind", ruft Vater sofort nach der geschlossenen Tür hin, steht auf und geht auf die Tür zu. Dort wendet er sich um, nach den Jungen, — als wäre in seinen Augen, seinem Gesicht ein Lächeln und um seinen Mund ein etwas verlegener Zug. "Na, Kinder", sagt er und faßt dabei mit der linken Hand nach seinem Schlips und rückt ihn zurecht, "geht jetzt schön schlafen. Gute Nacht." Und behutsam macht er die Tür eine schmale Spalte auf und ist schon aus dem Eßzimmer verschwunden.

Da erheben sich auch die beiden Jungen. Einen Augenblick stehen sie da und sehen einander schweigend an. Aus dem Nebenzimmer, durch die Tür, hört man unverständliches, flüsterndes Sprechen. Georg geht vor, Paul

dreht am Schalter neben der Tür das Licht aus. Und dann gehen sie still durch die dunklen Räume, durch die von der Straße hereinscheinenden schwachen Lichtflecke und schmalen Lichtstreifen hintereinander her in ihr Zimmer, zu Bett.



Budapest, Andrassy ut (1913)

## Muttchen Klara

Die Nachricht von Vaters zweiter Heirat traf alle Welt unerwartet; die beiden selbst aber hatten schon lange Zeit sehr sorgfältig und gründlich die Hochzeit vorbereitet. Diese Vorbereitungen waren ganz im geheimen vor sich gegangen und bezogen sich nur auf Äußerlichkeiten. Zum Beispiel wurde der Tag der Eheschließung festgesetzt und alles zur standesamtlichen und kirchlichen Trauung Notwendige besorgt. Zum Beispiel wurden Klärchens zahlreiche schöne neue Kleider beschafft und alle die sonstigen Sachen, die die neue Frau Doktor Hegedüs brauchte oder gern haben wollte. Das neue Schlafzimmer. Neue Gardinen im Wartezimmer. An Stelle der alten, unmodernen und überall gesprungenen Badewanne eine neue wie eingebaut aussehende aus Fayence. Was alles gab es noch! hundert Dinge, die man kurz so zusammenfassen kann: äußere, sachliche Angelegenheiten. Und innerlich? da waren wiederum hundert Fragen, auf die es jedoch kaum Antworten gab. Warum mußten sie gerade einen Tag nach Mutters Todestag heiraten? — diese Frage tauchte am häufigsten auf. Warum nicht früher oder später? Wann hat Vater den Entschluß gefaßt, Klärchen zu heiraten? Jetzt wohnt sie schon seit mehr als zwei Jahren hier bei uns ... ob Vater es wohl schon damals gewußt hat? damals? wann? nun ... schon früher, oder ob er sich plötzlich zu dieser zweiten Ehe entschlossen hat? Und wenn er schon früher die Absicht gehabt hätte.., ach, Unsinn! wie hätte er denn schon früher die Absicht haben können, Klärchen zur Frau zu nehmen, früher, nämlich als Mutter noch lebte! Aber ... wenn ihm nun Klärchen vielleicht schon früher gefallen hat? sollte das nicht die Ursache der schlechten Stimmung gewesen sein, die Mutter so häufig befahl, gerade von der Zeit an, da Klärchen ins Haus kam? Gewiß, Mutter konnte Klärchen gut leiden, aber manchmal mochte sie sie nicht, das ist ganz sicher: heute ist es bereits mit nichts anderem mehr zu erklären, daß Mutter manchmal ganz auffallend hart, rücksichtslos und ärgerlich zu Klärchen sprach, wo sie doch sonst nie mit jemandem schimpfte und alle Menschen gern hatte. Ohne einen wahrnehmbaren Grund warf sie manchmal plötzlich, geradezu überraschend, Klärchen ein strenges Wort oder auch bloß einen bösen Blick hin ... sollte da nicht ein Zusammenhang gewesen sein? und sollte nicht ferner ein



Zusammenhang gewesen sein mit jenen unvergeßlichen finsternen Worten, die Vater einmal sagte: um des Familienfriedens willen bitte ich dich, vielmehr verbiete ich dir ... oder wie hatte er noch gesagt? und noch etwas: ich dulde nicht, daß du an mir zweifelst oder mißtrauisch bist mir gegenüber ... und dann noch etwas von menschlicher Würde oder Ehre ... was war das noch, was Vater so energisch forderte... Und da wacht in Paul mit einemmal ein Wort auf und hockt Tage hindurch wie eine beängstigende dunkle Wolke über allen seinen Gedanken, das Wort: *Eifersucht*. Kürzlich hatte er dieses Wort gelesen in einer Zeitung, die auf dein Eßzimmertisch liegengeblieben war. *Familie aus Eifersucht ermordet*, so lautete die Überschrift der Nachricht, und Paul erfuhr aus dem langen Artikel, daß *Therese Sinka, die 43 Jahre alte Frau des Schankwirts Viktor Sinka, in das Bohnengemüse, das sie zum Abendessen auf den Tisch stellte, ein vorläufig noch unbekanntes Gift in tödlicher Menge gemischt hatte. Kurz nach der mit gutem Appetit verzehrten Mahlzeit erkrankten unter schweren Krämpfen und deutlichen Vergiftungssymptomen der 40 Jahre alte Schankwirt, die Giftmischerin selbst, die drei Kinder der Eheleute sowie die 66 Jahre alte Mutter des Viktor Sinka und die 24 Jahre alte Dienerin Katharina Prosz, mit der der Schankwirt nach den Aussagen zahlreicher Nachbarn und Stammgäste der Kneipe seit längerer Zeit ein Liebesverhältnis unterhalten hatte, wodurch er seiner Ehefrau entfremdet worden war, die er sogar einmal aus dem Hause gejagt, aber dann wieder aufgenommen hatte. Alle genannten Personen starben noch im Laufe der Nacht in verschiedenen Krankenhäusern.* Als Paul Georg fragte, was das sei: Eifersucht, erhielt er eine unklare und ausweichende Antwort; auch Klärchen gab ihm keine deutliche und zufriedenstellende Auskunft; um so genauer und weitschweifiger aber erklärte ihm die Sache Toni Petriss in der Schule: "Das ist angeblich so", sagte Toni, "zwei Leute lieben sich, zum Beispiel ein Junge und ein Mädchen oder ein Vater und eine Mutter oder so, und dann verliebt sich einer von beiden in jemand anders, und der andere bemerkt das, und der ist dann eifersüchtig, verstehst du? der will dann den andern nicht mit jemand anders zusammen sein lassen, also sagen wir, der Junge das Mädchen nicht mit einem andern Jungen, mit demjenigen, um dessentwillen die ganze Sache überhaupt ist, also verstehst du nicht?" Doch, gewiß, er verstehe, sagt Paul ein wenig konfus, "also ... diese Frau Sinka hat die alle vergiftet ..."

"Ja, natürlich", unterbricht ihn Toni ergänzend und überlegen, "also das mit der Eifersucht ist so, daß dann derjenige, der eifersüchtig ist, die beiden andern umbringt", er brach ab und dachte nach, "und eventuell bringt er sich auch selbst um", fügte er wohlunterrichtet hinzu. Also: Eifersucht. Ob nicht auch Mutter von diesem schauerlichen Gefühl gequält worden ist? wenn Vater vielleicht .. . nun ja, natürlich, Vater hat doch Klärchen geheiratet, weil er sie liebt, — wenn also Klärchen Vater schon gefallen hätte, als Mutter noch lebte? Wenn zum Beispiel Mutter dahinter gekommen wäre ... Der Gedanke faßt Wurzel in der Seele, und die Zeit läßt den Baum der Erkenntnis wachsen und gedeihen. Tage und Jahre gehen dahin, und aus der Tiefe der Vergangenheit taucht hie und da ein Wort oder eine Bewegung auf, sämtlich Beweise dessen, daß Vater doch schon sehr lange, schon früher in Klärchen verliebt gewesen war. Mutter hat noch gelebt, als er die andere schon liebte — und natürlich, denkt Paul etwa zehn Jahre später, hat er Mutter auch mit ihr betrogen. Vater begann um die Zeit, als Klara im Hause war, so oft ins Kinderzimmer zu kommen, mehrmals am Tag, in den Zwischenpausen während seiner Sprechstunde. Mit ihr sprach er in ganz anderem Ton als mit den vorhergehenden Erzieherinnen, und zu Klaras Zeit wurde das Fräuleinzimmer in ein gemütliches, warmes Stübchen umgewandelt, in das alle Augenblicke ein neues Möbelstück gestellt, ein neues Bild gehängt oder ein neuer Teppich gelegt wurde, — "aber liebes Kind, es wäre jammerschade gewesen, sich diese Gelegenheit entgehen zu lassen, das Stück ist doch zwanzigmal so viel wert, wie es mich gekostet hat! wohin damit? das ist doch kein Problem; entweder in den Salon oder ... es wird sich schon ein Platz dafür finden; weißt du was? wir tun es einstweilen ins Fräuleinzimmer, gut?" Wie viele derartige Gespräche wurden damals zwischen den Eltern geführt. Und dann vergaß man, für den neuen Gegenstand einen endgültigen Platz zu suchen, und er blieb im Fräuleinzimmer. Nach ihrer ersten Krankheit im Frühjahr weinte Mutter oft, natürlich heimlich, eingeschlossen in ihr Zimmer, aber die Jungen sahen sie oft mit rotgeweinten und noch röter gewaschenen Augen aus dem Badezimmer kommen. Vielleicht hat sie sogar gewußt, daß Vater ein Verhältnis mit dem Kinderfräulein hatte. Wahrscheinlich hat sie es gewußt ... und bestimmt hat sie schrecklich deswegen gelitten, zweifellos hat dieses Wissen und dieses Leid, da es auf andere Weise nicht zum Ausbruch kommen konnte — man brauchte sich ja nur Vaters harte Worte von der

Menschenwürde und Mannesehre ins Gedächtnis zurückrufen —, Mutters Lebenskraft und Lebenswillen untergraben. Wer könnte jedoch darüber etwas Bestimmtes wissen? Längst vergangene Dinge sind das ... man kann sich schließlich doch irren, und im übrigen: welcher Mensch hat das Recht — er mag ein noch so Nahestehender sein, letzten Endes ist er dennoch ein Fremder —, im Leben anderer zu forschen, um etwas zu verstehen oder auch nur zu erfahren?! Ich habe das Recht nicht, sagt sich Paul, wie er in den späteren Jahren manchmal seinen stark ergrauenden Vater und die jugendliche — nein: die junge, schöne, strahlende schwarzhaarige Klara betrachtet ...

Im Hause änderte sich zunächst so viel, daß Klara Mutters so lange leer gebliebenen Platz am Tisch einnahm und daß die bisher mit den gesonderten Worten "Mutter" und "Fräulein Klara" ausgedrückten Begriffe sich nun in der Benennung Muttchen Klara vereinigten.

Klara erfüllte und übernahm diese zweifache neue Aufgabe. Sie war noch lieber, noch besorgter, noch gütiger als vorher: und gleich in den ersten Wochen wurde zu Pauls größter Zufriedenheit die Frage gelöst, die ihn im stillen schon von dem Tage an beunruhigt und aufgeregt hatte, da Klara zu Muttchen Klara und zur Herrin des Hauses vorrückte. Werde ich wohl jetzt ein neues Fräulein bekommen? ging es ihm sorgenvoll durch den Kopf, und dieser Gedanke bedrückte ihn derart, daß er nicht einmal mit Georg über die unliebsame Möglichkeit zu sprechen wagte. Eines Tages indessen kam das Thema unerwartet und ganz offen zur Sprache. Vater erwähnte eines Abends mit im Grunde genommen recht schmerzlicher Taktlosigkeit, daß er sich um Weihnachten herum für ein paar Tage frei machen könnte und gern mit Muttchen Klara auf eine Woche verreisen würde, nur hier in die Nähe, etwa auf den Semmering. Klara lehnte dies sofort und sehr energisch ab. "Wir werden doch die Jungen über Weihnachten nicht allein lassen", sagte sie gerade heraus und kümmerte sich nicht darum, daß Vater seinerseits vielleicht in dieser Offenheit eine Taktlosigkeit sehen könnte. "Und außerdem", setzte sie fort, "hat Paul Neujahr Geburtstag und wird zehn Jahre alt." Vater schwieg und runzelte die Stirn; Paul strahlte und war von Muttchen Klara schwärmerisch entzückt. Nach einigen Tagen hatte die Sache eine Fortsetzung. "Was denkst du,

Kind", fragte Vater, "müßte man nicht dafür sorgen, daß die Jungen, besonders Paul, nicht so viel allein seien?"

"Willst du vielleicht eine Gouvernante ins Haus nehmen?" fragte Klara mit merkwürdiger Betonung. "Warum denn nicht?" meinte Vater, "bis zum dreizehnten, vierzehnten Lebensjahr wäre das absolut angebracht ... oder eventuell einen Erzieher, einen Studenten —"

"Ach wo", unterbrach ihn Klara. Und weiter sagte sie nichts; Vater sah sie fragend an; dann fuhr es ihm mit einemmal ein wenig gereizt aus dem Munde: "Demnach werden wir beide niemals zusammen verreisen, na schön." Klara erwiderte sofort sanft und freundlich: "Aber Ludwig ... deswegen können wir doch verreisen, jederzeit, wann du willst. Für die paar Tage oder auch für ein paar Wochen werde ich meine Mutter bitten, herzukommen und das Haus und deine Söhne zu betreuen." Und damit war die Frage der Erzieherin erledigt.

Es folgte die Frage der Köchin Käthe; und hier ging keineswegs alles so glatt. Käthe riß die Augen weit auf, als Fräulein Klara ihr an jenem Morgen kurz und bündig mitteilte, daß sie von heute an die gnädige Frau im Hause sei; und zur Erinnerung an das Freudenfest überreichte sie ihr ein Zwanzigkronen-Goldstück. Käthe bedankte sich für das Geschenk — was hätte sie auch anderes tun können, zumal die beiden Mädchen dem früheren "Fräulein" für die Zehnkronenstücke, die sie bekommen hatten, dankerfüllt die Hand küßten — und wünschte der neuen Gnädigen viel Glück. An diesem Punkt indessen stockte die Anfreundung. Käthes Eltern und Großeltern hatten — ebenso wie Amme Evas Geschlecht — mehrere Menschenalter hindurch in Szeles bei den alten und älteren Czendriks gedient, und so machte Käthe von der ersten Minute an gar kein Hehl daraus, daß sie es keineswegs als einen besonderen Ruhm empfinde, nach der adlig geborenen und nun in Gott ruhenden Frau Maria v. Czendrik einer hergelaufenen Klara Tóth zu dienen; und in nicht mißzuverstehenden Worten ließ sie sich über den Charakter dieser Person aus, die sich nicht gescheut habe, als einfaches Kinderfräulein ihrem Herrn den Kopf zu verdrehen ... "Weißt du, Julie, ich könnte allerhand erzählen, aber ich halte lieber den Mund, sonst könnte es noch den armen unschuldigen jungen Herren zu Ohren kommen, aber ich laß mir mit zwanzig Kronen nicht das Maul stopfen, auch wenn's ein Goldstück ist, nicht; weißt du, Julie, ich will ja nichts sagen, meinetwegen soll das jeder mit seinem eigenen Gewissen abmachen, aber bei uns zu Hause in Szeles

nennt man eine solche Person eine Dirne!" Diese Gespräche drangen bis in die Zimmer vor; Klara wurde manches Mal von Wut gepackt, aber sie schwieg. Die Schwierigkeit bei der Sache war Käthes Benehmen. Als existiere die neue Frau Doktor Hegedüs überhaupt nicht, überhörte sie einfach ihre Befehle, sprach kaum je ein Wort zu ihr und wandte sich häufig und demonstrativ an den Herrn des Hauses, um diese oder jene Weisung einzuholen. Klara sah sich dieses Verhalten eine Zeitlang stillschweigend an; dann teilte sie eines schönen Tages Vater mit, daß sie die Köchin hinausgeworfen habe, Käthe packe ihre Sachen und sei im Begriff zu gehen. "Es wird dir ja nicht entgangen sein, was sich hier im Hause seit Oktober abspielt", sagte sie. "Bisher habe ich mir gedacht, sie würde mit der Zeit zur Vernunft kommen. Aber diese Unverschämtheit kann ich mir doch nicht gefallen lassen, denk dir, heute morgen rügte ich sie wegen etwas, da gab sie mir freche Antworten, worauf ich zu ihr sagte: Geschenke annehmen, das tun Sie ... also, da geht doch die Alte stillschweigend zur Tür hinaus, kommt gleich darauf zurück und legt mir das Goldstück vor die Nase auf den Tisch ... da hab ich sie rausgeschmissen. Sie soll mir nicht mehr unter die Augen kommen!" Dies war der erste Streit zwischen Vater und Klara, und Vater siegte. Offen und energisch protestierte er dagegen, daß die alte Köchin fortgeschickt würde.

"Nein, Kind", wiederholte er wohl zehnmal, "in diesem Fall gebe ich nicht nach!" Und da er das störrische Beharren auf seinem Standpunkt, das eigentlich unsinnig war, irgendwie begründen mußte, sei es auf subjektive, sei es auf objektive Art: brachte er zwei Gründe zugleich vor. "Denke dir meinerwegen", sagte er, "daß ich aus Pietät an dieser alten Dienstmagd wie an einem Stück Vergangenheit hänge, oder denke, daß ich mich an ihre Kocherei sehr gewöhnt habe!" Dann rief er Käthe ins Sprechzimmer, und redete ihr eindringlich ins Gewissen. "Ich hab' ihr den Kopf zurechtgesetzt", sagte er nachher zu seiner Frau, und Käthe blieb. Sie blieb, zweifellos als Siegerin über die neue Gnädige, aber ein wenig geduckt und kleinlaut. Ihr stilles Murren blieb nunmehr in den vier Wänden der Küche, das Abrechnen besorgte natürlich die Gnädige, und wenn es etwas zu fragen gab oder irgendwelche Anordnungen und Dispositionen benötigt wurden, mußte sie sich natürlich an die Gnädige wenden. Abgesehen von all dem schickte Klara am Ersten des nächsten Monats das faule und nicht sehr saubere Küchenmädchen fort; Mama Tóth in Baja sorgte für eine ordentliche

Nachfolgerin. Am Ersten also erschien die neue Rosa aus Baja: Käthe wußte genau, was das zu bedeuten hatte. Einen Maulkorb für sie, eine Spionin für die Gnädige. Und sie wußte auch, daß sie sich jetzt vor jedem übereilten bösen Wort zu hüten hatte, denn sonst war es endgültig aus mit der Herrlichkeit im Hause Hegedüs. Und da gutes Gehalt und gute Kost und reichlich verteilte Geschenke und das Sorgen für den guten gnädigen Herrn und besonders für die zwei armen Waisen der verstorbenen "richtigen" Gnädigen nicht zu verachten waren, und da die fünfzehn Jahre, die sie im Hause diente, auch in die Waagschale fielen und man schließlich und endlich heutzutage nicht so leicht wieder eine gute Stelle fand, hielt Käthe den Mund, schluckte manches hinunter und war auch zuweilen dem Ersticken nahe: aber das Problem der Köchin war gelöst.

Andere Probleme gab es in der ersten Zeit nicht. Alles ging geordnet seinen Gang weiter. Kleinere Veränderungen zeigten sich zwar, aber Paul maß ihnen keine Wichtigkeit bei, nahm sie oft nicht einmal wahr. Und als er dann sah, daß es sich hier und dort eigentlich gar nicht um kleine, sondern um große Veränderungen handelte, war es ohnehin schon zu spät: diese neuen Dinge waren bereits Hausordnung und Hausgesetz geworden. Ordnung und Gesetz geworden war vor allem der Umstand, daß Vater wieder geheiratet und daß eine neue Frau Mutters Platz eingenommen hatte; und Paul fügte sich dem aufrichtig und zufrieden. Als er an jenem Morgen die Tatsache erfuhr, loderte all das, was sich im Zusammenhang mit Mutter, mit Mutters Verlust und mit dem beglückenden Besitz der lebenden Klara in seinem Innern angesammelt hatte, in dem Glück des Augenblicks auf. Dieser Augenblick wirbelte alles auf: Paul hatte Mutter schwärmerisch geliebt, und alle Frauen, die bisher in seinem Leben eine Rolle gespielt hatten, schöne und häßliche, gute und schlechte, kleine und große, waren winzige Teile der umfassenden Bedeutung Mutter gewesen, Teile, die sämtlich von ihr ausgingen und zu ihr zurückkehrten. Es wogte in jenem Augenblick der Schmerz um Mutters Tod in ihm auf, der Schmerz des Alleinseins und das Glück der Befreiung aus der Verlassenheit durch Klärchen; die bewußte Sehnsucht und das unbewußte Suchen nach einer Stellvertreterin strömte Klara entgegen; das Zweifeln brach sich Bahn, sein Zweifeln an allem und jedem, der nach Mutter, an Mutters Stelle in seinem Leben würde folgen müssen; und an die Oberfläche drang die Gewißheit, daß alles gut sei, wenn

es Klärchen war, die folgte. Ja: Klärchen folgte, — so ist denn alles in Ordnung, und offenbar gibt es niemanden, der anderer Meinung sein könnte.

Die stillen und schlichten äußeren Formen, unter denen die Ereignisse sich abspielten, die sofort störungslos wiedereingetretenen Alltage, hinter denen die Farbe jenes ohnehin absichtlich abgedämpften, trauerschwarzen Tages verblaßte, bildeten für das zehnjährige Gemüt die beste Brücke, leicht hinüber zu gelangen in einen neuen Lebensabschnitt: und befand es sich erst einmal drüben, so sollte es nach dem jenseitigen Ufer zurückblicken können in dem Gefühl, dort sei es gut gewesen, und das alles gehöre der Vergangenheit an, — das diesseitige Ufer aber sei die Gegenwart, und hier würde alles noch besser sein.

Am Tage nach der Trauung erschien die Vermählungsanzeige in den Zeitungen. Sofort meldeten sich Gratulanten, teils telegraphisch oder brieflich, teils aber auch persönlich. Die meisten, die kamen, um Glück zu wünschen, konnten in ihren Mienen die Verwunderung nur schlecht verhehlen. So schnell? blitzte der Gedanke ihnen aus den Augen, — knapp ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau? ... und die frühere Erzieherin ist seine neue Gemahlin? ... hm, unerhört. Dieser Gedanke, gemeinsam mit anderen forschend wühlenden, verdächtigenden Gedanken, löste sich häufig in Worte auf und gelangte entweder direkt oder auf Umwegen dem Ehepaar zu Ohren. Klara war klug genug, sich um derartiges Gerede nicht zu kümmern, aber sie war auch zu sehr Frau, um nicht manchmal lange, elende Viertelstunden hindurch zu weinen; sie schloß sich ins Schlafzimmer ein und ließ ihrer Empörung und vor allem dem Toben ihrer gekränkten Eitelkeit in den Tränen freien Lauf. Allmählich aber wurde sie härter und machte sich selbst klar, daß eine so außergewöhnliche Eheschließung ja die Schlechtigkeit und Mißgunst der Menschen erwecken mußte. Klara war einige Tage so niedergeschlagen, wie von zehn Frauen an ihrer Stelle zehn gewesen wären; dann aber raffte sie sich so schnell auf, wie es von zehn Frauen keine fertiggebracht hätte. Und dazu trug sehr viel der Umstand bei, daß das frühere Kinderfräulein Klara Tóth bedeutend schneller und leichter als Frau Doktor Hegedüs und somit als gleichrangiges Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen wurde, als sie es selbst gedacht und als Vater, der im stillen das Entgegengesetzte befürchtet hatte, es für möglich gehalten hätte.

Die Hegedüssche Verwandtschaft nahm die Heirat zur Kenntnis, genau so wie Vaters sämtliche übrigen Angelegenheiten. Sie kamen und gratulierten. Es erschien auch Rudolf Hegedüs — der sich schon länger als anderthalb Jahre nicht gemeldet und nicht einmal bei Mutters Tod eine Zeile geschrieben hatte —, er schickte durch das Mädchen seine französische Visitenkarte herein und überreichte dann graziös, mit französischer Manier Klara seine mit Goldschleife versehene drei weißen Nelken, nahm der Tür gegenüber auf dem Rande eines Stuhles Platz, den Stock und den grauen steifen Hut zwischen den Knien haltend; nach kurzem Gespräch und reichlichen, farbig variierten, galanten Glückwünschen verabschiedete er sich, nicht ohne Klara zu versprechen, daß er ihr, sobald sein Weg ihn wieder nach Paris führe, von dort unbedingt ein schönes Hochzeitsgeschenk von bleibendem Wert mitbringen würde.

Die Szeleser Czendriks ließen natürlich nichts von sich hören; die in Budapest lebenden Czendriks hingegen kamen gratulieren. Jedes Wort, das sie sagten, war bissig und empört. Nicht, als ob sie alle um Elemérs gescheiterten Verheiratsplan gewußt hätten, nein, bloß, weil das ja schließlich doch nicht ging: nach einer Maria v. Czendrik eine Klara Tóth! und noch dazu am Morgen nach dem Todestag! ... Aller stille Arger und alles heimliche Gekränktheit war hier völlig begreiflich. Tante Adrienne war kaum eingetreten, als sie auch schon ins Schlafzimmer guckte. "Ah, neue Möbel!" sagte sie in giftsprühendem Ton. "Und was ist aus Marias Nußbaummöbeln geworden?"

"Der hat, wenn ich mich recht erinnere, zu Lebzeiten meiner armen Kusine anderswo gelegen!" sagte Onkel Valentin, während er auf einen großen Perserteppich zeigte. "Und Marias Kleider? und ihre Leibwäsche?" fragte die in ziemlich bescheidenen Verhältnissen lebende Tante Olga, "haben die deine Söhne geerbt?" fügte sie im stillen vor Wut kochend mit unverhohlener Ironie hinzu. "Zum Beispiel ihr Pelzmantel? ..." sagte sie noch wehmütig. "Das nicht", antwortete Vater freundlich lächelnd, "wie könnten denn Knaben Frauenkleider erben? ... ich habe die Sachen, soweit sie brauchbar waren, meiner Frau geschenkt."

"Deiner Frau?" fragte Tante Olgas Mann mit hochgezogenen Augenbrauen, und dann sagte er, als besänne er sich erst jetzt: "Oh, Pardon ... natürlich, Klärchen." Und den Namen zog er ganz in die Länge: Klääää-rchen. Vater spielte den heiteren Ehemann und liebenswürdigen Gastgeber;



im geheimen wallte es manchmal in ihm auf, er sah Klara an und dachte sich, gleich müsse er diese ganze Bagage hinausjagen. Aber Klara war ruhig und freundlich, sie kümmerte sich nicht um die Sticheleien und die ohnmächtige Wut der Czendriks. Da beruhigte sich auch Vater. Sie wußten ja beide, daß mit diesem Tage eine sentimentale Verbindung aufhören würde zu bestehen: dieser Tag würde die Freundschaft mit den Czendriks genau so abschneiden, wie Marias Tod die Verwandtschaft mit ihnen entzweigerissen hatte. Und sie hielten das für natürlich. Bis zuletzt blieben Aladár Czendrik und Frau. Aladár, ein ganz entfernter Vetter, war Reisender bei einer Weinfirma, ein lebensunfähiger, armseliger Mensch, der mit seiner Frau und seinen drei Kindern bereits so weit herabgekommen war, daß er unter dem Druck der Tatsachen auch den Anschein, ein Herr zu sein, aufgeben mußte. Vater begleitete das Ehepaar ins Entrée. Als er Aladár die Hand gab, fing dieser an zu husteln. "Ach, Ludwig", sagte er, bis über die Ohren errötend, "es ist mir zwar furchtbar peinlich, daß ich ... daß ich gerade jetzt ... aber ..." "Was denn, Aladár, nur heraus mit der Sprache", sagte Vater leise; Aladárs Frau umklammerte vor Verlegenheit die Klinke der Entréetür. "Weißt du, Ludwig, die selige Maria hat immer .. . ich habe keine Ahnung, ob du davon weißt ... hat meinen Kindern zu Weihnachten immer an Stelle von Geschenken ..."

"Wie viel?" fragte Vater kurz. "Zehn Kronen jedem ..." sagte Aladár stockend, "aber ich weiß ja, daß wir darauf in Zukunft wohl nicht mehr rechnen können ..." Vater griff in die Tasche und zog seine Brieftasche heraus; gleich darauf hielt Aladár einen Hundertkronenschein in seiner zitternden Hand. "Oh", sagte er ergriffen, "oh ..."

"Schon gut!" warf Vater rasch ein, "also dann ... lebt wohl." — Klara stand am Salonfenster, als Vater wieder ins Zimmer trat. "Ludwig", sagte sie mit einem Anflug von Lächeln, "mit denen ... haben wir hoffentlich nichts mehr zu tun?"

"Nein", antwortete Vater, "die sind erledigt, allesamt!"

Dies alles war nebensächlich. Wichtig war das Verhalten der Freunde, der sogenannten Gesellschaft, das sich glücklicherweise günstig gestaltete. Vaters und Mutters alte Bekannte waren gewiß anfänglich nicht frei von Geringschätzung und Spott oder gar Verurteilung und Verleumdung Klara Tóth gegenüber, aber gegen Frau Klara Hegedüs konnten sie natürlich nichts

einzuwenden haben, und sofern das doch der Fall war, trugen sie es nicht offen zur Schau. Die erste Abendgesellschaft fiel zur vollsten Zufriedenheit aller aus: die Gäste blieben bis in die späte Nacht hinein bei Hegedüs' versammelt; Muttchen Klara erntete dank ihrer Klugheit, Liebenswürdigkeit und Schönheit einstimmigen Erfolg, nicht nur bei den Männern, sondern — was noch wichtiger war — auch bei den Frauen. Anfang November gaben Hegedüs' für mehrere befreundete Ehepaare ein Abendessen; Käthe brillierte, und die Gäste stellten fest, daß die neue Frau Hegedüs neben allen ihren sonstigen guten Eigenschaften auch noch die einer guten Hausfrau besitze. Kurz darauf bekamen Hegedüs' eine Einladung zu einer Soiree bei einem von Vaters Freunden, einem nicht gerade sympathischen, aber in der Gesellschaft als "sehr vornehm" geltenden Mann, — der Ruf der Vornehmheit gründete sich in diesem Falle darauf, daß die Frau des betreffenden Herrn von einer ihrer Verwandten nie anders sprach als: "Meine Schwägerin, die geborene Komtesse Laundorff ..." —, und dieser Umstand entschied Klaras Los in der Gesellschaft endgültig. Vater pflegte mit der stolzen, betont bürgerlichen Geste der Akademiker zu verkünden, daß er sich um die Vorurteile der Gesellschaft nicht viel kümmern, wem irgend etwas nicht passe, der könne ihm gestohlen bleiben. Dessen ungeachtet war es nicht zu leugnen, daß er aufgeregt — er mochte seine Aufregung noch so gut verbergen —, ängstlich und gespannt seine neue Gemahlin auf dem Weg gesellschaftlicher Erfolge beobachtete. Konnten denn Zweifel darüber bestehen, daß sie nicht in der besten Weise von der Gesellschaft aufgenommen würde? Die Herren der Bank, bei denen er seit Jahren Hausarzt war, die Freunde, mit denen ihn langjährige Gemeinschaft verband, die näheren und entfernteren Bekannten, die sich gewiß nur an angenehme Stunden des Zusammenseins erinnern konnten: würden sie es ihm tatsächlich zum Vorwurf machen, würden sie es ihm tatsächlich nicht verzeihen, daß seine zweite Frau aus einer sehr bescheidenen Kleinbürgerfamilie, ja sogar einer kleinstädtischen Halbbürgerfamilie stammte und überdies Kinderfräulein gewesen war in dem Hause, dem sie jetzt als Herrin vorstand? Die unzähligen Bürgerfamilien, die wie an ein Orakel an ihren Hausarzt glaubten, an den eleganten, angesehenen, vornehmen Doktor Hegedüs, würden sie nicht im geheimen die Nase rümpfen und ihm schließlich aus lächerlichen Vorurteilen ihr Vertrauen entziehen? Die großen Bankiers und die hochadligen Familien würden sich

natürlich nicht viel um die Sache kümmern, vielleicht nicht einmal von ihr Kenntnis nehmen — in diesen Kreisen fängt das Interesse bei Millionenunternehmungen und beim blauen Blut an —, aber würde nicht Herr Rechtsanwalt X, dessen Frau einst, allerdings mindestens schon vor fünfzehn oder zwanzig Jahren, Ladenmädchen war, etwa zu weit gehen in demonstrativer Strenge gegen die nicht ebenbürtige junge Frau? oder der praktische Arzt, Doktor Y, der kürzlich eine jugendlich aussehende Witwe geheiratet hat, die vorher zehn oder fünfzehn Jahre seine Freundin gewesen war? Vater sann darüber nach, wie er Klara den Weg in die Gesellschaft erleichtern könnte; feine Einfälle und derbe Gewaltmethoden schwirrten ihm im Kopf: und nichts von alledem brauchte angewandt zu werden. Abgesehen von gewissen notwendigen und angenehmen Formalitäten nahm die Gesellschaft die neue Frau Hegedüs in gar keiner Weise auf, sondern tat, als hätte diese von jeher in ihrem Kreise gelebt. Und Klara benahm sich glänzend. Als hätte sie von jeher in diesem Kreise gelebt.

Das Haus Hegedüs, das zu Mutters Lebzeiten ziemlich still und nach ihrem Tode wie ausgestorben gewesen war, wurde nun recht laut. Mindestens zweimal wöchentlich kam Besuch, manchmal waren sogar drei oder vier Abende der Woche mit Geselligkeit ausgefüllt. Und dazu kamen natürlich die Gegenbesuche. Die Abende, an denen keine Gäste im Hause bewirtet wurden, waren von Einladungen zu Abendessen oder Abendtees mit Beschlag belegt. Vater hätte gerne die Musik-Donnerstage wieder eingeführt, stieß jedoch auf das Hindernis, daß die gesellschaftlichen Verpflichtungen zu groß waren, als daß man regelmäßig den Donnerstag dafür hätte freihalten können. "Später, Ludwig", sagte Klara, "wenn ..." sie überlegte ein wenig und fand dann das Wort: "wenn diese Einführungsgastereien ein bißchen abgeflaut sind." Das war allerdings ein stichhaltiger Grund. Aber als das Geselligkeitsfieber oder der Geselligkeitszwang der ersten Monate nachzulassen begann, stellte sich heraus, daß Klara leidenschaftlich gern ins Theater ging. An die Stelle des ehemals gültigen Gesetzes: einmal im Monat eine Operette, einmal in der Woche eine Oper und zwischendurch das eine oder andere Theaterstück, von dem es hieß, es sei gut, trat die Anarchie, was bedeutete, daß Klara, wenn sie an Hand ihres Kalenders festgestellt hatte, es sei weder eine Einladung zum Essen noch nach dem Essen, noch eine Kartenpartie fällig, an eine beliebige Theaterkasse telefonierte — das

aus der Sonntagszeitung ausgeschnittene Wochenprogramm hing immer am Kalender — und für den Abend Karten bestellte. So gingen sie an den freien Abenden ins Theater. In welches? das war ganz gleich. Zu einem Stück, das sie noch nicht gesehen hatten. Geradezu wild stürzte Klara sich auf das Theaterbesuchen; wenn zufällig an einem Abend kein Stück gegeben wurde, das sie noch nicht kannten — in die Oper zu gehen, machte ihr offen gesagt nicht viel Freude, ganz energisch aber verwahrte sie sich dagegen, eine Oper zweimal anzuhören —, dann kamen die Kabarette an die Reihe; mit Vorliebe sogar setzte Klärchen sich in jene verrauchten, nach Bier riechenden Lokale mit kleinen Bühnen, wo eindeutige Couplets und unanständige Einakter vorgetragen wurden.

Der Theaterbesuch war also ständiges, aber offenbar kein hinlängliches Programm. Nach dem Theater wurde meist in einem fashionablen Restaurant oder vornehmen Hotel gegessen, und manchmal kam es auch vor, daß man im Anschluß daran noch ein Nachtlokal aufsuchte. Das war dann schon am Nachmittag verabredet worden. Vater ging in Frack und Zylinder, und Klara zog ein sogenanntes großes Abendkleid an. Wie schön waren diese Kleider. Nicht umsonst hatten sich die Schneiderinnen und Salons angestrengt. Mit großer Verwunderung lauschte Paul manchmal beim Mittagessen den sonderbaren Gesprächen zwischen Vater und Muttchen Klara: er konnte sich nicht erinnern, Vater jemals mit Mutter über zu bestellende oder in Arbeit befindliche oder soeben fertig gewordene Kleider sprechen gehört zu haben; und nun war von Dingen die Rede wie: ob das neue Trotteurkleid französischen oder englischen Schnitt haben solle, ob das neue Kostüm nicht doch lieber dunkelblau als dunkelgrau sein solle, ob zu dem neuen Nachmittagskleid Taft oder vielleicht Taftfleur gewählt werden solle, und ob zu dem neuen Abendkleid ein Hermelinkragen passe, oder ob nicht doch ein Seidenschal oder eine Mantille aus Goldtüll schöner wäre. Nein: das waren ganz neue Gesprächsthemen, und allein Anschein nach interessierten sie Vater sehr; überhaupt schien Vater großes Interesse für Kleiderfragen zu haben, denn wenn Muttchen Klara zu Hause anprobierte, ging Vater jedesmal ins Schlafzimmer, und wenn sie ein Kleid in einem Salon bestellt hatte, fuhr Vater manchmal zur Anprobe mit ihr in die Stadt. — Eines Abends zog Vater den Frack, Klärchen ihr neues Abendkleid an. Es war rot, aus dunkelrotem Samt mit roter Spitze, vorne war es tief ausgeschnitten, und hinten hatte es eine lange Schleppe. Dazu trug Muttchen Klara winzige

schwarze Seidenschuhe und glänzende schwarze Seidenstrümpfe, lange schwarze Spitzenhandschuhe und einen weichen, glänzenden schwarzen Pelzschal. Als sie fix und fertig dastand, betrachtete Vater sie strahlend und sagte lachend und in glücklichem Stolz: "Rouge et noir! wirklich, wie ein Märchen aus Paris siehst du aus!" Ja, wie schön war Muttchen Klara, so schön hatte Paul Mutter nie gesehen, weder in einem einfachen, noch in einem prunkvollen Kleid. Dann gingen die Eltern weg; die Jungen aßen allein und mußten auch an diesem Abend allein zu Bett gehen.

Das bedeutete, daß sie im Bett noch lasen oder nicht, daß sie einander gute Nacht wünschten oder schwiegen und daß Georg das Licht ausmachte, ohne daß jemand den Kopf durch die Türspalte gesteckt und gesagt hätte: schlaft gut. So war es jetzt Abend für Abend. Um acht Uhr brachte das Mädchen das Abendbrot herein — die Eltern waren um diese Stunde fast immer schon fort —, und die Jungen schlangen die Mahlzeit hinunter; Paul meistens, ohne die ordentliche Reihenfolge einzuhalten, Georg ein wenig zeremoniell, mit der gekünstelten Eleganz des halbwüchsigen Jungen. Sie waren allein und konnten tun, was sie wollten. Der Brauch und das Gesetz des Hauses: "um neun Uhr haben die Kinder im Bett zu sein!" löste sich infolge der mangelnden Kontrolle auf; Käthe ging immer früh schlafen — übrigens hätte sie mit Vergnügen jede Unordnung, jede Rebellion hinter dem Rücken der Gnädigen geduldet —, die beiden Mädchen standen im Treppenhaus mit den andern Dienstboten aus dem Hause oder mit jungen Burschen herum und schwatzten, lachten oder klagten und klatschten, manchmal waren sie sogar so gewissenlos, sich hinunter zu stehlen auf die Straße. Käthe wußte das, sagte ihrer neuen Herrin aber nichts davon, nicht, weil Schweigen mit Schweigen vergolten wird, sondern weil sie sich nicht so weit herablassen wollte, auch nur in einer solchen Sache ein vertrauliches Wort mit Klara zu reden oder ihr einen Gefallen zu tun.

Die Jungen blieben also allein. In der Wohnung war es still; Georg spielte abends nur sehr selten Klavier, gewöhnlich saß er im Kinderzimmer und kritzelte auf seine Notenblätter, völlig hingeeben an die für andere unhörbaren Töne; zu Bett ging er, wenn er gerade Lust dazu verspürte, und auch Paul hätte aufbleiben können, denn es war ja niemand da, der ihm befohlen hätte, schlafen zu gehen. Manchmal blieb er auch auf. Las oder lungerte in der Wohnung herum, sah zum Fenster hinaus auf die Andrassystraße, knipste Lampen an und wieder aus, versank in die

Betrachtung der Ahnenbilder im Schlafzimmer, ging in die Küche und Bélauschte die Mädchen, wie sie Unfug trieben oder auf die Herrschaft schimpften; dann bekam er das Herumlungern satt und ging zu Bett. Zuweilen drangen Klaviertöne aus dem Salon. Oder auf Georgs Tisch brannte die Lampe. Paul liegt im Bett und starrt leeren Blickes die gelblich beleuchtete Zimmerdecke an. Mutter ist jeden Abend hereingekommen ... auch wenn sie ins Theater gingen, kam sie uns erst gute Nacht sagen. Manchmal guckte sie auch beim Nachhausekommen einen Augenblick zu uns herein. Allerdings bin ich damals früher zu Bett gegangen, aber sie kamen meistens auch früher nach Hause, damals war ich noch klein, jetzt bin ich schon ein großer Junge ... sie wird nicht kommen, gute Nacht sagen ... auch nachher nicht, wenn sie nach Hause kommt, wird nicht leise die Tür ein bißchen öffnen, spät bei Nacht ... ich bin schon groß, beide sind wir schon große Jungen ... Große Jungen! klingt das stumme Echo von der gelben Zimmerdecke, große Jungen sind wir! also, kommt sie deshalb nicht?! und wenn Mutter noch lebte, würde auch sie jetzt nicht mehr kommen?! Das Echo stockt, und auch die Gedanken werden ruhiger. Er fühlt nur, daß ... ihm jetzt irgendein Unrecht geschieht, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, daß irgend etwas fehlt...

"Du, Georg!" sagt er plötzlich, ein wenig scheu. Georg blickt vom Notenblatt auf und blinzelt nervös: "Was denn, was willst du?" Paul schweigt ein Weilchen. "Nichts ..." sagt er dann leise, "bloß ... du könntest dich auch schon schlafen legen."

Die Gastereien, der Theaterfimmel, dieser ganze allabendliche Trubel dauert schon seit Monaten an; allmählich, aber unaufhaltsam verschiebt sich alles aus seiner alten Ordnung. Mit Kleinigkeiten hat es begonnen, dann werden nebensächliche und wichtige Dinge gleicherweise vom Strudel des Wechsels erfaßt. Da die Eltern jeden Abend lange aufbleiben, sind sie natürlich morgens müde. Sie sitzen zwar mit den Jungen am Frühstückstisch, aber Muttchen Klara ist im Morgenrock, und darunter hat sie das Nachthemd an, weil sie sich nachher wieder ins Bett legen will, und die Augen fallen ihr fast zu, während sie Georg den Tee und Paul den Kaffee einschenkt. Vater sitzt fertig angezogen, zum Weggehen bereit am Tisch, aber er gähnt dermaßen, daß es aussieht, als wollte er das ganze Zimmer verschlingen.

Eines Morgens kommt nur Muttchen Klara an den Frühstückstisch und sagt: "Leise, Kinder, Vater ist müde, er schläft heute ein bißchen länger."

"Und frühstückt er gar nicht?" fragt Paul, helles Erstaunen in den Augen. "Doch", antwortet Muttchen Klara, "natürlich wird er frühstücken, aber erst später." Aha ... selbstverständlich. Erst später, allein, beziehungsweise mit Muttchen Klara zusammen, denn auch sie trinkt jetzt ihren Kaffee nicht, versorgt nur die Jungen, bevor sie in die Schule gehen. Vielleicht hätte man ins Schlafzimmer gehen müssen, Vater adieu sagen? — ach nein, er schläft ja. Ist müde. Sie sind spät nach Hause gekommen. Am nächsten Tag nahm Vater wieder am gemeinsamen Frühstück teil, am dritten Tag nicht, da mußte er wieder länger schlafen. Und diesmal erschien auch Muttchen Klara nicht im Eßzimmer: das Frühstück brachte die vorlaute Rosa aus Baja herein, ungekämmt, ungewaschen und mürrisch; "na, da ist das Frühstück", sagte sie, "die gnädige Frau ist müde und schläft und läßt sagen, Sie möchten leise frühstücken, die Zehnuhrbrote habe ich in die Manteltaschen getan." Schweigend saßen sie zu zweien am großen Tisch. Und siehe! alles schien sich den neuen Bräuchen anzupassen: Georgs Tee war dunkler als sonst, und die Teeblätter flossen durch das Sieb mit in die Tasse, und die Zitrone hatte Rosa vergessen hereinzubringen, man mußte klingeln. Die Milch schmeckte ein klein wenig angebrannt, die Brötchen waren dunkler als sonst, und ein Hörnchen war unten sogar verkohlt. Käthe —? nein, sie kann nichts dafür, denn die Brötchen werden vom Bäcker geschickt, und den abgestandenen Teerest von gestern hat Rosa aufgewärmt, und sie hat die Milch anbrennen lassen, als die gnädige Frau klingelte und sie ins Schlafzimmer gehen mußte, weil Käthe schon seit dem frühen Morgen auf dem Markt war: zum Abendessen waren Gäste eingeladen. — Von diesem Tage an frühstückten die Jungen regelmäßig allein; Vater und Muttchen Klara schliefen noch, im Eßzimmer mußte Ruhe herrschen, damit sie nicht gestört würden. Es war nicht schwer, sich still zu verhalten. Was hätten sie auch sprechen sollen ... frühmorgens? Und wie die Eltern ihren Morgenschlaf in die Länge zogen, so verkürzten die Jungen die Frühstückszeit. Ihr Brötchen aßen sie meist beim Mantelanziehen, oft sogar auf der Treppe. Und eines Tages brachte Rosa ihnen das Frühstück einfach auf einem Tablett in ihr Zimmer. Wozu auch zweimal decken, zweimal abräumen?! Vater legte seine Sprechstunde in der Bank auf eine andere Zeit: statt um halb zehn ging er erst um elf in die Bank, und so kamen die

Hausbesuche erst gegen halb eins oder ein Uhr an die Reihe. Das wiederum brachte die Veränderung mit sich, daß Vater statt um ein Uhr gewöhnlich erst nach zwei nach Hause kam; vor drei Uhr war man dann nicht mit dem Mittagessen fertig, so daß Vater dem Mittagsschläfchen zuliebe die Privatsprechstunde auf vier Uhr verschob. Es kam vor, daß noch um halb sieben Patienten bei ihm saßen, also mußten die Klubbesuche auf knappe halbe Stunden beschränkt werden oder ganz wegfallen, denn für die Abende stand ja fast immer ein Programm fest.

Muttchen Klara lag — nach Käthes heimlich klatschenden, anklagenden Aussagen — jeden Tag bis elf Uhr im Bett, frühstückte im Bett — im Bett! —, war gegen halb zwölf mit ihrer Toilette fertig und ging aus dem Haus. Während des Mittagessens wurde immer weniger davon gesprochen, ob Georg sein Latein gut gekonnt habe, was Paul heute für Schularbeiten machen müsse und ob Vater in der Bank einen interessanten Fall gehabt habe; aber immer öfter war zu hören, daß heute furchtbar viele Menschen auf dem Donaukorso waren und daß Muttchen Klara diese oder jene Bekannte in der Konditorei getroffen und ihre Kommissionen in der Stadt gut erledigt habe. Dieser Themenkreis schien zwar einigermaßen eng, denn im großen und ganzen bekamen die Jungens Tag für Tag beinahe dasselbe zu hören; dennoch war er offenbar unerschöpflich. Innerhalb kurzer Zeit kannte Paul ziemlich genau die Namen aller größeren Seidengeschäfte und Modesalons, und unwillkürlich lernte er, daß der Schuster X die besten Trotteurschuhe mache, daß hingegen ein Narr sei, wer seine Abendschuhe nicht im Laden von Y kaufe. Eine Zeitlang machten diese Dinge ihm Spaß, aber dann gewöhnte er sich an sie, und da er Muttchen Klaras Stimme liebte und sich an ihrem Klang erfreuen wollte, flüchtete er vor den langweilig gewordenen Worten in die Unaufmerksamkeit und hörte bloß noch die schöne Stimme. Vater lauschte andächtig jedem Wort aus Klaras Mund, und es gab nichts, worin er ihr nicht beigestimmt hätte. Häufig kam es vor, daß während des Mittagessens Pakete und Rechnungen gebracht wurden. Vater ließ sich nicht gern bei den Mahlzeiten stören, und als sich der erste derartige Fall ergab, ließ er dem betreffenden Boten streng durch das Mädchen sagen, er möge sich ein andermal gefälligst eine passendere Zeit aussuchen. "Lutz", sagte Klara da gleich, "ich hatte eigens darum gebeten, daß die Sachen in der Mittagszeit geschickt würden, weil wir dann bestimmt zu Hause sind und auch nicht im Schlaf gestört werden ... nicht wahr?" Von



da an war Vater wegen solcher kleinen Unterbrechungen der Mahlzeit nicht mehr böse; er war überhaupt in dieser Zeit über nichts böse, trug immer die gleiche liebenswürdige Heiterkeit zu Schau, und wenn ihm einmal irgend etwas nicht gefiel oder ihn ärgerte, wenn auch nur die geringste flüchtige Falte sich auf seiner Stirn zeigte, sagte Muttchen Klara bloß: "Aber Lutz ..." und sogleich war jede Spur von Ärger verschwunden.

Georg war der einzige, der ein wenig ... es ist gar nicht leicht zu sagen, wie sich das mit Georg verhielt. Man kann nicht behaupten, daß er Muttchen Klara liebte, denn das zeigte er nie; doch kann man auch nicht sagen, er liebte sie nicht, denn auch dafür gab es keinen Beweis. Er widersprach ihr nicht, er schien sich sogar bei ihr beliebt machen zu wollen. Am Tisch saß er schweigsam — das war jetzt, da im allgemeinen Klara sprach, nicht so auffällig wie früher — und hielt den Kopf gewöhnlich über den Teller gebeugt; aber Paul entging es nicht, daß er von unten nach Muttchen Klara schielte, oft bloß mit einem flüchtigen Blick, manchmal aber auch, Messer und Gabel stillhaltend, in langes Betrachten versunken, um dann mit verlegenem, jähem Zucken die Augen wegzuwenden. Noch immer ist er so still, so abwesend, wie er früher war, vielleicht sogar noch stiller; man wird ganz verwirrt, wenn man darüber nachdenkt. Was tut er eigentlich? was geht ihm durch den Kopf? warum hat er dies oder jenes gesagt ... denn er hat es nicht so gesagt, wie es ein anderer gesagt haben würde: seine Kameraden, seine Mitschüler im Gymnasium oder in der Musikakademie, die manchmal zu ihm kommen und mit unglaublichem Ernst über ein mathematisches Problem reden oder vom Dreißigjährigen Krieg oder von einer Novelle, die einer von ihnen schreiben will, oder von einem Streichquartett, um sich dann plötzlich über die jüngste Wendung in der Fußballmeisterschaft heftig zu zanken oder mit unbändiger Spiellust nach dem Pingpong-Tisch zu verlangen. Georg war niemals so gewesen wie seine Altersgenossen: auch jetzt ist er anders. Kann man denn nie mehr über ihn erfahren, als daß er "still" sei? ein "denkerisch veranlagtes Kind"? keine "heitere Natur"? Das sind nur Worte, bloße Feststellungen von Tatsachen, die keineswegs als Erklärung dienen können. Es ist; als umgebe ihn eine Leere, die ihn von der Welt abschließt — denn außer der Musik interessiert ihn offenbar nichts —, und die man nicht durchbrechen kann. Geheimnisse hat er, und das ist um so schlimmer, da er gar nicht verheimlicht, daß er Geheimnisse hat. "Warum hältst du immer

alles geheim?" fragte Paul einmal seinen Bruder verbittert und erwartete und hoffte im stillen, daß Georg antworten würde: ich halte doch nichts geheim, ich habe ja gar keine Geheimnisse ... aber die Antwort lautete: "Weil's mir so paßt."

"Mein lieber, kleiner Künstler", das war eine von Vaters ständigen Redensarten. Ist das vielleicht der Grund, der hinter all dem steckt? dachte Paul manchmal, sind die Künstler alle so?

O nein, keineswegs sind sie so. Professor Szilasy, von dem Georg behauptet, er sei ein großer Künstler, ist das genaue Gegenteil von Georg: heiter, gesprächig, laut. Nicht nur, daß er nichts verschweigt, er sagt sogar meistens alles zweimal, ist nicht im geringsten ernst oder finster, sondern erzählt mit Vorliebe Witze und ist im Lachen über seine eigenen Späße allen anderen voraus. Und die übrigen, von denen es heißt, sie seien Künstler, oder die sich selbst so nennen? Da ist zum Beispiel einer, der hie und da an der Tür klingelt, ein Mann mit struppigem Kinn, roter Nase, breitkrepeligem Hut und großer schwarzseidener Lavallière-Krawatte; der schlägt laut Lärm, wenn das Mädchen ihn nicht hereinlassen will, weil sie ihn für einen Bettler hält, und wenn er dann doch endlich im Flur ist, zieht er unter der Achsel zusammengerollte Gemälde hervor, breitet sie aus und legt mit voller, weindunstender Stimme los: "Für ein paar Kreuzer können Sie das haben! ich, Peter Szécsy, der Schüler unseres großen Meisters Michael Munkácsy, biete Ihnen mein größtes Stilleben für drei Gulden an!" Vater hat ihm einmal aus reinem Mitleid eine "Leinwand" abgekauft, aber nicht für ein paar Kreuzer, sondern für zwölf Gulden, was dann zur Folge hatte, daß der Künstler, als er sich alle vier bis fünf Monate wieder einfand, aber abgewiesen wurde, bitter über die Herzlosigkeit der ungarischen gebildeten Klasse fluchte, die es fertig bringe, sogar den Freund Munkácsys verhungern zu lassen. "Oder eher verdursten", sagte Vater, als er dem Meister endgültig verbot, noch einmal an der Wohnungstür zu klingeln. Noch ein anderer "Künstler" war da, den Paul kannte, richtiger gesagt: dessen Stimme er kannte. Es war eine zittrige, tiefe Stimme, eine dunkle Stimme, und sie gehörte einem jener wenigen Bettler, welche die sonst keifende Hausmeistersfrau, im Innern wahrscheinlich eine romantische und musikliebende Seele, nicht vom Hof verjagte. Die dunkle Stimme erklang jeden Freitag, gewöhnlich um die Mittagsstunde, im Hof; zuerst sang sie eine schmachtende Weise, das war die ernste Kunst, dann folgte sogleich die

heitere Kunst: nicht um ein Haar weniger düster trug die dunkle Stimme die neuesten Gassenhauer vor. Dann ließ sie sich in Prosa vernehmen; mit liturgischer Worttreue leierte sie wehleidig: "Ein armer, blinder, des Augenlichtes beraubter Gesangskünstler harret der Spenden des wohlwollenden Publikums!" .. und dann fielen mit dumpfem Aufprall in Papier gewickelte Kupfer- und Nickelmünzen auf das Hofpflaster, die der arme blinde Sänger mit verblüffender Schnelligkeit und Sicherheit aus allen Ecken des Hofes aufsammlte. *Künstler* ... Zum Beispiel war da eine hellblonde junge Frau mit seltsam leuchtenden blauen Augen, die mit ihrem Mann, einem Rechtsanwalt mit stark gelichtetem Haar und ungesunder Gesichtsfarbe, häufiger Gast im Hause war; sie modellierte Statuen und sprach nie von etwas anderem als davon, daß die Führung des Haushalts doch eine ungemein erniedrigende Arbeit für eine Künstlerin sei, sie befasse sich nicht damit, hätte auch Gott sei Dank wegen ihrer künstlerischen Arbeit, wegen des Künstlerklubs, wegen der Besuche von Ausstellungen und der Diskussionsnachmittage und -abende im Kreise ihrer Künstlerbekannten gar keine Zeit dazu. "Wir Künstler!" pflegte die Dame mit Betonung zu sagen, wenn sie über irgend etwas ihre Meinung zu äußern hatte, oder: "wir nicht bürgerlichen Elemente!" Welche Künstler gab es noch in der näheren Umgebung? einen jüngeren, eleganten Herrn namens Kasimir Szebeny, einen Freund aus der Bank, von dem Vater zu sagen pflegte, er sei ein Lebenskünstler; dann noch einen zähen Hausierer, der sich jedesmal vorstellte: "Andreas Gerle ist mein Name, ich bin arbeitsloser Holzplastiker und erlaube mir, Ihnen meine künstlerischen Holzschnitzereien vorzulegen!" Dabei ließ er stets zerknitterte, sturmgeprüfte Empfehlungsschreiben von hochgestellten Persönlichkeiten in der Hand flattern. Ferner der kraushaarige Barbiergehilfe, der jeden Sonntagvormittag kam und Vater im Badezimmer rasierte; Vater, im braunen Schlafrock, empfing ihn immer mit den Worten: "Na, Herr Künstler, sind Sie da? also dann lassen wir uns mal scheren!" Ja, und dann hörte man Vater, wenn er gut aufgelegt war, Dinge sagen wie: "Laß doch mal sehen, was sich der Künstler da mit meinem Schuh geleistet hat!" und damit meinte er den Flickschuster an der Ecke; oder: "der alte Zahnkünstler", und das bezog sich auf Doktor Helbert, den trottigen Zahnarzt ... Man wird ganz wirr und weiß erst recht nicht mehr ein und aus, wenn Vater dann von Georg spricht und sagt, der Künstler lebe in einer höheren Welt, könne also mehr und sei bestimmt auch besser als die übrigen

Menschen, darum sei er auch anders als die gewöhnlichen Menschen, — und Georg sei eben ein Künstler. Wie verhält es sich aber mit jenem nach Wein riechenden, wütenden Künstler, mit jener Künstlerin, der jungen Dame mit den glühenden Augen und dem Lebenskünstler mit lila Seidenstrümpfen, lila Schlips und lila Taschentuch und mit den übrigen, die angeblich auch Künstler sind und doch ganz anders als Georg? man wird ganz wirr dabei. Das Geheimnis wird von Tag zu Tag drückender und schließlich unerträglich. Man muß mit jemandem darüber sprechen. Jemanden fragen, warum Georg so ist. Warum so still, warum so unlustig — und noch hundertmal warum? Paul geht kreuz und quer durch die Zimmer, späht Muttchen Klara nach, die alle Hände voll zu tun hat, eine Hausschneiderin arbeitet im Hofzimmer, flickt und ändert alte Kleider um; Muttchen Klara hilft, gibt Weisungen, tadelt und lobt, dann zieht sie sich an und geht fort, und wenn sie wiederkommt, mit Paketen beladen, muß sie rasch Telefongespräche erledigen, dann wird gegessen, dann legt sie sich hin, — endlich gelingt es Paul doch, sich an sie heranzumachen. Er küßt ihr die Hand, er küßt sie ins Gesicht, er schmeichelt, und plötzlich sagt er: "Muttchen Klara, liebe, süße ... meinst du nicht, daß Georg krank ist?" Muttchen Klara macht große Augen: "Krank?! was sollte ihm denn fehlen? klagt er über etwas?" "Er klagt nicht", antwortet Paul, "aber ... weil er doch immer schweigt und immer schlecht gelaunt ist ..."

"Das ist keine Krankheit!" sagte da Muttchen Klara rasch und gar nicht sehr freundlich. "Nichts fehlt ihm, bloß daß er noch ein sehr großes Kind ist. Das wird sich schon auswachsen. Hast du schon deinen Kaffee bekommen, Paulchen?"

Am Silvesterabend ging es lustiger zu als jemals in früheren Jahren. Einer der in großer Zahl versammelten Gäste, eben der gewisse "Lebenskünstler" Herr Szebeny, erschien um Punkt zwölf Uhr als Schornsteinfeger verkleidet im Salon, — die Damen betasteten lachend und quietschend sein schwarzes Kostüm und seine mit richtigem Ruß beschmierten Wangen und Hände, — auf dem Fuße folgte ihm eine sechsköpfige Zigeunerkapelle, die bis zum Morgengrauen musizierte. Der nächste Tag, Neujahr und Pauls zehnter Geburtstag, war infolge der allgemeinen Unausgeschlafenheit im Hause ein ziemlich müdes und farbloses Fest. An Geschenken fehlte es zwar nicht, im Gegenteil, es gab deren übergenug; Muttchen Klara hatte sogar, von jeglichem früheren Brauch

abweichend, auch für Vater und Georg kleine Überraschungen bereit. Was also die Bescherung betraf, so fiel dieser Teil der Geburtstagsfeier höchst zufriedenstellend aus — aber am Nachmittag fand kein Kinderkaffee statt. Paul freute sich darüber einesteils, andernteils bedauerte er es auch: es wäre schön gewesen, mit den Schulkameraden zu spielen, sie fein zu bewirten; aber auch so war es nicht schlecht. Der Nachmittag verging mit Laterna magica- und Filmvorführungen; leider nahmen weder Vater noch Muttmchen Klara daran teil, denn Muttmchen Klara hatte sich gleich nach Tisch zurückgezogen, um sich von dem anstrengenden Silvesterabend auszuruhen, auch Vater schlief bis gegen halb fünf und ging dann in den Klub zur Neujahrs- und Jubiläumsversammlung; und am Abend waren die Eltern von den Verwandten der geborenen Komtesse Laundorff in die Oper eingeladen. Der Geburtstag verlief also ein wenig in gedrückter Stimmung, ein wenig einsam, aber schließlich hatte man so viele Geschenke bekommen, daß es sich nicht schickte zu klagen, das wäre undankbar gewesen.

Die Jungen verzehrten ihr Abendbrot allein und gingen früh zu Bett. Paul starrte ins Dunkel und horchte nach dem andern Bett hin. Ganz still ist es dort, man hört nicht einmal Atmen: also ist Georg noch wach, denn wer schläft, atmet gleichmäßig und laut. "Georg!" sagt Paul plötzlich flüsternd, "schläfst du?"

"Nein ... was willst du?"

"Ach, ich dachte eben ... ich bin doch heute zehn Jahre alt geworden."

"Na, und?" fragt Georg drängend. "Und ... ich meine, ich bin doch nun schon groß!"

"Na! ..." und es klingt, als lache Georg; klopfenden Herzens horcht Paul auf; "na, groß bist du gerade noch nicht ... zehn Jahre eben."

"Doch, ich bin schon groß! ... und ich möchte gern schon noch älter sein ... so alt wie du!" Jetzt lacht Georg ganz klar und deutlich in die Dunkelheit. In Paul wallt heiße Erregung auf. Was lacht er denn? Lacht er mich aus, oder ... "Na, und was wird dann sein, wenn du mal so groß bist wie ich?" fragt Georg. Stille. "Ich weiß nicht", sagt Paul zögernd nach einer Weile. Und wieder ist es still, ziemlich lange. "Ich kann nicht Klavier spielen und komponieren", fährt er dann hastig fort. Stille. Etwas blitzt in ihm auf. Eine Frage; die Erklärung? "Wenn ich so groß bin wie du ... wird dann bei mir alles genau so sein wie bei dir — ?" Und da hört man von Georgs Bett her ein Geräusch: auf Mutters altem Nachttisch — der steht jetzt an Georgs

Bett — geht die kleine Lampe an: Georg sitzt aufrecht im Bett, aus seinen Augen strahlt blaues Licht. "Nein, bestimmt nicht!" sagt er laut und hart, "mit dir kann nicht dasselbe sein wie mit mir! Du wirst auch, wenn du erwachsen bist, hierbleiben bei denen!"

"Hier?" fragt Paul und setzt sich auch jäh auf, "hier? ... Wo?"

"Hier! bei Vater und bei ihr! du wirst hierbleiben, weil du ..." kurze Pause, "weil du sie leiden magst, du kannst hierbleiben." Wildes Herzklopfen. Ich kann sie leiden? was soll das heißen? "Und du kannst sie nicht leiden?" fragte er leise, ängstlich. "Nein", antwortet Georg kurz. Stille. "Ich hasse sie! und sie haßt mich, und mich hat auch Mutter nicht geliebt, wirklich geliebt hat mich nur Vater, aber jetzt hört er auch schon auf, mich zu lieben ..."

"Und ich?!" wirft Paul dazwischen, hastig, kindlich beleidigt ... "Du, ja", sagt Georg begütigend. Dann schweigen sie lange. Sie sitzen in den Betten und sehen einander an. Ich bleibe hier bei ihnen, weil sie mich lieben und ich sie liebe ... ihn lieben sie nicht? ... Und plötzlich fragt er leise und sehr schnell: "Und du bleibst nicht hier? ... du gehst weg?" Georg gibt sofort Antwort. "Ja, ich gehe weg", sagt er leise, "sobald es möglich ist ..." Wieder schweigen sie lange. In Paul steigt ein schneidendes, beklemmendes Gefühl auf, vom Magen bis in die Kehle. "Und wohin gehst du?" fragt er dann beklommen. Georgs Stimme ist jetzt ganz anders als vorher. Hastig, trocken. "Ich weiß noch nicht", sagt er und greift nach der Lampe: ein kleines Knacken, und im Zimmer ist es dunkel; Georg fährt fort: "Aber von dem, was wir jetzt gesprochen haben, darf niemand etwas wissen, verstehst du? keinen Ton darfst du davon verraten, vor allem ihnen nicht, verstehst du?"

"Ja, ich verstehe ..." antwortet Paul verwirrt und versteht es natürlich nicht; er liegt da, und eisige Aufregung brennt ihm im Körper, und er schweigt, und alles dreht sich um ihn herum. Das also ist das Geheimnis? deshalb also ist er so ... Und wieder spricht er, mit bebender Angst: "Wenn du jetzt noch nicht weißt, wohin du gehst .. . aber wenn du es wissen wirst, sagst du es mir ... ja, Georg?" Wieder ist seine Stimme anders, wie er Paul sofort antwortet, wieder regt sich ein Lachen hinter seinen Worten. "Dir werde ich es sagen ... du wirst der einzige sein, dem ich es vorher sage ... aber bis dahin, hörst du, niemandem ein Wort davon! na, und jetzt schlaf!"

Das also ist das Geheimnis? denkt Paul im Dunkeln und zittert leise. Sein Geheimnis ist, daß er ... sie haßt und weggehen will ... und ich weiß jetzt sein Geheimnis und ... warum denkt er, sie lieben ihn nicht? warum

lieben sie ihn nicht und woher weiß er das ... und wohin wird er gehen? er weiß es noch nicht? vielleicht weiß er es doch schon, und das ist auch ein Geheimnis, bloß das will er mir nicht mehr verraten — ? Er liegt da im Dunkeln, Angst umflattert ihn auf schwarzen Flügeln, und plötzlich erhebt sich ein Gefühl von früher in ihm: mit weit geöffneten Augen späht er nach dem Fenster, nach oben, in die Ecke, wo einst der weiße Schrank gestanden hat, als er warte oder suche er etwas, was, das weiß er nicht. Doch die Winternacht draußen ist finster, die Fenster sind sorgfältig geschlossen, die alten unheimlichen, kriechenden und schwankenden Lichter sind draußen steckengeblieben. Dunkel herrscht und tiefe Stille. Ist das gut? oder schlecht? Schwer zu sagen. Niemals weiß man etwas bestimmt. Zehn Jahre bin ich heute geworden ... denkt er, und der Gedanke verklingt ohne Echo in der empfindungslosen, leeren schwarzen Stille. Er möchte weinen.

Bei Hegedüs' sind Gäste zum Mittagessen; zwei Herren und zwei Damen. Strahlend scheint draußen die Märzsonne: bald ist es Frühling. Alle sind heiter, essen mit großem Appetit und plaudern viel und angeregt. Muttchen Klara führt das Wort, sie erzählt gerade von jenem Theaterabend, diesem Souper, jenem Nachmittagstee und so weiter. "Ich bewundere dich", sagt eine der Damen zu ihr, "unglaublich, wie du das aushältst. Mir wäre ein so lebhaftes, geselliges Leben längst zuviel geworden, besonders in dem Zustand ..." Klara unterbricht sie. "Ja, natürlich", sagt sie rasch, "aber jetzt hört's sowieso bald auf damit."

"Wirklich, du bist unerhört fesch", sagt nun die andere Dame, "gerade das ist zu bewundern, daß du eben in den ersten Monaten ..." Vaters Augen blitzen, Muttchen Klara hüstelt; keinem entgeht dieses Intermezzo, auch Paul nicht. "Na ja", fährt die Dame gewandt fort, "wir sind in den ersten Monaten unserer Ehe" — Betonung — "kaum mit Menschen zusammengekommen."

"Aber", meint der eine Herr, "das ist doch ganz individuell..."

"Gewiß", bestätigt Vater, "was wollte ich noch sagen? ach ja, rate mal, Otto, wer mich gestern in der Bank aufgesucht hat ..." Georg beugt sich über seinen Teller; seine Stirn — man kann es deutlich sehen — ist ganz rot.

Eines Nachmittags verhandelt Muttchen Klara lange Zeit im Salon mit einer kleinen, dunkel angezogenen Frau. Als Vater nach der Sprechstunde in den Salon geht, ist die fremde Dame nicht mehr da. "Wer war vorhin bei dir, Kind?" fragt er. "Die Frau aus dem Wäschegehalt, weißt du, wegen der

Baby-Ausstattung", antwortet Klara. "Unerhört, was die für Preise verlangt hat! aber sehr schöne Sachen hat sie mir gezeigt." Baby-Ausstattung? denkt Paul, wie er, vor seinem Schulheft sitzend, durch die offene Tür dem Gespräch zuhört. Baby-Ausstattung? was sollen wir damit? Und sogleich steht er auf und läuft in den Salon. "Muttchen Klara ... was sollen wir denn mit einer Baby-Ausstattung?" Klara errötet tief. "Mit der Baby-Ausstattung?" wiederholt sie, blickt nach der offenen Tür und runzelt die Stirn. "Ja, die brauchen wir, weil — " beginnt sie, bricht aber gleich ab: "Warte mal!" sagt sie und dreht den Kopf nach der Sprechzimmertür, "ich glaube, Vater hat gerufen ..." und rasch verschwindet sie ins Sprechzimmer. Paul steht mitten im Salon. Vater hat nicht gerufen, denkt er, kein Mensch hat gerufen, weshalb mag sie so weggelaufen sein? und er rührt sich nicht vom Fleck; ich warte, bis sie zurückkommt, denkt er weiter, ich gehe jetzt nicht hier weg, sondern warte, irgendwann wird sie schon zurückkommen, und dann soll sie mir sagen, wozu wir eine Baby-Ausstattung brauchen ... Aber da kommt Klara auch schon aus dem Sprechzimmer und wartet seine Frage gar nicht erst ab. "Wovon sprachen wir noch vorhin?" sagt sie in liebem Ton, "ach ja, ich weiß schon, von der Baby-Ausstattung. Also, die brauchen wir, weil ihr in nächster Zeit ein Brüderchen oder ein Schwesterchen bekommen werdet ..." Für Wickelkinder braucht man natürlich eine Baby-Ausstattung, und Wickelkinder werden Eheleuten geboren, Vater und Muttchen Klara sind Eheleute, es ist also ganz klar, daß ... "Ach, wie fein!" sagt er mit aufrichtiger Freude und zu Klaras Befremden ohne die geringste Spur von Überraschung. "Ach, wie fein. Und wann wird es geboren?" Dieser ganz natürliche Ton kam Klara dennoch gelegen. Gut, dachte sie, wir werden also aus der Sache keine große Angelegenheit machen; wenn er Bescheid weiß, um so besser. "Na", antwortet sie, "ein bißchen mußt du dich schon noch gedulden, bis du mit ihm spielen kannst. So im Sommer wird es wohl kommen ..."

"Im Sommer? fein!" sagt Paul wieder und geht dann in sein Zimmer zurück. Klärchen tritt wieder ins Sprechzimmer. Natürlich, denkt Paul, sie werden ein Baby bekommen. Ehepaare kriegen immer Babys. Als Vater mit Mutter ein Ehepaar war, sind wir geboren, Georg und ich ... — Man brauchte tatsächlich keine große Angelegenheit daraus zu machen. Paul hatte längst die ganze Sache wieder vergessen; sie fiel ihm erst wieder ein, als Georg abends von der Musikhochschule nach Hause kam. Da aber empfing Paul ihn



sofort mit der Neuigkeit. "Georg! weißt du schon, daß sie ein Baby bekommen? im Sommer wird es geboren werden! ..." "Das merkst du erst jetzt?" fragt Georg kurz angebunden. "Ich weiß es schon lange." Und wie neulich beim Mittagessen und wie so oft schon vorher und nachher wird Georg bis über die Ohren rot.

Daß ein Baby auf die Welt kommen würde, deuteten bald auch sichtbare Zeichen bei Muttchen Klara an. Ihr Leib wurde plötzlich dick, und das stach um so mehr in die Augen, als sie fast immer ihre zusammengefalteten Hände auf der auf fallenden Wölbung hielt: mochte sie stehen oder sitzen, die ruhenden weißen Hände lenkten sofort die Aufmerksamkeit auf ihren Zustand. Ihr Gang, ihr schöner, schwebender Gang, wurde schwerfällig, träge, ihr Rücken ein wenig vornüber gebeugt, und ihr schöner, schlanker Hals trug den Kopf auch in etwas nach vorn gebogener Haltung. Um diese Zeit hörte das Aufbleiben bis in die Nächte auf: ebenso plötzlich und ohne Übergang fielen Theaterbesuche und Geselligkeit fort, wie sich die äußeren Anzeichen der Schwangerschaft zeigten. Vater und Muttchen Klara waren jetzt viel zu Hause, gingen früh zu Bett, und obschon Vater seine zu Beginn des Winters in Kraft getretene neue Tageseinteilung nicht änderte, war er jetzt doch viel mehr mit den Jungen zusammen. Oft saß er bei ihnen in ihrem Zimmer und unterhielt sich lange mit ihnen; Paul empfand dabei ganz dunkel etwas derart, als hätte er Vater von irgendwoher oder von irgend jemandem zurückbekommen, und auch dafür war er Muttchen Klara dankbar.

Muttchen Klara indessen fing an, nervös zu werden; dies war ein in der Familie Hegedüs bisher völlig unbekannter Zustand. Ihre Nervosität äußerte sich darin, daß sie zunächst einmal betonte, sie sei nervös. Dann wurde sie ungeduldig, vertrug es nicht, wenn jemand ihr auch nur in der geringsten Kleinigkeit widersprach, weinte häufig oder brach vielmehr in Weinen aus und schluchzte ein paar Minuten heftig; sie ging ruhelos in der Wohnung umher, und mit wem immer sie zu tun hatte, mit jedem zankte sie sich, hauptsächlich mit den Dienstboten. Nach der geringsten Aufregung saß sie dann bleich und erschöpft in einem Sessel, keuchte und schluckte. Mit sorgenschwerem Gesicht näherte Vater sich ihr, blieb vor ihr stehen und nahm sie bei der Hand. "Aber Kindchen", sagte er mit streichelnder Stimme, "du darfst dich doch nicht wegen jeder Lappalie aufregen! vergiß nicht, daß

du schonungsbedürftig bist, daß jede Aufregung dir schadet ... dir und Hänsel oder Gretel!" fügte er tröstend scherzhaft hinzu. Aber sie würdigte den Scherz nicht. "Was soll ich denn machen, Ludwig", sagte sie klagend, und schon wieder rannen ihre Tränen, "ich würde mich schon schonen, aber wenn die andern mich nicht schonen! wenn sie mich in einem fort aufregen!" Für Ruhe mußte also nach so vielen unruhigen Monaten systematisch gesorgt werden: Vater fing das so an, daß er zu den Jungen ging und sie in freundlichem, aber sehr bestimmtem Ton ersuchte, auf Muttchen Klara Rücksicht zu nehmen und sie nicht aufzuregen. Ein wenig betroffen nahmen sie ohne Widerrede die Ermahnung auf. Vater wußte selbst recht gut, daß er den Anfang nicht an der richtigen Stelle gemacht hatte. Irgendwo aber mußte ja der Anfang gemacht werden. Dann kam Käthe an die Reihe und erhielt eine neuerliche Rüge. Und dem neuen Stubenmädchen brachte Vater persönlich bei, wie es das Telephon zu bedienen habe, damit die gnädige Frau nicht bei jedem Klingeln aufspringen müsse. Nach einer Reihe von ähnlichen auf der Hand liegenden, mehr oder weniger überflüssigen Verfügungen wurde unerwartet auch eine bedeutungsvollere Maßnahme getroffen.

Muttchen Klaras einzige Ablenkung in diesen Tagen war das Einkäufemachen. Nun kam sie aber fast jeden Mittag blaß und abgehetzt aus der Stadt, einmal erzählte sie sogar klagend, sie sei unterwegs so müde geworden, daß sie sich in eine Droschke gesetzt habe, doch sei ihr das Geschockel in dem rappligen Gefährt gewiß auch nicht gerade zuträglich gewesen ... Besorgt hörte Vater sich auch diese Klage an. "Schonung! Schonung auf der ganzen Linie!" sagte er mit Nachdruck. Und am folgenden Sonntag war die Überraschung da. Sie saßen gerade am Frühstückstisch, als es klingelte. Vater hatte vorher schon mehrmals auf die Uhr gesehen, jetzt stand er sofort auf und ging in die Diele. Gleich darauf erschien er wieder in der Eßzimmertür mit geheimnisvollem Lächeln, wandte den Kopf nach hinten und rief: "Kommen Sie nur herein, Gábor!" Hinter Vater stand in dunkelblauer Tuchlivree und weißem Schlips ein älterer Mann mit einem Husarenschnurrbart und sonnengebräuntem, faltigem Gesicht; seinen schwarzen steifen Hut hielt er in der linken Hand, schlug die Hacken zusammen und sprach: "Gnädige Frau, ich melde gehorsamst, der Wagen steht vor der Tür." Die Wirkung war genau die, mit der Vater gerechnet

hatte. Klara erbleichte ein wenig, Georg errötete, und Paul sprang auf. Alle hatten sie sofort verstanden, um was es sich handelte. "Gut, Gabor, warten Sie nur unten auf uns", sagte Vater und schickte den Kutscher wieder weg. Und da brach der Sturm der Verwunderung, der Freude und des Dankes los. Vater wehrte bescheiden ab und erklärte, wie er zu diesem Leichtsinn gekommen sei. "Denke nicht, Kind", sagte er zu Klara und zielte dabei auf die Jungen ab, "daß der Wagen zu Luxuszwecken diene; so gut geht es uns nicht, und das wäre unserer ernstesten, bescheidenen, bürgerlichen Existenz auch nicht angemessen. Der Wagen ist in erster Linie für mich bestimmt, ich habe am Tag in zwanzig verschiedenen Richtungen zu tun, die Straßenbahn und in dringenden Fällen ein Mietswagen verschlingen eine Masse Geld. Und dann denkt schließlich ein moderner Mensch nicht mehr: wenn meine Vorfahren ohne Wagen fertig werden konnten, werde auch ich so auskommen; heute sagt man sich: *Time is money*. Also: mehr Zeit, mehr Wege, mehr Geld. Na. Hingegen, wenn ich den Wagen nicht brauche, dann steht er natürlich dir zur Verfügung. Es kann nichts schaden", fügte er nach einer kleinen Pause beiläufig hinzu, "es wird dir ganz und gar nicht schaden, wenn du dich ein bißchen schonst ..." Das bedeutete — es war nicht schwer auszurechnen —, daß Muttchen Klara den Wagen fast den ganzen Tag würde in Anspruch nehmen können. Doch kümmerte sich in diesem Augenblick niemand um die wahren Zusammenhänge, niemand suchte nach den letzten Gründen, die hinter den Motivierungen lagen. Nach wenigen Minuten stand die Familie vor dem Haustor versammelt und bewunderte im flirrenden Frühlingssonnenschein die elegante Equipage. Stolz klopfte der Kutscher dem Pferd auf die Kruppe. "Famose Stute, gnädige Frau, gute ungarische Rasse", sagte er, "Bora heißt sie." Auch Vater wurde von Stolz ergriffen; auf jede Einzelheit an Pferd und Wagen machte er seine Familie besonders aufmerksam, mit so anpreisenden Worten, als wollte er das Gespann verkaufen. "Der Wagen, beziehungsweise die Kutsche", sagte er, "ist angeblich eine uralte ungarische Erfindung. Aber wenn das auch bloß eine Legende ist, so steht doch eines fest: die vollkommene, moderne Herrschaftskutsche ist ungarisches Erzeugnis!"

"Ich fahre darin die gnädige Frau", legte sich auch Gábor ins Zeug, "wie im Schlitten! Gerüttel gibt's bei dem Wagen nicht!" Nun stiegen sie alle ein und fuhren hinaus auf die Stefanien-Allee. Rassiges Pferd und unnumerierter Wagen, livrierter Kutscher und Insassen in ungezwungen eleganter Haltung

boten auf dieser Spazierfahrt in harmonischem Einklang das Bild des selbstbewußten, doch seiner Mittel sich mit Maß bedienenden, bürgerlichen Wohlstandes, sangen das Lob von fürsorglicher, Freude spendender Familieneintracht, verkündeten den Ruhm der auf der sonnigen Seite klug und hoffnungsfreudig stetig aufwärtsstrebenden oberen Mittelklasse.

Von nun an wurden natürlich an allen Sonn- und Feiertagen vormittags Spazierfahrten unternommen. Paul war ganz hingerissen von dem Wagen und strahlte vor Glück, wenn er sich hineinsetzen durfte. Georg, obwohl auch er ihn am ersten Tage genau wie die übrigen als Überraschung und wichtige Neuerung empfunden hatte, machte sich allem Anschein nach nicht viel daraus; oft nahm er an den Sonntagsspazierfahrten gar nicht teil. "Ich habe keine Zeit", sagte er zu Vater oder Muttmchen Klara, wenn sie ihn mahnten, sich fertigzumachen. "Ich habe viel zu tun!" und er zeigte auf seine Notenblätter; "ich muß üben!" und er blieb zu Haus. "Wir passen ja gar nicht alle vier hinein!" sagte er einmal und errötete sofort tief. Die Platzverteilung war meist die, daß Vater und Klara hinten saßen und auf den kleinen Sitzen die Jungen: Paul Vater gegenüber und Georg Klara gegenüber. Die Länge der Beine ließ diese Anordnung als die bequemste und richtigste erscheinen. Und so stießen manchmal, wenn der Wagen stark federte oder plötzlich langsamer fuhr oder ... auch sonst irgendwie Georgs Knie an Muttmchen Klaras Knie. Ja: Georg hatte viel zu üben und viel zu lernen; die Begründung war zweifellos begreiflich und annehmbar. Denn außer der Jahresschlußprüfung im Gymnasium stand im Juni sein erstes Mitwirken bei zwei Konzerten der Musikhochschule bevor: bei dem einen Prüfungskonzert sollte er Klavier spielen, und beim zweiten sollte zum erstenmal eine seiner Kompositionen vor der Öffentlichkeit vorgetragen werden. Er hatte also hart zu arbeiten.

Auch Paul ist fleißig, aber er empfindet die Arbeit als ein Spiel. Er lernt leicht und weiß im allgemeinen mehr als seine Mitschüler, sogar mehr als die Gruppe, die in allen Fächern "sehr gut" auf dem Zeugnis stehen hat. Herr Lehrer Tolnay nimmt es ihm zwar übel, daß er sich anscheinend gar nicht nach einem solchen Zeugnis sehnt, aber er hat ihn gern und freundet sich regelrecht mit ihm an, vielleicht gerade darum, weil er nicht zu den kleinlichen sogenannten "Strebern" gehört. Oft stehen Lehrer und Schüler in der Pause zusammen auf dem Flur und unterhalten sich: Paul fragt und

antwortet, Herr Tolnay erklärt und erzählt. Von wie manchen drückenden Unklarheiten befreiten diese Gespräche Paul durch den einen und andern kurzen, erläuternden Satz. Wie manche als quälend und unbehaglich empfundene Frage wußte Herr Lehrer Tolnay zu beleuchten mit wenigen Worten, die geschickt dem Gedanken alles Peinliche und Gewagte nahmen. Mit Herrn Lehrer Tolnay konnte man über alles sprechen: über Armut, über Menschen, über die Schule, über die Welt, über die Eltern, ja sogar über diejenigen Dinge, die Iwan Risztics "schweinish" nannte, und über all das, worauf er zu Hause die Antwort bekam: "wenn du größer bist". Man konnte mit ihm sprechen vom lieben Gott und von allen offenen und geheimen Fragen der Welt, konnte es in einer Weise, daß nachher kein Bedenken, keine Beklemmung in der Seele zurückblieb. Man fühlte sich innerlich ganz groß und verlor die kindliche Befangenheit; es war einfach so: zwei Menschen stehen einander gegenüber und unterhalten sich. Auch während des Unterrichts. "Paul Hegedüs", sagt Herr Lehrer Tolnay, "steh mal auf und erzähl uns, was du in dem Buch *Onkel Toms Hütte* gelesen hast." Paul steht auf und beginnt zu erzählen. Wie schwer fällt es anfangs, die Worte zu finden, die getreu wiedergeben, was er von der Geschichte behalten hat. Dann aber reißt das Thema ihn mit, und tief in seinem Innern irgendwo hört er Klärchens Erzählstimme von früher und bildet sich ein, daß nicht siebzig<sup>4</sup> Zuhörer ihm lauschen, sondern Herr Lehrer Tolnay ganz allein; und er erzählt und erzählt und könnte stundenlang erzählen, von des jungen Tom Sawyers Streichen und Huckleberry Finns Abenteuern, vom englischen Gymnasiastenleben oder von dem Prinzen und dem Bettler, die einander so sehr ähnlich waren. Herr Lehrer Tolnay geht mit leisen Schritten zwischen den Bänken auf und ab; die gutgekleideten Jungen denken nicht an ihre Spielsachen, die Proletarierkinder vergessen, daß sie hungrig sind. Die Macht des Wortes, der Zauber der Erzählung dringt heiß in die zehnjährigen Gemüter ein, so daß ihnen allen offenbar wird: das Wort ist so viel, manchmal vielleicht noch mehr wert als das Leben.

Heiter entließ der Lehrer bei Schluß des Schuljahres die seiner Hand entwachsene Klasse, aber der Abschied von Paul fiel ihm schwer. "Hör mal zu, Kleiner", sagte er zu ihm nach der Schlußfeier, "ich glaube, es wird ein recht brauchbarer Mensch aus dir werden, und ich hoffe, auch ein glücklicher Mensch. Die Jahre, die jetzt kommen, in denen ihr heranreift, du und deine

---

<sup>4</sup> sic!

Altersgenossen, werden vielleicht so beschaffen sein, daß du ... daß ihr euch glücklich fühlen könnt ... Also, alles Gute, mein Junge." Er reichte Paul die Hand. "Und jetzt geh schön nach Hause und sag deinen Eltern, daß du das feine Zeugnis zwar nicht ganz verdient hast, denn, nicht wahr, es ist doch nicht zu leugnen, daß Fleiß und Aufmerksamkeit bei dir einiges zu wünschen übrig lassen; aber ich war mit dir zufrieden ... und ich lasse deine Eltern schön grüßen." Dann ging er langsam die Treppe hinauf ins Lehrerzimmer.

Die folgende Woche brachte Georgs Prüfungskonzerte. Am Dienstag nachmittag trug er am Flügel eine kurze, brillante Etüde von Cramer und eine Sonate von Mozart vor und erntete großen Erfolg. Vater, Paul und mehrere Bekannte saßen im sehr besuchten Saal; Muttchen Klara war nicht mitgekommen, sie mußte sich schonen und jede Anstrengung vermeiden. Steif vor sich hinblickend, trat Georg aufs Podium und setzte sich mit etwas eckigen Bewegungen ans Klavier. Doch bereits beim ersten Anschlag löste sich seine Starrheit. Paul vergaß ganz, daß er sich in einem hell erleuchteten, von Menschen angefüllten Saal befand: er sah nur Georg am Flügel, dasselbe Bild wie zu Hause im Salon, und erst als der Beifall erklang, erwachte er aus dem Bann der Töne und der Klavier spielenden Figur seines Bruders. Georg trat einen halben Schritt vor, verbeugte sich ein wenig steif und verließ das Podium; noch einmal wurde er herausgerufen, doch da blieb er im Hintergrund stehen und verneigte sich dort. "Schlecht habe ich gespielt", sagte er auf dem Heimwege, "elend schlecht." Weiter äußerte er sich dann nicht mehr über das Konzert, und als gegen Abend Professor Szilasy ihn anrief, um ihm noch einmal zu gratulieren, wiederholte er auch am Telephon in einem fort: "Ach, ich habe doch schlecht gespielt, Herr Professor, nicht wahr, Sie loben mich bloß, um mich zu trösten? aber ich weiß, daß ich nicht gut gespielt habe." Im Familienkreis wurde nicht mehr über sein Spiel gesprochen, und seltsamerweise merkte man ihm gar keine Aufregung wegen des am Sonntag bevorstehenden Abendkonzertes an, obwohl dies doch — das fühlten sie alle — eine sehr wichtige Angelegenheit war. Georgs erste große Komposition war ein Klavierquintett. Klara konnte auch diesem Konzert nicht beiwohnen, und das war schade. Denn sie hätte des Jungen erhitztes Gesicht am Flügel sehen können, wie er die Streichinstrumente mitriß, gleichsam als dirigierte er ein ganzes Orchester, und sie hätte nach jedem Satz den stürmischen Beifall hören und Georgs ruhige, selbstbewußte

Haltung beobachten können, mit der er sich, die Hand auf den Flügel gelegt, wieder und wieder verbeugte und dann, den begeisterten Bravorufen des Publikums Folge leistend, einmal, zweimal, fünfmal aus dem Künstlerzimmer aufs Podium kam. "Das ist gut ausgefallen", sagte er nachher zu Hause ohne jede besondere Emotion. "Heute habe ich gut gespielt, und ich weiß auch, daß die Komposition brauchbar ist." Vater überraschte ihn mit einem kleinen Silberkranz, auf dessen Schleife geschrieben stand: "Zur Erinnerung an den ersten Erfolg und in der Hoffnung auf weitere Erfolge." Georg freute sich über das Geschenk, wie er auch beglückt die in den folgenden Tagen zahlreich einlaufenden Gratulationen entgegennahm; aber die Hauptfreude — auch für Vater — war die Tatsache, daß mehrere Zeitungen über das Konzert schrieben; einstimmig lobten die Kritiken den vortrefflichen Formensinn, die bemerkenswerte Kontrapunkttechnik, den Reichtum an Melodien und instrumentaler Invention des "jungen Tondichters"; eine Zeitung befaßte sich ziemlich eingehend mit dem "Variationen über ein afrikanisches Negerlied" betitelten Satz und behauptete, diese Komposition sei nicht im geringsten schülerhaft, stelle vielmehr auf dem Gebiet der modernen Bearbeitung echter Volksmusik einen unbestreitbaren Gewinn dar. Viele Tage verliefen also im Zeichen von Georgs Ruhm; bei dem Jungen selbst aber brach plötzlich die Müdigkeit aus. Mit bleischweren Beinen, eingefallenen Wangen und glanzlosen Augen ging er durch die Wohnung und sprach kaum ein Wort. Vater rief ihn sofort zu sich ins Sprechzimmer und untersuchte ihn gründlich, konnte ihn aber beruhigt wieder entlassen. "Erschöpfung", sagte er zu Klara, "Gott sei Dank keinerlei organische oder psychische Gefahr, nichts weiter als die Reaktion auf die Überanstrengung. Kein Wunder, wenn einer monatelang, ein ganzes Jahr hindurch geschuftet hat wie ein Tier ..."

Und Georgs Erschöpfung lenkte die Aufmerksamkeit darauf, daß es inzwischen Sommer geworden war. Muttchen Klara konnte natürlich nicht verreisen, und so blieb auch Vater vorläufig zu Hause; aber was sollte mit den Jungen werden? In der Stadt herrschte schon Hitze, auf die Straße konnte man kaum gehen, und in der Wohnung waren selbst die Nächte drückend heiß. Vater konnte sich aber anscheinend nicht viel um Reisepläne für seine Söhne kümmern, Muttchen Klara wiederum litt von Tag zu Tag mehr unter der Hitze und ertrug das letzte Stadium ihrer Schwangerschaft im gleichen Maße schlecht, wie sie die ersten Monate gut ertragen hatte; sie lag

viel, war überraunig, ungeduldig und reizbar, sie weinte oft und sagte wiederholte Male verbittert: "Hätte ich doch schon alles, wie es auch kommt, überstanden!" Wer hätte also in diesen Tagen an eine Sommerreise denken können?

Eines Abends dann fühlte Muttchen Klara sich sehr schlecht; sie war kaum mehr bei Besinnung, als der Frauenarzt, der erst nach mehreren, vergeblichen Versuchen telephonisch zu erreichen war, endlich kam. In Vaters Sprechzimmer war schon alles für die Geburt vorbereitet. Der Frauenarzt untersuchte Muttchen Klara; einige Minuten darauf war Vaters erregte Stimme am Telephon zu hören, wie er einen Krankenwagen bestellte. Wieder einige Minuten später, stand der Wagen vor dem Haus. Bleich spähten die Jungen durchs Fenster hinunter, als Muttchen Klara auf einer Tragbahre in den Wagen geschoben wurde. "Wird jetzt das Kind geboren?" fragte Paul mit tieferschrockenen Augen. "Jawohl", antwortete Georg, "jetzt wird der dritte Hegedüs'sche Sproß geboren werden."

An Muttchen Klara mußte noch in der Nacht eine schwere Operation vorgenommen werden; tagelang kostete es die Ärzte alle erdenkliche Anstrengung, Mutter und Kind am Leben zu erhalten. Vater ließ sich in der Bank vertreten und hielt zu Hause keine Sprechstunde ab: seine ganze Zeit verbrachte er im Sanatorium bei Muttchen Klara und dem neugeborenen Sohn. Kam er zuweilen für eine Stunde nach Hause, so war er mürrisch, still und verbittert, hatte manchmal sogar Tränen in den Augen. Nichts interessierte ihn, und er hörte gar nicht recht hin, wenn seine Söhne zu ihm sprachen. Einen Samstag und einen Sonntag ließ er sich überhaupt nicht in der Wohnung blicken: aber dann kam alles in Ordnung. Am Montag, gegen Abend, trat er strahlenden Gesichts vor die Jungen hin. "Gott sei Lob und Dank, wir sind über alle Gefahr hinweg, das normale Leben kann wieder beginnen, das glücklichere, das reichere Leben!"

Wenige Tage darauf durfte auch Muttchen Klara wieder nach Hause kommen. Den schreienden und quengelnden, häßlichen kleinen Säugling trug eine stattliche Amme auf dem Arm; sie war von oben bis unten weiß gekleidet und trug an ihrer Haube das Abzeichen des Weißen Kreuzes. Die Amme, die Schwester angeredet wurde, bezog mit Hänchen Hegedüs die kleine einfenstrige Stube jenseits des großen Badezimmers; dieser Raum war



früher als eine Art Rumpelkammer benutzt worden, jetzt hatte Muttchen Klara ihn mit vielen hübschen weißen Sachen und Amme Evas altem Schlafsofa als Kinderzimmer eingerichtet. Er lag ziemlich nahe am Schlafzimmer, wiederum auch nicht so nahe, daß sie bei geschlossenen Türen des Nachts durch das Schreien des Kindes gestört worden wäre. Natürlich war das nur eine vorübergehende Lösung: später, wenn Hänschen größer würde, könnte er ja umziehen in das leerstehende Gouvernantenzimmer, neben die Jungen ... oder sonst irgendwie tauschen .. . Nun, aber das war eine spätere Sorge. Zunächst mußte man froh sein, alles überstanden zu haben. Das Baby hatte große schwarze Augen und süße, schütterere, schwarze Haare; seine Haut war schon weiß, seine Wangen rosig geworden, von Tag zu Tag wurde es schöner, kurz, es war ein goldiges kleines Geschöpf. Bei der Taufe erhielt es den Namen Johannes; Muttchen Klara nannte es Hänschen, Hänsel und Hansi oder Bübchen. An dem Tage, als sie endlich völlig gesund aufstand, feierte die Familie ein kleines Fest, ein stilles Fest der Freude über die Genesung, die Geburt und das Leben überhaupt. Muttchen Klara bekam die wunderschöne, dreireihige Perlenkette, die sie im Laufe des Winters so oft im Schaufenster des Juweliers bewundert hatte; Vater beschloß, sich nun doch im August einen dreiwöchigen Aufenthalt in Gastein zu gönnen und diesmal Georg mitzunehmen, der entschieden eine Erholung nötig hatte; und zur Feier des Tages wurde Georg mit einer wertvollen goldenen Taschenuhr beschenkt. Paul hingegen sollte für vier Wochen nach Baja fahren zu Mama Tóth, und er bekam das Fahrrad, das augenblicklich sein sehnlichster Wunsch war. Die Geschenke überreichte Vater beim festlichen Abendessen mit herzlichen Worten und feierlicher Gebärde, und gleichzeitig teilte er den Jungen seine Beschlüsse in bezug auf den Sommer mit. Alle waren zufrieden; da schenkte Vater Sekt ein und sagte: "Und nun, meine Lieben, gedenken wir des Geschenkes, das mir zuteil geworden ist, und trinken wir auf das Wohl des jüngsten Hegedüs!"

### **Bäckerladen in der Kleinstadt**

Vater wollte sich das Haus ansehen, in dem Klara aufgewachsen war und in dem Paul jetzt vier Wochen verleben sollte. Pauls Gesicht strahlte, als er hörte, Vater würde ihn nach Baja bringen; und nun freute er sich schon allein wegen der gemeinsamen Eisenbahnfahrt mit Vater auf seine diesjährige, etwas eigenartige Sommerreise.

Nur wenige Leute fuhren mit dem Morgenzug; in das Abteil, wo Vater und Paul saßen, stieg bloß noch ein Herr. Zunächst verbrachte Paul die Zeit damit, daß er die Landschaft betrachtete, die ungefähr ein gleiches Bild bot, wie er es von anderen Reisen her kannte. Eine eintönige Gegend: dennoch gab es immerfort etwas zu sehen. Gleich nach der Abfahrt einen ihm gänzlich unbekanntem Teil der Stadt, dann die Donau, fern und breit glitzernd im Sonnenlicht, und dann einen Hügel und ein Feld und eine lange Pappelallee; all das unterschied sich in irgend etwas — worin, das war nicht genau festzustellen, nur undeutlich zu fühlen — von den Hügeln, Feldern und Pappelalleen, die Paul bisher gesehen hatte. Er sitzt da und sieht zum Fenster hinaus, und wenn er des Sitzens überdrüssig ist, geht er auf den Gang, steht herum und sieht dort zum Fenster hinaus; die reine Bildhaftigkeit und der rasche Wechsel dessen, was er sieht, lassen ihn nicht zum Denken kommen. Und wenn Paul auch des Hinaussehens überdrüssig geworden ist, setzt er sich wieder auf seinen Platz und hört eine Weile zu, wie Vater sich unterhält mit dem Herrn in gelbem Leinenanzug, Jägerhut und Schnürstiefeln bis an die Knie. Von Hasen, Fasanen, Wachteln ist die Rede; dann sagte der Herr im Jägerhut: "Wissen Sie, Herr Doktor, wie mein Foxterrier da den Kopf hochgerissen und nervös in der Luft hin und her geworfen hat, und wie er immer wieder die Pfote hochgehoben und die Ohren gespitzt und mit vorgeschobener Nase geschnüffelt hat, also ich sage Ihnen, ich wußte gleich, mein Hektor wittert einen Fuchs. Na, und da rief ich auch sofort meinem Freund zu: Itzig will ich heißen, wenn der Hektor uns nicht binnen zwei Minuten die Fuchshöhle aufgespürt hat!" Voll und dröhnend lacht der Herr im Jägerhut und streicht mit dem rechten Zeigefinger an beiden Seiten seinen Tatarenschnurrbart nach unten. Paul möchte gern erfahren, ob der Herr denn Itzig hieß, aber plötzlich erblickt er

etwas auf der Landstraße, und diese Sehenswürdigkeit interessiert auch die beiden Herren. Ein großes, gelbes, offenes Auto kommt hinter einer Biegung hervor und will allem Anschein nach auf der geraden Strecke den Schnellzug überholen: an seinen großen Messinglampen brechen sich die Sonnenstrahlen in tausend Funken, der Motor übertönt mit seinem Geheul den Eisenbahnlärm. Ein Mann mit weißer Marinemütze fährt den Wagen, er sitzt ein wenig vornüber gebeugt; neben ihm sitzt, nach hinten gelehnt, eine junge Dame, die den Kopf in die Höhe reckt, so daß der lange Schleier ihres Hutes heftig im Winde flattert. Hübsch sieht die Dame aus: sie wendet ihr Gesicht dem Zug zu und winkt und lacht. Der Herr mit den hohen Schnürstiefeln springt vom Sitz auf; auch Vater tritt ans Fenster; sie sehen dem großen gelben Auto nach, das dem Zug schon ein Stück voraus ist und eine im Sonnenschein funkelnde Staubwolke hinter sich herzieht, — dann macht die Straße wieder eine Biegung, dort fährt das Auto plötzlich langsamer, und der Zug gleitet an ihm vorbei; die beschleierte Dame lacht wieder herauf und winkt ein Lebewohl. "Pozttausend!" ruft der gestiefelte Herr aus und schnippt mit den Fingern, "das nenn ich fesch! ja, also, wo war ich noch stehengeblieben? ach ja .. . also ich sag zu meinem Freund ..." — aber Paul hat inzwischen das Interesse an der weitschweifigen Fuchsgeschichte verloren. Auf der Landstraße, die nun wieder längs des Eisenbahndamms verläuft, trotten zwei hochBéladene Heuwagen hintereinander her: der Anblick fesselt ihn für ein paar Sekunden. Dann: eine große Pfütze am Fuß der Böschung, hundert oder tausend Enten paddeln auf dem Wasser, weiße und bunte, wie schön sie sind und wie sie schillern im Sonnenlicht. Auf dem Feld ein großer Trupp Kinder, sie stellen sich in eine Reihe und winken dem Zug mit Händen oder Tüchern: Paul winkt ihnen wieder. Dort: ganz weit hinten, man kann nur Umrisse und Flecke erkennen, Dreschmaschinen: sofort sieht er das alte Bild vor sich, den in das gelb und grün gestreifte Tal mündenden Hügelhang und unten, in der Ferne, die sich bewegenden Punkte, und auf einmal klingt aus dem Rattern des Zuges jenes durchdringende, unablässige Summen ... lange ist das her, vor vielen Jahren war das, bei Großmama. Das Bild wird verscheucht von einer Schar Eisenbahnarbeiter: halbnackt stehen sie neben den Schienen am Rand der Böschung, Hammer und Stemmeisen haben sie in den Händen, und drei von ihnen halten eine riesige Eisenzange. Sie stehen da und sehen nach dem vorbeifahrenden Zug, der eine winkt, der andere wischt sich mit einem roten

Tuch den Schweiß von der Stirn, der dritte trinkt aus einem blauemallierten Wasserkrug. plötzlich tauchen Häuser auf, ganz hinten, winzige kleine Häuschen; auch Vater erblickt sie. "Szekszárd", sagt er und sieht auf die Uhr, "ja, gleich sind wir in Szekszárd".

Nur wenige Minuten hielt der Zug, dann ging es weiter, auf Baja zu. Wieder sanfte Hügel, kleine Häuser und Häusergruppen; aber jetzt bleibt der Zug alle Augenblicke stehen, an verschlafenen, in der Mittagshitze fast schmelzenden, armseligen Stationen. Vater gähnt und zieht fort und fort die Uhr aus der Tasche. In der Ferne weiter grüne und gelbe Felder; aufleuchtende Wasserlachen mit nackten Kindern, Enten, trägen Ochsen; Heuschober, Scheunen und rings über allem ein blaßblaues, gedämpftes Glänzen. Und als die Häuser auf der einen Seite dichter werden, sieht Vater wieder auf die Uhr und stellt fest, daß der Zug ohne Verspätung in Baja einlaufen wird.

Mama Tóth war ein kleines altes Frauchen mit kohlschwarzem Haar; Paul gefiel sie auf den ersten Blick, obwohl er es recht sonderbar fand und sich im stillen darüber lustig machte, daß Mama Tóth in einem komischen, engen schwarzen Kleid und ohne Hut sie an der Bahn abholen kam. Vater begrüßte sie sehr warm und herzlich, — das war ja auch sonderbar, daß Vater erst jetzt die Mutter seiner Frau kennenlernte, und noch mehr, daß er zu ihr sagte: "Schönen guten Tag, liebe Mutter Klara!" ... wirklich drollig, daß Muttmchen Klaras Mutter für Vater Mutter Klara war! Mama Tóth war vom ersten Augenblick an sehr freundlich und lieb zu Paul. Sie nannte ihn liebes Kind, und während Vater anordnete, wohin das Gepäck zu schicken sei, stellte sie so viele Fragen auf einmal, daß Paul gar nicht wußte, worauf er zuerst antworten sollte. "Was macht denn mein Kind?" fragte Mama Tóth, "ich meine, deine jetzige liebe Mutter? und wie ist denn mein geliebtes kleines Enkelkindchen? wem gleicht es mehr, der Mutter oder dem Vater? und wie ist eigentlich die prachtvolle, große, vornehme Wohnung in Budapest in der Andrásystraße? wie sind die vielen Zimmer, liegen sie alle in einer Reihe?" und dann erkundigte sie sich, ob es sehr heiß war auf der Reise und ob das "liebe Kind" nicht Hunger gehabt habe ... Mama Tóth nannte jeden ihr liebes Kind, Paul und Muttmchen Klara und Vater und auch den kleinen Hansi, das machte die Sache ein wenig verworren, und es war gar nicht immer leicht, herauszufinden, von welchem ihrer lieben Kinder im

Augenblick gerade die Rede war. Als Vater die Gepäckangelegenheit erledigt hatte und wieder zu ihnen trat, sah er an der eifrigen Unterhaltung, daß die beiden schon Freundschaft geschlossen hatten. Paul versuchte allen Ernstes, Mama Tóth auf die Flut von Fragen zu antworten, er fing gerade an zu erzählen, daß Hänschen ein sehr niedliches Baby sei ... "O Gott, o Gott!" lamentierte Mama Tóth beseligt dazwischen, "werde ich wohl jemals mein wunderschönes liebes Enkelkindchen zu sehen bekommen?!" Vater drängte zum Aufbruch und fragte Mama Tóth, ob sie sich in einen Wagen setzen sollten. "Wo denkst du hin, mein liebes Kind!" protestierte sie energisch und ein wenig erschrocken, "wir wohnen ja ganz in der Nähe!" Sie machen sich also zu Fuß auf den Weg; das Tóthsche Haus ist keineswegs ganz in der Nähe. Eine gute Viertelstunde stapfen sie schon durch die glühende Hitze, die sonnige, staubige Straße hinauf. Alle, die an ihnen vorbeikommen, gaffen sie an und drehen sich nach ihnen um; einer überholt sie, grüßt und eilt voraus, und als sie dann in eine enge, lange Gasse einbiegen, durch die man am schnellsten zum Hauptplatz gelangt: da stecken rechts und links aus den kleinen Fenstern der niedrigen Häuser Neugierige ihre Köpfe und sehen Mama Tóth nach, wie sie mit ihrem im ganzen Städtchen berühmten "vornehmen" Schwiegersohn und dessen "feinem" kleinen Jungen einherschreitet. Paul geht neben den beiden, bleibt manchmal einen halben Schritt zurück und betrachtet Mama Tóth: sogleich möchte er in Lachen ausbrechen. Was für ein komisches kleines Frauchen ist doch diese Mama Tóth. Wie sie watschelt in ihren ausgetretenen, flachen Schuhen mit dem schwarzen Tucheinatz, und wie ihr eng anliegendes schwarzes Kleid mit dem langen Rock die Straße fegt; laut und rasch spricht sie, manchmal stockt sie und fährt dann flüsternd fort oder seufzt tief und flötend, zwischendurch lacht sie in glucksendem Ton, und dabei hält sie verschämt die rechte Hand vors Gesicht; und was sie für Dinge sagt ... ob denn ihr Herr Schwiegersohn ihrem Haus nicht die Ehre geben wolle, wenigstens eine Nacht bei ihnen Quartier zu nehmen ... Aha, denkt Paul, wie Vater dankend ablehnt, er fährt noch heute zurück, er sehnt sich nach Muttchen Klara und Hänschen und Georg ... mich läßt er hier. "Du großer Gott! so viel an einem Tage zu reisen!" ruft Mama Tóth aus. Natürlich, er wird noch heute zurückfahren: Paul weiß das und ist nicht betrübt. Wenn man vorher weiß, daß man allein gelassen wird, dann ... ist es gar nicht schlimm. Und wie er da neben den beiden hergeht, kommt ihm jetzt der Gedanke, daß man nicht

immer gesagt bekommt: paß auf, jetzt wirst du allein gelassen! das ist das Schlimme; einmal, vor langer, langer Zeit, hat Vater es ihm nicht vorher gesagt, daß er weggehen würde bei der Eröffnungsfeier in der Schule.

Ein merkwürdiges altes Frauchen ist Mama Tóth; und in einem merkwürdigen alten Häuschen wohnt sie. Sein schmales braunes Haustor geht auf den Hauptplatz, und aus seinem einzigen schmalen Fenster könnte man gerade auf die reformierte Kirche sehen, wenn die Scheiben nicht von innen mit Fettpapier verklebt wären: denn dieses Fenster ist ein Schaufenster, in dem zwei oder drei Graubrote und geflochtene Milchbrote, ein paar Semmeln und mit Mus gefüllte Kuchen prangen. Neben dem Fenster hat das Haus eine dritte Öffnung: eine schmale, niedrige kleine Tür, über der die verblichene Aufschrift steht: *Bäckerei des Ambrosius Tóth*. Ambrosius Tóth ist schon lange gestorben, und die Bäckerei gehört auch der Witwe nicht mehr, seit ihre Tochter Klara in Budapest ihr Glück gemacht hat. Der Bruder der verwitweten Frau Ambrosius Tóth, Balthasar Szilik, ist jetzt der Bäckermeister, ein glatzköpfiger, scheuer, kleiner Mann, der kaum aus dem winzigen Bäckerladen hervorzukriechen wagte, als der Besuch aus der Hauptstadt ankam. Mama Tóth mußte ihn wohl zehnmal rufen, bis er endlich in höchster Verwirrung im Wohnzimmer erschien, und als Vater dann zu ihm sagte: "Grüß Gott, Schwager Balthasar! wie geht's denn?" und ihm die Hand hinstreckte, wußte er überhaupt nicht mehr, was tun. Hegedüs' hatten sich noch kaum im Zimmer umgesehen, da war Meister Balthasar schon wieder verschwunden. Hatte sich zurückgezogen in den Laden, — in das Stübchen von der Größe einer Schachtel, in dem auf Brettern Brote und Gebäck aufgehäuft lagen und dessen winzigen Ladentisch man mit ausgestreckten Armen der Länge nach umspannen konnte. Hinter dem Laden war eine Art Lager, ein Loch bloß, und dahinter das Backhaus. Doch sonderbar, so winzig klein alles war, was nach vorne lag, so groß war der hintere Teil des Hauses. Der Hof verbreitert sich plötzlich, längs des Hauses zieht sich ein verandaartiger Gang mit Holzsäulen; noch ein Fenster und noch sechs Fenster kommen zum Vorschein, und wo das Haus zu Ende ist, liegt nach hinten ein ganz breiter Gemüse- und Obstgarten. Und im Hintergrund steigen einem plötzlich scharfe und herbe Gerüche in die Nase, und grunzende und gackernde Töne dringen einem ins Ohr. "Unser kleiner Meierhof!" sagt stolzerfüllt Mama Tóth, die sie herumführt; und da fällt Paul

sofort etwas ein: tatsächlich, das Ganze hier gleicht nicht dem Szeleser Herrenhaus, sondern dem Szeleser Meierhof, genau wie Mama Tóth nicht an Großmama erinnert, sondern an die alte Bauernfrau im Meierhof. Und wie dann die Tage vergehen, findet er immer mehr Ähnlichkeiten zwischen Mama Tóth und der alten Frau Danka. Ihre Stimme klingt immer weinerlich, und sie sagt zum Beispiel solche Dinge: natürlich sei das kein Haus, wie es die feinen Herrschaften in der Großstadt bewohnen, kein hochherrschaftlicher Palast ... und wenn der liebe Gott es geben sollte, daß ihre geliebte, schöne Klari wieder einmal herkäme nach Baja, ob sie sich dann wohl der Armut hier nicht schämen würde, da sie doch inzwischen eine großstädtische feine Dame geworden sei. Paul drängt sich, wie er das hört, der Gedanke auf, es müsse wohl etwas ganz Besonderes sein, zu den großstädtischen Herrschaften zu gehören, oder ... etwas sehr Minderwertiges, die Witwe eines Bäckers in Baja zu sein. Und er denkt, daß Frau Danka in Szeles, wenn sie Vater oder Onkel Elemér erblickte, sofort auf sie zueilte und vor ihnen knickste: und es sieht so aus, als machte dieses alte Mütterchen hier auch manchmal eine solche Bewegung ... Mama Tóth arbeitet unermüdlich in Haus und Garten; Bäckergehilfen, Lehrlinge, zwei, drei Mägde rennen geschäftig, wenn sie sie erblicken, denn jeden treibt sie an, jedem gibt sie alle Hände voll zu tun. "Balthasar!" ruft sie weinerlich ihrem kahlköpfigen stillen Bruder zu, "Balthasar! wo hast du denn deine Augen und deinen Mund! siehst du denn nicht, daß die Semmeln auf dem Brett alle sind! und die Roggenwecken! warum jagst du nicht den Josef ins Backhaus, welche holen! Mit fahler Stimme brummt Balthasar den Josef an; und Josef rennt ins Backhaus. Josef, um die Lenden ein weißes Höschen, im übrigen splitternackt, schleppt riesengroße Körbe auf seinem zwölfjährigen schmalen Rücken vom Backhaus in den Laden, vom Laden in die "Krone" und noch in wohl zwanzig Häuser; wenn er keinen Korb trägt, geht er auch so gebückt, als schleppte er mindestens zehn Brote; sein kahlgeschorener, blonder kleiner Kopf glänzt weiß in der wütenden Sonne, auf seiner Nasenspitze schimmert stets ein Schweißtropfen; und mit zusammengekniffenen, feindseligen Augen mißt er manchmal Paul, der in weißem Anzug, weißen Wadenstrümpfen und weißen Schuhen über den Hof schlendert oder auf dem Bänkchen zwischen den Obstbäumen sitzt und offensichtlich ein Herrschaftskind und offensichtlich fremd und von anderer Art ist und

offensichtlich bei dem Bäckermeister die Sommerferien verbringt und faulenz.

Josef war der erste, mit dem Paul sich anfreunden wollte, und er war auch der erste, der Paul beibrachte, daß er fremd sei in dieser Welt und hier nie etwas anderes sein könne als ein Fremdling. Paul saß unter dem Baum auf dem Bänkchen und sah Josef untätig hinter dem Haus auf einem großen flachen Stein sitzen. Rasch stand er auf und ging auf ihn zu. Ein Weilchen sah er ihn an; auch Josef blickte auf zu ihm, wandte dann langsam den Kopf zur Seite und lehnte sich an die Wand. "Josef", sagte Paul, "komm doch her." Der andere sah hin. "Wohin?"

"Hierher, in den Garten", antwortete Paul und winkte ihm. "Nein", gab der andere ruhig zur Antwort. "Warum nicht?"

"Weil ... ich komm nicht", sagte Josef und drehte den Kopf wieder weg. Er hat Angst vor mir, dachte Paul, Josef Szikora und die andern armen Jungen in der Klasse haben auch Angst vor uns gehabt ... Er ging noch näher hin zu ihm. "Du hast doch jetzt nichts zu tun", sagte er ermunternd, "also warum willst du dann nicht herkommen?"

"Was willst du?" fragte Josef mißtrauisch. "Nichts ..." Ein Weilchen blieb er still. "Na, komm doch", fing Paul wieder an. Und plötzlich warf er hin: "Du traust dich wohl nicht? hast Angst, Onkel Balthasar könnte es sehen?" Der andere wirft den Kopf hoch, hellblond glänzt er in der Sonne. "Trauen würde ich mich. Aber ich will nicht." Schweigen. "Was willst du von mir?" fragt Josef noch einmal. Paul überlegt einen Augenblick. Jetzt müßte ich ihm etwas Gescheites sagen, damit er versteht, daß ich nichts von ihm will, daß ich weiter nichts will, als daß er herkommt, sich zu mir auf die Bank setzt und sich mit mir unterhält oder .. anfreundet. Paul denkt nach und sagt dann: "Willst du Briefmarken von mir haben?"

"Nein", lautet die rasche Antwort, "was soll ich damit?"

"Nicht solche Marken, um auf Briefe zu kleben, sondern ... allerhand ausländische Marken, wie die Jungen immer sammeln."

"Ich sammle keine", erklärt Josef und weiß offenbar nicht, wovon die Rede ist. Paul überlegt wieder. "Komm doch her", versucht er es dann noch einmal, "wenn du Lust hast, hole ich mein Propellerschiff, und wir lassen es in der Tränke schwimmen, oder ... wir können auch Eisenbahn spielen, du bist der Schaffner, oder ich hole meine Indianersachen, mit dem Pfeil können wir schießen ... oder wenn du willst, kannst du radfahren lernen auf meinem



Rad ..." Jetzt denkt Josef nach; er sieht Paul forschend an, gibt keine Antwort. "Wenn du sowieso nicht arbeitest jetzt ..." fängt Paul wieder an; und der andere unterbricht ihn rasch: "Ich komm nicht ... laß mich in Ruh." In Paul steigt stille Verbitterung auf und dumpfer, trotziger Ärger. Ich laß dich nicht in Ruh, nun gerade nicht, nun gerade wirst du herkommen, siehst du denn nicht, daß ich mit dir spielen will, also siehst du denn nicht, daß ich dir, wenn du herkäme, meinetwegen meine ganze Eisenbahner-Uniform oder meine Indianersachen schenken würde ... "Warum kommst du nicht?" fragt er klagend. "Du brauchst keine Angst zu haben; wenn sie dich auch sehen ... sie tun dir nichts ... um meinetwillen tun sie dir nichts!" Josef sieht allmählich ein, daß es nicht genügt, bloß nein zu sagen, daß man auch erklären muß, warum man nicht will. Er schweigt und schüttelt den Kopf; plötzlich spricht er laut: "Ich komm nicht ..." Kleine Pause. Dann: "Wer ein feiner Junge ist wie du ... der kann zu dir in den Garten gehen!" Damit beendet er die Debatte, springt auf und läuft davon, ins Backhaus.

Paul hat nicht die Empfindung, als hätten die Menschen hier ihn nicht gerne, vielmehr fühlt er fort und fort, er sei allein. Einquartiert ist er in dem Wohnzimmer mit dem eigenartigen Geruch; Mama Tóth fragt ihn jeden Tag, was er gern essen möchte; Onkel Balthasar fragt ihn, ob er mit ihm in den Stadtwald hinausspazieren oder baden gehen möchte im See an der Ziegelfabrik, — Onkel Balthasar hat sich bereits so weit durchgerungen, ihn nicht mehr "junger Herr" anzureden, sondern "Kleiner", — und einmal wird darüber beraten, daß man den Sohn und das Töchterchen des Herrn Lehrer Nagy einladen könnte, damit sie mit Paulchen spielten; oder daß man mit Paulchen zu Apotheker Helmeisters gehen müßte, ihn vorstellen. Und dann kommen auch eines Tages die Nagyschen Kinder, sitzen brav und geziemend mit Paul im Wohnzimmer, sprechen kein Wort, und wenn Paul Versuche macht, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, antworten sie mit kurzem Ja oder Nein, lachen einander verlegen zu, gaffen Paul an mit schüchternen Blicken, lassen Kakao mit Schlagsahne und Kuchen unberührt stehen und gehen sehr bald wieder weg. Und an einem andern Tage wird Paul wirklich mitgenommen zu Helmeisters, wo er in einem nach Medizin riechenden Wohnzimmer den beiden flachsblonden Mädchen gegenüber sitzt und wiederum zu plaudern versucht; aber auch sie sagen nur ja oder nein, und

da sieht er ein, daß alle Mühe vergeblich ist, und schweigt auch, bis Mama Tóth ihn abholen kommt.

Paul fühlt sich allein, und da er weiß, daß dieses Alleinsein in einigen Wochen aufhört, ist er nicht traurig, versucht aber auch nicht mehr, die Mauer des Fremdseins, die ihn von jedermann trennt, zu durchbrechen. Er lebt dahin im Zimmer und im Garten; es läßt ihn kalt, wenn Josef jetzt vielleicht zu ihm kommen möchte und mit ihm spielen, und mit aller Bestimmtheit verwahrt er sich dagegen, daß man ihm die Kinder des Kaufmanns Benda einlade oder ihn ins Haus des Herrn Amtsrichters Dévényi bringe. Er fühlt, daß er hier unter diesen Menschen allein ist, denn die einen wagen nicht, sich ihm zu nähern, die andern sehen auf der Straße weg, wenn sie ihn in Begleitung von Mama Tóth oder Onkel Balthasar erblicken. Er ist allein und weiß genau, wenn er weiß angezogen in den Garten geht, dann wird einer der Bäckerlehrlinge leise, mit vorsichtigem Spott hinter ihm her meckern; aber er kümmert sich nicht darum. Er sitzt im Garten auf der schattigen Bank unter den Bäumen oder legt sich ins Gras und läßt sich von der Sonne bescheinen; er spielt allein und nimmt ein Buch zur Hand, wenn er Lust hat zu lesen, und häufig denkt er daran, daß ... wenn Mutter ihn nicht gesucht hätte, nicht gekommen wäre, ihn zu holen, damals vor langer Zeit in Szeles im Obstgarten, dann hätte er tage- oder wochenlang so allein dort liegen können unter den Bäumen ... und wie gut wäre das gewesen. Aber hier allein zu sein, unter diesen vielen Menschen ...

Der Sommer brennt über dem Städtchen; die Zeit verwischt sich, Minuten und Stunden, Tag und Nacht fließen undeutlich ineinander. Paul denkt manchmal an den vorjährigen Sommer zurück oder an sein und Georgs Zimmer zu Hause oder an die Schule, und ein schwerer Druck legt sich ihm pressend auf Brust und Kopf; plötzlich ist es ihm, als könne er keinen Augenblick länger hier bleiben, die Langeweile hier scheint ihm mit einemmal unerträglich, ein Schauer geht ihm über den Rücken, und er hat das Gefühl, daß ... wenn er jetzt noch einen Augenblick hier bliebe im Garten oder Zimmer, dann müsse er die Blumenbeete zertrampeln oder die sämtlichen bunten Teller von der Wand schmeißen! — und dann passiert nichts, er beginnt nicht einmal still zu weinen, er ist nicht einmal traurig: er ist bloß allein, und daran läßt sich ohnehin nichts ändern. Oder wäre er vielleicht dem Alleinsein entronnen, wenn er, sagen wir, ins Backhaus ginge?

die Bäckergesellen arbeiten halb nackt am großen Knettrog und am Backofen, singen, reden unanständige Sachen, spucken und bemerken überhaupt nicht, daß der fremde kleine Junge ihnen zusieht. Wäre dem Alleinsein abgeholfen, wenn er sich in den Bäckerladen setzte neben Onkel Balthasar? schön: da kommen die Käufer, Bauern mit Pfeifen im Mund, Bäuerinnen in bunten Kleidern und barfüßige Kinder und alte Mütterchen mit Tüchern um den Kopf, und es kommen auch bürgerlich gekleidete Frauen, und es kommt ein kahlköpfiger Infanterist, und ein Bettler mit einem Bein holt sich einen Kreuzer oder ein Stück Brot, und es kommt das Dienstmädchen des Amtsrichters und das Dienstmädchen von Apothekers und das Dienstmädchen des Kreisarztes; sie kommen, kaufen, bezahlen, sagen: *Grüß Gott, Herr Szilik*, oder: *Gott befohlen, Meister Balthasar* ... und man sitzt auf dem Stühlchen hinter dem Ladentisch in dem feinen frischen Brotgeruch und ist allein. Allein ist man, und nichts und niemand stört einen, weder bei Tag noch bei Nacht: man weiß, Onkel Balthasar schnarcht rechts nebenan, Mama Tóth seufzt und betet links nebenan, ein Betrunkener grölt auf der Gasse, die Gesellen und Mägde kichern und johlen im Garten. Dann ist es still, nur zuweilen hört man fernes oder nahes Hundegebell. Muttmchen Klara ... sicher geht es ihr gut zu Hause, das hat sie auch auf einer Karte geschrieben, und dann hat sie noch geschrieben, Paul solle schön brav sein, und wie niedlich das Baby sei. Vater und Georg, ihnen geht es auch gut, sie haben einen schönen Sommer in Gastein und erholen sich, das haben sie ebenfalls auf einer Ansichtskarte geschrieben. Wenn sie auch hier wären ... vielleicht wäre das gar nicht gut. Denn es ist ja schön hier. Schön, weil die Sonne scheint, weil man im Garten sein kann, weil das Essen gut schmeckt und ... weil es gar nicht schlecht ist, hier allein zu sein, nicht schlecht, sich mit allein, wie es hier ist, abzufinden, die Ordnung der Dinge zu verstehen und zu sagen: nun gut, ihr braucht mich nicht, und ich brauche euch nicht. Und im tiefen Innern fühlt er, wie die kalte Fremdheit nun schon von ihm aus den andern entgegenströmt, und zum erstenmal wird ihm die tiefe, unüberbrückbare Kluft bewußt, die Provinzleute und Kleinstadt von ihm und der Großstadt trennt.

Ende August kommt Mama Tóth aufgeregt mit einem Brief in der Hand auf Paul zu. "Dein Vater schreibt", sagt sie ganz ereifert, "er kann dich nicht abholen kommen, weil er sehr viel zu tun hat jetzt nach der Reise, aber er

schreibt", ihre zitterige Stimme löst sich jetzt in regelrechtes Weinen auf, "ich soll dich nach Budapest begleiten, weil ich doch ohnehin schon so lange mein liebes Enkelkindchen gern sehen möchte!" Er kommt mich nicht abholen ... denkt Paul. "Weißt du, liebes Kind, ich habe wohl seit zwanzig Jahren nicht mehr im Zug gesessen!" jammert Mama Tóth, und ihr hutzliges altes Gesicht leuchtet rot in heller Aufregung. Mit Mama Tóth soll ich nach Hause fahren ... allein, denkt Paul. "Hab keine Angst, liebes Kind!" tröstet sie ihn, aber der Trost oder die Beruhigung gilt mehr ihr selbst, "ist ja keine so große Sache, die Reise nach Budapest, du wirst schon sehen!" Nein, denkt Paul, keine große Sache. Ich könnte auch allein reisen.

Von dieser Minute an ist Mama Tóth wie besessen, man kann ihr gar nicht mehr beikommen. Sie rennt und fuchtelt herum, arbeitet und trifft Vorbereitungen, dann bricht sie plötzlich zusammen, hockt in sich gekauert eine halbe Stunde in der Stube, um dann das geschäftige Treiben von neuem zu beginnen. Ein Glück, daß in drei Tagen morgens die Reise schon losgeht. Mama Tóth backt und kocht, und so wenig Kleidungsstücke sie in ihren flachen kleinen Reisekorb legt, soviel Eßwaren packt sie ein. "Du tust ja, als führst du nach Amerika!" höhnt Onkel Balthasar, "als führst du ans Ende der Welt!" Und dann machen sie sich morgens auf den Weg zur Bahn. Pauls Koffer trägt einer der Bäckergehilfen, Mama Tóths Reisekorb Onkel Balthasar; sie selbst schleppt das mächtige Proviantpaket. Keinen Moment würde sie das aus der Hand geben. Zehn Uhr ist es und bereits dermaßen heiß, daß alles zu schmelzen scheint. "Zieh aber nachher im Zug deinen Mantel aus!" rät Onkel Balthasar weise, "sonst vergehst du vor Hitze, du wirst sehen!"

"Im Zug!" wiederholt Mama Tóth berauscht, "ja, im Zug zieh ich den Mantel aus!" und ihr Gesicht ist ganz bleich und ihre Augen starr. Paul wäre das Lachen wieder nahe, wenn er sie nicht bemitleidete. Seit zwanzig Jahren ist sie nicht gereist, denkt er. Dann läuft der Zug ein und hält auf dem inneren Gleis: Mama Tóth verliert völlig den Kopf. Sie trippelt, ruft, läuft hierhin und dorthin und weiß nicht, was sie tun soll. Onkel Balthasar steht ratlos hinter ihr. Da tritt Paul kurz entschlossen zu ihr hin und nimmt sie bei der Hand. "Komm nur mit, Großmama Tóth", sagt er ruhig und überlegen, "na, hab' doch keine Angst ... siehst du, hier in den Zweiter-Klasse-Wagen steigen wir ein, komm mir nur ruhig nach! ..."

Still sitzt Paul im heißen Abteil. Wir fahren nach Hause, denkt er, ich war in der Sommerfrische und fahre jetzt nach Hause. Das Wort schwirrt ihm im Kopf umher: zu Hause. Er versucht, sich die Wohnung vorzustellen, die Straße, die Häuser, die Menschen; bemüht sich, an Vater zu denken, an Muttmchen Klara, an die Brüder, an Käthe und ... gleichviel, an wen, an den Briefträger, der ins Haus zu kommen pflegt, an den Boten aus dem Kaufmannsladen, aber niemanden kann er vor sein Auge beschwören, er sieht nur die entschwindende Landschaft. Nach Hause fahre ich, denkt er und fühlt eine große Leere. Was ist das eigentlich, "nach Hause"? Kein Ärger ist in ihm, weil man ihn weggeschickt hatte, kein Vorwurf, daß er allein bleiben mußte, keine Freude, daß er nun wieder heimfährt. Draußen ist alles heiß und strahlend; drinnen, in seinem Innern herrscht Dunkelheit und Kälte.

### **Auf den Flügeln der Zeit**

Man schließt die Augen für eine Nacht oder eine Sekunde, und wenn man sie wieder öffnet, erkennt man niemanden und nichts mehr in seiner Umgebung. Die Dinge haben sich verändert, die Menschen sind fremd geworden, und bei den Tönen, die man hört, muß man angespannt in seinem Innern suchen, um sie wiederzuerkennen. Langt man also tief in sein Inneres hinein, so regt sich die Ahnung, auch dasjenige, was man dort ganz hinten und ganz unten findet, sei anders als das Gekannte oder Erwartete. Die Zeit fliegt dahin, wie ein wilder, kühner Vogel stürzt sie sich in die unbekannte Unendlichkeit, und der Luftwirbel der Ereignisse, der auf ihrer Spur tobt, verjagt und zerstreut alles, was gewesen ist. Man schließt die Augen, bloß für eine Sekunde, und wenn man wieder erwacht, sagt man staunend: Seltsam! wo bin ich denn? hier ist ja alles anders geworden, und auch ich bin nicht mehr, der ich war. Mit verhaltenem Atem lauscht man, denn auch das Pochen des Herzens klingt irgendwie anders als früher, und unvermutet spricht aus unserm eigenen Munde ein Fremder fremde Worte aus. Bin ich das? fragt man betroffen und kann es kaum glauben, daß man es tatsächlich selber ist. Man schläft anders, denkt anders, hofft oder lügt

anders oder läßt sich auf andere Weise nasführen; irgendwie lebt man anders als früher, und auch an den Tod denkt man nicht mehr wie einst. Und erhascht man dann auf der Spur der dahinjagenden Zeit vereinzelte Splitter aus seiner zerstäubenden Vergangenheit, so dreht man sie verständnislos und unsicher in seinen Gedanken hin und her, wie ein Kind ein fremdartiges Spielzeug in der Hand dreht und wendet, um hinter das Geheimnis seiner Konstruktion zu kommen; aber das gelingt anscheinend nicht, weil es sehr kompliziert oder aber gerade sehr einfach ist. Es geht nicht, sagt man sich also, und findet sich damit ab, weil einem ja nichts anderes übrigbleibt. Viel Zeit verrinnt — manchmal auch bloß ein Augenblick! — bis aus diesem oder jenem Winkel die vergangenen Dinge wieder auftauchen und sich in neuer Form ihren Platz suchen. Die Zeit fliegt dahin — und vergebens wendet man den Kopf rückwärts: im neuen Lebensabschnitt ist nichts, woran man sich festhalten könnte. Alles hat sich verändert. Alles ist irgendwie anders.

Nur ganz wenige Jungen aus der Elementarschule sind in das Gymnasium gekommen, das Paul jetzt besucht, und auch sie sitzen in der Klasse zerstreut. Paul hat seinen Platz in der mittleren Bankreihe; sein Nebenmann saß in der ersten Stunde bleich und mißtrauisch da, hielt das kahlgeschorene Köpfchen gesenkt und versteckte sich geradezu hinter dem breiten Rücken des vor ihm sitzenden Knaben. "Bist du krank? was fehlt dir?" fragte Paul den blassen Jungen mehrmals hintereinander. "O Gott", stöhnte dieser, Andreas Szilvási mit Namen, "ist das hier nicht bald zu Ende?" Er war bisher in keine Schule gegangen und durchlitt jetzt alle Qualen, die die erste Schulstunde für jeden Privatschüler bedeutet. Vor allem und jedem hatte er Angst, alles war ihm zuviel und zu laut, kaum hatte er sich im Klassenzimmer eingefunden, da wäre er auch schon am liebsten wieder nach Hause gelaufen, um das Schulgebäude nie wieder zu betreten. "Sei nicht ängstlich", flüsterte Paul ihm freundlich und ermutigend zu, "wirst schon sehen, daß es gar nicht so schlimm ist, und außerdem klingelt's gleich." Erschrocken riß Andreas die Augen auf. "Warum klingelt's denn?" fragte er entsetzt. Paul lachte in sich hinein. Den hat gewiß sein Vater gestern bei der Eröffnungsfeier allein gelassen, deshalb hat er solche Angst! dachte er mit der Überlegenheit des erfahrenen großen Jungen. Aber laut lachte er Andreas Szilvási nicht aus, verhöhnte ihn nicht wegen seiner Schüchternheit; er war freundlich zu ihm und nahm ihn unter seinen Schutz. Wenn Andreas

erbleichte, gab er ihm einen Stoß mit dem Ellbogen, duckte sich ein wenig auf die Bank und schnitt drollige Grimassen, reckte dann plötzlich hüstelnd todernt den Kopf empor und sah mit unschuldiger Miene nach dem Katheder. Zwischendurch blinzelte er seinem Nachbarn zu. Der staunte, stand tausend Ängste aus, fing schließlich an zu lachen und bewunderte und beneidete Paul, der so frei von der Leber weg mit sämtlichen Jungen sprach und debattierte, mochten sie auch größer sein als er oder einen gescheiteren Eindruck machen; manche behandelte er als alte Kameraden, und schon in den allerersten Tagen sprach er laut den Spitznamen des Klassenlehrers, Herrn Doktor Szálkas, aus: "Balken" nannte er ihn. Gleich am ersten Vormittag war die Freundschaft zwischen den beiden besiegelt: Paul, der Starke, Mutige, Beschützende, und Andreas, der Schwache, Feige, Schutzbedürftige fühlten sich, dem ewigen Streben nach Ausgleich folgend, zusammengehörig. Doch regte sich auch noch ein anderes Gefühl in Paul an diesem ersten Vormittag; wie er den anderen Jungen ansah, dachte er: das ist jetzt mein Freund ... und da fiel ihm Josef, der Bäckerlehrling in Baja ein. Wenn man nun zufällig den Josef hier neben mich auf die Bank gesetzt hätte ... Josef war ungefähr zwei Jahre älter, aber kleiner und magerer als Paul, hatte Beine wie Streichhölzer, einen immer kahlgeschorenen Kopf und einen schwächtigen Rücken, unbegreiflich, wie er die schweren Körbe Brot schleppen konnte; und Josef war auch feige und... dumm, wäre also auf den Schutz und die Freundschaft eines Besseren, Stärkeren, Größeren angewiesen gewesen: aber er wollte mich nicht! denkt Paul, und es ist ihm jetzt ganz klar, daß er anfänglich den Bäckerjosef gern zum Freunde gehabt hätte und daß er nichts dafür kann, wenn es nicht so geworden ist; und — denkt er weiter kann denn nun, nach der Geschichte mit dem Bäckerjosef, bloß einer, der schwächer, oder einer, der stärker ist als er, sein Freund sein? einerlei: nicht das ist das Wichtige. Wichtig ist, daß der andere seine Freundschaft wolle und suche, daß der andere komme und sich ihm anbiete: denn er selbst kann nur noch annehmen und erwidern, vielleicht hundertfach erwidern, — aber er kann sich nicht mehr anbieten: er kann sich nicht noch einmal zurückweisen lassen!

Paul beschützt Andreas Szilvási und ist ihm eine Stütze; er lädt ihn zu sich ein und besucht ihn; sie lernen zusammen und spielen gemeinsam, und dann eines Tages, als sie zu Hause nebeneinander sitzen, wird Paul plötzlich still und zerstreut. Irgendwie, durch irgend etwas ist ihm Amme Eva

eingefallen. Einen Augenblick lang sieht er ihre breite Gestalt in der weißen Kittelschürze vor sich und sieht sich selbst, wie er auf sie zuläuft und auf ihren Schoß klettert. Das Bild ruft eine andere Erinnerung wach: er sieht Mutter, wie sie sich am Abend über sein Bettchen beugt, und von weither hört er gedämpft Mutters Gutenachtgruß. Dann plötzlich sieht er Vater, wie er ihn an der Hand über die Straße führt, und an Georg denkt er zurück, wie er einmal im Balaton stand und mit ausgebreiteten Armen ihn ins Wasser lockte; und Muttchen Klara — nein: Fräulein Klärchen sieht er neben sich auf dem Kinderzimmersofa sitzen, und Herrn Lehrer Tolnay sieht er, sieht, wie seine braunen Augen warm glänzen, während er zu ihm spricht, — ja: sie alle waren da, um gut zu ihm zu sein, ihn zu beschirmen und zu stützen; sie alle waren da, damit er jemanden hätte, zu dem er laufen, an den er sich schmiegen konnte, vor dem er in seiner Freude lachen und in seiner Not weinen konnte ... und sie alle sind nicht mehr; an der Stelle, die sie einst einnahmen, ist jetzt eine große schmerzliche Leere, und irgendwo weit hinter dieser Leere ertönt nun undeutlich eine leise und ein wenig unterwürfige Stimme, die Stimme Andreas Szilvásis: "Du Paul, hörst du nicht zu? ich habe gesagt, daß Alex Szász es mir nicht sagen will, sondern ich soll mir aus dem Bücherschrank meines Vaters das Lexikon nehmen und darin nachsehen, sagt er ..." Paul zuckt ein wenig zusammen. "Ach, Unsinn", sagt er eilig, "Szász ist ein Dummkopf. Wenn du dir das Lexikon nimmst, bemerkt es womöglich dein Vater und verhaut dich. Ich werde dir erklären, wie das ist. Also, paß auf. Es gibt Männer, und es gibt Frauen, das weißt du, nicht wahr? und nun heiraten sich die Männer und Frauen ..."

In der Klasse herrscht Ruhe: Herr Oberlehrer Doktor Szálka hat soeben verkündet, es sei nunmehr an der Zeit, daß er "die Geheimnisse der ersten Deklination enthülle".

"Nehmen wir das Wort terra, die Erde", sagt er salbungsvoll. "Die Erde ist dem Lateiner, wie überhaupt jedem Kulturvolk, als weiblich bekannt; man sagt ja auch im Ungarischen: Mutter Erde.<sup>5</sup> Nun also..."

*Terra-terrae-terrae-terram-terra*: wie oft schon hatte Paul dieses erste lateinische Wort von Georg gehört. Das ist ja gar nicht schwer! denkt er in der ersten Zeit, — aber gleich in der ersten Zeit sieht er auch, daß im Gymnasium alles anders ist als in der Elementarschule. Hier gibt es unter den Jungen welche, die mehr wissen als er, die sicherer antworten und

---

<sup>5</sup> Földanyát (Föld = Erde, Anya = Mutter)



rascher die neu erklärten Lektionen verstehen: und als er bemerkt, daß der Lieblingsschüler des Lateinlehrers der kleine Béla Baka auf der ersten Bank ist und daß der Geographielehrer Aurel Lázár, den Sohn des Museumsdirektors, vorzieht, und daß auch die andern Lehrer nicht mit ihm in den Gängen herumstehen und plaudern, da beginnt er zu fühlen, wie sehr ihm Herr Lehrer Tolnay fehlt.

Vater weiß genau, daß das Gymnasiastenleben nicht nur aus den Unterrichtsstunden am Vormittag besteht: Paul wird daher in allen Jugendvereinen Mitglied, gibt Spenden, wenn gesammelt wird, und ist bestrebt zu zeigen, daß er zugegen ist und an allem teilnimmt; er lernt, und er kann auch seine Sache: dennoch geht nicht alles glatt. Was er wußte, wußte er im allgemeinen vielseitiger, umfassender als die übrigen: aber es schien ihn nicht zu interessieren, was er wußte oder hätte wissen müssen; und wenn er etwas nicht wußte, so gestand er es ganz aufrichtig, und ohne erst herumzustottern, ein. Seine Lehrer verübelten ihm das, hielten seine Aufrichtigkeit für Frechheit, seine Offenheit für Herausforderung; sie hatten ihn nicht gern. "Mit Leichtigkeit könntest du Primus sein, Hegedüs! könntest ein so guter Schüler sein, wie dein Bruder war, oder sogar ein noch besserer!" sagte Doktor Szálka oft vorwurfsvoll, "aber du bist ein nachlässiger Bursche und hast nicht einmal die Entschuldigung für dich, die dein Bruder hatte und niemals mißbrauchte, nämlich, daß die Musikstudien dem Lernen fürs Gymnasium vorangehen! Ich möchte mit deinem Vater sprechen!" Vater kam in die Schule, und Herr Doktor Szálka sprach mit ihm; zu Hause schalt Vater Paul tüchtig aus, und alles blieb beim alten. Es mochte auch weiterhin Herrn Doktor Szálkas Ehrgeiz als Klassenlehrer kränken, daß er zwar einen Hegedüs in seiner Klasse, jedoch keinen Musterschüler an ihm hatte; und seinen pädagogischen Bestrebungen tat es schweren Abbruch, daß er in seiner Klasse einen Jungen mit hellem Kopf sitzen hatte, der durch kein Zureden und keinen Tadel dazu zu bringen war, sich unter die Ersten heraufzuarbeiten. Welch unglaublicher Mangel an Ehrgeiz! Welch unverzeihliche Indolenz! Und das Ärgerliche war, daß Paul dabei niemals so weit versagte, daß man ihn einmal exemplarisch hätte bestrafen oder sitzen lassen können; das würde vielleicht mehr schaden als nützen und wäre obendrein ungerecht. Nun aber suchte und verkündete Herr Doktor Szálka in seinem Leben und Lehren die Gerechtigkeit und Wahrheit und war wie

verklärt, wenn er dann und wann allzu weitschweifig und nicht immer ganz klar an Hand zahlloser, klassischer Beispiele den meist gelangweilt und zerstreut dasitzenden Jungen vom "jus romanum" oder von der "veritas humana" vorschwärmte.

Römisches Recht und menschliche Wahrheit: welch große und ferne Dinge. Wie zerbröckeln sie an den winzigen Felsen gelangweilter und für anderes interessierter kindlicher Gemüter, in denen die tausend Nöte und Ängste werdender Menschen verborgen sind und ihre kleinen Rechte umschleichen, ihre kleinen Wahrheiten suchen. Wissen muß man, das ist ein begreifliches Gebot. Aber um wie viel wichtiger ist es, zu leben. Wie viel wichtiger als jede verstehbare oder erlernbare Weisheit ist jenes unfaßliche und unberechenbare Etwas, das uns den einen Gefährten angenehm macht und von dem andern abstößt; wie viel aufregender als jede "enthüllte" grammatische Regel ist jenes traumhafte Gefühl, das uns hinaustreibt auf die Straße und uns stundenlang, keiner Versäumnis und Strafe gedenkend, berauscht und verloren herumstromern läßt; wie viel beunruhigender als jede nichtgelernte Lektion ist die eine oder andere merkwürdige Figur, die so lange unsere alltäglichen Wege kreuzt, bis wir sie endlich bemerken und dann, tiefste Beklommenheit in der Brust, uns aufmachen auf den Abenteuerweg, der uns der Enträtselung fremden Lebens entgegenführen soll; wie viel beruhigender als jede halbwegs geglückte Schulaufgabe ist es, wenn wir den Schlüssel zu einem unbekanntem Leben finden. Herr Doktor Szálka samt seiner Macht als Klassenlehrer und samt seiner ganzen Wissenschaft ist nicht so viel wert wie ein geheimnisvoller dicker, alter Dienstmann an einer Straßenecke, dessen Mund sich fortwährend lautlos bewegt und von dem wir nach langem Forschen herausbekommen, daß er in seinen besseren Zeiten Tempeldiener war und nun, wenn er in seiner roten Mütze arbeitslos vor dem Kaffeehaus steht, mit stummen Lippen Psalmen leiert. Wichtiger als alle Geheimnisse der Erde, des Wassers und der Luft ist jenes einzige Geheimnis des menschlichen Lebens, dessen Lösung irgendwo in den schummerig beleuchteten, berüchtigten Häusern der engen Nebengassen zu finden ist. Wie könnten wohl noch so viele auswendig gelernte Verse oder noch so schön gelöste Mathematikprobleme die heißen kleinen Köpfe befriedigen, in denen nur eine Sorge und ein Gedanke brennt: irgendwie, auf irgendeinem Wege an das Leben heranzukommen! Da sitzt man auf der Schulbank und bemüht sich, auf die Worte des Lehrers zu

achten, und bemerkt gar nicht, wie einem im Ohr die Stimme des Lehrers umklingt etwa in die Stimme Vaters; wie aus den Heldentaten Ludwigs des Großen<sup>6</sup> irgendeine alltägliche Erscheinung des Lebens zu Hause oder in der Welt wird; wie sich auf der Tafel das Bild einer Blume mit lila Blütenblättern zu einem vergessenen, aber bekannten und dennoch nicht wiedererkennbaren Gesicht umgestaltet ... Man tut, als passe man auf, und hat das Gefühl, zu träumen, nicht dort zu sein, wo man ist, und man weiß nicht, wo man eigentlich ist. Schwere Kinderjahre, wiederum an einer Grenze; dort, wo die Erwachsenen, bisher Feinde, geheime Freunde werden oder Rivalen, wo am Kreuzweg von Pflichten und Liebhabereien das Interesse sich spaltet, wo dunkle Ängste und Ahnungen hinter all den Dingen verborgen liegen, von denen Vater oder Muttchen Klara oder wer immer, der über die Grenze hinaus ist, zu sagen pflegt: "Was redet der Junge für merkwürdiges, altkluges Zeug", oder: "was für eine flegelhafte Art der Junge neuerdings annimmt", oder: "sieh mal an, wie der Junge die Frauen anguckt", oder: "wieder ist sein Gesicht voller Pickel."

Georg hatte in der Mitte des Jahres dem Ratschlag und Wunsch seiner Musiklehrer zufolge — das Studium der Musik erfordert ungeteilte Kräfte! — das Gymnasium aufgegeben und war Privatschüler geworden. über bisheriges vereinzelt Mitwirken bei Konzerten und über verschiedentliches Planen hinaus war dies der erste entscheidende Schritt auf die Künstlerlaufbahn zu. Georg galt nun offiziell als Künstler und stand nun auch offiziell außerhalb jener Ordnungen und Gesetze, die für gewöhnliche Bürger verpflichtend sind.

Für Paul bedeutete dies zunächst bloß, daß er mit Georgs Abschied von der Schule die Stütze verlor, die er sich von seinem im ganzen Gymnasium berühmten Bruder erhofft hatte; doch verloren damit auch die beständigen geringschätzigen Anspielungen auf den "tüchtigen" Bruder seitens der Lehrer ihre Aktualität. Ferner war Paul sich dessen bewußt, daß das Abiturium, das für ihn harte Arbeit und Anstrengung aller Kräfte erfordern, für seinen Bruder, unter dem Schutz von allerhand Rücksichten, nichts weiter bedeuten würde als — wie Vater zu sagen pflegte — "Schnellsiederkurse und ein Serenissimus-Examen".

---

<sup>6</sup> Lajos I. Nagy (Ludwig der Große), 1326 in Visegrád 1382) war ab 1342 König von Ungarn und Kroatien und ab 1370 auch König von Polen aus dem Haus Anjou.

Es konnte indessen kein Zweifel bestehen, daß das so sein mußte. Georg war ein Künstler, und das war so unendlich viel mehr, als wenn er etwa Arzt oder Richter oder Kaufmann hätte werden wollen, daß nicht nur jegliche Sonderbehandlung, die er genoß, begründet und begreiflich war, daß man vielmehr, abgesehen von aller brüderlichen Liebe und Bewunderung, obendrein noch stolz auf ihn sein mußte. Wie ganz anders klang es, wenn man auf die Frage Herrn Doktor Szálkas, was denn sein Bruder mache, antworten konnte: "Er arbeitet an einer symphonischen Tondichtung", oder: "er übt für sein Konzert im Mai", als wenn Fritz Nádor auf eine ähnliche Erkundigung des Lehrers sagte, danke, es ginge seinem Bruder jetzt schon besser, denn er hätte sein erstes Staatsexamen bestanden, oder wenn Tibor Kálmán berichtete, sein Bruder sei jetzt Soldat, diene sein Jahr beim Honvedhusarenregiment Nummer eins.

Um diese Zeit richtete Georg sich auch äußerlich auf das Künstlerleben ein. Nach langen Beratungen und mehrfachen, von seiten Muttchen Klaras aufgeregt geführten Debatten wurde Paul aus dem gemeinsamen Zimmer ausquartiert, in dem Georg nunmehr allein wohnen blieb, — Vater gab dem abermals ummöblierten Zimmer den Namen Studio; Paul zog in das frühere Fräuleinzimmer und bekam die Kinderzimmermöbel; Hänschen und die Schwester blieben in der kleinen, dein Schlafzimmer nahe gelegenen Stube. Muttchen Klara hatte zwar wiederholt betont, der Raum sei für zwei Menschen zu klein, und dem Kind gebühre doch ein "anständiges" Zimmer, da es ja nicht wie die Erwachsenen in der ganzen Wohnung lebe; schließlich seien die hygienischen Gesichtspunkte, nämlich der Aufenthalt des Kindes in einem luftigen, sonnigen Raum, doch nicht ganz außer acht zu lassen, und in einer Sieben-, beziehungsweise Achtzimmerwohnung könne man doch wirklich sechs, oder richtiger gesagt, fünf Personen derart unterbringen, daß nicht ausgerechnet das Kind am schlechtesten wegkäme, das doch am allermeisten der Rücksicht und Sorgfalt bedürfe ... nein, dies sei keinesfalls eine endgültige Lösung, und sie ruhe nicht eher, bis daran geändert würde. Für Muttchen Klara war das Umräumen und Umstellen in der Wohnung ein Hauptvergnügen, und wenn die gesamte Einteilung der Räume auch keine größeren Umänderungen zuließ, so hängte sie voll Aufregung und Eifer fast jährlich wenigstens die Bilder von einer Wand an die andere, gruppierte die Möbel um, vertauschte die Teppiche und Gardinen, richtete andauernd neue "intime" Ecken ein, kaufte neue Sachen und ließ alte umarbeiten und konnte

es nicht ertragen, daß die Wohnung in ihrer anderthalb Jahrzehnte alten Ordnung Béllassen würde. Aber ihr augenblicklicher Umräumungseifer ging klar und deutlich auf ein gewisses Ziel hinaus. Georg hört sich in scheinbarer Interesselosigkeit Muttchen Klaras ärgerliche, nervös gereizte Ausbrüche an, und erst als die nicht einmal sehr geheimgehaltene Spannung zwischen Vater und Muttchen Klara bereits mehrere Tage währte, mischte er sich in die Angelegenheit ein, indem er sagte, es wäre doch nicht der Mühe wert, sich darüber zu zanken und zu ärgern: diese Lösung mit seinem "Studio" sei selbstverständlich nur eine provisorische, die auch ihm selbst nicht sonderlich gefiele, auch er denke über eine richtigere, endgültige Lösung nach. "So?" meinte Vater ein wenig überrascht und kurz angebunden, "und was zum Beispiel hast du dir ausgedacht?"

"Vorläufig noch nichts", antwortete Georg, "jedenfalls aber wird die gewisse endgültige Lösung, die sowohl Muttchen Klara als auch mir vorschwebt, mit einem neuerlichen Umzug zusammenhängen." Nach dieser etwas zweideutigen Äußerung sprach er nicht mehr von der Sache; auch die übrigen nicht.

Georg verbrachte viel Zeit auf der Akademie; zu Hause lebte er in zwei Zimmern, im "Studio" und im Salon, am Flügel. Doch kam es häufig vor, daß er üben wollte, Muttchen Klara indessen gerade Besuch hatte. Mit einer Ereiferung, die über das pflichtschuldige, höfliche Entzücken hinausging, forderten die Damen Georg auf, sich nicht stören zu lassen, sondern sich an den Flügel zu setzen und zu spielen; wenn Muttchen Klara gerade zum Zuhören aufgelegt war, schloß sie sich dem Zureden an und bat Georg, ihren Gästen doch einen musikalischen Genuß zu bieten; war sie aber nicht in entsprechender Stimmung, erklärte sie kurz, der Künstler — dies Wort betonte sie — liebe es nicht, vor der Öffentlichkeit zu üben; und am Abend hielt sie dann, fortsetzend, Georg vor, es könne weder seiner Wissenschaft noch seinem Ansehen als Künstler — wieder Betonung — schaden, wenn er hie und da ihre Freundinnen durch ein wenig Musizieren unterhalte; oder aber sie ließ sich klagend darüber aus, wie peinlich es ihr sei, daß ihr Besuch wieder einmal Georg in seiner Arbeit — Betonung — gestört habe, doch stünden schließlich auch ihr Rechte zu, den Salon zu benutzen, Georg müsse das einsehen, und so fort. Georg sah alles ein und spielte den Gästen nicht vor, — Vater jedoch fühlte, daß das so nicht bleiben könnte, und mietete für Georg ein Klavier. Somit war das Studio vollkommen geworden, aber auch

die Abgeschlossenheit: Georg verließ nur mehr sehr selten sein Zimmer. Muttchen Klara wollte sich nicht beschämen lassen: zuvorkommend und nicht ganz ohne Hintergedanken ließ sie an Georgs Tür von innen einen dicken alten dunkelroten Vorhang anbringen. "Der Lärm der Außenwelt soll den Künstler nicht stören!" sagte sie mit reizendem Lächeln und ahnte gar nicht, wie sehr Georg sich über diese praktisch nicht einmal viel bedeutende, symbolisch aber um so wichtigere Absonderung freute.

Paul faßte zu dieser Zeit den Entschluß, sich um Georg und seine Angelegenheiten nicht über das Maß hinaus zu kümmern, das mühelos erreichbar war: er bestrebte sich, jegliches Interesse für Georgs geheimnisvolles Wesen zu verdrängen. Viel wichtiger als des Bruders Rätselhaftigkeit war es jetzt für ihn, sich selbst kennenzulernen; seine eigenen Probleme sind nach hundert Richtungen verzweigt, während der Schlüssel zu Georgs Geheimnissen ein einziges Wort ist: Künstler. Und dennoch: weder dieses Wort noch irgendein Entschluß befreite ihn von dem Zwang, der ihm durch alle eigenen Angelegenheiten hindurch immer wieder Georgs Leben vor die Augen führte; dieses war von seinem und dem Leben der Menschen in seiner Umgebung unzertrennlich. Er ist ein Künstler, gut, das wissen wir, und wenn wir das wissen, verstehen wir auch, daß seine Wortkargheit keine Unfreundlichkeit, sondern die Verschlossenheit des Künstlers ist, verstehen, daß seine sonderbare Zurückhaltung Menschen und Dingen gegenüber keine alberne Manieriertheit ist, vielmehr die Vertiefung des Künstlers in sich selbst ... Ob aber nun die individuelle Menschenanschauung des Künstlers der Grund dafür sein mag, daß Georg sich gegen Muttchen Klara manchmal geradezu feindlich benimmt? und besonders: kann denn das Wort "Künstler" das Verhältnis zwischen Vater und Georg erklären? Da kann man Dinge wahrnehmen, die vielleicht zu keinerlei schwerwiegenden Schlüssen Anlaß geben, die aber dennoch bloß dadurch, daß sie zu bemerken sind, ein banges, kaltes Angstgefühl in Pauls Herz stehlen. Warum spricht Vater nicht mehr soviel mit Georg wie früher? warum erkundigt er sich nicht nach seinen Fortschritten, wo doch das Leben auf der Akademie gewiß viel interessanter ist, als das Schulleben war? Die Kammermusikabende sind seit Mutters Tod nicht mehr zustande gekommen; es war vor seiner zweiten Heirat, daß Vater sein Cello zum letztenmal aus dem Futteral nahm; aber, daß sie jetzt nicht mehr zusammen musizieren,

kann doch nicht der Grund sein, daß ... daß Vater an Georg nicht mehr solchen Anteil nimmt wie früher. Eines Abends nach dem Essen sprach Vater von einem alten Bekannten, den er zufällig auf der Straße getroffen hatte.

"Seinerzeit waren wir gut befreundet miteinander, ich habe ihn auch heute sofort erkannt, aber wenn er mich nicht angesprochen hätte, wäre es mir nicht eingefallen, stehenzubleiben und mich mit ihm zu unterhalten. Merkwürdig", fügte er hinzu, "wie fern einem alle diese alten Menschen und Dinge gerückt sind ..." Das Wort trifft Paul heftig. Ferngerückt .. . ob ihm auch Georg ferngerückt ist? Ist es das? Und da hört er plötzlich ein anderes Wort, ein Wort, das Vater früher so oft sagte: "Mein lieber, kluger kleiner Künstler" ... Ja, konnte er ihm denn wirklich fernrücken? wie?! warum?! um wessentwillen?! ...

Georg ist knapp siebzehn Jahre alt und darf schon abends allein ausgehen. Geht er in Konzerte und in die Oper? Trifft er sich nach dem Konzert mit Freunden, und musizieren sie dann zusammen, auch bei Nacht? Paul hört Georg manchmal nach Hause kommen; auf den Zehenspitzen tastet er sich über den dunklen Flur und geht durch das kleine Badezimmer in sein Zimmer. Es ist still, die Eltern schlafen schon längst oder sind nicht zu Hause; man hört, wie Georg in seinem Zimmer umhergeht, sich setzt, in Noten blättert, sich hinlegt, wieder aufsteht, in seinem Schrank kramt, seine Schubladen auf- und zumacht — er schläft nicht. Paul war ihm deswegen nicht böse, Georgs nächtliches Rumoren störte ihn nicht. Ich weiß ja nichts von ihm, dachte er gleichmütig und versuchte, nicht weiter daran zu denken; er zog die Decke über die Ohren und schlief ein.

Eines Tages zeigte sich unvermutet das Problem Georg in einem neuen, sonderbaren Licht. Muttchen Klara war beim Mittagessen aus irgendeinem Grunde nervös und verstimmt und fuhr Georg hart an. Georg gab, seiner Gewohnheit gemäß, keine Antwort, aber ein paar Sekunden später fing er an zu lachen, und dann stieß er minutenlang unter regelrechten Lachkrämpfen ein unnatürliches, schluckendes, finsternes Gelächter hervor. Alle, die am Tisch saßen, bestürzte der schreckenerregende Anblick. Mit Mühe beruhigte sich Georg wieder; nach dem Essen verließ er die Wohnung und kehrte erst gegen Morgen heim. Am folgenden Tag ging Vater mit ihm zu einem Nervenarzt. Dies beschloß er beim Frühstück, als Muttchen Klara außer sich und unter Berufung auf eine schlaflose Nacht forderte, daß mit dem Jungen etwas geschehen müsse, weil der Zustand völlig unhaltbar sei, ganz

abgesehen von dem respektlosen Benehmen Georgs ihr gegenüber, das wirklich schon alle Grenzen überschreite, hege sie den bestimmten Verdacht, daß der Junge ... "Gut, gut, Ludwig, Exaltationen eines Künstlergemüts! wenn du dich damit begnügst, nun, ich lasse mich nicht damit abspeisen, und wenn du schon meine Besorgnisse nicht berücksichtigst, dann denke bitte daran, daß ein solches Benehmen stark an das Benehmen eines Gemütskranken erinnert!" Der Nervenarzt untersuchte Georg gründlich und sprach lange mit ihm, dann beruhigte er Vater, hier handle es sich tatsächlich um nichts anderes als um ein überempfindliches Nervensystem, um eine durch angespanntes Arbeiten verursachte allgemeine Erschlaffung und Reizbarkeit, die sehr leicht zu beheben sei ... "Fangen wir gleich damit an, lieber Herr Kollege, daß der junge Mann im Sommer verreist und sich tüchtig ausruht. Ruhe und noch einmal Ruhe ..."

Georg wartete unterdessen im Nebenzimmer. Als Vater sich in der Sprechzimmertür von dem Kollegen verabschiedet hatte und mit seinem Sohn zusammen wegging, begann er, ihm auf der Treppe mit zahlreichen medizinischen Fachausdrücken und recht umständlich zu erklären, was der Nervenarzt festgestellt und angeordnet habe. "Sag mir nur eins, Vater", fiel ihm Georg ins Wort, "bin ich geisteskrank oder nicht?" Erschrocken wandte Vater den Kopf zur Seite. "Red doch nicht solchen Unsinn, du dummer Junge! nichts fehlt dir! ich habe diese ganze Untersuchung bloß zur Bestätigung meiner eigenen Diagnose machen lassen ... kerngesund bist du, das einzige, was dir fehlt, ist, daß du dich ein bißchen überanstrengt hast; du überarbeitest dich, mein Kind, und dann ... sieh mal, du bist jetzt schon so groß, daß ich ein vertrauliches Wort mit dir reden kann. Also ... ebenso, wie ich deine Gefühle verstehe, ebenso, wie ich mich in dein Seelenleben hineinversetze und manche Fragen nicht mit väterlicher Strenge behandle, sondern freundschaftlich mit dir bespreche ... ja, sieh mal, du als erwachsener Mensch müßtest genau so einsehen, daß Muttmchen Klara, wenn sie auch nicht deine leibliche Mutter ist, dir doch die beste und liebevollste Stiefmutter, ja sogar ein Freund sein kann ... in erster Linie aber ist sie meine Frau ... und der Ton, den du ihr gegenüber anschlägst, und dein Benehmen ..."

Georg unterbrach ihn wieder, unhöflich, ungeduldig, in hartem, trockenem Ton: "Darüber wollen wir nicht sprechen, Vater. Ich sehe vollkommen ein ..." Und hier stockte er; nach einer Weile fragte er dann nur



noch ganz leise: "Irrt ihr euch nicht vielleicht? könnte es nicht doch sein, daß ich ... gemütskrank bin?"

Ruhig verläuft das Leben weiter, ein Tag nach dem andern vergeht in der einfachen, gewohnten Weise, man merkt kaum, wie die Zeit dahinfliegt. Man lebt eben, und daran ist gar nichts Besonderes: man lebt zu Hause und in der Schule, man erfährt Dinge, über die man sich gestern noch zu Tode gewundert hätte und die einem nun kaum noch etwas bedeuten; man sieht, daß auch die Eltern leben, und zwar im großen und ganzen genau so wie früher: Vater arbeitet und lebt für seine Familie, Muttchen Klara empfängt Gäste oder macht Besuche, geht ins Theater, zieht sich vorzüglich an, liebt Vater und die Familie und das ganze Leben; der Wagen fährt täglich vor dem Hause vor und bringt Vater und Muttchen Klara dorthin, wo sie zu tun haben; der Winter geht vorüber, und auch der Frühling geht vorbei, die Ereignisse, die sie bringen, sind so natürlicher Art, daß es sich nicht einmal lohnt, sie zu besprechen: es ist natürlich, daß Georg im Anschluß an die letzte Klasse der Musikhochschule zum Herbst in die Künstlerausbildungsklasse kommt, und es ist natürlich, daß auch Paul in eine höhere Klasse hinaufrückt; dann zieht die Familie für den Sommer in eine Villa auf dem Schwabenberg, und Vater reist auf vier Wochen nach Gastein; der Sommer geht zu Ende, und schon wieder ist es ... Dieses "schon wieder" ist es, was eigentlich die im Unendlichen dahinfliegende Zeit zerlegt und sie bemerkbar macht. Schon wieder ist es Neujahr, oder schon wieder ist Schulanfang, oder schon wieder ist es Frühling oder Weihnachten oder jemandes Geburtstag oder ein sonstiger Gedenktag: schon wieder ... sagt man bei einem beliebigen Ereignis eines Morgens und blickt bei dieser Gelegenheit ein wenig zurück und versteht nicht und greift sich an den Kopf: denn schon wieder ist etwas zurückgekehrt, was auch früher war, nur daß es jetzt ein bißchen oder vielleicht sogar ganz anders ist als früher. Welchen von den Gästen, die zur üblichen Silvesterfeier erscheinen, erkennt man denn wieder? von fünfundzwanzig oder dreißig Gesichtern sind einem keine fünf bekannt. Die Jungen, die zum Geburtstagskaffee kommen, sind andere und sprechen von ganz anderen Dingen als einst. Die Zimmer liegen manchmal so fremd vor einem da, daß man betroffen einen Augenblick nachdenkt, wo man eigentlich sei. Der letzte Sommer am Balaton erinnert so wenig an die früher dort verbrachten Sommer, daß einem selbst die Farbe

des Wassers anders erscheint. Vater ... ist Vater älter geworden? Ist Muttmchen Klara schöner geworden? Hänschen kann schon gehen? Georg ... wirklich, verläßt er nun bald das Vaterhaus? Und ich, ich selbst, was ist denn mit mir? was ist aus mir geworden?

Vater erzählt häufig davon, wie viele unterstützungsbedürftige Menschen ihn in der Bank aufsuchen. Manchmal sagt er kopfschüttelnd, heute sei Herr X oder Y bei ihm gewesen und habe ihn gebeten, ihm zu helfen, "unglaublich, der ist also auch schon so weit heruntergekommen!" ... Und immer öfter spricht er von den schlechten Verhältnissen.

*Die schlechten Verhältnisse:* das ist etwas unklares Allgemeines, aber doppelt beängstigend klingt es aus Vaters Mund, gleichsam wie eine Bestätigung dessen, was man von vielen Seiten hört und in den Zeitungen liest. Der Vater eines Mitschülers von Paul hat infolge der schlechten Verhältnisse Bankrott gemacht und sich das Leben genommen. In der Zeitung steht, die Textilarbeiter seien infolge ihrer unhaltbaren Lage in einen Generalstreik getreten. Eine von Muttmchen Klaras Freundinnen erzählt betrübt, daß sie wegen großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten in diesem Jahre nicht nur auf die Sommerreise verzichten, sondern auch in eine kleinere Wohnung ziehen müßten. Aber die schlechten Verhältnisse, mochte Vater sie auch in der letzten Zeit noch so oft erwähnen, bedeuteten offenbar, daß andere Leute verarmten, Selbstmord begingen, hungerten, auf Reisen verzichteten und Not litten: immer war von andern Leuten die Rede ... oder sollte es vielleicht doch auch den schlechten Verhältnissen zuzuschreiben sein, daß Vater die einspännige Equipage nach langem Überlegen dennoch nicht gegen einen Zweispänner eintauschte; daß er am Silvesterabend seinen Gästen nicht wie sonst französischen, sondern ungarischen Sekt vorsetzte; daß er, bevor schließlich doch diese oder jene notwendige Anschaffung gemacht wurde, erst über die große Ausgabe stöhnte? Und er klagte auch, wie schwer sich seine alten guten Patienten zum Zahlen entschlössen, daß sogar einige an ihn herangetreten seien mit der Bitte, sein Jahreshonorar als Hausarzt herabzusetzen, "als wäre gerade für mich das Leben billiger geworden!" meinte Vater ärgerlich, und dann fügte er mit sorgenvoll gerunzelter Stirn hinzu: "Tja, die schlechten Verhältnisse ... ein jeder muß damit rechnen, daß die guten alten Zeiten vorbei sind ..."

Und plötzlich, ganz unvermutet, ist eine seltsame Spannung zu spüren; von dieser, dann von jener Seite blitzt es in der Ferne, in der schwülen, drückenden Luft hört man von weither ein dumpfes Donnern; mit angespannten Nerven späht und horcht man in das Unbekannte und fühlt Beklemmung ums Herz. In den Zeitungen sind beunruhigende Nachrichten zu lesen: kaum ist ein Lohnstreik beigelegt, bricht schon ein anderer aus; Militär besetzt die Straßen, und in der Klasse verurteilt Professor Záborszky mit gereizten, harten Worten, seine Erklärungen häufig durch patriotische und sozialwissenschaftliche Zwischenreden unterbrechend, die Freimaurer, deren mächtige geheime Organisationen mit internationalen, unpatriotischen und religionsfeindlichen Ideen die schwachen Seelen vergiften; schimpft auf die Sozialdemokraten, die öffentlich Zerstörung verkünden, die friedlichen und fleißigen Arbeiter gewaltsam an ihrer Pflichterfüllung hindern und die historischen Schichten, die die Stütze der Nation sind, sowie die wohlhabende Bürgerklasse niederschreien und niedertreten wollen. Professor Záborszky macht Antal Rajner, dessen Vater Eisenarbeiter ist, geradezu persönlich verantwortlich für die Arbeiterbewegung und läßt seine Wut über die geistige Verderbtheit der Großstadt an dem armen Hans Kovács persönlich aus, der doch wirklich nichts dafür kann, daß sein Vater Redakteur einer radikalen bürgerlichen Zeitung ist. Die Unruhe, die sich auch in die Schule eingeschlichen hatte, wurde in der Hauptsache durch Professor Záborszky's Weltanschauungsvorträge genährt; aber völlige Verwirrung entstand in den Knaben, als die Nachricht laut wurde, auf dem Balkan sei Krieg ausgebrochen, und Professor Záborszky die Serben oder die Bulgaren bald beschimpfte, bald rühmte, einem nicht zu durchschauenden System oder einer unverständlichen Überzeugung gemäß. Von den Balkankriegen ist auch zu Hause die Rede. Vater sieht nun in ihnen die Ursache der schlechten Verhältnisse und liest Zeitungsartikel vor, die ausführen, daß diese Kriege auf den ganzen Weltmarkt von ungeheuer schädlicher Einwirkung seien. Manchmal aber dreht Vater die Sache auch um und macht die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse für die Kriege verantwortlich. Beängstigende Worte. Balkan-Bund, Verdrängung der Türkei aus Europa, Situation des Weltmarkts, Mieterstreik in Budapests Außenbezirken ... ferne Worte, Begriffe, Ereignisse; was können sie wohl mit dem bei allem Wechsel unveränderten Leben in der Wohnung auf der Andrásystraße, mit den Dingen zu Hause zu tun haben?

Was Paul "die Dinge zu Hause" nennt, ist ein Teil des Lebens, der sich in sehr engem Kreis abspielt. Und eben darum wird zu dieser Zeit auch die kleinste Veränderung mit hundertfacher Kraft fühlbar.

Man findet sich schließlich in das Unabänderliche und nimmt die Dinge von der leichteren Seite: um Georg kümmert sich jetzt niemand mehr. Er lebt sein verschlossenes, eigenes Leben. Er schweigt, und man erwartet gar nicht, daß er rede, und nur zuweilen besinnt man sich erstaunt und erschrocken: wie sonderbar! hier im Nebenzimmer, hinter der geschlossenen Tür und dem zugezogenen Vorhang lebt ein fremder Mensch, der vor nicht einmal sehr langer Zeit kein Fremder war ... und nun ist er so schnell fremd geworden. So schnell, wie sich auch die übrigen verändern. Auch in Muttchen Klara erkennt man das frühere Klärchen nicht leicht wieder. Sie ist magerer, und man hat den Eindruck, als sei sie größer geworden; niemals mehr sieht man sie in den netten rosa oder hellblauen Schürzenkleidern, immer trägt sie jetzt elegante Roben, und auch wenn sie zu Hause ist, hat sie seidene Gewänder an, Hauskleider mit Schwanenbesatz oder bunten Seidenschals um den Hals. Am meisten hat sich ihre Stimme verändert. Nicht das ist es, daß sie einen manchmal so hart anfährt, auch nicht, daß sie keine Märchen mehr erzählt ... irgendwie schärfer, klarer und höher ist ihre Stimme geworden. Auch ihre Augen sind nicht mehr die alten. Ihr Blick ist nicht so ruhig und hell: er springt umher; und oft zieht sie die Augenbrauen zusammen. Und nach jeder Mahlzeit, oft auch zwischendurch am Tage, raucht sie eine Zigarette. Vater? ... Vater hat sich vielleicht am wenigsten verändert; sein Haar wird an den Schläfen schon grau, und auch in seinem schönen, dichten Schnurrbart sieht man vereinzelte weiße Fäden; aber seine Stimme und sein Blick sind genau so wie früher, besonders wenn er Hänschen ansieht oder zu ihm spricht. Hänschen verändert sich natürlich von Tag zu Tag. Meint man doch, es sei erst gestern gewesen, daß Muttchen Klara mit dem komisch schreienden, häßlichen kleinen Wesen aus dem Sanatorium nach Hause kam, es sei erst gestern gewesen, daß Paul mit großem Eifer und großer Angst unter der Aufsicht der Schwester, sonst aber heimlich, das schlafende Wickelkind auf den Arm nahm, es sei erst gestern gewesen, daß der kleine Bengel nackt in seinem Wagen strampelte, oder daß er das erste artikulierte Wort aussprach oder sich allein im Bettchen aufsetzte oder die ersten Schritte machte oder das erste winzige Höschen

bekam ... Und von gestern auf heute ist aus Hänschen ein seltsames kleines Menschlein geworden. Reizend plaudert er, und unbefangen freundlich lacht er jeden Menschen an. Das einzige an ihm, was Vater gleicht, sind die dichten, starken Augenbrauen, sonst ist jeder Zug, jede Bewegung, jeder Laut Muttchen Klara ähnlich Süß kraucht und stolpert er im Zimmer umher, spielt auf dem dicken Teppich und juchzt vergnügt; dann wieder hantiert er stillschweigend mit seinen tausend Sächelchen herum, stundenlang hört man keinen Laut aus dem Kinderzimmer; aber plötzlich dringt helles, kreischendes Weinen durch die Wohnung. Hänschen steht mitten im Zimmer und brüllt. Warum? "Schwester! um Gottes willen, was ist passiert?! hat er sich angeschlagen? ist er vor etwas erschrocken? hat jemand ihm was getan?" Nein, nichts ist passiert, jedenfalls weiß man nicht, was passiert sein könnte; bis jetzt hat er still auf dem Teppich gesessen und gespielt, vor sich hing gesprochen und gelallt; und nun auf einmal steht er hochaufgerichtet da, die Händchen an den Rumpf gepreßt, und brüllt. Kein Besänftigen, kein Trösten, kein Schmeicheln, kein Drohen hilft. "Aber Hansichen, mein Herzchen", hätschelt ihn Muttchen Klara. Dann verliert sie die Geduld, fährt ihn hart an und gibt ihm einen Klaps auf die Hand und einen hinten drauf. Hansi heult brüllend weiter. Da tritt Vater nervös durch die Tür. Die Eltern werfen einander einen Blick zu. Ob dem Kind etwas fehlt? ob es krank ist? denken sie. Und auf einmal, ganz unvermutet, ist Hänschen still. Seine Augen schwimmen noch in Tränen, aber im Moment, da das Brüllen abbrach, sprang auch schon das Lachen in sein Gesicht. Gleich darauf sitzt er wieder auf der Erde neben seinen Spielsachen, spricht schmeichelnd zu den Erwachsenen und brummelt vor sich hin. Das wiederholt sich mehrmals; Vater und Muttchen Klara beschließen, nichts dagegen zu tun: Hänschen ist ein "eigenartiges" kleines Kind, sagen sie, es liegt in seiner Natur ... und damit sind sie über den schwereren, vielmehr über den lautereren Teil des Problems hinweg. Denn schließlich haben doch die meisten kleinen Jungen die Eigenschaft, stellen sie fest, ihrer Mutter mit einer Heftigkeit um den Hals zu fallen, daß sie sie fast umreißen, und ihre Mutter und die Schwester mit einem Übermaß von Zärtlichkeit zu kosen und zu streicheln, jedoch manchmal, in plötzlicher Wut, zu schlagen, wohin sie sie gerade treffen. Muttchen Klara lacht und ist selig mit ihrem Söhnchen: und sie lacht auch, als Hänschen auf ihrem Schoß sitzt und in einem reizenden Gemisch von Ungarisch und Deutsch schmeichelt, — "Mutti lieb!" sagt er wohl zehnmal

hintereinander, und dann rasch und in strengem Ton: "Westa oll ... Paul oll ... Deord oll ..." "Ja, Herzchen, alle oll, nicht wahr?" lacht Muttchen Klara zärtlich, "tun dir alle was, nicht wahr? soll ich sie verhauen?"

"Dut! verhauen!" ruft Hänschen, dann schweigt er eine Weile, hernach dreht er das Köpfchen um und sagt noch ganz ruhig: "Vati auch verhauen ... Vati auch oll ..."

Nicht an einigen harten Worten, nicht an bisweiligen strengen Rügen oder mißmutigen Antworten liegt es, auch nicht daran, daß Hänschen, abgesehen davon, daß er klein und niedlich, doch Muttchen Klaras "richtiges" Kind ist: es läßt sich nicht genau erklären, was eigentlich Paul das Gefühl gibt, Muttchen Klara liebe bloß noch Hans, Georg und ihn nicht mehr. Denn genau, wie Paul fühlte, daß Vater sich innerlich langsam von Georg abwandte, so fühlt er auch, daß Muttchen Klara sich seit einiger Zeit aus ihm nichts mehr macht. Wenn er mit gerunzelter Stirn über ein Buch gebeugt sitzt, vergißt sie, ihn zu fragen, ob die Aufgabe schwer sei, ob sie ihm helfen solle. Wenn er schlechter Stimmung durch die Wohnung geht, erkundigt sich Muttchen Klara nicht wie früher, ob ihm etwas fehle oder ob er sich langweile. Sie bemerkt es nicht, daß er zwei verschiedene Strümpfe angezogen hat, sie sieht nicht, daß an seinem Schulanzug seit Tagen ein großer Fleck ist, oder daß es an der Zeit wäre, ihm die Haare schneiden zu lassen. Aber es bedurfte gar nicht dieser äußeren, sichtbaren Dinge, um Paul mit untrügerischem Instinkt erkennen zu lassen, daß die allmähliche und ununterbrochene Bewegung, die seit Vaters zweiter Heirat sachte, aber unerbittlich alles ändert, jetzt ihn von seinem bisherigen Platz hebt, um ihn von allem zu entfernen, dem er nahegestanden hat, — und Paul beschloß, sich mit dieser Veränderung nicht stillschweigend abzufinden. Da aber die Dinge offen und in ihrer Ganzheit nicht anzupacken waren, versuchte er es bei jenen kleinen Teilerscheinungen, durch die auch er selbst die Veränderung am unmittelbarsten zu fühlen bekam.

Er bemühte sich, Muttchen Klara noch liebenswürdiger zu begegnen, war übereifrig bestrebt, noch folgsamer zu sein als bisher, nahm in schmeichelhafter, geradezu galanter Weise Notiz von ihren schönen neuen Kleidern oder Schuhen. Dann gab er der Sache noch eine andere Wendung: er legte es darauf an, sich bemerkbar zu machen, in den Mittelpunkt des Interesses zu kommen, indem er oft und umständlich von besonderen Schulerlebnissen, von vielen und schweren Aufgaben, von seinen

Freundschaften, Enttäuschungen, Freuden und Leiden sprach. Und als er sah, daß dies alles nicht zum Ziel führte, fing er an, Mitleid für sich zu erwecken. Er hatte mit einemmal wochenlang Kopfschmerzen: Vater und der Kinderarzt untersuchten ihn mehrmals, sagten etwas von Kinderneuralgie und den Erscheinungen der beginnenden Pubertätszeit, verordneten Pulver, und Chinawein, viel frische Luft und weniger Lernen, viel Fleisch und mehr Bewegung und weiß Gott was alles, mit lächerlichen Übertreibungen und manchmal vollkommenen Widersprüchen. Aber die Kopfschmerzen hörten nicht auf. stellten sich tagtäglich ein und plagten ihn Stunden hindurch; er wurde blaß, lernte schwer und wenig, war mürrisch und eigensinnig, — und eines Tages dann war die ganze Krankheit spurlos verschwunden. Das trat an dein Tage ein, als er, vorübergehend vom Turnunterricht befreit, in der leeren Klasse am Fenster stand, den auf dem Hof turnenden und herumlaufenden Knaben zusah, die herzbeklemmende, gedankenverwirrende frische Frühlingsluft einatmete und ein wenig betäubt darüber nachdachte, daß alle Anstrengungen vergebens seien, daß Muttchen Klara ihn eben nicht mehr liebhabte; vergebens alles, da war nicht zu helfen, nichts zu ändern, vergebens, sie würde ihn nicht mehr lieb gewinnen, darein mußte man sich, anstatt weitere demütige oder rebellische Versuche zu machen, ebenso ergeben, wie man sich damit abgefunden hatte, daß Mutter tot war.

Plötzlich war es Frühling und plötzlich Sommer; rasch hintereinander rollte sich alles ab, was in dieser Zeit zu geschehen hatte.

Georg bestand sein Serenissimus-Abiturium. Dann, als auch die Musikhochschule beendet war, nahm er Abschied von der Familie und reiste zur Erholung nach einem bayerischen Luftkurort, von wo aus er bequem nach Bayreuth fahren konnte, um sich die Wagner-Festspiele anzuhören.

Vater begab sich gewohnheitsgemäß nach Gastein; auch Muttchen Klara und die Kinder rüsteten in diesem Jahr zu einer Reise ins Ausland: "Der Balaton ist so langweilig und primitiv", sagte Muttchen Klara, "auf dem Schwabenberg ist das Trinkwasser schlecht und auch die Luft." Nach langem Beratschlagen entschied man sich für einen kleinen Kurort in Österreich, der mit seinem lauwarmen See, seinem subalpinen Klima, seinem — wie aus den Prospekten und dem Briefwechsel zu schließen war — hübsch am See gelegenen und gut geführten Hotel, ferner mit Réunions und einer in großem Stil geplanten Feier zu des Königs, beziehungsweise Kaisers Geburtstag alle

Bequemlichkeit, Erholung und Abwechslung zu bieten schien, die Muttchen Klara für sich und die Kinder ersehnte und die sie nannte: sich ausschalten aus Budapest.

Sich ausschalten aus Budapest: das bedeutete in diesem Falle, daß Muttchen Klara ins Ausland fahren wollte, denn bisher war auch die nach ihrer Hochzeit geplante Reise auf den Semmering noch nicht verwirklicht worden. In Muttchen Klaras Vorstellung bekam das "Ausland" das gleiche aufregende, ein wenig gefahrvolle und jedenfalls vielversprechende Bild, das auch Paul vorschwebte, — und diese erste Auslandsreise, der Sommer in dem österreichischen Kurort am See, brachte für sie beide die gleiche Enttäuschung. Muttchen Klara konnte nur einen einzigen "eleganten" Menschen entdecken, eine junge Wienerin, die die Ruhe, die Ereignislosigkeit, die Langeweile nicht länger als zwei Wochen aushielt, die täglich einen gelbgehefteten französischen Roman auslas und, wenn sie zufällig nicht ins Lesen vertieft war, Muttchen Klara vorlamentierte, ja natürlich, das sei doch etwas ganz anderes, die Wintersportveranstaltungen in Sankt Moritz und die Frühjahrs-Tennissetspiele in Cannes und die wunderbaren Sommerfestlichkeiten in Ostende und das vornehme Publikum in Biarritz und das große Leben in Paris, ach Gott! — aber natürlich dieses Nest hier .. . Muttchen Klara fühlte sich der großen Welt nahe während der Gespräche mit der jungen und weitgereisten Frau Köhler, und als diese das "Nest" verlassen hatte, dachte sie ein paar Tage darüber nach, ob sie nicht packen sollte und mit ihrer Familie ein Gleiches tun, einfach vor der Zeit nach Hause fahren. Paul wäre damit einverstanden gewesen. Er fühlte sich nicht wohl: wenn er sich auch an Wasser und Luft, an den fernen Bergen erfreute, so lebte er doch in einer schleppenden, trüben Langeweile dahin; und wenn er die Menschen betrachtete, die aus österreichischen Kleinstädten hergeströmten Kinder, dachte er manchmal in einer sonderbaren und sinnlosen Verzerrung der Dinge geringschätzig: das also ist das berühmte "Ausland"? Hätte Muttchen Klara nicht ihre eigene Enttäuschung völlig in Anspruch genommen, dann wäre ihr wohl Pauls Verhalten aufgefallen, vielleicht hätte sie ihn auch gefragt, ob denn das sein ganzer Dank für die Sommerreise sei, oder ob er sich krank fühle, da er ein so saures Gesicht mache. Paul war auf diese Frage und auch auf die Antwort vorbereitet. Du bist ja selbst nicht besser gelaunt, hätte er gesagt. Aber es kam weder zur Frage, noch zur Antwort. Muttchen Klara hielt Hänschen zuliebe und



vielleicht auch, um Vater keinen Kummer zu bereiten, heldenhaft und mißgestimmt aus und wurde erst in den letzten Augusttagen heiter, als Vater kam, um sie abzuholen.

Die Zeit fliegt unaufhaltsam dahin: aber es gibt auch nichts, um dessentwillen man sie hätte anhalten mögen. Die Minuten, die das Jahr abjagen, bringen wieder den Schulanfang; man geht schon in die vierte Klasse und nicht mehr in die dritte: das ist der ganze Unterschied. Die Minuten bringen all das wieder, was auch früher war; man schert sich nicht mehr darum, daß sie nicht so kommen wie früher. Sie bringen wirre Träume: man ahnt bereits, was sie zu bedeuten haben, und beunruhigt sich nicht, und selbst die Unruhe, die der Zeitlauf gleichfalls bringt, zerfließt in den gleichförmigen Tagen zu einer stillen, grauen Langeweile und Eintönigkeit. Man ist sich über die Dinge im klaren: alles, was es in der Welt und im Innern des Menschen gibt, ist am Platze und muß so sein. Vaters Reden von den guten alten Zeiten und den jetzigen schlechten Verhältnissen sowohl wie die Tatsache, daß man trotzdem weiter gut und in Wohlstand lebt. Muttchen Klaras stilles, kühles Untertauchen in Interesselosigkeit und die Tatsache, daß trotzdem keine sichtlichen Schwierigkeiten oder Übel da sind. Georgs verschlossenes Sonderlingsleben und die Tatsache, daß man weiß: er wird fortgehen von Hause, vielleicht im Frühjahr zu den Soldaten kommen, um sein Jahr zu dienen und dann ... und dann nicht mehr heimkehren. Man kennt Hänschens plötzliche Wut- und Heiterkeitsausbrüche und weiß, daß er ganz anders zu sein scheint, als man nach seinen Erinnerungen selbst als kleines Kind gewesen ist. Nein: es gibt gar nichts, woran man besonders hängen oder das man so recht hassen, nichts, wovor man sich fürchten oder wonach man sich sehnen könnte.

Paul hat das Gefühl, mit geschlossenen Augen zu leben, reglos, mit einer blinden Sicherheit. Ich langweile mich, denkt er zuweilen, wenn er die Tage so gleichförmig dahingehen sieht: nächstes Jahr komme ich in die fünfte Klasse, und nichts wird sich ändern, in vier Jahren mache ich das Abitur, und es wird nichts Neues kommen, dann werde ich Soldat, gehe auf die Universität, werde Arzt oder sonst was, und alles bleibt beim alten, ein Tag gleicht dem andern, das Leben des Menschen ist genau ausgerechnet und bestimmt und ... nächstes Jahr schreiben wir neunzehnhundertfünfzehn, dann neunzehnhundertsechzehn und so weiter, genau wie wir voriges Jahr

neunzehnhundertdreizehn geschrieben haben und das Jahr davor neunzehnhundertzwölf ...

Auf Flügeln jagt die Zeit dahin, und der Mensch, der die einzelnen Tage als langsam und gleichförmig empfindet, wird kaum gewahr, daß aus dem Morgen schon Vorgestern geworden ist.

### **Der große Sommer**

Muttchan Klara steht im Hotelzimmer vor dem hohen Toilettenspiegel und betrachtet sich. Kaum zehn Minuten hatte das Umkleiden gedauert, aber mindestens fünf Minuten widmet sie bereits der letzten Prüfungsschau vor dem Aufbruch. Muttchen Klara ist vollkommen zufrieden mit dem, was sie sieht: eine rosige, zauberhaft schlanke, zartgliedrige junge Dame von vollendeten Formen lächelt sie aus dem Spiegel an in gewählter Nachmittagsgala. Sie trägt ein weißes Seidenkleid mit Spitzenvolants, um die Taille einen breiten blaßlila Seidengürtel, zur Schleife gebunden, deren Enden weich herabwallen; einen sehr breitkrempigen weißen Strohhut mit lila Band; ihre weißen Glacéschuhe zeigen schmale blaßlila Lederschnallen, und an ihren weißen Glacéhandschuhen laufen drei lila Streifen hinauf bis zum Ellbogen. Ein Pariser Modell, denkt Muttchen Klara in erneutem Entzücken, und ihre Augen können sich von dem Anblick im Spiegel nicht lösen. Ja, denkt sie weiter, die Pariser Kleider ... und Monsieur du Pélotte fällt ihr ein, wie er vorgestern bei der letzten Anprobe sagte: "Ah, Madame, vous êtes admirable et adorable! vous êtes merveilleuse! ah! simplement, vous êtes unique!" Muttchen Klara hatte diese gehaspelten Worte der Bewunderung gar nicht ganz verstanden, — aber das machte nichts aus: sie hatte ihren Sinn erfüllt. Er hat recht, denkt sie jetzt wieder, noch immer vor dem Spiegel und bescheiden den Ruhm auf die Robe abwälzend, die Pariser Kleider ...

Denn das weiße Kleid und alles, was dazu gehörte oben und unten, außen und innen, stammte aus Paris; genauer gesagt: der Modediktator von Paquins Sommersalon in Ostende, Monsieur du Pélotte mit dem Affengesicht,

mit dem aufgeregten Umherhüpfen und den lautsprudelnden Worten, hatte diese ganze Robe "exclusivement" und "spécialement" für Muttchen Klara kreiert, erträumt, gedichtet — für rund fünfhundert Francs. Was für eine Paquin-Kreation ja gar kein Geld ist. Ja sogar genau dreihundert Francs weniger, als Muttchen Klara dem phrenetischen Monsieur du Pélotte für das andere Gedicht, das schwarze Grosse-Abendkleid, gezahlt hatte, — na und? tausenddreihundert Francs sind genau zwölfhundertfünfunddreißig Kronen, und man wäre ja verrückt, wenn man sich das nicht gönnte, wo man es sich doch einmal gönnen kann, wo man doch einmal hier ist in Ostende und einem eine Paquin-Filiale zur Verfügung steht ... und außerdem ist diese ganze Summe, stellt Muttchen Klara nun wohl schon zum zehntenmal fest, noch nicht einmal ein Drittel von dem Geld, das sie schon während dreier Jahre heimlich beiseitelegt für den Fall ... ja, genau für den Zweck, sich einmal etwas kaufen zu können, wozu sie gerade Lust verspürt.

Zum Beispiel ein weißes Nachmittagskleid und ein schwarzes Abendkleid aus dem Salon Paquin. Man muß schon sagen ... denkt Muttchen Klara noch einmal vor dem Spiegel, die Pariser Kleider sind doch etwas ganz anderes als die Budapester Kleider ... Und sie hat recht: die Nordsee ist ja auch etwas ganz anderes als der kleine österreichische See vom vorigen Jahr; Ostende ist nicht die Familiensommerfrische der verhaßten Kleinbürger; das *Grand Hotel & Impérial Palace* ist etwas anderes als der *Gasthof zum Kärntner See* mit seinen blumenmustrigen Porzellanwaschschüsseln und Wasserkrügen; die "plage" ist etwas anderes als das Familienbad mit seinem glitschigen, nassen, splittrigen Bretterboden und seinem Schwimmmeister, dem pensionierten Unteroffizier; der Casino-park ist etwas anderes als die Kurpromenade mit ihrer Büste von Franz Joseph I. im Jägerhut. Hier sieht man täglich wohl zehntausend Menschen, und kein einziger hat Tirolerhosen und plumpe Nagelschuhe an, von tausend und tausend Frauen hier trägt keine einzige ein Dirndlkleid; und wenn man auch insgesamt kaum zehn Bekannte hat, so ist das noch immer besser, als jedem Menschen, Dorfeinwohnern wie Sommergästen, täglich mindestens dreimal Grüß Gott sagen zu müssen. Hier fällt es auf, wenn einer sich abends nicht in Smoking oder Abendkleid zu Tisch setzt, während dort in dem Gasthof die dicken Mamas aus Graz empört waren, wenn man sich zum Nachtmahl ein etwas besseres Vormittagskleid anzog. Hier sind es der Herzog von York und Mr. Rockefeller jun. oder die Mistinguett und Max Linder, von denen man

sagen hört, sie seien da; aber um derentwillen wird weit weniger Getue gemacht als dort, wenn Baron Beck, der immerhin noch des Kaisers Freund und Flügeladjutant ist, aber auch, wenn irgend ein einfacher Freiherr aus Innsbruck oder ein Fabrikdirektor aus Brünn ankam. Denn hier sind nicht die Einzelheiten das Wichtige, sondern die Tatsache an sich, daß man hier ist; was man hier sieht und hört und erlebt, ist so ganz anders als alles, was man bisher gekannt hat. Muttchen Klara blickt in den Spiegel, und was sie jetzt denkt, gilt auch ihr selbst. Westeuropa, — das denkt sie wohl zum hundertsten- oder zum tausendstenmal, seitdem sie hier ist in Ostende. Westeuropa, die große Welt ... ein großer, ein wirklich großer Sommer!

Der große Sommer ... Muttchen Klara war von der kleinen Wienerin, Frau Köhler, vergiftet worden, durch deren Erzählungen von Sankt Moritz, Biarritz, Paris; aber die unüberwindliche Sehnsucht nach einer richtigen mondänen Sommerreise war in ihr entstanden, als sie voriges Jahr Ende August in dem österreichischen "Nest" Abschied nahm von Herrn Mott mayr, dem Inhaber des *Gasthofs am See*, von Frau Mottmayr, der freigebigen Austeilerin von Selchkarree, Sauerkraut und Semmelknödeln, von Pepi Mottmayr mit den grindigen Ohren, der einst, in dreißig Jahren, Besitzer des Seehotels sein würde, vorläufig aber noch auf dem Tennisplatz die Bälle klaubte, richtiger gesagt: stahl; als sie sich ferner verabschiedete von Frau Hertha, der dicken Kellnerin, und Josef, dem kröpfigen Lohndiener, — ihnen allen reichte sie die Hand und sagte: "Grüß Gott, auf Wiederseh'n!" ... die übrigen, von denen sie Abschied nahm, zählten nicht eigentlich, sie bekamen nur ein Kopfnicken und ein freundliches Lächeln: der Postbote, die Obstfrau, der Bürgermeister, der Gepäckträger und der Stationsvorsteher. Ja, dort ging es familiär zu. Muttchen Klara setzte sich in den Zug, brachte die Schwester und Hänschen unter, ermahnte Paul, sich nicht aus dem Fenster zu lehnen; dann stellte sie sich mit Vater in den Gang, betrachtete das Seeufer mit den welkenden Bäumen und den gelbgrauen Stoppelfeldern, betrachtete die fernen hohen Berge, und als der Zug jäh vom See abbog, seufzte sie tief. "Was ist, Kind?" fragte Vater, "du bist doch nicht traurig? tut es dir leid, diese schöne Gegend zu verlassen?"

"Ja, sehr ..." antwortete Muttchen Klara zerstreut und dachte im stillen, daß sie schrecklich unglücklich wäre, wenn sie noch einmal hier einen Sommer verbringen müßte.

Später in Budapest, wenn sie an den Kärntner See zurückdachte, fiel ihr immer häufiger die hübsche kleine Frau Köhler ein mit ihren großen Reisen und mondänen Erlebnissen, und immer mehr verrannte sie sich in den Gedanken, die große mondäne Welt könne nicht weiter von Budapest entfernt liegen, als einstmals Budapest von Baja lag. Und da trat in klarer Form hervor, was sie sich für die zukünftigen Sommer wünschte. Von Frau Köhlers vielen farbigen Worten klang ihr am häufigsten das Wort "Weltbad" in den Ohren, und allmählich woben sich alle ihre Vorstellungen und Sehnsüchte um dieses Wort herum. Natürlich durfte sie nicht voreilig davon sprechen, wenn sie auch noch so gut wußte, daß Vater ihr, genau wie er es bisher getan hatte, auch in Zukunft jeden Wunsch restlos erfüllen würde. Aber es war noch nicht an der Zeit, Reisepläne für den nächsten Sommer zu machen, schon allein aus dem Grunde nicht, weil vorläufig Vaters Klagen über die wirtschaftlichen Verhältnisse ständiges Gesprächsthema zu sein schienen. Wie langweilig, dachte Muttschen Klara, während sie sich Vaters ernste Worte anhörte, und weiter dachte sie, wenn sie nicht gezwungen waren, zum Beispiel in eine kleinere Wohnung zu ziehen, zum Beispiel die Theaterbesuche und Gastereien einzuschränken oder sich auch nur ein einziges neues Herbst-, Winter- oder Frühjahrskleid weniger machen zu lassen oder die Equipage abzuschaffen, warum ... ja, warum denn dann diese finsternen Reden nötig wären, oder welche nicht ausgesprochene Bedeutung sie haben könnten. Und einmal flammte auch Ärger darüber in ihr auf. Er soll doch sagen, was er will! dachte sie, soll ich etwa erraten, was dahinter steckt? soll ich eine Konsequenz daraus ziehen, daß es Herrn X und Herrn Y schlechter oder miserabel geht? Aber sie zog keine Konsequenz, hingegen, anstatt von ihren Sommerplänen zu sprechen, nahm sie im geheimen die Baedekerbände aus dem Bücherschrank und einen Paken bunter Prospekte, die Vater vor ungefähr zwanzig Jahren von seinen Reisen mitgebracht hatte; diese Hefte sah sie durch und geriet oft geradezu in Wut, wenn sie an den Kärntner See und das primitive kleine Hotel dort zurückdachte. Nein! sagte sie sich, nie wieder! Und die großartigen und vielversprechenden Namen von Badeorten und Hotels versetzten sie in einen Rausch, in dem sie sich fest vornahm, nicht locker zu lassen: wenn sie bisher mit allem, was sie von Vater bekam, zufrieden gewesen war, wenn sie ihm bisher für jede kleinste Aufmerksamkeit fast übertrieben gedankt und alles, was er ihr gern und leicht, als seiner Frau gebührend, bot, als großes

Geschenk entgegengenommen hatte, dann würde sie diesmal gewiß nicht ablassen von ihrem ersten wirklich großen, sehnlichen Wunsch, würde ihn mit Gewalt durchsetzen und, wenn es sein mußte, auch Opfer bringen: würde bereit sein, zu den Kosten beizutragen mit ihrem "ersparten" Geld. Bisher hatte dieses heimlich beiseitegelegte Geld nur einen nicht ganz geklärten und ein wenig niedrigen Zweck: sie wollte "für alle Fälle" etwas Geld besitzen, von dem niemand wußte. Jetzt aber glaubte sie zu wissen, warum sie gespart hatte. Und wenn es nicht anders ging, nun, dann sollte jetzt das Geheimnis gelüftet werden!

Anfang Mai, zu der Zeit, da für die wohlhabenden Bürger die Stunde schlägt, den Sommerplänen näherzutreten, wurde auch im Hause Hegedüs die Frage der Reise aufgeworfen, und gleich das erste diesbezügliche Gespräch brachte für Muttchen Klara eine Überraschung. Vater fragte sie eines Abends, ob sie sich schon überlegt hätte, wohin sie diesen Sommer fahren möchte. Sofort spannte sich in ihr alles Verlangen und stille Vorbereiten, dem sie sich schon seit Monaten hingeeben hatte, bis zum äußersten. Sie wurde glühend rot und fühlte eine heiße Welle in sich aufsteigen; doch wollte sie recht obenhin antworten, brachte aber nur sehr befangen hervor: "O ja, ich habe schon viel darüber nachgedacht."

"Na, dann laß mal hören", meinte Vater, während er seine Nachtischzigarre ansteckte. "Sieh mal", begann Muttchen Klara aufgeregt, und ihre Augenlider zuckten, "ich habe mir überlegt, daß ich doch nach Hansis Geburt überhaupt nicht verreist war, dann waren wir auf dem Schwabenberg, dann am Balaton, dann am Kärntner See, und ... weißt du, das Seehotel dort war ja nicht gerade eine ideale Sache ..." Sie schweigt; ein Weilchen ist es still, dann schiebt sie mit einer nervösen Bewegung Vater den

Aschenbecher hin; Vater blickt auf: "Na?" fragt er und streift die Asche ab. "Ich habe mir überlegt", fährt Muttchen Klara mit einem tiefen Atemzug fort, "daß es eigentlich keinen Sinn hat, den ganzen Sommer ... vielmehr jedes Jahr ..." Vater lacht dazwischen hinter der dicken Rauchwolke seiner Zigarre. "Führ mir doch nicht aus, Kind, was keinen Sinn hat, nämlich, wohin du nicht fahren willst, sondern sag rund heraus, wohin du fahren möchtest." Muttchen Klara schweigt einen Augenblick; eine ganze Reihe von Namen zucken ihr blitzartig durch den Kopf, Namen von vornehmen Badeorten und Luxushotels; dann sagt sie auf einmal kurz und bündig: "Nach Ostende."

"Nach Ostende?" fragt Vater nachdenklich. "Und was wird mit Hans?"  
"Den nehmen wir natürlich mit, und die Schwester auch."

"Wir?" sagt Vater, "wen meinst du damit? dich und wen noch?"

"Na, mich und dich!" erwidert Muttchen Klara und errötet noch tiefer. "Dich und mich ..." wiederholt Vater, "na, und meine Kur? du weißt doch, Kind, daß ich auf meine Kur in Gastein nicht gern verzichten möchte ... es kann höchstens davon die Rede sein, daß ich euch hinbringe und ein paar Tage bei euch bleibe..." Muttchen Klaras Gesicht ist abwechselnd blaß und rot: der große Feldzug, auf den sie sich seit Monaten vorbereitet hat, ist ganz ohne Kampf gewonnen .. . oh, mein Gott, also wirklich — ? das war alles — ? habe ich es schon erreicht und werde es wirklich erleben — ! Sie hätte weinen mögen vor Glück oder lachen, hätte zu Vater sagen mögen: Dank, innigen Dank! hätte ihm die Hände küssen mögen, nicht nur, weil er so leicht eingewilligt hatte, sondern dafür, daß es ihn überhaupt gab und daß er so war ... und für alles, alles, für ihr eigenes Leben in erster Reihe. Aber sie beherrschte und überwand sich in diesen fieberhaften Sekunden und sagte in Gedanken an fernere Zeiten und Ziele ein wenig heuchlerisch und nicht sehr gemütvoll bloß: "Schön, Lutz. Aber vierzehn Tage mußt du dann wenigstens bei uns bleiben, bevor du nach Gastein fährst ... und könntest du uns Mitte August nicht wieder abholen kommen?" Dies war indessen nur eine zufällig aufgetauchte Idee und eine Detailfrage, folglich ganz nebensächlich; wie neben dem grundlegenden großen Erfolg auch alle übrigen Detailfragen nebensächlich wurden. Zum Beispiel die, was denn mit Paul geschehen sollte. Muttchen Klara hatte ihren Plan schon fertig. "Paulchen hat sich ja vor drei Jahren so wohl gefühlt in Baja ..." sagte sie äußerst freundlich, "meine Mutter würde glücklich sein — " Mit einem kurzen, kalten "Nein!" fuhr Paul dazwischen. Vielleicht war diese entschiedene Ablehnung der Grund, vielleicht war es die schreiende Ungerechtigkeit des Planes: Vater war völlig einer Meinung mit Paul, daß es hinlänglich genüge, einmal die Sommerferien in Baja verbracht zu haben. "Wie wäre es, wenn er auch mitkäme nach Ostende?" fragte er, aber die Frage klang mehr wie ein Beschluß. "Na, siehst du, Ludwig", sagte Muttchen Klara, "das wäre wirklich das Beste!" Denn um Ostendes willen wollte sie jede Unstimmigkeit oder Komplikation vermeiden, und neben der Tatsache, daß sie nach Ostende fahren würde, war die Frage, wo Paul seine Ferien verbringen sollte, wahrhaftig von zehnrangiger Wichtigkeit; wenn es sich eben so machte, gut, dann eben auch in Ostende.

In der nächsten Zeit ging Muttchen Klara fast täglich ins Reisebüro; manchmal kam ihr der Gedanke, ob es nicht vielleicht doch besser wäre, nach Biarritz oder Engelberg oder Deauville zu fahren, — aber dann beruhigte sie sich damit, das Wort Ostende sei ihr im gegebenen Augenblick offenbar schicksalsmäßig entfahren: und eine Woche später war sie genau informiert über sämtliche zur Wahl stehenden Eisenbahnstrecken, Zuganschlüsse, Speise- und Schlafwagen, sowie über Rang und Preise sämtlicher Hotels. Ende Mai begann Vater mit einigen erstklassigen Ostender Hotels zu korrespondieren, und bestellte schließlich in einem der besten für die Zeit vom zehnten Juli bis zum zwanzigsten August drei Zimmer.

Daß Georg nicht mitfuhr, war selbstverständlich: mit ganz ungewohnter Redseligkeit, nahezu begeistert erzählte er eines Tages, er habe seine Sommerreise mit Herrn Professor Szilasy besprochen; sie würden zusammen nach Deutschland fahren, dann nach Frankreich, nach Paris, und zum Schluss vielleicht noch für ein paar Tage in die Schweiz, — "es wird die höchste Zeit für mich," sagte er mit sonderbar wichtiger Miene, "daß ich mich ein bißchen umsehe in der Welt ... ich möchte mich an einige namhafte Konzertbüros wenden wegen meiner Pläne für das nächste Jahr." Somit war, auch Georgs Person betreffend, das Problem der Sommerreise gelöst. Vater sprach später noch einmal mit ihm unter vier Augen und teilte ihm mit, daß er nur zu schreiben oder zu telegraphieren brauchte, wenn er Geld benötigen sollte ... Er vergaß jedoch vollkommen, sich zu erkundigen, was er denn im Zusammenhang mit den Konzertbüros für Absichten habe.

Muttchen Klara lebte während der folgenden Wochen nur noch dem Gedanken an Ostende, an den großen Sommer. Sie ergänzte ihre Garderobe mit all dem, was ein solches Weltbad erforderte; sie kaufte sich eine französische Grammatik und einen Sprachführer und studierte darin; bald hatte sie sich einen ganz netten Wortschatz aus dem Bereich der Bahnhofs-, Hotel- und Gasthaus-Redewendungen angeeignet, und manchmal kostete es sie geradezu eine Anstrengung, Vater nicht mit "Bonjour, monsieur" zu begrüßen. Die üblichen Frühsommer-Vergnügungen verloren stark an Bedeutung; alles, was ihr bisher Freude gemacht hatte, war unwichtig und langweilig geworden: innerlich lebte sie schon nicht mehr in Budapest ... und zweifellos wirkte es keineswegs bescheiden, sondern im Gegenteil, einfach lächerlich und peinlich, als sie auf dem letzten Damentee in der Unterhaltung mit ihren Freundinnen, die von bevorstehenden Reisen nach dem Balaton,



nach Tirol und nach der Schweiz sprachen, flüchtig hinwarf: "Ach, wir fahren dies Jahr bloß nach Ostende." Einen Augenblick herrschte peinlichste Stille. "Bloß?" fragte dann eine der Damen, "bloß sagst du?" Muttchen Klara schämte sich aufrichtig und bitter. Sie wußte zu leben und lebte gern, aber wie ihr Kreis — und vornehmlich die jüdischen Mitglieder ihrer Gesellschaft — in betont bürgerlichem Selbstbewußtsein und mit Feinfühligkeit das sogenannte jüdische Protzertum geringschätzte und bspöttelte, so tat sie das auch: und nun war ihr etwas entschlüpft, das höchstens eine der in manchen jüdischen Witzen wiederkehrenden weiblichen Figuren hätte sagen dürfen. Sie errötete tief und fand den richtigen Ton nicht. "Ich meine das so", wandte sie sich an die betreffende Freundin, "ich weiß nicht, ob das laute, mondäne Leben in Ostende das Richtige für uns ist, ob nicht ein ruhiger vornehmer kleiner Kurort in Österreich vorzuziehen wäre ..."

"Aha", sagte die Freundin in etwas boshafem Ton, "nun verstehe ich." Aber natürlich fühlten alle Anwesenden, daß Klaras erklärende Worte eine recht schlechte Entschuldigung seien. Sie wiederum hatte das Gefühl, mit ihrer eitlen Prahlerei und dem dummen Rückzug schwer gegen Ostende, gegen den großen Sommer gesündigt zu haben. Noch den ganzen Abend war sie mißgestimmt und voll Ärger über die Blamage, und überdies verfolgte sie die ängstlich abergläubische Frage, ob sie sich nun nicht durch ihr albernes Großtun die ganze Sommerreise verscherzt habe.

Muttchen Klara war eine unkomplizierte Seele, alles Mystische lag ihrem realen und praktischen Wesen fern, und auch ihre abergläubischen Regungen bezogen sich nur auf einfache alltägliche, sozusagen praktische Dinge. Als indessen nun in den nächsten Tagen Revolverschüsse mitten in Europas öde, langweilige, heiße Frühsommerstille knallten, flog Muttchen Klaras erster Gedanke von dem Attentat in Serajewo<sup>7</sup> nach Ostende: "Das hab' ich verdorben!" durchzuckte es sie. Der Atem der Welt stand für einen Augenblick still, die Welt bedauerte das unglückliche österreichische Erzherzogpaar, die Welt witterte historisches Geschehen, die Welt machte sich mit angespannten Nerven auf die kommende Umwälzung gefaßt. Muttchen Klara bedauerte sich selbst, weil ihrem Reiseplan Gefahr drohte, Muttchen Klara witterte die Möglichkeiten, ihn trotz allem durchzuführen, Muttchen Klara machte sich mit angespannten Nerven kampfbereit darauf gefaßt, den Sommer nirgends anders als in Ostende zu verbringen. Und so

---

<sup>7</sup> sic!– "Serajewo" ist eine frühere Schreibweise; später "Sarajewo" bzw. aktuell "Sarajevo" (Bosnien).

zweifelhaft die Abreise tatsächlich in den ersten Julitagen schien, so besorgt und finster Vater auch von den zu erwartenden unsicheren und bedrohlichen Folgen sprach, so plötzlich die Freundinnen auch ihre Reisepläne aufgaben: so fest und versteift blieb Muttchen Klara bei dem Entschluß, nach Ostende zu fahren. Fanatisch, im Denken bereits ein wenig aus dem Gleichgewicht, verteidigte sie ihren Sommer. Der Thronfolger ist ermordet worden? wenn schon! es ist ja ein anderer Thronfolger da! Weitgehende Folgen? ach was! was hat es denn für Folgen gehabt, als nicht ein Thronfolger, sondern eine richtiggehende Königin ermordet wurde? Die Attentäter, diese gemeinen Burschen werden halt eingesperrt oder aufgehängt! Serbische Aspirationen gegen die Monarchie? lächerlich! dazu ist doch das Militär da, solche Brandherde auszuheben! Komplikationen in der Weltpolitik? die Welt ist doch nicht verrückt geworden, daß sie sich aus ihrer Ruhe aufstören ließe wegen einer solchen Anarchistengeschichte! Europäischer Krieg? um Gottes willen, wie kann man derartigen Wahnsinn reden! Europa wird die Halunken auf dem Balkan züchtigen, und damit basta!

Mit Vater ließ sich noch in dieser Tonart reden, aber die Zeitungen, die Muttchen Klara gegen ihre Gewohnheit in diesen Tagen in höchster Nervosität und mit größter Aufmerksamkeit durchstudierte, die Zeitungen wollten und wollten keine Nachricht darüber bringen, daß die Täter ihre wohlverdiente Strafe davongetragen hätten und die Welt weiter in Ruhe würde leben können. Schon vier Tage ist es her, schon eine Woche ... in den Blättern sind an Stelle der schläfrigen Nachrichten der toten Sommersaison besorgniserregende politische Artikel, an Stelle der Zeitungsenten Meldungen von zugespitzten diplomatischen Verhandlungen ... oh, sehr einfach: Muttchen Klara stellt das Zeitunglesen ein. Tag für Tag kommt Vater mit gerunzelter Stirn aus dem Klub nach Hause und redet davon, daß ... oh, gleichgültig, wovon er redet: wichtig ist, was Muttchen Klara sagt, wichtig, daß sie für jede ängstliche, sorgenvolle Äußerung, für jeden Einwand ihre zahlreichen Gegenargumente bereit hat, und daß sie, wenn gar nichts mehr nützt, mit einer letzten, allmächtigen Gefühlsantwort kommt: "Aber Lutz ... wo ich mich doch so danach sehne ... wo ich doch so schrecklich gern möchte! ..." Das ist das Ausschlaggebende, nicht aber, daß aus hundert magischen Winkeln der Welt angespannte, tollkühne Gehirne den Feuerbrand schüren und angespannte, verzweifelte Gehirne aus zehn anderen Ecken die drohende Gefahr zu verscheuchen bemüht sind.

Hegedüs' reisten planmäßig am festgesetzten Tag nach Ostende ab.

*Ostende* ... Mein Gott, was läßt sich von Ostende sagen? Alles erfüllte sich, was Muttchen Klara erwartet und erhofft, sogar, was sie nicht einmal geahnt hatte. Sie sah das Weltbad mit seinem bunt wimmelnden, aufregenden Leben; sah die unerhört eleganten Hotels und stieg in einem so vornehmen Hause ab, wie es ihr noch in keinem Traum erschienen war; sie sah die großen Seeschiffe und hörte die betäubende Musik der fremden Sprachen; sah den Strand in der Lebensfreude von Sonnenschein, Wellen und zehntausendköpfiger Menschenmenge; sie sah das Kasino mit schönen Frauen ihresgleichen und eleganten Männern; sah die prächtigen Speisesäle und kostete die seltsamen auserlesenen Gerichte mit den exotischen Namen; sah den Herzog von York und begriff nicht recht, daß er sich eigentlich in nichts von den gewöhnlichen Sterblichen unterschied; sie sah die berühmte Grande Cocotte aus Paris und war aufrichtig erstaunt, daß diese Frau den Männern gefallen konnte, sah ein weltbekanntes Neger-Tänzerpaar und stellte fest, daß die Frau unappetitlich, der Mann hingegen interessant sei; und sie sah die Juwelen, die die Amerikanerinnen ohne jedes Aufheben trugen und neben denen die Boutons, die Brillantbroschen, Kolliers, Armbänder und Ringe der verstorbenen Maria Hegedüs — Schmuckstücke, die von der Budapester Gesellschaft so viel bewundert und neidisch betrachtet wurden — nicht mehr bedeuteten als etwa ein bescheidenes kleines Goldamulett ... und am fünften Tage hatte sie sich an all dies derart gewöhnt und fühlte sich inmitten dieser Märchenwelt so zu Hause, daß es ihr gar nicht weiter weh tat, sie es vielleicht nicht einmal bemerkte, wie aus ihr, der "bildschönen Ungarin" des Gasthofs zum Kärntner See vom vorigen Jahr, eine namenlose und unbekante hübsche Frau unter Tausenden geworden war, die die Männer auf dem Korso zwar ansehen, aber nur, um einen Schritt weiter ihre Blicke bereits der nächsten hübschen Frau zuzuwenden.

Vater stieß im Hotel und im Kasino sofort auf Bekannte. Der erste war Baron Härtlein, mit dem er sich noch in seiner Studentenzeit in Wien angefreundet hatte und der jetzt höherer Beamter in einem österreichischen Ministerium war. Baron Härtlein küßte Muttchen Klara zeremoniell die Hand und gab seiner Freude darüber Ausdruck, die bezaubernde junge Gemahlin seines alten Freundes kennenlernen zu dürfen. Zum engen Kreise des Barons gehörte ein merkwürdiger Herr aus Triest namens Cocus, den Vater auch

kannte; er hatte ihn in Budapest in der Bank getroffen. Herr Cocus hatte, wie Baron Härtlein sagte, mit sämtlichen Banken der Monarchie, ja sogar mit allen Bankhäusern der Welt geschäftlich zu tun. Ferner war ein Doktor Axberg anwesend, ein schwedischer Arzt und Spazierpartner von Vater aus Gastein, der sich gleichfalls freudig der Gesellschaft anschloß.

Um den zwanzigsten Juli fuhr Vater ab nach Gastein und vertraute seine Familie mit scherzhaften Worten, aber ernster Beruhigung seinen drei Bekannten an. "Geht in Ordnung, alter Kumpan!" sagte Baron Härtlein lustig beim Abschied, "du bist doch ein schlauer Fuchs! uns dreien vertraust du deine Frau Gemahlin an! Kannst beruhigt sein, werden schon aufpassen, wir drei — aufeinander!"

Am dritten Tage kam ein Telegramm aus Gastein, das Vaters gute Ankunft meldete. Gott sei Dank, dachte Muttchen Klara, das ist also auch in Ordnung. Gott sei Dank, daß ich hier bin in Ostende! — im Weltbad, selbst strahlend und jung und umgeben von amüsanten und interessanten Menschen, reich und sorglos, in der restlosen Erfüllung des Traumes vom großen Sommer.

Muttchen Klara steht vor dem Spiegel und betrachtet sich und kann nicht genug bekommen von dem Anblick. Zärtlich streichelt sie nun über ihren reinen Weiß der Spitzen und Seide weich herabwallenden Rock; lächelt und beugt sich näher zum Spiegel. Ihre Gesichtshaut ist dank dem milden französischen Puder vollendet glatt: sie leuchtet in glanzlosem Weiß und Rosa. Ihre Lippen sind mit leicht aufgelegtem Rouge ein wenig auf Feuchtfarbig zurechtgemacht. Die kleinen Unregelmäßigkeiten ihrer Augenbrauen hat ein Strich mit der am brennenden Streichholz berußten Haarnadel verschwinden lassen. Westeuropa ... zuckt es ihr zum tausendundersten Male durch den Kopf. Madame, vous êtes admirable ... Da ertönt auf dem Nachttisch fünfmal rasch hintereinander silberhelles, feines Läuten. Muttchen Klara zuckt zusammen. Der rot-emaillene Reise-Wecker ... fünf Uhr. Five o'clock tea. Baron Härtlein. Café des Anglais. Paulchen ... — Und jäh bewegt sie sich vom Spiegel weg. Auf dem Tisch liegt der weißseidene Sonnenschirm mit dem Spitzenrand und dem blaßlila Ledergriff, den hätte Monsieur du Pélotte wirklich als Zugabe spendieren können, aber er hat es nicht getan, hat vierzig Francs extra dafür berechnet, also eigentlich insgesamt fünfhundertvierzig ... Neben dem Schirm die kleine weiße

Handtasche mit Goldschloß, in einem Netz aus Goldfäden, so etwas ist in Budapest auch nicht zu bekommen. Ist alles in Ordnung? Jawohl, Monsieur, s'il vous plaît ... Und dann kurz vor der Tür zum Nebenzimmer noch ein Lächeln, noch einen Blick in den hohen Toilettespiegel.

Paul wartete schon, zum Spaziergang bereit, in Hänschens und der Schwester Zimmer in seiner langen weißen Hose, den weißen Leinenhalbschuhen, der dunkelblauen Marinejacke mit den gemusterten Messingknöpfen, der dunkelblauen Admiralsmütze mit der Goldrosette. Er stand am Fenster, lehnte sich weit hinaus und betrachtete den Hoteleingang mit dem gläsernen Schutzdach über der Tür, den Korbsesseln und -tischen unter den bunten Schirmen. Jetzt gehen die Leute spazieren und Tee trinken. Wie sie alle aufgeputzt sind. Von oben, aus dem Fenster des kleinen Zimmers im fünften Stock, wo Paul wohnt, kann man nur auf den schmalen Spalt zwischen den Hotelgebäuden sehen, auf die vielen kleinen Fenster einer ähnlichen Seitenfront des Victoria-Hotels. Wenn man etwas sehen will, muß man hierher herunterkommen oder weggehen oder ... nun ja, man ist ja tagsüber sowieso nicht in seinem Zimmer, dort neben dem deutschen Kammerdiener und der mageren kleinen französischen Zofe. Das grosse Automobil da habe ich noch gar nicht gesehen, wahrscheinlich sind die eben erst angekommen. Wohin gehen wir wohl heute nachmittag? wieder ins Café des Anglais? wieder mit Baron Härtlein und Herrn Axberg und Herrn Cocus? ... Dort geht Lonette mit ihrer Mutter, ein nettes Mädels ist die Lonette, auch hübsch, sehr hübsch, dreizehn Jahre ist sie schon, neulich war sie am Strand zu ihm gekommen, hatte sich neben ihn gesetzt und ihn angesprochen, — schade, daß ich nicht besser Französisch kann, daß ich so wenige Worte weiß, Lonette spricht so viel, und es wäre ganz interessant ... was für eine liebe, freundliche Dame auch ihre Mutter ist, wirklich, ich ginge viel lieber mal mit denen als immer mit Mutttchen Klara und Herrn Baron Härtlein und Herrn —

"Bist du fertig, Paulchen?" fragt Mutttchen Klara in der Tür. Ja, er ist schon lange fertig, schon seit mindestens einer Viertelstunde, sie können gehen. "Deine Handschuhe?" fragt Mutttchen Klara. Paul zeigt auf seine Tasche: flach zusammengelegt stecken die weißen Zwirnhandschuhe darin. "Zieh sie bitte an!" sagt Mutttchen Klara; Paul nickt: "Ich zieh' sie nachher an", antwortet er, denn er weiß, daß es sinnlos wäre, einen Streit anzufangen: ich habe doch keine kalten Hände, meine Hände schwitzen

nicht, ich mag die Zwirnhandschuhe nicht auf der Haut, das ist ein unangenehmes Gefühl, und so weiter. Die Handschuhe gehören zur Eleganz, und die Eleganz zu Muttchen Klara: die Handschuhe müssen also angezogen werden. "Nichts Neues?" fragt Muttchen Klara beim Hinuntergehen auf der Treppe und hängt sich sanft in Pauls Arm. Nein, nichts Neues. Zwischen drei und fünf Uhr hat sich nichts ereignet, — das denkt Paul natürlich nur und weiß genau, daß auch diese Frage, leise hingeworfen mit vertraulichem Ausdruck im Gesicht samt dem Einhängen in seinen Arm zur Eleganz und zum interessanten Auftreten gehört. Der ältere schnaufende Herr mit der dicken goldenen Uhrkette, der hinter ihnen die Treppe herunterkommt, denkt gewiß im Augenblick, wie schon so mancher andere Fremde oder flüchtige Betrachter, darüber nach, wie wohl dieses in vertraulichem Nebeneinander, in gleichem Schritt und Tritt und leisem Geplauder vorübergehende Paar zusammengehören möge, die auffallend schöne junge Dame und der kaum kleinere, mit etwas kindlicher Eleganz angezogene, sehr jugendlich aussehende junge Herr. Sind sie Geschwister? ein Liebespärchen? oder was? ... aha, Geschwister also, da ist ja der Papa! denkt offenbar der schnaufende dicke Herr mit der Uhrkette, wie er hinter ihnen in der Halle ankommt und sieht, daß bei ihrem Erscheinen sofort von einem der Sessel ein sehr eleganter Herr in dunklem Anzug und weißen Gamaschen, mit grauem steifen Hut und stark graumeliertem Haar aufsteht; nana, denkt der dicke Herr weiter, als der elegante Gentleman sich tief verbeugt, der jungen Dame die Hand küßt und dein jungen Herrn auf die Schulter klopf, nana, was für ein übertrieben höflicher Papa, oder ist er vielleicht doch nicht ihr Vater ... — und schließlich, als die drei das Hotel verlassen, wendet er sich in seiner ganzen Breite nach ihnen um und denkt: übrigens, man kann nicht wissen! angezogen sind sie tadellos, und ihr Benehmen ... offenbar sind sie Osteuropäer.

Muttchen Klara ging gern zum Fünfuhr-Tee ins Café des Anglais, weil alles, was vornehm, jung, heiter und elegant war, sich unbedingt im Laufe des Nachmittags dort einfand, um eine Portion Eis oder einen Kognak oder eine Tasse Tee zu verzehren; und während im Roten Saal die schwerfälligen Engländer, die exklusiv vornehmen Franzosen und die kaltäugigen norddeutschen Damen zu sehen waren, wurde im Weißen Saal schon getanzt. Wie schön war es, neben Baron Härtleins eleganter, ein wenig gebeugter Figur im Walzerschritt über das Parkett zu schweben, wie schön,

sich die neuen französischen und englischen Tanzschlager anzuhören. Ragtime war die große Mode, aber auch Twostep wurde noch getanzt, und ein junges englisches Paar versetzte die Zuschauer geradezu in Erstaunen durch einen neuartigen Tango, den die beiden jetzt im Frühjahr direkt aus Buenos Aires mitgebracht hatten und den außer ihnen niemand im Café des Anglais tanzte. Muttchen Klara und ihr Gefolge nahmen den Tee in der Ecke diesseits des Roten Saals, von wo aus man den Weißen Saal überblicken konnte; der Baron erzählte, daß angeblich der König von England mit seiner neuen Wunderjacht, der "Swan", demnächst in Ostende anlegen würde; er erzählte ferner, er habe sich so lange den Kopf zerbrochen, bis er endlich darauf gekommen sei, daß die auffallende Schönheit, die neulich im Kasino von allen bewundert worden war, tatsächlich die "blonde Mizzi" aus dem Moulin Rouge in Wien sei, "und der Mann, mit dem sie immer geht, das ist, Sie werden lachen, gnädige Frau, wirklich ihr Ehemann, Odo Heiman heißt er und ist der Sohn von dem Zucker-Helman; jeder Wiener erinnert sich ja noch an den netten kleinen Skandal bei ihrer ersten Hochzeit und nachher, als sich ein paar Monate nach der großen Scheidungsaktion herausstellte, daß sie sich zwar hatten scheiden lassen, daß Mizzi die ihr dafür versprochene halbe Million eingesteckt, aber gleich nachher im geheimen den Mann wieder geheiratet hatte; sicher haben sie von der Hetz in Budapest auch gehört, nein?" Dann mustert er eins der tanzenden Paare. "Schau'n Sie doch mal, gnädige Frau", sagt er, "das sind Franzosen, blutjung, auf der Hochzeitsreise, das Frauchen ist höchstens Zwanzig, Mitgift zirka Hunderttausend, der Vater Großkaufmann in der Provinz, der junge Ehemann ein gut renommierter Rechtsanwalt oder besser bezahlter Bankbeamter, schau'n Sie sich das an: ein Jahr vielleicht."

"Was meinen Sie damit, ein Jahr?"

"Mehr geb ich ihnen nicht. In einem Jahr sind die nicht mehr verheiratet." Muttchen Klara lacht. "Woher wissen Sie das so genau, Baron?"

"Tja, ich hab' dafür einen Blick", sagt Baron Härtlein, "mein Blick, der trügt nicht." Und da schweift der vorzügliche Blick auch schon in eine andere Richtung: hier sieht er Ehebruch, dort ahnt er Eheschließung und wühlt mit erbarmungsloser Phantasie in den Schlafzimmergeheimnissen fremder Menschen. Muttchen Klara ist dankbar belustigt durch die mit tiefem Ernst vorgebrachten Späße des Barons und hegt die Überzeugung, zu Ostende gehöre unbedingt solch ein eleganter und vornehmer, heiterer und alles

wissender Verehrer, der die heikelsten und eindeutigsten Dinge in einer Art zu sagen weiß, daß Paul, wenn er gerade mit dabei ist, gar nicht merken kann, wovon die Rede ist, — und im übrigen meint sie, einen Jungen im fünfzehnten Lebensjahr brauche man nicht zur Scheinheiligkeit zu erziehen, gewiß spreche er in der Schule mit seinen Kameraden über viel derbere Dinge. Ja ... also Baron Härtlein gehörte zu Ostende, zur Eleganz und zu Muttchen Klara; und recht oft blickte er ihr lange und versonnen in die Augen. Beim Baden hielt er sich in ihrer Nähe, beim Mittagessen setzte er sich häufig an ihren Tisch, die Nachmittage verbrachten sie meist gemeinsam, und abends gingen sie manchmal zusammen aus ... zuweilen begleitet von Herrn Cocus und Doktor Axberg, öfter aber allein. Paul kommt der Gedanke, daß Muttchen Klara noch nie mit Vater getanzt habe, zu Hause ... natürlich, Vater tanzt ja nicht. Und es kommt ihm der Gedanke, wie oft der Baron ein wenig vorwurfsvoll und schulmeisternd zu ihm sagte, der Platz eines jungen Mannes sei in der Gesellschaft junger Mädchen und nicht immer und immer bloß bei der Mama. Dann kommt der Boy in der roten Uniform und legt Paul die illustrierten Blätter hin; Muttchen Klara und der Baron haben gerade einen Walzer beendet und setzen sich wieder an den Tisch. Paul sieht sich die Bilder in den Zeitschriften an, manchmal hört er zu, was die beiden sprechen, manchmal nicht. "Von denen wissen Sie nichts?" fragt Muttchen Klara lachend, "von denen da, die gestern angekommen sind?"

"Von denen?" wiederholt der Baron und läßt sein Monokel in der Richtung blitzen, "na, ausgerechnet von denen sollte ich nichts wissen! passen Sie mal auf ..." Paul unterdrückt ein Gähnen und greift nach einer zweiten Zeitschrift. Das ganze Ostende ist nichts wert. Nun ja, das Baden ist schön. Aber das war auch voriges Jahr nicht schlecht, am Kärntner See. Hier... hier kann man nirgends hingehen. Es gibt keinen einzigen ordentlichen Ausflugsort. Immer muß man sich fein machen und in diesem Affenanzug stolzieren. Das Meer ... ja, das Meer ist schön. Das kann man betrachten. Oft lange. Aber immer? einmal einen schmalen Bergweg hinaufsteigen, immer weiter und weiter gehen, klettern, so daß man den gegenüberliegenden Berghang immer von einer anderen Stelle und immer anders sieht und schließlich irgendwo oben ankommt, wo der Wald aufhört und nur noch Gras ist, feines, weichgrünes Gras und Steine und weite, weite Aussicht auf die Bergspitzen ringsumher ... *Illustration*, das kenn ich schon,



und den Text versteh ich sowieso nicht, *L'Art et la Mode*, das ist was für Muttchen Klara. Den Vormittag, wo man baden geht, hab' ich gern. Aber nachmittags immer dieses dumme Café und die Musik und vor dem Kasino ... *Berliner Illustrirte*, hab' ich auch schon gesehen — was für alte Blätter das sind! vorn fünften Juli! was hat der Boy mir denn gebracht! *Simplicissimus*, hab' ich auch schon durchgeblättert, da drin ist der Fürst Wied, der neue albanische Herrscher, ganz guter Witz, er sitzt auf der Landkarte von Albanien, breitet die Arme aus, und darunter steht: SOS — das bedeutet: Hilfe! aber der Witz dabei ist, daß er eigentlich in der Patsche sitzt in Albanien ... das hier ist auch eine schöne Patsche, Herrgott, wie viel der Baron quasselt, das sollte ein Freund von Vater sein, so ein Affe? Herr Cocus, na, der geht noch an, der ist ein gescheiter Mensch und erzählt immer interessante Sachen, der kommt natürlich selten mit uns, und auch dann verhält er sich sehr still ...

Der Baron zahlt; sie brechen auf; dann spazieren sie hinüber in den Kasinopark. Hier sind immerhin mehr Leute, und man kann sich wenigstens ein bißchen umsehen nach allen Seiten. Da kommt auch Lonette mit ihrer mageren kleinen Mama. "Bonjour, Lonette."

"Bonjour, Paul." Muttchen Klara nickt, sieht Paul von der Seite an und wirft dann dem Baron einen Blick zu; sie lächeln beide. Was lächeln die so? denken wohl, ich bemerke es nicht, hier gibt's gar nichts zu lächeln, Lonette ist das schönste Mädchen in Ostende, ich kann mich bloß nicht mit ihr unterhalten. Viel lieber würde ich zu ihr gehen, als immer ... Mit einemmal zeigt er nach vorn, nach dem Musikpavillon, und sagt laut, etwas zu laut: "Da sitzt Herr Cocus!"

Jawohl, Herr Cocus sitzt da und winkt auch schon, was soviel heißt, sie sollen nur kommen, er habe Plätze für sie freigehalten, vorn in der ersten Reihe. Herrn Cocus erkennt man selbst im größten Menschengewühl schon von weitem: seine zweihundertvierzig Pfund sind an seinem Körper in drei ganz ungleichen Teilen verteilt: eine massige Kugel, das ist sein Rumpf; eine winzige Kugel, das ist sein Kopf; und zwei Paar kurze, dicke Stangen, das sind seine Arme und Beine. Herr Cocus war mit niemandem zu verwechseln. Die kleine Kugel schmückte kohlschwarzes, nach oben gekämmtes, borstenhartes Haar; seine zwei erschreckend großen, traurig braunschimmernden Augen bewegten sich langsam vom Menschen zum Ding, vom Ding zum Menschen; und seine beiden unteren Eckzähne leuchteten wie Hauer

zwischen den Lippen hervor. Herr Cocus hieß mit Vornamen S., bloß S., aber auch dieser einzige Buchstabe stand nur auf seinen Visitenkarten und seinem Geschäftsbriefpapier, und zweifellos steckte dahinter ein Samuel oder Simon, nicht etwa ein Sebastian. Aber dieses Verheimlichen war völlig überflüssig. Ein einziger Blick auf die etwas wildschweinartige Erscheinung verriet, daß Herr Cocus Jude war — und zwar von jener mysteriösen Sorte, an der sich äußerlich bloß eine einzige Eigenschaft feststellen läßt, nämlich die, jüdisch zu sein. Sonst nichts. Auch nach näherer Prüfung nicht. Man konnte nicht finden, er sei schön oder häßlich, weil nur die eine Bestimmung auf ihn paßte: phantastisch; man konnte nicht wissen, ob er spanischer oder gerade östlicher Abstammung sei, denn es fehlte ihm jegliche Milieuverwachsenheit; man konnte nicht erraten, welcher Staatsangehörigkeit er sein mochte, denn er sprach acht oder zehn Sprachen gleichmäßig perfekt; man konnte ihm nicht ansehen, ob er verheiratet sei oder Junggeselle, denn weder trug er einen Ehering, noch hatte er ein Auge auf die Frauen; sein Äußeres verriet nicht Lebensalter, nicht Lebensweise und Vermögensverhältnisse, denn er wohnte in einem bescheidenen Zimmer im dritten Stock, sagte aber einmal nachdenklich vor dem Schaufenster von Cartier, als er eine Perlenkette im Wert von zwanzigtausend Francs betrachtete: "Gutes Stück, sehr gutes Stück, würde sich lohnen zu kaufen ..." Und endlich, er sprach so wenig, wie es nur ganz kluge oder ganz dumme Menschen tun können. Baron Härtlein verband alte Bekanntschaft oder gar alte Freundschaft mit diesem geheimnisvollen Herrn Cocus; seine ganze freie Zeit verbrachte er mit ihm; einmal rief er ihm beim Abendessen zu: "Hören Sie mal, S. Cocus ..." — denn scherzhaft nannte er ihn immer so: Es Cocus — "Sie sind mir über die Maßen verdächtig, schon lange. Sind Sie zurzeit nicht Spion oder Meuchelmörder? deren Handwerk floriert doch jetzt gerade!" Herr Cocus sah den Baron an, dann senkte er seine tieftraurigen Augen. "Ich weiß nicht bestimmt ..." antwortete er in aller Ruhe. Das war so komisch, daß alle am Tisch Sitzenden lachen mußten; aber alle hatten sie dabei das Gefühl, wenn der Mann auch kein Spion sei, etwas so Geheimnisvolles habe er, als wäre er ein Spion. Oder ein Meuchelmörder.

Herr Cocus also winkt aus der ersten Stuhldreihe am Musikpavillon: sie winken ihm wieder und gehen auf ihn zu. Die Kapelle besteht aus vierundzwanzig Musikanten im Frack; sie beendet gerade die Ouvertüre zu *Barbier von Sevilla*, der livrierte Diener hängt zu beiden Seiten des Pavillons

das Schild mit der Zahl 6 heraus. "Was ist Nummer sechs?" fragt Muttchen Klara Herrn Cocus. Er sieht im Programm nach. "Nummer sechs", liest er, "*Grande Phantasie de l'Opérette Die lustige Witwe* par F. Lehar. Heimatklänge, was?" wendet er sich Muttchen Klara zu. Der Kapellmeister klopft schon. Ja, denkt Muttchen Klara, Heimatklänge. Hier ... in Westeuropa. Aber eigentlich ... sind mir die feinen französischen Walzer lieber und die tollen englischen Tänze, hier in Westeuropa. Und das Programm scheint Muttchen Klaras Wünschen nachkommen zu wollen: die nächste Nummer ist ein englisches Tanzpotpourri und die letzte die drei bekanntesten Pariser Walzer von Rodolphe Berger in brillanter Instrumentierung. Muttchen Klara lauscht der Musik mit zusammengekniffenen Augen: wer sie von weitem sieht, mag denken, sie habe die Augen geschlossen. Baron Härtlein hebt den Kopf, mit einer zufälligen Bewegung schmiegt er sich sachte an Muttchen Klaras Arm; dann rückt er demonstrativ, mit um Entschuldigung bittendem Aufzucken des Kopfes ein wenig von ihr ab und sieht ihr von der Seite ins Gesicht. Sie hört nur der Musik zu. Aber nach und nach übergießt tiefe Röte ihr schönes, klares Gesicht. Herr Cocus lehnt sich etwas nach hinten und lächelt kaum merklich. Pauls Gedanken schweifen über die bekannten Klänge hin weit ab. Vater ... denkt er. Ob er sich wohl fühlt in Gastein? Georg war schon einmal mit ihm einen Sommer, ich noch nicht, ich bin bloß einmal mit ihm zusammen gereist, nach Baja ... Plötzlich fühlt er hinter seinem Rücken Blicke auf sich haften und dreht sich um. Lonette sitzt da, ein paar Reihen weiter hinten. Einen Moment sehen die beiden einander an und nicken sich zu. Und jetzt lächelt auch Paul.

Hell strahlt die Sonne über dem Meer, als das Konzert zu Ende ist; das Publikum verläßt langsam spazierend den Kasino-Park. Von weitem, aus der Höhe, tönt dumpfes Glockenläuten. Sie gehen zu vieren nach dem Hotel zurück.

"Für heute abend habe ich einen Plan, für Sie mit", sagt Baron Härtlein unterwegs. "Im Kasino singt heute zum erstenmal Yvette Guilbert. Die wollen Sie sich doch gewiß auch anhören, nicht?" Muttchen Klara brauchte man nicht besonders zu ermuntern. Eine weltberühmte französische Sängerin — Diseuse nur? gut, also Diseuse ... die in Ostende im Kasino auftritt und den Vornamen Yvette hat ... "Und Sie, S. Cocus?"

"Ich geh nicht hin", sagt Cocus schläfrig. "Erstens habe ich dem Jüngling hier versprochen, den ersten Abend, an dem Sie beide sich amüsieren gehen, dazu zu benutzen, ihm bis halb zehn Unterricht im Pokern zu geben."

"Gut", fällt Baron Härtlein ein, "dieser Abend ist heute da, es kann also bis halb zehn gepokert werden, dann gehen Sie auf Ihr Zimmer, nehmen den Gebetriemen um, wenden sich gen Jerusalem ... oder ist das abends nicht Brauch?"

"Gebetriemen?" fragt Herr Cocus in seltsamem, leisem Ton. "Pflege ich nicht zu tun. Aber wissen Sie eigentlich, daß es nicht schaden würde, zu beten ... im allgemeinen?" Muttchen Klara mag es nicht, wenn Baron Härtlein anfängt zu jüdeln, und mag es ganz und gar nicht, wenn von religiösen Dingen, von Gebet, von Gott, nicht mit der größten Ehrfurcht gesprochen wird. "Lieber Baron", beginnt sie mit der Zurechtweisung, "wie oft habe ich Ihnen schon gesagt ..."

"Madame!" spricht sie in diesem Augenblick ein blaulivrierter Boy in der Hotelhalle an. "Un télégramme pour vous!" und er reicht ihr das blaue Kuvert hin. "Ein Telegramm?" fragt Baron Härtlein und streckt den Kopf vor, "was ist denn los? haben Sie morgen Geburtstag?"

Im Telegramm stand folgendes:

mobilmachung angeordnet packet sofort nach erhalt meines expreßbriefes  
reiset unverzüglich nach hause ludwig

Muttchen Klara las das Telegramm, sagte kein Wort, zog die Augenbrauen stark zusammen, ließ die Hand mit dem blauen Papierblatt sinken oder vielmehr fallen; dann hob sie sie jäh wieder in die Höhe und las den Wortlaut noch einmal. "Das verstehe ich nicht", sagte sie leise, mit tonloser Stimme, "das verstehe ich nicht ..."

"Nanu, doch nicht etwa was Unangenehmes?!" fragte der Baron rasch. "Zeigen Sie doch mal... vielmehr ... was teilt denn der vortreffliche Gemahl mit?"

Jetzt ereignete sich etwas Merkwürdiges: Muttchen Klara gab dem Baron keine Antwort, sondern reichte — und das war noch nie vorgekommen, weder mit einem abzusendenden noch mit einem empfangenen Brief — das Telegramm Paul hin. "Lies mal, Paulchen, was

Vater da telegraphiert ..." In Muttchen Klaras Gesicht geht ein eigentümlicher, zweifelnder, mißbilligender Zug von den Augen nach den Mundwinkeln. Es ist derselbe Zug, der ihr Gesicht so streng und hart gemacht hatte, als sie Ende Juni in Budapest die fettgedruckten Zeitungsüberschriften las. Paul bemerkte diesen jetzt ganz ungewohnten Gesichtsausdruck sofort; er wußte gleich, daß der Unmut und der beginnende Widerspruch dem Telegramm galt, was auch immer es enthielt, daß er sich gegen eine Verfügung Vaters, ganz gleich welcher Art, also gegen Vater selbst richtete: und sofort fühlte er, daß er, Paul, unbedingt für Vaters Willen, also für Vater Stellung zu nehmen habe. Er nahm das Telegramm und las es. "Mobilmachung", sagte er laut. "So", sprach auch Herr Cocus laut, "also Krieg." Wie sie da standen mitten in der Halle um den blauen Telegrammzettel herum, wurden sie von allen Vorübergehenden angestarrt. Bei Herrn Cocus' lautgesprochenen ungarischen Worten stand sogleich von einem Sessel ein großer, magerer, hinkender Herr auf, humpelte ein paar Schritte auf sie zu, blieb dann stehen, als wollte er sie ansprechen. "Gehen wir!" sagte Baron Härtlein da, "dieses Aufsehererregen ist mir zuwider! Vielleicht dürfte auch ich endlich erfahren, was eigentlich los ist, nein?!"

"Es Ist mobilgemacht worden", wiederholte Paul leise auf deutsch. "Also, es kommt Krieg", wiederholte auch Herr Cocus, ebenfalls deutsch. Baron Härtlein griff mit nervös zitternder Bewegung nach dem Telegramm; auch sein Gesicht zuckte; ein Weilchen betrachtete er die fremden, unverständlichen Worte auf dem blauen Papier. Das Monokel fiel aus seinem linken Auge in seine Hand. "Und darüber wundern Sie sich?" fragte er mit starker Betonung. "Ich begreife Ihre Bestürzung nicht! Sie stehen ja alle da wie ... Sind Sie denn tatsächlich so überrascht? das war doch vorauszusehen! ganz klare Sache, daß die Monarchie Verteidigungs-, beziehungsweise Vergeltungsmaßnahmen treffen würde!"

"Krieg!" sagte Herr Cocus kurz und nachdrücklich. Bei dem Wort wurde Baron Härtlein plötzlich hochrot, und sein Mund zuckte. "Blödsinn!" rief er energisch aus. "Hören Sie mal, S. Cocus, was verbreiten Sie da für Schreckensnachrichten?! Krieg?! höchstens eine Strafexpedition!"

In Muttchen Klaras Kopf brodelte während des ganzen raschen Gesprächs ein einziger Gedanke. "Packen? nach Hause fahren?" fragte sie klagend, und sah hilfefehend den Baron an. "Ja, nach Hause fahren!" rief

Paul rasch dazwischen. Baron Härtleins Augenbrauen zuckten in die Höhe. "Nach Hause fahren? keine Spur! das heißt ... ich meine, Sie müssen sich danach richten, gnädige Frau, wie Ihre Angelegenheiten stehen. Ist Ihre Zeit hier um? bitte, dann fahren Sie halt nach Haus. Mein Urlaub dauert bis Ende August. Ist Ihr Geld zur Neige gegangen, dann müssen Sie wohl auch abreisen, obgleich ich Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung stehe, bitte, bitte, bis die neue Geldsendung ankommt! Haben Sie genug von Ostende? ein Grund, nach Haus zu fahren ..." er machte eine breite Bewegung mit dem Arm, "dagegen wüßte auch ich nicht zu helfen!" Muttchen Klara erwartete Unterstützung, ein kurzes, bestimmtes Wort des Zuredens, ruhig hierzubleiben, aber keine spöttelnden Redensarten. Unwillig, ungeduldig beehrte ihre Stimme auf: "Machen Sie doch keine Faxen, Härtlein! Es handelt sich darum, ob Krieg kommt!"

"Ja, wenn Sie davor Angst haben", antwortete der Baron, weiter in demselben Ton, "bitte, dann fahren Sie nach Hause! Wenn Sie Angst haben vor einer Aktion, die im schlimmsten Falle, verstehen Sie, meine Gnädigste, im schlimmsten Falle etwa so viel bedeuten kann, wie wenn die englische Regierung in Karthum oder in Freetown ein Regiment mobilisiert, um einen aufständischen Negerstamm zu züchtigen ... na, ich will nicht übertreiben, sagen wir, zwei Regimenter. Und dann", er erhob die Stimme, "noch ein Unterschied ist da! nämlich, die eine Strafexpedition würde sich in einer Entfernung von acht- oder zehntausend Kilometern abspielen, die andere bloß etwa zweitausend Kilometer von hier ..." Das klang beruhigend, überlegen und ermutigend. Muttchen Klara lächelte, blaß zwar, aber voll Hoffnung. "Wir müssen nach Hause fahren", sagte Paul mit fahler Stimme, mit fahlem Gesicht. "Nicht bloß, weil Vater es wünscht ..." Hinter Herrn Cocus' Unterlippe blitzten jetzt die Hauer hervor. "Ich glaube", sagte er kühl, "der Herr Baron irrt sich. Ich glaube, der Junge hat recht, es ist ratsam, nach Hause zu fahren. Ich für meinen Teil ..." Baron Härtlein unterbrach ihn; seine Stimme hatte jetzt nicht den gewohnten eleganten Ministeriumston, sie klang schärfer und unruhiger. "S. Cocus für seinen Teil", sagte er, "fährt nach Hause, um dem Mobilmachungsbefehl Genüge zu tun ... nicht wahr?"

"Nein", antwortete Herr Cocus ruhig. "Erstens bin ich Schweizer Staatsbürger." Nach diesem ungewohnten Selbstbekenntnis hielt er eine kleine Pause. "Zweitens ... ist mein Herz nicht ganz in Ordnung. Eine vererbte Sache. Drittens fahre ich noch nicht, sondern warte erst

authentischere Nachrichten ab ... auf jeden Fall aber packe ich." Muttchen Klara sah Herrn Cocus ratlos an, der mit seinen wenigen in aller Ruhe gesprochenen Worten die spitzfindigen Beruhigungen Härtleins wie weggewischt hatte. Dann warf sie einen Blick auf Paul, der in bleicher Aufregung das Gespräch verfolgte. Dann sah sie den Baron an, fast mit flehendem Blick. Härtlein war jetzt wütend. Cocus' gleichmäßiger Ton, Muttchen Klaras hilflose Unsicherheit hatten ihn gereizt. "Viertens", sagte er und faßte den mittleren Knopf an Herrn Cocus' Rock an, "viertens bin ich ein vorsichtiger Jude, nicht wahr?!" Herr Cocus lachte, sein Gesicht zog sich in tausend Falten, er lachte leise und gedehnt. "Sprechen Sie es nur getrost aus, Herr Baron. Ein feiger Jude wollten Sie doch sagen. Auch das ändert nichts an der Sache. Aber ... ich weiß wirklich nicht, warum Sie sich durch meine Absichten irritieren lassen. Die gnädige Frau war es, die Sie um Rat gefragt hat! Hätte sie mich dadurch ausgezeichnet, nach meiner Meinung zu fragen ..."

"Miesmacher!" fuhr Baron Härtlein ihn an. "Wir müssen nach Hause fahren!" sagte Paul zum drittenmal, mit sonderbarer, trockener Strenge im Ton. Muttchen Klara warf ihm einen finsternen Blick zu, sah dann wieder die beiden Herren an. "Ein Irrtum ..." sagte sie ein wenig wirr, "ich bitte nicht um Rat ... was mein Mann wünscht, werde ich natürlich tun, bloß ... ich sehe nicht ein ..."

"Ich sehe nicht ein", griff Baron Härtlein das Wort auf, "weshalb wir hier eine Trauerversammlung abhalten, anstatt uns zum Essen umzuziehen, und ich sehe nicht ein, wieso wir nicht so viel Verstand haben, die Entwicklung der Dinge abzuwarten! Meinem Freund Hegedüs haben wir es zu danken, daß wir eine Nachricht erfahren haben, vielleicht als die ersten in Ostende, die vorläufig nichts weiter ist als eine private Information ... S. Cocus ist doch wahrlich ein besonnener Mann, und auch er wartet die authentischen Nachrichten ab! ... Yvette hingegen wartet nicht, Yvette beginnt um neun Uhr zwanzig ihr Programm, also vorwärts, meine Herrschaften! es wäre ungemein schade um jede versäumte Nummer ..." Ein wuchtiger Schwung seines Armes, "und schließlich bestürmen ja noch nicht die Hottentotten die Burg Ostende!"

Schon seit gut zwei Stunden liegt Paul mit offenen Augen im Bett, in dem kleinen Zimmer oben im fünften Stock. Von der Decke hängt an einer

grünen Schnur eine von grünem Lampenschirm beschattete elektrische Birne herab; die Lampe brennt, sie beleuchtet das Zimmer nach oben in grünem, nach unten in gelbem Kreis. Es kommt Krieg, wir müssen nach Hause fahren. "Griechenland hat gegen die Türkei gerüstet, Rumänien hat Bulgarien angegriffen."

"Italien hat der Türkei den Krieg erklärt." Aufregende alte Nachrichten. Und jetzt?! Mobilmachung in Ungarn ... wir bekommen Krieg. Das Fenster ist offen; der frische Abendwind bläht den Vorhang, der kühsalzige Seewind, der Ostender Wind. Vater hätte nicht telegraphiert, wenn er unsere Rückkehr nicht ganz ernstlich wünschte. Er ist dort, zu Hause, wo mobilisiert wird, er weiß mehr als wir, weiß alles ... wir wissen hier bloß, daß Yvette Guilbert ... Mit dem Wind dringen in der nächtlichen Stille Töne herein ins Zimmer: ganz unten, gerade unter Pauls Fenster, ist der Straßeneingang der American Bar; Salon-Quintett, fünf junge Männer im Smoking, manchmal singen sie auch, viele Leute tanzen abends in der American Bar. Was wird er wohl in dem Expreßbrief schreiben? warum sollen wir warten, bis der Brief kommt ... warum hat er nicht telegraphiert: kommt sofort nach Hause! Ein neues Lied, im Winter ist es aufgekommen, wird hier überall gespielt: *Ja, das haben die Mädchen so gerne*, Lonette kann es auch schon, so komisch spricht sie die deutschen Worte aus. Wir bekommen Krieg, deshalb will er, daß wir nach Hause fahren, um sich ist er nicht besorgt, bloß um uns ... vielleicht muß er auch mit in den Krieg? Sooft unten die Bartür aufgeht, steigt wie in einer Welle die Tanzmusik stärker herauf. Die tanzen und wissen vielleicht gar nicht, daß Österreich und Ungarn zum Krieg gerüstet haben, vielleicht interessiert es sie auch nicht, die Deutschen, die Engländer und Franzosen ... aber die Ungarn, wenn die es auch schon erfahren haben, oder die Österreicher? oder die Serben, wenn welche hier sind ... Hier oben unter dem Dach sind die Wände ganz dünn, wie aus bloßen Brettern, alles kann man hören von rechts und von links. Links ist es immer still, rechts nie, die französische Zofe geht jede Nacht rüber zu dem deutschen Kammerdiener rechts nebenan, auch jetzt, es beginnt schon. "Warum kommst du wieder so spät?"

"Oh la, la, ik nik spreken deitsch, tu sais, mon petit chien!"

"Quatsch nicht französisch! Betrügst du mich auch nicht, Mädels?!"

"Oh mon Dieu! betrüs, betrüs ... laissez-moi alors! c'est si froid! vite, vite, vite!" So geht das jetzt fast die ganze Nacht ... Vielleicht sind sie nun



auch schon vom Konzert zurückgekommen. Warum widersetzt sie sich, wenn Vater will, daß wir abreisen? wir müssen doch tun, was er sagt! Vaters Freund ... immer ist er mit Muttchen Klara zusammen, warum hat er ihr nicht gesagt: sofort nach Hause fahren, warum will er sie zum Bleiben überreden ... packen und abreisen! ich sag ihr das umsonst ... Den Walzer haben sie heute nachmittag auch gespielt, Herr Cocus sagt, ein altes Ding, zehn oder zwanzig Jahre alt .. . Ob er Georg auch nach Hause gerufen hat? vielleicht ... hat er an ihn gar nicht gedacht? wenn er ihm telegraphiert hätte, Georg würde sich nicht widersetzen ... weshalb bleiben wir noch hier?! uns hat er telegraphiert, wir sollen kommen, und nun bittet sie alle Leute um Rat, bloß weil sie haben möchte, es solle ihr jemand sagen, wir könnten ruhig bleiben ... sie will nicht weg, heute nachmittag hat sie das neue weiße Kleid angezogen und heute abend das neue schwarze ... will sie ihm gefallen? "Oh, oh, chéri! oh, mon petit ..." Jede Nacht geht sie zu ihm, zwei Dienstboten, jede Nacht machen sie das! Die andern haben's besser, sie wohnen unten, hören es nicht, können ruhig schlafen! Drei Francs kostet mein Zimmer... wenn es heiß ist, kann man nicht schlafen, und der Wind bringt den Fischgeruch herein, und auf der Straße ist immer Lärm, und die Musik aus der Bar hört man auch immer, jeden Abend, das spielen sie auch jedesmal, ganz schön, *Tout m'est douleur, quand je songe à l'absente, Il n'est lilas, il n'est rose qui sente ...* Gewiß will sie ihm gefallen, vielleicht betrügt sie Vater ... mit dem?! ist Vater denn nicht viel schöner, besser, klüger als dieser ... Will er was von ihr? deshalb will er uns wohl nicht abreisen lassen! Wenn ich jetzt hinunter ginge — vielleicht sind sie schon zurück, und wenn ich sie dann zusammen fände wie die Zofe und den Diener hier nebenan .. . Vater kann man nicht betrügen, nicht hintergehen! wir müssen nach Hause fahren, es ist gerüstet worden, es kommt Krieg... *Il n'est ro-o-o-sö qui ...* Warum mußten wir überhaupt hierher kommen? Langeweile und immer bloß fein anziehen und all die vielen Menschen, da wäre es in Baja noch besser gewesen ... Warum will man eigentlich Krieg? unser Thronfolger ist ermordet worden, und was will man jetzt? Krieg? noch tausend Menschen ermorden und ... die Stärkeren ... wir, wir sind die Stärkeren ... "Ach Mädels! Jeanne, du! ..."

"Oh, mon petit ..." Herrgott, dabei kann man ja nicht schlafen, wir müssen abreisen, keinen Augenblick mehr dürfen wir warten, sie will bloß deshalb noch hierbleiben, weil sie in den Fatzen verliebt ist, und jetzt

kommt Krieg, und Vater muß vielleicht auch ins Feld, vielleicht weiß er das schon und hat deshalb telegraphiert, und wenn sie noch nicht zurück sind vom Konzert, warte ich an der Tür, und wenn sie schon da ist, gehe ich hinein zu ihr, ist mir ganz egal, ob der Baron bei ihr ist . . . und sage ihr meine Meinung! wir müssen abreisen! sofort packen und morgen früh los! es kommt Krieg! es kommt Krieg!

Etwas früher als gewöhnlich gingen sie hinunter zum Frühstück, Muttmchen Klara mit nervösem, unruhigem Gesicht, Paul unausgeschlafen, mit Rändern unter den Augen; der angekündigte Expreßbrief von Vater war noch nicht da; aber in der Halle herrschten bereits zu der frühen Morgenstunde großes Getriebe und Lebhaftigkeit. Überall standen Menschen in Gruppen. Vor dem Pult des Portiers, an der Glastür des Büros, vor dem Zeitungsschalter. Dumpfes Stimmengewirr und überall Zeitungen: ausgebreitete, erregt umgeblätterte riesengroße Zeitungen mit faustdicken Buchstaben auf der Titelseite; die gestrigen Pariser und Brüsseler Blätter und einige in der Nacht erschienene Extraausgaben. MOBILISATION PARTIELLE DE L'ARMÉE AUSTRO-HONGROISE! — LA MONARCHIE EN ARMES! — LE COMTE BERCHTOLD CONTRE LA PAIX! — LA DEMARCHE EST REFUSÉE! — LOCALISATION OU CATASTROPHE? — JAURES À BRUXELLES POUR LA PAIX! — LE KAISER VEUT LA GUERRE! — LA DERNIÈRE HEURE DE LA PAIX MONDIALE! — Hundert Zeitungen schrieen schwarz die hunderterlei schwarzen Nachrichten in die Welt: hundert Lippenpaare murmelten den entbrannten Schrecken. In der Halle unaufhörliches Gebrummel: aus dem Stimmengewirr klingen Gesprächsbrocken und Rufe hervor. "Jetzt geht's los!" sagt ein dicker großer Herr und faltet seine französische Zeitung zusammen, steckt sie in die Tasche und geht auf das Büro zu. "Recht geschieht's den gemeinen Königsmördern!" sagt ein grauhaariger kleiner Herr und blickt wütend um sich. "Sie haben leicht reden", sagt jemand neben ihm, "aber ich bin mitten drin, ich bin sechsunddreißig Jahre und Reserveoffizier bei der Artillerie, na, ich danke!" Ungarn; sie rüsten zur Abreise. Bisher haben sie alle friedlich gemeinsam den Sommer genossen, jetzt hassen sie einander. "Écoutez, mon cher!" hört man eine dünne, schrille Stimme, "écoutez, c'est la guerre!"

"Je sais", erwidert der Angesprochene, "c'est une guerre mondiale!"

"Na also", ruft im Hintergrund jemand, "jetzt heißt's nach Hause eilen!"

"Bist du wahnsinnig?" klingt empört eine andere Stimme, "jetzt heißt's erst recht hierbleiben! was geht mich der ganze Balkanrummel an?!"

"Allons", sagt eine Dame, "voilà l'addition, allons!"

"A Berlin!" ertönt plötzlich eine laute, scharfe Stimme das Gemurmel. "Was sagt der Hund?!" befehlt eine andere Stimme ebenso laut auf, "heda, Sie Direktor, hören Sie mal! ..." Zwei wütende, mörderische Blicke; zwei Gestalten drehen einander jäh den Rücken; die Gruppe, in der sie beide gestanden haben, kommt in Bewegung. "Don't be anxious, darling", sagt jemand langsam, ruhig, "Mr. Grey will save the peace of the world."

"Will he?" fragt jemand ungläubig und fügt noch ganz leise hinzu: "Can he?" Muttchen Klara möchte sich kein Wort entgehen lassen, möchte jede Bemerkung verstehen; den Kopf unruhig hin und her bewegend, steht sie entsetzt inmitten des Stimmengewirrs und der zahllosen riesigen Zeitungsblätter und weiß nicht, wohin sie sich wenden, sich flüchten soll, woher sie Ruhe und Sicherheit bekommen könnte, wen es gäbe, der ihr Mut zuspräche...

Mut, zu bleiben. Denn darum geht es ihr. Ihre Koffer nicht packen, nicht abreisen, nicht nach Budapest stürzen zu müssen auf die heutigen Nachrichten hin, die schon viel "authentischer" klingen als das gestrige kurze Telegramm, die aber noch immer bloß so viel melden, daß ... Krieg kommt. Wirklich, wird Krieg kommen? nun ja, die Ungarn werden eben Serbien besetzen und die Mörder bestrafen und ... schließlich ist Ludwig ja schon siebenundvierzig, ihn geht doch die Mobilmachung nichts mehr an ... Westeuropa verlassen?! den schönen, den großen Sommer mitten drin abbrechen?!

Muttchen Klara wendet sich gequält, verzweifelt, verbittert an Paul. "Wenn's nottut, kann einem natürlich kein Mensch einen Rat geben", sagt sie klagend. "Man weiß nicht einmal ..." Paul unterbricht sie: "Aber wozu denn noch um Rat fragen, Muttchen Klara?! Vater hat doch telegraphiert, wir sollen sofort abreisen! Er wird schon wissen, was er will! Komm, wir wollen nach Hause fahren. Vater wird schon das Richtige ..."

"Aber ich weiß nicht, was richtig ist!" stößt sie hervor, "ich weiß es nicht, und ich sehe nicht ein, weshalb wir nach Hause stürzen sollen!"

Auch Baron Härtlein sah nicht ein, weshalb man nach Hause stürzen sollte. Als er in tadellosem Vormittags-Stranddreß zum Frühstück erschien, ausgeschlafen und bester Stimmung, setzte er sich gleich zu ihnen an den

Tisch: Muttchen Klara küßte er die Hand, mit Paul wechselte er einen Händedruck, und Hänschen kitzelte er am Kinn. "Ich bringe gute Nachrichten für Sie!" sagte er ermunternd, und begann auch sofort zu erzählen. "Die Mobilmachung hat tatsächlich stattgefunden, aber es handelt sich nur um eine teilweise Mobilmachung. Das ist das eine. Mit der ganzen Aktion wird nichts anderes beabsichtigt, als der Sauhirtenbande auf dem Balkan einen Schreck einzujagen. Das ist das Zweite. Eine Kriegserklärung ist nicht ergangen, und im zwanzigsten Jahrhundert führt man keinen Krieg ohne eine offizielle, um mich so auszudrücken, der Etikette entsprechende, höfliche Kriegserklärung. Das wäre das Dritte. Na, und viertens ..." Auf den vierten Punkt war Muttchen Klara nicht mehr neugierig. "Woher wissen Sie das alles?" fragte sie, "von wem haben Sie das gehört?" Paul fielen in diesem Augenblick die schreienden Zeitungsüberschriften ein. "Ich weiß es eben", antwortete Härtlein geheimnisvoll, "ich hab's halt erfahren. Es ist authentisch. Mehr kann ich nicht sagen ... Sie verstehen doch?" Oh, gewiß verstand Muttchen Klara das, was sie gern verstehen wollte, was sie erwartet hatte und sich wünschte. Und wie hätte sie noch beunruhigt sein können, als sie Baron Härtleins Seelenruhe sah? Er war schließlich kein sensationslüsterner Journalist, sondern ein Rat im Wiener Finanzministerium und hatte sicherlich jene authentischen Informationen bekommen, die geeignet waren, die Ängstlichen zu beruhigen, selbst dann, wenn der mürrisch dreinschauende, aufgeregte Bengel hier bei des Barons Worten ein noch finsteres Gesicht machte und noch aufgeregter Vaters Telegramm zitierte, selbst dann, wenn Herr Cocus anstatt in der weißen Strandhose in grauen Knickerbockers, statt der Marinemütze eine graue Reisemütze in der Hand, den Speisesaal betrat und, als er sich an den Tisch gesetzt hatte, sofort die Hotelrechnung vor sich hinlegte, auf der rot der Stempel leuchtete: Bezahlt. Muttchen Klaras Gesicht verdüstert sich wieder. "Was ist denn, S. Cocus?" fragt Baron Härtlein schnell, "machen Sie einen Ausflug?"

"Jawohl", antwortet Herr Cocus, "einen Ausflug nach Hause."

"Aber nein! So plötzlich? haben Sie Nachrichten?"

"Nein", sagt Herr Cocus ruhig und bestellt beim Kellner Tee mit Zwieback und Apfelkompott. "Sie haben keine Nachrichten?" fragt Baron Härtlein weiter, "also warum dann? die urewige Unruhe Ihrer Rasse?"

"Jawohl", sagt Herr Cocus, "die urewige Unruhe meiner Rasse. Und außerdem brauche ich keine Nachrichten, mir genügen meine Vorgefühle."

"Ich versteh das nicht", wirft Muttchen Klara dazwischen. "Ich habe nämlich das Gefühl", erklärt Herr Cocus, "daß dieser Sommer, für mich wenigstens, beendet ist. Und ich habe das Gefühl, daß auch Sie gut daran täten, der telegraphischen Weisung meines Freundes Hegedüs zu folgen." Pauls Augen blitzen auf; Baron Härtlein mißt den Mahner mit finsterner Verachtung. "Wissen Sie, Sie Miesmacher", sagt er, "verderben Sie uns nicht auch die Laune! Schön, Sie können ja gehen, es hält Sie ja kein Mensch zurück, adieu, aber wir lassen uns nicht terrorisieren, nicht wahr, gnädige Frau? S. Cocus, Sie sind für mich erledigt."

"That's right", sagt Cocus zustimmend. "That's right", wiederholt Härtlein, "und wann reisen Sie?"

"Jetzt gleich, um elf."

"Nach Zürich?"

"Nein, nach Triest."

"Triest?" fragt der Baron. "Und — ?"

"Was und?" fragt Herr Cocus.

"Was ist denn in Triest? oder was wird dort sein? was machen Sie in Triest?"

"Kaufen", sagt Herr Cocus in unveränderter Ruhe; dann hebt er plötzlich den Kopf und sieht den Baron scharf an. "Kaufen", wiederholt er. "Eisen, Kupfer, Stroh, Kohle, Zucker, Getreide, Zinn, Holz, Glas, Seide, Leinen ..." Er macht eine kleine Pause, "allerhand, was in der nächsten Zukunft, wenn ich mich nicht täusche ..."

Und als sie das Frühstück beendet haben, verabschiedet er sich auch schon. Muttchen Klara scheint die Notwendigkeit zu fühlen, etwas Erklärendes, Entschuldigendes zu sagen. "Wissen Sie, Herr Cocus, wenn der Brief schon hier wäre, den mein Mann in seinem Telegramm erwähnt ... aber es ist wirklich nicht schön von Ihnen, uns so im Stich zu lassen, wo ... mein Mann mich doch auch Ihnen anvertraut hat ..." Herr Cocus lächelt fein und beugt sich über Muttchen Klaras Hand. "Der Herr Baron wird Sie schon unter seine Fittiche nehmen", sagt er, und es ist nicht deutlich festzustellen, ob er das ernst oder ironisch gemeint hat. "Der Herr Baron ist ein besonnener Mann, und ich glaube, ich könnte ihm noch so sehr widersprechen, könnte Ihnen noch so dringend raten ..." Muttchen Klara sieht Baron Härtlein an und errötet tief. Paul gibt Herrn Cocus die Hand. Er hätte ihm gerne gesagt, daß ... , reisen Sie doch nicht so ab! schreien Sie doch Muttchen Klara an, hier,

ganz öffentlich, schreien Sie ihr laut zu, daß sie sich nach Vaters Befehl richten und sofort packen und abreisen solle, weil ... Krieg kommt oder schon ist und man nicht wissen kann — verzweifelt drückt er Herrn Cocus' erschreckend kleine, kühle, trockene Hand, dann läßt er sie los, ohne etwas zu sagen. Wozu auch? um wieder angefahren, wieder beschämt zu werden, wieder fühlen zu müssen, daß er machtlos und zu nichts gut ist — ?! Cocus verbeugt sich, winkt und verläßt den Speisesaal. Muttchen Klara freut sich, daß er fort ist, fühlt sich aber dennoch nicht beruhigt. Sie ist nervös wie immer, wenn sie in Ungewißheit schwebt, wenn sie etwas zu entscheiden hätte und nicht weiß, wie, wenn sie ahnt oder gar weiß, daß das, was sie tun möchte, nicht das Richtige ist. Jetzt, da die unheimliche Gestalt des Herrn Cocus hinter der Tür verschwindet, müßte sie eigentlich ruhiger werden: dennoch fühlt sie, daß ihr die Tränen sehr locker sind. "Härtlein", sagt sie in klagendem Ton, "glauben Sie nicht doch — ?"

"Ich glaube", sagt der Baron mit gewaltigem Nachdruck, "daß ich mich freue, den Spielverderber nicht mehr hier zu sehen!"

Am 29. Juli 1914 schien die Sonne mit voller, frohgemut spendender Kraft; mit weißen Schaumköpfen stürzten sich die Wellen, heiter und freundlich rauschend, dem Ufer zu und zerflossen lauwarm auf dem sandigen Strand; vom Meer her wehte ein milder, gleichmäßiger Wind; längs des Strandes, um die Kabanen herum, im Sande und im Wasser boten Tausende von Menschen ihre Körper dem Sommer, der Sonne dar: genau wie gestern und vorgestern, genau wie vor einem oder vor zehn Jahren in den letzten Tagen des Juli.

Jetzt, hier unten am Strand, wußte Klara schon bestimmt, daß sie nicht "nach Hause stürzen" würde. Wußte, daß sie ihren großen Sommer, die größere und schönere Hälfte ihres großen Sommers nicht opfern würde, um irgendwelcher fernen beängstigenden Nachrichten willen, auf wenngleich nicht ganz grundlose, so doch noch nicht bestätigte Alarmrufe hin. Muttchen Klara war viel zu fromm, um nicht mindestens einmal täglich Gott zu danken dafür, daß er ihr über alles bisher Erreichte hinaus auch noch die Gunst vergönnt hatte, sie die Wunder der großen mondänen Welt erleben zu lassen, — aber so fromm war sie nicht, daß sie sich stillschweigend und kampflös dareingefunden hätte, was Gott gegeben, das könne er auch wieder nehmen. Sie dachte an ihr weißes Paquin-Kleid, das sie erst einmal

angehabt hatte, und an das schwarze Paquin-Kleid, das sie auf der für den ersten Donnerstag im August angekündigten *Grande Gala Internationale* anziehen wollte, und sie dachte daran, daß das große Erlebnis nicht vollkommen wäre, wenn die kleineren, sagen wir: die Teilerlebnisse, die bevorstanden und ... kommen mußten, nicht auch ausgekostet würden — und sie wußte, daß sie heldenhaft bis zur letzten Möglichkeit ihren großen Sommer verteidigen würde. Und da war es auch nicht mehr von besonderem Bélang, daß Doktor Axberg sich nach allen Regeln der Höflichkeit am Strand von ihr verabschiedete und sagte, sein Urlaub sei um, und auch abgesehen davon halte er es für besser, bei solchen Zeitläuften zu Hause zu sein ... — und ganz unwichtig war es auch, daß Baron Härtlein mit neuerlichen guten Nachrichten und Beruhigungen am Strande erschien. Denn nunmehr fühlte Muttchen Klara bereits, daß sie bleiben würde, ganz gleichgültig, was auch Vaters angekündigter Expreßbrief enthielte.

Der Brief kam mit der Mittagspost an: als sie vom Strand ins Hotel zurückkehrten, sah Paul schon von weitem Vaters bekanntes längliches Briefkuvert im Postfach. Anscheinend hatte Vater den kurzen Brief in großer Hast geschrieben: die Buchstaben flossen ein wenig ineinander, und die Zeilen liefen nicht so gerade wie sonst, sondern ein bißchen schräg nach unten.

*"Mein liebes Kind!*

*Was wir ahnten und fürchten mußten, ist eingetreten, wir rüsten zum Krieg, der König hat die Armee zu den Waffen gerufen. Allerdings spricht der heute mittag ausgehängte Mobilmachungsbefehl nur von einer teilweisen Mobilisierung, da der unvermeidliche serbische Konflikt nicht unsere gesamte Wehrmacht in Anspruch nimmt, — aber der Stein, der einmal ins Rollen gekommen ist, wer kann wissen, wo er stehenbleibt und wen er trifft. Heute beim Mittagessen wurde im Kreise meiner Freunde bereits nur davon gesprochen, ob der an der Schwelle stehende Krieg auf eine rasch zu erledigende Aktion gegen Serbien lokalisierbar sei, oder aber ob ein Weltbrand daraus werden müsse. Ich habe nicht die Ruhe, mehr zu schreiben, könnte auch nichts anderes anführen als meine ängstliche Besorgnis um euch und Georg, die ihr in der Fremde weilt. Ich hoffe, du hast mein Telegramm bekommen und*

*die Koffer bereits gepackt, so daß ihr gleich nach Erhalt dieses Briefes mit dem ersten Zug Ostende verlassen könnt. Ich fahre heute noch mit dem Abendschnellzug nach Hause. Gebe Gott, mein Kind, daß ich euch spätestens Donnerstag wohl und munter in Budapest wiedersehe. Es küßt dich innig*

*Dein Ludwig.*

*P. S. Auch Georg habe ich telegraphisch aus Paris zurückgerufen."*

Muttchen Klara überflog den Brief, dann gab sie ihn Paul zu lesen. Ihr Gesicht glühte, auch Paul errötete, während er den Brief las. Sie schwieg, und auch Paul sprach lange Zeit nichts. "Hol mir bitte ein Telegrammformular", sagte sie endlich. "Was willst du telegraphieren?" Schon die bloße Frage empfand Muttchen Klara als Angriff, die Stimme als Widersetzen, den forschenden blauen Blick als stummes Beeinflussenwollen. "Wir fahren nicht nach Hause!" sagte sie laut und gereizt. "Vater ist mittlerweile in Budapest, dort wird er sich beruhigen, ich telegraphiere ihm, daß ... einfach ein unglaubliches Vorgehen, aus allem gleich eine so große Sache zu machen und ... überlaß das bitte mir; ich werde schon wissen, was ich zu telegraphieren habe! hol mir nur das Formular und mach du mich nicht auch noch nervös!"

Vor dem Mittagessen, schon im Speisesaal, übersetzte Muttchen Klara Baron Härtlein Vaters Brief. Der Baron schüttelte den Kopf und strich sich zweimal über die breite, hohe Stirn, als wundere er sich oder mißbillige etwas. "Unbegreiflich", sagte er leise, "einfach unbegreiflich. Wie können erwachsene, vernünftige Menschen sich so von einer Angst, von einer schlechten Stimmung hinreißen lassen ..."

"Aber es ist doch Krieg, Herr Baron!" Pauls Worte versuchten aufgeregt, das magnetische Netz zu zerreißen, mit dem Härtleins Reden unentwegt Muttchen Klara umspannen, "zu Hause wird man es doch besser wissen ..." Durch sein Schweigen und durch seinen Blick gab der Baron zu verstehen, daß solche Zwischenbemerkungen Grund zu ernstem Beleidigtsein wären, kämen sie nicht aus dem Munde eines Kindes, eines jungen Bengels, eines eifersüchtigen kleinen Burschen. "Du kleiner Altkluger", sagte er dann hoheitsvoll, "glaubst du denn wirklich, was man zu Hause weiß, das wissen wir hier nicht?" Mit einer heftigen Wendung des Kopfes nach Muttchen Klara hin fuhr er fort: "Aber wenn Sie, gnädige Frau, auch nur das geringste



Bedenken hegen — ich wage es, die Verantwortung zu übernehmen für das, was ich rate, aber gegen Ihren Willen kann ich Sie natürlich nicht veranlassen, hierzubleiben!"

Nein: Muttchen Klara verstand die doppelte Betonung sehr wohl und hegte nicht das geringste Bedenken. Auf den Rat des Barons beschloß sie, nicht zu telegraphieren, sondern gleich nach Tisch Vater einen Expreßbrief zu senden, in dem sie ihm schreiben würde, daß im Gegensatz zu den beunruhigenden Nachrichten daheim hier von ganz zuverlässiger, fast halbamtlicher, jedenfalls aber staatlicher Stelle behauptet würde —

Da geschah es, daß ein blaulivrierter Boy in den Speisesaal trat, an der Tür Umschau hielt und dann auf einen Tisch in der Ecke zuging. Drei französische Herren saßen an dem Tisch: der Boy verneigte sich und übergab einem der Herren ein Telegramm. Der Saal, durch den bis dahin leises oder vielleicht etwas lauterer Gemurmels als üblich geschwirrt war, verstummte plötzlich. Einer der Speisenden hatte nach dem Tisch der drei Herren hingesehen und beobachtet, daß der eine Franzose ein Telegramm aufriß, sogleich wandte sich ein zweiter Kopf in der Richtung, dann ein dritter, dann zwanzig: und im Nu wurde der telegrammlesende Herr von allen Tischen aus angestarrt. Nicht, daß es in der Geschichte des Hotels der erste Fall gewesen wäre, der die Überbringung eines Telegramms während des Essens erheischte. Aber gerade heute, gerade jetzt ... Bestürzt blickte der Herr vom Telegramm auf: er spürte, daß die Stille im Saal ihm galt, begriff aber nicht, wodurch er sie hervorgerufen hatte. Die stumme Spannung war bereits unerträglich geworden: die Menschen, die bis zu diesem Augenblick frei gewesen waren, Herren ihrer persönlichen und selbständigen Beschlüsse, gerieten jetzt in die Gewalt eines unabwendbaren, zwingenden Massengefühls. Auch wer es nicht wollte, sah nach dem Tisch hin, und wem im Moment die *Sole à la Prince of Wales* die wichtigste Sorge war, schaltete sich auch unwillkürlich in den magischen Stromkreis der Masse ein und dachte — nun, dachte an das, was einer von den Vielen unter Einwirkung der Massenangst, jedoch mit erstaunlicher Energie sich aus der kollektiven Erstarrung lösend, in diesem Augenblick auch schon laut aussprach. An einem Tisch stand ein Herr auf, ein kleiner Franzose mit Spitzbart, trat zwei Schritte vor und sagte, zu dem Herrn mit dem Telegramm gewendet: "Entschuldigen Sie, Monsieur, doch die gegenwärtigen außergewöhnlichen Stunden erklären wohl zur Genüge meine

indiskrete Frage ... Sie haben soeben ein Telegramm bekommen, und ich irre vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß ein Telegramm heutzutage ... Mitteilungen von allgemeinem Interesse enthalten kann, also uns alle hier interessiert ... und deshalb möchte ich Sie im Namen des versammelten Publikums bitten, uns den Inhalt des Telegramms wissen zu lassen ..."

"Hört! Hört!" sagte im Hintergrund jemand ganz leise, und dann wurde die Stille noch tiefer als zuvor. Der Herr mit dem Telegramm blickte zuerst den merkwürdigen Redner an, blinzelte über das Telegramm hinweg und öffnete zweimal den Mund, ohne ein Wort zu sagen. Dann erhob er sich ruckartig. "Mein Herr", kam es sprudelnd über seine Lippen, "ich ahne, woran Sie denken, und bedaure sehr, vielmehr es freut mich von Herzen, daß Sie sich irren. Die Nachricht, die ich soeben erhalten habe, dürfte das große Publikum kaum interessieren." Kurze Pause, breites Lächeln auf dem Gesicht des Sprechenden; er hebt das Telegramm in die Höhe. "Doch ist sie auch kein Geheimnis, mein Herr ... eine Sache, die jedem passieren kann. Es handelt sich nämlich darum, daß meiner Frau, die wohl schon seit zehn Jahren den Sommer stets in einem andern Badeort verbringt als ich — diesmal in Aix les Bains —, das Geld ausgegangen ist ... und nun telegraphiert sie mir, ich solle ihr sofort telegraphisch vierhundert Francs überweisen ... voilà!"

So plötzlich vorher die gespannte Stille entstanden war, so jäh platzte jetzt von allen Seiten lautes Gelächter los. "Bravo! hoch!" ertönte es von zehn Tischen, "hurra! großartig!" schallte es von zwanzig anderen Tischen. Und wie derjenige, der die Frage gewagt hatte, sich nicht darum kümmerte, daß innerhalb der goldgeschmückten, vornehmen Wände des *Grand Hotel & Imperial Palace* eine solche Indiskretion wohl noch nicht vorgekommen war, so dröhnte jetzt, alle Schranken pflichtmäßiger Stille und feinen Benehmens durchbrechend, der ganze Saal von lautem Lachen und Beifallrufen. Selige Privatangelegenheit! — und da dachte niemand mehr an das, was noch vor zwei Minuten sie alle in blassen Schrecken versetzt hatte; erleichtert und heiter strahlten die Gemüter und Gesichter. Denn jedermann war sich in diesem Augenblick darüber klar, daß jetzt jede Nachricht gut sei, die nicht das Schlechte brachte, das noch vor zwei Minuten ein jeder erwartet hatte. Im Saal summt und brummt es wieder; der Herr mit dem Telegramm verneigte sich zweimal wie ein guter Schauspieler, der dankbar seinen Erfolg beim Publikum zu schätzen weiß; dann setzte er sich. Wäre im Grand Hotel

zur Lunchzeit eine Musikkapelle zugegen gewesen, so hätte sie jetzt einen Tusch erschallen lassen. So feierten an Stelle eines Orchesters bloß menschliche Stimmen, menschliches Lachen die herrliche Ereignislosigkeit, die erlösende Privatsache, und eine Minute später kehrten die beruhigten Gemüter und die vom Seebad hungrig gewordenen Mägen zu der nun allein aktuellen Frage der Fische, Braten, Suppen und Früchte zurück.

Baron Härtlein lächelte fein. "Sehen Sie, gnädige Frau", sagte er, "da haben Sie die Massenhysterie. Ein jeder hatte eine Bombe erwartet — und stattdessen einen Bonbon bekommen. Voilà!" imitierte er die Stimme des Herrn mit dem Telegramm. "Darf ich Ihnen ein halbes Gläschen Burgunder einschenken?"

Er schenkte ein, sie stießen an und tranken. Sie und auch die Leute an den übrigen Tischen. Allen schmeckten die Speisen und Saucen und Getränke noch besser als gestern; alle freuten sich des Lebens, und alle waren erleichtert, daß ein drolliger Zwischenfall die Notrufe der Morgenzeitungen niedergezwungen hatte und daß die gewisse schlimme Nachricht sie verschonte an diesem schönen Sommermittag. Die Kellner eilten mit den Schüsseln und Flaschen durch den Saal: die guten Speisen und Getränke verkündeten gemäß der Bestimmung und Gewohnheit der Stunde das gute Leben — und als das Essen beendet war, wulsten dennoch alle, daß die Monarchie Serbien den Krieg erklärt hatte.

Keiner im Grand Hotel hatte darüber eine in Schrecken versetzende telegraphische Mitteilung erhalten; keiner kam, um amtlich oder auch nur authentisch die Nachricht zu melden; keiner ergriff das Wort, keiner rief hurra und keiner pfui. Alle standen von den Tischen auf, gingen in die Halle oder auf die Terrasse oder in die Zimmer, — selbst die Nachbarn oder Verwandten oder sonstwie Zusammengehörigen sprachen nicht miteinander über die große Neuigkeit: und dennoch wußte ein jeder, daß irgendwo in Europa, nicht mehr ganz in Mitteleuropa, aber auch noch nicht ganz auf dem Balkan, der Krieg ausgebrochen war. Mit einemmal war die Nachricht da, niemand wußte, wie und woher sie gekommen war. Die Leute saßen vor den Hotels und Cafés in der Sonne: und wußten, es sei Krieg. Jemand auf der Straße sprach etwas lauter: Krieg! dachten sofort alle. Jemand beugte sich im Gehen etwas näher zu seinem Begleiter hin: Krieg! flüsterten die andern einander zu. Vom Meer her klang das tiefe Brummen einer Schiffssirene; vor die Sonne schob sich eine kleine Wolke; ein großer Vogel flatterte über dem

Wasserspiegel auf: Krieg! durchzuckte jeden der Gedanke. Überall herrschte Stille. Als wären die Menschen aus Gummi und schritten auf Watte und wären taub geworden. Als wollten sie durch diese Lautlosigkeit verschwinden, flüchten vor dem Gedanken, vor sich selbst, vor dem Krieg. Und als eine Stunde später der Nachmittagsschnellzug die Extrablätter der Brüsseler Zeitungen über die Stadt ausschüttete, kaufte ein jeder sich ein Blatt, las aber kaum mehr als die Überschrift. LA MONARCHIE DÉCLARE LA GUERRE A LA SERBIE. Das wußte man bereits. Und war es nicht gleichgültig, wer die Kriegserklärung überbracht hatte, und wem und wann? Vollkommen gleichgültig war das. Ostende sank in diesen Stunden in tiefes Schweigen; eine betäubende Ohnmacht und Ratlosigkeit machte sich in den Körpern der Menschen breit, eine tiefe und gedankenlose Leere: aber hinter dieser großen Erstarrung lauerte bereits alle kühne oder zwangsmäßige, gespannte Rührigkeit und Tatbereitschaft der kommenden Stunden.

Sie saßen zu dreien vor dem Hotel und schwiegen. Muttchen Klaras Gesicht war krebsrot; Paul starrte gesenkten Hauptes auf den Asphalt; Baron Härtlein schob mit ungeduldiger, nervöser Bewegung die Mokkatasse beiseite. "Ich hoffe", sagte er leise, "ich hoffe, die Nachricht trifft Sie nicht unerwartet! Das war ja vorauszusehen, war sogar nötig! Wir mußten schließlich der Welt zeigen ... wir können doch nicht die Rolle des kranken Mannes in Europa von der Türkei übernehmen!" Kleine Pause. "Aber trotzdem, ich für meinen Teil bin nicht geneigt, die Bedeutung dieser Angelegenheit zu überschätzen ..." Wiederum kurze Pause; Baron Härtlein läßt das dünne Extrablatt der *Bruxelles Quotidienne* in der Hand flattern. "Da haben wir, was ich prophezeite, gnädige Frau .. . die Strafexpedition."

Mit Triumph hatte der große Sommer begonnen, mit Ruhm sich fortgesetzt, und mit Krieg endete er: mit Muttchen Klaras Sonderkrieg gegen den Krieg. Es war kaum begreiflich und schon fast sinnlos, mit welcher Heldenhaftigkeit sie ihren großen Sommer, Ostende, Westeuropa, die große mondäne Welt, gegen Paul verteidigte, der immer wilder die Abreise forderte; auch gegen Hänschen, dessen stets frische Heiterkeit von einer Minute zur andern von einem dunklen Instinkt erdrosselt worden war, so daß das bisher nur lachende Kind mit einemal mürrisch wurde, bald vor Leibschmerzen schrie, bald nach Vati weinte; gegen die schlimmen, finsternen Nachrichten, die nun schon stündlich brausend durch die Stadt wogten;

gegen Vater, der jenen in zögerndem Ton gehaltenen, klagenden und zum Schluß ihr Bleiben ankündigenden Brief noch gar nicht bekommen haben konnte und schon wieder telegraphierte und sie mit befehlenden Worten nach Hause rief und noch ein drittes Mal telegraphierte; aber dieses letzte Telegramm kam bereits zensuriert und mit verstümmeltem Text an, von den ursprünglichen achtzehn Worten war nicht mehr übrig geblieben als: *"unbegreiflich ... kommet sofort nach hause ... ludwig ..."* Muttchen Klara verteidigte ihren Sommer und ihre endlich erreichte große Welt gegen die auf der Straße und am Strand mit finsterner Miene Spazierenden und Herumsitzenden; verteidigte ihn gegen die sommerlich Gekleideten, deren Zahl offensichtlich abnahm, und gegen die im selben Maße an Zahl zunehmenden Reisefertigen; verteidigte ihn gegen ihre eigenen fürchterlichen Nächte, in denen sie, immer wieder aus dem Schlaf auffahrend, viertelstundenlang mit offenen Augen im Bett saß und im Finstern stockenden Atems darauf lauerte, daß jemand an ihrer Türe klopfte, ohne zu wissen, wessen Erscheinen sie erwartete ... sie fühlte bloß, es könnte jetzt was immer mit ihr geschehen, etwas, das sie sich wünschte oder wovor sie sich fürchtete, etwas, das ein Grund mehr wäre, zu flüchten oder zu bleiben, wenn sie auch stürbe darüber ... und fühlte, was immer geschehen oder vielleicht nicht geschehen würde: alles, was bevorstand, konnte nur grauenhaft sein. Mit angespannten Sehnen, wie mit Krallen an den Fingern klammerte Muttchen Klara sich an ihren großen Sommer und an alles, was dazu gehörte, als sagte ihr eine Vorahnung: gib acht! jetzt und niemals wieder!

Muttchen Klara fand sich auch an den drei folgenden Tagen überall ein, wohin die Gesetze des großen Sommer sie befahlen: vormittags am Strand, mittags im von Tag zu Tag leerer werdenden Speisesaal, nach Tisch auf der Terrasse des *Café de la Mer*, nachmittags im Weißen Saal des *Café des Anglais*, dann im Kasinopark beim Konzert, nach dem Abendessen im Kasino oder in der American Bar. Natürlich immer begleitet von Baron Härtlein. Der Herzog von York hatte angeblich auf einem besonders für ihn geschickten Panzerkreuzer Ostende verlassen; Muttchen Klara zog zum erstenmal ihr neues Badekostüm von kühnem Schnitt und auffallender Farbe an. Max Linder war angeblich im Flugzeug nach Paris zurückgekehrt; Muttchen Klara warf sich zum Nachmittagsspaziergang wieder in den weißen Paquin-Staat. Yvette Guilbert hatte ihr zweites Konzert abgesagt; Muttchen Klara ging in

der schwarzen Paquin-Kreation ins Kasino tanzen. Im Speisesaal des Hotels war schon jeder zweite Tisch frei; Muttchen Klara schien durch ihre Person allein die fehlenden Gäste ersetzen zu wollen, so betrat sie den Saal, so setzte sie sich hin, so bestellte sie das Essen, an einem Abend sogar eine Flasche Sekt. Paul schritt machtlos, mit zusammengepreßten Lippen und gesenktem Kopf neben ihr her. "Was machst du heute nachmittag?" fragte ihn Muttchen Klara, von vornherein schon in so ungeduldigem Ton, als wollte sie dadurch die zu erwartende unlustige Antwort rügen oder zumindest abweisen. "Nichts."

"Nichts? da könntest du dir wirklich eine bessere Beschäftigung suchen! was ist mit deinem Freund Robert?"

"Der ist abgereist", sagt Paul mit fahler Stimme "So? abgereist. Und die Wiener, die drei ganz gleichen Jungen?"

"Sind auch abgereist." Muttchen Klaras Stimme zittert vor Nervosität. "Und Lonette?"

"Abgereist." Der Kampf gegen Paul, den stumm anklagenden, drängenden, ihre Handlungsweise verurteilenden Bengel, war der bitterste, — aber Muttchen Klara kämpfte um so erbitterter, je mehr sie im tiefen Innern fühlte, sie verteidige eine verlorene Sache, und das meiste, das sie erreichen könne, sei noch ein Tag oder noch zwei Tage, allerhöchstens noch eine Woche, und dann würde es aus sein. Doch war ihr allem Anschein nach jede gerettete Stunde wichtig; ein fremder, unheimlicher Mechanismus hatte sie wohl aller Vernunft beraubt. "Also, du hast keinen einzigen Bekannten mehr hier und läßt darum die Nase so hängen, weil du mit deinem Nachmittag nichts anzufangen weißt?!"

"Hm", antwortet Paul ruhig, "alle sind schon abgereist." Muttchen Klaras Stimme kommt ins Wallen. "So? also dann mach gefälligst neue Bekanntschaften, guck gefälligst ein bißchen freundlicher drein! so schreckst du ja alle Menschen ab — — " Paul schweigt eine Weile, dann sagt er ganz sanft: "Muttchen Klara, siehst du denn immer noch nicht ein, daß es keinen Sinn hat, noch länger hierzubleiben? bis morgen ist ja das ganze Hotel, ganz Ostende schon leer ..." Muttchen Klara gab lange keine Antwort; schweigend gingen sie nebeneinander her; man konnte geradezu spüren, wie stumme Wut und Verbitterung in ihr kochten. Dann brach sie plötzlich aus: "Diesen Ton verbitte ich mir, Paul, verstehst du mich?! du hast mich nicht zu belehren, merk dir das! ich werde mich zu Hause bei Vater beklagen, daß du

mir mit deinem Benehmen den ganzen Sommer verdorben hast und ... in was für einem Ton du mit mir zu sprechen wagst! ..." Paul schwieg. Sie wird sich beklagen, dachte er, bei Vater beklagen ... und ich soll mich über sie nicht beklagen? ich soll Vater nicht sagen — — Er hätte Muttchen Klara gern angesehen, unterließ es aber; irgendwo tief innen hatte er das Gefühl, daß er sie bedauern und trösten müsse. Auf der sonnigen Straße befanden sich wenige Menschen, die Leere auf der langen, geraden Promenade war geradezu beängstigend. Ein alter Zeitungsverkäufer kam ihnen auf der anderen Seite entgegen; mit holpriger, hölzerner Stimme schrie er: "Le Figaro, Paris Soir, Paris Soir! Mobilisation générale de l'armée austro-hongroise! Paris Soir, mobilisation générale! ... Mobilisation générale de l'armée — "

Muttchen Klaras von Minute zu Minute hoffnungsloser werdender Kampf dauerte noch zwei Tage. In diesen zwei Tagen sprach sie vom schönen Wetter, wenn jemand sagte, der serbische Krieg sei nicht zu lokalisieren und binnen einer Woche würde ganz Europa in Flammen stehen; sie redete vom Donnerstagsball, wenn einer mit der Nachricht kam, Rußland habe auch mobilgemacht; "Lüge!" sagte sie wütend, als es hieß, Jaurès sei in Paris ermordet worden, obschon sie gar nicht wußte, wer Jaurès<sup>8</sup> war, und dennoch fühlte, daß dieser Mord — genau wie jener im Juni — dem kommenden großen Morden den Weg bereitere; "Schreckensnachricht!" stöhnte sie abends in ihr Kissen, als die neuesten Zeitungen die allgemeine Mobilmachung in Deutschland gemeldet hatten; sie ballte die Hände zu Fäusten, zog die Augenbrauen zusammen, stopfte sich mit dem Wachs störrischen Trotzes die Ohren zu und hielt den Atem zurück: an dem ganzen Hiersein hatte sie längst keine Freude mehr, aber sie glaubte noch immer nicht daran, daß es schlimm stand, daß Krieg war, daß das Ende der Welt nahte; und in einer fanatischen, nicht zu besänftigenden weiblichen Opposition harrte sie aus und blieb, weil sie den Gedanken einfach nicht ertragen konnte, nicht als Siegerin, sondern als Besiegte aus ihrem Kampf hervorzugehen und gleich beim ersten Schritt in die "große Welt" steckenzubleiben. Und Baron Härtlein hielt während des Kampfes an ihrer Seite durch, — Baron Härtlein, der elegante Weltmann und alternde Herr,

---

<sup>8</sup> Jean Jaurès war ein bedeutender französischer Historiker und Reformsozialist (auf humanistisch-pazifistischer Grundlage). Er wurde am 31. Juli 1914 von einem nationalistischen Attentäter ermordet. Dieser wurde 1919 freigesprochen; die Gerichtskosten wurden der Witwe aufgebürdet. (Nach WP)

der hohe Ministerialbeamte und Ritter: der rätselhafte Mensch, von dem nicht zu erfahren war, ob er aus Unerschrockenheit, aus Verblendung oder aus unverantwortlichem Leichtsinns Muttchen Klara zum Bleiben überredet hatte; sicher war nur, daß er selbst auch blieb; Baron Härtlein, dessen Ziele und Verhalten undurchdringliches Dunkel waren: er hätte ja Muttchen Klara schon längst besitzen können, wenn er gewollt hätte, und brauchte, um dies zu erreichen, nicht auf die Stunden des großen Tumults zu warten; außerdem konnte in seinem Leben eine Frau mehr oder weniger kaum von besonderer Bedeutung sein. Baron Härtlein hielt getreulich bei Muttchen Klara aus: er war lustig, machte Scherze, verachtete und verspottete den flüchtenden Rattenschwarm, sprach vom gesunden Menschenverstand der Welt, an den man glauben müsse, und vom Weltkrieg, an den kein nüchtern denkender und zivilisierter Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts glauben könne ... Baron Härtlein, ohne den man auf Vaters erstes Telegramm hin sofort hätte nach Hause fahren müssen oder ... einfach verrückt geworden wäre durch die düstere, verstockte Miene und das aufsässige Betragen des Bengels Paul.

Am Sonntag machte dann ein einziger kurzer Satz Muttchen Klaras kleinem Sonderkrieg um das große Leben ein Ende.

Früh um halb acht klopfte Baron Härtlein an ihrem Zimmer. "Sofort reisefertig machen!" rief er durch die geschlossene Tür, "sofort packen! eine unerwartete, nicht vorauszusehende Wendung ... Beeilen Sie sich! Angeblich soll noch heute die belgische Grenze gesperrt werden!"

Das tragische Durcheinander der folgenden Stunden hatte seine Erklärung darin, daß noch immer sehr viele Menschen in Ostende waren. Zwar hatte sich die Zahl der Sommergäste während der letzten fünf Tage zusehends verringert: doch sahen die ängstlich forschenden Augen hinter einem freigewordenen Tisch zehn leere Tische, empfanden das Fehlen eines bekannten Gesichts, als fehlten zehn. Und an diesem Morgen, als alle auf einmal abreisen wollten, zu Wasser und zu Lande, nach Berlin und nach Paris, gleichgültig wie und gleichgültig wohin, bloß fort von hier, da erst stellte sich heraus, wie viele mutige, ausdauernde, ahnungslose Sommergäste daran geglaubt hatten, alle bisherigen schlimmen Nachrichten seien nur blinder Lärm gewesen, alles würde sich zum Guten wenden, wenigstens aber hier in dem neutralen Land könne ihnen nichts zustoßen.



Nun auf einmal wollten alle flüchten. Hatten diejenigen, die bereits in der vorigen Woche abgereist waren, sich von dem Gedanken leiten lassen, zu Kriegszeiten sei man zu Hause sicherer, und hatten sie, sich ihrer Vorsicht schämend, mit zögerndem Lächeln gesagt: "mein Geld geht zur Neige", oder: "meine Zeit ist um", oder: "ich habe keine Geduld mehr", oder: "ich werde nach Hause gerufen", so rannten jetzt entsetzte Menschengruppen die Treppe hinunter in die Halle, ins Büro, zum Portier: "ist es wahr, daß die Grenze heute gesperrt wird? ist es wahr, daß der Eisenbahnverkehr nach Deutschland eingestellt wird? ist es wahr, daß ...?!" Das Hotelpersonal wahrte heldenhaft alle Höflichkeit, und da das Geschäft nun einmal nicht mehr zu retten ist, bemüht man sich, wenigstens die Ordnung aufrechtzuerhalten. "Wir haben von einer bevorstehenden Grenzsperrung keine Nachricht bekommen", lautet fest und steif die Antwort auf die erregten Fragen, "aber wenn Monsieur oder Madame beunruhigt sind, ist es jedenfalls ratsam ..." Das heißt natürlich, daß sehr wohl von einer Grenzsperrung die Rede sein kann: das Gerücht beruht also auf Wahrheit. Die Leute bestürmen das Büro; die Angestellten können das Rechnungschreiben kaum bewältigen; zum Schluß geben sie den Gästen nur noch aus den Büchern die zu zahlende Summe an und drücken auf Papierschnitzel den Quittungsstempel: PAYÉ! Indes wogt die Menge treppauf, treppab, drängt sich im Fahrstuhl hinauf und hinunter. In den Zimmern wird in rasendem Tempo bei offenen Türen gepackt. Koffer, Reisetaschen, Schmutzwäschesäcke liegen auf Erde, Stühlen, Tischen, Betten herum. Kleider fliegen aus dem Schrank in den Koffer, "gib acht, das wird gedrückt!"

"Meinetwegen soll's gedrückt werden, die Hauptsache ist, daß wir wegkommen!" Die Hausdiener schleppen sechs Reisetaschen auf einmal, aber schleppten sie sechsendsechzig, könnten sie es auch nicht bewältigen: die Gäste ergreifen ihre Koffer selbst und zerren sie stöhnend über den Flur, die Treppe hinunter, durch die Halle, auf die Straße ... "He! hallo! Auto! Droschke!" Zehn Wagen, zwanzig Wagen fahren vor und sausen überladen ab, aber selbst zehnmal zwanzig würden nicht genügen. Die Menschen stehen ratlos im Hoteleingang; aufgereggt debattieren sie, streiten und verlangen Wagen und Hausdiener; klagen und reden vom Beschwerdebuch ... und im Innern jedes einzelnen ist schon der Tiger zum Sprung bereit, der im nächsten Moment den einstigen Gefährten, jetzt jedoch Feind, an der Kehle packen will: der Selbsterhaltungstrieb; und zum Biß hebt die Schlange

den Kopf, die bereits in der eigenen Brust den Atem erstickt: die Todesfurcht. Es fehlt die äußere Macht, die Ordnung und Gesetze schützt und aufrechterhält: der Staat; und dieses Fehlen befreit aus den Förmlichkeiten der Zivilisation die einzige wahre, urewige Macht: die Gewalt. Dies zeigt sich zunächst darin, daß die Starken und Geschickten einen Wagen bekommen, indem sie die Schwachen und Ungeschickten einfach aus dem Weg stoßen. Der immer lächelnde dicke Hotelsekretär, der wie ein Diplomat aussehende Direktor, die alte Sekretärin mit dem Zwicker und die auffallend hübsche junge Sekretärin, der Buchhalter mit dem grünen Schutzschirm über den Augen und der käsige Hotelvolontär, sie alle rennen und schwitzen, dirigieren und stehen zur Verfügung, heben und schleppen, rufen und pfeifen, spornen an, drängen zur Eile und beruhigen — und dann verschwinden unbemerkt der Dicke und der Hagere, die Alte und die Hübsche, der mit dem Augenschirm und der Käsige: nur ein paar dünne, blaulivrierte Liftboys stehen noch verwaist herum oder laufen durch die wildgewordene Menge.

Innerhalb von vier Stunden, bis Mittag, hatte sich das Hotel geleert. Bloß ein einziges älteres Ehepaar trottete noch auf den Speisesaal zu: ein Glasfabrikant aus Antwerpen, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, mit seiner Frau. Ihnen war es einerlei, ob sie in Antwerpen oder in Ostende saßen, vielleicht schien ihnen sogar Ostende noch sicherer. Muttchen Klara und die Ihrigen verließen mit Baron Härtlein zusammen unter den letzten das Grand Hotel, und so gelang es ihnen wunderbarerweise, einen leer vom Bahnhof zurückkommenden Wagen zu finden, in den sie ihr gesamtes Gepäck sowie Hänchen und die Schwester verladen konnten. Die übrigen drei gingen zu Fuß neben dem Wagen her nach dem Bahnhof. Vom Maritime fahren bereits keine Züge mehr ab. Auf den Straßen waren nur in den Ladentüren Menschen zu sehen. Ein gutes Stück vor dem Bahnhof blieb Muttchen Klara plötzlich und ein wenig bleich stehen. "Was ist das?" fragte sie und zeigte nach vorn. Von der Bahn her tönte immer stärker werdendes Brummen, es klang wie der ununterbrochene monotone Gesang einer Prozession in der Ferne. Auch der Baron blieb stehen. "Ich glaube, es wird ein großes Gewühl am Bahnhof sein", sagte er, "natürlich ... es wollen doch viele weg."

Viele? der Platz vor dem Bahnhof war schwarz von Menschen. An beiden Seiten des Platzes bewegte sich eine ungeordnete Menge, knäuelte sich in Gruppen, drängte hierhin und dorthin in schwindelerregendem

Gewoge. An der einen Stelle waren weniger Menschen, an der andern standen sie dicht zusammengedrängt, hier schoben sie sich vorwärts und rückwärts, dort stauten sie sich zu einem starren dunklen Fleck. In der Mitte des Platzes schien noch einigermaßen Ordnung zu herrschen: aus der wirren Masse flossen vier gewaltige, breite Schlangen und krochen in geraden Linien auf die vier Bahnhofseingänge zu, dicht und unaufhörlich. Das Bild war völlig unverständlich, unfaßlich. Betrachtete man es in seinen Einzelheiten, so bewegte sich alles aufgeregt und nervös, in einem aufregenden und nervös machenden Vibrieren. Sah man es aber als Ganzes, so hatte man den Eindruck, als sei alles in eisiger Reglosigkeit erstarrt. Selbst das stetige, eintönige Brummen hing verdichtet in der Luft. Zwischen den vier Schlangen waren Gestalten in sonderbaren Uniformen und mit eigentümlichen Bewegungen. Sind das Puppen? dachte Paul. "Mit zwanzig Polizisten wollen sie hier die Ordnung aufrechterhalten? mit zwanzig Polizisten in Paradeuniform?!" sagte Baron Härtlein laut. "Großer Gott ... da sollen wir uns anstellen?" fragte Muttchen Klara verzweifelt. Hänschen, auf dem Arm der Schwester, heulte auf.

Jawohl: sich hier anstellen heißt es jetzt. Sich anstellen, denn alle tun es; sich anstellen, denn sonst drängen sich andere vor; sich anstellen, denn sonst kommt man nicht an den Eingang heran; sich anstellen, denn hinter einem sind schon wieder tausend Menschen, die sich auch alle anstellen wollen.

An den Eingangstüren erscheinen von Zeit zu Zeit Schilder: *Train à Bruxelles — Train à Paris — Train à Amsterdam — Train à Paris — Train à Bruxelles — Train ...* — und nach Deutschland? nach Hause? fährt denn kein Zug mehr nach Hause?!

Muttchen Klaras Augen werden von Minute zu Minute trüber. Mühsam schluckt sie die Tränen hinunter und schweigt. Darf sie sich denn beklagen? darf sie in heißes Schluchzen ausbrechen, — warum haben wir gewartet?! warum sind wir nicht gestern oder vorgestern abgereist, oder schon vor einer Woche?! darf sie auch nur ein einziges anklagendes Wort aussprechen, nur einen einzigen wehleidigen Seufzer an den Baron richten, an den immer heiteren, immer aufmunternden Gefährten? Baron Härtlein steht bleich neben ihr, jetzt hat auch er keine Worte mehr. Mittag ist längst vorüber; die

Sonne brennt wütend auf die Menge. "Das Gepäck!" ruft Muttchen Klara plötzlich aus, "großer Gott, wo ist unser Gepäck!" Der Baron deutet in irgendeine Richtung. "Dort bei dem übrigen!" sagt er, "nachher, wenn wir im Zug sind ..."

"Das Gepäck!" sagt Muttchen Klara noch einmal kreidebleich, "mein Nécessaire habe ich hier ... alles andere wird verlorengelassen in dem Gewühl ..." Baron Härtlein entföhrt jetzt eine gereizte Handbewegung. "Später!" sagt er, "Sie hören doch, das hat Zeit, bis wir im Zug sitzen ... die Hauptsache ist, daß wir selbst mitkommen!" Dies war das erste harte Wort, das er an Muttchen Klara richtete, aber dieses erste harte Wort machte ihr auch klar, daß es jetzt um ganz anderes ging als um Höflichkeit oder galante Reden, um den Schrankkoffer, den schweinsledernen Kupéekoffer und die kleine Lacktasche: jetzt ging es um etwas, wofür auch Baron Härtlein die Verantwortung kaum mehr übernehmen konnte., Anscheinend ... ging es jetzt ums Leben.

Auf dem Bahndamm spaziert ein Herr in blauer Uniform und roter Mütze auf und ab; zehn Schritte geht er, dann bleibt er stehen, geht wieder zehn Schritte, bleibt stehen und winkt; er scheint sehr aufgereggt zu sein: plötzlich schreit er laut, dann winkt er wieder. Auf dem Bahnsteig stehen wohl anderthalbtausend Menschen. Dicht aneinander gepreßt, mit hervorgetretenen Augen und keuchendem Atem. Zwischen Schienen und Bahnsteig ein Kordon von Gendarmen; eine Kette von Gewehren mit aufgefanzten Bajonetten. Der Herr mit der roten Mütze winkt. Irgendwo ertönt ein Pfiff; der Herr winkt wieder, nimmt seine rote Mütze ab und winkt mit ihr, mit dem roten Fleck. Langsam schreitet er rückwärts den Bahnsteig entlang; diejenigen, die vorne stehen, erblicken nun plötzlich die von rechts herannahende Lokomotive. "Ein Zug! Nach der deutschen Grenze!" geht es wie ein Summen über den ganzen Bahnsteig. Die Menschenmenge kommt ins Wogen. Starr steht der Gendarmeriekordon. Die Gewehre mit den Bajonetten röhren sich nicht. Die Lokomotive. Ein Personenwaggon. Noch einer. Vier Wagen, sechs Wagen -- alle zählen; in der Menge flammt die Erregung auf. "Ruhe!" schreit der Gendarmerieoffizier hinter dem Kordon, "Ruhe! jeder kommt an die Reihe!"

"Ruhe!" ruft jemand in der Menge, vielleicht aber rufen es auch zehn oder hundert; "Ruhe! nicht drängeln! alle kommen an die Reihe!" und der

das sagt, versucht vorzutreten, hundert versuchen vorzutreten. "Ruhe!" dreht sich der vor ihm Stehende um, "drängeln Sie doch nicht!"

"Ich werde ja von hinten gestoßen!"

"Stehen Sie doch still! sehen Sie denn nicht, daß man nicht vorwärtskommen kann?"

"Ruhe!" schreit der Gendarmerieoffizier hinter dem Kordon. Die Gewehre mit den Bajonetten schweigen; in der Menge, dicht vor der Waffenreihe, wird das ununterbrochene eintönige Gebrumm lauter. Der Zug hält. Der erste Zug nach der deutschen Grenze! Sechs Wagen. Im Kordon wird plötzlich ein schmaler Spalt geöffnet. "Ruhe!" schreit der Gendarmerieoffizier. "Die ersten aus der Reihe vorwärts! langsam! von beiden Seiten!" Durch die Menge geht ein Ruck. Der mit der roten Mütze tritt an die Mündung der Spalte. "Die Fahrkarten!" sagt er zu den ersten. Der Gendarmerieoffizier schreit ihn an: "Lassen Sie die Fahrkarten! kann im Zug erledigt werden!" Der mit der roten Mütze protestiert: "Was denken Sie sich? die Fahrkarten müssen kontrolliert werden!"

"Nachher im Zug!" fährt der Gendarmerieoffizier auf, "sind Sie denn wahnsinnig?! hier die ganze Geschichte aufzuhalten?!"

"Ich muß die Fahrkarten sehen —"

"Los!" brüllt der Gendarmerieoffizier; der mit der roten Mütze tritt zurück, neben den Zug. Wie geschmolzen fließt die Menge durch den Spalt im Kordon, immer zu vieren oder fünfen. Wer durch den Kordon hindurch ist, fängt plötzlich wie blödsinnig an zu rennen. "Ruhe! langsam!" schreit der Gendarmerieoffizier, "alle kommen an die Reihe!" Im ersten Waggonfenster erscheint der erste Kopf. Dann der zweite, der zehnte, der fünfzigste. Die Fenster im ersten Waggon sind voll. Nun auch im zweiten, im dritten und schließlich im sechsten. Wie Öl fließt die Menge auf den Zug zu. Der Gendarmerieoffizier blickt nach hinten. "Halt!" schreit er, "besetzt!" Sofort schließt sich der Kordon. Der mit der roten Mütze läuft zum Gendarmerieoffizier. "Noch mehr reinlassen!" ruft er. "Acht, zehn, zwölf in jedes Abteil! den Gang voll! kein Gepäckstück darf mit, nur Menschen, so viele hineingehen! ich habe keinen überflüssigen Waggon!"

"Los!" schreit der Gendarmerieoffizier. Der Kordon öffnet sich: die Menge strömt auf den Zug zu. Geschrei. "Besetzt! Genug!" Gebrumm. Irgendwo Kindergeheul. Pfeifen. Schaffner laufen neben dem Zug her, drängen die Menschen von den Wagen zurück. Knallend fliegen die

Waggontüren zu. Pfeifen, Rufen, die Lokomotive faucht, Dampf zischt heraus, eine Rauchwolke quillt aus ihrem Schornstein. Pfeifen. Die Sonne senkt sich unter das Bahnsteigdach, scheint heiß auf die Menge. Der Zug setzt sich in Bewegung, bleibt stehen, fährt los. Das eintönige Gebrummel auf dem Bahnsteig wird lauter. Der Zug fährt. Die Menschen werden von den Schienen hinter den Kordon zurückgedrängt. Der Zug ist fort. Der Kordon schließt sich. Der mit der roten Mütze beginnt seinen Gang den Perron entlang: zehn Schritte, halt, zehn Schritte, halt, Winken.

"Ob wir noch an die Reihe kommen?" fragt Muttchen Klara stockenden Atems den Baron irgendwo ganz hinten. "Es sind ja so schrecklich viele ... ob wir wohl drankommen?" Der Baron antwortet nicht; den Hals ein wenig gereckt, betrachtet er mit zugekniffenen Augen die Menge vor sich und schweigt. "Großer Gott", flüstert Muttchen Klara, "der Kleine hat seit früh nichts gegessen ... großer Gott, ich werde das nicht aushalten ..."

"Ruhe!" sagt da der Baron mit düsterer, tiefer Stimme. "Sie haben doch gehört, alle kommen an die Reihe!"

Wieder rollt ein Zug hinter dem zurückschreitenden Rotbemützten am Bahnsteig vor; acht Waggons verschlingen binnen wenigen Minuten ein paar hundert Menschen; der Zug verläßt die Station. Und jetzt geht der mit der roten Mütze zum Gendarmerieoffizier hin und sagt ihm etwas. So etwas wie: "ich habe keine Lokomotive mehr", oder: "ich übernehme die Verantwortung nicht", oder: "ich kümmere mich nicht mehr um den ganzen Betrieb", etwas der Art. Einer in der ersten Reihe schnappt ein Wort auf, vielleicht bloß dieses: "nicht", oder dieses: "nein". Sein Gesicht verzerrt sich; er dreht sich um. Im nächsten Augenblick wälzt sich ein Gemurmel durch die Menschenmenge; im nächsten Augenblick weiß die Menge, daß kein Zug mehr abfährt; im nächsten Augenblick weiß die Menge, daß sie nicht mehr fortkommt, daß sie hier steckengeblieben ist; im nächsten Augenblick summt und brummt die Menge nicht mehr, sondern brüllt, heult und weint; im nächsten Augenblick bewegt sich die Menge unter einem unwiderstehlichen Druck, nimmt einen Schwung vorwärts; im nächsten Augenblick fahren die Gendarmengewehre mit den Bajonetten in Brusthöhe, bilden eine eiserne Schranke von Mensch zu Mensch. Der Rotbemützte zwischen den Schienen

schreit; der Gendarmerieoffizier hinter dem Kordon schreit; die Menge vor dem Kordon schreit. Gleichsam greifbar schwebt die Katastrophe in der Luft.

Ein einziger Augenblick. Muttchen Klara und ihre Angehörigen stehen neben einer hohen Eisensäule. Baron Härtleins Gesicht ist todesbleich. Plötzlich beginnt er zu sprechen. "Hören Sie mal zu", sagt er leise, hart. "Sie bleiben alle hier stehen, rühren sich keinen Schritt vom Fleck, bis ich zurückkomme. Wir warten hier nicht länger. Hier kommen wir, wie es scheint, nicht mehr weg ... Wir warten nicht, ich versuche, einen Wagen zu verschaffen." Er dreht sich um, geht und ist im Nu in der Menge verschwunden.

Auf dem Platz vor dem Bahnhof größere und kleinere Menschengruppen. Polizisten in schmucker Uniform, Gaffer, Zeitungsverkäufer. An jedem Gebäude die belgische Flagge. Baron Härtlein rennt über den Platz: zehn Köpfe drehen sich nach ihm um, ein paar Leute laufen ihm sogar nach. Da bleibt er schon stehen, vor einem leeren Automobil. "Sind Sie frei?"

"Jawohl!" "Fünf Personen und Gepäck ... zur Grenze!" Der Chauffeur hebt den Kopf. "Zur Grenze? zu welcher Grenze?"

"Herbesthal!" Der Chauffeur schüttelt heftig den Kopf. "Merde alors!" brummt er und tritt auf das Gaspedal. Die lange Straße. An jedem Haus die belgische Flagge; hier und dort die französische Flagge. Der Baron rennt die Straße hinauf. Ein freies Auto kommt ihm entgegen; er hält es an. "Zur Grenze! fünf Personen und Gepäck!"

"Zu welcher Grenze?"

"Zur deutschen!" Der Chauffeur gibt keine Antwort, fährt weiter. Ein freies Auto gegenüber. "Herbesthal!" ruft Baron Härtlein, "fünfhundert Francs!"

"Herbesthal?" schreit der Chauffeur, ohne anzuhalten, "nicht für fünf Millionen!" Noch ein Wagen und noch einer und noch einer. Für einen Moment bleiben sie stehen, fahren dann weiter, während ihre Chauffeure den Baron wütend abweisen, ihm empörte Grobheiten ins Gesicht schleudern. Der Baron hört auf zu rennen, wischt sich die Stirn ab, geht langsamer weiter. Und wenn es ein Vermögen kostet! sagt er sich, und wenn es zehntausend oder zehn Millionen Francs oder das Leben kostet! Er denkt

an Wien, an die Kärntner-straße, ans Ministerium und an seine feine kleine Wohnung am Franziskanerplatz und an den Ritter Robert Haerteleyn von der Harte, seinen Ahnen, dem es vor Jahrhunderten als Ordensgebot galt, die Frauen, die Kinder und die Schwachen zu beschirmen. Und an seine eigenen Worte denkt er: *Ich wage es, die Verantwortung für das, was ich rate, zu übernehmen!* ... Wieder wischt er sich den Schweiß von der Stirn und läuft weiter. An der Ecke eine Garage; mit zehn leeren Wagen. Ein ällicher, kleiner, zappliger Mann in der Bürotür. "Was steht zu Diensten?"

"Einen Wagen bitte!" sagt der Baron; abgehackt, tonlos kommen die Worte über seine Lippen. "Kleinen oder großen?" fragt der zapplige Alte. "Fünf Personen ... bis zur Grenze." Ein scheeler Blick. "Bis zur Grenze?"

"Herbesthal ..." Der graue Kopf des Alten erstarrt für einen Augenblick; wendet sich um, und der Arm im Arbeitskittel schwingt nach hinten: im nächsten Moment flattert ein Zeitungsblatt vor des Barons Augen. "Herbesthal?!" schreit der kleine Alte krächzend und zittert an allen Gliedern und hüpfert wie im Veitstanz, "Herbesthal?! die Deutschen haben mobilgemacht, die deutschen Truppen ziehen längs unserer Grenze auf, und Sie wollen einen Wagen nach Herbesthal?! Sie sind wahnsinnig! merde alors! ... scheren Sie sich zum Teufel!"

Schreiend fuchelt der Gendarmerieoffizier vor der Nase des Rotbemützten herum. Der brüllt auch und winkt nach allen vier Himmelsrichtungen. "Impossible!" brüllt er. "Impossible!" schreit der andere zurück. Die Menge schweigt jetzt; mit zurückgehaltenem Atem, zitternd beobachtet sie das Marionettenspiel der beiden Beamten. "Impossible!" schreit der eine, und das bedeutet, daß wir hierbleiben müssen, daß wir umkommen, wer weiß, was aus uns wird. "Impossible!" brüllt der andere, und das heißt, daß doch noch ein Zug geht, daß wir doch noch wegkommen, in die Heimat gelangen. Minute um Minute verstreicht, unerträglich. Dann läuft der mit der roten Mütze weg. Die Menge, wie versteinert in ihrer Aufregung, starrt ihm stumm nach.

Noch ein Auto und noch eins auf der langen Straße. Baron Härtlein weiß, daß alle Anstrengungen vergebens sind. Doch er denkt an Herrn von der Harte, und plötzlich fällt ihm ein Wort ein: internieren; und da geht er weiter. "Herbesthal!" ruft er wiederum einem Chauffeur zu. "Tausend



Francs!" Der Chauffeur gibt keine Antwort, fährt vorbei. Der nächste spuckt in großem Bogen auf den Fußsteig und fährt vorbei. Und der dritte und der vierte ... Ein Wunder, daß sie mich nicht einfach überfahren, denkt der Baron, während er schwitzend weiterläuft. Ein Wunder, daß mich noch keiner für einen flüchtenden Spion gehalten und der Polizei übergeben hat.

Zwei Güterzuglokomotiven; dahinter ein Gepäckwagen, dann ein großer Pullmanwagen, dahinter zwei alte kleine französische Waggons, dann ein Speisewagen, wieder ein Pullmanwagen, dann ein alter Wagen dritter Klasse und ein neuer grüner Wagen und noch ein Pullman und noch ein solcher und noch ein anderer Wagen; zwölf Personenwagen, alle Arten durcheinander, als sollte die Entwicklung der Eisenbahnwaggons vorgeführt werden. Ganz hinten noch eine niedrige Lokomotive, eine fauchende kleine Maschine. Die Menge beginnt wieder zu murmeln und sich zu bewegen. Im Gendarmeriekordon öffnet sich der Spalt. "Ruhe!" schreit der Offizier, "Ruhe! alle kommen an die Reihe!!"

"Monsieur!" sagt Baron Härtlein, hochrot vor Hitze und fliegenden Atems, in der leeren Halle des *Grand Hotels & Imperial Palace* zu dem schlanken, wie ein Diplomat aussehenden Hoteldirektor, "Monsieur! nicht wahr, ich und meine Gesellschaft, wir haben eine ansehnliche Summe Geld hier bei Ihnen gelassen! Es ist also Ihre Pflicht, meinem Wunsch nachzukommen! Sie sind verpflichtet, uns einen Ihrer Wagen zur Verfügung zu stellen! Sie sind verpflichtet, uns zu helfen, da Sie ja wissen — — " An Stelle des schlanken Direktors antwortet der immer lächelnde dicke Sekretär. "Herr Baron!" sagt er mit breiter Geste und angenehmem Lächeln. "Sie waren zweifellos ausgezeichnete Gäste unseres Hauses, und ich wage zu hoffen, daß Sie es auch in Zukunft sein werden! Aber, was Sie wünschen, Herr Baron, ist völlig unmöglich. Nach den Ereignissen des heutigen Tages finden Sie in ganz Belgien keinen Fuhrmann, der das Risiko übernehme, sie an die deutsche Grenze zu bringen, und überdies" — große Geste — "verbietet es auch das patriotische Gefühl... ich bedaure außerordentlich, Herr Baron." Härtlein wischt sich die Stirn ab und dreht sich um. Der alte Antwerpener Glasfabrikant und seine Frau trotten an ihm vorbei, sie gehen in den Speisesaal, um den Tee einzunehmen. Vor dem Hotel rennt ein Zeitungsverkäufer, unter dem Arm einen dicken Paken Brüsseler

Mittagsblätter. Auf der Straße, in den Ladentüren und in den Fenstern erscheinen Köpfe. Der Zeitungsverkäufer singt in leierndem Ton die Überschriften der Extrablätter. *L'Allemagne déclare la guerre à la France! ... L'Allemagne déclare ... Le gouvernement Belge refuse les exigences impudentes de l'Allemagne! Le gouvernement refuse —*

Die Menge fließt schmelzend vom Bahnsteig auf den Zug zu. "Großer Gott!" sagt Muttchen Klara, "wo ist unser Gepäck?!"

"Vorwärts!" schreit jemand von hinten, und sofort stimmen zehn und zwanzig und hundert ein, "vorwärts! keine Stockung verursachen! vorwärts oder aus dem Weg!"

"Großer Gott!" stöhnt Muttchen Klara auf, geht vorwärts und greift nach der Schwester und nach Hänschen, "großer Gott, der Baron ..." Neben ihr zischt eine Stimme auf, eine scharfe, haßerfüllte, feindselige Stimme: "Vorwärts! vorwärts!" Es war Pauls Stimme.

Ein Auto, dort hinten. "Hallo!" ruft Baron Härtlein dem Chauffeur zu, "fünf Personen ... an die holländische Grenze!"

"An die holländische Grenze?" "Fünf Personen!" ruft Härtlein, wie verblödet schon: "Los, los! fünfhundert Francs!" Der Chauffeur reißt die Augen auf. Fünfhundert Francs — zur holländischen Grenze?! "Deutsche?" fragt er nach einer Weile kurz. Und der Baron sagt triumphierend: "Nein! Österreicher und Ungarn!"

"Bahn frei!" schreit der Chauffeur empört und greift nach dem Schalthebel.

Die Menge fließt schmelzend, jeden mit sich reißend, durch den Spalt im Kordon auf die Schienen, auf den Zug zu. Im Handumdrehen sind die zwölf Waggons über und über besetzt. Pfeifen, Zischen, ein heller Trompetenstoß. Und der Bahnsteig ist noch immer schwarz von Menschen. Als wäre niemand eingestiegen. Die Schaffner drängen die Zurückgebliebenen von den Waggons weg; die schweren Türen klappen zu. Der Zug ruckt an, bleibt stehen, poltert, raucht vorn und hinten, alle drei Lokomotiven stoßen dichten Dampf aus, dann wieder ein Ruck. Der Kordon schließt sich; die Menge lärmt; der Gendarmerieoffizier schreit. "Ruhe!" brüllt er, "alle kommen an die Reihe! der nächste Zug wird schon

zusammengestellt! alle können noch abreisen! und wenn nicht anders, dann in Viehwagen! ..."

"Großer Gott", flüstert Muttchen Klara, in einem der Waggons eingepfercht, "großer Gott ... das Gepäck ... der Baron ..."

Hinter dem Stationsgebäude, an der ersten Schranke, stand eine tausendköpfige Menge und wartete auf den Zug. Sie piffen und johlten, schrien pfui, schnitten Grimassen, zeigten den Hintern, bleckten die Zunge, schmissen mit faulen Eiern und Äpfeln nach dem Zug. "Vive la Belgique! Vive la France! A bas l'Allemagne!" brüllten sie und schwenkten belgische und französische Fahnen vor den Augen der Flüchtenden.

Die Schwester saß in einer Ecke eines ausrangierten Wagens dritter Klasse, Hänschen auf dem Schoß. Muttchen Klara und Paul standen zwischen den Sitzen und hielten sich an den Lehnen fest. Pauls Gesicht glühte; aus Muttchen Klaras Augen quollen leise, unaufhörlich die Tränen; sie schwiegen. "Mein Gepäck!" schrie da wütend jemand im Wagen auf. Muttchen Klara seufzte schwer. "Gemeinheit!" sagte jemand laut, auf deutsch, "so mit einem umzugehen! als wäre man ein Stück Vieh oder kriegsgefangen! unerhörte Behandlungsweise! seit früh habe ich keinen Bissen gegessen!"

"Ja, wie das Vieh wird man behandelt", stimmte noch jemand empört ein, "einfach unerhört! so eine Kopflosigkeit! in Deutschland könnte das nicht vorkommen!"

"Unverschämtheit!" ließ sich noch jemand vernehmen; "unglaublich!" beschwerte sich eine vierte Stimme: dann redeten und schimpften wohl zehn auf einmal, und schließlich murrte der ganze Wagen in Verbitterung und wütender Unzufriedenheit. Die im Expreßzug und Schlafwagen in Ostende angekommen waren, mit schweren Handtaschen und Schrankkoffern, sie alle empörten sich jetzt über Kopflosigkeit und schlechte Organisation; sie beklagten nicht, einen Tag oder eine Stunde länger als nötig geblieben zu sein, nein, sie jammerten über ihre vermißten Gepäckstücke, über Hunger und Unbequemlichkeit; und nun, da sie sich halbwegs in Sicherheit fühlten, zumindest aber in einem Zug, der in der Richtung nach der Heimat fuhr, schworen sie erzürnt und drohend: zu Hause werden wir's denen schon zeigen! wir werden auf dem Konsulat Beschwerde tun! laßt uns nur erst in Berlin oder in Leipzig angekommen sein! Schadenersatz werden wir fordern! das lassen wir uns nicht gefallen! Und dann sagte einer etwas; im ersten

Waggon und im zweiten und durchweg in jedem einzelnen Waggon fand sich jemand, der still bemerkte, es wäre vielleicht ratsam, keinen so großen Mund zu haben, man sollte lieber froh sein, überhaupt im Zug zu sitzen, gerettet wäre man noch lange nicht, es könnte noch immer möglich sein, daß der Zug nicht über die Grenze gelassen würde. Und da wurde es im ersten Waggon und im zweiten und durchweg im ganzen Zug todesstill.

Paul hatte seit dem frühen Morgen gestanden oder war gegangen, dennoch fühlte er keine Müdigkeit. Er lehnte sich an den Holzrahmen des Ecksitzes, und als er bemerkte, daß Muttchen Klara nicht einmal eine Stütze zum Anlehnen gefunden hatte, tauschte er sofort den Platz mit ihr. Sie richtete jetzt vielleicht zum fünftenmal seit Beginn des Tages ein Wort an ihn. "Bleib nur", sagte sie und berührte leicht seine Schulter. "Du bist doch gewiß müde", antwortete Paul leise. Dann schwiegen sie wieder: sie hatten sich nichts zu sagen. Wovon hätten sie sprechen sollen? davon, daß es besser gewesen wäre, früher abzureisen? Siehst du ... und: ja, ich sehe ein ...? Jetzt empfanden sie nichts von Haß gegeneinander, weil sie sich beide gleichmäßig zerschlagen fühlten und an nichts denken, nichts bemerken, nichts zur Sprache bringen wollten. Sie ließen es über sich ergehen, daß die Hitze im überfüllten Waggon zum Ersticken war; daß ihnen Schultern und Kreuz weh taten; daß sie vor Müdigkeit kaum mehr stehen konnten; daß ihnen übel war vor Aufregung und Hunger; daß ihr Gepäck, ihre sämtlichen Sachen wohl dahin waren; daß der Zug losfuhr, rollte, hielt, losfuhr, hielt, beängstigend in der fühlbaren Fahrplanlosigkeit: wer wußte, was auf freier Strecke vor sich ging. Und wenn sie in einer Stadt ankamen ... — erst eine Woche später las Paul zu Hause in der Zeitung die Namen der Städte, die er jetzt sah, nicht an den Fassaden der Stationsgebäude las er sie, denn der Zug wich den Hauptbahnhöfen in den Städten aus. Rangierbahnhöfe passierte er und hielt für Minuten oder unerträgliche halbe Stunden, auf außer Betrieb stehenden Schienen wurde er hin- und hergeschoben, und vor dunklen kleinen Vorstadtstationen sah es aus, als ginge es bis hierhin und nicht weiter. *Bruges*, las Paul an der Wand eines Lagerhauses; *Gent*, verkündete ein Wächterhaus, *Bruxelles*, verriet das Stadtbild in der Ferne und einige Aufschriften an Remisen, *Louvain*, zeigten kleine grüne Signalschilder an einem Pfahl, *Liège*, war, hellbeleuchtet von

weißstrahlenden Bogenlampen, an der Seitenwand eines mächtigen Eisenbahnmagazins zu lesen.

Aber wo sie hielten, da war wunderbarerweise sofort die Gendarmeriepatrouille neben dem Zug, und hinter den Gendarmen drängte sich ein Menschenhaufen. Aus kleinen Häusern kamen die Menschen hervor, aus Gräben krochen sie, von Bäumen längs der Straße kletterten sie herunter oder, vom Himmel gefallen oder aus der Erde gestampft, standen sie da: sofort umringten sie den Zug, und sofort flogen Gebrüll, Flüche und faule Eier gegen den Zug. Die Gendarmen taten, als ginge das sie nichts an. Die Reisenden zogen die Fenster hoch, machten die Vorhänge zu, starrten vor sich hin und schwiegen. Draußen war es dunkel.

Einmal hält dann der Zug lange auf freier Strecke. In der Ferne sieht man Bogenlampen, aber ein Stationsgebäude nirgends. "Warum stehen wir hier?" fragen die Leute und spähen durchs Fenster in die Dunkelheit, in die Richtung, wo die fernen Lichter zu sehen sind. "Warum stehen wir noch immer?!" fragen sie später und nehmen Kursbücher zur Hand und ziehen ihre Uhren aus der Tasche. Die belgische Grenzstation — ? wenn die Kilometerzahlen in den Kursbüchern stimmen, hätte man schon viele Stunden früher hier sein müssen. Aber natürlich, bei dem Gefahre ... Die Grenzstation? Und mit einemmal weiß es der ganze Zug: jawohl, die Grenzstation. Da zuckt die unerträgliche Aufregung der letzten Minuten und des letzten Kilometers durch sämtliche Wagen. Die Herzen klopfen wild, die Gedanken kreisen wie wahnsinnig um ein einziges Wort: weiterkommen! Die Nerven spannen sich aufs äußerste. Die Zeit rast und steht zugleich still. Schon neun Uhr! Erst neun Uhr! Wieso fahren wir nicht weiter? was ist hier los? wird hier über unser Schicksal entschieden? Vielleicht werden wir zum Austausch angeboten? oder vielleicht will man uns drüben nicht haben und schickt uns zurück, oder vielleicht haben sich's die Belgier anders überlegt und wollen uns nicht herauslassen? ob wir darüber wahnsinnig werden und uns gegenseitig zerfleischen, ist ihnen ja gleichgültig! oder vielleicht wird der Zug gesprengt? oder rückwärts wird die Strecke frei gemacht, ganz bis ans Ende, und fünf Lokomotiven werden noch vorgekoppelt, ohne Bedienung, dann setzen sie den Zug in Bewegung und lassen ihn lossausen, bis er irgendwo hinten, in Ostende oder sonstwo, ins Meer rast —

Da fängt jemand an zu lachen. Leise, meckernd. Es ist ihm ein Witz eingefallen, oder er hat es nicht mehr ausgehalten und wollte nicht weinen

... einerlei, aus irgendeinem Grunde lacht er. Sechzig aufgerissene Augenpaare wenden sich der Ecke zu. Aber das Gift war schon in der Luft: im Handumdrehen verbreitet es sich, ausgehend von dem einen grinsenden Gesicht. Schon lacht der zweite und der zehnte, schon lachen sie alle. Brüllend, heulend, kreischend, keuchend. Die Münder klaffen, die Augen treten aus den Höhlen. Muttchen Klara und Paul, Hans und die Schwester, der dicke Herr mit der roten Stirn und die magere Dame mit den bleichen Wangen, der kleine hinkende Herr und die korpulente ältliche Frau, alle lachen. Ein Waggon voll halb ohnmächtiger, lachender Gespenster. Vielleicht sieht es in den übrigen Wagen ebenso aus. Hinübergehen kann man nicht, hinübersehen oder horchen ... kann man auch nicht, weil in diesem Augenblick der Zug losfährt. Schwer setzt er sich in Bewegung, jäh beschleunigt er das Tempo, und gleich darauf saust er: und wie er an der erleuchteten, beflaggten Station vorbeirast, hört man von draußen nur eine halbe Minute lang abgehacktes Brüllen: "Vive la guerre! A bas les Boches! Vive la Belgique! Vive la France! A bas le Kaiser! Vive la guerre!" ... und schallende Musikklänge, — und der Zug saust hinein in die Finsternis.

Eine Minute, fünf Minuten, zehn Minuten. Keiner lacht mehr. Aber alle sprechen, alle erklären, alle behaupten, alle raten. "Wir sind gerettet! wir sind gerettet!" alle wissen es, alle glauben es.

Lichter ... in der Ferne. Sämtliche Köpfe drängen sich ans Fenster. Lichter ... und nun auch schon Stimmen: "Hoch! ... Hoch! ... Heil Deutschland! Es lebe der Kaiser! Es lebe der Krieg! Nieder mit Serbien! Nieder mit Rußland! Es lebe der Krieg! Nieder mit Frankreich! Nach Paris! nach Paris! Hoch die Verbündeten! Es lebe der Krieg! hoch! heil! hoch!" so tobt von allen Seiten das rasende Geschrei — und wie der Zug am jubelnden Bahnhof einläuft, mitten in die Spalierreihen der Soldaten, in das von fünf Seiten her tönende *Deutschlandlied* und *die Wacht am Rhein* hinein, mitten in die Paradeuniformen und die federgeschmückten Tschakos hinein, wie er stehenbleibt vor dem mit Fackeln illuminierten Bahnhofsgebäude, vor den Reihen der Soldaten, unter dem Schallen kurzer, harter Kommandoworte und den dröhnenden und kreischenden Klängen von Gesang: da steigt Muttchen Klara bleich, Pauls dargebotene Hand ergreifend, aus dem Waggon; ihr Mund zittert und sie sagt noch immer kein Wort. Auch die Schwester und Hansi sind schon ausgestiegen. Bloß der Baron ... und das Gepäck ... und Westeuropa ...

"Vorwärts, meine Dame! vorwärts!" lacht sie ein schlanker, eleganter Offizier an, mit rundem, rosigem Gesicht, mit breitem, enganliegendem Riemen um Brust und Schulter, und freundlich, wohlwollend und ein wenig frech ergreift er Muttchen Klaras Arm, drückt ihn sanft und geleitet sie so in den breiten Strom der Angekommenen, der sich langsam dem Ausgang zuwältzt. Hänschen — Schwester — Paul ... sind alle da. Der Offizier geht noch zwei Schritte neben ihnen her. "Nur keine Angst, Gnädigste ... hier seid ihr ja zu Hause!" sagt er tröstlich lachend; dann zwinkert er mit den Augen, salutiert und geht zurück zum Zug. Ja ... denkt Muttchen Klara, und das Weinen schnürt ihr die Kehle zu. Hier sind wir zu Hause? ... noch nicht ganz ... aber der große Sommer ist aus.

### **Fünf Minuten: eine Ewigkeit**

Vor einer Sekunde hatte er sie noch gesehen: einen halben Schritt hinter ihnen ging er in dem Menschenstrom; und plötzlich hatte er sie irgendwie aus den Augen verloren. Er reckte sich, um über die vor ihm schreitenden breiten Rücken hinwegzusehen, konnte aber nicht entdecken, was er suchte; einen Moment blieb er stehen, wurde jedoch sofort vorwärts gedrängt und angeschrien. Also ging er weiter, weil er getrieben wurde, schlängelte sich dann hindurch an die Wand und versuchte von dort, nach vorn zu blicken; in der Kehle hatte er schon einen lauten Ruf bereit, den sie aber in dem Gewühl und Lärm wahrscheinlich doch nicht gehört hätten; er rief nicht. Zwei große Türen am Ende des Ganges zogen den Menschenstrom auf sich zu. Paul sah die beiden Türen und reckte sich nun noch einmal; aber vergebens. Sein Herz klopfte laut. Wieder schritt er weiter, auf den einen Ausgang zu, wohin ihn die übrigen schoben. Nun, jenseits der Tür, lichtet sich plötzlich die Menge: sie befinden sich in einem großen leeren Saal; an der einen Seite, längs der ganzen Wand, ein großes, niedriges Pult, an der andern Seite drei riesige Tore. Er blickt um sich: auch im Saal kann er sie nicht entdecken. Auch hier sind sie nicht. Nirgends sind sie. Wild klopft ihm

das Herz. Plötzlich macht er kehrt und will dahin zurück, woher er gekommen ist. "Kein Ausgang, Junge!" fährt eine Stimme ihn an. Er dreht sich wieder um: steht zögernd da, betrachtet das Pult und betrachtet die drei Tore. Noch immer sickert die Menge in den Saal; bald in dichtem, bald in lockerem Strom. "Was suchst du hier?" schreit ihn einer in Uniform an. "Los, weiter! 'rumsteh'n gibt's hier nicht! Wenn du Gepäck hast, stell's hier 'rauf aufs Pult, wenn du schon fertig bist, dann 'raus!" Was ich suche? denkt Paul, und dies Wort fällt ihm ein: meine Mutter. Meine Mutter? und er schweigt. Da er aber von dieser Stelle fort muß, geht er aufs Geratewohl auf eins der Tore zu. Vielleicht sind sie dort — ? Wenn ich nur wüßte, wohin ich hier gelange — ? Er geht und bleibt stehen; einen in Uniform spricht er an: "Bitte ..."

"Platz machen, weitergehen!" Wieder tut er ein paar Schritte, muß aber gleich darauf stehenbleiben, weil eine Soldatentruppe durch den Saal zieht. Er schließt sich ihr an, in der Richtung nach dem Ausgang; geht und bleibt stehen: wieder schnauzt ihn jemand an: "Durchgang nur für Militär!" sagt er und zeigt nach dem andern Ausgang. Gut ... dann geh ich eben dahin. Er versucht, sich zu orientieren. Jetzt ist es schon ganz sicher, daß sie anderswohin gegangen sind. Wenn man von hier aus dorthin kommen könnte ... "Weiter, Junge, weiter!" ... Gut, also hierhin. Ein breiter Quergang mit mächtigen Fenstern: die Fenster glühen rot — brennt es? Rasch schreitet er weiter zwischen den Menschen hindurch; immer nach links auf dem Gang, nach links und nach vorn — Musik. Und dann steht er vor dem Bahnhofsgebäude auf dem Platz. Eine Menschenmenge mit Fackeln, und rings in allen Fenstern Lichter; "Deutschland, Deutschland über alles ..." klingt es laut aus tausend Kehlen und schallt es aus der Militärkapelle, dann "Heil dir im Siegerkranz ..." und dann brausendes Geschrei: "Es lebe der Krieg! Es lebe der Kaiser, hurra! hurra! hurra! Nieder mit Frankreich! auf nach Paris! ..." Paul steht da und reißt die Augen auf. Es ist Krieg ... und ich ... ich bin hier allein ... sie sind verschwunden ... Trompeten, schrill und alarmierend, metallen in die Luft ragend, und Fahnen oben und unten, überall, und bömm — bömm — bömm -- bömm dröhnt die Erde, wie die Reihen sich rühren und die Beine heben und ausstrecken und die Sohlen auf den Asphalt schlagen, bömm — bömm — bömm — bömm! als wären sie aus Holz oder Eisen, so steif kommen die Reihen nach vorn, und alles dröhnt und schreit, und grell und schmetternd blasen die Trompeten ... Krieg ist! und ich



bin hier allein ... und einmal, vor langer Zeit, bin ich auch allein geblieben, am ersten Schultag ... Vater hat mich allein gelassen ... wie schrecklich war das, und einmal ... da bin ich ausgerückt in den Obstgarten und war dort auch allein ... aber das war schön, und jetzt bin ich wieder allein ... vielleicht finde ich sie gar nicht wieder und finde nie mehr nach Hause — — Der Platz tobt, und von allen Seiten jubelt das Hoch und das Heil. "Hoch der Krieg! Heil Deutschland! Nieder mit den Fürstenmördern! Tod den Franzosen! Es lebe der Krieg!" Krieg ist .. . und ich bin allein ... und da drüben, woher wir kommen, da schreien sie "Vive la France!" und "À bas l'Allemagne" ... aber auch dort heißt es "Vive la guerre!" ... Er steht an der Mauer des Bahnhofsgebäudes, und die hutschwenkende, johlende Menge treibt ihn langsam fort; er geht und bleibt stehen und versucht, sich zurückzuschlingeln, und schwimmt still weiter mit dem Menschenstrom. Wirbelnde Trommeln und Gebrüll, "Fest steht und treu ... fest steht und treu ... Hoch der Krieg! Heil Deutschland! Hoch die Verbündeten! ..." Und wie er jetzt über einem Tor ein Schild erblickt: "Eingang" — da spannt er alle Kräfte an und reißt sich aus dem Strom und rennt durch das große Tor und steht wieder inmitten einer Menschenmenge; rasch lenkt er seine Schritte auf eine Tür zu, "halt, Junge! kein Durchgang!" und an einer andern Tür: "Halt, Sie! nur für Militär!" und eine dritte und eine fünfte Tür, alle sind sie für andere bestimmt, keine für ihn ... Dann wieder ein Gang ... vielleicht finde ich sie überhaupt nicht wieder, vielleicht sind sie sogar schon weitergefahren ... den Baron haben wir ja auch verloren, vielleicht ... wollten sie mich gar nicht im Stich lassen, und vielleicht bin ich deswegen zurückgeblieben hinter ihnen, weil... ich nicht mehr mit ihnen zusammenzusein brauche, und nun finde ich sie nicht mehr und reise allein nach Hause ... oder vielleicht brauche ich gar nicht mehr nach Hause zu gehen ... Durch einen der Eingänge strömen in ununterbrochener Reihe Menschen in die Vorhalle. Soldaten und Zivilisten, mit Holzkisten und mit Blumen an den Hüten; manchmal gehen Frauen, auch Kinder neben ihnen her; einige der Frauen haben rotgeweinte Augen und gehen kreidebleich dicht neben den Männern in Zivil mit angesteckten Kokarden oder neben den Soldaten in Felduniform, die alle Holzkisten schleppen. Darin ertönt irgendwo eine Stimme und überschreit den Lärm: "Es lebe das Vaterland! Es lebe der Krieg! Auf nach Paris!" und im nächsten Augenblick dröhnt ohrenbetäubend das tausendfache Echo: "Nieder mit Frankreich! Es lebe der Krieg! Auf nach Paris!" Paul wird in der riesengroßen

Halle hin und hergestoßen. Ein paar Schritte geht er mit einem Menschenstrom, dann bleibt er mit den übrigen stehen und gerät in einen andern wirbelnden Strom; er geht auf den Eingang an der linken Seite zu, wird zurückgeschickt; er wendet sich nach dem Eingang rechts, wird weggejagt; wieder gelangt er auf einen Gang, denn auch die übrigen gehen dorthin, und mit ihnen zusammen bleibt er wieder in einer Art Vorhalle stehen. Und plötzlich fühlt er mit kalter, grausamer Sicherheit, daß er seine Leute verloren hat; fühlt, daß er sich nicht fürchtet, sondern ruhig ist, und weiß, daß alles so gut ist; es ist ja Krieg: man mußte aus Ostende flüchten, es ist Krieg: sie haben ihr Gepäck und haben einander verloren, es ist Krieg: Herr Cocus kauft in Triest Eisen und Kohle und Stroh, es ist Krieg: vielleicht hat Lonette auch im Gewühl ihre Mutter verloren, es ist Krieg: vielleicht ist Vater auch schon Soldat . . . Irgend etwas wird schon geschehen. Er lehnt sich an die Wand. Draußen tönt schallende Militärmusik und "Hoch!" und "Nieder!" und "Heil!" Und jetzt, als er nicht geht und nicht steht, fühlt er auf einmal schreckliche Müdigkeit und quälenden Durst. Er lehnt Rücken und Kopf an die Mauer und schließt die Augen — sogleich wird alles leiser und traumhaft weich und ... beinahe angenehm ... "Platz da, junger Mann! herumstehen gibt's hier nicht! na, wird's bald? reisen wir oder was? zeig mal deine Fahrkarte her!" Er öffnet die Augen — und in diesem Moment sieht er durch die große Glastür gegenüber im Wartesaal zwischen Tausenden von Menschen in der einen Ecke Muttchen Klara und Hans und die Schwester. Er sieht den Eisenbahner an, der vor ihm steht und ihn ausfragt. "Ich habe nach Wasser gesucht," sagt er ruhig, "ich hatte solchen Durst ... ich gehöre dorthin, zu den Reisenden da drüben ..." und er zeigt nach dem Wartesaal. "Trinkwasser auf dem Bahnsteig!" sagt der Eisenbahner, jetzt schon etwas milder, "aber hier mußt du weggehen, dieser Gang wird geschlossen!" Einen Augenblick bleibt Paul noch stehen, dann geht er langsam in den Wartesaal. Da sind sie, auf einer Holzbank sitzen sie nebeneinander; jetzt kann man sie nicht mehr verlieren, sich nicht mehr verirren. Mit langsamen Schritten windet er sich zwischen den Menschen hindurch; einmal bleibt er stehen und denkt, was wohl wäre, wenn er jetzt kehrtmachte und in der entgegengesetzten Richtung losginge — — dann geht er weiter und steht schließlich neben der Bank. Muttchen Klara gibt Hänschen eine geschälte große Birne; gierig beißt der Kleine hinein; Muttchen Klara hält ihre Hand unter Hänschens Kinn, damit der Saft nicht auf sein Kleid tropft. Dann blickt

sie plötzlich auf. "Was stehst du immer hier herum, Paul?" fragt sie mit müder Stimme. "Da ist noch ein bißchen Platz neben der Schwester, setz dich hin, du wirst sonst zu müde. Willst du ein Birne? ..." Er steht da und sieht Mutttchen Klara an und schweigt ein Weilchen und ist im Begriff, sie zu fragen: ja, hast du denn gar nicht bemerkt, daß ich euch verloren hatte, daß ich die ganze Zeit nicht bei euch war? ja, bin ich dir denn gar nichts mehr? — — und dann sagt er bloß leise: "Nein, danke ... ich hab' keinen Hunger."

### **Festjubiläum und Sonnenfinsternis**

Vater ist seit zwei Tagen von morgens bis abends, bis in die Nacht auf dem Ostbahnhof und wartet alle aus Wien ankommenden Züge ab. Von Zeit zu Zeit telephonierte er nach Hause, um anzufragen, ob sie sich nicht zufällig verpaßt haben, ob sie vielleicht mittlerweile angekommen sind. Das Warten auf jemanden am Bahnhof ist heutzutage keine einfache Sache. Der eine Zug läuft unter dem Glasdach ein, der andere hält weit draußen auf einem der äußeren Gleise, und es gibt auch Züge, aus denen die Reisenden schon meilenweit vor der Endstation, auf dem Rangierbahnhof, herausgesetzt worden sind. Auch die Bekanntmachungen sind nicht zuverlässig; nichts kann man genau erfahren, am allerwenigsten die Ankunftszeiten der Züge. Einmal werden die Leute durch die Hauptsperre in die Vorhalle hinausgelassen, ein andermal an der Seite direkt auf die Straße. Jetzt stauen sich die Züge, kaum ist der eine hinausgeschoben worden, da kommt auch schon der nächste an, fünf, zehn hintereinander, fast sämtlich Militärzüge; dann regt sich lange halbe Stunden nichts, höchstens auf den äußeren Gleisen kommt hie und da ein Zug an, von dem man hier sowieso nichts weiß. Aber auf dem Bahnhof herrscht ununterbrochen Lärm. Aufregende Geräusche von allen Seiten: irgendwo klingt Musik, hört auf, tönt dann wieder; Pfeifen, Klingeln, Rattern, lautes Sprechen, beständiges Gemurmel, unaufhörliches betäubendes Durcheinander von Tönen und vielfaches Echo mit verzerrend starkem Schall.

Vater sitzt auf einer Bank oder spaziert auf und ab, raucht Zigaretten, ißt etwas in der Restauration oder trinkt ein Glas Bier, blättert eine Zeitung durch, telephonierte nach Hause, nimmt das Telegramm aus der Tasche, als könnte er beim hundertsten Lesen endlich daraus klug werden. Das Telegramm hatte Muttchen Klara vorgestern früh in Berlin aufgegeben, und es enthielt folgende Mitteilung: *sind wohlauf abreisen im Laufe des Tages über Wien nach Hause*. Nicht viel — man mochte diese Worte noch so oft und noch so aufmerksam lesen, es war doch nicht mehr aus ihnen zu entnehmen, als daß die Familie irgendwann von Berlin abgereist war. Und wie viel bedeutete dennoch dieses Wenige! aus welcher qualvollen Unsicherheit, welcher peiniger Unruhe hatte es Vater erlöst. Denn seit jenem klagenden und sogar ein wenig beleidigt klingenden Expreßbrief, den Muttchen Klara noch Ende des vorigen Monats als Antwort auf Vaters erstes Telegramm aus Ostende geschrieben hatte, war keine Nachricht von ihr gekommen. *Ich sehe nicht ein, lieber Ludwig, stand in jenem Brief, warum wir nach Hause stürzen, warum wir nicht den Sommer hier weiter genießen sollen, wo doch hier alle Leute ruhig und heiter sind, die beste Stimmung herrscht und kein Mensch ernstlich an Krieg denkt. Aus sehr zuverlässiger Quelle habe ich die Nachricht, daß die ganze Aktion nicht mehr ist als eine Strafexpedition. Von mir will ich gar nicht reden, aber Hänschen tut die Seeluft und die Sonne so gut, daß du ihn nicht wiedererkennen wirst, wenn wir uns, wie es verabredet war, um den zwanzigsten August wiedersehen werden*. Vater griff sich verwirrt an den Kopf, als dieser Brief ankam; denn an demselben Tage waren in Serbien und Ostpreußen bereits die ersten Zusammenstöße erfolgt; Europa stand bereits in Flammen, und jedermann wußte, daß die Welt an einem Wendepunkt angekommen war. Ist sie denn allein? dachte Vater verzweifelt, hat sie denn niemanden, der sie aufklärt? was mag nur mit Härtlein und Cocus und Axberg und den übrigen sein ... ja, kann es denn noch eine einzige kleine Insel auf der Welt geben, wo man nicht wüßte, daß es sich nicht um eine Strafexpedition handelt, sondern um einen europäischen Krieg?! Und nach diesem Brief blieb es still, nicht die geringste Nachricht kam mehr; die beiden Telegramme, die Vater noch absandte, blieben unbeantwortet: vielleicht sind sie gar nicht mehr angekommen, dachte Vater und wollte hinfahren, um seine Familie zu holen. Aber wohin? man bekam ja keinen Auslandspaß mehr, besonders nicht nach Belgien, gewöhnliche Züge verkehrten fast nicht mehr, — und wenn sie

mittlerweile Ostende doch verlassen hatten, wo sollte er sie dann finden? und wenn sie noch dort geblieben waren, um Gottes willen ... Die lückenhaften oder verzerrten, tendenziös übertriebenen Nachrichten — Zutaten zu den amtlichen Meldungen — von Gefechten, vom Beginn der regelrechten Kriegsoperationen, vom Mißhandeln und Internieren unschuldiger Bürger in der Sommerfrische, die die Stadt überschwemmt, waren nicht dazu angetan, einen zu beruhigen; sie brachten einen zur Verzweiflung und machten einen wahnsinnig; und es ist einfach nicht vorstellbar, was sich in der Wohnung auf der Andrássystraße abgespielt hätte, wäre nicht an dem Tage, als Budapest die Nachricht vom Vordringen der Deutschen in Belgien, vom begonnenen belgischen Krieg erhielt, Mutthen Klaras Telegramm aus Berlin angekommen. Mit wirrem Blick las Vater die kurze Mitteilung, und über Ärger, Vorwürfe und Verzweiflung emporgehoben, fühlte er nichts als unendliches, dankbares, gottgläubiges Glück: seine Familie war entkommen, war in Berlin, also fast zu Hause, jedenfalls aber in Sicherheit! Und wenn sie nun im Laufe des Tages über Wien abreiste, konnte sie morgen in Budapest eintreffen. Also war Vater am folgenden Morgen, sehr zeitig schon, am Bahnhof.

Vater war ein disziplinierter Mensch mit guten Nerven: auch jetzt ließ er es nicht dahin kommen, daß seine Gefühle und Gedanken, die in ihrer augenblicklichen Einseitigkeit in bloße Einbildungen und Annahmen hätten ausarten können, ihn aus dem Gleichgewicht brachten. Mit eiserner Energie richtete er seine Aufmerksamkeit auf Dinge, die er in nächster Nähe sah: er betrachtete den Verkehr, der bisher ungeahnte Ausmaße angenommen hatte, betrachtete die Militärzüge, die mit Fahnen und Blumen geschmückten, unter Gesang und Lachen ankommenden und abreisenden Truppen, die sie begleitenden Zivilisten, die sämtlich weinten, sobald ein Militärzug die Bahnhofshalle verließ. Später fanden sich immer weniger Begleiter auf dem Bahnsteig ein, zum Schluß wurden sie überhaupt nicht mehr ins Bahnhofsgebäude hereingelassen. Er las die Zeitung, aß Kalbsgulasch zu Mittag im überfüllten Bahnhofsrestaurant, trank viel schwarzen Kaffee und unterhielt sich mehrmals und ausgiebig auf dem Bahnsteig oder im Büro mit dem Bahnhofskommandanten, einem Major, den er von seiner Einjährigenzeit her kannte; sie sprachen über die durch den Krieg neugeschaffene Situation und die Aufgaben der Eisenbahnen, über das veränderte Leben an den unter Militäraufsicht und -kommando gestellten

Bahnhöfen, von der ungeheuren Verantwortung, die dem Kommandanten zufiele. Und lief ganz selten einmal ein Zivilzug ein, so dachte Vater niemals: na, mit dem sind sie auch nicht gekommen, sondern: na, mit dem nächsten werden sie wohl kommen.

Es war nach Mitternacht, als Vater am ersten Tage den Bahnhof verließ und nach Hause ging, und am folgenden Tag war er um sieben Uhr früh schon wieder auf dem Perron. Nun begann der Kampf der gut beherrschten Nerven mit dem aufreibenden Warten und der Ungewißheit. Es kamen die Zeitungen mit den neuen Kriegsnachrichten von den ersten ernstlichen Kämpfen und auch gleich von den ersten bedeutenden Erfolgen. Es kamen und verschwanden die Militär- und Zivilzüge, — sie waren wieder nicht unter den Aussteigenden; na, vielleicht mit dem nächsten! — auf der andern Seite fuhren wieder sechs Militärszüge ab; Blumen, Musik, Tücherschwenken, Rufen, Weinen, Singen, — "wart nur, warte, du serbischer Hund!" erklang es in dröhnendem Chor aus den Waggons, die die zweiunddreißiger Infanteristen an die Front transportierten ... Und es folgte das Kalbsgulasch und der Krug helles Bier, es folgte die große Portion Kaffee, und es folgte, mehrmals sogar, die Unterhaltung mit dem bekannten Major. Zwischendurch verbreitete sich die Schreckensnachricht, an einem nahen Rangierbahnhof sei ein abfahrender Militärzug in einen ankommenden Zivilistenzug hineingefahren, dreiundzwanzig Tote und über hundert Verletzte lägen unter den Trümmern; es ging das Gerücht, russische Spione hätten die Eisenbahnbrücke gesprengt, und zwei Züge wären in die Donau gesaust; es hieß, serbischen Agenten wäre es gelungen, zwei Kannen Typhusbazillenkulturen in das Hauptzuflußrohr der städtischen Wasserwerke zu schütten, und ganz Budapest würde nun an Typhus zugrunde gehen, — dann kamen die Dementis; neue Schreckensgerüchte folgten und neue Dementis, — aber auch neue Züge kamen an: SIE jedoch stiegen nicht aus. Nun, es war schon Nachmittag, fing es an, schwer zu werden, bloß daran zu denken, wie viele Waggons zum Abtransport eines Regimentes nötig seien, und wie groß ungefähr die Wehrmacht der Monarchie sei, und daß wir wohl bei weiteren erfolgreichen Offensiv-Operationen bis morgen oder übermorgen Belgrad einnehmen würden, und daß der träge russische Bär seine mächtige Tatze noch nicht einmal zum Schlag würde heben können, denn schon hätten die siegreichen Truppen der Verbündeten... Nein: jetzt war es trotz allen Lärms und Gewühls, trotz allem, was es zu sehen gab,

trotz aller Schreckensgerüchte und Dementis und trotz allen Zeitungspathos' unmöglich, nicht an sie zu denken, die sich irgendwo im Zug gen Budapest befanden, wenn sie tat sächlich unterwegs waren ... nicht daran zu denken, was ihnen wohl widerfahren sein mochte, bis sie von Ostende nach Berlin gelangt waren, und warum sie wohl nicht hatten weiterreisen können, ob nicht vielleicht eine schlimme Kalamität sie irgendwo festhielt ... Unsinn, passiert konnte ihnen nichts sein, ein Zivilistenzug war ja heutzutage von sechstrangiger Wichtigkeit, gewiß hatten sie bloß lange warten müssen, bis endlich ein Zug nach Wien abgelassen wurde und dann von Wien ... ja, aber vielleicht waren sie krank geworden oder hatten Schwierigkeiten mit dem schrecklich vielen Gepäck — ? Jetzt drängten sich schon gewaltsam alle diese Gedanken auf, an gar nichts anderes konnte man mehr denken. Und noch immer kamen sie nicht an. Zweifellos wäre einer, der sich seit zwei Tagen hier am Bahnhof aufhielt und scheinbar ziellos überall herumging, - stand und -saß, den Eisenbahnern und Militärposten schon längst verdächtig geworden, hätte er sich nicht hie und da zum Bahnhofskommandanten ins Büro gesetzt oder sich mit ihm auf und abgehend in vertraulichem Geplauder gezeigt. Vielleicht ein hoher Militär in Zivil, dachten die Beamten und Posten, vielleicht gar ein Vorgesetzter des Majors oder einer von der Geheimpolizei ... kurz und gut, einer, der hierhergehört. Denn man kennt schon sein Gesicht, seine Gestalt. Der Kellner springt, um die doppelte Portion Mokka zu holen, der Saalposten und der wachthabende Korporal stehen stramm vor ihm. Ob nicht doch einer von ihnen krank ist? denkt Vater, dann preßt er die Lippen zusammen und härtet seinen Blick. *Ich bin doch kein Kind!* sagt er sich entschlossen, ärgerlich. *Ich bin doch kein Waschlappen! ich werde mich doch nicht unterkriegen lassen von blödsinnigen Angstbildern! Gewiß kommen sie mit dem nächsten Zug!*

Und mit einem der vielen nächsten Züge, spätabends, kamen sie tatsächlich an. Paul stand am ersten Fenster des ersten Wagens, von weitem schon erblickte er Vater, beugte sich weit hinaus und winkte ihm und rief ihm zu. Als erste stiegen sie aus; voran Muttchen Klara, Hänschen auf dem Arm, hinter ihr die Schwester und Paul, einen großen geflochtenen Reisekorb an beiden Griffen schleppend. "Geliebtes Kind!" mehr konnte Vater nicht sagen, als er Muttchen Klara umarmte und küßte. "Geliebtes Kind ..." Dann ergriff er Hänschen und küßte ihn und drückte ihn an sich, umarmte und

küßte Paul und gab der Schwester die Hand — fast hätte er auch sie umarmt. "Was ist denn das?" zeigte er auf den Reisekorb. "Wo habt ihr den denn her?" Muttchen Klara brachte jetzt das erste Wort hervor. Ihre Augen waren gerötet und tränenfeucht. "Unser ganzes Gepäck ... ist in Belgien oder wo ... unterwegs verlorengegangen, weiß Gott, wo es steckt ... den Korb hab' ich in Berlin gekauft ... die Wäsche ist drin, die wir an hatten, als wir in Ostende abfuhrten ... was wir jetzt am Körper haben, mußte ich auch in Berlin kaufen ..."

Was soll ich ihm erzählen von diesem Sommer ... von dieser Reise? denkt Muttchen Klara, als sie, nach fünf Tagen des Schmutzes, endlich gebadet und mit gewaschenem Haar, in blauseidenem Hauskleid, nach gutem und reichlichem Abendessen im Schlafzimmer auf der Chaiselongue liegt. Was soll ich ihm erzählen? ... er muß ja auf alles sagen: siehst du, warum seid ihr nicht früher nach Hause gekommen, sofort auf mein Telegramm hin, siehst du, warum habt ihr so lange gewartet?!

Was soll ich ihm erzählen? denkt Paul im Halbschlaf. Wie soll ich ihm erzählen, was gewesen ist? ich bin ja auch für alles verantwortlich, ich bin ja kein Kind mehr, und vielleicht lag es an mir, daß ... ich sie nicht dazu bringen konnte, früher abzureisen! vielleicht bin ich daran schuld, weil... ich bloß böse auf sie war, sie bloß gehaßt habe und eifersüchtig war, sie aber nicht schützen konnte ... ich bin doch kein Kind mehr! ...

Was soll ich ihnen sagen? denkt Vater, wie er vorn einen zum andern geht an diesem glücklichen Abend und sich bald zum einen, bald zum andern setzt. Wodurch könnte ich sie zum Erzählen bewegen, wie könnte ich ihnen die Zunge lösen, wie ihnen beweisen, daß ich nicht mehr zürne wegen ihrer Unfolgsamkeit, nicht mehr grolle wegen der Aufregung, die sie mir verursacht haben, daß ich gar nicht mehr böse bin, bloß mich freue, sie gesund wieder zu Hause zu haben! Wie könnte ich sie dazu bringen, mir alles aufrichtig zu erzählen, was sich zugetragen hat — ?!

Was sich zugetragen hat in jener Nacht im Wartesaal in Herbesthal bei dem gespenstischen Konzert der Militärmusik ... das sollen sie erzählen? Daß bis sechs Uhr morgens tatsächlich kein Zug mehr aus Belgien ankam und sie also offenbar mit dein letzten vom feindlichen Boden geflüchtet waren? Sollen sie erzählen, wie dann gegen Morgen die Heimwärtsstrebenden den endlos langen Zug bestürmten, der endlich nach Berlin abgelassen wurde?



Wie sie zu zwölfen in ein Abteil gepfercht hockten und wie es reiner Zufall war, daß sie noch in diesen Wagen gerieten und nicht in den folgenden Güterwaggon? Sollen sie von den nächsten entsetzlichen vierundzwanzig Stunden erzählen, die sie dahinrasselnd und anhaltend und weiterholpernd, an vorübersausenden Militärzügen, Militärzügen und wieder Militärzügen vorbei, gerüttelt und geschüttelt wurden, bis sie endlich an einem Berliner Vorstadtbahnhof ankamen? Sollen sie davon erzählen, daß sich dann in der Stadt hundertmal größer und wuchtiger der von Stunde zu Stunde wachsende Sturm der Begeisterung wiederholte, den sie schon an der belgischen und an der deutschen Grenzstation miterlebt hatten? Sollen sie erzählen, wie sie in dem kleinen drittrangigen Hotelzimmer, für das sie dreißig Mark pro Tag bezahlen mußten, auf Bett, Sofa und den bloßen Fußboden fielen und wie tot schliefen, bis sie vor Hunger erwachten? Sollen sie erzählen, daß Hänschen plötzlich anfang zu weinen, daß sein Gesicht glühend rot war und er gewiß Fieber hatte, sie ihn aber nicht messen konnten, weil das Thermometer auch in dem großen verlorengegangenen Koffer war, und welche erlösende Beruhigung sie fühlten, als die mühsam aufgetriebene Ärztin feststellte, daß es sich bei dem Kind nur um völlige Erschöpfung handelte?! Oder sollen sie von der Verzweiflung erzählen, die sie befiel, als sie im Reisebüro erfuhren, daß keine Fahrkarten mehr ausgegeben wurden, weil der Zivilverkehr vorläufig eingestellt war, und als ihnen kein Mensch sagen konnte, wann wieder ein Zug nach der österreichischen Grenze abfahren würde? Sollen sie von Muttchen Klaras verzweifelten Versuchen und gewaltsamen Anstrengungen erzählen, eine Telephonverbindung mit Budapest zu bekommen, die sämtlich an der beständigen Antwort des Fernamts scheiterten: "Bedaure, Staatsgespräch" — "Bedaure, Staatsgespräch" — und sollen sie von dem Skandal erzählen, den die Kassiererin im Warenhaus schlug, als Muttchen Klara die paar Wäschestücke und den Reisekorb mit Francs bezahlen wollte, bis sie sich dann nach langwierigen Auseinandersetzungen herbeiließ, ungarische Goldmünzen in Zahlung zu nehmen? Sollen sie erzählen, wie Paul auf den Gedanken kam, sich doch mal am Bahnhof selbst zu erkundigen, und die Auskunft erhielt, daß von einem andern Bahnhof dennoch täglich ein Zug nach Wien abfahre, der auch Zivilisten mitnähme, selbstverständlich nur im dringendsten Notfalle und auf Grund genauester Legitimation? Sollen sie erzählen, wie es Muttchen Klara vor der Abfahrt gelang, einen Bahnarbeiter

zu erweichen, der es dann aus Mitleid oder eher für das reichliche Trinkgeld übernahm, jenes Telegramm nach Budapest aufzugeben? Sollen sie von der Reise nach Wien erzählen, die mehr als anderthalb Tage dauerte, zu acht Personen im Abteil, als Nahrung hie und da ein Glas Milch und ein Stück Brot unterwegs an den größeren Stationen? Sollen sie von dem in der Augusthitze und im Kriegsfieber tobenden Wien erzählen ... oder ist es besser, wenn sie schweigen und all das, was sie in der letzten Woche durchgemacht haben, zu vergessen suchen?

Nein: man kann nicht von allem schweigen. Da und dort platzt der stählerne Reifen des Widerstandes. Ein Wort, ein Ton. Und dann ergießt sich die Flut von Klagen unaufhaltsam aus Muttchen Klaras Mund. Dies ist geschehen, das ist geschehen. Sie waren ja sicher, daß es nicht zum Krieg kommen würde, darum hatten sie gewartet ... "In Herbesthal ... im Zug ... ach Gott, vor Berlin ... weißt du, Ludwig, ich hatte schon gar keine Hoffnung mehr ... das Entsetzen kannst du dir nicht vorstellen, wie die Person an der Kasse ... und am Bahnhof ... unser ganzes Gepäck, meine sämtlichen Kleider ... ach Gott ..."

Und als sie unter Weinen und Stammeln Vater ihr Leid geklagt hatte, beruhigte sich Muttchen Klara zusehends. Wir sind wieder zu Hause, alles ist gut, alles Schlimme werden wir vergessen, zu Hause, in der Wohnung, in der vertrauten Behaglichkeit. Hier sind noch die vielen Kleider, die nicht mit in Ostende waren, und was verlorengegangen ist, kann man wieder ersetzen, hier ist man im Kreise der Familie und der Freunde, und alles ist gut. Zwar haben wir Krieg, aber daran läßt sich sowieso nichts ändern. Muttchen Klara hat das Schwere überwunden; sie hat sich ausgesprochen und damit das Gift aus ihrem Innern vertilgt. Still und erschöpft liegt sie auf der Chaiselongue, mehrmals fallen ihr die Augen zu, schließlich bleiben sie geschlossen. Vater steht vom Rand des Diwans auf und geht auf Zehenspitzen aus dem Zimmer.

Er geht zu Paul. Als er die Tür öffnet, setzt Paul sich im Bett auf. Einen Augenblick sehen sie einander stumm an. "Was ist mit Georg?" fragt Paul plötzlich. "Georg ..." sagt Vater, "der war folgsam. Sowie er mein Telegramm bekommen hatte, ist er aus Paris abgereist."

"Und?"

"Jetzt ist er in der Schweiz. Auf dem Wege nach Hause. Vielleicht ist er sogar morgen schon hier." Kleine Pause. "In der Schweiz kann ihm nichts passieren. Seinetwegen mache ich mir keine Sorgen mehr ..."

Im Traum sah Paul klar und deutlich den großen Wartesaal am Herbesthaller Bahnhof, deutlich sah er unter tausend Menschen Vater, wie er mit gesenktem Kopf auf einer Holzbank saß, und er sah oder fühlte sich selbst auf dem Gang, an die Mauer gelehnt. Er wußte, daß er gern zu Vater hin wollte, aber sonderbarerweise wußte er auch, daß er nicht hingehen konnte, weil der Durchgang durch die Glastür zum Wartesaal nur mit Fahrkarte gestattet war, und er hatte weder Fahrkarte, noch Geld. Menschen schritten an ihm vorbei, Bekannte und dennoch so Fremde, daß er nicht wagte, sie anzusprechen, um sie um eine Fahrkarte oder um Geld zu bitten. Es ging an ihm Herr Cocus vorbei, er schleppte eine mächtige Eisenstange auf der Schulter und glich Onkel Elemér, wahrhaftig, vielleicht war er es sogar. Es kam Muttchen Klara in sechshundsechzig bunten Röcken und einem farbigen Kopftuch, auf dem Arm trug sie Mutter, denn Mutter war ganz klein, lag in einem Wickelkissen und hatte ein winziges weißes Gesicht mit geschlossenen Augen. Es kam Hänschen, von Baron Härtlein an der Hand geführt, und ihnen folgte die junge Ärztin aus Berlin; als sie an ihm vorübergingen, wandte Hans ihm den Kopf zu, schnitt eine häßliche Grimasse und lachte ihn aus. Der nächste war Herr Lehrer Tolnay, im Priesterornat, neben ihm ging Tante Mili, auch in einem Geistlichengewand, und beide trompeteten sie. In langer Reihe kamen hintereinander Andreas Szilvási, kahlgeschoren, mit Amme Eva, die kein Kleid anhatte; Mama Tóth mit Mariechen Czendrik, die ihre Puppe Röschen auf dem Arm trug; dann Rudolf Hegedüs mit einem riesigen grauen steifen Hut und drei weißen Nelken; Doktor Szálka, auf dessen Schultern Georg rittlings saß, und schließlich Lonette, mit einer flachen roten Eisenbahnermütze winkend. Alle sahen aus wie im Leben, glichen aber dennoch irgendwie anderen Personen, und ihre Gesichter waren ziemlich verschwommen; Paul wagte nicht, sie anzusprechen, zu sagen, er brauche eine Fahrkarte oder Geld, um zu Vater zu gelangen, der allein dort hinten sitze mit gesenktem Kopf, zu dem er hin müsse, damit er nicht allein abreise und ihn hierlasse! Und in diesem Augenblick stand auf einmal der alte Czifrák vor ihm, der Portier mit der Mütze aus der Elementarschule. "Na, Junget was ist denn mit dir? hat man dich hier vergessen?" fragte er, genau wie einst. "Ich warte auf Vater ..."

"Auf deinen Vater? ja, siehst du denn nicht, daß er da drüben sitzt und auf dich wartet? siehst du ihn nicht? lauf rasch hin, denn wenn die Musik

ertönt, wird der Turnsaal geschlossen, und dann muß er auch dort weg ..." Eilen, laufen, rasch! fühlte Paul, Fahrkarte oder Geld, irgendwoher! ... und er wollte sich rühren, konnte aber nicht, wie angenagelt stand er an der Wand, alle Glieder waren ihm wie gelähmt, und er kam nicht vom Fleck. Der alte Czifrák schrie: "Ruhe! alle kommen an die Reihe!!" fuchtelte mit dem Arm und schrie wieder: "Beeil dich, sonst kommst du zu spät!!" Und da erklang auch schon mit schmetternden Trompeten und bumsenden Trommeln schallend die Musik, und tatsächlich: im Nu waren alle Menschen um ihn verschwunden, alles war leer, nur die Musik dröhnte — —

An allen Gliedern zitternd, wachte er auf und sprang sogleich aus dem Bett, lief ans Fenster. Die Militärkapelle hatte gerade vor dem Haus einen Marsch angestimmt; vor ihr und hinter ihr, in unabsehbarer Reihe, die ganze Andrássystraße entlang marschierten Truppen. Die ganze Straße war beflaggt, fast an allen Häusern hingen Fahnen heraus. Heiter schallte der Marsch; mit dröhnenden Schritten zogen die Soldaten vorbei. Vor jedem Zug ein Offizier mit gezücktem Säbel; vor jeder Abteilung berittene Offiziere. Die Soldaten mit Tornistern auf dem Rücken, die zusammengerollten Mäntel über die Schultern geworfen, am Gürtel kurzstielige Spaten, Blumen an den Mützen. Zu beiden Seiten der Straße Menschen, am frühen Morgen, Hüte schwenkend, hurra schreiend, den Militärmarsch mitsingend, und manchmal brauste es die ganze Straße entlang: "Es lebe der Krieg! Es lebe das Vaterland! Nieder mit Serbien!" Die Musik schallte, die Menge schrie hurra. "Hoch die Zweiunddreißiger! Es lebe der Krieg!<sup>9</sup> Nieder mit Serbien!" Und die lange, lange Andrássystraße dröhnte unter den hart aufprallenden Schritten.

---

<sup>9</sup> ÉLJEN A HÁBORÚ!



Budapest, August 1914, Népszínház utca

Das also war der Krieg? Ja, in Budapest war vorläufig das der Krieg: ein einziges, unausgesetztes Feiern. Es gab keine Stunde, in der nicht Truppen durch die Andrassystraße zogen, in Blumenschmuck, in Feldausrüstung, mit klingender Musik und lautem Jubel. Es gab keine Straße, in der sich die Menschen nicht unter den Flaggen gruppenweise versammelten, stündlich die ins Feld ziehenden Scharen feiernd und Vaterland und König hochleben lassend. Es gab keinen Menschen in der Stadt, der sich nicht für den Krieg begeisterte, der nicht von der Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Krieges überzeugt und nicht des Sieges sicher war. In diesen Tagen wurde überall gefeiert; ein jeder bedauerte den armen, alten Franz Joseph, der als Greis zu so schwerwiegender Prüfung und Erwägung gezwungen worden war; ein

jeder pries den Imperator Rex, der den sicheren Sieg verheißen hatte, bis das welke Laub von den Bäumen fiel; ein jeder befand sich in verklärter Feststimmung; nur die Frauen weinten, deren Männer ins Feld zogen, und die Mütter weinten, die ihre Söhne mit der Marschkompanie an die Bahn begleiteten, und die Bräute weinten, die von ihren Verlobten Abschied nehmen mußten, und die Kinder weinten, deren Väter an die Front gingen. Aber dieses Weinen verlor sich im festlichen Jubel des ersten begeisterten Rauschs.

Hinter dem Jubel aber lauerte schon die gespannte Erwartung. Mit angehaltenem Atem horchte die Stadt nach Nachrichten. Es kam Meldung von einem Sieg: sofort flatterten bunt die Fahnen in der ganzen Stadt. Stellte sich heraus, daß die Meldung falsch war, brachen alle Gemüter ebenso zusammen wie bei der Nachricht von einer Niederlage. Die Nerven spannten sich zwischen dem wildentbrannten Hurra und der kopfhängerischen Niedergeschlagenheit. "Ist es wahr, daß bei Belgrad zehntausend Serben gefallen sind? Ist es doch nicht wahr, daß wir Belgrad schon genommen haben?! Ist es wahr, daß die Deutschen in Belgien dem Feind einen entscheidenden Schlag versetzt haben? Ist es doch nicht wahr, daß die Russen aus Ostpreußen hinausgejagt worden sind?!" Die Nerven spannten sich an und wurden empfindlicher. Jemand blieb gegen Abend irgendwo auf der Straße stehen und blickte empor zum Himmel, bewunderte den Abendstern; im Handumdrehen standen die Menschen zu zehnen oder hunderten in einer Gruppe, starrten gen Himmel, und viele behaupteten deutlich zu sehen, daß ... "jetzt, jetzt hat sich dort etwas bewegt!" und in der nächsten Sekunde lief über die Straße und durch die ganze Gegend das Gerücht von einem feindlichen Flieger, der sich über die Stadt gewagt hatte und gewiß gleich Bomben abwerfen würde. An einer anderen Stelle blieb einer stehen und sah an einem Haus hinauf, wo in der dritten Etage ein Fenster blau erleuchtet war; sofort standen hundert Menschen neben ihm, starrten nach dem Fenster, und zehn oder zwanzig von ihnen drangen vorsichtig in das Haus ein, mit einem Schutzmann an der Spitze, um den Spion zu verhaften, der dem Feind farbige Lichtsignale gab. Es genügte, wenn auf der Straße jemand laut ein Fremdwort aussprach, um mit feindlichen, haßerfüllten, wütenden Blicken, lauten Schimpfworten und empörten Zurechtweisungen bombardiert zu werden. "Spricht der nicht serbisch?! nicht französisch oder englisch?! Ja? Spion! Hund! Verräter!

Feind!" Und es verbreiteten sich die Gerüchte. An Budapests Stadtgrenze sei ein phantastisches Auto abgefangen worden, erzählte jemand, und hundert andere gaben es weiter; unter den Sitzen, im Motor und in den Rädern versteckt, habe das Auto eine Unmenge Gold von der russischen Grenze her nach Serbien schmuggeln wollen, die hätten aber ihr Teil gekriegt, man könne sich vorstellen! In Neupest sei eine Spionenbande erwischt worden, denen habe man's aber gegeben, man könne sich vorstellen! ... Mit einemmal stand alles im Dienste des Krieges. Die Zeitungen, die anspornten, die Theater, die Kriegsoperetten spielten. Der Liebhaber war kein Großfürst, sondern ein Husarenrittmeister, der Komiker kein blöder Graf, sondern ein braver, witziger, tölpelhafter Offiziersbursche, und den großen Schlager hatte der Komponist aus allgemein bekannten Militärmärschen zusammengestellt. Das Publikum sang mit den Schauspielern zusammen, als der Held im zweiten Akt aufs Schlachtfeld zog, und es brüllte mit, als er zum Schluß des dritten Aktes siegreich heimkehrte, um sich die Primadonna zu holen. Mittlerweile zogen die ersten Gefangenentransporte durch die Straßen, das Publikum musterte die zerlumpten, bärtigen, schmierigen Gestalten voll unterdrücktem Haß und furchtsamem Ekel; aber auch die ersten Verwundeten mit Kopfverbänden, mit Krücken oder Armbinden wurden sichtbar; die Menschen blieben stehen, umringten sie, gaben ihnen Geld und Zigaretten. Von denen, die nicht gehen konnten, weil sie beide Beine verloren, oder die keinen Verband um die Stirne trugen, weil sie keinen Kopf mehr hatten, von denjenigen, denen die Augen ausgelaufen oder die Eingeweide zerrissen waren: von denen wußte man vorläufig nichts in der Stadt. Im Zoologischen Garten gab das Philharmonische Orchester ein Konzert, der Kriegswohltätigkeitszweck versammelte Zehntausende von Menschen um den Musikpavillon. Die Musikanten waren im Frack; das Orchester hatte keinen Harfner und keinen Hornisten: sie waren im Feld. Es wurde das *Siegfried-Idyll* gespielt und Teile aus *Cavalleria rusticana*, und als man an die Stellen kam, wo das Englischhorn dominiert, und an die Harfensoli, da schwang der befrackte Kapellmeister seinen Dirigentenstab, seinen Arm, seinen Kopf, seinen ganzen Körper nach den leeren Stühlen der nicht anwesenden Musiker hin, und die Stille spielte die betreffenden Partien, im Takt, an Stelle der an der Front kämpfenden Künstler. Das Publikum bemerkte dieses heldische Intermezzo und klatschte tobend Beifall mitten im Stück. In jedem Café, in jedem Lokal, von jedem Leiermann auf dem Hof,

von jedem Bettler mit der Ziehharmonika wurden brausende Kriegslieder und Märsche gespielt. Vorläufig bestand daraus in Budapest der Krieg, — August 1914: die Menschen wußten noch nicht, ahnten noch nicht, was in Wirklichkeit der Krieg war. Sie bemerkten nicht, daß die Sonne sich plötzlich verfinstert hatte, und daß sie den großen Festanz bei schwindendem Licht aufführten. Aber im geheimen und tief innen fühlten sie alle, daß das Idyll langer Jahrzehnte zu Ende war: von nun an würde die Welt anders sein, als sie bisher gewesen.



Dritter Teil

IM SCHATTEN GROSSER ZEITEN

## **Große Tage, kleine Stunden**

Vater hörte sich an, was sie am Tage ihrer Ankunft vom Sommer erzählten; ihre abgerissenen Sätze ergänzte er mit alledem, was er sich vorstellte oder ahnte, doch fragte er kaum: was sie sagen wollten, erzählten sie ohnehin von selbst, und was sie lieber im Dunkeln hielten, daran rührte man besser nicht mit forschenden schmerzhaften Worten. Er erwähnte auch nicht, daß er selbst fast zwei volle Tage am Bahnhof auf sie gewartet hatte.

Wahrscheinlich erfuhr Muttchen Klara das auch nicht, jedenfalls tat sie, als wüßte sie nichts davon; Paul hörte das eine und andere von den Dienstboten. Der Herr Doktor wäre frühmorgens weggegangen, wohin, wüßten sie nicht; mehrmals hätte er zu Hause angerufen, woher, wüßten sie nicht; zu den Mahlzeiten wäre er nicht nach Hause gekommen, wo er gegessen hätte, wüßten sie nicht; spät bei Nacht wäre er heimgekehrt, wann, wüßten sie nicht ... Aber der Kutscher verriet, daß er zwei Tage lang vor dem Ostbahnhof gestanden hätte. Paul dachte an die schreckliche Reise und wußte genau, welche Aufregung Vater zwei Tage an den Bahnhof gefesselt haben mochte: die Aufregung ohnmächtigen Wartens, die Unruhe der kriechenden Minuten, die zur Eile anzutreiben nicht in unserer Macht steht, — und nun, in diesen Tagen, beobachtete Paul mit großem Erstaunen, wie ruhig Vater war, wie wenig er nervös zu sein schien: dabei war Georg noch nicht zu Hause.

Was bedeutete diese Ruhe? Vielleicht, daß Georg gut aufgehoben war in Engelberg, von wo er geschrieben hatte, so daß kein Grund zur Besorgnis vorlag? oder, daß ... Vater überhaupt keine Ursache mehr spürte, um Georg besorgt zu sein? daß er sich um ihn nicht mehr sorgen wollte oder konnte? Paul betrachtete Vater: er gab sich Mühe, den Gedanken, Vater kümmere sich nicht mehr um Georg, zu unterdrücken, und immer häufiger befahl ihm die Angst, die ihn schon seit zwei Jahren verfolgte, das Schreckgefühl, Vater

habe sich von Georg entfremdet. Und wieder konnte man jetzt nicht nach den Ursachen forschen, es überwog die Tatsache, daß Georg noch nicht zu Hause war. Die Tage vergingen: einmal kam Paul plötzlich der Gedanke, jetzt müsse er aber unbedingt an die Bahn gehen, bestimmt würde Georg jetzt ankommen; eine Stunde lang kämpfte er mit dem Entschluß, dann ging er nicht an die Bahn. Und Georg kam auch nicht an. Ein andermal fragte er Vater, ob nicht neuerdings eine Nachricht von Georg eingetroffen sei, von der er zufällig nichts erfahren habe. "Nein", sagte Vater kurz und fügte erst nach einer Weile hinzu: "Wir brauchen nicht besorgt zu sein, Kind. Wenn sein Geld alle ist, wird er sich schon melden oder kommen. Er ist in der Schweiz, in einem Land, wo kein Krieg ist", das betonte er, "dort ist er in Sicherheit."

Vaters Worte klangen ruhig und beruhigend: Georg indessen kam nicht zurück, und so war alles noch so ruhige Verhalten und alles Beruhigen vergebens. Vergebens gingen die Tage im ersten Kriegstrubel, der alles mit sich riß, dahin, Paul war in jeder. Stunde von dem einzigen Gedanken erfüllt: was ist mit Georg? wo ist Georg? und in jeder Minute fühlte er: Georg ist noch nicht gekommen, ist noch immer nicht hier bei uns. Muttchen Klara war schon lange zu ihrer gewöhnlichen Tagesordnung übergegangen in bezug auf den Haushalt und die Lebensweise der Familie, hatte sich schon längst in den Gedanken, in die Tatsache eingelebt, daß Krieg war. Eines Sonntagnachmittags empfing sie ihre Freundinnen, — der Teetisch war mit überkreuz gelegtem Seidenband in den Nationalfarben geschmückt und die kleinen Spitzenservietten mit rot-weiß-grünen Schleifen umbunden, — Paul saß in seinem Zimmer herum, ging dann ins "Studio", stand unschlüssig eine Weile am Klavier und dachte darüber nach, ob Georg vielleicht schon unterwegs nach Hause gewesen und womöglich an irgendeiner Station ... sich verirrt habe; aber wie hätte er sich denn verirren können? er ist ja allein, hat ja niemanden, den er plötzlich verlieren kann. Oder vielleicht will er gar nicht nach Hause kommen? Vielleicht wollte er jetzt und auf diese Weise von Hause weg, sich losmachen von seinem Heim, wie er es einmal geplant hat? vielleicht kommt er nun nicht mehr zurück? Nein, das kann nicht sein. Er hat mir doch versprochen, es mir vorher zu sagen, wenn er weggehen will ... ich sollte doch der einzige sein, der wissen würde, wann und wohin er ginge ... Paul glaubte an Georgs Versprechen, und wie dieses ihm jetzt einfiel, wurde er noch unruhiger. Ob er nicht jemandem etwas

davon sagen müßte? Vater — ? ob er ihm nicht erzählen müßte, was er in jener Nacht, vor langer Zeit, von Georg erfahren hatte? sollte er sich nicht das Herz erleichtern dadurch, daß er das Geheimnis mit jemandem teilte, — sich das Herz erleichtern?! wohl eher Georg helfen! denn wenn Vater von der Sache erführe, würde er ihm vielleicht schreiben oder telegraphieren oder ihn suchen lassen oder sonst etwas tun ... Aber durfte er denn treulos sein, durfte er Georgs Geheimnis verraten? Oder wußten vielleicht die Eltern mittlerweile davon, womöglich mehr sogar als er, und sagten es bloß nicht, um ihn, Paul, zu schonen? vielleicht kannten sie Georgs Ziele und wußten, wo er sich jetzt aufhielt und was mit ihm war — ? ... Eines Nachts schreckt Paul aus dem Schlaf auf. Und wenn ich verschwunden wäre, wenn von mir keine Nachricht käme?! denkt er, und da sieht er sich wieder in dem Gewühl an der Grenzstation, herumirrend bei dem Geschrei und Trompetenblasen der verbündeten Deutschen, und da geht er in Gedanken die Tage zurück, zerquält und in Schweiß gebadet, bis zu dem Zug der Flüchtenden an der anderen Grenzstation, wo das feindliche Gebrüll und die feindliche Musik brauste, und weiter zurück bis zu der stummen Fahrt im über und über vollen Waggon, noch weiter, bis an den Bahnhof von Ostende mit der rasend gewordenen Menge, noch weiter, zurück bis zu dem erbitterten Kampf um die Heimreise und zu den Worten des österreichischen Barons: "Ich übernehme die Verantwortung! Sie können ruhig hierbleiben!" ... Die Aufregung durchzuckt ihn und macht seinen Körper erstarren, der Schweiß tritt ihm aus allen Poren in dieser gräßlichen Nacht der Erinnerung — und als er sich mühsam beruhigt, oder vielleicht erschläfft und einschläft, da beginnt die Hetzjagd von neuem im Traum: "Ruhe!" hört er im Traum eine schreiende Stimme: "Ruhe! alle kommen an die Reihe!" Ja, alle? alle, bloß Georg nicht?!

Hänschen rennt ans Fenster, ruft und singt, wenn unten die Militärmusik ertönt, spielt und ißt und lebt glücklich und zufrieden; Muttchen Klara führt den Haushalt, hütet die Ordnung, geht spazieren und fährt im Wagen durch die Stadt, geht in Gesellschaft und lädt ihre Freundinnen ein, hat sich ein graugrünes Kostüm von fast männlichem Schnitt machen lassen und spricht in der letzten Zeit ziemlich viel von den neuen Aufgaben, die der Krieg den Frauen zugeteilt hat; Vater ordiniert in der Bank, besucht, empfängt und heilt seine Patienten, geht in den Ärzteklub und bringt

Kriegsberichte mit nach Hause, erzählt und sinnt über die Ereignisse nach, hat auch eine große Landkarte von Europa, die er auf einem Tisch ausbreitet, um mit kleinen an Stecknadeln befestigten Papierfähnchen die Stellungen der Truppen zu bezeichnen und so Erläuterungen zum Verlauf des Krieges zu geben; die Dienstmädchen arbeiten, der Postbote bringt Briefe, der Schlächtergeselle Fleisch, die Krämerin Obst, und die Leute auf der Straße kommen und gehen einen Tag wie den andern: nur von Georg spricht niemand.

Ohne jegliche vorhergegangene Nachricht und nach vielwöchigem Schweigen kam Georg plötzlich Ende August an. Sie waren alle noch auf, saßen im Eßzimmer und unterhielten sich, als gegen elf Uhr die Entréeklingel läutete. Vater stand sofort auf. "Das ist Georg!" sagte er mit solcher Bestimmtheit, daß auch die beiden andern nicht daran zweifelten. Vater war schon draußen in der Diele, und als Paul und Muttchen Klara ihm in einem Abstand von einigen Schritten folgten, umarmte er Georg schon in der Entréetür. Wie Vater Georg an sich drückte und herzhaft ins Gesicht küßte und leise und in ganz seltsamem Ton zweimal hintereinander sagte: "Mein Junge ... mein Junge!", begann Pauls Herz heftig zu klopfen. Er freut sich, daß er da ist! dachte er. Er ist glücklich, daß er zurückgekommen ist! also hat er ihn doch lieb! hat doch Angst um ihn gehabt! hat es bloß nicht gezeigt! ... und es war furchtbar schwer, abzuwarten, bis die beiden einander losließen. Georg küßte Muttchen Klara die Hand, umarmte und küßte Paul. Er hatte eine gute sonngebräunte Farbe, dennoch lag eine eigenartige Blässe über seinem Gesicht: natürlich, von der Reise und der Müdigkeit. Gewiß war es die Erschöpfung von der langen und wahrscheinlich nicht ganz glatten Fahrt, daß er jetzt, während sie um den Eßzimmertisch saßen und auf Georgs Abendessen warteten, nur in kurzen, abgehackten Sätzen auf die Flut von Fragen antwortete, mit denen sie ihn bestürmten.

"Bist du müde? wie lange hat die Reise gedauert? war sie sehr anstrengend? woher kommst du jetzt? warum hast du so lange nicht geschrieben? du warst doch hoffentlich nicht krank? hast du Geld genug gehabt? wo hast du gewohnt? warst du gut untergebracht? und gut gepflegt? gab es unterwegs keine Unannehmlichkeiten? wie sieht's dort draußen aus? was spricht man vom Krieg? was macht Professor Szilasy? wie war es in Paris und in Berlin? hast du viel gesehen? auch gespielt? was hast du in den Konzertbüros erledigen können? wo warst du gerade bei

Kriegsausbruch? ist man im Ausland auch der Meinung, daß der Krieg nicht lang dauert? hast du Ungarn getroffen? ..." So sprudelten die Fragen, durcheinander und endlos.

Anfangs also gab Georg kurze Antworten. Seine Stimme klang wie durch einen schweren Vorhang, ein wenig trüb. Müde, natürlich sei er müde, aber nicht gar so sehr. Die Reise sei auszuhalten gewesen, obwohl der Zug überfüllt war, aber von Buchs bis Wien habe er einen Sitzplatz gehabt. Bis Budapest habe er dann stehen müssen, aber das war ja nicht mehr der Rede wert. Er komme jetzt aus Zürich, sei aber dort nur drei Tage gewesen. Vorher in Engelberg, dann in Genf und in Lausanne. Warum er nicht geschrieben habe? Erstens weil es nichts mitzuteilen gab, und außerdem habe er ja von überall eine Karte geschickt. Fast von überall. Bloß die aus Engelberg sei angekommen? merkwürdig. Dann müßten die übrigen wohl bei der schlechten Postbestellung jetzt verlorengegangen sein. Wahrscheinlich. Wie es draußen sei? natürlich herrsche überall ein großes Durcheinander, die Schweiz habe auch mobilgemacht, um ihre Grenzen zu schützen, damit es ihr nicht ergehe wie Belgien ... Und plötzlich lacht er mit klangloser Stimme und wird redseliger. "Wie naiv doch die Menschen dort draußen sind! Dort stand in den Zeitungen, nahezu zwei Millionen Mann kämpften an der russischen Front, und auch die deutsche Armee im Westen zähle an die zwei Millionen. Und wißt ihr, was der Pensionsinhaber in Genf gesagt hat, als die Deutschen in Belgien eindringen? *Hier bei uns, meine Herren, hier kann nichts passieren! Helvetia hat tausend Mann mit Bajonetten an die nördliche Grenze geschickt!*" Da lachen sie alle. "Tausend Mann mit Bajonetten!" wiederholt Vater, "du lieber Himmel! ja, haben die Leute dort denn gar keinen Begriff davon, daß wir neunzehnhundertvierzehn schreiben? ..." Georg spricht weiter. "Dort sagt jeder etwas anderes vom Krieg. Die französische Schweiz nimmt Partei für die Franzosen, die deutsche Schweiz natürlich für die Deutschen, und sie hassen einander mindestens so sehr wie die Franzosen die Deutschen, jeder ist des Sieges seiner Nation sicher; es gab auch Demonstrationen und Gegendemonstrationen, mit blutigen Keilereien und eingeschlagenen Schweizer Schädeln. Eine ernsthafte Zeitung schrieb, dieser Krieg wäre nicht zu vermeiden gewesen, und nicht die serbische Frage wäre die ausschlaggebende Ursache, sondern der französische Revanchegedanke. Und ein anderes Blatt vertrat die Meinung, der Krieg wäre sehr wohl zu

vermeiden gewesen, wenigstens vorläufig noch, wenn der König auf Tisza gehört hätte und nicht auf Berchtold."

"Das stimmt nicht!" wirft Vater erregt dazwischen, und dann dämpft er die Stimme: "Politik. Davon verstehe ich nichts. Ich weiß nur ..."

"Politik?!" fährt Muttchen Klara auf, "Politik hin, Politik her, so viel ist sicher, wir mußten auf jeden Fall der Welt zeigen, daß wir nicht von der Türkei die Rolle des kranken Mannes übernommen haben ..." Vater reißt die Augen auf. "Nanu! Woher weißt du das denn, Kind?" Muttchen Klara wird bis in die Stirn rot. "Ich weiß es eben", sagt sie rasch, "aus einer Zeitung ... nicht?" Dann kommt Georg wieder zu Wort, er steht auf, geht im Zimmer auf und ab und redet, manchmal mit knappen, manchmal mit breiten Gesten. Vaters Telegramm aus Gastein war abends in Paris angekommen, als er und Professor Szilasy gerade im Begriff waren, zu einem befreundeten Maler zu einem Atelierabend zu gehen, wie sie diese Künstler-Zusammenkünfte nannten; Maler, Musiker, Journalisten, Schauspieler nahmen daran teil. Von der Mobilmachung hatten sie schon alle gehört, und auf Professor Szilasys Drängen wären sie auch ohne Vaters Telegramm am folgenden Morgen von Paris abgereist, so gespannt war die Stimmung an jenem Abend. "Am vorhergehenden Tage war noch jeder einzelne herzlich befreundet mit uns gewesen, und einen Tag später guckten sie uns an, als wären wir Verbrecher ..." Muttchen Klara tut dieser Ton weh. Sie ist froh, daß Georgs Abendessen gebracht wird, daß sie anordnen, hantieren, zum Essen zureden kann. "War es sonst schön in Paris?" fragt sie beiläufig. "Wir haben im Sommer auch ein paar Pariser Familien kennengelernt ..."

"Sehr schön", antwortet Georg. "Paris ist die Hauptstadt der Welt gewesen", und er betont das letzte Wort. "Gewesen?" fragt Vater nachdenklich; "objektiv gesehen ..."

"Nein, nicht so meine ich es", fällt Georg ein; "ich meine, vielleicht ... gibt es überhaupt keine Welt mehr, geschweige denn eine Welthauptstadt." Muttchen Klaras Kopf zuckt wieder nervös auf. "Georg", sagt sie unwillig, "man soll nie pessimistisch sein, und der Ton, in dem du sprichst ..." Vater unterbricht sie mit einem besänftigenden Wort; auch Paul sagt etwas; einige Sekunden schwirrt friedfertiges Stimmengewirr über dem Tisch; Georg ißt weiter, und zwischendurch spricht er weiter, jetzt wieder bloß in abgerissenen Sätzen. Erzählt, daß sie am nächsten Morgen Paris verließen. Daß sie dann hörten, schon am folgenden Tage hätten deutschfeindliche

Demonstrationen, sogar Verhaftungen und Internierungen stattgefunden. Daß er die ganze Zeit über in der Schweiz gut versorgt gewesen sei, auch Geld genug gehabt habe und unterwegs überall glatt durchgekommen sei. Daß er viel gesehen, wenig Klavier gespielt und gar nichts in den Konzertbüros erledigt, bloß ein paar Impresarios kennengelernt habe. In Berlin sei er noch zu Beginn des Sommers gewesen und habe niemanden dort angetroffen. In schönen Gegenden sei er herumgekommen, aber die Schweiz sei schon Anfang des Monats plötzlich wie ausgestorben gewesen, bloß einige Amerikaner seien in den Kurorten geblieben. "Und ... was war noch?" Weiter war nichts. Er hatte sich bis zum Schluß wohlfühlt, krank war er nicht gewesen ... Und hier, wo die Kurve der Erzählung fiel, flaute Frage und Antwort plötzlich ab; eine Weile herrschte leere Stille. Vaters Blick wandert von einem zum andern; sie schweigen. Und da fühlen sie mit einemmal alle, daß dieses Schweigen voller Fragen ist, vielmehr, daß eine einzige vielverzweigte Frage dahintersteckt, die Frage: warum bist du bis jetzt weggeblieben?! Und wenn einer von ihnen jetzt diese Frage stellen würde, müßte Georg antworten, und seine Antwort würde vielleicht nicht bloß über diesen einen Punkt Aufschluß geben ... Doch da unterbricht Vater schon das Schweigen. "Na, mein Junge, du bist gewiß recht müde", sagt er "also wollen wir den heutigen Tag beschließen ..." Aber da läßt sich auch Muttmchen Klara vernehmen. "Und mit keinem Wort fragst du danach, wie es uns inzwischen ergangen ist", meint sie ein wenig beleidigt. Georg sitzt stumm da. "Ihr habt doch einen angenehmen Sommer gehabt ..." sagt er nach einer Weile leise. "Wir haben einen angenehmen Sommer gehabt ..." wiederholt Muttmchen Klara in schmerzlichem Ton, "ja, haben wir das ...? Mein Gott." Und plötzlich hebt sie die Stimme: "Und nach Hänschen fragst du gar nicht! Interessiert es dich nicht, wie es ihm geht? willst du ihn nicht sehen?!"

"Hänschen", sagt Georg, "natürlich möchte ich ihn sehen. Ich dachte bloß, so spät dürfte man ihn nicht mehr im Schlaf stören ..."

"Na, für einen Moment kannst du ruhig zu ihm 'reingehen, du brauchst ihn ja nicht zu wecken ..." Die Schwester liegt im dunklen Kinderzimmer in tiefem Schlaf; das Lampenlicht von draußen fällt durch die Türspalte gerade auf das Bettchen. Hinter dem Gitter schläft Hans, auf der Seite liegend, mit zufriedener, pausbackigem Gesicht, die Händchen zu Fäusten geballt. "Süß, nicht?" fragt Muttmchen Klara, während sie die Tür schließt. "Ja, reizend ..."



"Einfach süß!" wiederholt Muttchen Klara, "mein geliebtes kleines Engelchen, mein Hansichen!" Stille, einen Augenblick. "Wenn du wüßtest, Georg, was wir durchgemacht haben auf der Heimreise ... wenn du wüßtest!" Verlegen steht Georg an der Schlafzimmertür; Muttchen Klara ordnet sich vor dem Spiegel das Haar; sie spricht zu Georg in den Spiegel. "Wenn du wüßtest, was wir ausgestanden haben ... na, aber jetzt gute Nacht, Julie hat dir sicher schon dein Bad fertig gemacht."

Welch gewohnte, bekannte Töne dringen durch die Tür: Georgs Schritte, ungleichmäßig, zögernd, in Pantoffeln schlurfend; das Quietschen der aufgehenden und sich schließenden Schranktür; das leise Aufklopfen von Stuhlbeinen; das Knistern von Papier; Seufzen, tief, wie Stöhnen; leises Rasseln von Schlüsseln und das Knacken eines Schlosses ... im Frühjahr hat Paul zuletzt Georg nebenan kramen und herumgehen gehört; und jetzt, wie er im Bett liegt, sind die bekannten Geräusche wieder da — und es ist nun bald Herbst. Was alles ist inzwischen gewesen! Wie viel Georg heute abend erzählt hat, wie gesprächig er war; mein Gott, das ist ja natürlich. Er hat ja so vieles gesehen, so vieles erlebt, das kann er schließlich doch nicht alles für sich behalten. Wenn ich hätte reden können ... wenn Georg mich gefragt hätte, was denn mit mir, mit uns gewesen ist ... wenn ich ihm alles hätte erzählen können, angefangen bei — — Jetzt hört man plötzlich ein scheuerndes, leicht klirrendes Geräusch von Metall — Georg zieht den Vorhang an der Tür zu — und gleich darauf einen leisen Anschlag auf dem Klavier, erst einen Ton, dann einen Akkord und noch einen, ein paar Takte, ganz leise. Im nächsten Augenblick steht Paul auf den Füßen; über das Hemd wirft er seinen Schlafrock; dann öffnet er vorsichtig die Tür und schiebt den Vorhang zur Seite, und schon steht er im andern Zimmer.

Im Nachthemd und in Pantoffeln sitzt Georg am Klavier. Als die Tür aufgeht, dreht er sich um, blickt fragend nach hinten, schließt währenddessen mit einer raschen Bewegung den Klavierdeckel und sagt in verlegenem, sich entschuldigendem Ton: "Habe ich dich geweckt? ... sei nicht böse." Pauls Antwort überstürzt sich. "I wo, geweckt hast du mich nicht! ich schlafe immer spät ein, und besonders jetzt ... Willst du noch nicht schlafen? macht es nichts, daß ich 'reingekommen bin?" Georg steht auf. "Selbstverständlich macht es nichts." Stille, einen kurzen Augenblick. "Wolltest du spielen?" fragt Paul, und gleich fügt er ermunternd hinzu: "So

gedämpft hört man es ja kaum in meinem Zimmer, so kannst du spielen, solange du willst ..."

"Ach nein", antwortet Georg, "es war mir bloß etwas eingefallen, ich wollte nur ein paar Töne anschlagen." Und jetzt schweigen sie wieder. Paul hat das Gefühl, als seien ihm Hände und Füße gebunden, und als habe er einen Knebel im Mund. Er bemüht sich, diese Fesseln zu sprengen, die Hemmungen zu überwinden. "Kann ich dir nicht helfen?" fragt er rasch und zeigt auf Georgs geöffnete Reisetasche und auf die auf den Stuhl gelegten Sachen. "Ach, danke. Das werde ich schon morgen alles in den Schrank werfen." Stille. Und wieder beginnt Paul, mit sich ringend: "Würdest du nicht ein bißchen spielen? ich habe dich so lange nicht gehört. Den ganzen Sommer war nirgends anständige Musik, immer bloß Tanzmusik, Salonmusik und so was ..." Dann hastig: "Hast du im Sommer was gearbeitet? hast du was geschrieben?"

"Nein, nichts." Wieder Stille. Georg dreht sich im Sitzen den Tasten zu und klappt den Deckel auf. Zwei, drei Töne, leise, wie aus der Ferne. Aber zusammenhängend und mit Betonung. "Weißt du, was das ist?" fragt Georg. Paul nickt, er weiß, was es ist, die große g-moll Fuge von Bach<sup>10</sup>. Diese Töne, — wie lange hat er diese kristallklaren, reinen, gerundeten Töne nicht gehört; und wie nun die zweite Stimme einsetzt und die dritte und die vierte, um, an ein stählernes Gesetz gebunden, in strengen Harmonien nicht zu erklären, sondern zu beleuchten, nicht zu diskutieren, sondern zu befehlen, nicht auszuklingen, sondern Raum zu füllen, mit überirdischer Wahrheit. Wie lange ist es her, daß er Georg dort am Klavier gesehen hat, den Kopf ein wenig nach links gebogen, die Arme kraftvoll hebend und senkend, mit sicheren Fingern den ewigen Strom der Töne lenkend. Wie lange ist es her, daß er manchmal abends aus dem Bett aufstand und herüberhuschte, um zu lauschen, so wie jetzt ... Plötzlich brechen die Töne ab: Georg dreht sich auf dem Klavierstuhl um; er hat die Augenbrauen hochgezogen, die Stirn gerunzelt. "Ich habe fast gar nicht gespielt und nichts geschrieben", sagt er leise, "überhaupt nichts gearbeitet. Darüber kann man nicht mit Szilasy reden, oder mit Vater, mit niemanden. Es hat keinen Sinn." In Paul spannt sich plötzlich alles an. Gegen den Türpfosten gelehnt steht er da und schweigt. "Es hat keinen Sinn", wiederholt Georg. Geradezu sichtbar kämpft hinter seiner Stirn der Wille, um die verräterischen Worte von den Lippen

---

<sup>10</sup> BWV 542. [https://youtu.be/4WhPUqpaRp4?si=N511GOK\\_RgMahHZt](https://youtu.be/4WhPUqpaRp4?si=N511GOK_RgMahHZt)

zurückzuhalten. Aber es geht nicht. Eine tiefer gelegene Kraft übt Zwang aus. Fast hörbar platzt der angespannte Widerstand. "Die ganze Sache hat keinen Sinn, die Musik. Verstehst du? nein, du kannst es nicht verstehen. Also, hör mal zu. Ich habe nichts komponiert und will auch nicht mehr, niemals mehr. Das kann ich ja doch nicht von neuem komponieren und alles andere, was ER geschaffen hat, Bach, und einige vor ihm. Die wußten, daß die Musik ... Sieh mal, ich kann dir das vielleicht gar nicht so erklären, wie ich möchte, und du kannst es wahrscheinlich nicht verstehen. Aber es ist so, die Töne kommen von Gott, wie überhaupt alles, und müssen für Gott da sein, rein und vollkommen, und dürfen nicht zerstören, weil auch Gott nur aufbaut, verstehst du? und Bach war der letzte, der das gewußt hat; die nach ihm kamen, wußten es schon nicht mehr, sie machten nicht mehr das, was Gott befahl, das, um dessentwillen er die Töne geschaffen hat. Sie bauten aus den Tönen keinen Tempel mehr für Gott, weißt du? ich meine damit, daß die Späteren nicht mehr bloß an Gott dachten, sondern auch an anderes und hernach nur noch an anderes, die schrieben allerlei Gefühle mit hinein — — sie vergifteten den reinen Gedanken oder wehrten sich nicht gegen das sich einmischende Gift", gequält formt sein Mund ein Wort und vermag es nicht auszusprechen, "die Romantiker! sie wandten sich bereits ganz von Gott ab und lebten in ihrer Musik bloß sich selbst aus, in jedem ihrer Töne ist Gefühl, verstehst du? Ärger und Liebe und Haß und Furcht und Rache! Der letzte Teil der Kreisleriana, erinnerst du dich daran? und die Chopin-Sonaten!" Seine Hand greift nach den Tasten; leise, zerquälte, beweisführende, zerstückelnde Töne fliegen auf. "Sie alle leiden, aber nicht mehr um Gott, nicht reinen Herzens! Auch Beethoven! was ist denn im Hammerklavier?! was ist in der siebenten Symphonie?! und auch Mozart! ist dir seine g-moll-Symphonie gegenwärtig? auch wenn sie Freude empfinden, leiden sie, um sich selbst oder um jemanden, und zerstören! und das will Gott nicht! Sie haben sich von ihm abgewandt und flüchten vor sich selbst! flüchten in die Töne und nehmen ihre Freude und ihr Leid mit, weil man nicht von sich selbst loskommen kann, verstehst du?! und ihren Körper nehmen sie mit, ihre Begierden und Lüste und ihre Enttäuschungen, erinnerst du dich an Mendelssohns Violinkonzert? Immer ist die Frau mit dabei, weil sie alle bloß für die Frau leben! Bloß deswegen brauchen sie das alles — das Wagnersche Orchester, ja, glaubst du, das kann auch nur die leiseste Stimme einer einzigen Frau überschreien?! immer ist sie dabei, und

immer ist sie in ihnen, alles ist Gefühl, und immer dreht es sich um die Frau, und das ... Das will Gott nicht! Gott ist das reine Gesetz! Dies Gesetz!"<sup>11</sup> und da, hinter seiner gehobenen Stimme, klingt unter seiner Hand laut, hart, klar, schonungslos in Oktaven die C-Dur-Skala auf, langsam und feierlich, wie ein letztes Urteil, "daraus soll man aufbauen zu Gottes Ehre, aber nicht zerstören, wie sie es getan haben mit ihren Gefühlen — denn das Gefühl zerstört, und alles, was nicht nur von Gott durchdrungen, was nicht reiner Gedanke ist, sondern wir selbst, unsere Gefühle, ist Zerstörung! Denn unsere sämtlichen Gefühle sind bloß ein einziges Gefühl — — " wieder schnappt sein Mund zerquält, krampfhaft nach dem Wort, das er nicht auszusprechen vermag, " — dorthin kehrt es zurück, weil es dorthin stammt — zur Frau, verstehst du?! natürlich verstehst du es nicht! aber begreif doch! davon muß man loskommen! von der Frau und von alledem — von dieser Musik, und ich kann das nicht — — und Palestrina und Bach haben ja schon alles geschaffen, alles aufgebaut für Gott, wie es ihm wohlgefällig ist, aus Gottes Tönen, und — und ich kann nichts mehr schaffen — mich hat jene andere gräßliche Musik eingefangen, und ich kann mich nicht vom Gefühl losmachen, und ich kann nicht entkommen vor mir selbst und vor der Frau und — — deshalb ist mir dieses ganze elende Zeug hier nichts mehr wert — — ich will nicht mehr! ich will nicht mehr! ich muß loskommen! ich muß flüchten!" Da war er schon aufgestanden, in Nachthemd und Pantoffeln stand er da, braun leuchtete sein Gesicht, und blau strahlte sein Blick im gelben Lampenlicht, sein Haar starrte in Büscheln empor und hing zerzaust herab in die vor brennender Aufregung schwitzende Stirn — und dann, in einem Augenblick, war er wie umgewandelt: zusammengefallen, ausgeglüht und leer stand er mit schlaff hängenden Armen vor Paul.

Paul war vollkommen erstarrt. Hinter der übermenschlichen Erscheinung schwebte das Geheimnis, aber auch die Enträtselung war da: er wußte genau, was hinter den wirren Reden steckte; vielleicht hätte er nur ein einziges Wort zu sagen brauchen, — ich weiß! ich verstehe dich! ich habe begriffen! — vielleicht hätte das genügt, damit Georg sich ganz offenbarte, mit letzter Aufrichtigkeit, in nie wiederkehrender Gelöstheit alles Gift ausschüttete, das in ihm fraß, und sich ihm näherte; vielleicht hätte er sogar reinen Frieden und Erlösung gefunden. Aber Paul schwieg. Hastig,

---

<sup>11</sup> In mancher Hinsicht entsprechen Georgs Empfindungen (bis hierhin) der Darstellung bei Adolf v. Grolman: JOHANN SEBASTIAN BACH (Heidelberg 1948: Verlag Lambert Schneider; Neuauflage Berlin 2024: A+C, in Arbeit)

nachprüfend ordnete er in seinem Innern das Chaos der Worte zu einem Sinn; und ehe sich ein einziges instinktives Wort, ein Laut nur, daß er begriffen habe, daß er mitfühle, Bahn brechen konnte, hatte Georg sich schon wieder geschlossen. Langsam, mit der abwesenden Ruhe eines Mondsüchtigen, aber auch mit dem vorsichtigen und argwöhnischen Wegschleichen eines Zur-Besinnung-Kommenden ging er durchs Zimmer bis ans Fenster. Dort stand er einen Augenblick und starrte auf die finstere Straße; dann ging er zurück ans Klavier und machte den Deckel zu; mit schwerem Blick sah er Paul an und sagte leise: "Na, Paulchen. Ich hab' da Unsinn geredet. Wirklich. Ich hab' bloß Spaß gemacht. Ich wollte dich ein bißchen zum Narren halten. Sei nicht böse. Gehen wir jetzt schlafen. Ich bin müde, sehr müde."

Paul, wie er sich schlaflos bis zum Morgengrauen in seinem Bett wälzte, wußte sehr gut, daß Georg nicht "bloß Spaß gemacht" hatte, sondern daß er feige oder eher schwach und machtlos war und die Schranke, die ihn von der Welt trennte, nicht durchbrechen wollte, oder es nicht wagte, am wahrscheinlichsten aber nicht konnte; die Schranke, die von vielen Seiten, aber nur in einem Sinne sein Leben hemmte und ihn verschlossen machte, die von einer bestimmten Sache ausging und immer zu dieser zurückkehrte. Paul wußte, daß in Georg die Kunst, mochte sie auch spontan und urverwachsen sein, im Grunde genommen nur Flucht war, und daß es etwas Irdisches, Weltliches sein mußte, das seine Abwendung von allem Irdischen, Weltlichen bewirkte und um dessentwillen — Paul wußte es — Georg fortgehen würde von Hause. Wie beängstigend war es, zu spüren, daß dasjenige, was bisher ihn vom Leben abgeschnitten hatte, nun auch schon das Fundament und den Bau jenes anderen Lebens anzunagen begann: anfang, ihn von der Kunst abzustoßen und von sich selbst. Es gab Augenblicke, in denen er deutlich wußte, daß Georgs Leben in großen Zügen, aber auch in kleinen Einzelheiten vom Haß gegen Muttmchen Klara bestimmt wurde. Hatte doch Georg jetzt ein Wort ausgesprochen — schwer und nach mehrfachem Anlaufnehmen —, das um so beängstigender klang in der späten Nachtstunde, als es bisher aus bewußter Zurückhaltung und instinktivem, brüderlichem Schamgefühl ungesagt geblieben war — das Wort: Frau. Paul war längst hinaus über das besinnungslose Herumraten, über die ersten schaurigen Nächte voll aufgeregter Träume und wähnte die

Freuden und Leiden des erwachenden Lebens nicht mehr als etwas in mystischen Nebel Gehülltes, Verworrenes, Übermenschliches. Und er wußte genau, daß Georg selbstverständlich schon mit Frauen zu tun gehabt hatte. Alex Szász hatte ihm noch im Frühjahr groß geheimtuend gesagt, was ihm sein erwachsener Vetter lachend erzählt hatte: daß er den älteren Hegedüs, den Musikhochschüler, eines Abends in eins der besseren öffentlichen Häuser habe hineingehen sehen. Paul hatte früher Georg manchmal auf der Straße getroffen, in Begleitung von Kolleginnen aus der Hochschule; und er hatte für Georg die drei Postkarten beiseite gelegt, die im August angekommen waren mit der Anschrift: *Herrn Pianisten Georg Hegedüs, per Adresse Herrn Dr. Ludwig Hegedüs*; und mit dem stetigen Text: *Viele herzliche Grüße Emmy*. Die Karten kamen aus Kaschau; von der vierten — die er nachher im Badezimmer verbrannte — wusch er, einer dunklen Ahnung und einem kindlichen Spürinstinkt folgend, die Briefmarke ab: unter der Marke stand in winzigen, spitzen Buchstaben: *Keine Nachricht von dir, mache mir solche Sorgen, habe solche Sehnsucht nach dir, tausend Küsse!* Nein: es gab keinen Zweifel, Georg hatte schon mit Frauen zu tun gehabt, auch in diesem Sinne, und da dies zum menschlichen Leben gehört und natürlich ist wie alles andere, was das Leben ausmacht: warum sollte dann für all den Kummer und für all das Schlimme, das offensichtlich und nun auch schon eingeständenerweise an Georgs Innerem fraß, die Frau verantwortlich sein? Die Frau als Einheit, als Begriff, als Allgemeinheit?!

Gesichter, Stimmen, Erinnerungen blitzen durch Pauls Gehirn, während er in der sommerlichen Morgendämmerung zum hundertstenmal bitter bestürzt wird von Georgs Geheimnis. Gewiß ist er verliebt. Aber ist das denn etwas Schlechtes? Er, Paul, war noch nicht verliebt; vielleicht wird er es einmal sein, vielleicht nicht: aber selbst wenn er schon verliebt gewesen wäre?! was hätte das Schlechtes bedeutet, wenn er zum Beispiel in die niedliche kleine Gisa am Balaton oder jetzt im Sommer in Lonette verliebt gewesen wäre? oder vor zwei Jahren in Rosa, das hübscheste von allen Stubenmädchen, die bei ihnen gedient haben? Oder wenn er sich in Iwan Risztics' Schwester verliebt hätte, oder in die Schwester von Alex Szász', oder in eins der Mädels, mit denen er voriges Jahr zusammen in die Tanzstunde ging .. Was kann daran Schlechtes sein, wenn einer verliebt ist?! vielleicht, daß die Frau einen nicht wiederliebt ... aber das kann nicht wichtig sein ... es gibt ja so viele Frauen auf der Welt! Die Dichter schreiben von der

unglücklichen Liebe, aber im Leben ist das bestimmt anders, und warum sollte Schlimmes daraus entstehen, daß man verliebt ist? Höchstens ist man eifersüchtig und tötet die treulose Geliebte, noch besser aber vergißt man sie oder ... sonst was, keinesfalls aber kann diese ganze Sache so wichtig sein, daß sie einem das Leben — — Georgs Leben! ist ja nicht wahr! ich begreife das nicht! was geht es die Frauen an, was er spielt oder komponiert, nein: nicht die Frauen, sondern die Frau, diese Emmy, die ihm unter der Briefmarke tausend Küsse schickt, oder sonst eine, etwa die aus jenem gewissen öffentlichen Haus ...

Und wie er gegen Morgen zum hundertstenmal darüber nachdenkt, daß Georg jetzt wieder bloß etwas zu sagen angefangen, sich wieder bloß zu zeigen begonnen hat, aber dann sich rasch zurückzog und das Tor seines Geheimnisses verschloß: da mußte er auch denken, wie sehr Georg ihn nun schon seit Jahren beunruhigte, von der frühen Kindheit an, durch die bloße Tatsache seiner Existenz, ihn beunruhigte durch jede Lebensäußerung, durch die Mitteilung, daß er eines Tages das Haus verlassen würde, jedoch nicht so, wie dies die übrigen ordentlichen Jungen tun, mit bestimmten Zielen, offen und natürlich, sondern geheimnisvoll; und wie er ihn beunruhigte dadurch, daß er ihn niemals etwas von sich wissen ließ, daß er, als der Krieg ausbrach und alle Leute nach Hause eilten, in der Fremde blieb, ohne Nachricht zu geben, und dadurch, daß er jetzt in der Nacht — wozu mußte er alles so durcheinanderbringen?! was hat Gott und Beethoven damit zu tun, daß ... es Frauen gibt auf der Welt, und wenn Gott zu seinem Ruhm und zu seinem Dienst die Töne geschaffen hat, ja, die Frauen hat doch auch Gott geschaffen, und das Ganze kann nicht so ernst und so gefährlich sein, wie Georg ihn glauben machen wollte und ... lohnt es sich überhaupt, jedes Wort, das er sagt, so ernst zu nehmen? vielleicht hat er wirklich bloß Spaß gemacht ...

Lohnt es sich? dachte Paul mit wirrem, brummendem, schwerem Kopf zum hundertstenmal. Ob Spaß oder Ernst: ist es all diese Ängste, all das Grübeln, all die Unruhe wert?! Nein ... es lohnt sich nicht, ist es nicht wert.

Georg ging am nächsten Tage frühmorgens aus dem Haus; es war noch niemand wach, als er aufstand und wegging. Er hinterließ nichts darüber, was er für Wege hatte, und das bot natürlich Muttchen Klara eine gute Gelegenheit, mit einigen unfreundlichen Worten den Fall zur Kenntnis zu

nehmen: "Sieh mal einer an, kaum ist er wieder zu Hause, kaum haben wir ein paar Worte mit ihm gesprochen, da geht die Unordnung schon wieder los ... " Vater zog die Augenbrauen zusammen und gab keine Antwort. Muttchen Klara wütete weiter. "Wirklich eine Taktlosigkeit, die Mädchen sind seinetwegen nach Mitternacht ins Bett gekommen, darauf verlangt er früh um sieben oder wann, daß sie ihm extra das Frühstück servieren!" Das Stubenmädchen warf ein, Herr Georg habe nicht zu Hause gefrühstückt, sei weggegangen und habe gesagt, er würde in der Stadt etwas essen. "So?" meinte Muttchen Klara, "also bitte. Das Zigeunerleben geht wieder los ..." Vater äußerte sich noch immer nicht zu Muttchen Klaras Murren, aber seine Stirn war jetzt schon stark gerunzelt.

Sie saßen bereits beim Mittagessen, als Georg nach Hause kam. Sowie die Entréeklingel ertönte, zeigte Muttchen Klaras Gesicht denselben harten Zug wie am Morgen. "Liebes Kind", sagte Vater da rasch, "wir haben schon einmal miteinander über diese Dinge gesprochen und uns dahin geeinigt, daß du die Eigenheiten des Jungen nicht feindselig und ungeduldig aufnehmen willst, und für die kurze Zeit, die er noch ..."

Georg trat ins Zimmer; sein Gesicht war rot; er sagte guten Tag und setzte sich sofort an den Tisch. Muttchen Klara langte stillschweigend nach seinem Suppenteller; Georg reichte ihr mit einer eifrigen, höflichen Bewegung den Teller hin. "Na, Junge, was gibt's Neues?" fragte Vater, während die Suppe ausgeteilt wurde. "Was hast du heute vormittag gemacht, von aller Herrgottsfrühe an? warst du in der Hochschule?" Georg schwieg einen Augenblick. "Nein, nicht in der Hochschule", sagte er dann leise, und nach einer neuerlichen Pause zog er ein längliches, rosa Blatt Papier aus der Tasche. "Ich habe mich zu den Soldaten gemeldet!" sagte er hastig, mit heller und heiterer Stimme. "Natürlich bin ich genommen worden. Ich bin ja auch *tauglich*." Und mit dem rosa Blatt zusammen reichte er Vater einen kleinen weißen Zettel hin: "Hier ist sogar schon der Stellungsbefehl, zu den Zweiunddreißigern."

Dieser Augenblick zeigte wieder einmal Vaters wahres Gesicht, seine wahren Gefühle für Georg. Dieser Augenblick zeigte, daß über den Stolz hinaus, der dem Künstler und der angebeteten Musik galt, und über jene langsame Entwicklung der Gefühle und Erwägungen und vielleicht der situationsbedingten Kompromisse hinaus, die Vater von Georg, von der zeitlosen Liebe, weg- und der zeitbegrenzten Leidenschaft, Muttchen Klara,



zugeführt hatte, Vater seinen Sohn liebte nach dem ewigen Gesetz der Bande des Blutes, so tief und innig, daß diese Liebe zwar mit einer leichten Staubschicht von Affekten und Entschlüssen, von vorübergehender Aufwallung und notgedrungener Gleichgültigkeit bedeckt werden konnte, doch letzten Endes ein Diamant war, von dem ein einziger Augenblick — und noch dazu ein solcher Augenblick — leicht den unschädlichen Staub hinwegblasen konnte. Vater erleichte bei Georgs Worten, und man sah ihm gleichsam an, wie ihm das Blut in den Adern erstarrte. Muttchen Klara wiederum erleichte, als sie Vaters Blässe sah. Sie blickten Georg an und blickten einander an, und beide ahnten sie in dieser Stunde den wahren Grund dessen, was geschah.

Doch Vater klagte nicht und klagte nicht an; Muttchen Klara verteidigte sich nicht und nahm auch nicht einmal in Gedanken die Verantwortung auf sich. Um den Tisch war es still. "Hättest du nicht abwarten können, bis du sowieso an die Reihe kommst? ..." Nur das fragte Vater nach einer Weile, aber diese wenigen Worte enthielten sein ganzes hinter der äußeren Ruhe verborgenes Zittern um das Kriegsschicksal, das sich da plötzlich vor ihm auftat. "Hättest du dich nicht freiwillig gemeldet, dann wärest du vielleicht wieder nicht genommen worden!" das klang wie ein offener Vorwurf; und nun, von der bloßen Tatsache ausgehend, gelangten sie dahin, wo sie im einzelnen hätten beginnen müssen: gleichsam natürlich wäre die erste Frage gewesen: warum hast du das getan?! Aber das war es ja gerade, was man nicht fragen durfte, nicht fragen konnte. Wozu auch? Sie wußten es ja. Vater hebt mit einer unsicheren Bewegung seine Serviette und wischt sich den Schnurrbart nach beiden Seiten, dann greift er nach seinem Glas. "Zum Kuckuck!" stellt er es gereizt wieder hin, "was für ein Zeug trinken wir da mal wieder! haben wir kein Eis im Hause?!" Dienstbeflissen kostet Muttchen Klara sogleich das Wasser. "Doch, wir haben Eis", sagt sie verlegen, "ich versteh das nicht, vielleicht hat Käthe vergessen, die Flasche aufs Eis zu stellen ..."

"Ist ja gar nicht so warm", sagt Georg heiter und obenhin. Und jetzt, da er gesprochen hat, befreit seine Stimme auch Vater aus der starren Unsicherheit und der abwehrenden Verlegenheit: jetzt kann man wieder sprechen, denn die einzige gefahrvolle Frage ist unausgesprochen und unbeantwortet an ihnen vorübergegangen. "Unerhört!" ruft Vater aus, "wenn ich bedenke, daß du, noch minderjährig, einfach ohne elterliche Erlaubnis ..."

Georg lacht kurz auf. "Es ist doch Krieg", sagt er leise. "Natürlich, es ist Krieg! im Frühjahr hat man dich bei der Musterung noch als untauglich befunden, und sehr bald wärest du ohnehin wieder drangekommen ..." Georg unterbricht ihn wieder: "Die paar Monate, ist das nicht gleich?" Und darauf kann man nun wieder nicht antworten, denn ob es gleich ist oder nicht, das Heute oder das Morgen führt wiederum nur zu jenem Warum, das nicht ausgesprochen werden darf. Vater ist eine Weile still, dann sagt er: "Na ... vielleicht hast du recht. Das Vaterland verlangt von jedem Opfer, und ein jeder muß seine Pflicht tun." Alle bemerkten den dankbaren Blick, den Muttmchen Klara Vater zuwarf, weil er mit diesen Worten aus der großen, wichtigen, allgemein menschlichen Frage jene ganz kleinen, unbedeutenden, privaten Verflechtungen ausgemerzt hatte, von denen — sie wußten es wohl — die allerallgemeinsten menschlichen Dinge abhängen, und die — sie wußten es wohl — imstande sind, die größten und wichtigsten Dinge in einem Augenblick umzustoßen und zu zertrümmern. Auch ihre Stimme klang dankbar, warm und liebevoll, als sie sagte: "Ach Gott. Es ist doch sehr wahrscheinlich, daß, bis du ins Feld müßtest, der Krieg schon zu Ende ist ... nicht wahr, Ludwig?"

"Ja, es ist anzunehmen", sagte Vater ernst. "Es ist jedenfalls möglich", sagte auch Georg, langsam. Und dann, Vaters und Muttmchen Klaras dicht aufeinanderfolgende Fragen beantwortend, erzählte er in seltsam ungetrübter, gleichmäßiger Heiterkeit, wie er sich frühmorgens bei der Musterungskommission gemeldet hatte: der Arzt untersuchte ihn kaum, der Kommissionsvorstand, ein Oberstleutnant, belobte ihn sehr für seinen Entschluß; dann bekam er sofort den Dienstzettel für die Zweiunddreißiger. "Aber zur Infanterie!" sagte Vater da heiser und wieder in aufgeregtem Ton. "Warum zur Infanterie?! hätte ich nur von deinem Vorhaben etwas gewußt, ich hätte es doch leicht durchsetzen können, daß du zur Artillerie oder zu den Husaren kommst ... ich werde noch nachträglich etwas machen — —"

"Ja, unbedingt!" fiel Muttmchen Klara rasch ein. Georg winkte ab. "Das ist doch ganz gleichgültig", sagte er und fing schnell von etwas anderem an zu sprechen: davon, daß er schon nächsten Montag den Dienst antreten müsse, also nicht viel Zeit für die Vorbereitungen sei. Gleich nach Tisch wolle er zum Militärschneider gehen und alles, was er brauche, bestellen ...

Paul saß während der ganzen Zeit schweigend am Tisch. Er dachte daran, daß alles von Gott komme, die Töne und auch die Waffen, und ob

jemand, der nicht imstande sei, Gott mit der Musik zu dienen, ihm denn mit Gewehr und Bajonett würde dienen können.

Zu fünfen und sechsen stehen sie vor dem Tor des Gymnasiums, können aber nicht hinein, denn ein bewaffneter Posten steht davor; aus der Schule ist, wie dies eine braun lackierte Holztafel über dem Eingang verkündet, eine Kaserne geworden und die Meldestelle für die Landwehr. An dem Bekanntmachungsbrett neben dem Eingang hängt ein maschinegeschriebener Zettel, der den Schülern mitteilt, der Unterricht beginne erst Anfang Oktober, falls bis dahin keine anderen Verfügungen getroffen würden, was dann wiederum an dieser Stelle und in den Zeitungen bekanntgegeben würde.

Die Knaben lasen die Botschaft. "Feine Sache!" rief Alex Szász hochofrennt aus, "ich hab' sowieso schon im voraus Bauchschmerzen gehabt wegen der Mathematik in der Fünften! Nu' fängt die Quälerei wenigstens etwas später an!" Andreas Szilvási indessen war der Meinung, ein solcher Aufschub sei bloß noch schlimmer, man müsse nachher um so mehr oxsen. Während über das Für und Wider debattiert wurde, trat Professor Záborszky aus dem Schulgebäude, grüßte die Knaben zunächst nur mit einem kurzen Kopfnicken, drehte sich dann, als er schon ein paar Schritte an ihnen vorbei war, um und ging zu ihnen. "Na, Jungen!" sagte er, "ihr brennt wohl schon vor Sehnsucht nach der *schola*, was? ich kann mir vorstellen, ihr habt gewiß schon den ganzen Sommer vorgelernt!" Die Jungen lachten, denn Herrn Professor Záborszky freute es, wenn sein Humor bei seinen Schülern starke Wirkung hervorrief, und nach diesem geglückten Einleitungsgelächter blieb er noch ein paar Minuten bei ihnen, machte aber nun keine Späße mehr, sondern war feierlich ernst. "Jetzt kommt eine andere Welt, ja, sie ist sogar schon da", sagte er ermunternd, "das sybaritische Dahinleben hat jetzt aufgehört, und es kommt das Zeitalter von Blut und Eisen, aber wunderbarerweise ist gerade diese eiserne Epoche die wahre *aurea aetas*, versteht ihr, in welcher wir endlich der Welt zeigen werden, was ungarische Tapferkeit ist!" Die Knaben stimmten zu. Professor Záborszky deutete mit schwungvoller Geste nach der an der Fassade des Schulgebäudes flatternden Fahne. "Diese Fahne soll euch in jeder Minute daran erinnern, daß wir in großen Zeiten leben, und in diesen großen Zeiten hat jeder einzelne zehnfach seine Pflicht zu erfüllen! Eure Pflicht besteht zunächst darin, daß

ihr lernt, lernt und nochmals lernt, so lange, bis die großen Tage auch euch den noch heiligeren Wahlspruch vorschreiben: *dulce et decorum est pro patria mori!* Amen!" fügte er ein wenig mechanisch und stillos hinzu; und plötzlich den Ton wechselnd, fuhr er fort: "Von euren Lehrern haben schon mehrere das Buch mit dem Schwert vertauscht. Und bei euch?" nickte er den Knaben zu, "was für Kriegsneuigkeiten gibt es in euren Familien?" Alex Szász antwortete als erster. "Mein Vater ist schon einundfünfzig, aber zwei Onkel von mir sind im Feld."

"Mein Papa ist Reserveleutnant bei der Landwehr!" meldete Gabor Neumann. "Sie erinnern sich vielleicht an meinen Bruder, Herr Professor", sagte Andreas Szilvási, "der wäre jetzt gerade mit seinem Jahr als Einjährig-Freiwilliger fertig, aber nun bleibt' er natürlich Soldat!"

"Mein Vater kämpft in Rußland", sprach finster Josef Habuk. "Meine Brüder dienen alle drei bei den sechser Honvedhusaren in Zalaegerszeg!" verkündete stolz Theo Vásárhelyi. "Mein Bruder hat sich vorige Woche als Kriegsfreiwilliger gemeldet", sagte als letzter Paul. "Na", meinte Professor Záborszky zufrieden und schlug energisch mit seinem Stock nach einem Altweibersommerfaden, der ihm entgegenschwebte. "Sehr brav! sehr brav! Also seht mal bis Oktober in eure Lehrbücher! lebt wohl, Jungen!" und er lüftete den Hut und ließ die Knaben vor dem Schuleingang stehen, dem Militärposten gegenüber.

Schon zwei Monate dauert der Krieg.

"Es ist klar, daß er noch nicht aus ist; er kann noch nicht zu Ende sein. Erstens, weil — weil er ja eben erst angefangen hat. Zweitens, weil wir schließlich gegen eine ganze Welt zu kämpfen haben. Und schon, und dennoch, Welch großartige Erfolge! Unsere Truppen haben die über die Save hereingebrochenen Serben überall zurückgeschlagen. Diese Gegend ist also vom Feind gesäubert. Wir haben sogar nach der Vernichtung der Timok-Division, als die Serben einen neuerlichen Übergang über die Save versuchten, auch diese zweite waghalsige, freche und verzweifelte Unternehmung mit fürchterlichen feindlichen Verlusten vereitelt, und zur gleichen Zeit ist unsere Südmarmee über die Drina in Serbien eingedrungen, und unsere Aktion zur Säuberung Bosniens vom Feind hat weitere Erfolge gebracht. Wenngleich die Kräfteverhältnisse in den ersten Tagen des Krieges ein rascheres Ergebnis erwarten ließen, so ist doch die Vernichtung Serbiens

jetzt bloß noch eine Frage von Tagen." Vater nimmt eine der Fähnchen-Stecknadeln und sticht sie an eine andere Stelle der Landkarte, dann geht sein Zeigefinger nach rechts oben, auf den russischen Kriegsschauplatz. "Seht mal her. Die in unser Vaterland eingedrungenen russischen Truppen haben wir bei Máramarossziget geschlagen, da oben sind die Russen gezwungen, die BÉlagerung von Przemysl aufzugeben, die sie auch bisher schon furchtbare Opfer gekostet hat. Noch weiter oben, nach der siegreichen Schlacht bei Tannenberg, schreiten unsere Kriegsoperationen in Russisch-Polen und Galizien günstig vorwärts. Aber nun!" Vaters Finger springt heftig nach links, über Länder hinweg. "Hier, in der Gegend der Argonnen, dringt die deutsche Offensive langsam, aber stetig vor. Und im Norden haben unsere Verbündeten auch schon Antwerpen genommen!"

Vater schneidet täglich aus der Zeitung die Kriegsberichte aus und sammelt sie in seinem Bücherschrank. Abends breitet er dann auf dem Eßzimmertisch die große Karte von Europa aus, nimmt aus der blechernen Zigarettenschachtel die Nadeln mit den bunten Fähnchen und steckt damit die Frontlinien ab. Er erklärt und stützt seine Erklärungen auf die Kriegsberichte, aus denen er erläuternd vorliest. Und dann fährt er plötzlich mit einer großen Handbewegung über die Karte hin. "Seht doch her! Was ist der Kern der Sache? Dies, seht ihr?!" und mit dem Zeigefinger zieht er einen mächtigen Kreis in der Mitte der Karte. "Dieser Kreis bedeutet die Fronten. Innerhalb des Kreises sind wir, Rücken gegen Rücken, in geschlossener Einheit, als verteidigten wir einen einzigen Baum oder eine Festung Schulter an Schulter, in dichtem Kreis, an den von innen nichts rührt. Was bedeutet das? Erstens, daß wir von der Seite nicht angegriffen werden können, wie zum Beispiel Frankreich von Italien, oder Rußland von Rumänien angegriffen werden könnte. Zweitens, wenn im Westen Verstärkung nötig ist, so kann diese mit Hilfe von ein- bis zweitägigen Eisenbahntransporten hinübergeschafft werden; wird im Osten Verstärkung gebraucht, so ist der Weg auch dorthin nicht länger. Unsere Truppen können binnen wenigen Tagen hin- und hergeschoben werden, so daß sie stets zur rechten Zeit an Ort und Stelle sind. Der Feind hingegen?" fragt er, und sein Finger beschreibt wieder einen Kreis auf der Karte. "Die feindliche Front ist der äußere Kreis, versteht ihr? und was ist dahinter? Fremde Nationen, im besten Falle neutrale Völker, oder das Meer, oder öde Erdteile. Und was geschieht, wenn die Franzosen oder die Russen Hilfstruppen brauchen? Halb

Europa, die halbe Welt müssen unter tausend Gefahren diejenigen umreisen, die ihnen zu Hilfe eilen wollen! Die ganze Welt mag gegen uns sein, und wenn auch der Feind in der Übermacht wäre, was Menschenmaterial und technische Ausrüstung betrifft, obschon ich das bezweifeln muß, wenn ich an die Deutschen denke, dennoch, gegenüber jeglicher sonstigen Übermacht ist der strategische Vorteil, sagen wir: der Vorteil der Situation unser, also ..."

Also, es ist natürlich, daß der Krieg noch immer dauert, aber wahrlich, die Stunde des Endsieges ist nicht mehr fern.

Die Schule begann erst gegen Mitte Oktober: nach der Ausquartierung der Kaserne mußte das Gebäude erst ein wenig in Ordnung gebracht werden, außerdem wurde einem anderen Gymnasium, das als Hilfslazarett eingerichtet worden war, ein Teil der Lehrräume zur Verfügung gestellt.

Als dann eines Montags der Unterricht begann, fiel sofort allen auf, daß sich manches verändert hatte. Neun von den Lehrern waren im Feld. Für diese Vertretung zu finden, war nicht leicht; die älteren Herren konnten schwerlich ein Plus an Stunden übernehmen; die jüngeren Hilfslehrer waren zu unerfahren: ihr schwacher Unterricht und viele ausfallende Stunden untergruben die Disziplin des in der ganzen Stadt als streng bekannten Gymnasiums; an Stelle der früheren Ordnung trat Systemlosigkeit, die sehr bald allgemeiner Unruhe und Unordnung Raum gab und das bedrohliche Gefühl von etwas Unsicherem, Provisorischem aufkommen ließ. Die Disziplin lockerte sich von selbst, und wie für das Schmelzen der dicksten Eisschicht nicht die Sonnenstrahlen einzeln verantwortlich gemacht werden können, so waren auch hier die Atmosphäre und Temperatur im ganzen für die Gestaltung der Dinge verantwortlich, und nicht die Vorfälle im einzelnen. Die Vorfälle, die an sich natürlich auch nur Erscheinungen des Vorgangs waren. Viktor Szabó, der mit Genehmigung des Ministeriums zum drittenmal die fünfte Klasse durchmachte, bereits siebzehn war und ein Jüngling von "lockeren" Sitten, bot in einer Lateinstunde ganz offen Herrn Doktor Szálka Trotz. "Die Klasse ein viertes Mal zu wiederholen, wird dir wohl kaum genehmigt werden, Szabó!" fuhr der Lehrer ihn an. "Wer sich mit siebzehn Jahren noch nicht merken kann, daß es einen Unterschied gibt zwischen dem Gerundium und dem Gerundivum ..." Szabó warf den Kopf hoch. "Glauben Sie nicht, Herr Doktor", fragte er unverschämt grinsend, "daß es im Feld ganz gleichgültig ist, ob ich den Rußki mit *dium* oder mit *divum*

niedersteche?!" Wie vor den Kopf geschlagen sah Doktor Szálka ihn einen Augenblick an, dann nahm er ihn sofort, mitten in der Stunde, mit zum Direktor. Aber selbst die strengste Rüge von höherer Stelle half nun nichts mehr daran, daß die Jungens fast sämtlich, auch die strebsamsten, sich sagten: der Balken gibt mir eine Vier in Latein? der Zappel in Ungarisch? der Bernhardiner in Geschichte? meinetwegen, ich melde mich ja sowieso als Kriegsfreiwilliger, sobald ich sechzehn bin, diesen Winter wird ja der Krieg noch nicht zu Ende gehen, vielleicht dauert er noch bis nächstes Jahr!

Nach einiger Zeit wurde dann die Schützenmannschaft in der Schule gebildet; auch die meisten Knaben aus der fünften Klasse trugen stolz das runde grünemaillierte Schützenabzeichen im Knopfloch, und wenn eine Militärinspektion kam oder sie hinausziehen mußten zur "großen Übung", blieben in der Klasse höchstens fünfzehn bis zwanzig Jungen übrig. Und das kam ziemlich häufig vor, bis der Direktor verfügte, derartige Veranstaltungen seien nur nachmittags abzuhalten: da aber stellte sich heraus, daß der Turnlehrer, Führer der Schützenmannschaft, nachmittags keine Zeit hatte, weil er in einem andern Gymnasium den eingezogenen Turnlehrer vertrat, — und so zeigte es sich auch bei dieser recht einfachen Angelegenheit, daß, wenn die Ordnung einmal an einer Stelle angefangen hat, sich aufzulösen, sofort alles höchst kompliziert wird. Nun handelte es sich nicht mehr bloß darum, daß irgendein Lehrfach an Stelle des eingezogenen Lehrers von einem überlasteten, nervösen Aushilfslehrer oder einem aufgeregten hastenden Kandidaten unterrichtet wurde, daß gewisse Stunden regelmäßig gestrichen waren und andere unerwartet ausfielen, sondern darum, daß — da die zufälligen oder vorsätzlichen Reibereien immer häufiger wurden -- der ganze frühere Rahmen zu zerfallen begann und die Bedeutung der Dinge sich vom bürgerlichen Leben nach etwas unsicherem, atemlosem Übergangsmäßigen hin verschob. Die Aufmerksamkeit, das Interesse der Knaben war von neuen Dingen in Anspruch genommen.

Tatsächlich: die Fragen des Gerundiums und Gerundivums waren unwichtig und gewissermaßen sogar lächerlich geworden, da man ja täglich über die Kriegsberichte zu diskutieren hatte; bedeutungsvoller als die geschichtlichen Helden des Altertums waren jetzt die führenden Generäle auf den Kriegsschauplätzen; wesentlicher als die Kenntnis des menschlichen Organismus war es, an den Kriegsverwundeten auf der Straße die grausamen Veränderungen zu beobachten, die dem menschlichen

Organismus zugefügt werden konnten; wichtiger als alle mathematischen Probleme war, wessen Vater oder Bruder neuerdings eingezogen worden war; das ganze Gymnasium wußte, in welcher Familie man den ersten Gefallenen beweinte; wurde in der Klasse gesammelt, so war der Zweck dessen nicht die Vervollständigung der klassisch-philologischen Bibliothek, sondern Kriegswohltätigkeit; und auch Paul trug voll Stolz den schmalen Eisenring, den er für das seit seiner Geburt getragene schmale goldene Halskettchen bekommen hatte.

Das Gespräch hatte Andreas Szilvási begonnen, in einer Pause auf dem Flur. Zu zehn oder fünfzehn standen sie in einer Gruppe; Andreas erzählte von seinem Bruder, der mit einem schweren Nervenschock und stumm von der russischen Front, wo man ihn kaum noch am Leben, aus einem eingestürzten Laufgraben hervorgezogen hatte, nach Hause zurückgekehrt war. "Zwanzig wird er jetzt", sagte Andreas, "vielleicht wird er halbwegs geheilt, vielleicht aber bekommt er die Sprache nie mehr wieder, bleibt für sein Leben ein halber Mensch. Was soll er denn nach dem Krieg anfangen?! das ist der Preis des Ruhmes, daß ein elender Wurm aus ihm geworden ist!" Einer der Knaben fuhr ihn hart an, so etwas könnte jedem passieren, und man dürfe nicht in solchem Ton reden, wo es doch eines jeden Menschen heilige Pflicht sei ... "Kann jedem passieren!" rief Andreas Szilvási, "dir auch!"

"Jawohl, mir auch!"

"Und wie würdest du von dir selbst reden oder denken, wenn es dir wirklich passierte?!"

"Ebenso! ich würde niemals vergessen, wofür ich mein Leben oder meine Gesundheit oder meine Zukunft geopfert hätte!" Da rief Paul spitz dazwischen: "Du bist ein Held! Wirst erst fünfzehn und bist hier, zu Hause. Ich für meinen Teil will nicht fallen oder verkrüppelt werden!"

"So?" sagte nach kurzer Stille der andere Junge, "das ist mir neu. Du führst ja hier ganz sozialistische Reden. Aber du vergißt, daß selbst die Sozialisten wissen, daß wir um unser Recht —" Paul unterbrach ihn, er hielt den Kopf ein wenig zur Seite gewandt. "Was soll das heißen: sozialistische Reden? ich vergesse gar nichts. Mein Bruder ist Soldat, und wenn es nötig sein wird, werde ich auch Soldat, verstehst du? Aber ich bin diesen Sommer aus feindlichem Land nach Hause geflüchtet. Dort drüben haben sie uns



genau so pfui zugeschrien wie wir ihnen. Dort drüben sind sie genau so von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt wie wir hier von unserer. Und daß jetzt einer den andern tötet, dadurch wird keinem Gerechtigkeit zuteil." Kurze Stille. "Du wagst also zu behaupten ..."

"Ich behaupte gar nichts", unterbrach Paul seinen Mitschüler zum letztenmal, "ich hasse bloß den Krieg." Damit drehte er sich um und ging langsam von der Gruppe weg; er hörte bloß noch, daß ihm unzufriedenes Murren und verächtliche Worte nachgesandt wurden.

Georg wohnte in der Kaserne und kam alle zwei Wochen einmal, Sonntagnachmittags, für ein paar Stunden nach Hause. Vater erwartete ihn an diesen Tagen stets mit Ungeduld; Muttchen Klara ließ ihm eine gute Teemahlzeit bereiten. Manchmal waren auch Pauls Freunde da, obwohl Vater es nicht gern sah, wenn Georgs seltene Besuche durch die Anwesenheit Fremder gestört wurden. Die Knaben blieben dann in Pauls Zimmer, ließen aber die Türen offen und hörten zu, was drin, bei den Erwachsenen, gesprochen wurde.

Die Eltern saßen mit Georg gewöhnlich im Salon. Anfangs erzählte Georg viel; von der Kaserne, von der Offiziersschule und vom Brigadekommandanten, der dieser Tage die Kaserne inspiziert hatte, — Vater hört bekannte Worte, und seine Erinnerungen leben auf. Er spricht dazwischen und reißt schließlich ganz das Wort an sich. "Wenn ich zurückdenke", sagt er, "an die Zeit, als ich mein Jahr diente ..." Und von der Budapester Infanteriekaserne geht das Gespräch auf die Debrecener Husarenkaserne über, von neunzehnhundertundvierzehn auf das Ende der achtziger Jahre. "Eines Tages", sagt Vater, "wißt ihr, das war großartig, da kam die Nachricht, es stehe hoher Besuch bevor. Erzherzog Karl Ludwig, der Kavallerie-Inspektor, komme nach Debrecen. Na, und zufällig war in diesen Tagen Rosa Nemelka zu einem Gastspiel in Debrecen; ihr müßt wissen, daß Rosa Nemelka zu jener Zeit das gleiche war, wie heute ..." Und er nennt den Namen einer modernen, gefeierten Schauspielerin, kehrt dann zu der alten Primadonna zurück, die im Mittelpunkt einer verwickelten Friedenshusarengeschichte stand, bei der Sekt, Kartenspiel, Schulden und Frauen eine große Rolle spielten und die sich gerade zur Zeit des erzherzoglichen Besuchs zutrug. Vater erzählt die lustige Geschichte unter Lachen, mit seligem und aus dem Heute flüchtendem Zurückdenken an

vergangene Zeiten, — Georg erhebt sich bald darauf; es ist sieben Uhr; er verabschiedet sich. Vater wird plötzlich ernst. "Na, leb wohl, mein Junge!" sagt er, "also heute in vierzehn Tagen ..."

"Ja, heute in vierzehn Tagen", sagt Georg und geht. Still gehen auch Pauls Freunde; das Mädchen beginnt, den Tisch zum Abendessen zu decken; Muttchen Klara sitzt am Telephon und lädt eben Doktor Majors für nach dem Essen zu einem Täßchen Mokka ein; dann geht sie durch die Zimmer, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei; und kehrt zurück in den Salon zu Vater. "Eigentlich könnten wir das gemietete Klavier jetzt zurückgeben", sagt sie. "Georg ist nicht zu Hause, wozu also zwei Klaviere, meinst du nicht?" Vater murmelt etwas, man kann nicht bestimmt entnehmen, ob es Zustimmung oder Widerspruch ist. Dann steht er auf, geht ins Sprechzimmer, breitet die Karte von Europa auf dem Schreibtisch aus und betrachtet sie prüfend lange mit zusammengekniffenen Augen und düsterer Miene; so lange, bis Muttchen Klara eintritt, um ihn zum Essen zu rufen.

Was Muttchen Klara auf der Flucht aus Belgien durchgemacht hatte, lebte in seinen letzten Auswirkungen, in kleinen Ausschwingungen noch lange Jahre in ihr weiter: doch die Tatsache, daß sie glücklich entkommen war, hielt allen Pessimismus von ihr fern und ließ nicht zu, daß sie von Ängsten eingekreist wurde. Muttchen Klara sah und verstand die Kriegereignisse durch den Filter ihres eigenen glücklich verlaufenen Kriegserlebnisses, daher begrüßte sie gute Kriegsnachrichten begeisterter als die Menschen im allgemeinen; und weniger als alle andern wurde sie von schlechten Nachrichten entmutigt. Wollte ein unsicheres, ein sich in die Tiefe drängendes Gefühl sie übermannen: dann dachte sie an den Bahnhof in Ostende, an die greulich überfüllten Waggons und an den johlenden, sie mit Schmutz beworfenden Pöbel an den belgischen Stationen, — und den Feind haßte sie um so mehr, als sie damals in "Westeuropa" nicht glauben wollte und auch bis zum letzten Augenblick nicht glaubte, daß die "liebenswürdigen" Franzosen und die "vornehmen" Engländer und jener herrliche russische Graf mit dem Christus-Gesicht und der reizenden, puppenhaften, silberblonden jungen amerikanischen Frau jemals Feinde sein könnten. Wenn sie sich an das verlorene Gepäck erinnerte, fiel ihr der elegante junge deutsche Offizier vom Herbesthaler Bahnhof ein, und gerade weil sie an die deutsche Kraft und Größe und Unbesiegbarkeit dachte, hielt

sie jetzt nachträglich den Skandal für selbstverständlich, den die Kassiererin im Warenhaus in Berlin wegen der Francs gemacht hatte. Muttchen Klara fühlte irgendwie, daß in "solchen Zeiten" alles vom Gleichgewicht abhinge: also konnte sie sich über die Dinge stellen und sich vorn Strudel nicht mitreißen lassen. Ins unmittelbar Persönliche übersetzt bedeutet das so viel: Vater ist über das militärpflichtige Alter hinaus, Hänschen weit darunter, auch Paul wird wohl wahrscheinlich nicht mehr an die Reihe kommen, Georg indessen ... nun, er hat für seinen Schritt die Verantwortung selbst zu tragen, denn es ist ja schön und edel, heldenhaft und patriotisch, daß er sich freiwillig gemeldet hat, hätte er es aber nicht getan, dann würde vielleicht auch er nicht eingezogen worden sein. Und daß wir siegen werden, steht doch außer Zweifel.

Abgesehen von allen Erwägungen und allem inneren Stellungnehmen gibt es schließlich zahlreiche Dinge, aus denen sich leicht ein Stahlgerüst für die Seele bauen läßt. Der wohltätige Frauenverein wird gerade jetzt umorganisiert zur Bewältigung von Kriegsaufgaben; Sitzungen, Vorträge, öffentliche Sammlungen, Propaganda-Aktionen nehmen Muttchen Klaras meiste Zeit in Anspruch; und selbstverständlich können auch die Frauen sich dem Debattieren über die Kriegereignisse nicht entziehen. Arbeit gibt auch, wie immer, die Familie, der Haushalt, den man von der Höhe der Situation den Verhältnissen angleichen muß, und schließlich und endlich hat man auch mit sich selbst zu tun; dies ist zwar heutzutage nebensächlich, doch darf man sich immerhin nicht ganz vernachlässigen: man muß sich kleiden; die Theater wollen auch leben, wenngleich, was sie bieten, ziemlich kriegsmäßig eintönig ist; und man muß in gesteigertem Maße die Augen offenhalten, denn alles, was man sieht, sei es auch nur auf der Straße, ist ein Stück Weltgeschichte. Habt ihr die Frau im schwarzen Kleid und mit dem Trauerschleier gesehen, die, einen Husarenpelz auf der Schulter, in edler, stolzer Trauer durch die Straßen eilt? Der Pelz hat ihrem gefallenem Mann gehört, jetzt verkündet er von den schmalen Frauenschultern das Beispiel treuer Pflichterfüllung. Hast du die blumengeschmückte Marschkompanie zum Bahnhof ziehen sehen? mit hartem Tritt schreiten die Soldaten, und niedergedrückte, weinende Gestalten begleiten sie nicht mehr: früher oder später begreift ein jeder das Gebot der Zeit. Habt ihr die Verwundeten gesehen, die in jedem Augenblick an die Rache und den Haß mahnen, die wir dem Feind schuldig sind? Hast du die Flüchtlinge in Kaftanen und mit

Pejes gesehen? Sie sind diejenigen, die zuerst heimatlos geworden sind; gib acht, auf daß du ihnen nicht folgen mußt. Hast du die zerlumpten Gefangenen gesehen, die dir enthüllen, daß auch im jenseitigen Graben keine Halbgötter kämpfen, sondern Menschen, in die man das Bajonett stoßen, die man niederschließen, die man gefangennehmen kann, genau so wie deinen Mann oder Sohn oder Vater. Gewöhne dich an diese neuen Dinge mit deinen Augen, deinen Ohren, deinem Gehirn und auch mit deinem Herzen; denn du erlebst Weltgeschichte, und dazu bedarf es des ganzen Menschen. Weltgeschichte ist die Brotmarke, die du mißtrauisch zwischen deinen Fingern drehst, und deine Türklinken aus Messing und dein Badeofen aus Kupfer und deine Kochtöpfe aus Aluminium, die für Kriegs-zwecke requiriert worden sind. Weltgeschichte ist jede Seite deiner zensurierten Tageszeitung, Weltgeschichte all dein Hoffen und all dein Fürchten. Sei glücklich und zufrieden, sei stolz auf dich selbst und auf die Welt, denn wenigen Generationen ist es beschieden, in einer Zeit zu leben, deren große Tage und kleine Stunden Weltgeschichte bedeuten.

Eine eigentümliche, bisher unbekannte Gedrücktheit, etwas wie eine neuartige Ergriffenheit lag über der Stadt in den letzten Tagen des Jahres. Weihnachten hatte es geschneit, und der Schnee hielt noch an; der weißleuchtende Dezembernachmittag trieb die Menschen mit unwiderstehlichem Drang auf die Straße. Seltsam war diese vibrierende Unsicherheit: keiner wußte genau, warum er aus der Wohnung wegging ohne ein deutliches, greifbares Ziel; keiner wußte, wohin er steuerte auf der Straße und warum er noch nicht wieder heimkehrte. Blicke, die nach Bekannten suchten, blitzten von Auge zu Auge. Die Menschen gingen auf der Straße, blieben zwischendurch plötzlich stehen und erwarteten irgendwie von denn auf sie zu Kommenden, daß er auch stehenbleibe und etwas sage. Aber was hätten sie einander sagen sollen? Gerade das wußte keiner. Jedes Herannahen brachte zehnfache Hoffnung, und keiner wußte, auf was er eigentlich hoffte. Jedes Weitergehen bedeutete hundertfache Enttäuschung, — doch das wußte bereits jeder, was es war, worauf er noch immer vergebens wartete. Vor Weihnachten war rings in der Stadt davon gesprochen worden, daß am Heiligabend Waffenstillstand herrschen sollte: und die Heeresberichte, die an den Feiertagen veröffentlicht wurden, sprachen von erbitterten Kämpfen an der ganzen russischen Front,

hauptsächlich zwischen der Wisloka und der Biala, und von besonders heftigen russischen Angriffen in der Weihnachtsnacht. Vor den Feiertagen war die Pensionierung des alten Generals bekanntgegeben worden, den man für den unglücklichen Verlauf und das traurige Resultat der Operationen in Serbien verantwortlich machte. Und aus dem Westen kam die Nachricht, daß es den Deutschen gelungen sei, die heftigen Angriffe der Franzosen und Engländer am Weihnachtsabend zurückzuschlagen. Die Menschen hatten sich selbst etwas zu Weihnachten versprochen und bekamen nicht das, woran sie geglaubt hatten: und diese Enttäuschung ließ ihnen andere Versprechungen und andere Enttäuschungen in den Sinn kommen. Die welken Blätter, von denen der Kaiser gesprochen hatte, waren längst von den Bäumen gefallen, aber das Morden ging unerschütterlich weiter. Die ruhmvolle Anstrengung aller Kräfte, zu der das königliche Wort angespornt hatte, schien umsonst gewesen zu sein, und in der lobenden Stimme des Königs klang etwas mit, das hieß: weitermachen! Die Gelöbnisse, Schulter an Schulter zu kämpfen, das Gleichnis von dem Soldatenstiefel, der sich hebt, um der Schlange den Kopf zu zertreten, die Verkündung des siegreichen Kampfes von Recht und Wahrheit gegen Unrecht und Unwahrheit: all das hallte plötzlich rhetorisch hohl in den Köpfen der Menschen wider. Mit einemal fühlten sie die Verheißung des raschen Sieges und triumphvollen Friedens in unglaublich weite Fernen entrückt, — und dennoch: sie waren jetzt draußen auf der Straße, witterten in der Luft, sahen einander prüfenden Blickes an, warteten an dem im Schnee schimmernden Winternachmittag auf Nachrichten, und, umwoben von dem ewigen Mysterium des Jahreswechsels, betäubt von der alljährlich wiederkehrenden Erwartung eines Wunders, begannen sie heimlich, in ihrem Innern schon die Freudenfeuer anzuzünden. Dann brachten die Nachmittagszeitungen die Berichte des Tages. "In der Gegend von Gorlice und nordöstlich von Zaklicyn haben unsere Truppen die wiederholten russischen Angriffe überall in schweren Kämpfen abgewehrt. Die Serben haben wiederum die Brücke bei Semlin gesprengt, doch konnten wir den nächtlichen Angriff der montenegrinischen Truppen auf Latha kraftvoll zurückschlagen. Nördlich von Chalons haben die Deutschen mehrere starke und erbitterte französische Angriffe abgewiesen. Die türkische Flotte kämpft auf dem Schwarzen Meer erfolgreich gegen die russische Flotte; die türkischen Aktionen schreiten sowohl an der russischen wie an der

persischen Grenze mit Erfolg vorwärts, und der Schauplatz der Kämpfe erstreckt sich bereits bis Belutschistan."

"Belutschistan?" fragen die Menschen nachher zu Hause, "wo liegt eigentlich Belutschistan?" Und auf den Landkarten werden neue Punkte mit Fähnchen bezeichnet.

Und am folgenden Morgen, am Neujahrstage, wacht man auf, und der Kopf tut einem weh von der schlechten Nacht; im Munde hat man einen üblen Geschmack vom Kriegersatzkaffee; nervös greift man nach der Post und sucht unter den Briefen nach der rosa Feldpostkarte; dann liest man die Zeitung, deren Leitartikel vom Durchhalten spricht, von den Leiden, die des Ruhmes Preis sind, und vom triumphvollen Frieden, den, wenn ihn auch der erste Tag des neuen Jahres noch nicht gebracht hat, bestimmt ein nicht mehr allzu ferner Tag bringen wird.

Der Sylvesterabend verlief sehr still, und still verlief auch Pauls fünfzehnter Geburtstag. Der einzige Gast war Georg, der gegen fünf Uhr unerwartet erschien. Am Kragen trug er bereits zwei Sterne: heute früh hatte er die Ernennung zum Korporal bekommen. Vater wäre gern zu Hause geblieben, Muttchen Klara hatte aber — leider — gestern eine Einladung zu einem ganz einfachen, kalten Kriegsabendessen bei einer Freundin angenommen, und so mußten sie kurz nach sieben Uhr aus dem Hause gehen.

Die Jungen saßen im "Studio", das nun wieder den Charakter eines einfachen Zimmers angenommen hatte, da das gemietete Klavier gestern abgeholt worden war. Als die Eltern fort waren, stand Georg sofort auf, ging hinaus und kam gleich darauf mit einer großen braunen Schachtel zurück; in der Hand hatte er einen dicken Knäuel Bindfaden und eine Stange Siegelack. "Das habe ich draußen gelassen, bis sie weg sind", sagte er zu Paul. Paul sah die seltsamen Sachen erstaunt an. "Was ist das? Willst du in dem Karton was mitnehmen?"

"Nein", antwortete Georg, "ich pack' bloß was ein, du hilfst mir dabei, nicht wahr? Aber etwas mußt du mir versprechen." Paul zuckte der beunruhigende Gedanke an frühere Gespräche durch den Kopf. Etwas versprechen, dachte er, wieder muß ich versprechen zu schweigen, etwas geheim zu halten ... "Ich will nicht, daß auch nur ein einziger Mensch etwas davon erfährt, daß — " Georg brach ab. "Auch Vater darf nichts davon

wissen", fuhr er dann ernst fort. "Paß mal auf, Paul. In diese Schachtel packen wir jetzt meine Sachen." Aus der Schrankschublade, unter Zeitungspapier hervor, zog er kleinere und größere Pakete. Eins fühlt sich weich an, als wären Kleidungsstücke darin, in dem zweiten könnten Bücher sein, auch im dritten sind harte Sachen, Bücher oder Hefte oder dergleichen, dann kommt wieder ein weiches Kleiderpaket und noch ein fünftes und sechstes. "Altes Zeug", sagt Georg jetzt düster und leise. "Nicht wichtig, was es ist. Sei auch du bitte nicht neugierig. Nicht wahr, das versprichst du mir?"

"Ich versprech' es dir", sagt Paul gedämpft und feierlich. Dann legt Georg den ganzen Packen in den Karton, springt auf und öffnet seine Schreibtischschubladen: Hefte, beschriebene und leere Notenblätter, Briefe, Notizen rafft er zusammen und verteilt den ganzen Haufen noch in der Schachtel. Die Schubladen sind leer. "Meine Arbeiten", sagt Georg. Dann füllt er den fast vollen Karton dicht mit Zeitungspapier aus, legt den Deckel darauf und umbindet die Schachtel viermal überkreuz mit Bindfaden und versiegelt den Knoten. Er betrachtet das fertige Paket. "Ziemlich groß", sagt er nachdenklich und hebt es auf. "Ziemlich schwer. Tu das bitte in deinen Schrank. Es geht doch hinein, nicht?"

"O ja", antwortet Paul tonlos. Und dann fragt er plötzlich: "Georg ... was ist da drin? warum hast du diese .. . diese Sachen eingepackt?!" Georg gibt ihm ruhig und leise Antwort. "Das ist nichts Wichtiges. Allerhand, was ich so zusammengekrämt habe ... für andere nicht wichtig. Meine Noten und allerlei alter Krimskrams. Aber ich möchte nicht, daß ein anderer darin wühlt. Es braucht niemand etwas davon zu wissen. Wenn Vater vielleicht mal meine Kompositionen suchen sollte, sag, du weißt nicht, wo sie sind. Sag, du glaubst, ich habe alles in der Hochschule gelassen." Kleine Pause. "Gut, Paulchen. Schließ es weg. Wenn ich zurückkomme, gibst du's mir wieder. Und ..." Nun spricht er rasch und mit gepreßter Stimme "Wenn mir was passieren sollte, dann öffnest du persönlich das Paket, ja? und siehst dir nichts an, darauf mußst du mir dein Ehrenwort gehen, und verbrennst alles." Wieder ist es still. Aber da wird Paul plötzlich kreidebleich, zwei große Tränentropfen rinnen ihm aus den Augen, und seine Stimme ist feucht von den hinuntergeschluckten Tränen, wie er würgend sagt: "Georg! warum mußtest du dich als Kriegsfreiwilliger melden!?"

Hätte hier irgendeine andere Frage einen Sinn gehabt? Es ist doch so gleichgültig, was in dem Paket ist, so gleichgültig, warum die Sachen

versteckt werden müssen, so gleichgültig, aus welchem Grunde kein anderer Mensch davon wissen darf, selbst das ist jetzt nebensächlich, was Georg denn "passieren" könnte und weshalb dann alles verbrannt werden soll. Nur eins ist wichtig, und die zahllosen anderen Fragen sind ohnehin in dieser einen Frage enthalten: warum hast du dich als Kriegsfreiwilliger gemeldet? Und wenn Paul diese Frage auch hundertmal schon verschwiegen hatte, jetzt mußte er sie aussprechen.

Mit zusammengezogenen Brauen schweigt Georg, als Paul die Frage hervorgestoßen hat. Und dieses Schweigen löst in Paul all das, was sich bis zu diesem Augenblick in seinem Innern angesammelt hat. "Warum hast du dich als Kriegsfreiwilliger gemeldet?!" ruft er in die atemlose Stille. "Du, Georg! du hast mir einmal, eines Nachts, gesagt, du würdest weggehen von uns! du hast nicht gesagt, warum und wohin du gehst, und einmal hast du dann noch gesagt, daß du ... ich weiß nicht mehr genau, daß du von dir selbst loskommen und nicht mehr arbeiten wirst und daß alles keinen Sinn hat und ... ich weiß nicht, was du alles noch gesagt hast, vieles noch ... bloß hast du niemals von etwas den Grund genannt, und von dir selbst hast du auch nie etwas erzählt, und ich konnte nie etwas von dir erfahren! Und du denkst wohl, ich hätte nicht darüber nachgedacht und mir nicht den Kopf zerbrochen über dich, und weißt nichts davon, wie ich mich gequält habe, als ich sah, daß du ... so bist, und daß etwas mit dir los ist, daß dir von jeher etwas gefehlt hat, und hältst mich wohl für einen Dummkopf und denkst, ich weiß nicht, daß das bei dir alles bloß darum ist — "

Georgs Augen blitzen auf, ein scharfer blauer Strahl fällt in Pauls Gesicht. "Was weißt du?!" fragt er hastig, in schrillum Ton. "Was ist bei mir alles bloß darum —?!"

Unaufhaltsam wie Lava fließen die Worte aus Pauls Mund. "Ihretwegen!" schreit er. "Ich weiß es! ihretwegen! ihretwegen wolltest du schon lange fort, ihretwegen arbeitest du nicht, und ihretwegen hast du dich zu den Soldaten gemeldet, und ihretwegen warst du immer so — "

Georg wartet auf ein Wort, fürchtet ein Wort, will ein Wort nicht hören. Er schreit dazwischen, grob und abweisend. "Wessentwegen?! Was für Blödsinn redest du da?! Was weißt du?! keine Ahnung hast du! red nicht solchen Quatsch! keines andern Menschen wegen! bloß meinetwegen — !"

Und dann klangen Georgs Worte wieder ruhiger. "Sieh mal, Paulchen. Wir wollen nicht miteinander streiten, wollen in dieser Sache nicht wühlen.



Wenn ich dir etwas nicht sage, so hat das seinen Grund, dann kann ich eben nicht anders. Das mußt du verstehen. Es tut mir von Herzen leid, wenn du dir meinetwegen Gedanken machst. Das ist wirklich überflüssig. Man tut am besten, wenn man ... also, sieh mal, du bist schon erwachsen, und wenn du mir etwas versprichst, so nehme ich dein Versprechen an und weiß, du wirst es auch halten. Wenn du das Versprechen aber nicht geben willst, dann werde ich jemand anders darum bitten und irgendwie sehen ... Aber das eine begreif bitte: ich wäre sowieso bald zum Militär eingezogen worden, und es ist so noch besser für mich. Und ich habe dich um diese Sache gebeten, weil ja schließlich Krieg ist, und da muß man doch damit rechnen, daß auch mir draußen im Feld etwas passieren kann, denn ich werde ja nun wohl bald an die Front kommen ... Ich glaube, sehr bald schon ..."

Er brach ab; Paul vermochte nichts zu sagen; lange schwiegen sie beide; erst nach einer langen Weile fragte Paul ganz leise: "An die Front? ... hast du dich dazu auch freiwillig gemeldet?"

"Ja", antwortete Georg sofort und ganz ruhig. "Aber .. auch davon dürfen sie nichts wissen."

Nach drei Tagen, wiederum unerwartet, kam Georg gegen Abend und teilte mit, daß er am nächsten Tag aufbreche an die Front. Vater sprang kreidebleich mit einem solchen Ruck auf, daß er den Stuhl, auf dem er gesessen, umwarf. "Das ist doch unmöglich!" rief er aus, und seine Stimme kreischte geradezu. "Unmöglich! Wer erst seit September Soldat ist, kann doch nicht schon Anfang Januar ins Feld geschickt werden!"

"Doch, Vater", sagte Georg, "es ist ja Krieg. Da geht's nicht so zu wie zu deinen Zeiten, erst Schule, dann Examen, dann Ausbildung und wer weiß was noch alles. Im Krieg wird man eingezogen, exerziert ein bißchen ... und das übrige kommt von selbst "

In Vaters schneeweißem Gesicht weiten sich plötzlich die zwei sanften, blauen, ruhigen Augen. Sie starren Georg an, während Vater fragt: "Was ist denn? ... was hast du nur?!"

Georg lacht nämlich. Lacht, als er spricht, und lacht, als er schweigt, lacht, als er von neuem zu reden beginnt, tja, es sei eben jetzt Krieg, und im Kriege ginge es anders zu. Vier Marschkompanien brächen morgen früh auf, sechsundsiebzig Freiwillige aus der Einjährigenschule. Lacht, hell und klar, so heiter, wie sie ihn noch nie hatten lachen hören. "Man gräbt sich in den

Unterstand ein", sagt er lachend, "ihr habt ja keine Ahnung, was für bombensichere Schützengräben wir heute bauen können. Nicht gefährlich, das Ganze. Man paßt ein bißchen auf, und wer nicht will, daß ihm was passiert ..." Und er lacht in einem fort. Vater, Muttchen Klara, Paul, die Schwester sehen entsetzt die etwas gebeugte Gestalt in Uniform an, die da steht und mit seltsamem, jetzt ganz kindlichem Gesicht lacht. Kalter Schrecken ergreift sie. Sie können kein Wort hervorbringen. Georg lacht, — und plötzlich lacht er nicht mehr allein. Die spukhafte Heiterkeit geht auf Hans über ... wie sonderbar, wie verblüffend! wie die beiden kindlich hell klingenden, lachenden Stimmen einander gleichen. Als lachte nur eine Stimme, bald höher, bald tiefer: eine Stimme, ein Mund, ein Leben ...

Dann nahm Georg Abschied. Es war fürchterlich. Vater hielt ihn lange umarmt; drückte ihn an sich, küßte ihn ins Gesicht und auf den Kopf, sprach kein Wort, seine Augen waren voll Tränen. Er beugte sich über Georg, wie er ihn umarmte, legte sich ganz auf ihn, und Paul mußte plötzlich denken, wenn Georg jetzt kräftig einen Schritt nach hinten machte, würde Vater der Länge nach hinfallen. Als sie einander losließen, lehnte Vater sich gegen die Wand; Georg ging auf Muttchen Klara zu, schlang die Arme um sie, küßte sie auf die Stirn, auf die Wangen, auf den Mund, lachte und wandte sich dann ab. Muttchen Klara stand bleich, mit versteinertem Gesicht, regungslos da. Dann ergriff Georg Hänschen und herzte und küßte ihn; der Schwester gab er die Hand, darauf ging er in die Küche zu den in der Erwartung des Abschieds flennenden Dienstmädchen; nun zog er sich an, und erst, als er schon ganz fertig war, drückte er Paul an sich. Die übrigen standen um sie herum im Entrée. Die beiden Brüder umarmten und küßten sich, keiner von ihnen sagte ein Wort. Dann ging Georg weg; mit leichtem, weichem Schnappen schloß sich die Tür hinter ihm.

"Entsetzlich!" sagte Muttchen Klara einige Minuten später im Eßzimmer, als sie sich tüchtig ausgeweint hatte. "Entsetzlich ... dieser Krieg. Solche jungen Kinder ... Er hat nicht einmal gesagt, wann sein Zug abfährt ... vielleicht kann man das irgendwie erfahren. Meinst du nicht, Ludwig, daß wir an die Bahn gehen sollen?" Vater stand am Fenster. "Nein", sagte er kurz und drehte sich gar nicht um. Eine Weile blieb es still im Zimmer. "Entsetzlich", sagt Muttchen Klara dann wieder. "Wie das auf die Menschen wirkt ... wie sonderbar der Junge heute war. Es ist doch furchtbar, jetzt weiß man, daß er morgen weggeht ... Er schien gar nicht ganz zurechnungsfähig

zu sein ... das Lachen und die ganze Art ... meinst du nicht, Ludwig, daß er, bevor er herkam, ein bißchen ... getrunken hat?" Plötzlich dreht sich Vaters hohe, breite Gestalt am Fenster um. "Was?!" sagt er mit heiserer Stimme und hochgezogenen Augenbrauen. "Was —?! Wie kannst du so was sagen — — getrunken — ?!" Paul wird plötzlich glühend rot. Ein brüllender Ton macht sich in seiner Kehle bereit, er kann ihn kaum zurückdrängen. Er dreht sich Muttchen Klara zu, und aus seinen blauen Augen sprüht ein heißer Blick, der wie glühendes Eisen durch ihren Körper dringt. Dann geht er schnell stumm aus dem Zimmer; die Tür schlägt er krachend hinter sich zu.

Paul ist gewachsen; seine Stimme ist tiefer geworden, und die linkischen Bewegungen der Flegeljahre verschwinden von Tag zu Tag mehr. Er gehörte zu den Jungen in der Klasse, die schon beständig lange Hosen trugen; dies bedeutete einen weiteren Schritt zum Erwachsensein hin. Und das Gefühl, nun zu den Erwachsenen zu zählen, dämpfte natürlich genau so die Spiellust, wie es dem heimlichen, aufgeregten Geflüster, den glühenden Debatten über Rätselhaftes, dem Herumraten und Nachschlagen im Lexikon ein Ende machte. Ja: es wäre ganz lächerlich für einen "ernsten Schüler" der fünften, bald schon der sechsten Klasse, herumzurennen oder Fangen oder mit Murmeln zu spielen oder sich aus Übermut in der Pause mit den andern zu keilen; und ebenso lächerlich wäre es, in albernem Geflüster und kläglichen bunten Abbildungen sich über die heiklen Lebensfragen orientieren zu wollen, da einen ja ganz natürlicherweise jeder einzelne Tag der persönlichen Erfahrung näherbringt. Mit offenen Augen, kühl und besonnen, beinahe sogar kritisch, blickt er tim sich und sieht, was vor sich geht. Da ist zum Beispiel Viktor Szabó. Der geht ganz unverhohlen immer in den Keller zu Vera, dem Mädels, das in der Pause Brötchen verkauft. Nun ja: er ist schon siebzehn, da versteht es sich also von selbst, daß er schon mit Frauen zu tun gehabt hat; abgesehen von dem Abenteuerlichen und, in Anbetracht der Situation, des Unverschämte-Kühnen dieser Geschichte, ist es ja eigentlich ganz gleichgültig, daß es gerade diese Vera ist, mit der er zu tun gehabt hat oder noch hat. Keineswegs gleichgültig aber ist es, daß Viktor in Vera auch verliebt ist und sie in ihn. Das kompliziert die sonst so einfach scheinende Sache insofern, als man gleich beim ersten Überlegen feststellen muß, daß Viktor und Vera ungefähr aus ein und derselben Gesellschaftsschicht stammen und auch ihre Lebensumstände fast die

gleichen sind: Veras Vater ist Pedell im Gymnasium, Viktors verwitwete Mutter hat einen bescheidenen kleinen Grünkram- und Obstladen. Ferner: die Sache wird heimlich und doch auch wieder nicht heimlich getrieben. Viktor verbringt die Pausen, oft sogar einen Teil der Stunden in der Kellerwohnung bei Vera; natürlich würde er, wenn ihn mal ein Lehrer erwischte, stets ableugnen, dort gewesen zu sein. Wenn es einmal auf irgendeine Weise zu einer Untersuchung kommen sollte, würde er sogar, aus Anständigkeit und Rücksicht auf den alten Holosovszky, Veras Vater, leugnen, dessen Tochter überhaupt zu kennen, jedenfalls nicht darüber hinaus, daß er hie und da sich ein Brötchen bei ihr gekauft hätte in der Pause. Außerhalb der Schule aber verläuft die Sache ganz offen: Viktor ist häufig bei Holosovszkys zu Gast, und Vera geht ungestört in der kleinen Zweizimmer-Hofwohnung hinter dem Gemüseladen aus und ein, auch abends, wenn Mutter Szabo sich in der Wohnung aufhält, ja sogar Sonntags, wenn sie, wie seit sieben Jahren, regelmäßig auf dem Friedhof ist, am Grabe ihres Mannes. Dann sind doch Viktor und Vera bestimmt allein in der Wohnung, — und von diesen Besuchen weiß auch der alte Holosovszky. Gut: Vera ist also Viktors Geliebte, alles in allem und mit ein bißchen gutem Willen kann man auch sagen, seine Braut, beziehungsweise mehr schon, als dieses Wort im üblichen Sinne bedeutet, aber es ist jedenfalls wahrscheinlich, daß Viktor sie später heiraten wird. Alles das ist letzten Endes nebensächlich: die Hauptsache ist, daß die beiden einander lieben, nicht bloß ein Verhältnis miteinander haben, und daß die Beziehung zwischen ihnen — wie man sie auch immer nennen mag — nicht von der gewissen Art ist, wie sie zwischen Dienstmädchen und Ladenschwengel zu bestehen pflegt, und daß man sie noch weniger vergleichen kann mit jenen flüchtigen kleinen Vergnügungen, die für billiges Geld in den öffentlichen Häusern abgewickelt werden. Viktor ist siebzehn, Vera sechzehn, sie lieben sich und leben ganz richtig miteinander in wahrer Liebe. So dachte Paul über sie nach, und da fiel ihm ein, daß Alex Szász's Zwillingschwester, Ilonka, auch bald sechzehn wurde, so wie er selbst, und daß ihr Vater auch Arzt war. Baby Heinrich und Klari Lázár und Olga Sachs sind auch zwischen fünfzehn und siebzehn, ihre Väter sind Arzt, Bankier und Rechtsanwalt. Hübsche und wohlerzogene Mädchen sind sie, gebildet, lieb und sauber riechend; im Winter gehen sie in Konzerte, im Sommer schwimmen sie und spielen Tennis, sie lesen Bücher, können über Theaterstücke sprechen ... kurz, sie gehören zu derselben

Gesellschaftsklasse wie er. Aber wäre es wohl vorstellbar, daß eine von ihnen mit ihm oder mit irgendeinem andern Jungen aus gutem Hause ... nein, das ist ganz ausgeschlossen; denn, lächerlich, wenn er eine von ihnen nur einmal zu küssen versuchte, was gäbe das für einen Skandal! Allerdings ist das nur eine Annahme, denn Erfahrung diesbezüglich, Beweise dafür hat er nicht; er weiß nicht, was wäre, wenn er eins dieser Mädchen wirklich liebte und sie ihn wiederliebte. Doch es ist ganz überflüssig, darüber lange nachzugrübeln: nichts würde "passieren", selbst wenn die Liebe auf Gegenseitigkeit beruhte, — nein: mit den gesellschaftlich gleichgestellten Mädchen kann man sich nicht einlassen, mit denen könnte man sich höchstens ein bißchen küssen und knutschen, — und darin eben liegt eine große Ungerechtigkeit: denn die Schwester der Brötchen-Vera, die vierzehnjährige Marischka, die guckt Jungen wie Paul überhaupt nicht an, für die kommen nur solche wie Viktor Szabó in Betracht. Was bleibt einem also übrig? Nichts anderes, als sich, wenn es sein muß, wenn man empfindsam veranlagt ist, in ein Mädchen aus guter Familie zu verlieben, sie auf der Straße zu begleiten, wenn ihre Gouvernante es erlaubt, mit ihr in die Tanzstunde zu gehen, wenn man Zeit hat, an sie zu denken, wenn einem zum Träumen zumute ist, und ihr eventuell Gedichte zu schreiben, wenn man sich dessen nicht schämt. Aber wenn es dann darum geht, daß man nach den Spaziergängen oder nach der Tanzstunde oder nach den Dulcinea-Träumereien oder nach dem aus dem Reimwörterbuch mühsam zusammengekratzelten Sonett ihr nachts im Traum begegnet, in beängstigenden, fremden, summenden und surrenden Gegenden, ihr oder einer, die ihr ähnlich sieht oder gar mehreren zugleich ähnlich sieht, die schön und begehrenswert und meist nackt ist und nicht so fein zurückhaltend, wie sie in Wirklichkeit alle sind, und wenn man im Traum nach ihr greift, neben ihr liegt, und wenn dann die wirren Bilder kommen, die übermenschlich vergrößerten nackten Schenkel, Brüste und Schöße und einen quälen, bis man atemlos und entsetzt und mit Gewissensbissen aufwacht: was soll dann geschehen?! Wie soll man nach solchen aufwühlenden Nächten den hübschen, vornehmen, keuschen Jungfrauen, den angehenden gesitteten Bürgergattinnen, die einem im Traum enthüllt, als Hetären erschienen sind, bei hellem Tage in die Augen sehen? und vor allem vielleicht: wie soll man sich selbst in die Augen sehen?! Paul wußte, in welchen engen, finsternen Gassen jene Frauen wohnen, die jedes männliche Wesen gern sehen und für billiges Geld auf viertel oder halbe Stunden zu

sich hineinschlüpfen lassen, und von denen man für die fragliche flüchtige Wollust auch schaurige Krankheiten bekommen kann; wußte, daß in bestimmten Straßen in der inneren Stadt die Häuser sind, in denen die teuren und besseren Frauen dieser Sorte wohnen, bei denen man auch ganze Nächte zubringen kann, wenn man Geld und die Möglichkeit dazu hat; wußte, daß es Nachtlokale gibt, wo man mit Kokotten und Halbweltdamen anbändeln kann, um für viel Geld auch ein Verhältnis auf längere Dauer zu unterhalten; und von einem Jungen aus der achten Klasse wußte er, daß dieser, wenn seine Eltern nicht zu Hause waren, das sechzehnjährige kleine Dienstmädchen hereinklingelte, damit sie im Bücherschrank "Ordnung mache", und dann die Zimmertür abriegelte. Das also sind die Möglichkeiten, die einem übrigbleiben? Das und immer wieder das, in geringen Variationen. Denn die Nöte der frühen Flegeljahre, um derentwillen man in diesem Alter die Jüngeren gewöhnlich schon verspottet, sind nicht um eine Spur besser als jene dummen, ekligen Träume.

Es kam selten vor, daß Paul über derartige Probleme mit seinen Freunden sprach. Ein instinktives Schamgefühl ließ ihn alle Worte vermeiden, die zu Gefühlsfragen geführt hätten. Er empfand es als derb, indezent und beschämend, wenn er von "Liebe" reden mußte in weiterer als bloß körperlicher Beziehung; die Liebe war für ihn — wie sich auch immer die Dinge gestalten würden — etwas wie ein geheimes großes Geschenk: höchstens zwei Menschen durften davon wissen, öfter jedoch nur einer, aber darüber sprechen konnte man nicht, zumindest nicht in bezug auf sich selbst, denn das Wort entweicht. Gewiß würde es einmal eine Frau geben, die er liebte und die ihn wiederliebte, und das müßte die echte große Liebe sein; darum durfte er nichts übereilen, mußte vorsichtig sein, um sich nicht etwa zu irren. Ein hübsches Gesichtchen, ein paar liebe Worte oder ein lange hallendes klares Lachen: das ist noch nicht die Liebe; und als Paul das dachte, wurde er traurig und kam sich ein wenig alt und lebensfern vor; irgendwie fühlte er, es sei nicht das Richtige, Gesetze zu erkennen und die Vollkommenheit zu suchen, den letzten Sinn der Dinge, anstatt .. . sich längst verliebt zu haben, sagen wir, in Klari Lâzâr, in die seine sämtlichen Freunde vernarrt waren und die sich der Reihe nach mit jedem von ihnen ein paar Wochen herumküßte.

Pauls Zurückhaltung erstreckte sich aber auch auf die körperlichen Dinge. Er erkannte das Gesetz und empfand sich nicht als etwas so

Besonderes, nicht als so ganz anders wie die andern, daß er sich als Ausnahme der Regel hätte entziehen wollen. Aber er war nicht aufgeregt und gierig, er beherrschte seine Neugierde und löschte seine Ungeduld aus, übereilte auch nichts, sondern wartete ab, bis die Dinge an ihn herantreten würden. Seine Freunde prahlten schon lange mit allerlei Abenteuern: Paul kümmerte sich nicht darum, wenn sie ihn hänselten, weil er nichts erzählte, und ihm hämisch nachsagten, er erzähle darum nichts, weil er noch nichts erlebt habe.

In diesem Frühling begann das Herumstromern.

Noch die Winterwochen hatten das erste wahre Freundschaftsbündnis gebracht: in der Klasse hatten sich Gruppen gebildet, deren Mitglieder zusammenhielten, gemeinsam lernten, die gleichen Bücher lasen, sich ihre Geheimnisse erzählten, in der Stunde einander vorsagten und, wenn nötig, füreinander Strafen abbüßten. Mit endlosen Gesprächen an Sonntagnachmittagen, mit Schachspielen, Diskutieren über Bücher, Krieg, Frauen, Welt, mit den ersten aufrichtigen Worten über das eigene Leben begann es; und als das Wetter schön wurde, ging das ziellose Herumstreifen durch die Stadt los. Wanderlust und Entdeckertrieb drängte sie auf die Straße. Sie zogen los in die entlegenen Stadtteile der Außenbezirke, machten sie sich auf in eine fremde Stadt oder gar eine fremde Welt; auf "seltsame" Gäßchen stießen sie, auf "interessante" versteckte kleine Plätze und merkten sich die "beängstigend aussehenden" oder "von ganz seltsamem Volk bewohnten" Häuser; sie wußten von einer Konditorei, in der ein "sehr altes" und ein "sehr junges" Mädchen bedienten; finstere Sachen ahnten sie von einer "geradezu verdächtigen" Kellerwerkstatt; und Nachmittage lang beobachteten sie die Gäste einer kleinen Vorstadtkneipe oder Schnapsbutike, vorsichtig um sie herumschleichend, weggehend und wiederkehrend. Die aufflammende Romantik ließ ihnen Dinge und Menschen vielfach vergrößert und bunter erscheinen. Gleich nach Tisch begaben sie sich schon auf diese Entdeckungsreisen, auf die Wanderungen durch die laue Frühlingsluft. Von drei bis vier sei Fechtstunde, gaben sie zu Hause an, und nachher würde Hegedüs zusammen mit Szász, der ihn abholte, zu Risztics gehen, und schließlich würden sie sich alle vier bei Szilvási versammeln, um Mathematik zu lernen. Und nachdem sie so vorsichtig und unkontrollierbar den Ort und die Art und Weise des Lernens in Dunkel gehüllt hatten, stromerten sie

beruhigt und selig bis zum Abend durch die Straßen. Sahen sich alles an, schnüffelten in den Frühling hinein, stiegen fremden Leuten nach, grüßten unbekannte Damen, und so todmüde sie auch der Nachmittag gemacht hatte, kamen sie des Abends eher angeregt in ungelöschter Abenteuerlust als erschöpft nach Hause. Wie scheußlich war es dann, die Mathematikaufgabe vorzunehmen, wo einem der Sinn immer noch nicht danach stand, jetzt erst recht nicht. Es mochte ja gewiß stimmen, daß  $a^2 + b^2$  in Klammern zum Quadrat gleich  $a^2 + b^2$  ... gleich wieviel eigentlich? ist. Aber wieviel wichtiger war es, ja sogar wichtiger als sämtliche Untergruppen der Gliederfüßler oder als das Gründungsjahr Roms, daß heute nachmittag am Ende der Stellwagengasse ... gerade gegenüber von dem "furchtbar komischen" Haus ...

Eines Nachmittags gingen sie in den Stadtpark. Auf den Promenaden lustwandelten bereits viele Pärchen; nun, das pflegte ja so zu sein und war nicht besonders interessant; viel verlockender war der Rummelplatz. Vor dem laut musizierenden Karussell blieben sie im Menschenhaufen stehen, sahen sich die stellungslosen Dienstmädchen an, die für einen Sechser Feilen, die auf den bunten Tieren rittlings saßen und ihre Beine zeigten; betrachteten das zerlumpte Gesindel, die verdächtigen Vorstadtelegants, die ihre dünnen Spazierstöckchen schwangen, die dienstfreien, begierlichen Soldaten. Eine geschminkte alte Person mit breitem Gesicht und fettgedunsenem Körper musterte Paul mit bestrickenden Blicken, und als sie vom Karussell herunterstieg, stellte sie sich neben ihn. "O was für ein hübsches junges Herrchen!" sagte sie grinsend mit einer Stimme wie ein Reibeisen. "Nicht wahr, du warst noch bei keinem Mädchen, was, Kleiner?" Die dicke alte Stimme zwang Paul etwas wie ein Lachen auf, obwohl ihm gar nicht zum Lachen zumute war und er beim Anblick der widerlichen Erscheinung, so aus der Nähe, eher erschrak und Übelkeit verspürte von dem Pomadegeruch, der ihm aus ihrer gelben Haarmasse entgegenströmte, — auf jeden Fall aber dachte er, einmal müsse er ja wohl oder übel den Anfang machen, aber wenn schon ... warum hatte er dann nicht lieber jenem hübschen jungen Mädchen gefallen mit den schlanken Beinen und der halbnackten Brust, das jauchzend dort auf dem Zebra Karussell fuhr, warum war nicht lieber die heruntergekommen und hatte ihn angesprochen? ... Der alten Dirne indessen genügte das kurze, offenbar ablehnende Schweigen, und Pauls verlegenes Lächeln war ihr sogar schon zuviel. Sie wurde grob, um



sich wenigstens dadurch für ihre vergeblichen Bemühungen zu entschädigen. "Verflixter Bengel!" schrie sie laut, "auslachen tust du mich, du Rotzjunge?! Ein Schnuller ist für dich das richtige, aber nicht, na, ich werd dir schon flüstern, was! Mach, daß du nach Hause kommst, häng dich an die Schürze deiner Mutter!" Sie spuckte aus und verschwand im Gewühl der Gaffer. Die in der Nähe standen, lachten; auch Paul; und seine Kameraden hielten sich den Bauch vor Lachen. "Hübsches junges Herrchen!" meckerte Andreas Szilvási. Hoch am dämmernden Frühlingshimmel zogen schmale weiße Wolken, die schrägen Sonnenstrahlen flimmerten dünn in der Luft. "Hierher! meine Herren, hierher!" tönte von der Seite heiseres Schreien, "hier ist die echte Kriegs-Wunderspinne zu sehen! sie sagt jedem sein Schicksal! Der Kopf — ein schöner Frauenkopf, der Leib — eine alte Krötenspinne! für zwanzig Heller können Sie Ihre Zukunft erfahren! bitte, nur hiererspaziert, meine Herren! ..."

"Für zwanzig Heller zeigt sie sogar, was unter der Spinnenhaut ist", sagte jemand. Von der andern Seite hörte man ein elektrisches Klavier hämmern. "Hier kämpft Held Unerschrocken!" schrie es da hinter ihrem Rücken, "hier bezwingt Held Unerschrocken den Tod! Erwachsene zwanzig, Kinder zehn Heller! dafür bekommen Sie zu sehen, meine Herrschaften, wie Held Unerschrocken dem König Petar den Schweineschädel einhaut! Zur Freude von groß und klein! ..." Das hübsche junge Mädchel springt jetzt vom Zebra, unter ihrem flatternden kurzen Rock sehen die nackten Schenkel hervor, sie geht an den Rand des Karussells und hängt sich bei einem jungen Mann in schäbigem Rock ein. "Hier der Lukas!" brüllt irgendwo die rauhe Stimme eines Anreißers, "wer haut ihn, wer buff ihn, wer knufft ihn, den Lukas?! Haut den Lukas!" Der junge Mann im schäbigen Rock, mit dem kecken Schnurrbart, läßt jetzt das hübsche Mädchel stehen, springt vom Karussell herunter und verliert sich in der Menge; das Mädchel dreht sich um, ihre Augen leuchten grünlich-grau, wie sie den Blick über die Menschen schweifen läßt; sucht sie sich jemanden? Sechs Kronen habe ich ... denkt Paul, mehr kann die nicht verlangen ... Da streckt das Mädchel den Arm aus und winkt. "Ede!" ruft sie herunter, "Ede, komm mal her, ich sag' dir was!"

"Na", meint Iwan Risztics, "das hätten wir also gesehen, gehen wir weiter, zur Berg- und Talbahn." Paul sagt nichts, rührt sich nicht, sieht das Mädchel an. Eine weiße Bluse trägt sie, fast ihre ganze Brust ist zu sehen, wenn sie sich bückt, einen kurzen braunen Rock hat sie an, und ihre

Strümpfe sind unter den Knien von rosa Gummibändern gehalten, und darüber ... "Was ist denn los?", sagt Iwan ungeduldig, "was guckst du dir die Augen aus? hast du etwa ernstlich vor, hier mit einer Nutte anzubündeln? dann geh doch lieber in die Neugasse, die sind nämlich vom hygienischen Standpunkt aus viel zuverlässiger, selbst die schmierigste dort ist noch ordentlicher als alles, was sich hier herumdrückt ..." Ist nicht wahr, denkt Paul, wenn dies Mädel hier mich angesprochen hätte ... Dann dreht er sich um. "Kommt", sagt er ruhig. Und wie sie vom Karussell weggehen, denkt er: aber sie hat mich nicht angesprochen ... und im übrigen habe ich noch Zeit damit.

Und daß dieses Zeithaben, dieses Wartenkönnen aufrichtig war, liegt darin begründet, daß Paul in letzter Zeit etwas anderes bemerkt hat, etwas, das ihm häufiger einfiel, worüber er immer mehr nachdachte und das ihn unleugbar aufregte.

Da es im Hause Hegedüs keine Töchter, nur Söhne gab, gingen an jugendlichen Gästen natürlich nur Jungen ein und aus. Kleine Mädchen waren nur selten und vor langer Zeit gekommen, auch diese waren meist Verwandte gewesen. Seit Vaters zweiter Heirat hatte dieser Verkehr aufgehört. So kam Paul selten unter Mädchen. Die Tanzstunde vor zwei Jahren hatte er bald satt bekommen und aufgegeben. Ab und zu einmal kam bei einem Kameraden dessen Schwester ins Zimmer zu den Jungen: dies war die einzige Gelegenheit, mit Mädchen zusammenzusein. Damals, vor einigen Jahren noch, kümmerte sich Paul nicht viel um sie, er fand sie langweilig, sie interessierten sich nicht für Fußball, nicht für das Herbarium, höchstens Kaufmannsladen oder Theater konnte man mit ihnen spielen, und immer mußte man aufpassen, daß man sie nicht zum Weinen brachte. Andererseits wieherten und kreischten sie immer gleich, und wenn sie zu zweien waren, wußte man nie, worüber sie nun wieder kicherten und weswegen sie einen auslachten. Das waren natürlich Dinge, die längst der Vergangenheit angehörten: schon voriges Jahr zum Beispiel, wenn Alex Szász's Schwester für fünf oder zehn Minuten ins Zimmer kam, oder Muttchen Klaras Freundin ihre Tochter, die kleine Magda, mitbrachte, — ja, mit diesen Mädchen konnte man schon ganz gut über allerhand sprechen, und wenn sie lachten, dann war das nicht mehr albern, reizte einen nicht mehr zur Wut. Und dann kam die Zeit, in der Paul die Liebesbeziehung Viktor Szabós zur Brötchen-Vera klar wurde; es kam das große Kopfzerbrechen über diese Dinge, und wenn

Paul an Klari Lázár dachte, die sogar der kleinen Lonette aus Ostende ein wenig glich, oder wenn er an Ilonka Szász oder ein drittes und viertes gleichaltriges junges Mädchen dachte, mit dem er sich gern angefreundet hätte, fiel ihm stets Viktor Szabó und dessen Vera ein.

Im Mai ereignete es sich dann, daß Frau Bertalan, Muttchen Klaras Freundin, eines Tages Paul ans Telephon rufen ließ und ihn für Sonntagnachmittag einlud. "Es werden ein paar kleine Freundinnen von Magda hier sein", sagte sie sehr lieb, "und ich hätte gerne, wenn auch einige zu ihnen passende Jungen, pardon ... junge Herren! kämen. Auf dich rechne ich bestimmt, Paul."

Paul zog seinen neuen dunkelblauen Anzug an, den er zum Geburtstag bekommen hatte, und stellte sich Sonntagnachmittag pünktlich um fünf Uhr in der Bertalanschen Villa ein. Er war der erste der Gäste und hielt seine Pünktlichkeit für sehr in der Ordnung, war stolz darauf, der erste zu sein. Magda Bertalan saß in einem hübschen blauen Kleid in einem vollgeräumten und sehr prunkhaften Empfangszimmer, und als Paul eintrat, stand sie auf und sagte: "O, Sie sind es, Paul? es freut mich sehr, da Sie gekommen sind. Bitte, nehmen Sie Platz. Wie geht es Ihnen?" Und all das brachte sie so gewandt hervor, so großmädchenhaft, daß Paul, der neben ihr stand, ein wenig eingeschüchtert in den gegenüberhängenden großen goldgerahmten Wandspiegel sah, ob Magda nicht vielleicht gar größer sei als er. Nein: sie war zum Glück einen guten halben Kopf kleiner, und das rettete die Situation. Paul plauderte unbefangen mit Magda und ihrer Mutter, die mittlerweile ins Zimmer gekommen war und die er gnädige Frau titulierte, mit dem alten deutschen Fräulein, das schon die Gouvernante von Magdas Mutter gewesen war, und mit Livia, Magdas Schwester, die, eine große Schleife im Haar, ebenfalls in den Salon kam, aber nur für fünf Minuten, weil sie erst zwölf Jahre alt war. Bald darauf fanden sich auch die übrigen Gäste ein: vier Freundinnen von Magda und sechs oder sieben Jungen. Alex Szász war der einzige, den Paul kannte, die übrigen besuchten sämtlich ein anderes Gymnasium; aber auch sonst fühlte er sich nicht recht behaglich, denn alle waren sie älter als Paul, gingen in die siebente oder achte Klasse, einer studierte sogar schon seit zwei Jahren Jura. Also, das war nicht ganz geheuer. Die Mädchen waren zwar sehr liebenswürdig, benahmen sich ganz wie erwachsene Damen, aber ausnahmslos fragte jede einzelne Paul, in welche Klasse er ginge. Das erstemal antwortete er nichtsahnend aufrichtig

— er konnte ja auch vor Bertalans nur die Wahrheit sagen —, er ginge in die fünfte: "Aaaah ..." machte da Lili oder Olga, "erst in die fünfte? ..." Paul wurde mißgestimmt. Jawohl, dachte er, erst in die fünfte! was gibt's denn daran auszusetzen? dachte er, während ein bebrillter Junge mit klobigen Händen lang und breit erklärte, beim Abitur müsse man nicht einzelne bestimmte Thesen wissen, sondern den ganzen Lehrstoff, und er zum Beispiel wisse in Mathematik und Physik bereits weit mehr, als im Gymnasium überhaupt gelehrt werde, ihm sei es also ganz gleichgültig, was für eine Aufgabe er nächstes Jahr im Examen bekomme. Ein anderer Junge, ein Blonder mit rosigen Wangen und breiten Schultern, redete davon, daß er sich noch nicht entschieden habe, ob er zum dritten oder zum sechsten Husarenregiment gehen solle nach der Musterung, obzwar auch die Innsbrucker Kaiserjäger für ihn in Betracht kommen könnten, vielleicht würde er sogar einen Dienstzettel für das vornehmste Regiment der ganzen Monarchie, für die Wienerneustädter Ulanen, bekommen, wenn er wollte. Und unten den Jungen befand sich auch einer mit welligem Haar namens Kornel, der den ganzen Nachmittag neben Irma fellebrant saß und unausgesetzt mit ihr tuschelte. Hie und da konnte man ein paar weniger leise geflüsterte Worte verstehen. "Verlaine!" sagte dieser Kornel, "einfach göttlich! nächstens werde ich Ihnen einmal ein Gedicht von Verlaine französisch aufsagen." Und noch andere Namen nannte er: "Baudelaire!" sagte er begeistert. "Rimbaud, Jammes ..." Unbekannte Namen, fremde Dinge ... Dinge von Erwachsenen ...

Mehr und mehr schwand Pauls gute Laune und wollte nicht wiederkommen. Zum Tee war im Garten gedeckt, hinter der Villa; Paul hatte seinen Platz zwischen Alex Szász und einem fremden Jungen, Magda gegenüber. Alex interessierte sich nur für das, was es zu essen gab; auch mit dem linken Nachbar ließ sich nicht reden, er gab kaum eine Antwort auf Fragen, die Paul an ihn richtete, im übrigen war er ganz und gar von seiner Nachbarin in Anspruch genommen; Magda wiederum mußte aufpassen, daß das Servieren klappte, hatte keine Zeit, sich um Paul zu kümmern. Endlich wandte Frau Bertalan, vom Kopf der Tafel her, das Wort an ihn. "Was habt ihr für Nachrichten von Georg?" fragte sie. "Danke, ganz gute."

"Georg?" sagte der breitschultrige Blonde, "wer ist das? und wieso: was für Nachrichten — ?"

"Mein Bruder", antwortete Paul stolz. "Ist er Soldat?"

"Ja."

"Bravo! Bei welcher Waffengattung?" "Bei den Zweiunddreißiger Infanteristen ..."

"Aha, so", meinte der zukünftige Ulan und fing sofort an, mit seiner Tischdame von etwas anderem zu sprechen. Aber auch am andern Ende der Tafel war schon vom Krieg die Rede, und bald sprach die ganze Gesellschaft nur noch davon, wer von den Bekannten und Verwandten schon an der Front sei. Und da dachte Paul bei sich, daß im Sommer diejenigen eingezogen würden, die jetzt das Abitur gemacht hatten, und nächstes Jahr diejenigen, die jetzt in die siebente Klasse gingen ... und daß er, der er doch erst fünfzehn war, jetzt schon zu den Großen hier eingeladen sei, weil die Nochgrößeren alle bereits im Feld waren, und daß in zwei Jahren um diese Zeit er der größte unter den Daheimgebliebenen sein würde ... Und er fühlte, daß er aus dem Grunde schon jetzt zum gesellschaftsfähigen jungen Mann vorgerückt sei, den man bereits zu Mädchen einlädt, weil die im Feld stehenden jungen Leute ersetzt werden mußten, und daß man ihn, wenn kein Krieg wäre, frühestens in drei Jahren zu fünfzehn-, sechzehnjährigen jungen Mädchen einladen würde, für die eigentlich Studenten oder gar mit dem Studium Fertige die passende Gesellschaft seien. Und als in den folgenden Wochen das zweite und dritte und zehnte junge Mädchen ihn einlud und er als immer häufigerer und selbstbewußterer Gast in den eleganten Wohnungen am Donaukai und in den Budaer Villen erschien, ließ ihn noch immer das unbehagliche Gefühl nicht los, mußte er noch immer denken, daß er doch eigentlich noch ein Junge sei und nur als Ersatz für die richtigen Großen eingeladen werde. Und dann dachte er mit besonders bitterem Haß an den Krieg, dachte mit vorwärtsdrängender Ungeduld an sich selbst und dachte mit heftigem Neid an Georg.

Der Kutscher Gabor war gleich zu Anfang des Krieges eingezogen worden; eine Zeitlang bildete er Rekruten aus, und dann, zu Beginn des Frühjahrs, bevor er an die Front ging, kam er sich von seiner Herrschaft verabschieden. Da fand er statt der rassigen Stute Bora, die requiriert worden war, einen alten Klepper vor den Wagen gespannt und auf dem Bock einen stark auf die Sechzig zugehenden, grauhaarigen Siebenbürger. "Jaja", meinte Gabor, "so ein Pferd wie die Bora und so einen Kutscher wie Gabor gibt's nicht wieder ..."

Gabor ging also in den Krieg, wie auch Vaters langjähriger Diener in der Bank und wie aus dem Hause in der Andrásystraße schon drei in den Krieg gegangen waren: der Sohn des Hausmeisters und aus einer kleinen Hofwohnung im dritten Stockwerk zwei Brüder, der eine Buchhalter, der andere Student der Medizin. Tagtäglich sah man die runzlige alte Frau weinen, tagtäglich hörte man die dicke, bösertige Hausmeisterin klagen; der Bankbote schickte rosa Postkarten aus dem Feld; mit jedem Tag traten einem diese Dinge näher; jeden Tag stieß man hundertfach auf die Tatsache, daß Krieg war. Und jeden Tag sah man deutlicher, was der Krieg bedeutete.

In der Klasse war Fritz Benedák der erste, den es traf. An einem Tage im Mai fehlte er und kam erst nach vier Tagen wieder in die Schule; er hatte seinen gewöhnlichen schäbigen braunen Schulanzug mit der viel zu weiten Hose an, aber am Arm trug er einen Trauerflor, und als er ins Klassenzimmer eintrat, verzerrte sich sein Gesicht, und er fing an zu weinen; die Jungen, die ihn gleich umringten, stieß er weg, beugte sich über die Bank und schluchzte. Vor vier Tagen war die Nachricht gekommen, daß sein Vater, Landwehrkorporal und früherer Eisenarbeiter, an der Karpathenfront am fünfundzwanzigsten April beim Sturm auf die Ostry-Höhe einen Kopfschuß bekommen hatte und den Heldentod gestorben war. Mit der Mitteilung zugleich schickte man der Witwe die Nickeluhr ihres Mannes, seine Geldbörse, die sieben Kronen siebzig Heller und einen in Zeitungspapier gewickelten großen Backenzahn enthielt, sein Taschenmesser und ein leeres Brillenetui, welches Frau Benedák zwar nicht als Eigentum des Gefallenen erkannte, da er nie eine Brille getragen hatte, jedoch entgegennahm, weil man es in seiner Tasche gefunden hatte. Die ganze Klasse drängte sich um den armen Fritz Benedák; als Doktor Szálka eintrat und erfuhr, was geschehen war, ging er zu Fritz hin, flüsterte ihm ein paar Worte zu, und dann, bevor er mit dem Unterricht begann, würdigte er mit etwas verschleierter Stimme in einer schönen Rede die Bedeutung des traurigen Ereignisses und endete mit einem Nachruf an "den ersten gefallenen Helden der Klasse". Und es verhielt sich in Wahrheit so: Tage hindurch betrauerte jeder einzelne Schüler Fritz Benedáks gefallenen Vater wie einen eigenen Verwandten. Als Fritz sich ein wenig aufgerafft hatte, mußte er genau erzählen, wie die Nachricht gekommen war, wer sie überbracht und was man in der Kaserne, wohin die Witwe gerufen worden war, gesagt hatte, wann sie

zum letztenmal Feldpostnachricht bekommen hatten; die Jungen sprachen die Vermutung aus, daß wahrscheinlich an der Front die Augen des alten Benedák gelitten hätten, daher die Brille und das unbekannte Brillenetui. Nach einigen Tagen waren sie jedoch über die brennende Aktualität der Angelegenheit hinaus, und nach einer Woche hielten sie sie bereits fast für selbstverständlich. Es war ja Krieg, also konnte jedem etwas passieren.

Und es passierte auch noch anderen. Keine drei Wochen waren vergangen, als Felix Klein in Trauer in der Klasse erschien. Sein Bruder, einstmals gleichfalls Schüler des Gymnasiums, war in den Kämpfen um Kolomea gefallen. Erbleichend hörte Paul zu, wie Felix weinerlich und stotternd erzählte, daß einen Tag, bevor die amtliche Mitteilung kam, einer ihrer Bekannten den Namen seines Bruders auf der Verlustliste entdeckt hatte. Paul wurde gelb und wurde rot. Imre Klein war mit Georg in eine Klasse gegangen; als der Krieg ausbrach, hatte er gerade sein Jahr abgedient und war dann im Januar als Leutnant an die Front gekommen. Der Vater von Felix und Imre Klein hatte in einem ärmlichen, von vielen Juden bewohnten Stadtteil einen kleinen Uhren- und Juwelierladen. Felix Klein war kein so armer Judenjunge, daß man ihn bedauern und als Proletarier hätte behandeln können, zählte aber auch nicht zu den reichen Judenjungen, die man auf Grund ihrer Wohlhabenheit beachtet. Paul hatte Felix Klein bis dahin sozusagen überhaupt nicht gekannt; doch was ihm jetzt widerfahren war, dieser schmerzliche Verlust, rührte an Paul, beängstigend und nahebringend. Er ging zu Felix hin, sagte ihm gütige und teilnahmevolle Worte, und wenn er nicht gefürchtet hätte, die frische Wunde von neuem aufzureißen, dann hätte er ihn gefragt, ob ... Im Augenblick wußte er gar nicht, was er eigentlich fragen wollte; erst auf dem Nachhauseweg fiel ihm ruckhaft die vergessene Frage wieder ein: warum ist dein Bruder ins Feld gegangen?! ... diese unglaubliche Dummheit hatte er fragen wollen.

Und noch vor den Versetzungsprüfungen kam die Nachricht, daß Professor Bruthammer gefallen sei. Auf dem neuen italienischen Kriegsschauplatz, in einem der ersten Gefechte hatte ihn der tödliche Bauchschuß ereilt. In der Aula, hinter dem Rednerpult, stand auf der durch ein besonderes Podium erhöhten Staffelei die lebensgroß vergrößerte und lebensgetreu kolorierte Photographie von Professor Bruthammer in der Paradeuniform eines Honvedoberleutnants. Rechts vom Direktorenpodium saßen in zwei Lehnstühlen zwei gebrochene, in schwarze Schleier gehüllte

weibliche Gestalten: Herrn Bruthammers alte Mutter und seine Schwester. Die Trauerfeier begann programmäßig mit der Nationalhymne, endete jedoch nicht programmäßig, weil während des Direktors Trauerrede die alte Dame einen Anfall bekam, zu heulen anfang und laut wehklagend Gott, den König und das Vaterland verfluchte; Entsetzen und Tumult entstanden; und als dann die anwesenden weiblichen Angehörigen der Lehrer und der Schularzt mit Mühe und Not die in schwerem Nervenkrampf tobende alte Dame hinausgeführt, vielmehr hinausgetragen hatten, schloß der Direktor, bleich vor Aufregung, mit wenigen abgeflauten Worten die Trauerfeier.

Im Verlauf von sechs Wochen waren also drei Männer aus dem nächsten Kreise auf dem Felde der Ehre gefallen. Aber diese drei bedeuteten dreihundert und dreitausend und dreihunderttausend; immer mehr Trauerkleider sah man auf der Straße, und von allen Seiten bekam man Trauernachrichten zu hören, auch dort, wo der Heldentod nicht durch schwarze Schleier kundgetan wurde. So kam eines Nachmittags, nicht in Trauer gekleidet, denn dazu hatte sie weder Zeit noch Geld gehabt, Aladár v. Czendriks Frau zu Hegedüs' gestürzt. Vor einer Stunde hatte sie die amtliche Mitteilung bekommen, daß ihr Mann in Galizien gefallen sei. Der arme, elende Aladár Czendrik. Der erste aus der Familie, jedenfalls der erste, von dem Hegedüs' wußten. Die drei Kinder, die armen Vettern und die Kusine, saßen zu Tode erschrocken auf dem Sofa im Salon. Ihre Mutter schluchzte wie besessen in einem Lehnstuhl. Muttchen Klara lief in heftiger Nervosität auf und ab durch die Wohnung. Aladár v. Czendrik, dachte sie, welcher war das von den vielen? ... und wie kommen wir eigentlich dazu ... wie komme ich dazu — ?! Aladár Czendrik, armer Teufel, dachte Vater, während er mit finsterem Gesicht am Fenster stand, das also ist die Gelegenheit, wo die Czendriks sich wieder melden ... Muttchen Klara rennt aus dem Zimmer, weil die Witwe in aufgelöstes Schreien ausgebrochen ist, die ganze Welt verflucht und die amtliche Mitteilung von Aladárs Tod in kleine Fetzen reißt und im Salon verstreut. Vater muß ihr eine zweite Injektion geben, damit sie sich beruhige. Danach liegt sie erschöpft auf dem Sofa, und die drei Kinder stehen da, versteinert vor Angst. Paul sitzt in seinem Zimmer, bleich, zitternd, und horcht hinüber nach den Vorgängen im Salon. Stefan ist sieben Jahre, Kornelia neun, Aladár zehn ... denkt er. Gut zwei Stunden dauerte es, bis sie gingen. Vater gab der Frau Geld und versprach ihr, sich nach einer Beschäftigung für sie umzusehen. Dann schickte er die Bedauernswerten im



Wagen nach Hause. Die einstige Schwägerin hatte sich ein wenig beruhigt: sie wußte, wenn es sich um Wohltätigkeit handelte, wenn es hieß, in die Tasche zu greifen und wenn Ludwig Hegedüs etwas versprach ... — Diese Szene am Nachmittag hielt noch wochenlang die Familie im Bann, besonders Paul. Wochenlang verfolgte ihn das krampfhaftes Schreien der mageren kleinen Frau, wie sie da auf dem Salonsofa sich gewunden hatte, bis die Injektionsnadel ihr in den Arm gesenkt wurde: "Aladááár! was haben sie mit dir gemacht! was soll nun aus unsern Kindern werden?! warum mußten sie dich töten?! was wird nun aus meinem elenden Leben! Aladááár! habe ich dich denn nicht geliebt, daß du sterben mußtest?!" Ja: das war eine ganz tiefgehende Frage, die da in der Bewußtlosigkeit, vielmehr in der Raserei erklungen war. "Habe ich dich nicht genug geliebt, daß du sterben mußtest?!" das hätten Millionen fragen können, fragten es vielleicht auch auf der weiten Welt; und wenn die Menschen zu dieser Zeit imstande gewesen wären zu denken, dann wäre ihnen vielleicht klar geworden, daß tatsächlich sehr vieles anders hätte kommen können, wenn sie alle einander damals, als die Gelegenheit noch geboten war, mehr geliebt oder weniger gehaßt hätten, keinesfalls aber geduldet, daß man die Liebe in ihren Herzen unterdrückte und den Haß anfachte. Aber zu dieser Zeit konnte die Frage nur noch zu spät hervorbrechen, so wie auch diese geplagte Frau verspätet die in den Tiefen schlummernde Wahrheit erfuhr.

Der arme Pechvogel Aladár v. Czendrik war also als erster der Familie dahingegangen; und Vater wußte, daß heutzutage über jedem Menschen drohend das Leid und Mißgeschick schwebte. Er dachte an Georg, wie in diesen Zeiten immer; und an Georg dachte er auch zu allererst, als die Nachricht vom zweiten Kriegsoffer in der weiteren Familie kam. Paul erhielt die Mitteilung auf einer Ansichtskarte — das Bild stellte einen ihm unbekanntem jungen deutschen Soldaten dar —, die Gertrud v. Ehrhart ihm aus Berlin schickte. Ehrharts waren beim Einbruch der Russen von ihrem ostpreußischen Gut geflüchtet und lebten seitdem in der Hauptstadt; nun teilte Gertrud in wenigen Zeilen mit, daß ihr Bruder Wolf Anfang Juni im Westen, bei den schweren Kämpfen um die Loretto-Höhe, gefallen sei. Wolf war von Kaspar v. Czendriks Enkeln der älteste gewesen, zweiundzwanzig Jahre. Der zweitälteste war Georg mit seinen zwanzig Jahren.

Georg schrieb selten. "Gut", sagte Vater ruhig, und innerlich zitterte er vor Unruhe, "gut, wir wissen ja, sie können dort draußen nicht immer

schreiben, und die Post geht auch manchmal verloren. Oft sogar." Aber als nach der Ansichtskarte aus Kaschau, die Georg Anfang Januar auf der Durchreise geschickt hatte, und nach der ersten rosa Feldpostkarte von Ende Januar bis März keine Zeile kam und er dann wieder schwieg bis Ende Mai, da suchte Vater einen seiner Bekannten im Stadtkommando auf; der Oberstleutnant, mit dem er sprach, erfüllte gern die Bitte seines alten Kameraden, und so brachte nach drei Tagen ein dienstliches Telegramm die beruhigende Nachricht, daß es Georg gut gehe. Wo er sich befinde, dürfe zwar mit Rücksicht auf die Lage selbst aus Freundschaft nicht mitgeteilt werden. Im übrigen aber sei er zum Fähnrich avanciert. Dies war eine sichere, sogar eine authentische Nachricht: bloß stammte sie eben nicht von Georg selbst; und auch weiterhin kamen keine direkten Mitteilungen von ihm, obwohl Vater ihm allwöchentlich eine dicht vollgeschriebene Feldpostkarte schickte. Gingen diese Karten verloren? und schrieb Georg darum nicht, weil er nichts von zu Hause hörte? Aber aus der amtlichen Erkundigung mußte er doch schließen, daß man sich Sorgen um ihn machte?! ... Und als nun die Trauerbotschaft aus Berlin kam, hielt Vater es nicht mehr aus. Man muß etwas tun! sagte er sich; kann ich denn schon wieder, nach so kurzer Zeit, den Oberstleutnant in Anspruch nehmen? ... Und wenn ich den General oder den König oder Gott selbst bestürmen müßte, auch das sollte mich nicht hindern!

Sonderbarerweise kam an dem Morgen, es war Mitte Juni, als Vater zum zweitenmal zum Stadtkommando gehen wollte, eine rosa Feldpostkarte. Der Stempel zeigte die Nummer des Feldpostamtes nicht, die Karte trug kein Datum, und die Mitteilung, die sie enthielt, war gedruckt. Es stand darauf: "Gott sei Dank geht es mir gut. Gott schütze auch Euch! Euer Euch liebender — " und noch ein Wort stand auf der Karte, dies mit Kopierstift geschrieben: "Georg." Bleichen Gesichts drehte Vater die Karte in der Hand hin und her. Weiter nichts? bloß dieses gedruckte "es geht mir gut" ... das heißt also so viel wie: ich bin am Leben, bin noch am Leben ... Und Vater stürzte zum Stadtkommando. Der befreundete Oberstleutnant war jedoch gerade vor einer Woche aus Budapest abgereist, in seinem Büro wußte man nicht — oder wollte es vielleicht nicht sagen —, wohin und auf wie lange Zeit. Ratlos stand Vater auf dem breiten, dunklen Flur. An wen sollte er sich wenden?! ... an wen konnten sie sich wenden ... die zehntausend und hunderttausend Menschen, die manches Mal als letzten Gruß von der Front eine ähnliche

geheimnisvolle Postkarte bekamen? Zehntausend und hunderttausend und eine Million ... Aladár v. Czendrik war einer von der Million, und Wolf v. Ehrhart war auch einer von der Million, und auch Georg Hegedüs ist nicht mehr als einer von dieser Million ...

Der Postbeamte nahm zwar das Telegramm entgegen, das Vater auf der Hauptpost an Georgs letzte Adresse aufgab, machte ihn aber darauf aufmerksam, daß die Zensur Telegramme des Inhalts: "Gib sofort Nachricht" wohl kaum durchlassen würde. Vater ahnte dies ohnehin, doch war es im Augenblick wichtig und wenigstens für diesen Tag beruhigend, daß er an seinen Sohn telegraphieren konnte. Vielleicht ließ die Zensur das Telegramm dennoch durch, und außerdem hatte man nun ein paar Tage, die man zählen konnte. Heute habe ich es aufgegeben, vielleicht geht es morgen weiter, vielleicht bekommt er es sogar übermorgen schon, und vielleicht kann er sofort, schon übermorgen, antworten ...

Ende Juni erkrankte Hans an einem schweren Magenkatarrh; tagelang hatte er hohes Fieber. Muttchen Klara saß von morgens bis abends an seinem Bett, auch Vater verbrachte alle freie Zeit im Krankenzimmer. Nach fünf Tagen war die Krankheit spurlos verschwunden, — aber mit Hänschens Genesung zugleich begann bei Muttchen Klara eine seltsame Periode des Kränkels; ja, man kann mit Fug sagen, sie war krank, und die merkwürdigen Erscheinungen dieser sonderbaren Krankheit kehrten eigentlich den ganzen Sommer hindurch fort und fort wieder. Muttchen Klara wurde übellaunig, mürrisch und so nervös, wie sie nicht einmal in den letzten Wochen ihrer Schwangerschaft gewesen war; und diese unruhige Nervosität, die auch nicht nachließ, als Hans völlig wiederhergestellt war, wurde von Tag zu Tag schlimmer: Es war allmählich geradezu eine Qual, in Muttchen Klaras Nähe zu sein. Paul hielt es zu Hause nicht mehr aus, und da die Schulferien schon begonnen hatten, verabredete er manchmal Tagesausflüge mit seinen Freunden oder streifte in der Stadt umher und kam bloß zum Mittag- und Abendessen nach Hause. Dennoch zankte sich Muttchen Klara tagtäglich mit ihm wie mit den übrigen, Vater und die Schwester nicht ausgenommen, die denn auch eines Tages ungeachtet der fünf Jahre, die sie nun schon Hänschen betreute, im Anschluß an einen unverdienten harten Rüffel ihr Bündel schnürte, so daß Vater seine ganze Überredungskunst und hundert Kronen aufwenden mußte, um sie schließlich doch vom Weggehen

zurückzuhalten. Muttchen Klaras Nervosität hatte verschiedene sichtbare Gründe. Zunächst war da Hänschens Krankheit gewesen, die sie zum Ausbruch gebracht hatte. Dann spielten natürlich auch alle Übel der Welt eine Rolle, zum Beispiel der Krieg ... Es war begreiflich, daß Muttchen Klara nicht untätig blieb, sondern neben ihren Hausfrauensorgen, die von Tag zu Tag schwerer wurden, auch ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen hinlänglich Genüge tat; sie arbeitete für Wohltätigkeitszwecke, beteiligte sich an vielerlei sozialen Hilfsaktionen, und schließlich und endlich, wenn trübe es nicht unangenehm und regte es nicht auf — wenn auch Vater sich nie darüber beklagte —, daß die Patienten kaum mehr zahlen wollten. Nun, und dann Georg.

Unglaublich, wie sonderbar der Junge sich benimmt! unglaublich, wie wenig er sich um uns kümmert! einfach beispiellos! ich kann mir nicht denken, daß es noch einen Sohn gäbe, und sei er auch noch so schlecht erzogen oder verwöhnt, der seinem Vater solche Sorgen machte! klagte Muttchen Klara im stillen, und einmal sprach sie es auch laut aus: "Ich verstehe das nicht, Ludwig! hat der Junge etwas gegen uns?!" Ihr Nervenzustand wurde also von Tag zu Tag bedenklicher, und wenn sich auch die inneren Ursachen nicht durchschauen ließen: es genügte, daß man die Symptome sah. — Eines Sonntagvormittags fahren sie im Wagen auf die Margareteninsel und spazieren dort ein Stückchen zu Fuß zurück. Die Sommersonne funkelt weiß an der Mauer des großen Hotels; in dem kleinen Garten vor dem Eingang sitzen die Leute, die hier zur Sommerfrische sind, in Korbsesseln, auf bunten Garten- und Liegestühlen, — natürlich, es ist ja heutzutage schwer, ins Ausland zu reisen, und hier auf der Insel ist man noch immer besser aufgehoben als innerhalb der Steinmassen in der Stadt, womöglich kommt das Hotel hier gar noch in Mode ... Sie bleiben stehen und sehen sich die in der Sonne herumsitzenden Leute an. Da wird Muttchen Klaras Gesicht plötzlich rot und dann weiß, und ihre Lippen zucken; im nächsten Augenblick wird ihr ganzer Körper von lautlosem Weinen geschüttelt; und da Vater verhüten will, daß die Leute die weißgekleidete schöne Frau öffentlich in Schluchzen ausbrechen sehen, nimmt er sie rasch beim Arm und führt sie vom Hotel weg auf einen schmalen Seitenweg. Paul geht einige Schritte hinter ihnen her; die Augen hat er zugekniffen und die Stirn gerunzelt. Und dann sitzt Muttchen Klara unter einer mächtigen Eiche auf einer Bank, lehnt den Kopf an Vaters Schulter und weint, mit gepreßtem,

krampfhaftem, lautlosem Schluchzen, lange Minuten hindurch. Am Eingang zur Insel wartet der Wagen; sie steigen ein, schweigen auf der Fahrt bis nach Hause, aber Muttchen Klaras Tränen rinnen unentwegt. Sie kann sich kaum die Treppen hinaufschleppen, ihr Gesicht ist verzerrt und von Zuckungen entstellt. Vater bringt sie sofort zu Bett, legt ihr Umschläge auf den Kopf, gibt ihr ein bromhaltiges Beruhigungsmittel und abends ein Schlafpulver ein.

Zwei Tage blieb Muttchen Klara im Bett, dann stand sie auf und erklärte, es fehle ihr nichts mehr. Doch hätte auch ein Blinder sehen müssen, daß die Nervosität unverändert in ihr flackerte. Vater beschloß daher in der folgenden Woche, daß dies nicht so weitergehen könne: es mußte schleunigst ein Sommeraufenthalt gesucht werden, und zwar diesmal nicht Hänschens oder Pauls wegen, sondern Muttchen Klaras wegen, deren Nerven der Winter anscheinend völlig zugrunde gerichtet hatte und die dringendst der Ruhe und des Milieuwechsels bedurfte. Diesen Gedanken äußerte Vater morgens, und mittags kam er bereits mit der Nachricht nach Hause, er hätte inzwischen eine Sommerwohnung gemietet in einer Villa auf dem Schwabenberg bis Ende August, — "ich weiß sehr gut, Kind, daß das keine ideale Lösung ist, aber bedenke, daß wir Krieg haben, und da deine Gesundheit auf dem Spiel steht, dulde ich keinen Widerspruch, hörst du? keinen Widerspruch!" Nein, ideal war die Lösung nicht, aber immerhin war sie eine Lösung: in der ersten Etage der Villa, in vier freundlichen, sonnigen Zimmern, richteten sie sich für den Sommer ein, und Muttchen Klara war reichlich Gelegenheit geboten, zu räumen, anzuordnen und zu verschönern; der Garten indessen, mit seinen mächtigen alten Bäumen, seinen weiten, glatten Rasenflächen, war wunderschön: man vergaß geradezu, wie schlecht man schon einmal, vor Jahren, auf dem Schwabenberg untergebracht gewesen war, — man konnte sogar vergessen, daß man auf dem Schwabenberg war; und wenn man nicht wollte, daß sich an einen Gedanken der zehnte und der hundertste knüpfte und die gefährliche Erinnerung an kaum vergangene Dinge heraufbeschwor, die einem die Ruhe verscheucht hätte: dann legte man sich ins Gras, bedeckte das Gesicht mit den Händen und betrachtete zwischen den Fingern hindurch den klaren, tiefblauen Himmel und dachte an nichts, am allerwenigsten daran, daß Krieg war.

Vater nahm sich nun gleich Urlaub, um die ersten Wochen mit Muttchen Klara auf dem Schwabenberg verbringen zu können; er war darauf bedacht, ihr einen netten Gesellschaftskreis zu verschaffen, damit sie nicht nur Ruhe, sondern auch Abwechslung genösse. Und dies gelang ihm leicht. Der Schwabenberg war in diesem Sommer natürlich sehr besucht, und in den benachbarten Villen wohnten Bekannte; gerade die nächstgelegene große Villa hatten Bertalans gemietet, und Frau Bertalan war ja zur Zeit Muttchen Klaras beste Freundin. Sehr bald begann denn auch ein reger nachbarlicher Verkehr, es gab kaum einen Abend, an dem sich nicht zum oder nach dem Essen fünf oder sechs Familien in einer der Villen versammelt hätten: jeder wußte eine Neuigkeit, jeder hatte etwas gehört, das zu erzählen sich lohnte, — Gutes hörte man lieber gemeinsam, und Schlechtes ertrug man leichter, wenn man nicht allein war. Die Menschen suchten einander, weil sie sich jetzt einsam, viel verlassener fühlten als früher: der Masseninstinkt des Krieges hatte das unbewußte Glücksgefühl der Einsamkeit zur bewußten Angst vor dem Alleinsein erniedrigt. Es ist Sommer, und es ist Krieg: die Damen gehen in ihren Gartenkleidern und die Herren in Hemdsärmeln einander besuchen; "wir sind doch hier zu Hause, was!" sagten sie scherzend, oder sie sagten ernster: "Ach, wer kümmert sich denn heutzutage um solche Äußerlichkeiten! es ist doch Krieg ..."

Paul hatte sich einen großen Stoß Bücher aus Vaters Bibliothek in die Sommerwohnung mitgebracht. Voriges Jahr hatte er die ungarischen Klassiker, den letzten Band Jókai gelesen. Jetzt nahm er ein paar Werke neuer ungarischer Schriftsteller vor, den einen und anderen schlecht übersetzten Balzac und Dostojewski und einiges von Hauptmann und Schnitzler. Er saß auf der Veranda oder lag im Garten und las: und nun drangen irgendwie ganz andere Töne an sein Ohr. Alte und neue Welten tun sich vor ihm auf, und alles ist anders als die bisherigen alten und neuen Welten: in der Erzählung schwingen Dinge mit, über die man nachdenken muß, über die Freude am Lesen hinaus öffnen diese Seiten einem die Augen, man blickt in die Welt und blickt in sich selbst. Das Buch schließt sich, die Laute entschwirren, und man ist noch nicht imstande, nach einem andern Buch zu greifen: Gestalten kehren wieder mit leibhaftigem Leben, Fragen und Zweifel werden im Innern laut und warten auf Antwort und Beruhigung, Schicksale schließen sich einem an in Ähnlichkeiten und Gegensätzen; Ziele

und Bedeutungen leuchten auf. Man fühlt, daß man auf diesen bedruckten Seiten zum erstenmal im Leben Dingen begegnet, die geradezu bedrohlich dem eigenen Leben nahe kommen und die einen, wie es scheint, nie wieder verlassen werden. Sie kommen aus dem Leben, und durch den vielfarbigen und mannigfaltig gearteten Filter der Dichtung führen sie zum Leben.

Zum Leben: vor allem zu Magda. Bertalan. Magda ist ein kluges Mädchen, man kann mit ihr über diese Dinge sprechen, sie interessiert sich dafür; auch selbst liest sie viel und vergißt das Gelesene nicht; es lohnt sich, mit ihr zu reden. Und sie ist auch leicht erreichbar: Bertalans wohnen ja in der Nachbarvilla, aus dem Fenster kann man zu Magda hinüberpfeifen. Und wenn sie dann mit dem verabredeten Pfiff antwortet, kann man zu ihr gehen. Frau Bertalan ist froh, daß Magda einen Kameraden in der Nähe hat, und sie freut sich erst recht, daß dieser Kamerad der "brave kleine Hegedüs" ist, mit Magda gleichaltrig und daher offenbar wirklich nichts anderes als ein Kamerad. "Die größeren Jungen", sagte Frau Bertalan zu Muttchen Klara, "fangen meistens gleich an, unverschämt zu werden, mögen es auch noch so wohlerzogene Mädchen sein, mit denen sie zusammenkommen; und ich würde es wirklich nicht gerne sehen, wenn Magda schon jetzt anfinge, zu flirten und sich herumzuküssen."

"Natürlich, du hast ganz recht", antwortete Muttchen Klara und versicherte auch ihrerseits, daß sie sich über die Freundschaft zwischen Paul und Magda sehr freue; und dies entsprach auch, soweit sie sich überhaupt um Pauls Freundschaften und Tun und Treiben kümmerte, der Wahrheit. Es war also alles in schönster Ordnung, aber — gestehen wir es nur ein — im Grunde genommen war es ganz gleichgültig, ob die Mütter sich über die Freundschaft freuten oder nicht. Die Hauptsache war, daß gewöhnlich schon frühmorgens der rufende Pfiff erklang, aus diesem oder aus jenem Fenster; und dann ging mittags der eine von den beiden in dieser, die andere in jener Villa bloß gerade rasch essen; sofort nach Tisch aber waren sie schon wieder zusammen und blieben zusammen bis zum späten Abend, denn oft trafen sie sich auch nach dem Abendessen noch. In dem großen und ein wenig verwilderten Garten von Hegedüs' saßen sie weit hinten auf dem ausgebreiteten Plaid oder in der versteckten Laube im Bertalan'schen Garten, oder sie spazierten auf dem Berge umher, und wenn schlechtes Wetter war, hockten sie in einem der Zimmer. Sie unterhielten sich, sprachen von

Menschen und Büchern; und wie sie sich selbst in den Roman- und Bühnengestalten sahen, sich in sie hineindeuteten und hineinlebten, um parallel mit ihrem eigenen wohlgezogenen kleinen Leben jenes breitere und gefährlichere nachgeträumte andere Leben zu kosten, verliebten sie sich natürlich schon in der zweiten Woche ernstlich und heftig ineinander. Es fehlte ja auch nichts, was dazu nötig war. Zunächst einmal war das Zusammensein und das Alleinzusammensein gegeben, das die zum Sieden heiße Atmosphäre in ihnen schuf, auch dort noch, wo keine Zimmerwände und keine verschlossenen Türen ihre Heimlichkeiten begünstigten.

Dazu kam der Umstand, daß Paul trotz des unbedeutenden Altersunterschiedes von wenigen Monaten als "großer Junge" zählte, da ja kein älterer in der Nähe war; und Magda machte das erste Liebesaufflammen zum großen Mädchen. Es war Sommer, sie waren einander nahe, brauchten nur die Hände nach einander auszustrecken. Paul sagte, wenn er von Magda sprach, sie sei ein "ganz nettes" Mädchen, und dachte dabei, sie sei das schönste, das einzige Mädchen auf der Welt; Magda betonte, daß Paul ein "ganz kluger" Junge sei, und fühlte, von allem, was es nur an Gutem und Schönerem auf der Welt gab, davon sei Paul das Allerallerbeste ...

Sie waren überzeugt, dies sei das vollendete Glück: ganze Tage zusammen zu sein und fast immer allein, viel sprechen zu können, sich ein bißchen zu zanken und rasch wieder zu versöhnen, manchmal einander nur anzuschauen mit gierigen Blicken in der schwülen Stille, zu warten, bis wirklich niemand mehr in der Nähe war oder bis es dunkler wurde, und dann über einander herzufallen und sich wild zu küssen. Sie wußten von einander, daß sie sich beide über jenen "gewissen Punkt" klar waren; aber anfänglich schien dieser "gewisse Punkt" gar nicht zu existieren: so rein, so keusch, so aufregungslos erlebten sie die Sensation der unbeschwerten ersten körperlichen Begegnung, daß sie aus instinktiver und anezogener Hemmung heraus gar nicht daran glaubten, es könne noch mehr geben, als sich zu küssen. Oder ... vielleicht gibt es doch noch mehr! Nämlich: aneinander zu denken, wenn sie nicht zusammen sind.

Gott sei Dank, ich bin verliebt! dachte Paul, als die erste romantisch-sentimentale Woge ihn hochtrug und — wenigstens für die erste Zeit — alles schmerzliche Sehnen nach einer "Viktor-und-Vera-Angelegenheit" aus seinem Innern wegusch. Er fühlte, er sei glücklich, und verstand nun überhaupt nicht mehr alle jene eigenartigen, vagen Gerüchte von der "unglücklichen"



Liebe, die aus Reden anderer, aus eigenem Ahnen oder aus Büchern zu ihm gedrungen waren; und wieder glaubte er, wie früher schon einmal, als er über Georg nachgegrübelt hatte, daß es unglückliche Liebe überhaupt nicht gebe, daß sie zumindest aber zu jenen Dingen gehöre, die man, wenn sie dennoch auftauchen, selbst heraufbeschworen hat mit seinen eigenen Phantastereien, seinem Selbstbetrug und seiner Schwäche ... kurz und gut, keinesfalls liege es an der Liebe. Gott sei Dank, ich bin verliebt! dachte er in geläuterter, seliger Ruhe, und er hielt es für natürlich und folgerichtig, daß auch Magda in ihn verliebt war, also war auch Magda glücklich in der gleichen reinen Ruhe. Die Phantasien, die sich an die Forderungen und Erscheinungen seines erwachenden Körpers geknüpft hatten, hörten nun plötzlich auf; er vergaß die an den Straßenecken herumstehenden Weiber, die er im Frühjahr so eindringlich bemerkt hatte; und es erschien ihm in seiner sentimentalischen Stimmung als schlimme Entweihung, als Beschmutzung des reinen Ideals, wenn er manchmal in Gedanken — ohne jede Spontaneität, sich geradezu dazu zwingend — versuchte, von Magdas Körper die weiße Leinenbluse zu lösen und den blauen Rock und was darunter war, — was ist denn darunter? wahrscheinlich ein weißer Unterrock und ein Höschen und ein Hemd ... Ernüchtert, vielmehr nicht erregt, konnte er sich das Mädchen nackt nicht vorstellen. Vielleicht wird sie meine Frau, dachte er einmal kindlich, und da überlegte er sich auch, daß er Magda, wenn sie seine Frau sein würde, in jeder Beziehung würde lieben können, in restloser Erfüllung körperlicher Gemeinsamkeit, und bis dahin ... wollte er keine Frau, keine fremde Frau anrühren. Eines Tages dann fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: was wäre, wenn Magda ihn einmal nicht mehr liebte, während er noch an ihr hing; was wäre, wenn all das, was er dachte, hoffte und beschloß, sich nicht verwirklichte oder nicht so verwirklichte?

Und da tat Paul, was er schon so oft getan hatte und was jetzt unbedingt notwendig war: er verscheuchte die unangenehme Vorstellung, um in die angenehme Wirklichkeit zu flüchten. Denn die glückliche, schöne Wirklichkeit ist ja da: sie hat sonderbare große graublauere Augen und sonderbares weiches goldblondes, in dicken Zöpfen auf die Schultern hängendes Haar, eine großmädchenhaft volle und dennoch kindlich reine Gestalt, schöne glatte sonngebräunte Haut, kühle, wie Äpfel schmeckende Lippen, — und da steht sie auch schon, am frühen Morgen, gegenüber am Fenster und pfeift dreimal hintereinander, kurz und scharf: rasch aufstehen,

'anziehen und noch vor dem Frühstück hinüberlaufen zu ihr in den Garten ... eine Schande, daß ich mich immer verspäte, daß jedesmal sie auf mich warten muß.

Hier oben auf dem Berg ist man gleichsam von der Welt abgeschlossen. Die Zeitungen gelangen erst gegen elf Uhr hierher, aber Vater durchfliegt sie bloß; Muttchen Klara und Paul tun nicht einmal einen Blick hinein. Die Nachrichten klingen hier ganz anders als unten in der Stadt: der freie Himmel und die Bäume und die Wiesen lassen nicht hundertfach das Echo erschallen wie dort unten die Häuser und die erregt umherlaufenden Menschen; im Sonnenschein und in der reinen Luft ist eine gute Nachricht wie selbstverständlich, und eine schlechte weniger schlimm; es wird schon eine bessere kommen! sagt man sich. So hat man wahrlich keinen Grund zur Klage. Die Menschen in der Umgebung sind sympathisch, die Wohnung ist bequem, die Offiziere, die sich in dem zu einem Offizierserholungsheim umgestalteten Hotel von den Verwundungen und Strapazen des Krieges ausruhen, tragen keine auffallenden Verbände und begegnen den Zivilisten zuvorkommend und nett, in den Geschäften am Marktplatz kann man alles Notwendige und Gute bekommen, und die schwäbischen Bäuerinnen der Gegend<sup>12</sup> sorgen dafür, daß an Geflügel, Obst und Butter kein Mangel sei; man muß es nur bezahlen können, und wer hier oben wohnt, dem fällt das nicht schwer.

Dennoch gibt es dies und jenes, was hie und da die reine große Harmonie stört. Gewöhnlich sind es Menschen von früher und Dinge von früher, denen man manchmal nicht ausweichen kann.

Zum Beispiel eine alte Zeitung, vom vorigen Sommer, in die der Kaufmann den Zucker eingewickelt hat und die Muttchen Klara zufällig in der Küche in die Hand gerät. UNSERE OFFENSIVE GEGEN SERBIEN. DEUTSCHE KRIEGSERFOLGE IN BELGIEN. Dies steht in riesigen Lettern zuoberst auf dem Blatt. Muttchen Klaras Nervosität war hier oben auf dem Berge sogleich geschwunden, sie war wieder heiter und ruhig geworden; aber als Mitte Juli ihr Blick auf das Zeitungsblatt fiel, meldete sich sofort wieder die Krankheit. Täglich bekam Muttchen Klara Wein- oder auch Lachkrämpfe, ganze Tage lebte sie in beängstigender Depression dahin, so daß Vater beschloß, einen

---

<sup>12</sup> Der Schwabenberg (Svábhegy), Berg bei und Bezirk von Budapest, wurde zu der Zeit offenbar noch teilweise von Donauschwaben besiedelt.

Nervenarzt heraufzurufen, da sich "diese Sache" doch nicht bloß häuslich behandeln ließ. Der Nervenarzt kam, und zwar inkognito, als Vaters Freund und Gast, — Muttchen Klara nahm nur so viel wahr, daß ein ihr bisher unbekannter Herr sich sehr freundlich mit ihr beschäftigte, sie beobachtete und ihr ein wenig den Hof machte; sie ahnte nicht im entferntesten, was es eigentlich war, dem das Interesse des fremden Herrn galt. Sie war lebenswürdig und reizend zu ihm, und als der sympathische Herr sich gegen Abend verabschiedete, forderte sie ihn auf, bald wiederzukommen, sie würde sich jedesmal sehr freuen über seinen Besuch. Vater begleitete den Kollegen an die Zahnradbahn; unterwegs nahm er voll Freude dessen beruhigende Worte zur Kenntnis. Wenngleich auf Vaters Wunsch, sagte der Nervenarzt, die Untersuchung in dieser Weise habe stattfinden müssen, und er so natürlich keine Gelegenheit gehabt habe, auf die eigentlichen pathologischen Erscheinungen bei der Patientin einzugehen, sei er doch sicher, daß es sich um kein bedenkliches Übel handle, das Ganze sei seiner Meinung nach nicht mehr als eine gesteigerte weibliche Reizbarkeit, eine Überempfindlichkeit — "tja, lieber Kollege, der Krieg ..." Jedenfalls sei völlige Schonung und Ruhe ratsam und ein wenig Abwechslung; "die kleine Patientin", sagte der Nervenarzt, "soll möglichst wenig allein sein". Sich diesen Rat zu Herzen nehmend, zog Vater nicht, wie er ursprünglich vorgehabt hatte, Ende des Monats hinunter in die Stadt, sondern blieb noch bis Ende August bei seiner Familie. Das war für ihn weder leicht noch angenehm. Er mußte nun, nachdem sein Urlaub abgelaufen war, täglich die Fahrt bergab und bergauf machen, um seinen Dienst in der Bank und seine Sprechstunden in der Wohnung zu versehen. Die Fahrerei mit der Zahnrad- und der Straßenbahn verschlang viel Zeit und verbrauchte seine Nerven. Es ergab sich häufig, daß Vater, obschon er bereits frühmorgens in die Stadt gefahren war, erst am finsternen Abend wieder oben in der Villa ankam. Zweifellos war indessen seine, wenn auch kurze Anwesenheit von guter Wirkung auf Muttchen Klara: ihre Nervosität ließ nach — bis zur nächsten Störung.

Der zweite Vorfall, der an der Sommerruhe ein wenig rüttelte, hatte seinen Anfang in der Umgebung des Hotels. Muttchen Klara ging mit Frau Bertalan und noch einigen Freundinnen spazieren, und als sie am Hotel vorbeikamen, wurden sie natürlich von den im Garten und auf der Terrasse sitzenden, oder liegenden Offizieren gründlich gemustert. Muttchen Klara blickte durch das Gitter und bemerkte, daß ein großer, eleganter Offizier mit

leicht ergrauendem Haar sie scharf ansah; und sofort stellte sie auch fest, daß er ihr sehr bekannt vorkam. Im nächsten Augenblick stand der Offizier auf, lächelte und verbeugte sich leicht; Muttchen Klara nickte, ohne zu überlegen, gleichsam mechanisch mit dem Kopf, — erst nachträglich bedachte sie, daß sie sich zwar erinnerte, das Gesicht dieses Mannes gesehen zu haben, er aber bestimmt nicht zu ihren persönlichen Bekannten gehörte, denn sie wußte seinen Namen nicht, also waren sie vielleicht einander nur flüchtig irgendwo begegnet, und wenn er nun grüßte, war das folglich eine Frechheit, wenigstens ein Anbändelnwollen; aber daß sie nun wiedergegrüßt hatte ... Aha, Frau Bertalan erkundigte sich schon. "Wer ist denn der fesche Rittmeister?" fragte sie und blickte sogar über die Schulter ein wenig zurück. "Der?" sagte Muttchen Klara unsicher, "o ... ein sehr alter Bekannter", — und da auf einmal begann es ihr im Kopf zu dämmern: "weißt du, vor vielen Jahren ..."

"Du, Klärchen", unterbrach Frau Bertalan sie mit kurzem Lachen, "der Rittmeister kommt uns nach aber dreh dich jetzt nicht um!"

Sie brauchte sich auch gar nicht umzudrehen: der Rittmeister stand schon vor ihnen. Er hatte eine kremfarbene Hose an, und die drei Sterne am schwarzroten Kragenaufschlag seiner weißen Bluse zeigten, daß er Hauptmann beim Generalstab war. Eine Mütze trug er nicht, in der Hand hielt er ein dünnes Rohrstöckchen, und daß er auf Krankenurlaub war, hob er auch durch das weiße Tennishemd hervor, dessen Kragen er offen trug. Er klappte die Hacken seiner Lackschuhe zusammen und verbeugte sich mit einer schneidigen Bewegung. "Ich bitte um Entschuldigung, gnädigste Frau", sagte er mit wohlklingender tiefer Stimme und ganz leicht fremdem Akzent. "Sie waren zwar so liebenswürdig, meinen Gruß zu erwidern, aber ich weiß nicht genau, ob Sie sich noch meiner erinnern?" Muttchen Klara erinnerte sich ganz tief in ihrem Kopf an dieses Gesicht und an noch eines Offiziers Gesicht und an noch eins ... wo war das nur? irgendwo um einen Tisch oder ... "O doch", sagte sie rasch, bis über die Ohren errötend und in brennender Verlegenheit, "natürlich erinnere ich mich".

"Bewunderungswürdig!" rief der Hauptmann aus mit etwas zu starker Betonung des Staunens. "Sie erinnern sich tatsächlich noch! dabei habe ich mir eingebildet, bloß ich hätte ein solches Physiognomiengedächtnis! Denn wen ich einmal gesehen habe, Gnädigste, und besonders, wen ich einmal bewundert habe ..." Mehr hätte Muttchen Klara schon nicht mehr erröten

können, — aber bei diesen Worten huschte ein opponierender oder mißbilligender Schatten über ihr Gesicht; Frau Bertalan, ein wenig beleidigt, trat einen Schritt nach hinten. "O Verzeihung!" sagte der Offizier sogleich. "Die Damen kennen mich ja nicht!" Und während Muttchen Klara eine vorstellende Handbewegung machte, nannte er, ihr zu Hilfe kommend, seinen Namen: "Horn". Wieder schlugen die Hacken aneinander, wieder die elegante Verbeugung; Frau Bertalan und die beiden anderen Damen nicken ausgesöhnt. "Also, meine Gnädigste", wendet Baron Horn sich dann wieder an Muttchen Klara, "wenn ich bedenke, daß ich damals ... du liaba Himmel noamal, wie lange ist das eigentlich her? fünf Jahre, sechs Jahre, sieben Jahre? Na, mathematisches Gedächtnis oder Zeitgedächtnis, das habe ich nun wirklich nicht ... also ich wollte sagen, genau genommen, kennen Sie mich doch nicht; das war nämlich damals mein Vater, der sich im Zug von Klausenburg mit Ihnen unterhielt. Ich! ich war ja noch ein grüner Bengel und habe mich gar nicht zu Ihnen 'rangetraut ..." Da auf einmal zuckt es blitzschnell durch Muttchen Klaras Gedächtnis, — die Konditorei in Klausenburg — auf der Heimreise von Szeles — die lustigen Offiziere am Nebentisch, die Georg allerlei Scherze zuriefen und dabei fortwährend sie ansahen, — ja: dieser hier war auch dabei, und dann der ältere höhere Offizier, das war demnach dessen Vater ... und im Zug unterhalten hatte er sich gar nicht mit ihr, sondern mit Frau Maria Hegedüs, die damals ihre Herrin war ... "Wie drollig", sagte Muttchen Klara mit farbloser Stimme, "o ja, an Ihren Herrn Vater erinnere ich mich genau ..." Und plötzlich, gleichsam als Selbstbestätigung, fragte sie: "Wie geht es ihm denn? was macht er? ..."

"Primissima!" ruft Baron Horn aus, "er sitzt in Baden beim AOK, dort schlägt er an einem großen Schreibtisch den Feind! Wissen Sie, daß er inzwischen Feldmarschalleutnant geworden ist?"

"So? Feldmarschalleutnant?" erwidert Muttchen Klara unsicher, "wunderbar ..."

"Aber Sie, gnädige Frau!" sagt der Hauptmann begeistert, "aber Sie! Sie sind ja zehn Jahre jünger geworden! Ich sehe Sie noch fast ganz deutlich vor mir im Reisehut mit dem Schleier und im grauen Reisekostüm, nein ... dunkelblau war das Kostüm, glaube ich ... Ich hab' zwar für Kleider auch ein ganz gutes Gedächtnis, aber jetzt könnte ich doch nicht beschwören ... Und Ihr Name ... ich hab' ihn auf der Zunge, mein alter Herr hat ihn uns gesagt, mit B oder mit K fängt er an ..." Muttchen Klara fühlt eine leichte Lähmung

durch ihren Körper gehen, denn sie weiß nicht bestimmt, um wessen Namen es sich eigentlich handelt, ob der Hauptmann sie nun tatsächlich mit der früheren Frau Hegedüs verwechselt. "Vielleicht mit H", sagt sie ziemlich unruhig. "Mit H, stimmt! mit H, warten Sie nur .. . Halász, nein, Hollóy ..."

"Wie wär's mit Hegedüs?" schlägt Muttchen Klara vor und sieht ihn fragend an. "Hegedüs! natürlich, Hegedüs! Frau Doktor Hegedüs! jetzt erinnere ich mich genau! Auch an die beiden kleinen Jungen erinnere ich mich noch und an die ältere Dame, vielmehr ..." Plötzlich wird des Hauptmanns Blick unsicher, er kneift die Augen ein wenig zusammen; betrachtet Muttchen Klara, bemerkt aber, daß die drei andern Damen sich ansehen, und es scheint ihm, als schimmere in diesem rasch gewechselten Blick ein flüchtiges, heimliches Lächeln, — halt, denkt er bei sich und sucht in seinem Gedächtnis nach, diese Frau habe ich doch hier schön mit einem älteren Herrn gesehen, der könnte wohl ihr Mann sein, und zwei Jungen waren auch dabei, aber die können doch nicht dieselben sein ... sieben Jahre? sechs Jahre? ... dann hätte der eine ja damals ein Wickelkind sein müssen ... wie verhält sich eigentlich die Sache? ob ich hier jetzt nicht eine große Dummheit gemacht habe? Meinem Vater hat ja damals übrigens die ältere Dame so gut gefallen, und mit der hat er sich unterhalten, und die andere, die jüngere, die diese hier, von der ich und der Peppi Dreßler so entzückt waren ... weiß der Kuckuck, da könnte ja ein ganz peinlicher, pikanter Irrtum dahinterstecken ... Muttchen Klara fühlt, was im Kopf des Hauptmanns vor sich geht, wie er zurückdenkt und in seiner Erinnerung sucht, sie bemerkt es an seinem plötzlichen Schweigen und an seinem sonderbaren Blick; einen Moment hat sie die Idee, einfach kehrtzumachen und die ganze Gesellschaft stehenzulassen; dann wieder denkt sie, das einfachste wäre, rund heraus zu sagen: *Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf, Baron, jene ältere Dame war damals Frau Dr. Hegedüs, und ich war damals bloß Kinderfräulein bei Hegedüs', aber seitdem bin ich Frau Doktor Hegedüs geworden und habe schon einen eigenen Jungen ...* — und dann, mit einem plötzlichen inneren Ruck, sagt sie rasch und überlegen: "Oh, ich habe damals meinem Mann erzählt, mit wem wir zusammen gereist sind. Ein Stückchen bloß, denn Sie stiegen ja bald aus. Der Name Horn war meinem Mann bekannt, wissen Sie, er stammt nämlich auch aus einer Soldatenfamilie, mein verstorbener Schwiegervater war Oberstabsarzt ..."

"Na ja", antwortet Baron Horn, "was das angeht, hat auch unsere Familie dem hohen Herrscherhaus eine hübsche Anzahl Soldaten geliefert ..." Und da man an diesem Punkt abbiegen konnte von allen gefährlichen Erinnerungen, gewann Mutchen Klara ihre volle Sicherheit wieder und vergaß sogar ganz, daß sie eigentlich den Hauptmann erst jetzt kennengelernt hatte. "Und Sie?" fragte sie überlegen und mit freundlicher Anteilnahme, "sind Sie auf Krankenurlaub? waren Sie verwundet?"

"Ach, eine fatale Geschichtet" winkt der Baron ab. "Verwundet schon, aber was für eine Verwundung? Auf striktes Verlangen meines alten Herrn hin habe ich mich rausschicken lassen zum Frontdienst ... allerdings wollte ich auch gern selbst sehen, wie es eigentlich da draußen zugeht, und schließlich gehört man ja auch heutzutage ins Feld, nicht? Kurz, ich wurde Böhm-Ermolli zugeteilt, der Karpaten-Armee; Mitte März kam ich 'raus, in der Gegend von Ungvár zog ich mit einer ganz frischen Kompanie durch einen verteufelten Hohlweg auf die Stellungen los; die Russen beschossen den Hohlweg, aber ganz verflixt, kann ich Ihnen sagen! mit Zehneinhalb-Armstrong-Vickers-Schrapnells, — und plötzlich spür' ich: puff! ein Schrapnellsplitter. Am linken Bein, ein gutes Stück überm Knie. Na also, kaum war ich draußen, da muß' ich schon wieder zurück! Aber verdammt weh getan hat's, wie sie mich nach hinten schleppten. Nun kam ich in Ungvár ins Kriegslazarett, und da sag ich dem Regimentsarzt, du Tierquäler, mach gefälligst nicht viel Faxen mit mir, hörst du, mein alter Herr kriegt die Wut, wenn es nachher heißt, sein Sohn hat sich gedrückt vor dem Frontdienst! ich muß baldigst wieder 'raus in den Schützengraben! Schön, schön, sagt der Regimentsarzt, keiner kann seinem Schicksal entgehen, die Götter haben's eben gewollt, daß du nicht in den Schützengraben kommst; aber wir werden ja sehen, ich tu jedenfalls mein Möglichstes ... na, und da bekam ich am nächsten Tag Fieber, mein Bein wurde auf einmal blau: Blutvergiftung! Beinahe wäre ich draufgegangen. Erst jetzt seit Anfang Juli kann ich überhaupt wieder auf den Beinen stehen. Da haben sie mich denn hierher geschickt zur Erholung, aber mein alter Herr bestürmt mich schon mit Briefen, ich soll doch rasch machen ... ihm ist's anscheinend dringend! Aber Teufel nochmal, mir ist's nicht dringend, besonders wo ich jetzt hier in meiner Nachbarschaft eine so bezaubernde bekannte Dame entdeckt habe!"

Plaudernd spazieren sie zusammen weiter, — der Baron ist über die Maßen unterhaltend, ein reizender, wirklich sympathischer Mann ... und als

sie sich voneinander verabschieden, bittet er um die Erlaubnis, gelegentlich in der Villa seine Aufwartung machen zu dürfen. "Es wird uns außerordentlich freuen", sagt Muttchen Klara. Und abends erzählt sie Vater die Begegnung, ganz ausführlich, mit allen Einzelheiten von damals und von jetzt. Nachher jedoch ist sie zwei Tage schlechter Stimmung, sooft sie an die Geschichte denkt, und auch das vermag sie nicht zu erheitern, daß der Hauptmann wirklich ein sehr netter Mensch ist und daß sie offenbar schon damals auf den Baron Horn junior Eindruck gemacht hat, sie, und nicht die damalige Frau Hegedüs.

Die dritte aufregende und stimmungstrübende Begebenheit war das Auftauchen Amme Evas. Sie trafen sie auf einem Spaziergang; Amme Eva, als sie Paul erblickte, kam gleich auf ihn zugestürzt, und, sich um die Betroffenheit des neben ihm stehenden jungen Mädchens nicht kümmernd, riß sie ihn an sich und küßte ihn in heller Freude; sich ebenso wenig um Muttchen Klaras verdutztes Gesicht kümmernd, eilte sie auf Vater zu, ergriff seine Hand, drückte sie und küßte sie sogar. Paul umarmte Eva und gab ihr auch einen Kuß; Vater indessen war in schwerer Verlegenheit. Amme Eva war noch dicker geworden, aber noch immer eine hübsche Person; das einzige, was Paul an ihr nicht gefiel, war, daß sie nicht mehr sechsundsechzig Röcke trug, sondern ein altmodisches, ganz übliches Kleid, das ihr gar nicht recht paßte, ein abgetragenes, wahrscheinlich geschenkt bekommenes Kleid. Und nach den dicken, knallenden Küssen, die sie Paul gegeben, und den unerwarteten schmatzenden Handküssen, mit denen sie Vater beehrt hatte, brach Amme Eva in einen Strom von Tränen aus: "Du lieber Himmel! seit einer Ewigkeit hab' ich mein kleines Paulchen nicht gesehen ... ist ja schon ein ganz erwachsener junger Herr geworden ... Herrgott! und lange Hosen trägt er ... und der Herr Doktor, mein Gott, wie lange hab' ich den Herrn Doktor nicht gesehen!"

Es ist wahr: sehr lange. Nach Mutters Beerdigung war Amme Eva das letztmal in der Wohnung in der Andrássystraße gewesen, — seitdem hatte sich überall so manches ereignet, und alles das wollte Amme Eva jetzt, in diesen zwei oder drei Minuten, erzählen und erfahren; sie fühlte sich berechtigt dazu. "Ja, also der arme Daniel", so nannte sie ihren Mann, "der Ärmste ist voriges Jahr gleich Anfang August eingezogen worden, und seitdem ist er irgendwo in Serbien mit der Landwehr, na und das Geschäft", damit meinte sie ihre Klempnerwerkstatt in Rákos bei Budapest, — also, das



Geschäft hatte sie jetzt bis zum Sommer selbst geführt mit einem Gesellen und drei Lehrlingen, was keine Kleinigkeit war, da sie ja auch ein Kind hatte, einen Jungen, den Gott ihr erhalten möge, na, und aufs Geschäft hatte sie dann bloß draufgezahlt, so daß sie den Laden zumachen mußte, bis der arme Daniel, den Gott beschützen möge, aus dem Krieg zurückkehren würde, aber dann müßte er wohl wieder von vorne anfangen, wer weiß, wann das sein würde, und jetzt war er doch schon dreiundvierzig; na, und nun schlug sie sich halt durch mit dem Jungen, so gut es eben ging, ihr kleines Häuschen in Rákos, das hatten sie ja noch, aber schließlich hatte doch der arme Daniel nicht von seinem achten Lebensjahre an so hart gearbeitet, und nicht darum war er immerhin zwanzig Jahre lang selbständiger Meister gewesen, daß sie sich nicht ein bißchen erspartes Geld zurückgelegt hätten, na und bisher war es ja auch gelungen, die dreihundert Gulden nicht anzurühren, die sie von der guten seligen Gnädigen als Hochzeitsgeschenk bekommen hatte, als sie entlassen wurde damals, vielmehr als sie den Daniel heiratete; also kärglich zu essen hätten sie ja noch, und schließlich verdiente man sich auch etwas mit Flickern und Nähen, manchmal bekam man auch ein bißchen Hausarbeit, Säubern und so, bei der einen und andern Herrschaft in der Stadt; na, und auch jetzt zum Beispiel wohnte sie hier oben mit ihrem Jungen als Haushälterin bei einer vornehmen Familie, zwei alten Herrschaften, Juden, aber sehr feinen Leuten, die Stelle hatte sie durch den Kreisarzt in Rákos bekommen, der ein Bekannter von den Herrschaften war ... "Na, aber, lieber Gott, meine Umstände und mein altes dummes Geschwätz kann wirklich niemanden interessieren, ich werd' mich schon weiter durchschlagen ... aber das Paulchen, na, so was! der ist ja gar kein Junge mehr, sondern ein richtiggehender Herr in langen Hosen, gewiß tut er schon schön mit den jungen Mädchen; mein Gott, sicherlich erinnert er sich schon gar nicht mehr daran, daß er auch mal ein kleiner Junge und ein Wickelkind war! Damals zu meiner Zeit und als die gute gnädige Frau noch lebte, als wir von Szeles herkamen nach Budapest, mein Gott, wie die Zeit vergeht! Ja, und was ist denn mit dem Herrn Georg? warum ist er denn nicht hier mit den Herrschaften? nun ja, der war ja damals schon ein großer junger Herr, ist er vielleicht schon verheiratet oder Soldat? Na, und der Herr Doktor! Am Herrn Doktor ist die Zeit aber wirklich so vorübergegangen, daß man's gar nicht glauben sollte! Ganz unverändert sieht der Herr Doktor aus, noch genau wie damals, als der Herr Doktor sich in Szeles den alten Herrschaften vorstellen

kam, Gott, und wie verliebt war der Herr Doktor damals schon in Fräulein Maria, und Fräulein Maria in den Herrn Doktor! Kein Wunder, ich selber, warum soll ich's nicht sagen, heut bin ich 'ne alte Frau, ich war auch ganz vernarrt in den Herrn Doktor, du lieber Himmel, die schönen alten Zeiten!"

Bei den letzten Worten wird Paul rot; auch Vater errötet und fängt an zu husteln. Gleich im ersten Augenblick, als die Bekannten, die Hegedüs' auf dem Spaziergang begleiteten, Amme Eva kommen sahen, hatten sie gefühlt, daß sich jetzt eine rührende Familienszene abspielen würde; mit verstehendem Lächeln schauten sie der stürmischen Begrüßung zu, zogen sich aber ein wenig in den Hintergrund zurück und hörten sich von dort aus geduldig den Redeschwall der Frau an. Bei deren letzten Worten jedoch ging auch über die Gesichter dort hinten ein peinlich berührtes Zucken, denn sie kannten ja alle die Vorgeschichte und ahnten, daß diese Begegnung äußerst unliebsam enden könnte, wenn die alte Dienstmagd über die Geschehnisse der letzten Zeit nicht informiert war; oder vielleicht gerade, weil sie sehr gut Bescheid wußte — —. Und was die Szene noch sonderbarer machte, war, daß Muttchen Klara nicht ganz mit der Gesellschaft zurückgetreten, sondern zwischen den beiden Gruppen stehengeblieben war und nun mit gerunzelter Stirn unschlüssig dastand. Vater wußte sich indessen sofort zu helfen. "Ja, ja", sagte er wohlwollend lächelnd, "seitdem hat sich allerhand ereignet, liebe Eva." Und, sich rasch umwendend, sprach er zu Muttchen Klara: "Du weißt doch, Kind, wer Amme Eva war! Sei doch so gut und komm einen Augenblick näher ..." Die Gruppe im Hintergrund klatschte innerlich Beifall. Bravo! eine taktvolle, sogar großartige Geste ... und obendrein wurde die Situation immer spannender. Muttchen Klara sah Vater erstaunt an, trat aber, ohne nachzudenken, zu den dreien hin. "O natürlich", sagte sie sehr freundlich und sehr von oben herab, "natürlich weiß ich, wer Amme Eva ist. Ich freue mich, daß wir Sie endlich einmal sehen."

"Das ist meine Frau", sagte Vater rasch. "Ja, ich weiß, Herr Doktor", antwortete Amme Eva kurz angebunden und sah Muttchen Klara an. Muttchen Klara wurde plötzlich verlegen. "Woher wissen Sie das denn?" fragte sie, fügte aber gleich hinzu: "Aha, wahrscheinlich von Käthe ..."

"Ja", erwiderte Amme Eva gemessen, "von Käthe."

"Also ... sehen Sie mal zu, liebe Amme Eva", sagte Muttchen Klara schnell und gönnerhaft und zugleich verabschiedend, "wenn Sie im Herbst

mal in der Stadt zu tun haben, dann kommen Sie uns nur besuchen ... vielleicht findet sich sogar bei mir Arbeit für Sie ..."

"Ja, danke", antwortete Amme Eva, "im Herbst ... ich werde so frei sein ..."

"Nun, dann wünsche ich Ihnen alles Gute", sagte Muttchen Klara noch und reichte ihr mit einer raschen, knappen Bewegung die Hand. Amme Eva ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie kräftig. "Küß die Hand", sagte sie kurz, — und als ihr dann auch Vater zum Abschied die Hand gab, da half kein Sträuben und kein Protestieren: sie küßte Vaters Hand wieder; und als sie Paul — diesmal ohne ihn zu umarmen — lebewohl sagte, hätte sie fast auch ihm die Hand geküßt.

Auf dem ganzen Weg war Muttchen Klara verstimmt, und man merkte ihr das um so mehr an, als sie, um es nicht zu zeigen, sich besonders heiter gab. Dann aber bekam sie Kopfschmerzen und ging mit Vater nach Hause. Ihre Freunde fanden dies ebenso begreiflich, wie sie vorher im stillen das herausfordernde Benehmen und die Anspielungen der Amme als eindeutige Frechheit qualifiziert hatten. Alle Welt wußte ja um diese längst vergangenen Dinge — wozu jetzt an sie erinnert werden?! und besonders durch diese alte Dienstmagd? Unglaublich, dachte Muttchen Klara auf dem Heimweg mit stummem Vorwurf für Vater, unglaublich, wie viel Haß und Unversöhnlichkeit, und wieviel störrisches Nichtvergessenkönnen doch die niedere Volksschicht gegen uns hegt ...

Paul blieb mit Magda ein wenig hinter der Gesellschaft, die den Spaziergang fortsetzte, zurück, bog in einen Waldweg ein und erklärte Magda, wer Amme Eva war, wie lange er sie nicht gesehen hatte und wie er noch heute an ihr als an einer schönen Kindheitserinnerung hing. "Deine Amme war sie", sagte Magda und schwieg ein Weilchen. "Geküßt habt ihr euch!" rief sie dann mit plötzlicher, richtiger Eifersucht, "ist noch gar nicht so alt, diese Eva!" Nachher lachten sie natürlich darüber, aber Paul war jetzt nicht mehr so leicht und heiter zumute wie vor der Begegnung. Amme Eva hatte auch für ihn eine Störung gebracht: sie hatte die Vergangenheit aufleben lassen, sich selbst und das Andenken an Mutter, hatte schattenhaft das Bild des alten Kinderzimmers und der ganzen längst versunkenen Welt heraufbeschworen, — und sie hatte den Krieg mit einemmal nahe gebracht durch ihr Erzählen von dem armen Daniel, der als Landwehrmann oder was an der serbischen Front stand, und durch ihre Erkundigungen nach Georg,

der ja nun wirklich schon ein erwachsener Mensch war, allerdings nicht geheiratet hatte inzwischen, jedoch tatsächlich Soldat war und von dem man seit Ende Mai nicht wußte, wo er mit dem Zweiunddreißigsten Infanterieregiment im Kampfe stand.

Baron Horn ließ mit dem angekündigten und gütigst gestatteten Besuch nicht lange auf sich warten. Am folgenden Sonntagmittag schickte er, in voller Uniform, seine Visitenkarte zu den Eltern hinein. Sie kamen ihm sofort entgegen bis an die Eßzimmertür und setzten sich mit ihm auf die Veranda. Vater machte eine Flasche sehr teuren alten französischen Kognak auf, deren Etikett der vorsichtige patriotische Händler zur Hälfte mit einem schmalen Zettel überklebt hatte, mit dem Aufdruck: "Magenstärkend!" — und Vater entschuldigte sich sogar ein wenig wegen des ausländischen Getränks; der Baron indessen meinte heiter, sachverständig und loyal, oh, das mache nichts, man müsse den Feind vernichten, wo man ihn zu packen kriege. Und man begann mit dem Vernichten zunächst bei dem edlen Getränk. Der Hauptmann blieb nicht lange, nach einer halben Stunde erhob er sich geziemlich und bat um die Erlaubnis, schon allein um der alten guten Bekanntschaft willen hie und da zu einem Plauderstündchen herüberkommen zu dürfen. "Von Herzen gern, Herr Baron, jederzeit ..." sagte Vater, auch Muttchen Klara bekräftigte die freundliche Aufforderung. Als der Gast fort war, konstatierte Vater, der Hauptmann mache einen etwas verlebten, frühgealterten Eindruck, gewiß sei er stets ein großer Frauenfreund gewesen, aber sehr gut und schneidig sehe er aus; Muttchen Klara bemerkte bloß: "Gut? nna." Später indessen sagte sie beiläufig zu Vater, es könne schon aus dem Grunde nichts schaden, sich mit dem Baron ein bißchen anzufreunden, weil schließlich ein Generalstabsoffizier, dessen Vater noch dazu Feldmarschalleutnant und beim Armeeoberkommando sei, einem heutzutage allerhand Gefälligkeiten erweisen könne, zum Beispiel zu Auskunft über Georg verhelfen oder zu ein bißchen Protektion. Darauf wiederum antwortete Vater bloß: "N-na." Und danach wurde von Baron Horn nicht mehr gesprochen. Vorläufig. Nicht lange, zwei Tage nur. Denn am dritten Tage machte er schon wieder einen Besuch, brachte Muttchen Klara herrliche weiße Rosen mit, blieb aber wieder nur eine halbe Stunde; von da an wiederholte er seine Besuche pünktlich alle zwei Tage, vergaß niemals, einen Rosenstrauß mitzubringen, und blieb jedesmal ein bißchen länger; als

er zum fünftenmal bei Hegedüs' war, saß er fast den ganzen Nachmittag mit Muttchen Klara im Garten, allerdings unter dem Vorwand, auf Vater warten zu wollen, der erst abends aus der Stadt auf den Berg zurückkehrte. So spät, daß der Baron nach Vaters Eintritt nur noch aus Höflichkeit ganz wenige Minuten blieb und Muttchen Klaras lebhaftere, Vaters etwas gedämpftere Einladung zum Abendessen dankend ablehnte. "Ein bißchen viel kommt der Hauptmann her", bemerkte Vater später, ganz beiläufig nur, als er aber im Eßzimmer in der großen Kristallvase die frischen Rosen erblickte — den fünften Strauß in etwa zehn Tagen —, bat er Muttchen Klara schon weniger beiläufig und viel schlechter gestimmt, sie möge doch dem Baron irgendwie, auf eine zartfühlende Weise natürlich, zu verstehen geben, daß es nicht nötig, ja sogar ausgesprochen übertrieben sei, bei jeder Gelegenheit Blumen mitzubringen, — "er kommt doch schließlich nicht als Brautwerber zu uns ..." Muttchen Klara gab Vater kurz angebunden, beinahe unfreundlich Antwort. Der Baron sei doch ein ganz fremder Mann, mit dem sie keineswegs auf dem Fuße stehe, daß sie ihm Verweise erteilen, es sich verbitten könnte, diese unbedeutenden und im übrigen sehr netten und höflichen Aufmerksamkeiten zu unterlassen; und was den taktlosen, ja einfach brutal verdächtigenden Ausdruck "als Brautwerber" betreffe ... "Nanu?" fragte Vater mit hochgezogenen Augenbrauen, "warum denn solche Aufregung, Kind?!"

"Jawohl, Aufregung!" fuhr Muttchen Klara fort, "weil ich aufgeregt bin, weil ich ... weißt du, Ludwig, ich kann es einem verwundeten Offizier, der seit Wochen hier in einem stumpfsinnigen Erholungsheim sitzt und sich langweilt, doch wirklich nicht übelnehmen, wenn er sich ein bißchen abzulenken sucht, und ich würde ihm nicht einmal das übelnehmen, wenn er mir ein bißchen den Hof machte ... der Ton hingegen, in dem du sprichst ..." Da aber wurde Vaters Gesicht plötzlich ganz unfreundlich. "Mein Ton gefällt dir nicht?" sagte er langsam und ernst. "So. Und ich werde noch einen ganz andern Ton anschlagen, wenn es nötig ist. Du kannst es ihm nicht übelnehmen — ? Schön. Also, dann nehme ich es ihm übel." Damit drehte er sich um und ging aus dem Zimmer. Muttchen Klara sah einen Augenblick ratlos vor sich hin. So etwas war noch nie zwischen ihnen vorgefallen. Du lieber Gott ... er ist doch nicht etwa eifersüchtig? Er war doch noch kein einziges Mal eifersüchtig, weder wegen der vielen Männer, die zu uns ins Haus kommen, noch Baron Härtleins, noch Cocus', noch Axbergs wegen, mit denen er mich voriges Jahr allein gelassen, denen er mich sogar direkt

anvertraut hat ... Nun wird er mir doch nicht etwa jetzt plötzlich durch Eifersüchtelei das kleine unschuldige Vergnügen mit diesem netten, feschen Jungen verderben ... Junge? Mindestens zweiunddreißig ist er, vielleicht sogar schon fünfunddreißig und hat schon eine Menge graue Haare ... Plötzlich fiel ihr Vaters düsterer Blick von vorhin ein, und da durchzuckte sie ein Schreck. Unschuldiges kleines Vergnügen ... ist es wirklich nicht mehr? Stecken nicht Lebensfragen hinter diesem kleinen Sommerspiel, alte und neue Schicksale, die ein einziger Moment verderben kann, wie es auch an einem einzigen klug verstandenen, verhängnisvoll erhaschten Blick gelegen hat damals vor neun Jahren ... Rasch ging sie Vater nach auf die Veranda. "Ludwig", sagte sie sehr ruhig und überlegen, ohne eine Spur von jenem tiefen Schrecken, der noch in ihrem Innern wogte, "weißt du, ich verstehe dich wirklich nicht. Kann man sich denn mit dir keinen Scherz erlauben? Verstehst du keinen Spaß? Wirklich, ich begreife dich nicht ..."

"Nein", antwortete Vater finster, "mit mir kann man sich keinen Scherz erlauben, und ich verstehe keinen Spaß ... in gewissen Dingen. Und wenn du gewisse Dinge für Spaß hältst — —"

"Ich habe gar nichts ... ich habe nichts ..." fing Muttchen Klara an, nun schon mit hervorbrechender Unruhe und sich in ihren eigenen Worten verhaspelnd. "Also —?" fragte sie dann, weil ihr nichts anderes einfiel. "Was: also? Mich fragst du: also — ? Ich dachte, du wüßtest nun selbst, was du zu tun hast. Aber wenn du es noch nicht weißt, wenn du fragst: also? — nun, also: ich wünsche nicht, daß der Mann weiterhin herkommt. Und wenn es dir unangenehm sein sollte, dies mit ihm ins Reine zu bringen, so übernehme ich das sehr gern selbst." Das klang nicht mehr ernst, sondern bereits drohend. Muttchen Klaras schwungvolle Lust zu widersprechen war in einer Sekunde dahin. Sie schwieg. Nur in ihrem Innern war es nicht still, in ihrem Kopf. Was will er denn? dachte sie verbittert, will er einen Skandal? will er ihm was tun? kann er nicht sehen, daß ich auch Anderen gefalle? ist er eifersüchtig? gönnt er mir das bißchen Abwechslung nicht? Wo ich den lieben langen Tag allein bin oder mit den Kindern oder mit den langweiligen Frauen! Was wäre denn schon Großes dabei, wenn der Mann täglich sogar herkäme und ein Stündchen mit mir plauderte ... Sie errötete tief, als sie das dachte; Vater sah nicht, daß sie die Farbe wechselte, denn er blickte noch immer zu Boden. Jetzt ist er eifersüchtig? warum war er voriges Jahr nicht eifersüchtig? warum hat er mich voriges Jahr allein gelassen ... um seines

dummen Gastein willen! und warum hat er mich bisher nicht strenger gehalten .. , gerade jetzt — — Vater bewegte sich, als wollte er weggehen; da sagte Muttchen Klara leise: "Ich glaube, Ludwig, du ... übertreibst die Sache, aber ... vielleicht hast du recht .. . ich werde es dem Baron irgendwie beibringen, daß er nicht mehr kommen soll ..."

Muttchen Klara war eine kluge Frau, und obwohl sie in der nächsten Nacht von heißem Protest geplagt, von wildem Trotz aufgewiegelt wurde und ihre Gefühle für den fremden Mann im Gedanken an die ihr aufgezwungene Trennung schmerzlich aufflammten: war sie dennoch am Morgen so weit nüchtern, daß sie gern klug besonnen, ehrlich und aufrichtig die Angelegenheit mit Herrn v. Horn in Vaters Sinne erledigt hätte — und nicht in der Weise, wie die verworrenen Bilder der Nacht es ihr vorübergehend gezeigt hatten, nämlich: ihn offiziell wegzuschicken und sich dann heimlich mit ihm zu treffen, zu ihm zu gehen, seine Geliebte zu werden und, wenn es sein müßte, das Ganze hier im Stich zu lassen ... ja: aber dieses "Ganze hier" war ja das Leben, alles andere war bloß Versuchung, Abenteuer, blinde Ungewißheit.

Und zu der "Erledigung" kam es schon am nächsten Tag. Vater fuhr in die Stadt, und eine Viertelstunde darauf erschien der Baron mit dem Rosenstrauß. Diesmal in Zivil, in weißem Sommeranzug und breitkrempigem Panamahut. Es war herrliches Wetter, trotzdem war Paul zu Hause geblieben, — Magda hatte ihn noch nicht hinübergerufen; als sie sich mit dem Morgenpfeiff begrüßten, sagte sie, sie sei erkältet oder habe sich den Magen verdorben, sie bleibe im Bett, Paul solle auch nicht aus dem Hause gehen und hin und wieder herüberpfeifen, sie werde dann aufstehen und ans Fenster kommen, damit sie sich wenigstens sähen. Den Baron störte es offensichtlich, daß Paul auch auf der Veranda war, als er sich zu Muttchen Klara setzte, die ihm die Rosen abnahm, aber nicht wie sonst in die Kristallvase tat, sondern vor sich auf den Tisch legte. "Die Vase?" fragte der Baron zuvorkommend, "kann ich sie holen? oder vielleicht würdest du so nett sein ...", wandte er sich an Paul. Der stand langsam auf. "Paulchen", sagte Muttchen Klara schnell, "laß nur die Vase jetzt ... und geht auch vorläufig nicht weg, wir müssen nämlich gleich zu Bertalans hinüber, vielleicht suchst du inzwischen das Buch 'raus ..." Paul verließ die Veranda; er hatte am vorhergehenden Tage die Unterredung zwischen Vater und Muttchen Klara mit angehört und war Muttchen Klara innig dankbar, daß sie nun Vaters

Gebot erfüllen würde. Die Verandatür lehnte er an und blieb dort im Eßzimmer, am Eckfenster, wo man ihn von draußen nicht sehen konnte. Eine kleine Spalte breit hatte er die Tür offen gelassen, das war eine Warnung für Muttchen Klara, auf der Hut zu sein, zu bedenken, daß jemand sie beobachtete, jemand, der verstand, was hier vor sich ging.

"Tun Sie die Blumen nicht in die Vase?" fragte der Baron, "warum?" "Wissen Sie", sagte Muttchen Klara sehr leise und sehr befangen, "ich möchte Sie bitten, Baron, mir keine Blumen mehr zu bringen."

"Nanu? ... und darf ich wissen, warum Sie das wünschen?"

"Weil ich es nicht haben möchte", antwortete Muttchen Klara sehr einfach. Und gleich fügte sie hinzu: "Und um noch etwas will ich Sie bitten. Meinen Sie nicht, daß Sie ein bißchen zu häufig zu uns kommen?" Baron Horn sah sie groß an, dann zwinkerte er und lächelte. "Aha", sagte er, "ich verstehe. Der liebe Ehemann ist wohl eifersüchtig, was?" Muttchen Klaras Stimme war trocken und streng: "Bitte ... sprechen Sie nicht in diesem Ton von meinem Mann."

"Aha", wiederholte der Baron und warf einen Blick auf den Türspalt. Hastig und ganz leise fuhr er fort: "Wo treffen wir uns also? Zehn Minuten von hier ist eine kleine Villa, wir haben sie zu mehreren Offizieren gemietet ..." Muttchen Klaras Gesicht zuckte; sie sprach ärgerlich: "Was denken Sie sich eigentlich?! ich verbitte mir diesen Ton!" Und nun klang aus Horns Stimme ganz aufrichtiges, fast naives Erstaunen: "Diesen Ton — ? Was ich mir denke — ? Aber du lieber Gott, merken Sie denn nicht, daß Sie mir tatsächlich gefallen?" Erstaunlicherweise fand Muttchen Klara den richtigen ruhigen Ton. "Das ist zwar sehr lieb von Ihnen", sagte sie und lächelte, "aber wissen Sie, mein lieber Baron, es bedeutet doch noch nicht, daß Sie jeden Tag herkommen und mir jeden Tag Blumen bringen können, und ... wenn Sie vielleicht mißverstanden haben sollten, daß ich mich gern an unsere flüchtige Begegnung von damals in Klausenburg zurückerinnert habe, dann bedaure ich das sehr, jetzt aber möchte ich, daß Sie mich richtig verstehen, lieber Baron, und nicht vergessen, daß Sie es mit einer Dame zu tun haben und daß ich meinen Mann liebe. Ich möchte wirklich weder unsern Sommeraufenthalt, noch Ihre Rekonvaleszenz gestört sehen ..." Der Baron erhob sich plötzlich; aufrecht und steif stand er da. "Gnädige Frau", sagte er ernst und konventionell, "meine Herkunft, meine Erziehung und mein Rang verpflichten mich .. . selbst wenn mir das Herz etwas anderes gebieten



möchte ... ich wollte weder Sie noch Ihren Herrn Gemahl kränken, das lag mir fern, und wenn ich mich mit einem meiner Worte ungebührlich ... unser beider unwürdig benommen haben sollte, so tut mir das leid, und ich bitte Sie um Entschuldigung ..." Bis dahin ging alles ordnungsgemäß; männlich, gentlemanlike und commentmäßig, — aber jetzt verdarb der Baron die Sache. Er drückte seine linke Hand aufs Herz: "Ich kann doch nichts dafür", sagte er schmerzlich und mit falschem Pathos. "Daß ich Sie liebe. O ... wenn ich nicht berücksichtigen müßte, daß ein anderer Sie auch liebt und daß Sie einen andern lieben ... oder wenn wir allein sein könnten, wir beide ganz allein auf einer seligen, sonnigen Insel, weit weg von der abscheulichen Welt und den abscheulichen Menschen ..." Muttmchen Klara fühlte einen herben, bitteren Geschmack im Munde. Es hätte passieren können, daß der Mann hier einen Skandal machte, sie an sich riß oder entführte oder ihr nachts ein Ständchen brachte und seinen Rivalen zum Zweikampf forderte, ihn umbrachte oder sich selbst umbrachte oder ... irgend etwas dieser Art anstellte, was ebenso männlich, gentlemanlike und commentmäßig wäre wie sein Um-Entschuldigung-Bitten; oder er hätte sich schlicht und vornehm stillschweigend entfernen können, — aber was er da tat ... war kitschiges Theater. Ganz verstimmt und niedergeschlagen klang ihre Stimme, als sie jetzt sprach. "Aber ich bitte Sie, Baron", sagte sie und stand auf, "wie kann ein erwachsener Mensch, ein Offizier so kindisches Zeug reden ... sich wie ein Gymnasiast benehmen — — "

Pauls Liebesidyll geriet ins Wanken. Es verwilderte, und die beiden befahl die Ahnung, daß die Geschichte unrettbar in die Brüche gehen müsse.

Seit Beginn des Sommers waren sie fortwährend zusammen, und nun ging es auf das Ende des Sommers zu; zuerst hatte es nur schamhaftes, heimliches Händedrücker gegeben, die endlosen Gespräche der romantischen und natürlich einzigen Liebe und schüchterne, begierdelose Küsse. Dann waren die Tage gefolgt, an denen Paul in langsam herangereifter und plötzlich ausbrechender Aufwallung unausgesetzt voll würgenden Hasses daran dachte, daß die Brötchen-Vera Viktor Szabós "Geliebte" sein konnte! — und zur gleichen Zeit spähte Magda mit klopfendem Herzen und zurückgehaltenem Atem aus dem Fenster in den dunklen Garten, um zu sehen, wie die Gärtnerstochter allabendlich unter die Bäume schlich und sich dort mit dem Sohn des Gastwirts traf ... es gab doch

gar keinen Zweifel darüber, was die beiden dort im Dunkeln unter den Bäumen machten, — und schließlich kamen sie dahin, Paul und Magda, daß sie, allein geblieben, sofort sich um den Hals fielen, nichts mehr zu reden hatten, sich nur noch küßten, wild und fieberhaft, mit täglich wachsender Aufregung und immer unbefriedigter. Alle Empfindlichkeit und Empfindsamkeit hatte aufgehört: wenn sie einander sahen, strömte ihr Blut wild durch die Adern, ihre Nächte waren zerquält von rebellischer Begierde und ihr Zusammensein vergiftet von der Unerreichbarkeit. In wüster Verbitterung dachte Paul an das, was geschehen würde, wenn weder Geziemlichkeit, noch Furcht, noch Unerfahrenheit ihn hinderten und hemmten. Magda hoffte bei jeder Begegnung, zu nichts die Initiative ergreifend, jedoch auf alles gefaßt, Paul würde mutig sein, und hernach, glücklich befreit von ihren heimlichen Ängsten, aber schmerzlich enttäuscht, dachte sie, nun sei er doch wieder feige gewesen. Und am nächsten Tage fing das Ganze wieder von neuem an, — immer spielte sich alles genau so ab wie gestern. Sie waren schon längst an der äußersten Grenze der neugierig forschenden und alles enthüllenden Vertraulichkeit, hatten bereits keine körperlichen Geheimnisse mehr voreinander: und eine klägliche, selbstsüchtige Zurückhaltung stand dennoch dem im Wege, daß sie glücklich und befreit diese Grenze überschritten. Und wenn sie sich nach den wilden Umklammerungen losließen, fühlten sie sich in ihrer Ungeschicklichkeit, ihrer Feigheit und ihrem Halbbefriedigtsein hundertmal unreiner. In ihren bitter schweren Nächten beschlossen sie, sich um nichts mehr zu kümmern, es war ja ohnehin alles gleichgültig, und andere taten es doch auch: und dann, im letzten Augenblick, ließen sie doch einander los, denn was würde sein, wenn die Sache herauskam oder Magda ein Kind kriegte oder sonst etwas ... Dann wiederum, während sie sich schlaflos nachts in ihren Betten wälzten, beschlossen sie, brav zu sein, einander nicht mehr anzurühren, denn es war ja doch alles vergebens, — und Magda faßte den Entschluß, sich nächstes Jahr zu verheiraten; Paul hingegen nahm sich vor, bei Nacht in Bertalans Garten zu schleichen zu der Gärtnerstochter, die würde mit sich reden lassen, obwohl sie erst sechzehn war, aber sie gab sich ja jeden Tag dem Gastwirtssohn hin, sicher auch andern Jungen, und sie machte sich keine Sorgen, lebte in den Tag hinein, war mindestens so hübsch wie Magda und würde auch kein Kind kriegen, — und am folgenden Tag trieb der erste geeignete Augenblick sie unwiderstehlich doch wieder zusammen, Magda

und Paul. Sie liebten sich, und dann haßten sie sich schon, und da sie einander nur kleine, halbe Wonnen schenken konnten, wollten sie einander wenigstens großes, ganzes Leid bereiten: wehe tun und strafen wollten sie einander und sich selbst. Paul umarmte Magda und preßte ihren Körper so fest und so lange, bis der physische Schmerz ihr Tränen in die Augen trieb; Magda küßte Paul, und plötzlich biß sie ihn in die Lippen, daß sie bluteten. "Bilde dir nicht ein, daß du besser bist als jedes beliebige Straßenmädchen!" sagte Paul zu ihr. "Nächstes Jahr heirate ich!" sagte Magda zu ihm, "wen, das verrate ich dir noch nicht; einen schönen, klugen, reichen Mann, dem ich wirklich angehören will und den ich wirklich liebe ..."

"Denkst du etwa, ich will dich wirklich haben?" sagte Paul. "Ich habe ja eine Geliebte, Kellnerin ist sie in der Konditorei!"

"Wieviel zahlst du ihr?" fragte Magda. Höhnisch und verächtlich lächelten sie sich an; und wußten, daß sie sich unzertrennlich liebten und daß sie unversöhnliche Feinde waren.

Seit einigen Tagen regnet es: über der Stadt liegt dichter Nebel, und auch hinaufzu, am Bergabhang, hängt der Nebel zwischen den Bäumen. Es wäre das Gescheiteste, wieder in die Stadtwohnung zu ziehen.

Und sie beschließen auch, am nächsten Tag den Schwabenberg zu verlassen. Vater geht zur Zahnradbahn: er muß verfügen, daß der Möbelwagen morgen die Sachen holen komme. Muttchen Klara begleitet Vater an die Haltestelle; unterdessen fällt Paul ein, daß er eigentlich Lust hätte, mit Vater zu fahren, und schlüpft sogleich in seinen Regenmantel. Es regnet; vor der Bertalanschen Villa steht bereits ein Möbelwagen: sie ziehen heute schon hinunter in die Stadt. An der Station kommen einige Offiziere vorbei: in Regenmänteln gehen sie spazieren. Baron Horn grüßt schon von weitem sehr höflich; die drei erwidern den Gruß sehr freundlich; sie gehen aneinander vorbei und lächeln sich an. Dann stellen Hegedüs' sich unter das Schutzdach des Bahnsteigs. Der Zug steht schon da, bald wird er abfahren. Es regnet jetzt stärker. "Ist es nicht eine Dummheit, bei dem abscheulichen Wetter in die Stadt zu fahren, Ludwig?" fragt Muttchen Klara. "Du hättest schließlich dem Spediteur auch von der Post telefonieren können, besonders da du heute sonst nichts in der Stadt zu tun hast ..."

"Ach, jetzt bin ich schon hier ...", antwortet Vater, schweigt ein Weilchen und sagt dann: "Weißt du, es ist mir auch aus dem Grunde daran

gelegen, hinunterzukommen, weil ich dann gleich in der Wohnung nachsehen kann, was für Post angekommen ist, vielleicht ist eine Nachricht von dem Jungen dabei." Darauf sprechen sie lange nicht; am Bahnhof stehen nur ganz wenige Leute herum; der Zugführer lehnt am Fenster der kleinen Lokomotive, raucht Pfeife und wartet auf das Signal zur Abfahrt; der Regen fällt in Strömen, laut trommeln die Tropfen auf das Blechdach. "Herbst ist es geworden", sagt Vater mit einemmal und fühlt eine bittere Schwere in der Brust, als er daran denkt, daß Georg nun wieder seit dem Frühjahr nicht geschrieben hat. "Ja, Herbst", seufzt auch Muttmchen Klara, wendet sich zum Fenster und versucht, durch die vom Regenvorhang verdunkelte und von Wasserbächen verzerrte Scheibe zu sehen; eine unerträglich große Traurigkeit macht sich in ihr breit, als sie daran denkt, daß nun wieder ein Sommer zu Ende sei. Paul steht stumm da; Herbst ist wieder geworden, denkt auch er und denkt daran, daß sie gestern abend nach den in unerträglichem Verlangen brennenden sinnlosen Küssen und Umarmungen, nach dem qualvollen, höhnischen, bitteren Streit, nach dem entsetzlich langen kalten Schweigen sich mit dem Vorsatz getrennt haben, einander nie, nie mehr wiederzusehen.

Die Stadt prangt im Fahnenschmuck: die seit dem Frühjahr anhaltenden Kämpfe werden von Siegen gekrönt; auf der ganzen Linie weichen die Russen zurück, und wenn sie sich auch hundertmal hart wehren, hundertmal Widerstand leisten und hundertmal Gegenangriffe machen: die Dampfwalze der Verbündeten dringt unerbittlich vorwärts; tagtäglich verliert der Feind neues Terrain, neue Festungen, neue Städte vom Schwarzen Meer bis zum Eismeer: tagtäglich gibt es Grund zu feiern. Die Eingeweihten wissen sogar, daß in Kürze die neue Offensive gegen Serbien beginnt, die diesmal zum entscheidenden endgültigen Erfolg führen wird. Und die Eingeweihten wissen auch, — "unter uns gesagt, im Vertrauen, es darf noch nicht davon gesprochen werden!" — welche Überraschungen die nächste Zukunft im Westen und an der italienischen Front bringen wird. Ein paar Tage bloß noch ... und dann kann das richtige große Feiern losgehen!

Ein herrlicher September. Als wollte er eine Entschädigung bieten für die schlechte zweite Hälfte des August. Sommerlich warm ist es, die Bäume sind noch grün, eine ins Rot-Gold-Braune fließende Schattierung hier und dort macht das Grün nur noch tiefer; der Körper wird wohligh weit. In der

klaren Bläue am Himmel kreist manchmal mit tiefem Brummen ein Flieger über der Stadt.

Der erste Sonntagvormittag lockt mit seinem goldenen Strahlen Hegedüs' hinaus aus der Stadt; weit ins Kühle Tal fährt sie der Wagen, bis zu der Stelle, wo die Straße aufhört. Dort wandern sie über die Wiese, auf die Berge zu. Und mit einem Mal bleibt Vater stehen. "Seht doch mal ..." sagt er und zeigt nach vorn. "Kommt! das müssen wir uns ansehen", ruft er und beschleunigt seine Schritte. Ein Stückchen weiter müssen sie stehenbleiben: über die ganze Breite der Wiese hin zieht sich ein Graben, der in einen anderen Graben mündet. Davor glitzert grau im Sonnenschein ein Drahtverhau. "Seht doch nur!" sagt Vater wieder, und nun biegen sie nach dem Rand der Wiese ab, gehen den Hügel hinan. Sie stehen am zweiten Graben: auch davor ist ein Drahtverhau. Und dort sind Quergräben, die hinaufzu verlaufen, nach dem dritten Graben hin. "Seht ihr", sagt Vater und deutet nach vorn, "dort ist auch ein Drahtverhau! Wenn ich recht sehe, sind dort hinten noch zwei, nein, drei .. . eine regelrecht ausgebaute Verteidigungslinie ..." Sie spazieren den Hügelhang entlang bis zum letzten Graben, der schon am Waldrand sich hinzieht. "Sind das Schützengräben?" fragt Paul. Muttchen Klaras Stimme fährt nervös, fast beleidigt auf: "Schützengräben?! was redest du für Dummheiten! hier im Bereich von Budapest Schützengräben!"

"Hier werden Übungen gemacht", sagt Vater besänftigend. Und erst später fügt er hinzu: "Aber die Drahtverhaue sehen ganz frontmäßig aus".

Eines Mittags, aus der Schule kommend, sieht Paul auf dem Oktogon-Platz einen Menschaufmarsch. Einen Droschkenstand haben die Leute umringt: auf dem Bock der ersten Droschke sitzt eine Frau in schwarzem Mantel, auf dem Kopf eine schwarze gehäkelte Mütze. Die übrigen Kutscher stehen um die Wagen herum, sprechen, lachen und unterhalten die gaffende Menschenmenge mit Erläuterungen. "Jetzt sitzt sie schon auf dem Bock!" sagt ein dicker Mann und macht eine breite Bewegung mit dem Arm dazu. "Bis jetzt hat sie bloß zu Hause die Zügel in der Hand gehabt, nun tut sie's auch schon vom Bock — —" "Eine Kriegswitwe!" sagt einer in der Nähe, "sehen Sie denn nicht, sie ist ja in Schwarz! ich wette, die ist eine Kriegswitwe! Stimmt's?" wendet er sich an einen der Kutscher. "Ganz recht", sagt der Kutscher, "Kriegswitwe ist sie, Frau Németh, wohnt neben uns. Jetzt

im Juni ist ihr Mann gefallen, bei Tolmein oder weiß der Teufel wo, na, da hat sich halt die Frau auf den Bock gesetzt."

"Sehr stramm von ihr!" meint einer aus der Gruppe, "wenn ich im Feld fiele, meine Alte würde gleich vor Schreck zusammenklappen, und die da setzt sich auf den Bock!" Dann schnalzt er mit der Zunge und macht eine Bewegung, als risse er am Zügel; die Menschen lachen. "Na ja, sie wird doch ihr Fuhrgeschäft nicht pleite gehen lassen!" sagt ein Kutscher, ein Alter mit einer Pfeife, "ich hab' schon zu Hause zu meiner Frau gesagt, wenn sie mich auch 'ranholen, soll sie nur hinterher sein ..." Eine Frau mit einem Umschlagtuch weint plötzlich laut auf : "Mein armer Junge ist bei Lemberg gefallen ... Drechsler war er in einer Möbelfabrik!"

"Meiner ist schon zurück aus dem Feld!" berichtet ein Straßenfeger, "bloß mit einem Bein zwar, aber er ist wenigstens zu Hause, ein Glück, daß er Schneidergeselle war!" Plötzlich werden in der Gruppe gleichzeitig von allen Seiten ähnliche Worte laut. "Mein Sohn!" sagt der eine, "mein Vater —" der andere, "mein Mann —" und "mein Bruder —" und so fort. Da drängt sich ein Herr mit einer Aktentasche durch die Gruppe; vor den Droschken bleibt er stehen und betrachtet mit verdutztem Gesicht die Frau auf dem Bock des ersten Wagens. Einen Augenblick steht er da, dann tritt er auf die zweite Droschke zu; deren Kutscher hantiert am Geschirr. "He, Kutscher! los!" ruft der Herr, "rasch, Vácer-Gasse sechshundsechzig!"

"Bitte den ersten Wagen", erwidert der Kutscher kurz. "Den?! mit der Frau auf dem Bock?!" Einer aus der Menge ruft ungeduldig: "Jawohl, den! was fragen Sie so viel, setzen Sie sich schon 'rein!" Der Herr dreht sich feindselig um. "Setzen Sie sich doch selber 'rein!" sagt er in der Richtung, wo die Stimme herkam, "gute Ratschläge brauche ich nicht! Ich werde doch nicht so verrückt sein, mein Leben zu riskieren!"

"Brauchen keine Angst zu haben, mein Herr", mischt sich nun der dritte Kutscher ein, "sie hat den Ausweis, sie treibt Ihnen den Gaul genau so sicher wie ich!"

"Und jetzt ist ja auch noch gar kein so großer Verkehr", redet auch der zweite Kutscher zu. Der Herr mit der Aktentasche macht eine ungeduldige Bewegung: "Na, Alter, philosophieren Sie hier nicht! Fahren Sie mich oder nicht? wenn nicht, dann geh' ich an einen andern Stand!" Und da ging es plötzlich los in der gleichgestimmten Menge, wie an einer ungedämpften Harfe, an der man eine Saite anschlägt. "Gehen Sie doch an die Front, da

können Sie Angst haben um Ihr Leben, aber nicht hier auf dem Theresienring!" sagt einer. "Los! 'reinsetzen in den ersten!" knurrt ein drohender Baß, "was machen Sie soviel Faxen, schämen sollten Sie sich, eine Kriegswitwe sitzt auf dem Bock!"

"Der hat's leicht!" kreischt eine aufwieglerische Stimme, "lungert hier im Hinterland 'rum mit seiner Aktentasche!" Wütend wendet sich der Herr in die Richtung: zehn, hundert zornige Gesichter sehen ihn an. "Eine Kriegswitwe!" ruft jemand. "Kriegsgewinnler!"

"Heereslieferant!"

"Gauner!"

"Reinsetzen!"

"Drückeberger! daß der sich nicht geniert!"

"Halt hier nicht Maulaffen feil, sonst ..."

"Hau ihm doch eine 'runter!" Der Skandal, die Kundgebung, die Schlägerei hockt ihnen schon lauend in Augen, Mund und Fäusten. Da springt die Frau vom Bock. "Na, laßt schon gut sein", sagt sie, "wenn er sich nicht traut, dann traut er sich eben nicht; wegen der einen Fuhre werde ich auch nicht ärmer!" Und zu dem Herrn mit der Aktentasche sagt sie noch: "Von mir aus kann ja der Herr im Automobil fahren, aber Angst zu haben brauchen Sie nicht, wenn ich kutschiere! ..."

"Ne, der soll uns nicht entwischen!" schrie jemand, "'reinsetzen, los! sonst gibt's Dresche ..." Der Herr überlegt noch einen Augenblick, mustert den Menschenhaufen, wittert die Stimmung, dann geht er kleinlaut auf die erste Droschke zu. "Na, also", sagt er leise zur Frau, "meinetwegen denn, fahren wir los ..." Sie springt auf den Bock, reißt im Stehen die Decke vom Rücken des Pferdes, faltet sie sachgemäß mit geübtem Griff in einem Augenblick zusammen, legt sie auf den Bock und setzt sich darauf. Der Herr steigt zögernd ein und sitzt steif, zum Herausspringen bereit, da. "Vácer-Gasse sechshundsechzig!" ruft er der Kutscherin zu. Sie schmalzt mit der Zunge, "los!" sagt sie und löst die Bremse. Die Menge ist befriedigt. "Hurra, Frau Németh!" schreit jemand heiter. "Bravo der Kriegsgewinnler!" ruft ein anderer, und viele stimmen ein, "glückliche Reise nach der Vácer-Gasse! Es lebe die Kriegswitwe!" so brüllen sie durcheinander. Und da ertönt noch eine Stimme: "Es lebe der Krieg!" Schweigen. Der gerufen hat, blickt erschrocken um sich, und plötzlich öffnet er wieder den Mund: "Es lebe das Vaterland! hoch, hoch, hoch!" Nun fallen schon andere Stimmen ein, ringsum wird

Hurra und Hoch geschrien. Alles das spielte sich binnen zwei Minuten ab: mittlerweile war von der anderen Ecke der Schutzmann herübergekommen zu der Gruppe. "Was ist hier los, Leute? Straßenansammlungen sind verboten! auseinander, auseinander!" "Es lebe die Polizei!" schreit einer lachend, und unter schallendem Gelächter läßt man nun den Schutzmann hochleben; dann zerstreut sich die Menge. Der zweite Kutscher faßt sein Pferd beim Zaum und führt seine Droschke vor auf den ersten Platz. "Was war eigentlich hier los, Kutscher?" fragt ein Herr, der bis jetzt abseits gestanden hatte, neugierig und vorsichtig. Der Kutscher dreht sich um, spuckt nach der Seite aus, schiebt die Pfeife wieder zwischen die Lippen und antwortet respektvoll: "Was hier los war? Kriegszirkus war hier, mein Herr."

Bei der Feier zu Beginn des neuen Schuljahres gab der Direktor in einer langen Rede eine Übersicht über die bisherige Geschichte des Krieges; er ermahnte die Knaben, durchzuhalten in unbeirrbarer Vaterlandsliebe; und zum Schluß las er mit düsterer Stimme die Namen von siebzehn früheren Schülern des Gymnasiums vor, die auf dem Felde der Ehre gefallen waren. "Der Segen des Herrn", schloß der Direktor, "walte über ihrem Andenken, das wir in Liebe und Dankbarkeit bewahren, wir alle, die wir leben und leiden in dieser schweren Zeit der Prüfungen."

Er hatte recht: wir alle; denn damals lebten bereits alle im Schatten der großen Zeiten.

Martin Biró war der zweite, der seinen im Sommer gefallenen Vater betrauerte; Tom Heislars Bruder war nach langem Leiden in der Hohen Tatra an den Folgen eines Lungenschusses gestorben; Peter Laczkovics' Schwager, der erst wenige Monate, ehe er im Frühjahr ins Feld ging, geheiratet hatte, war gefallen. Karl Holba kam eines Tages erst gegen zehn Uhr in die Schule; als er mitten in der Stunde das Klassenzimmer betrat, ging er gleich ans Katheder und entschuldigte sich leise, — in der tiefen Stille konnten alle Mitschüler sein Flüstern verstehen: Karl hatte von sechs Uhr an vor dem Bäckerladen gestanden, war aber erst nach neun Uhr an die Reihe gekommen. Professor Záborszky flüsterte nicht. Laut und nachdrücklich erklärte er, daß er in diesem Falle selbstverständlich geneigt sei, Nachsicht walten zu lassen, doch dürfe eine solche Ausnahme, hob er hervor, keinen Präzedenzfall bilden in dem Sinne, daß etwa einzelne unernsthafte und leichtsinnige Elemente seine Nachgiebigkeit mißbrauchten, und so weiter. Er



benutzte die Gelegenheit, um eine weitschweifige, schwülstige Predigt zu halten: das änderte aber nichts daran, daß Karl Holba und andere in dieser Zeit sehr häufig viele Stunden des Tages mit ihren Müttern und Geschwistern vor den Bäcker- und Kaufmannsläden verbringen mußten, sich drängend in endlosen Menschenschlangen. Und die Lehrer waren — so sehr das ihnen auch gegen den Strich ging — gezwungen, auch weiterhin "Nachsicht walten zu lassen"; denn die Wissenschaft lief ja nicht davon, war auch morgen noch erreichbar, während die Brot-, Mehl- und Fleischration innerhalb weniger Stunden ausverkauft war in den öden Geschäften; und war sie einmal ausverkauft, so konnte derjenige, welcher leer ausgegangen war, von seinen Brot-, Mehl- und Fleischmarken nicht satt werden, und mit dem leeren Magen vermag auch der vollste Kopf nicht zu streiten.

Seit sie vom Schwabenberg heruntergezogen waren, hatte Paul Magda nicht gesehen. Er war jetzt, da die aufregenden Begegnungen wegfielen, ein wenig ruhiger geworden; dennoch verging kein Tag, an dem er sich nicht heiß nach ihr gesehnt hätte. Er rief sie denn auch an, — Magda war nicht zu Hause oder ließ sich verleugnen: Paul sprach einige Minuten mit Livia, Magdas kleiner Schwester, fragte sie, wie es ihnen ginge und was sie so im allgemeinen machten; aber als Livias dünne, eigenartig singende Stimme sagte: " ... du könntest uns trotzdem mal besuchen kommen, Paul!" überraschte ihn das so, daß er weder ja noch nein sagte, sondern bloß murmelte: "na, ich werd mal sehen ..." und rasch abhängte. Am nächsten Nachmittag ging er unangemeldet zu Bertalans. Magda hatte schon seit vorigem Jahr ein Zimmer für sich. Paul trat ein, und als er Magda erblickte, ging er sofort auf sie zu und küßte sie. Magda stieß ihn erschrocken von sich. "Um Gottes willen ... sei doch nicht so unvorsichtig!" flüsterte sie. "Wir sind hier nicht auf dem Schwabenberg, jeden Augenblick kann jemand ins Zimmer kommen ..." Und tatsächlich, schon trat Livia ein. Sie setzte sich zu ihnen und blieb sitzen, bis Paul ging. War das verabredet? dachte er in aufbrausender Wut, hat sie mich dem kleinen Gör verraten, bloß um mich zu ärgern?! Er blieb auch nicht lange; als er aufstand und sich verabschiedet hatte, ging Livia voraus ins Entrée, — da riß er Magda rasch an sich, suchte ihren Mund und griff nach ihrer Brust. "Ich will nicht!" zischte sie wütend, "du darfst das nicht mehr, nie mehr! ich will es nicht!" Aber da konnte sie

sich schon nicht mehr rühren in seinen Armen, und berauscht und erhitzt wehrte sie sich auch nicht mehr.

Paul verließ die Villa und wußte genau, daß die Sache mit Magda, die schon in der letzten Zeit auf dem Schwabenberg angefangen hatte zu verderben, nicht mehr zu retten war. Er wußte, daß dieses elende kleine Verhältnis mit Ach und Krach noch eine Zeitlang dauern konnte, beständig gestört und vergiftet von Ängsten und Aufregungen, es könnte jemand ins Zimmer kommen, vielleicht immer gerade das kleine Gör mit seinen spionierenden Blicken, — ja: hier in der Stadt konnten sie nicht mehr allein sein und konnten vor allem nicht dauernd zusammen sein, — und da auf diese Weise keine Zeit blieb, immer wieder einzusehen, zu bekennen, zu leugnen und dann nachher sich selbst wieder zu beweisen, daß sie einander anbeteten: würden sie nun immer mehr, bald sogar wirklich und endgültig einander hassen. Wenn ich es nicht doch wage, dachte Paul, sie jetzt endlich einmal ganz —

Die Nachricht, daß Georg auf dem ostgalizischen Kriegsschauplatz verschwunden war, kam Mitte Oktober an. Es war keine amtliche Mitteilung, aber leider eine sehr glaubwürdige. Den Brief hatte ein Oberleutnant namens Baksa geschrieben und ein auf Urlaub gekommener unbekannter Soldat mitgebracht; er klingelte, übergab den Brief an der Entréetür dem Mädchen und ging gleich wieder weg. Im Brief stand folgendes:

*Sehr geehrter Herr Doktor!*

*Vielleicht erinnern Sie sich noch an meinen Namen: ich war in der Bank angestellt und arbeitete in der juristischen Abteilung bis zum August 1914. Vielleicht erinnern Sie sich auch noch daran, daß 1911, als es mir plötzlich im Büro schlecht wurde, Sie eine Blinddarmentzündung bei mir konstatierten.*

*Das Schicksal hat mich nun wieder mit Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, zusammengeführt. Ich war nämlich als Oberleutnant der Reserve seit Beginn des Sommers Georgs Kompaniekommandant. Wir haben die alte Bekanntschaft, vielmehr die alte Beziehung sofort lebhaft wieder aufgenommen.*

*Leider muß ich Ihnen eine unangenehme Nachricht mitteilen, jedoch glücklicherweise keine ganz schlechte: Georg wird nämlich vermißt; doch hoffe ich zu Gott, daß er nicht gefallen ist. Mit Bestimmtheit kann ich versichern, daß er sich nicht unter den Gefallenen befand. Ich hoffe, er ist in Gefangenschaft geraten. Hier in Ostgalizien — näher bezeichnen darf ich*

*leider die Gegend nicht — hier waren heftige Kämpfe im Gang, und am 26. September haben wir vom Morgengrauen bis zum hellen Morgen siebenmal gestürmt; aber wie gesagt, Georg war nicht unter unseren Gefallenen, doch ist er auch nicht zurückgekommen, beziehungsweise wir haben ihn nicht gefunden; es ist also anzunehmen, daß er gefangengenommen wurde, denn aus meinem Frontabschnitt fehlten auf dieselbe Weise an die siebzig Mann. So befindet er sich wenigstens in Sicherheit, wenn meine Annahme zutrifft. Ich habe ihn als vermißt gemeldet, doch kann ich natürlich nicht wissen, was von dem neben mir liegenden Frontabschnitt gemeldet worden ist; das eine indessen ist sicher, daß er bis jetzt nicht wieder aufgetaucht ist, und wie gesagt, am 26. ging es ziemlich wüst hier zu. Die Meldungen bekommt das Etappenkommando und gibt sie weiter nach hinten. Vielleicht haben Sie, Herr Doktor, Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen, wenn Sie noch keine direkte Nachricht erhalten haben sollten. Dieser Brief ist übrigens streng vertraulich, und ich möchte Sie sehr darum bitten, nur in diesem Sinne von ihm Gebrauch zu machen. Indem ich Ihnen alles Gute wünsche, zeichne ich als Ihr ergebenster*

*Dr. Karl Baksa  
Oblt. d. Res.*

Bei Vater im Sprechzimmer war gerade ein Patient; das Stubenmädchen fühlte jedoch, daß es sich hierum eine wichtige Sache handeln müsse: sie klopfte an und reichte Vater den Brief durch die Türspalte. Er öffnete und las ihn sofort, stürzte aus dem Sprechzimmer und rannte aus dem Haus. Der halbnackte Patient wartete eine Weile, dann zog er sich an — vielleicht ahnte er ungefähr, was vorging —, hinterließ dem Mädchen, daß er morgen wiederkäme, und ging.

Erst spät am Abend kam Vater zurück: sein Gesicht war faltig, und um die Schläfen schien er plötzlich grauer geworden zu sein. Seine Hände zitterten, er sprach kaum; auf langes Drängen hin erzählte er stockend, daß er zu einem befreundeten Universitätsprofessor gelaufen und mit ihm zusammen im Honved-Ministerium gewesen sei. "Auf der Verlustliste bis zum achten Oktober einschließlich steht Georgs Name nicht, es ist also anzunehmen, daß er tatsächlich nicht gefallen ist ..." wie furchtbar, wie gruselig klang dieses Wort aus Vaters Mund, "doch wird er bereits als auf dem Kriegsschauplatz vermißt evident gehalten. Das bedeutet, daß er wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten ist, obschon dies keineswegs von jedem Vermißten sicher ist. Vom sechsundzwanzigsten September bis heute sind knapp drei Wochen vergangen, es ist also noch nicht zu spät ... wenn er

in Gefangenschaft ist, hat er noch keine Nachricht geben können. Vielleicht befindet er sich jetzt noch unterwegs nach einem Gefangenenlager. Wir dürfen also noch hoffen — "

Was kann man hoffen? was kann man glauben? was kann man wissen? nichts. Die Tage vergehen, einer nach dem andern, es ist Herbst, und es wird Winter; es regnet, schneit, und manchmal scheint die Sonne; man hört von Siegen und von Niederlagen, von Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen; die Leute, die nicht draußen im Feld sind, leben in der Stadt und in der weiten Welt dahin, essen, trinken, lieben, hassen, gehen in die Schule, gehen ins Theater, sind krank, werden geheilt, lernen, unterrichten, hoffen, sind verbittert, verdienen viel Geld, leiden Not; es kommen die zweiten Kriegsweihnachten, überall sind sie schwarz und am schwärzesten bei Hegedüs'; die Menschen denken jetzt schon gar nicht mehr darüber nach, ob der Krieg zu Ende geht und wann er zu Ende geht; jetzt ist alles schon so im Gang und wird vielleicht niemals mehr zum Stillstand kommen — und von Georg noch immer keine Nachricht. Paul indessen denkt, das sei doch ganz natürlich ... denn warum sollte er es gerade jetzt eilig haben mit dem Schreiben, aus der Gefangenschaft oder ... aus dem Jenseits, er, der sein ganzes Leben lang mit Nachrichtgeben gespart hat und der so geartet war, daß man nie etwas von ihm erfahren konnte.

Der Neujahrstag begann der Gewohnheit gemäß mit Beglückwünschungen: die Familie gratulierte Paul zu seinem sechzehnten Geburtstage. Es war eine graue, trübe Feier: Vater hatte am zweiten Weihnachtstag einen Stellungsbefehl bekommen und mußte sich heute melden zum freiwilligen Sanitätsdienst, und zwar, wie er sagte, in einem Kriegslazarett in der Stadt, "aber", meinte er, "wenn der Krieg noch lange dauert, werde ich wohl auch noch weiter hinaus müssen ..." Gegen Mittag kam er nach Hause und erzählte mit einer Leichtigkeit, der man die Absicht anmerkte, daß er vorläufig einen angenehmen und nicht sehr schweren Dienst im Honved-Kriegslazarett bekommen werde. daß dieser erst Mitte Februar beginne und daß es überdies nicht unmöglich sei, ganz freizukommen, da er schon auf die Fünfzig losgehe, allerdings sei eigentlich jeder Mensch verpflichtet, wenigstens so viel fürs Vaterland zu tun ...

Da kam das Telegramm. Das Mädchen brachte es herein, und Vater glaubte, es sei ein Neujahrsglückwunsch; er machte eine abwinkende

Handbewegung, setzte aber doch seine Brille auf. Dann öffnete er das Telegramm und wurde im selben Augenblick kreidebleich.

"Großer Gott!" rief er aus. "via red cross office sibirian service stockholm — großer Gott — wohlauf in offizierslager krasnaja retschka bei Chabarowsk gruss allen und paul geburtstagsgruss georg."

Vater sitzt auf dem Salonsofa und weint. Muttchen Klara steht an die Tür gelehnt und schluchzt. Paul, in heißer Verlegenheit abwechselnd blaß und rot werdend, steht an der andern Tür. Georg lebt! ist im Gefangenenlager und schickt Nachricht ... zu meinem Geburtstag! ... Und wie er die Eltern ansieht, fühlt er, daß unwiderstehlich die Tränen ihm in die Augen dringen —

Und da steht Vater plötzlich vom Sofa auf, wischt sich mit den Fingerspitzen die Augen und sagt mit heiserer Stimme "Mein geliebter kleiner Künstler ... mein Junge ... mein kleiner Soldat ... wenigstens am Leben ist er! ... im Gefangenenlager hinter Drahtverhauen ...aber wenigstens in Sicherheit — "

### **Das andere Gefangenenlager**

Es ist Sonntagnachmittag; bei Paul sind Jungen zu Besuch; still sitzen sie im kleinen Wartezimmer und hören Paul zu, der vorliest. Nach langem Drängen hatte er ein schwarzes Heft hervor genommen, von dem bisher nur Andreas Szilvási wußte, und daraus las er nun die zwanzig oder dreißig Zeilen vor, die er am ersten Januar hineingeschrieben hatte. Es war eine Art Tagebuch, mit großem Schwung begonnen, in dem Paul Tagesereignisse und Gedanken in ziemlich unbeholfenen Worten verewigte. Ein Fragment; Paul liest, was auf der ersten Seite steht dann macht er das Heft zu: mehr enthält es nicht. Und schon bedauert er, daß er sich hat überreden lassen; er findet seine Aufzeichnungen primitiv und wichtigtuerisch; schämt sich ihrer. Rasch etwas anderes. "Was hast du mitgebracht?" fragt er Andreas Szilvási. Der läßt sich nicht lange bitten. "Ich hab' eine Novelle geschrieben", sagt er und beginnt sogleich zu lesen. Ein junger Mann kommt neunzehnhundertvierzehn

an die Front, wird schwer verwundet, über dem Knie muß ihm das Bein amputiert werden; nach langer Zeit ist er wieder genesen; er bekommt die große silberne Tapferkeitsmedaille und ein ausgezeichnetes künstliches Bein; ziemlich gut kann er damit gehen und ist stolz darauf, daß er ein Held war, er sitzt in Budapest am Donaukorso, die Hose zieht er hoch hinauf, damit die Leute sehen, was für eine vortreffliche Prothese er hat; die Frauen gucken schauernd weg. Hm. Das nächstemal zeigt er sein künstliches Bein nicht mehr; auf der Straße macht er mit einem Mädchen Bekanntschaft; er sagt ihr, daß er eine Prothese hat; das Mädchen läßt ihn schauernd stehen. Hm. Der zweiten, die er kennenlernt, sagt er bereits nicht mehr, daß er ein künstliches Bein hat, aber sie bemerkt, daß er hinkt; er sagt, das sei weiter nichts, er habe einen leichten Beinschuß bekommen und sei jetzt auf kurzem Urlaub, bald müsse er wieder an die Front. Das Mädchen geht mit ihm in ein Hotel. Was wird nun? Der junge Mann löscht sofort das Licht aus und glaubt, vielmehr will sich selbst glauben machen, alles sei in Ordnung, so gehen sie ins Bett. Im Bett bemerkt das Mädchen gleich die Wahrheit. Sie schreit auf, rennt nackt aus dem Zimmer, Tumult, Skandal, Patrouille. Der junge Mann tobt, bekommt einen Anfall, springt auf einem Bein herum, schlägt lang hin, brüllt: wie sie mir das Ding da gegeben haben, haben sie gesagt, es sei genau so wie ein richtiges Bein — kein Mensch würde es merken — und nun — !! Die Sanitäter kommen, geben ihm eine Injektion; er beruhigt sich, schnallt die Prothese an, zieht sich an, bezahlt das Zimmer, hinkt aus dem Hotel. Schluß.

Als Andreas zu Ende gelesen hat, ist er heiser geworden, hat Ringe unter den Augen und späht seinen Kameraden forschend ins Gesicht. "Na?" fragt er und holt tief Atem. "Gut", sagt Paul, "sehr gut. Das kannst du aber im Petöfi-Verein nicht vorlesen!"

"Will ich auch gar nicht!"

"Kannst es auch nicht drucken lassen", sagt Alex Szász, "selbst wenn eine Zeitung es annehmen würde, heute könnte sie es nicht bringen."

"Ich will's auch gar nicht veröffentlichen."

"Im radikalen Galilei-Verein<sup>13</sup> könntest du's vielleicht vorlesen", meint Stefan Alberti. "Fällt mir gar nicht ein! Die Hauptsache ist, daß ich's schreiben konnte ... vielleicht kann ich später mal was damit anfangen ..."

---

<sup>13</sup> Der Galilei-Verein (Galilei-kör) sammelte die junge fortschrittliche Intelligenz. Unterstützt wurde der Verein auch von dem bedeutenden Dichter Endre Ady (ungarisch: Ady Endre).

Auch Iwan Risztics hat etwas zu bemerken. "Die Novelle ist gut", sagt er, "ich liebe zwar dieses Hetzen gegen den Krieg nicht, denn das ist sie doch, und außerdem warst du ja gar nicht draußen im Feld, hast also eigentlich kein Recht, die Sache so darzustellen, aber, ich muß schon sagen, nicht ungeschickt gemacht, die Geschichte; bloß einen großen Fehler hat sie, den mußt du unbedingt ändern, in einem Absteigehotel bezahlt man nämlich das Zimmer vorher ..." Das klang erwachsen, glaubwürdig und sehr wahrscheinlich; aber Andreas antwortete bloß kurz: "Du Affe." Die Novelle hatte indessen zweifellos großen Erfolg; die Jungen diskutierten sie gründlich vom inhaltlichen sowie vom stilistischen Gesichtspunkt; dann bringt ein Wort das andere, und sie sprechen von Büchern; die Debatte spitzt sich zu, flaut wieder ab; plötzlich sagt einer: "Na, ich schwör' euch, ich hab' für morgen noch keine Silbe gelernt ..." So gleitet das Gespräch auf die Schule über, auf Latein, Mathematik, Geschichte, und dann ist auf einmal, ohne daß sie sich dessen bewußt geworden wären, von der gestrigen Höfer-Meldung<sup>14</sup> die Rede und von den deutschen Heeresberichten; sie sind also wieder bei dem Thema angekommen, mit dem sie am frühen Nachmittag begonnen haben: beim Krieg. Reden von den Ereignissen an den Fronten, von Kräfteverhältnissen, Geschütztypen, reden davon, wie lange der Krieg noch dauern könne und welche Aussichten auf Sieg bestehen. "Es gibt doch gar keinen Zweifel", meint einer, "daß wir siegen werden, nicht bloß, weil das Recht auf unserer Seite ist, sondern weil, wenn wir die uns zur Verfügung stehenden Kräfte vergleichen ..." Paul klingen diese Worte sehr bekannt, — Andreas Szilvási springt auf. "Gebt doch mal die Landkarte her! hier auf den Tisch!" Die Karte wird ausgebreitet; die Jungen stehen um sie herum. Löcher von Stecknadeln sind darauf und Bleistiftzeichen; Andreas bittet Paul um den dicken Rotstift. "Wir wollen doch mal sehen. Im Norden das Meer, der Seekrieg und der U-Boot-Krieg. Im Osten von oben bis unten die russische Front. Im Süden Serbien. Im Südwesten die Italiener. Im Westen die Franzosen und Engländer." Paul sucht in seinem Gedächtnis. Diese Worte ... Andreas zeichnet mit einer dicken roten Linie einen Kreis auf die Landkarte, dann um diesen einen größeren Kreis, — ja! erinnert Paul sich in diesem Augenblick, diese beiden Kreise hat auch Vater einmal gezeichnet, eines Abends noch zu Beginn des Krieges, als die Karte noch neu war und die

---

<sup>14</sup> Franz Ritter Höfer von Feldsturm war kaiserlich-königlicher Feldmarschallleutnant der österreich-ungarischen Armee während des Ersten Weltkriegs und Verfasser der amtlichen Heeresberichte.

Nadeln mit den bunten Fähnchen noch in der Blechschachtel aufbewahrt wurden ... "Na", sagt Andreas, "also jetzt sind wir fertig, seht ihr? die Kreise haben sich geschlossen ... zwei Kreise, drinnen die Maus, draußen die Katze. Na, gehen wir nach Hause, lernen."

Ungefähr zwei Monate lang tat Vater Dienst im Kriegslazarett. In der Regimentsarzt-Uniform, mit der aufrechten Gestalt, dem harten Blick, der kräftigen Stimme wirkte er nicht älter als vierzig, — und niemand hätte es für möglich gehalten, daß dieser Mann mit der strammen Haltung und dem jugendlichen Aussehen, zu Hause, wo ihn kein Fremder sah, plötzlich um zwanzig Jahre alterte, wenn er seinen größeren Sohn betrachtete und manchmal sagte: "Wer weiß ... vielleicht kommst du auch noch an die Reihe!" oder wenn er den Kleinen auf den Schoß nahm und ihm aus seinem Lieblingsbilderbuch vorlas, *Hänschens Abenteuer im Weltkrieg*, und wenn er an seinen Ältesten dachte, an den hinter dem Drahtverhau im Gefangenenlager.

Im Frühling trat eine Veränderung ein: das mächtige Kriegslazarett des Verbandes der Banken war fertig geworden, und Vater wurde zum Leiter dieses Krankenhauses ernannt. Hier wußte ein jeder, wer Vater war, und in der bekannten, fast gewohnten Umgebung ging die Arbeit besser; überdies machte die neue Zuteilung zu dem der Wohnung näher gelegenen Lazarett der seit Jahresbeginn schwebenden Unsicherheit ein Ende: Vater konnte seine Sprechstunden in der Bank weiter versehen und brauchte auch die Privatpraxis nicht aufzugeben; seine Arbeit hatte sich zwar auf diese Weise verdoppelt, aber man kannte schließlich seine patriotische Pflicht, und außerdem, je weniger freie Zeit man hatte, desto weniger konnte man sich mit den Dingen beschäftigen, an die man ohnehin mehr dachte, als es in gesundem Nervenzustand erträglich gewesen wäre.

Dies geschah eines Nachmittags, als außer Paul niemand zu Hause war, Er stand in seinem Zimmer, hatte die Bücher beiseitegelegt, eine eigenartige Unruhe befahl ihm: als jagte ihn von innen etwas, und dennoch, als lähmte ihn etwas.

Wie lange hatte er keine Musik gehört: das fiel ihm ein, — aber er wußte sofort, daß es nicht der Wahrheit entsprach, hatte doch erst am Sonntagnachmittag Magda Klavier gespielt, den Adagio-Satz einer



Mozart-Sonate, ziemlich schwach, und dann noch leichte Tanzmusik; und neulich hatte auch hier in der Wohnung Alex Szász gespielt, den Deutschmeister-Marsch. Wie also war das eigentlich? Wie lange habe ich keine richtige Musik gehört! so formte sich nun der Gedanke, — ja: richtige Musik, das war es, und es bedeutete natürlich: Georg.

Georg, natürlich. Lange hat er nicht gespielt ... hier zu Hause. Das "Studio" hatte Muttchen Klara gleich Anfang Januar wieder zum Kinderzimmer umgewandelt; ihrem alten Wunsch und Plan gemäß wohnten jetzt Hänschen und die Schwester dort. Georgs Noten — sie lagen alle schön geordnet auf dem Regal, das bei der Auflösung des Studio in Pauls Zimmer hinübergewandert war. Zu Hunderten, alphabetisch geordnet in den dunkelblauen harten Notendeckeln, so wie Georg sie damals dortgelassen hatte, als er nach Paris fuhr, im Juni werden es zwei Jahre. Seitdem ...

Er steht vor dem Regal, nimmt aus der Reihe einige Mappen heraus, betrachtet die Noten. O ja, er kennt sie alle. Chopin-Etüden. Chopin-Sonaten. Präludien, Scherzi, Walzer, Nocturnos, Mazurkas, Rondos ... Beethoven, Mozart, Bach, Brahms ... alle kennt er sie. Nur spielen kann er sie nicht. Georg konnte sie spielen. Er hätte doch auch Klavier spielen lernen sollen. Weiterlernen. Nicht damit aufhören, daß er die schwarzen Köpfe kannte und sich mit den Augen zurechtfinden konnte in den rätselhaften Botschaften der zweimal fünf Linien. Weitergehen, die unbeholfene und störrische Hand, die Ungeschicklichkeit und die Qual der ohnmächtigen Finger bezwingen. Weitergehen, — ja, vielleicht, wenn Georg nicht so sehr gut gespielt hätte. Wenn Georg kein Künstler gewesen wäre. Wenn man sich diese Noten so ansieht ... vielleicht kann ich sie sogar spielen, denkt er, nicht gut natürlich, nicht im richtigen Tempo, sondern bloß langsam, buchstabierend, holprig, aber vielleicht kann ich doch herauschälen, was hier in den Notenzeichen steht. Aus der großen Musik würde dann zwar eine winzig kleine Musik werden ... aber wenn ich sie selbst spiele und bloß für mich allein spiele, kann ich vielleicht doch jene zauberhaften, berausenden Töne finden und hinter oder über ihnen das, was ... was denn? Was ist denn jenseits der Töne? Etwas, das Georg gefunden hat, das Georg aufgegangen ist —

Linkisch sitzt er nun auf dem Klavierstuhl, vor sich hat er die Noten: mit einem Finger versucht er, die Melodie nachzutasten, — er lächelt verlegen, jetzt wagen sich auch schon mehr Finger auf die Tasten; langsam und

holprig geht es — aber sie klingen, die Töne, und innen, ja, in seinem Kopf hört er das Ganze, alles, das Geheimnis! O ja. Georg ist weit weg, sehr weit: bis dorthin hört man dieses Klimpern gewiß nicht.

Und als draußen die Entréeklingel läutet, kommt er zusammenzuckend wieder zu sich aus der Versunkenheit. Er sieht auf die Uhr und bemerkt, daß er schon seit fast zwei Stunden vor dem Flügel sitzt; wieder lächelt er verlegen und denkt, wenn er Zeit und Geduld hätte und fleißig wäre, dann könnte er vielleicht jetzt ein bißchen Klavier spielen lernen, bloß so viel, daß es mehr wäre als Geklimper.

Er hört draußen Vaters Schritte; rasch klappt er die Noten zusammen, legt sie wieder in die Mappe und läuft in sein Zimmer an das Regal; und als Vater eintritt und ihn fragt, was er den Nachmittag über gemacht habe, blickt er zur Seite und antwortet: "Nichts Besonderes."

Paul hatte Magda seit Wochen nicht gesehen, und es ging ihm durch den Kopf, eigentlich liege es nur an ihm selbst, daß er so wenig mit ihr zusammenkam. Aber das mußte anscheinend so sein. Denn welchen Sinn hätte es, an den dummen Sonntagnachmittagszusammenkünften teilzunehmen, wo die Zimmer voll waren von Jungen und Mädels; so etwas war zu nichts anderem gut, als einen erneut feststellen zu lassen, manchmal sogar recht verbittert, daß man wieder nicht mit ihr allein sein konnte.

Denn Magda lud ihn jetzt niemals mehr aus freien Stücken so ein, daß sie ungestört waren. Und wenn er sich hie und da einmal eine Stunde des Alleinseins erbettelte oder gewaltsam durchsetzte oder einfach unangemeldet bei ihr erschien, was geschah dann? Unangenehme, unnütze Dinge. Gleichgültige und unwichtige Worte wurden gewechselt, denn sobald sie vom neutralen Pfad abwichen, blitzte schon die Feindseligkeit in ihnen auf. Über ein Buch oder ein Theaterstück oder auch nur über einen beliebigen fremden Menschen ließ im gleichen Maße der Affekt seine Funken sprühen in erbostem Streit, wie sie im Sommer keinen einzigen Gedanken gehabt hatten, der nicht voll innigsten Einverständnisses und nicht für einander gewesen wäre.

Warum gehe ich doch immer wieder zu ihr? fragte Paul sich manchmal, und mit erniedrigenden, beschämenden Erklärungen versuchte er, den Weg von sich zu Magda zu verrammeln. Weil ich mich mit ihr küssen will; in plötzlicher, blöder Aufwallung begehre ich sie, der Sommer auf dem

Schwabenberg fällt mir ein, dabei — dabei, das wußte er sehr gut, war längst alles ins Stocken geraten, und die ganze Sache hatte keinen Sinn mehr. Und das lag offenbar nun schon nicht mehr an ihnen selbst, sondern an etwas, das außerhalb ihres Dazutuns wirkte, an einer Macht oder einem Willen, den sie nicht lenken konnten. Wenn sie mein gewesen wäre, wirklich ganz ... dachte Paul, und jener Nachmittag fiel ihm ein, der schon lange zurücklag, als es ihm einmal doch gelungen war, mit ihr allein zu bleiben, und er sie in jähem Aufflammen, im Taumel des Augenblicks an sich riß und in heißer Umklammerung auf das Sofa zerrte und mit gewalttätiger Hand, mit wildem Knie, mit gierigem Leib nach den letzten Geheimnissen des bezwungenen Mädchenkörpers langte: da hatte er in Magdas Augen eine entsetzlich nüchterne und ernüchternde kalte Angst, eine erbitterte Abwehr erblickt, — und ihre Stimme ... "Laß mich los, du! ich beiße ... ich spucke! ... laß mich los!" — dieser Blick und diese Stimme hatten sein kühnes Wollen und seine aufgewühlte Begierde stärker besiegt als die gegen seine Brust und seinen Magen gestemmt harten kleinen Fäuste und die eng verschlungenen Knie.

Vorbei, dachte Paul und wunderte sich, daß ihm das erst jetzt klar wurde, so spät und so plötzlich, obwohl er es doch schon lange fühlte, und er wunderte sich auch darüber, daß Magda ihm das nie gesagt hatte. Offen und ehrlich. Warum? Er selbst hätte es ihr nicht ebenso gut sagen können, offen und ehrlich? Aber ... es handelte sich ja schließlich nicht um dieses. Lächerlich. Angefangen hatten sie ja auch nicht so: paß mal auf, jetzt beginnt etwas zwischen uns, jetzt werde ich dich lieben ... warum also sollte man mit einer offenen Erklärung oder einem Geständnis der Sache ein Ende machen müssen? Sie wird mich nicht auffordern zu kommen, und ich werde mich nicht mehr melden, dachte Paul, und das genügt; und, ein wenig trotzig sich in die Brust werfend, dachte er noch, gut, es sei so in Ordnung, was kümmere es ihn noch, er habe die Sache über, sie sei eben zu Ende ... Und hinter dem rauhen, zynischen, abrechnenden kalten Zorn versteckt, quälte ihn tagelang eine unruhige, tiefe, müde Traurigkeit.

Der Frühling brachte in diesem Jahr die großen Spaziergänge nicht wieder. Das war vorbei, lockte die Knaben nicht mehr: sie trafen sich, verspürten aber keine Lust zum "Stromern". Die Stadt kannten sie schon zu gut, um noch Neues in ihr suchen zu wollen; die "merkwürdigen" oder

"rätselhaften" Häuser, Höfe und Läden interessierten sie nicht mehr; es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß die "seltsamsten" Dinge ganz alltäglich waren; und das gruppenweise "Jagen nach Abenteuern" hatte aufgehört, als die Jungen einzeln den Frauen nachzusteigen begannen und darüber nicht mehr miteinander sprachen. Und die Menschen? Der interessanteste und aufregendste "Stoff" langer Jahre? Gewiß: immer kann man interessanten und rätselhaften Gestalten begegnen, aber wenn man nicht romantisch aufgelegt ist, sieht man in ihnen nichts anderes als die gewohnten Figuren des Alltags. Denn zu den gewohnten Erscheinungen gehören bereits die Invaliden auf der Straße, die weiblichen Straßenbahnschaffner, die großartig mit Orden und Medaillen geschmückten Soldaten auf Urlaub, die Uniformen der Verbündeten, die unter Militärbewachung marschierenden Kriegsgefangenentrupps, die Kriegerwitwen im Husarenpelz, die Menschenschlangen vor den Lebensmittelgeschäften. Und man ist selten romantisch aufgelegt. Man wendet den Blick immer mehr nach innen und sucht den Schlüssel zu den Rätseln des Ich; und die hinter den Erscheinungen steckenden Ursachen beschäftigen einen von Tag zu Tag mehr.

Es hatte auch in letzter Zeit etwas Neues begonnen, etwas, das mit den Zusammenkünften zum Zweck literarischer Debatten nicht zu vergleichen war.

Sie trafen sich nur zu vieren; sehr oft, und dann blieben sie lange zusammen: Paul, Andreas Szilvási, Alex Szász und dessen acht Jahre älterer Vetter Béla Szász. Ein sonderbarer Mensch war dieser Béla Szász. Merkwürdig war vor allem, daß er nichts war. Er hatte Lehrer werden wollen, aber das Examen nicht gemacht, sondern sich kurz vor der letzten Prüfung dem Jus zugewandt; bis zum Doktorat hatte er es gebracht und dann auch diese Laufbahn aufgegeben; um jene Zeit hatte er erwogen, ob er sich nun nicht der medizinischen Wissenschaft widmen sollte. Dieses Vielerleilernen schien aber bloß den Rahmen zu Béla Szász' Leben zu bilden: zwischendurch hatte er etwa zwei Jahre lang Theaterkritiken für eine kleine Tageszeitung geschrieben; hatte einen Gedichtband veröffentlicht: nicht sehr begabte aber auch nicht eben unbegabte, nervöse, dekadente kleine Dichtungen waren in dem Büchlein enthalten, ungarisch, deutsch, französisch und englisch; zwei Jahre hatte er in München gelebt und dort angeblich zu den tonangebenden Kunstkritikern gezählt; nach Budapest zurückgekehrt, trat er der

sozialdemokratischen Partei bei, hielt Propagandavorträge politischen und kulturellen Charakters in Arbeiter- und Beamtenorganisationen, und. bei Kriegsausbruch trat er aus der Partei aus; eine Zeitlang sah man ihn häufig mit einem radikal politisierenden Grafen, einem reichen Gutsbesitzer, durch die Stadt gehen, dann wieder war er monatelang in Theatern und Nachtlokalen anzutreffen, mit einem jungen mäzenhaften Großindustriellen und dessen stadtbekannter und allgemein bewunderter, angeblich aus einem öffentlichen Haus in Bukarest stammender, flammendrothhaariger Freundin. All dies gab indessen keinerlei Aufklärung über Béla Szász' sogenannte bürgerliche Existenz: denn Béla Szász hatte keinen Beruf, der Geld einbrachte — allerdings auch meistens kein Geld. Dieser merkwürdige Mensch in der sehr vernachlässigten Kleidung, dem längst nicht immer sauberen Kragen, mit den meist schmutzigen Händen, der eigentümlich krampfhaften Körperhaltung, dem aus schiefen Schultern herausragenden langen Hals, der den scharf gezeichneten kleinen Vogelkopf in beängstigende Höhe hob, hatte nicht nur etwas erschreckend Häßliches, sondern auch etwas verblüffend Bösesartiges. Doch offenbar täuschte das Äußere in diesem Falle. Béla Szász — seinen jüngeren Freunden gegenüber gab er sich wenigstens so — war gütig und wohlwollend, konnte in heiterer und kindlicher Laune lachen; und die Jungen eroberte er vor allem dadurch, daß er unerhört viel wußte, mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen nicht geizte und allem, was er sagte, stark die Farbe und den Klang von Wahrheit gab.

Wie anders verliefen diese Nachmittage und Abende als die früheren. Um welche andere Dinge und in welcher anderer Art entsponnen sich die hitzigen Diskussionen. Wenn Béla Szász von einem Buch oder Theaterstück spricht: gleich tauchen ganz andere Gesichtspunkte auf, als wenn man allein über sie nachdenkt; und wenn Béla Szász von etwas Neuem, das Andreas Szilvâsi geschrieben hat, sagt, es sei unreifes Zeug oder es sei nicht ungeschickt gemacht, so kann man Gift darauf nehmen, daß das eine schlechte, das andere eine gute Arbeit ist. Béla Szász' Interesse war unbegrenzt, sein Wissen unabsehbar, sein Urteil sicher, jedoch nicht unwiderruflich: keinen Augenblick hatten die Jungen das Gefühl, keine Gegenmeinung äußern zu dürfen, von oben herab behandelt zu werden; Béla Szász konnte auch Kamerad sein, und dies war für Paul vielleicht das Wichtigste. Ich habe einen erwachsenen Freund, dachte er einmal und hatte

dabei das Empfinden, es wäre gut gewesen, diesem jungen Mann schon viel früher zu begegnen, denn dann hätte er vielleicht ... dann wäre er bestimmt viel leichter hindurchgekommen durch alles, was ... ach, wozu solche Umschweife machen? durch die Sache mit Georg und die mit Magda. Und schon war der Entschluß in ihm gefaßt, Béla einmal alles zu sagen, das von Georg und auch das von Magda; ihm zu sagen, was er wußte und was er sich auf dem Grunde dieser Dinge vorstellte, zu sagen, was geschehen war und was sich nun in ihm vorbereitete. Er rüstete sich zu dieser großen und aufrichtigen Eröffnung: und immer wieder schob er sie auf. Ich kenne ihn noch nicht genügend, dachte er, ich kann ihn noch nicht mit meinen persönlichen Schwierigkeiten belästigen ... denn irgendeine Erklärung mußte er doch finden für seine scheue oder vielmehr zurückschreckende Reserve, die das teerausdrängende Wort nicht über seine Lippen ließ.

Béla Szász sprach nie von der "Wahrheit", aber wovon auch immer die Rede war, stets sagte er, man müsse die Sache auch von der andern Seite betrachten, beziehungsweise, man müsse alles von allen Seiten betrachten. Manchmal hatte Paul wohl den Gedanken, dieses ewige Abwägen sei langweilig und führe zu langsam zu einem Ergebnis; aber Béla Szász gewöhnte ihn daran, keine zu klaren, auf der Hand liegenden Urteile anzunehmen, — "denn", sagte er, "wenn man auch die Gemeinplätze nicht geringzuschätzen braucht, die ja, meist doch erwiesene und erprobte Wahrheiten enthalten in volkstümlichen Formeln, so sind diese Formeln aber meist zweiseitig oder mehrseitig, und die *Wahrheit* selbst kann so vielfach verstanden und gedeutet werden, als man sie vielseitig betrachtet." Häufig debattierten sie über den Krieg und die europäische Vorkriegspolitik. Béla Szász suchte alles Geschehene auf die Ursachen und Wirkungen der jahrzehntelangen latenten Wirtschaftskrise zurückzuführen, die bis zum Krieg hinter der Maske einer ruhigen planmäßig-gesunden Entwicklung, Wissende und Ahnungslose verblendend, ihr wirkliches Wesen geheimgehalten hatte. "*Der Krieg*", sagte er, "wir wollen ihn so nennen, obschon es richtiger wäre, ihn vorläufig als Massenbewegung zu bezeichnen, dieser Krieg also ist kein Krieg in dem Sinne, wie bis zum zwanzigsten Jahrhundert die Kriege geführt worden sind. Er ist eigentlich eine Weltrevolution, deren wahres und vornehmlichstes Ziel es nicht ist, Gebiete hier abzutrennen und dort anzuschließen und dann so und so viel Kriegsentschädigung festzusetzen;

alles das ist höchstens Mittel oder Werkzeug: denn dieser Krieg ist eine in nationalistisches Gewand gehüllte, mit imperialistischen Mitteln arbeitende Weltrevolution, die in erster Reihe den heute vielleicht noch nicht einmal ganz bewußten Zweck hat, auf bestimmten Gebieten durch Änderung der Produktionsordnung, beziehungsweise durch deren einseitige Kontrolle die Lebensordnung der Massen zu ändern, wenigstens auf der einen Seite: auf der Seite der siegenden Macht. Im Grunde ist es nur ein romantisches, oberflächliches, für die Massen bestimmtes, falsches, sagen wir dekoratives Ziel der Revanche, in Berlin einzumarschieren und den Frieden etwa in Potsdam oder gar mit gewissem historischem Humor gerade in Versailles zu diktieren. Das ist nur ein Teil eines Zweckkomplexes; viel wichtiger ist ein anderer Teilzweck aus diesem Komplex, nämlich: die deutsche chemische Industrie von Paris aus zu dirigieren. Und das ist nur ein Beispiel von vielen. Nun verwirren sich aber eben an diesem Punkt die Begriffe, hier werden die Waffen zweischneidig und die vorauszusehenden Ergebnisse ungewiß. Denn wenn wir bloß einmal fragen, was denn in praxi das allererste und unmittelbarste Interesse der einen und der andern kriegführenden Partei sein kann: so sehen wir, daß die Dinge entscheidend vorwärtsgebracht werden könnten — hinsichtlich der nächsten Etappe, hinsichtlich des Sieges nämlich — durch eine hier oder dort im Innern ausbrechende nationale Revolution, die mit ihren Massen und Waffen und allerdings mit der Durchschlagskraft gewisser historisch-dynamischer Energien zunächst einmal in der eigenen Heimat die Angelegenheit zu erledigen begänne, scheinbar zugunsten des Gegners. Die Revolution würde den Kampf gegen den Feind einstellen, den Herrscher oder das Staatsoberhaupt und die Regierung davonjagen, die bisherige Staatsordnung umstürzen und vielleicht auch die sozialen und wirtschaftlichen Institutionen ändern — auf der einen Seite. Dies würde in erster Reihe den militärischen Sieg der anderen Seite bedeuten, und es würde bedeuten, wenigstens vorläufig, daß sich irgendein wirtschaftliches Gebiet aus der Produktionskonkurrenz des gegenwärtigen Systems ausschaltete gerade zu einer Zeit, zu der es in gesteigertem Maße für seinen Konsum auf die Produktion der außerhalb liegenden Wirtschaftsgebiete angewiesen wäre. Das erste scheinbare Resultat wäre also die Lahmlegung einer der konkurrierenden Parteien und die unumschränkte Preisdiktatur im Gebiet dieser Partei. Aber die Rechenkünstler haben gleich hier bei diesem ersten Punkt etwas vergessen.

Und zwar dies: wenn nämlich die soziale Weltrevolution, die mit Krieg begonnen hat, sich ihrer eigentlichen Ziele und Möglichkeiten bewußt wird ..."

Die Jungen verschlangen die Worte, verstanden aber nicht alles; Béla Szász wurde an einigen Stellen unklar, verwickelte die Dinge fast wie mit Absicht, und in Paul stieg das Gefühl auf, gerade jetzt, gerade hier beginne er, von der "Wahrheit" abzuweichen, oder wage es nicht, auf das loszugehen, was er für die Wahrheit hielt: also entweder stimmte etwas nicht mit der "anderen Seite der Dinge" oder mit Béla Szász. Und dieses Gefühl verstärkte sich noch, als Béla vom Sozialismus sprach, von den Revolutions- und Evolutionstheorien, von den bisherigen Ergebnissen und dem bisherigen Scheitern. Paul war in allen diesen Sachen völlig unerfahren; seine mangelnde Übersicht und seine Unwissenheit ließen ihn in Oberflächenerscheinungen und romantischen Schlagworten, in der bürgerlichen Anschauung der Dinge von der leichten und allgemeinen Seite steckenbleiben, ungefähr so: der rechtschaffenen fleißigen Arbeiter kann "verhältnismäßig" gut leben; oder so: der Reiche hat "vor sich selbst" die Pflicht, dem Armen zu helfen. Diese lauen, jedoch bequemen und sehr aussöhnenden Allgemeinheiten wurden durch sogenannte naheliegende Beispiele einleuchtend gemacht, — da war Vater, ein reicher Mann, der, wo es nur anging, die Armen unterstützte: da war Käthe, die Köchin, eine arme Person, die rechtschaffen und fleißig arbeitete und davon ganz gut lebte. Aber manchmal fuhr aufwühlend eine Erinnerung oder Wahrnehmung in diese Ansichten hinein, und zwar um so lärmender, je undeutlicher und fernliegender sie war: Paul dachte zurück an die stets hungrigen Proletarienkinder in der Elementarschule, dachte zurück an Hans Laczók, der unter den Rädern der Straßenbahn gestorben war, dachte an Fritz Benedák, den ersten Kriegswaisen der Klasse, der mit Mutter und vier Geschwistern von den paar Kreuzern Kriegsunterstützung lebte, — "leben nennst du das?" fragte Béla Szász eindringlich, "ja, hast du denn Ahnung, wie ein solches Leben aussieht? hast du schon arme Leute leben gesehen?"

"O doch", sagte Paul, "das habe ich!" Und da dachte er an Amme Eva, die zu den Nichtreichen gehörte, und an den Bäcker-Josef in Baja, der arm war, und an die aufregenden Entdeckungstreifzüge vorn vorigen Jahr durch jene Stadtteile, die man keinesfalls vornehme oder reiche Viertel nennen konnte. "Schön", meinte Béla Szász, "ihr glaubt also zu wissen, was Armut



ist. Nun, ich werde euch nächstens einmal irgendwohin mitnehmen, euch etwas zeigen."

Dieser Ausflug versprach sogar abenteuerlich zu werden, schon rein äußerlich. Béla Szász kam in einem noch schmutzigeren Anzug als sonst Paul abholen, auch Alex Szász erschien in einem schäbigen, zu klein gewordenen Anzug, Paul zog den schlechtesten Anzug an, den er hatte. Schon der Abmarsch in dieser Kostümierung hatte etwas Aufregendes, — aber während Paul die Erinnerung an allerlei Lektüre durchzuckte, Einbrecherverfolgung im Apachenviertel in Paris, Razzia, Reportausflüge, regte sich auch eine Art Mißtrauen in ihm. Theater, dachte er, ein Teil der Schauspieler hat sich schon umgezogen, fraglich, ob die Kulissen schon fertig sind, ob auch die übrigen Mitwirkenden schon ihre Kostüme anhaben. Theater, dachte er, wozu man sich so vorbereiten muß, das kann nichts Echtes, kann nicht das Leben sein, — aber er schwieg, er wollte Béla die Lust nicht nehmen. Und im übrigen, wer weiß ...

Zeitig am Nachmittag brachen sie auf, und zwar in einer ganz andern Richtung, als Paul vermutet hatte: in eine Quergasse der Andrássystraße bogen sie ein, und bald befanden sie sich in den engen kleinen Ghettoßächen der Altstadt. Schmutzig war es hier, belebt und laut; in den Haustoren alte Juden, große Tablettts mit allerlei kleinen Gegenständen darauf um den Hals gehängt; winzige Läden mit den gemischtsten Waren und noch gemischteren Gerüchen; Obstverkaufstände und Bonbonhändler mit lauter klebrigen Dingen; gestikulierende, schreiende Juden in Kaftanen und ein beängstigend runzlicher, graubärtiger kleiner alter Mann, der in einem Haustor saß, den Kopf nach oben gewandt, die Augen geschlossen, und unaufhörlich die Lippen bewegte mit leisem, monotonem Gesang. Paul war noch nie in dieser Gegend gewesen, obwohl sie kaum eine Viertelstunde von dem Haus, wo er wohnte, entfernt war. Das ist Budapest? dachte er entsetzt.<sup>15</sup> Lemberg hatte ich mir so vorgestellt oder Tarnow oder ... "Na", sagte Béla, "wo willst du 'reingehen?'"

"Wieso 'reingehen?' fragte Paul verständnislos. "Ja, wähl' dir ein Haus aus, in das du 'reingehen möchtest."

"Aber wozu denn?"

---

<sup>15</sup> Um 1900 lebten in Budapest 165.000 Juden, was einem Fünftel der Gesamtbevölkerung entsprach.

"Sag schon, in welches!" drängte Béla, und als Paul auf ein weißgetünchtes, grauverwittertes Haus mit schmaler Gassenfront zeigte, sagte er: "Na, los!"

In dem breiten, schmutzigen, echohallenden Hausflur führt eine schmale, steile Treppe zu den Stockwerken hinauf; bei den dunklen, engen Treppenbiegungen gelangt man durch Türen mit zerbrochenen Scheiben auf die Gänge, die längs der Hofmauern in jedem Stockwerk rings um das Haus herumführen. Überall Schmutz und widerliche Gerüche, Speisengeruch, Klosettgeruch, abgebröckelte Wände; aus vereinzelt Fenstern blinzelt schon jetzt zu so früher Stunde das elende Licht von Petroleumlampen blind nach dem Hof, von dem die im Hintergrund aufragende Brandmauer das Sonnenlicht abfängt. Bei der Biegung im zweiten Stock blieb Béla stehen; dann folgten sie ihm hinaus auf den Gang, wo er hinten in der Ecke geziemlich an eine Tür klopfte, und hinter ihm her betraten sie die Wohnung. Eine Hofwohnung: Küche und Stube. In der Küche saß ein hutziges altes Weib am Herd, in Schwarz, eine kleine schwarze Haube auf dem Kopf und eine Brille auf der Nase; auf dem Herd kochte etwas Scharfriechendes in einem riesigen Topf. Neben der Alten saß, mit einer glänzenden kleinen schwarzen Mütze auf dem Kopf, ein krummgewachsener vierzehn- oder fünfzehnjähriger Knabe, er las und stocherte im Ohr herum oder bastelte an der Haarlocke vor seinem Ohr. Vorn, auf einem abgenutzten weißen Stuhl, saß eine fettleibige Frau, alt konnte sie nicht sein, auf den Knien hielt sie eine Art Holztablett, und mit ungeschickten, schwerfälligen Händen hantierte sie vor ihrem mächtigen Busen gleichsam aufs Geratewohl mit irgendwelchen Haarnadeln, die sie in kleine rosa Papierschnitzel wickelte und zusammenband. Béla sagte guten Tag; Paul schloß die Tür. "Was ist?" fragte die dicke Frau mit argwöhnischem Blinzeln, "was wollen Sie?"

"Wir möchten Herrn Kranz sprechen", antwortete Béla findig. "Herrn Kranz? wir kennen keinen Herrn Kranz ... wer soll denn der Herr Kranz sein?" Sie stand vom Stuhl auf, erschreckend klein war sie, fast breiter als hoch. "Der Kranz", sagte Béla, "der ist ein Straßenhändler. Meines Wissens wohnt er hier. Vielleicht in Untermiete, nein?" Paul erstickte fast von dem Geruch, der aus dem Kochtopf strömte; er wunderte sich, wie das alte Mütterchen und der Junge so ruhig da vor dem Herd sitzen konnten. Die dicke junge Frau schüttelte ihren Kopf mit den fettigen, zerzausten Haaren. "Kranz?" wiederholte sie, "Straßenhändler? nicht ein Hausierer?"

"Nein", behauptete Béla fest und steif, "kein Hausierer, sondern einer mit 'nem Bauchladen, der nachts in die Kaffeehäuser geht ..."

"Kenn ich nicht, weiß ich nicht", sagte die Frau beharrlich, machte mit einer raschen Bewegung die Stubentür auf und rief durch die schmale Spalte mit sonderbar tiefen Kehllauten: "Jassef, chüm cheras ... kannst e Kranz? chammer net chabt bei üns e Tägschlajfer Kranz, e Chausierer?" Paul verstand keine Silbe von dem, was sie sprach. "Na?" sagte Béla zu ihm, "guck dich nur hier um, hast du so was schon gesehen?" Der Junge, der neben dem Mütterchen saß, hörte auf zu lesen und sich zu kratzen und sah die Fremden forschend an. Die Alte nickte mit halbgeschlossenen Augen. Da ging plötzlich die Tür weit auf: ein breitschultriger, untersetzter junger Mann stand ihnen gegenüber, in Hemdsärmeln, langen Unterhosen und Pantoffeln. "Guten Tag wünsch ich", sagte er sehr höflich und in kaum merklichem fremdem Tonfall, "wen suchen die Herren?" Paul tat einen Blick in die Stube. In der Mitte stand ein Tisch mit einer dunkelbraunen fransenbesetzten Decke darauf; an den Wänden, eins dicht ans andere gerückt, vier Betten und ein Sofa. Neben dem Tisch saß in einem Rollstuhl ein Greis, der schon jedes denkbar mögliche Menschenalter überschritten zu haben schien; er hatte einen schneeweißen Patriarchenbart, Stirnlöckchen, auf dem Kopf ein glänzendes schwarzes Käppi und war über ein dickes Buch gebeugt; sein Oberkörper wiegte sich rhythmisch vor und zurück, seine Lippen bewegten sich, und leises Gemurmel kam aus seinem Munde. Vor ihm auf der Erde hockten auf einem Teppichfetzen drei kleine Knaben, alle in winzigen glänzenden Käppchen, auch sie bogen die kleinen Körper hin und her und sangen mit dünn zirpenden Stimmen. Sie blickten gar nicht auf, nahmen von den Sprechenden überhaupt keine Notiz. Aus der Stube drang bitterer Zwiebelgestank, ein stickiger Geruch von Speiseresten, Tabakrauch und Ungewaschenheit. "Kranz", sagte Béla Szász; sich schon vollkommen in die Situation hineinlebend, "den Hausierer Simon Kranz suchen wir ... wir hatten über ein Geschäft mit ihm verhandelt und möchten es jetzt abschließen ..."

"Simon Kranz?" fragte der Mann, "und diese Adresse hat er Ihnen gesagt? zweites Stockwerk, Tür Nummer neun?"

"Ja, das hat er uns angegeben."

"Simon Kranz ... nein, so einer hat bei uns nicht gewohnt." Aus der Stube, aus einem der Betten oder hinter einem Schrank hervor kam nun auf einmal eine junge Frau zum Vorschein; sie schob den Mann in der Unterhose

zur Seite, sagte mit geneigtem Kopf und ein wenig schamhaftem, aber neugierigem Lächeln: "Pardon", nahm von einem Haken neben der Stubentür einen großen Schlüssel und trat hinaus auf den Gang. "So", sagte Béla Szász, "er wohnt also nicht hier. Tut mir leid." Er sah die Jungen an: "Dann können wir wohl gehen ... nicht?"

"Ich bitte", sagte der Mann in der Unterhose und hob die Hand, "einen Moment noch. Vielleicht hätte es für mich Interesse, was die Herren dem Kranz verkaufen wollten. Um was hat es sich denn gehandelt, wenn ich fragen darf?"

"Um ein Grundstück draußen in einem Vorort", erwiderte Béla Szász ohne die geringste Verlegenheit. "Ein Grundstück?" fragte der Mann erstaunt, ja ungläubig und plötzlich sogar mißtrauisch, und das Mütterchen am Herd und der über das Gebetbuch gebeugte Greis sahen noch immer bloß darum nicht hin, weil sie offenbar nicht verstanden, was gesprochen wurde. "Ja, ein Grundstück", sagte Béla Szász mit starker Betonung, "er wollte den Verkauf für jemanden vermitteln."

"Aha", meinte der Mann, durch die glaubhaft klingende Erklärung beruhigt, "aha, ich verstehe. Also, ich bedaure ..."

"Na, macht nichts", sagte Béla, "wir werden den Kranz schon finden." Und dann fragte er mit einemmal vertraulich: "Sie leben schon lange in Budapest?" Das Gesicht des Mannes in Hemdsärmeln verfinsterte sich. Was soll diese Vertraulichkeit? was bedeutet diese Nachfrage? sollte diese ganze Geschichte von dem Kranz vielleicht doch bloß ... "Ja, schon lange", antwortete er rasch, "schon seit siebzehn Jahren. Ich bitte, wir sind anständige Leute. Hauptmieter. Wir haben einen Gewerbeschein für Adjustierung und Straßenhandel von Galanteriewaren, außerdem vermieten wir Schlafstellen, augenblicklich bloß ein Bett ... wir sind steuerzahlende Bürger ..."

"Gewiß, natürlich, ich weiß", beeilte sich Béla, den Mann zu beruhigen, "ich habe bloß gefragt, weil nämlich ... der alte Herr hier ..."

"Der Alte ist mein Großvater", sagte der Mann seufzend, "er ist voriges Jahr aus Kolomea<sup>16</sup> geflüchtet ... was soll ich Ihnen sagen? das größte Produktengeschäft hat er dort gehabt ... was soll ich Ihnen sagen?"

---

<sup>16</sup> Kolomea (oder Kolomyja), bis 1918 zur K.u.K.-Monarchie, jetzt Westukraine. Bis 1939 großes jüdisches Zentrum (um 50 % jüdische Bevölkerung im Jahr 1900), insbesondere Chassidismus. (Achtung: hat nichts mit dem sibirischen Fluß Kolyma zu tun, bekannt durch ein stalinistisches Lager.) Antijüdische Pogrome sind im Zusammenhang der ukrainischen Staatsgründung (1917 bis 1919) bekannt, aber offenbar gab es sie schon zuvor.

siebenundvierzig Jahre lang war er dort der Raschekol... ja, bittere Zeiten sind jetzt über uns gekommen ..." Dann verabschieden sie sich und gehen. Sowie sie den Gang betreten und auf das Treppenhaus zuschreiten, lehnt sich aus jedem der sechzig Hoffenster in den drei Stockwerken ein Kopf heraus: ängstliche, zottige, mit runden glänzenden Käppis oder Perücken bedeckte Köpfe, neugierige Gesichter mit glänzenden schwarzen Augen und argwöhnischem Blick gaff en der großen Sensation, den drei Fremden, den drei Gojim, nach, die aus der Tür Nummer neun im zweiten Stock herauskommen.

Pauls Gesicht drückt erschrockene, tiefe Betroffenheit aus. "Das hätte ich nicht gedacht", sagt er, "das hätte ich mir nicht vorstellen können ..."

"Was?" lacht Béla Szász, "das ist ja noch gar nichts! ich wollte euch bloß zeigen, daß es auch Menschen gibt, die so leben; ihr solltet mal sehen ... aber was ist das schließlich? sie kaufen und verkaufen, leiden Not, aber legen Groschen auf Groschen beiseite, essen nach dem langen Fasttag Gänsebraten und wollen sich aus der Armut herauswursteln. Gehen wir nur weiter, zu etwas anders Gearteten."

Sie stiegen von der Straßenbahn im Zentrum des großen Arbeiterviertels ab und überquerten den nachmittags stilleren Marktplatz. Paul hielt den Atem an, während sie an den Schlächter- und Fischbuden vorbeigingen, und sah streng vor sich auf die Erde. Béla Szász lächelte. "Bitte", zeigte er auf eine Seitengasse, die auf den Platz mündete, "wählt, wo wir hingehen sollen." Es dunkelte schon; die Treppe der vierstöckigen, ziemlich neuen Mietskaserne war von einer einzigen Glühbirne beleuchtet; hinter dem Haustor, an die Wand gedrückt, sprachen ein junges Mädchen und ein junger Mann im Flüsterton miteinander. Die drei stiegen zum ersten Stock hinauf. Auch dieses Haus war so gebaut wie das andere, nur war es breiter; die Gänge auf den einzelnen Stockwerken liefen auch hier rings um den Hof herum; der Hof war auch hier schmierig und geräuschvoll; ein mechanisches Klavier hämmerte, und Kinder umstanden es gaffend; irgendwo oben fluchte wild eine Frauenstimme; auf der Treppe kam, sich ans Geländer klammernd, ein lahmes kleines Mädchen heruntergehumpelt. "Kommt nur", sagte Béla, "gleich hier hinein ..." und er öffnete auch schon die Tür der ersten Hofwohnung im ersten Stock. Auch hier kamen sie in die Küche. Die Tür zur Stube stand offen; jemand, den man nicht sehen konnte, sang dort drin mit tiefer, heiserer Stimme. In der Küche hockten zwei kleine

Kinder, mit dem Rücken gegeneinandergelehnt, auf einem niedrigen Schemel, sie aßen Brot; ein drittes Kind saß vor dem Herd auf einem blechernen Nachttopf. Als sie eintraten, kam aus der Stube eine große knochige Frau mit einem Tuch um die Schultern und stellte sich vor sie hin. "Was wollen Sie?" fragte sie in barschem Ton. "Wir möchten Antal Pitlis sprechen!" sagte Béla laut und energisch in dieser Rolle. "Soviel ich weiß, ist er Schlafbursche bei Ihnen."

"Antal Pitlis?" fragte die Frau, "nein, so einer wohnt hier nicht!"

"Aus der Ganzschen Fabrik ..." begann Béla, aber die Frau sprach ärgerlich dazwischen: "Hier im Haus wohnt überhaupt kein Arbeiter von Ganz, und ein Antal Pitlis schon gar nicht ... Was blinzeln Sie da 'rein?!" fuhr sie Paul an, der inzwischen zur Seite getreten war an die Stubentür. "Weg mit der Nase, sonst wird sie eingeklemmt!" und damit riß die Frau die Tür zu. Das gereizte Benehmen der Frau ließ Béla fast aus seiner Rolle fallen. "Na, na, man nicht so wütend", sagte er ein wenig verwirrt, "wir sind von der Partei ..."

"Haben Sie die Unterstützung gebracht?" rief die Frau in Kampfstimmung, "dann her damit, aber fix, ich hab' sowieso keinen ganzen Kochtopf mehr, und seit einem Jahr fressen wir weiße Bohnen ..." plötzlich warf sie ängstlich den Kopf hoch, "von der Partei kommen Sie?" fragte sie in verändertem Ton, "ist vielleicht eine Nachricht da von meinem Mann — ?!" Béla Szász begriff die Frage sofort. "Ich habe doch schon gesagt, daß wir nicht zu Ihnen gekommen sind, sondern zu Pitlis." Die Frau zuckte die Achseln. "Pitlis, den gibt's hier nicht", sagte sie kurz und drehte sich um. Dann standen sie schon wieder draußen vor der Küche, die Frau schlug die Tür zu. Und sofort hörten sie vom Stubenfenster her die heisere Männerstimme wieder singen. Sie rannten die Treppe hinunter, obwohl sich kein Mensch um sie kümmerte, es sah sie niemand an; das Mädels und der junge Mann im Hausflur klebten an der Wand und küßten sich.

"Jetzt gehen wir woanders hin", sagte Béla Szász, — Paul protestierte. "Nein. Ich hab' genug davon. Gehen wir nach Hause." Béla gab nicht nach. "Man muß die Dinge von allen Seiten betrachten", sagte er hartnäckig. "Jetzt kommt wieder was anderes."

In einer Seitengasse des Franz-Ringes blieben sie vor dem Tor eines einstöckigen kleinen Hauses stehen, an dem ein Zettel hing: "Zimmer zu vermieten — Schlafstelle frei — Erdgeschoß 3" war mit der Hand darauf

geschrieben. Auf Bélas Anklopfen öffnete eine weißhaarige kleine alte Frau die Tür. Wie Großmama aus Szeles! Und ihre Stimme ... Nur in undeutlichem Flimmern sieht Paul den schmalen langen Flur mit den weißen Wänden, den messingglänzenden Kleiderhaken, den zwei sauberen Korbstühlen, dem schon halb blinden, aber reinlich abgestaubten Wandspiegel; wie weit aus der Ferne hört er die leise, bekannte Stimme. Also das Zimmer möchten die jungen Herren ansehen? für drei Personen? Brüder? wenn sie vielleicht Studenten oder sowas wären, um so besser, viel angenehmer als betrunkene Arbeiter oder Kellner, die am Tage schlafen kommen; also wenn die Herren das Zimmer bezahlen könnten, es sei nämlich ein großes Zimmer, vierzig Kronen wäre die Miete, "ach Gottchen, zwanzig Gulden, das ist doch nicht viel, wenn ich bedenke, ach Gottchen ..." ja, man müsse halt etwas machen, müsse vermieten, denn die ganze Pension ihres armen seligen Mannes betrage dreiundzwanzig Kronen fünfzig Heller, keine richtige Pension, bloß eine Gnadenpension; ja, als der Junge noch lebte, der hatte immer was abgegeben, bis Gott ihn zu sich genommen hat, die Russen hatten ihn getötet, schon vor einem Jahr, an der ungarischen Grenze. Ja, und das Mädchel, die Arme, die war erst jetzt Hilfslehrerin geworden in Cinkota, was die verdiene, das brauche sie, es reiche nicht einmal ... Paul fühlt einen schweren, tiefen Schmerz in der Brust, als sie beim Weggehen auf die verschämt drängende Frage der alten Frau antworten, sie wollten sich die Sache noch überlegen und dann wiederkommen; es ist ihm, als hasse er Béla und als könnte er ihn ermorden, den Schwindler. Fast auf dem ganzen Weg schwiegen sie, Paul konnte auch dann noch kaum einen Ton hervorbringen, als er sich von Béla und Alex in der Andrássystraße verabschiedete. "Was hast du denn?" fragte Béla mit sonderbarer, fast höhnischer Betonung, "ist dir gruselig geworden? bist du ergriffen? Ahnst du jetzt vielleicht, was du dir vorzustellen hast, wenn du nächstens wieder mal etwas über die Armut liest? Dabei hast du ja noch kaum was gesehen! was ist das, was ich dir heute gezeigt habe, im Vergleich zu den Asylen für Obdachlose, zu den Nachtspelunken, zu den Schlupfwinkeln der Bettler in Kellerlöchern und unter freiem Himmel auf irgendeiner Baustelle ... aber da könntest du so nicht hingehen, in dem feinen Anzug ..."

"So?" fragte Paul atemlos, "so nicht?" und verstand gar nicht ganz, was Béla meinte, denn er hatte jetzt das Gefühl, die Kleider hingen in Lumpen an ihm herab.

Tagelang fühlte er sich belastet von einer schweren, unbestimmten, aber kaum erträglichen Verantwortung; wofür er verantwortlich sei, wußte er nicht genau; als hätte er etwas versäumt ... versäumt, etwas zu tun oder tun zu lassen, als hätte in dieser ganzen Sache, in der Armutssache, auch er selbst eine unaufschiebbare, unendlich wichtige Aufgabe, als hieße es, dringend zu handeln, — aber worin dieses Handeln bestand, vermochte er nicht zu klären. Tagelang war er wirr und schlecht gelaunt. Er sah jetzt mit einem Mal alles in seiner Umgebung anders, sah alles übertrieben und verzerrt; und naiv dachte er, es könnte den Armen vielleicht helfen oder wenigstens sein eigenes Gewissen erleichtern, wenn er zum Beispiel seine guten Anzüge nicht mehr triige oder nicht täglich badete oder überhaupt kein Fleisch mehr äße. Und mit Bitternis fühlte er, wie unsagbar nebensächlich es in Anbetracht dieser Dinge sei, ob er und wie er an Magda dachte, ob er seine Schulaufgaben lernte oder nicht, und daß er sich *Macbeth* im Nationaltheater hatte ansehen wollen. Es kann keine nahe und keine ferne Sorge auf der Welt geben, die wichtiger wäre als ... Und bei der nächsten Begegnung mit Béla bestürmte er ihn sofort mit der Frage, was denn eigentlich der Sozialismus sei und wie eiligst jenen Zuständen abgeholfen werden könne ... Béla Szász lachte mit fahler, bellender Stimme. "Du bist ein Dummkopf, ein Kind, romantisch bist du, siehst die Dinge durch die sentimentale Brille deiner Rührung, willst ihnen nach der Art von *Les Misérables* mit der typisch bürgerlichen Einstellung beikommen: ich brauche dieses Spiel oder Vermögen, den Ruhm oder diese Frau, weil ich Verlangen danach habe, ich brauche schnellstens die soziale Erlösung, damit ich nicht beunruhigt werde! Bist du imstande, die Konsequenzen daraus zu ziehen? kannst du Revolutionär sein? na siehst du. Ich begnüge mich vorläufig damit, daß du anfängst zu ahnen, wie es auf der andern Seite aussieht ... Na. Reden wir lieber von was anderem. Nächste Woche liest Wedekind vor, im Kammertheater. Da werden wir zusammen hingehen. Ich kenne Wedekind von München her. Voriges Mal haben wir davon gesprochen, was Wedekind eigentlich in *König Nicolo* zeigen will. Also hört mal zu ..."

Vaters dreifache Tätigkeit läßt ihm kaum Zeit für sein Privatleben, für seine Familie. Tagsüber ist er knapp zum Essen und während der Nachmittagsprechstunde zu Hause; das Mittagessen wird meist in Blitzeseile



abgewickelt, zum Plaudern kommt man kaum, zumal es in letzter Zeit häufig vorkommt, daß Vater auch über Mittag im Lazarett bleibt. So ist es begreiflich, daß er, wenn er abends nach Hause kommt, völlig erschöpft ist, und da ihm noch immer die Ereignisse und Sorgen des Tages durch den schwirrenden Kopf gehen, hat er für Paul kaum zehn Worte, und wenn er Hänschen hie und da auf den Schoß nimmt und fünf Minuten mit ihm spielt, so ist das viel. Nach dem Abendessen möchte er sofort zu Bett gehen, obwohl Muttchen Klara gern noch aufbliebe, "ein halbes Stündchen noch, Ludwig, wir haben ja seit Wochen kaum miteinander gesprochen ..

Dabei erfährt Vater von der Außenwelt sozusagen nur durch Muttchen Klara dies und jenes. Von den Haushaltsangelegenheiten, die wahrhaftig in erstaunlicher Ordnung weitergehen, wenn man nicht vergißt, daß Krieg ist und daß man es heute, bei den zahlreichen Einschränkungen, Lebensmittelmarken und Ersatzwaren, schon als etwas Großartiges ansehen kann, wenn man nicht hungrig vom Tisch aufsteht. Doch daß dies nicht der Fall sei, dafür sorgt Muttchen Klara gründlich. Es ist kein billiges Vergnügen, — aber Geld ist da, und das ist die Lösung für alles. Nun, und alle die anderen Dinge der Welt. Der *Philanthropische Verein* zum Beispiel, der für den Beginn der kommenden Saison ein großes Wohltätigkeitskonzert für die Kriegswaisen plant. Die Freundinnen, mit denen sie häufig zusammen ist. Der einen Mann ist gerade kürzlich von der Front auf Urlaub nach Hause gekommen, die andere hat neulich ihren Bruder, der Honvedhusar ist, mitgebracht und den Freundinnen vorgestellt, und dergleichen mehr. Auch gibt es den einen oder andern neuen Menschen in der Gesellschaft; in letzter Zeit hat Muttchen Klara zwei recht sympathische Herren kennengelernt, einen sehr vornehmen höheren Richter oder so was, und einen reichen Gutsbesitzer; nicht mehr jung, aber noch sehr fesch und äußerst klug und gebildet. "Und dann hast du noch gar nicht gesehen, was ich mir für neue Sommersachen habe machen lassen, ein paar leichte Kleidchen bloß, aber schließlich habe ich mir ja seit zwei Jahren überhaupt nichts angeschafft, voriges Jahr auf dem Schwabenberg habe ich lauter alten Kram getragen, und wenn wir dieses Jahr auch wieder nur dorthin gehen sollten, was ich zwar nicht gerne täte, aber wenn's sein muß, nun, dann kann ich selbst dort nicht wieder bloß in den alten Kleidern herumlaufen." Vater raucht im Sessel seine Abendzigarre, und als sie zu Ende ist, fallen ihm die Augen zu. "Ludwig", fragt Muttchen Klara mit leisem Vorwurf, "hättest du keine Lust,

wenigstens einmal mit mir auszugehen? ins Theater oder meinetwegen in die Oper? seit Ende Februar waren wir nirgends, und ich möchte so gern endlich wieder einmal ..." Vater unterdrückt ein Gähnen. "Du siehst doch, Kind, wie hundemüde ich abends bin ... aber trotzdem gehe ich gern einmal mit dir aus, ins Theater, oder wohin du willst ... was wird denn jetzt Gutes gespielt?" "Ich weiß gar nicht", antwortet Muttchen Klara wieder ein wenig vorwurfsvoll, "ich sehe mir den Theaterplan überhaupt nicht mehr an ... dabei hat Irene Bertalan mich neulich eingeladen, mit ihnen zu gehen ..."

"Na, und warum bist du nicht gegangen?"

"Ohne dich, Ludwig? ..."

"Ja, wenn ich doch nun mal so schwerfällig geworden bin ... kannst du doch selbstverständlich ohne mich gehen. Du gingest ja nicht allein!"

"Nun ja," sagt Muttchen Klara einwilligend, "ich würde mich natürlich immer mit Bekannten verabreden."

Eine tägliche ernste Beschäftigung in der Schule ist es, die Ereignisse zu besprechen: Doktor Szálka versammelt gern in der Pause die Knaben um sich auf dem Flur, um mit ihnen über die Heeresberichte zu diskutieren und jeden seine Privatinformationen äußern zu lassen. Eines Tages gibt es etwas Interessantes in der Klasse zu sehen und zu besprechen: Leo Fóti hat eine *Neue Zürcher Zeitung* mitgebracht; sein Vater war in Zürich gewesen, wo er amtlich, vielmehr geschäftlich etwas zu erledigen hatte; so war Fóti zu der Zeitung gekommen. Sein Vater hatte vor zwei Jahren ein kleineres Getreide- oder Produkten-Kommissionsgeschäft gehabt; Leo hatte immer zu den dicken, sanften und bescheidenen Judenjungen gehört, und eigentlich gehörte er auch jetzt noch zu ihnen, obwohl seine Mitschüler wußten, daß Fótis vorigen Herbst aus ihrer ärmlichen Wohnung in der Königsgasse in eine Fünzimmerwohnung in der Falkstraße gezogen waren und daß im selben Hause am Eingang zu den vier Büroräumen ein breites schwarzes Glasschild mit goldenen Buchstaben zeigte zu welch vornehmer Betrieb — Markus Fóti A.-G. verkündete die Firmentafel — sich Papa Fótis kleines altes Geschäft entfaltet hatte. Ja: also Leo Fóti breitete die Schweizer Zeitung auseinander; zu zehn oder fünfzehn standen sie dabei und sahen in das Blatt. Leitartikel. Ein Bundesrat führt darin aus, wengleich die durch den Krieg gebotene Vergrößerung des Heeresbudgets die größte Sparsamkeit auf der ganzen Linie erforderlich mache ... Krieg und Heeresbudget in der

Schweiz? nanu? wer hätte das gedacht! Also weiter. Nächster Artikel: *Du hast nur einen einzigen Feind: den Krieg!* Hoho, das wird ja interessant, ein kriegsfeindlicher Artikel! Da steht, der Krieg, jeder Krieg heutzutage sei die Folge des vernunftlosen Imperialismus und blinden Militarismus ... Stimmt! und wenn die Entente mehr Ehrgefühl und Einsehen gehabt hätte, dann hätte sie nicht zugelassen, daß durch Serbien die ganze Welt in einen Krieg 'reingerissen würde ... Weiter. *Der Weltkrieg.* Nachrichten, amtliche Meldungen von hier und von dort. Eigentümlich. An ein und demselben Tage werden bedeutende Erfolge im Westen sowohl von der deutschen als auch von der französischen Heeresleitung gemeldet. An ein und demselben Tage berichten sowohl Höfer als auch die russischen amtlichen Stellen ernsthafte Erfolge aus dem Osten. Weiter. Gleich dahinter ein Report vom Kriegsschauplatz: *Die Hölle bei Verdun.* Weiter. *Der große industrielle Aufschwung in den Vereinigten Staaten.* Na, natürlich, Amerika. Liefert dem Feind wahrscheinlich Waffen. Weiter. *Ausland.* Deutschland. Der Erfolg der neu aufgelegten dritten Kriegsanleihe ... England. In den nächsten Tagen beginnt das Zeichnen der 4%igen Kriegsanleihe ... Frankreich. Die letzte Kriegsanleihe zweifach überzeichnet .. . Österreich. Vor der dritten Kriegsanleihe ... Weiter. *Helvetisches.* Na, was gibt's denn dort? *Brand einer Brauerei in St. Gallen ... Verdikt in der Mordaffäre Luini ... Verhaftung französischer Deserteure bei Aigle.* Weiter. Kleine Tagesnachrichten, Familiennachrichten, seltsam, die Menschen werden geboren, heiraten, sterben, in der Heimat, im Frieden; was gibt's noch? *Börsenberichte ... Weitere Baisse-Tendenz bei den Valuten der Zentralmächte.* Zentralmächte, das sind wir und Deutschland und Bulgarien, Baisse-Tendenz, das heißt Fallen der Preise, Valuten, was ist das, Valuta? Leo Fóti erklärt facheingeweiht, Valuta bedeute ausländisches Geld, also von dort, von der Schweiz aus, jedes andere Geld als der Schweizer Franken. Gut, also was steht da noch? *Waren- und Effektenmarkt. Chicago: fest. Winnipeg: fest. Rio de Janeiro: fest. Paris: unruhig. Berlin: unruhig. London: unruhig. Wien: schwankend.* Davon verstehen wir ja nichts.

Und jetzt, wie sie die Zeitung durchgesehen haben, nehmen sie sie auseinander und fallen einzeln gierig über die Blätter her. "Hü, mein Lieber!" ruft Alex Szász, "hör mal zu, der schreibt: *Die Aussichten der Hotelindustrie für den kommenden Sommer.* Hört euch das an: *Der Verband der Schweizer Hotelbesitzer hatte in seiner Sitzung am 30. April eine außerordentliche*

*Ermäßigung der Tarifpreise beschlossen ...* Hü, mein Lieber, was die für Sorgen haben mögen! wer fährt denn jetzt in die Schweiz zur Sommerfrische!"

"Na ja, von hier wohl kaum jemand!"

"Du", sagt Iwan Risztics, "bei meiner Geburt hat mein Vater mir so eine kombinierte Versicherung gemacht oder wie das heißt, daß ich nach dem Abitur achthundert Kronen bekomme, es war geplant, daß ich davon erst in die Schweiz fahre, dann nach Italien, dann ganz 'runter bis nach Kairo ..."

"Na", meint Hans Várady, "ich hab' auch so 'ne Versicherung, ich hätte nach England fahren sollen."

"Wieso hättest du?" faucht Zoltán Benedek ihn an, "bis du durchs Abitur bist, ist längst —"

"Kinder!" schreit Imre Helmár, "hört mal zu, was hier steht: *Theater*, steht da, denkt euch, bei denen wird jetzt erst *Die lustige Witwe* gespielt, ein komisches Volk muß das sein!"

"Achtung! Achtung!" brüllt einer, "*Maifest am Zürcher See, große Illumination und Feuerwerk!* — haben die etwa auch irgendwo gesiegt?!" Und nun sprechen sie plötzlich alle zugleich; lachend, laut schreiend lesen sie die Berichte und Annoncen vom Wohlleben in der Ferne vor, von neuen Automobiltypen, Schokolade, Villenbauten, sicheren Lebensrenten, großer Preisermäßigung ... und dann sagt einer: "Ein prima Land, da möchte ich hin!"

"Nächstes Jahr vielleicht!" meint ein anderer. "Wie kannst du denn wissen", fährt ein dritter dazwischen, "ob das bei uns nicht noch zehn Jahre so weitergeht!" Und wieder eine sehnsüchtige Stimme: "Ich wär' so gern nach Schweden gefahren und nach Norwegen, mit dem Schiff 'rauf bis an die Eisgrenze!"

"Ich wäre gleich nach dem Abitur nach Philadelphia gegangen zu meinem Onkel!"

"Ich wollte auch nach Amerika, aber nach New York!" Sehnsuchtsvoll stürmen die Worte nach fremden Gegenden hin, streifen die Gedanken unter fremden Himmeln, — und da auf einmal wurde es in sonderbarer Weise ganz still. Die Jungen schwiegen ein wenig erschrocken, sahen einander ein wenig mißtrauisch an. Und in der Stille bemerken sie, daß Doktor Szálka hinter ihnen steht. "Nun", sagt er, "was gibt's denn? was ist denn hier für ein Jahrmarkt?"

"Eine Schweizer Zeitung", antwortet Iwan Risztics, "eine interessante Welt muß das dort sein, Herr Doktor. Ganz anders als hier bei uns."

"Hja, ja", sagt Doktor Szálka, "hja, ja, Risztics, wir leben hier in der Welt des Krieges, während dort Frieden ist. Aber auch das dort ist keine echte Friedenswelt, so wie sie zu meinen Zeiten war!" Die Klingel ertönt; der Lehrer gibt ein Zeichen, "na, Jungen, 'rein in die Klasse ..."

Paul stopft das Zeitungsblatt, das auf ihn entfallen war, in die Tasche; während der Stunde zieht er es vorsichtig heraus und betrachtet es. Da schreibt ein ausländischer Gelehrter oder Schriftsteller, dein Feind, nämlich mein und unser aller einziger Feind sei der Krieg. Und plötzlich, mitten in der Stille, während die Klasse Doktor Szálkas Vortrag über die Entwicklung und Organisation des römischen Heeres zur Kaiserzeit lauschte, hörte Paul in seinem Innern zwei schreiende Stimmen, zwei Stimmen aus zweihundert oder zwanzigtausend Kehlen: *A bas l'Allemagne! Vive la guerre! Vive la France!* schrie die eine; *Es lebe der Krieg! Nieder mit Frankreich! Hurra die Verbündeten! Nieder mit Serbien!* schrie die andere. Und wie die beiden Stimmen, die beiden brüllenden Chöre wüst in Pauls Kopf wiederhallten, stand er plötzlich auf, bleich und gar nicht recht bei Besinnung, und fragte mit aufgeregten stotternden Worten: "Herr Doktor! war denn das römische Heer ... das römische Heer ... und all die Kriege dazu nötig, daß die ... daß das römische Reich und die Römer ... leben konnten und glücklich sein?"

Doktor Szálka sah Paul aus großen Augen erstaunt an; aber er faßte die Frage nicht tragisch auf; er gab Antwort in Form einer philosophisch-philologischen Darlegung, daß Rom sein Heer jederzeit ebenso notwendig brauchte, wie jeder andere Staat der Welt zu allen Zeiten eine Armee braucht; daß die römischen Feldzüge eine geschichtliche Notwendigkeit waren; dies sei immer so gewesen und würde auch immer so sein, solange es Nationen und Staaten oder überhaupt Menschen gebe, denn der Krieg und der Kampf sei jenes notwendige Übel, welches —

Wohlvollend gab er die Erklärung, mit wissenschaftlichem Ernst und überlegener Würde, und vergaß gleich darauf Pauls Frage. Aber es waren in der Klasse ein paar Jungen, die Paul sein seltsames Dazwischenreden nicht verziehen. Diese Jungen, zu denen der Sohn eines Ministerialrats, der Sohn eines jüdischen Barons, der Sohn eines k. u. k. Kämmerers, der Sohn eines Großkaufmanns, der Sohn eines Honvedmajors und natürlich auch der zukünftige Chef der mit dem Militär-Ärar in lebhafter Verbindung stehenden

Firma M. Markus Fóti A.-G. gehörten: sie alle stellten in geschlossener Gruppe, mit ehrenwerter Solidarität einstimmig fest, daß Paul Hegedüs' Frage stark radikal anmute, daß sie nach Sozi, nach Logenbruder, nach Galileist rieche; die Frage klinge ein bißchen sonderbar, ja sogar sehr sonderbar aus jemandes Munde, dessen Großvater Oberstabsarzt erster Klasse war; und sein Vater, der alte Hegedüs, der ja selbst auch gegenwärtig Soldat ist, das heißt Regimentsarzt oder Kriegslazarettchef, würde ihm bestimmt ein paar Ohrfeigen verabreichen, wenn er die Sache erfahren würde; na, schön, auf jeden Fall wollen wir uns die Sache merken.

Der Gedanke wurde Paul nicht bewußt, aber untrügerisch fühlte er, daß Georg nach jenem Neujahrstelegramm wieder sehr lange kein Lebenszeichen geben würde. Und so geschah es auch. Vater hatte Georg am zweiten Januar in einem langen Telegramm geantwortet, — war es lang? was konnte schließlich in den dreißig Worten enthalten sein, die man auf das hellblaue Formular des Vermittlungsbüros vom schwedischen Roten Kreuz schreiben durfte. Sie genügten knapp, um zu sagen, daß es ihnen allen gut ginge und daß sie liebevoll an ihn dächten; daß er möglichst oft schreiben oder telegraphieren sollte, und endlich, daß ihm durch das Stockholmer Büro zunächst zweihundert Dollar zuzingen. Dies war der höchste Betrag, den man schicken durfte und der wahrscheinlich über Amerika nach Chaborowsk gelangte. Anfang Mai bekam Vater eine amtliche Mitteilung von dem Büro, daß die Geldsendung ordnungsgemäß dem Adressaten ausgehändigt worden sei; Georg schrieb kein Wort. Vater wartete natürlich nicht bis Mai; er schrieb jeden Monat einen Brief via Stockholm; und Anfang Juni telegraphierte er wieder. Nach einem Monat kam die Antwort. "Wohlauf, gesund, Dank für Geld" — das war alles. Und so wußte Vater nicht einmal, ob Georg seine Briefe erhalten hatte oder ob sie verlorengegangen waren. Nun, aber die Hauptsache war, daß er das Geld bekommen hatte.

Dennoch erfuhren sie wenigstens nachträglich etwas über ihn: Oberleutnant Baksa, Georgs einstiger Kompaniekommandant, kam auf Urlaub nach Hause und suchte Vater in der Bank auf. Georg war, so erzählte der Oberleutnant, am sechsundzwanzigsten September bei einem der dicht aufeinanderfolgenden Angriffe verschwunden: die den Sturmtruppen folgenden Abteilungen und die Sanitäter fanden ihn weder unter den Toten noch unter den Verwundeten. Es war gleichsam unbegreiflich, wie er in

Gefangenschaft geraten sein konnte. Man mußte es für das Wahrscheinlichste halten, daß gerade die Sturmabteilung, die er führte, sich irgendwie einer Übermacht gegenüber fand, und daß so diejenigen, die von den Stürmenden am Leben geblieben waren, gefangengenommen wurden. "Zu verwundern ist nur", sagte der Oberleutnant, "daß sie ihn mitgenommen haben, denn es ist etwas ganz Außergewöhnliches, daß aus ihren Stellungen vertriebene, zurückziehende Truppen sich mit Gefangenen ablagen. Die ganze Geschichte wird einem übrigens durch die Aussagen eines einzigen Augenzeugen halbwegs einleuchtend: ein Infanterist von der gleichzeitig vom rechts gelegenen Graben aus losstürmenden Truppe, der nach dem Sturm mit einem Schenkelschuß liegenblieb und der Georg gut kannte, hat behauptet, gesehen zu haben, wie Georg vor dem russischen Graben hinfiel; es war Nahkampf, Handgemenge, eine wirre Sache. Wahrscheinlich hat Georg einen Schlag abbekommen, und glücklicherweise bloß mit dem Gewehrkolben. Wie es auch immer war, der Junge hat Glück gehabt; erstens, daß er nicht gefallen ist, zweitens, daß er nicht als Verwundeter, wenigstens nicht mit einer schweren Verwundung als Gefangener abgeschleppt worden ist, und drittens, daß er schon Fähnrich war, also zum Offiziersstand gehört und nicht in ein Mannschaftslager gekommen ist." Dann erzählte Oberleutnant Baksa noch, was für ein schweigsamer, sonderbarer Mensch Georg war, aber das müsse man ihm lassen, ein tapferer Soldat sei er gewesen, "die blödsinnigsten Strapazen hat er ausgehalten, als sei er aus Eisen, und nie hat er Angst gehabt, er könnte fallen, im Gegenteil, sowie er 'rauskam in die Stellungen, hat er sich viermal zu freiwilligem Aufklärungsdienst gemeldet, was kein Spaß ist, auf Ehre, ich kann sagen, es ist ein Wunder Gottes, daß er alle viermal mit heiler Haut von den Expeditionen zurückgekommen ist; denn gerade unserm Frontabschnitt gegenüber lagen kaukasische Schützen, eine Elitetruppe, verflixte Kerle, der Teufel soll sie holen! Was die zustande brachten, Herr Doktor, das war einfach unglaublich: wenn einer ihrem Graben gegenüber, gut zweihundert bis zweihundertfünfzig Meter oder noch weiter entfernt, bei mond heller Nacht seinen kleinen Finger hinter dem Sandsack herausstreckte, ssssss! und schon hat er keinen kleinen Finger mehr gehabt. Na, und nun erst, wenn einer den Kopf herausstreckte .. . Ja, ein sonderbar stiller Junge war der Georg, als hätte er so seine Schrullen gehabt, entschuldigen Sie, fortwährend hat er vor sich hin gesummt ..." Oberleutnant Baksa erzählt;

Vater hört zu. Schrullen? denkt er bei sich. Mein Gott, er war Künstler ... und hat nicht den kleinen Finger hinter dem Sandsack herausgestreckt, sondern ist stürmen gegangen wie die übrigen, vielleicht hat er sogar Menschen umgebracht ... und einen Schlag auf den Kopf hat man ihm versetzt, mit dem Gewehrkolben ... Vaters Augen wurden trübe und verschleiert, als Oberleutnant Baksa sich verabschiedete. "Behalten Sie mich in guter Erinnerung, Herr Doktor", sagt er. "Vielleicht komme ich auch mal wieder in die Bank zurück, wenn diese Kiste aufhört ..." Er überlegt einen Augenblick, dann sagt er leise und bitter: "Herr Doktor ... ich bin seit September vierzehn draußen, zweimal war ich auf Urlaub, insgesamt sechs Wochen, neunzehn Monate Frontdienst ... und wer weiß, wie lange das noch so weitergeht."

Muttchen Klara zog mit der Schwester und Hans in die "beste und verhältnismäßig wirklich nicht schlechte" Pension im nahen Auwinkel, um, wie sie sagte, wenigstens etwas vom Sommer zu haben. Vater und Paul blieben mit Käthe und dem Zweitmädchen zu Hause; nur einen Teil der Wohnung, das Sprechzimmer, das kleine Wartezimmer und Pauls Zimmer, behielten sie in Benutzung, die übrigen Räume hatte Muttchen Klara abgeschlossen; Vater schlief auf der Chaiselongue im Wartezimmer, und sie aßen am runden Rauchtisch.

Vater tat es sehr wohl — er sagte es zwar nicht, aber man konnte es fühlen —, daß Paul bei ihm blieb: aber auch Muttchen Klara hatte ziemlich erfreut Pauls bündige Erklärung zur Kenntnis genommen, daß er in diesem Jahr keine Sommerfrische brauche, die Zeiten seien nicht danach ... und nicht einmal daraus machte sie sich etwas, daß hinter Pauls Worten etwas steckte, was sie kurz als Frechheit bezeichnete. Zweifellos, in letzter Zeit trug Paul eine Art zugespitzter Feindseligkeit gegen Muttchen Klara mit sich herum. Sie ging jetzt wieder viel ins Theater; in der Wohnung wimmelte es häufig von Gästen, weiblichen und männlichen; die Hausschneiderin hatte sich fast das ganze Frühjahr für Muttchen Klara geplackt, und auch die Modesalons und Geschäfte schickten wieder recht fleißig neue Sachen und Rechnungen: Vater war müde, und im übrigen freute er sich, daß Muttchen Klara ihre Abwechslung hatte und nicht Trübsal blies, — aber Paul war der Meinung, sie halte in ihrer Vergnügungslust wieder nicht das richtige Maß. Tauchte ein neuer Mann im Bekanntenkreis auf, so mußte Paul sofort an Baron Horn und Baron Härtlein denken, und wenn auch Muttchen Klaras



Worte, mit denen sie voriges Jahr auf dem Schwabenberg Baron Horn weggeschickt hatte, überzeugend und aufrichtig klangen: in Paul rumorte trotzdem, vielleicht gar nicht bewußt, eine unbestimmbare Unruhe und ein Mißtrauen. Und wie wenig ihm die große Geselligkeit gefiel, das gab er Muttchen Klara dadurch zu verstehen, daß er sich nie in den Empfangszimmern blicken ließ, wenn Besuch da war, selbst dann nicht, wenn er gerufen wurde; er ließ dann ablehnend sagen, er habe viel zu tun, er müsse lernen; und als Muttchen Klara ihn wegen dieser Unhöflichkeit einmal zur Rechenschaft zog, antwortete er "frech", er habe keine Lust, mit all dem neuen fremden Volk bekannt zu werden. Muttchen Klara erwiderte Pauls demonstrative und unverkennbare Ungeschliffenheit mit demonstrativer Gleichgültigkeit: und so freuten sie sich nun beide, eine Zeitlang nicht zusammensein zu müssen.

Den Haushalt führte Käthe, es ging alles ordnungsgemäß weiter. Die Ruhe im Hause wurde nur gesteigert dadurch, daß Vater der alten Köchin erlaubt hatte, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig sei, sinetwegen auch jeden Nachmittag auszugehen. Käthe hatte zwei Dinge in ihrem Programm: das Lukasbad, wo sie ihre schmerzenden Füße heilte, und Amme Eva in Rákos. Paul beschloß in der ersten Woche, das nächste Mal Käthe nach Rákos zu begleiten.

In Daniel Kizsters Kellerwerkstatt in dem ebenerdigen kleinen Haus war ein Elektro-Installateur namens Julius Bocsor eingezogen mit seinen ärmlichen Schalttafeln, Werkzeugregalen und grünen Drahtbündeln. Daniels paar Blechplatten und Werkzeuge verrosteten auf dem Hof. "Aber", sagte Amme Eva, "immer noch besser, wenn sie dort verderben in Schnee und Regen, als wenn sie drin im Keller geblieben wären, denn die Werkstatt weiterführen konnte ich ja nicht, ohne zuzuzahlen"; und wo hätte sie das Geld zum Zuzahlen hernehmen sollen? So hingegen könne sie von den fünfzig Kronen Miete, die der Bocsor für die Werkstatt hergibt, wenigstens die Steuern bezahlen, und zum Leben bleibe auch noch was übrig. "Aber es muß auch was bleiben", sagte Amme Eva, "denn alle Vorräte sind erschöpft, was wir gehabt haben, ist verzehrt, regelrecht aufgegessen haben wir das bißchen Ersparte, und jetzt verdient man sich mit dem Waschen, Plätten, Säubern knapp so viel, daß einem der Magen nicht vor Hunger knurrt." Dieses kümmerliche Leben sah man indessen Amme Eva nicht an,

auch ihrer Häuslichkeit nicht. Im Laufe ihrer Rede hatte sie mehrmals beteuert: "Mein Gott, ja, man wird alt ...", aber sie war nicht alt; Paul rechnete im stillen aus, daß sie nicht mehr als siebenunddreißig oder achtunddreißig sein konnte; von der frühzeitigen Erschöpfung und Verbrauchtheit der Proletarierfrauen war an ihr keine Spur festzustellen, und da sie auch in jungen Jahren dick gewesen war, verdarb ihre jetzige noch größere Körperfülle nicht viel an ihren schönen, regelmäßigen Zügen, sie sah sogar augenblicklich besonders hübsch aus, weil sie nicht jenes abgelegte Herrschaftskleid an hatte, sondern ihre schöne alte Bauertracht. Reinlich war sie und dick, und wenn sie auch jammerte und klagte, so lächelte sie doch dazwischen oft und herzlich, — nein, Amme Eva glich nicht im geringsten jenen Arbeiterfrauen am großen Markt, die Paul im Frühjahr gesehen hatte, wie auch die zwei geräumigen sauberen Stuben ihres Häuschens und die schöne blanke Küche viel eher an die Wohnung in der Andrassystraße erinnerten als an die elenden Wohnlöcher in jenem grausigen Ghettohaus.

Amme Eva verlor fast die Besinnung vor Freude, daß Paul sie besuchen kam. Als er hinter Käthe in die Küche trat, schrie sie jubelnd auf und fiel über ihn her, umarmte ihn, küßte ihn, drückte seinen Kopf an ihre Brust, — und als Paul den alten, durchdringenden, sauberen Seifengeruch an ihr spürte, fühlte er, sich aus der Umarmung losmachend, plötzlich eine schwere Bitterkeit. Diese Frau hängt wirklich an mir, diese Frau, dachte er verwirrt, liebt mich, wie Mutter mich geliebt hat ... Und seine nachsinnende Verwirrung steigerte sich noch, als Amme Eva mit der ganz bekannten alten Bewegung rasch den Stuhl abwischte, den sie Paul hinschob; mit dem ganz bekannten Blick musterte sie ihn vom Scheitel bis zur Sohle; mit ganz bekannter Stimme hielt sie den kleinen Dani in der Tür an, er solle ja nicht näher zu Herrn Paulchen herankommen, weil ja noch immer der Schnupfen von der vorigen Woche in ihm stecke, den solle um Gottes willen Herr Paulchen nicht kriegen; und als sie für sie drei Kaffee machte, warf sie in Pauls Becher mit der alten bekannten Bewegung zwei Würfel Zucker und goß zuerst dreifingerbreit Kaffee ein und dann die Milch, und zwar durch ein etwas verbogenes Sieb, das sie mühsam hervorsuchte. Jeder Laut und jede Bewegung von Amme Eva war ein Stück Vergangenheit; und die Erinnerung an jene alten Zeiten ...

Paul hatte auf dem Wege zu ihr gedacht, er würde sich über diese Begegnung freuen. Und nun befiel ihn ein unerwartetes banges, weinerliches Gefühl. Die Wunde strahlten weißgetüncht und rein im Sonnenschein des Frühnachmittags, und in der einen Ecke stand, weiß und offenbar seither mehrmals überpinselt, Amme Evas alter Kleiderschrank, den Mutter ihr auch, als sie wegging, geschenkt hatte. In der andern Ecke steht ein Sofa, das zwar eine ganz andere Form hat als ihr altes Schlafsofa im Kinderzimmer, aber sonderbarerweise auch oben mit dicken großen Knöpfen verziert ist. Vor dem Fenster hängt eine weiße Gardine. Neben dem Büffett steht, zugedeckt, der bekannte Kinderwagen mit den großen Rädern. Und wenn Amme Eva sich jetzt nicht durch ein unerklärliches inneres Gebot, durch ein verblüffendes instinktives Taktgefühl hätte zurückhalten lassen, darauflos zu reden zum Beispiel von Mutter oder von Szeles oder auch nur im allgemeinen von den "guten alten Zeiten" — lauter naheliegenden Themen —, wäre Paul unweigerlich in Weinen ausgebrochen. Innerlich zitternd unter dem plötzlichen sentimentalischen Ansturm, bemühte er sich krampfhaft, von irgendwelchen ganz heutigen Dingen zu sprechen, aber es blieb ihm nicht einmal Zeit zum Nachdenken: die beiden Frauen schwatzten schon darauflos vom Alltag. Von den Verhältnissen. Vom Krieg. Und Paul bemerkte es gar nicht, wie Amme Eva nach den ersten Minuten des respektvollen und distanzhaltenden Anredens mit "Sie" und "Herr Paulchen" auf einmal zum "Du" und "Paulchen" überging; und ebenso wenig bemerkte er, daß er sie sogleich wiederduzte.

So kam denn alles einigermaßen in Ordnung. Die unheimliche Stimmung schlich sich still aus dem Zimmer; und als nach einer Weile die beiden Frauen wie auf einen geheimen Wink gleichzeitig anfangen, auf Muttmchen Klara zu schimpfen, mußte Paul beinahe lächeln. Wie sie sie hassen! dachte er staunend, was mögen sie denn für Ursache haben, sie so zu hassen?! Und die beiden ließen an Muttmchen Klara kein Haar ungekrümmt. Was die für eine große Dame geworden sei, tanze und gehe ins Theater und mache sich fortwährend bloß mit ihrem Kleiderstaat zu schaffen, und wie sie den armen, bedauernswerten kleinen Hans erziehe, schon jetzt tue ja der Junge, was er wolle, du lieber Gott, was solle aus dem mal werden, wenn er heranwache! Und wie sie die schöne Wohnung umgekrempelt habe, daß man sie gar nicht wiedererkenne! und wie sie in einem fort Gastereien halte, als ob dauernd Fasching wäre! Paul hört sich das eifrige und ausgiebige

Bekritteln still an, — anscheinend war es das ständige Gesprächsthema der beiden Frauen, — eine tiefe Verwunderung machte ihn stumm und hielt die Worte, die haltgebietend dazwischenfahren wollten, zurück: wie klar und deutlich sieht die primitive, alternde Käthe jene Fehler, Übertreibungen und Unebenheiten ihrer Herrin, die ... die auch ein anderer bemerkte und natürlich nicht zur Sprache bringen konnte; und wie vollkommen zutreffend fühlt auch diese andere Frau manches Unrichtige, trotz des trennenden Schleiers von rund einem Jahrzehnt und der Entfernung der Vorstadt.

Und zum Schluß tat er erst dann den Mund auf, protestierend und mäßigend, als Käthe von Muttchen Klara als von "dieser Person" sprach. "Nana, Käthe, Sie dürfen aber wirklich nicht so reden", sagte er ernst, "Ihnen hat ... hat die gnädige Frau niemals etwas zuleide getan, und schließlich ist sie, wie Sie sehr gut wissen, die Frau meines Vaters, nicht wahr?!" Entsetzt starrte Käthe Paul an. "Aber bitte, Herr Paul", sagte sie, "lassen Sie nur gut sein ... was ich weiß, das weiß ich! Der Herr Doktor ist den ganzen Tag im Lazarett, und Herr Paul ist in der Schule ... wer mal eine solche Person gewesen ist, bleibt es auch!"

"Brauchst sie nicht in Schutz zu nehmen, Paulchen", sagte nun auch Amme Eva rund heraus; und Paul mußte bei diesem Wort und bei diesem Ton lachen. "Was lachst du denn, Paulchen?!" fuhr Amme Eva ernst fort. "Käthe hat ganz recht. Ich habe deinen Vater schon vor zwanzig Jahren gekannt, an die zehn Jahre hab' ich in seiner Nähe gelebt, und dann hab' ich ihn voriges Jahr auf dem Schwabenberg gesehen ... weißt du, nicht neben jeder Frau kriegt man so graue Haare! ..." Paul lachte und war gleichzeitig böse. "Was weißt du denn, Amme Eva, wie das alles zusammenhängt! Du kannst doch gar nicht wissen, wie mein Vater ... seine Frau liebt und anbetet!"

"Was ich weiß, das weiß ich", sagte Käthe düster, und auch Amme Eva pflichtete bloß weiter bei, — dann glitt das Gespräch allmählich von dem Thema Muttchen Klara ab.

Paul rief den kleinen Dani herein und plauderte und spielte mit ihm, ohne sich um Amme Evas Ängste wegen des Schnupfens zu kümmern. Dani war ein rothaariges, sechsjähriges, merkwürdig kleines, lebhaftes Kind; keinen Augenblick blieb er ruhig, lief und kroch im Zimmer umher, setzte sich mutig auf Pauls Schoß, wollte seine Uhr haben, zog sich seinen Hut tief in den Kopf, rief ihn hinaus auf den Hof, um ihm "Tatas" Maschinen und die

an die Hausmauer gelehnten großen rostigen Blechplatten zu zeigen; die Silbermünze, die Paul ihm in die Hand drückte, untersuchte er sachverständig, dann steckte er sie gierig in die Tasche; er wolle sich dafür Bonbons kaufen und einen richtigen Schießgummi und Knallerbsen, drüben im Laden, sagte er, und als Amme Eva ihm das Geld wegnehmen wollte, begann er wild zu schreien und seinen Schatz mit Händen und Füßen zu verteidigen. Amme Eva sah Paul seltsam verschämt an. "Nicht wahr, Paulchen, du warst nicht so? ... aber die armen Kinder sind halt so ..."

Später kam auch Julius Bocsor, der Installateur, aus der Werkstatt herauf. Schüchtern öffnete er die Tür und trat erst auf Pauls dringende Aufforderung hin ein. Höflich nannte er Paul "junger Herr", und auf dem Stuhl saß er derart am Rande, daß er jeden Augenblick herunterzurutschen drohte. Manchmal hustete er dumpf, trocken, bellend und hielt dabei die Hand geziemend vor den Mund. Paul konnte sich sofort ganz unbefangen mit ihm unterhalten. Mit unpersönlichen Allgemeinheiten begann das Gespräch, wie die Verhältnisse heute seien, wie die Werkstatt gehe, und schließlich waren sie natürlich beim Krieg angekommen: Julius Bocsor fing an aufzutauen, setzte sich richtig auf den Stuhl, lehnte sich sogar an und sprach immer lauter und mehr; und wie er, vielleicht gar nicht bewußt, bemerkte, daß Amme Eva Paul duzte, sagte er auch nur noch "Herr Paul", und nach wenigen Minuten titulierte er ihn sogar einfach "lieber Freund", wengleich Amme Eva sich gegen eine so unschickliche Vertraulichkeit durch strenge Blicke, die sie ihm zuwarf, verwahrte. "Ich, lieber Freund", sagte Julius Bocsor, "ich habe bereits das Meinige getan, ich geh in keine Schlacht mehr! Mich haben sie ausgemustert, na, das hätte mir gerade noch gefehlt, daß sie mich drin behalten! Hundertprozentig Invalide bin ich, vielleicht sind sogar meine Tage schon gezählt, lieber Freund. Oktober vierzehn hab' ich am San vier Tage im Sumpf gelegen, bis an den Hals in Wasser und Morast; wie mich dann am fünften Tag die Sanitäter nach dem Verbandplatz getragen haben, hab' ich schon Blut gespuckt und einundvierzig Grad Fieber gehabt; der Arzt hat auch gesagt, was zum Teufel habt ihr den noch hierher zurückgebracht, aus dem wird ja doch kein Mensch mehr." Julius Bocsor reckte sich stolz. "Na, recht hat er gehabt! Trotzdem haben sie mich nach hinten geschickt, ich war gar nicht bei Bewußtsein, ein paarmal haben sie mich abgesetzt, erst ins Feldspital gelegt, dann ins Etappenspital, immer ein Stückchen weiter nach hinten, und ich spuckte unausgesetzt Blut, konnte

kaum ein bißchen Luft schnappen. Na, und dann hab' ich vornehm übersommert in Tatra-Lomnitz, im Infanteristenspital, zu zehnen haben wir in einer Baracke gehaust, alle haben wir Blut gespuckt, jeden Tag ist einer aus der Baracke abgekratzt, dafür kam dann ein neuer; nun, und jetzt vor einem halben Jahr bin ich ausgemustert worden, ich soll mich zum Kuckuck scheren, haben sie gesagt, mir den hundertprozentigen Befund in die Hand gedrückt als Bescheinigung, daß ich nicht mal mehr als Kanonenfutter taue. Also gut", wieder wölbt er die eingefallene Brust, "stimmt ja, ich taue auch nicht, aber ich würde auch nicht mehr zurückgehen, ich hab' genug davon!" Er hustete und fuhr leiser fort. "Blut spucken tu ich zwar jetzt nicht mehr, hier in Rákos haben wir einen jungen Arzt, der impft einen mit irgendeiner Lymphe oder wie das Zeug heißt, muß was Wunderbares sein, denn mir geht's wirklich besser davon." Er hob seinen dicken, knochigen Zeigefinger. "Aber das sage ich bloß unter uns, lieber Freund! Für die da bleib ich weiter der untaugliche Invalide! Denn man kann ja nicht wissen ... Ja, also der Doktor hier in Rákos sagt, hören Sie mal, lieber Bocsor, Sie gelten ja sowieso schon für so gut wie verloren, und das Mittel, mit dem ich Sie hier heile, das ist eine ganz neue Sache, ich hab's selber erfunden, sicher ausprobiert ist es noch gar nicht, möglich, daß es Ihnen nicht nützt, aber ohne es würden Sie bestimmt draufgehen, also können Sie bei der Sache bloß gewinnen! Na, also ... so steht's." Dann erzählt er noch, daß er vor ungefähr einem halben Jahr diese Werkstatt aufgemacht hat, das heißt, daß er anfing, sein altes Handwerk fortzusetzen, mit dem man ja immer noch was verdienen kann, selbst in einem so elenden Dorf wie Rákos, zum täglichen Brot reicht's wenigstens, "denn mehr als das tägliche Brot, lieber Freund, kommt uns ja nicht zu — vorläufig nicht! Denn solange diejenigen die Herren bleiben, die es heute noch sind, so lange hat unsereiner das Maul zu halten; wenn Frieden ist, heißt es: arbeite, solange du schuftet kannst, für sechsunddreißig oder zweiundvierzig Heller Stundenlohn, damit die Arbeitgeber ihren Profit haben! Und wenn Krieg ist, dann marsch, in den Schützengraben krepieren, damit die Waffen- und Munitionsfabrikanten und die übrigen Großkapitalisten weiter schwelgen können!"

"Was reden Sie denn da, Julius?" fuhr Amme Eva ihn aufgebracht an, "wie oft hab' ich Ihnen schon gesagt, nehmen Sie den Mund nicht so voll, kein Mensch ist neugierig auf Ihre Hetzreden, und mein Paulchen ganz bestimmt nicht!"

Paul wollte einwenden, sie solle ihn nur reden lassen, aber Julius Bocsor ließ sich ohnehin nicht stören. "Schon gut, Frau Nachbarin, sorgen Sie sich bloß nicht um den jungen Mann hier, und auch nicht um mich! Der ist ein intelligenter Mensch, der weiß auch ohne mich, daß die Arbeiter nun mal das Los haben, ausgebeutet zu werden ... vorläufig noch! Und wenn er das noch nicht weiß, dann soll er's eben von mir erfahren! Ich habe vor keinem Menschen Angst, ich hab' meine Pflicht getan, bin Kriegsinvalid, und ich sage, ich habe genug davon, die vielen armen Leute schießen sich ja gegenseitig tot, damit die feinen Herren und die Schieber fett werden! Was glauben Sie, wer lag neben mir im Schützengraben und im Dreck? Ein Schuster und ein Tagelöhner und ein Eisenarbeiter und ein Töpfer und ein Bauernbursche, lauter arme Schlucker ..."

"So ist das doch nicht!" rief Paul energisch dazwischen. "Mein Vater ist schon neunundvierzig und tut Dienst als Militärarzt, mein Bruder war zweiunddreißiger Infanterist und sitzt seit fast einem Jahr in russischer Gefangenschaft, an der russischen Front ist ein Onkel von mir gefallen und ein Vetter von mir im Westen, und aus meinem Gymnasium sind der Sohn eines Rechtsanwalts, der Sohn eines Großkaufmanns und der Sohn eines Ministerialrats im Feld gefallen, bloß von meinen näheren Bekannten! Sie sind voreingenommen und betrachten die Dinge nicht von allen Seiten! Sie haben nicht recht!" Bocsor kam ein wenig in Verlegenheit. "Recht ... wer hat denn ganz recht? weder Sie noch ich, keiner! Aber das werden Sie doch nicht leugnen, lieber Freund, daß, wenn die Sozialisten an der Regierung gewesen wären neunzehnhundertvierzehn, daß es dann nicht zum Krieg gekommen wäre!?"

"Wieso?" fragte Paul und fühlte, daß er errötete und ihm heiß wurde, "wieso?! die Sozialisten wollten den Krieg nicht, das ist wahr, aber zum Schluß haben sie doch überall für den Krieg gestimmt und überall ihre patriotische Pflicht erfüllt! Hier in Ungarn und in Deutschland und auch in Frankreich, überall!"

"Ja, aber warum?" fuhr Bocsors Stimme scharf auf. "Weil die andern die Macht hatten! Was wäre geworden, wenn die Sozialisten gesagt hätten: nein! wenn sie einfach gestreikt hätten auf der ganzen Welt? Los, los, Polizei, Gendarmerie, Militär, 'reingeschossen in die Menge! Der blöde Bauer, der damals das Gewehr in der Hand gehabt hat, war doch der Meinung, der feine Herr sei sein Freund, der organisierte Arbeiter hingegen sein Feind!"

und der hat blindlings hineingeschossen, wohin sein Herr es ihm befahl! Das ist es ja gerade! hätten bloß Sozialisten auf der Welt regiert, dann wäre überhaupt kein Grund zum Krieg gewesen, das ist meine Meinung! Aber es wird auch nicht immer so bleiben, wie es jetzt ist, junger Herr!" Dies brüllte er schon beinahe, schäumend vor Hitzigkeit, und tief, dumpf bellend fing er an zu husten. Amme Eva sprang auf. "Julius, jetzt ist's aber genug! jetzt halten Sie schleunigst den Mund, oder sehen Sie zu, daß Sie hier 'rauskommen! am Ende fangen Sie noch an, Blut zu spucken und mir das Zimmer mit Bazillen zu verpesten!" Julius Bocsor sog japsend Luft in seine zerfetzte Lunge. "Schon gut, schon gut, ich red ja nicht mehr ... aber der junge Herr hier ist ein intelligenter Mensch, er weiß auch, daß das eines Tages aufhören wird, daß die Arbeiter bloß leben, um ..." Er brach ab, dann hob er wieder den Zeigefinger und schüttelte ihn vor Pauls Gesicht: "Wenn die Proletarier aller Länder sich einmal vereinigen, wie Marx es befiehlt ..."

"Na, hören Sie schon auf zu hopsen wie ein Hampelmann!" schrie Amme Eva ihn an, "sonst pack ich Sie und werf Sie 'raus! ..." Aber natürlich tat sie ihm nichts; sie sah ihn liebevoll an, und als er nun endlich schwieg, stellte sie einen großen Becher Kaffee vor ihn auf den Tisch.

Es war spät geworden; Paul und Käthe verabschiedeten sich bald darauf. Amme Eva entschuldigte sich, weil der Verrückte hier so einen Zirkus gemacht hatte, "ein schlechter Mensch ist er nicht, er hat's halt bloß schwer gehabt im Leben, und schließlich hat der Krieg ihm ja doch die Gesundheit genommen ..." Paul mußte an Béla Szász denken. Ja: auch dies hier gehört zur andern Seite der Dinge ... Dann beruhigte er Amme Eva, es sei nichts Schlimmes passiert, was Julius Bocsor erzählt habe, sei sehr interessant gewesen. Er küßte sich mit ihr, verabschiedete sich von dem Kleinen, der ihm teuflisch um den Hals fiel, und gab dem Installateur die Hand. "Wenn ich dich nicht störe", sagte er zu Amme Eva, "komme ich nächstens wieder mal her ..." Sie redete glückstrahlend zu, er solle nur kommen, so oft wie möglich. "Dann können wir ja unsere Unterhaltung fortsetzen", wandte er sich an Bocsor. "Das hör ich gern, lieber Freund", antwortete dieser, schüttelte Paul noch einmal die Hand und klopfte ihm auf die Schulter.

Zusammengekauert, eingeschüchtert saß Käthe in der Straßenbahn. "Herr Paul hätte doch lieber nicht mitkommen sollen", sagte sie kleinlaut. "Warum nicht? Ich bin sehr froh, daß ich mit war. Der Nachmittag ist wunderbar vergangen!"



"Na ja", fuhr Käthe mit schlechtem Gewissen fort, "aber wenn der Herr Doktor das erführe ... das ist doch nichts für einen jungen Herrn aus vornehmem Haus ... so ein Sozialist ..."

"Aber, Käthe", fiel Paul fast ungeduldig ein, "seien Sie doch nicht einfältig. Ich komme nächstens wieder mit. Sie können ja gar nicht wissen, vielleicht bin ich selber Sozialist!" Käthe sah ihm mißtrauisch ins Gesicht. "Lustig zu machen braucht sich aber Herr Paul wirklich nicht über mich", sagte sie scheu und gekränkt.

Es ist Sommer, heißer Sommer. Vor dem Fenster steht grau der Staub in der stickigen, warmen Luft; mit schwerer Mühe dringt das Licht eines bläulichen Sternes hindurch. Auf der Straße brennt nur jede zweite Bogenlampe, — ja, es wird jetzt überall gespart, — dazwischen blinzeln niedrige Gaslaternen fahl und geblich. Im Haustor gegenüber stehen ein Mädchen und ein Soldat, sie halten sich bei den Händen, stehen da und plaudern. Zwei lustwandelnde Paare gehen an dem Haus vorbei, zwei junge Männer und zwei Mädels in leichten Sommerlidern, ohne Hut. Paul lehnt sich aus dem Fenster und sieht ihnen nach. Hinten rechts, auf der zweiten Bank, sitzt mit weit ausgestreckten Beinen ein Mann im Dunkeln, neben ihm eine untersetzte Frau, lebhaft gestikulierend erklärt sie ihm etwas. Ein Einspanner poltert über das Holzpflaster, ein Mann und zwei Frauen sitzen darin. Jetzt eilen unter dem Fenster drei Mädchen vorbei, nach der Stadt zu; Pauls Kopf dreht sich ihnen nach, zieht sich dann zurück. Er betrachtet die Straße, die Menschen, die schläfrigen Lampen und das immer klarer und heller werdende Sternenlicht. Das Zimmer hinter ihm gähnt dunkel; im Sprechzimmer brennt die kleine Schreibtischlampe.

Warm ist es. Am Nachmittag war er mit Andreas Szilvási in Buda spaziergegangen; es war kein angenehmer Weg gewesen bei der Hitze. Sie hatten kaum gesprochen; Andreas arbeitete, wie er geheimnisvoll sagte, an "etwas"; woran, das sei vorläufig Geheimnis, aber offensichtlich beschäftigte ihn diese Arbeit sehr: er war zerstreut, abwesend, langweilig oder gereizt. Am Christinenplatz hatten sie in einem armseligen kleinen Kaffeeausschank eine Stärkung zu sich genommen, ihre Brotkarten hatten sie nicht bei sich, und so schnitt die Kellnerin ihnen von ihrer eigenen Karte zwei Marken ab für das bißchen trockene Gebäck, das sie ihnen hinstellte, und verlangte für diese Gefälligkeit außer dem Trinkgeld noch je zwanzig

Heller. Dann trennten sie sich bald; Andreas sagte nur, wieder geheimnisvoll, er hätte "irgendwo" zu tun. Paul ging zu Fuß nach Hause. Vater war heute schon um vier Uhr weggegangen: er wollte nach dem Lazarettendienst Muttmchen Klara in Auwinkel besuchen. Noch immer ist er nicht zu Hause. Nun ja, er kommt jetzt selten dazu, zu seiner Familie hinauszufahren, dabei wäre es gut für ihn, wenn er sich ein bißchen mehr Ruhe gönnte: er sieht müde aus und macht auch kein Hehl daraus, daß er sich abgespannt fühlt, wenn er es auch nicht gerade offen sagt; aber die Tatsache genügt schon, daß er manchmal von seinem Kuraufenthalt in Gastein spricht, den er nun schon den zweiten Sommer entbehrt. Halb neun. Paul geht vom Fenster weg und macht Licht im Zimmer. Wie still es ist in der Wohnung. So angenehm ruhig. Es ist nicht schlecht, allein zu sein in der wohltuenden Stille. In dem leeren, ruhigen Sommer. Bertalans sind in der Hohen Tatra; Ende Mai hat er Magda das letzte Mal gesehen. Auch an jenem Tage hatte sie nicht selbst angerufen: Livia hatte an dem Sonntagnachmittag telephonierte und ihm mitgeteilt, daß sie Dienstag verreisten, zunächst aufs Land zu Verwandten, dann nach Tatrafüred, und wenn Paul sich vielleicht von Magda verabschieden wolle ... Komisch, Livia war der Gedanke gekommen, daß er sich vielleicht von Magda verabschieden möchte. Weder Magda noch ihm war das eingefallen ... Na, einerlei. Er war dann dort gewesen, noch mit vier oder fünf andern Jungen und Mädels zusammen, hatte sich verabschiedet. Nun. und so war auch in dieser Beziehung Ruhe. Der einzige von seinen Kameraden, der nicht verreist war über den Sommer, ist Andreas Szilvási. Er gähnt. Vater müßte eigentlich schon kommen, es wäre Zeit, zu Abend zu essen, dann könnte er sich ins Bett legen und lesen, *Krieg und Frieden*, vielleicht bis zum Morgengrauen so wie neulich. Man ist ja ein freier Mensch in den Ferien, und allein ist man auch in der Wohnung, niemand stört einen, man kann machen, was man will.

Die Tür des Wartezimmers geht auf; Licht; Schritte, Hin- und Hergehen; Geräusch vom Tischtuch, das ausgebreitet wird, Tellergeklapper, Geklirr von Bestecken; Julie deckt den Tisch, es ist die höchste Zeit, Vater kann jeden Augenblick kommen. Und kurz darauf steht das Mädchen an der Türe: "Herr Paul, entschuldigen Sie bitte, ich habe vergessen auszurichten, daß Herr Doktor angerufen hat, er bliebe zum Abendessen draußen in Auwinkel; kann ich für Herrn Paul das Essen bringen?" Paul hat keinen Hunger; die

verspätete Mitteilung ärgert ihn ein wenig. "Warum haben Sie das nicht früher gesagt, Julie? dann hätte ich schon längst essen können!"

"Bitte um Entschuldigung", wiederholt das Mädchen; nach einer kleinen Pause sagt sie noch: "Käthe war draußen in Rákos, und ich hab' mich verschlafen ..."

"Schon gut", sagt Paul, er hat den augenblicklichen Arger schon überwunden, und es tut ihm sogar beinahe leid, dem Mädchen Vorwürfe gemacht zu haben. "Was gibt's zu essen? ist Tee da?"

"Jawohl", antwortet sie, "und dann ist Fleisch von Mittag da, auch Salami. Ich bring's gleich, das Teewasser hab' ich schon aufgestellt."

Verschlafen hat sie; na ja, sie gönnt sich jetzt auch Ruhe. Wahrscheinlich ist sie eben erst aufgewacht und hat einen Schreck bekommen, als sie sah, wie spät es schon ist. Trotzdem hat sie rasch noch ihr schwarzes Servierkleid angezogen. Oder hat sie vielleicht darin geschlafen? Strümpfe hat sie aber nicht an und schlurft in Pantoffeln herum. Na ja, sie hält auch Sommerferien, macht es sich bequem.

Auf dem runden Rauchtisch des Wartezimmers ist für eine Person gedeckt, hübsch und einladend sieht es aus; die frischen Blumen vom Morgen stehen in der Mitte, in der kleinen Kristallvase von Vaters Schreibtisch. Vor dem Gedeck der kleine Sessel mit der niedrigen Lehne, aber das unbequeme, harte grüne Lederkissen liegt nicht darauf. Sie hat bemerkt, daß ich es immer wegtue, wenn ich mich auf den Stuhl setze. Gut bedient sie mich. Muttchen Klara mag sie nicht recht leiden, sie hält sie für duckmäuserisch. Er bleibt im Sprechzimmer stehen, blickt um sich. Die Hitze strömt in dichten, weichen Wellen durchs offene Fenster herein. Dreiviertelneun. Vater ist gewiß erst sehr spät draußen angekommen, daß er zum Abendessen dort bleibt. Hat sicher viel zu tun gehabt im Lazarett. Nun wird er wieder erst spät bei Nacht nach Hause kommen. Na, also, ich fang an zu essen. Unerträglich ist diese Hitze, selbst jetzt am Abend ist die Luft kein bißchen abgekühlt. Das beste wäre, den ganzen Tag in der Badewanne zu sitzen, im kalten Wasser. Wasser hat sie noch nicht hereingebracht. Plötzlich fühlt er brennenden Durst. Klingeln? eben macht sie mir erst Tee, soll ich sie dabei schon wieder stören? Er steht auf, öffnet die Tür und ruft hinaus in den dunklen Flur, nach der Küche zu: "Julie!" Sofort geht die ganz nahe gelegene Mädchenzimmertür auf, vorsichtig, nur eine Spalte breit, und in dem schmalen, gelben Lichtstreifen erscheint des Mädchens Kopf: "Bitte?

haben Sie gerufen, Herr Paul?" Paul ist durch das plötzliche Licht und die nahe Stimme ein wenig verdattert. "Ach ... hier sind Sie? ich dachte, Sie machen in der Küche den Tee."

"Nein, ich bin hier, das Wasser hat noch nicht gekocht", kleine Pause, "aber jetzt kocht es vielleicht schon", rasch zieht sie den Kopf zurück und macht die Türe zu. Paul tritt einen Schritt vor. "Julie, ich hatte gerufen, weil ... bringen Sie mir bitte Wasser ... wenn der Tee noch nicht fertig ist, möchte ich erst ein Glas Wasser haben, seien Sie so gut." Diese Höflichkeit, dieses nachdrückliche Bitten in jedem Satz, das ist Vaters Ton, Vaters Art. Und Julie ruft hinter der Tür: "Ja, ich bring's sofort, ich bin gleich fertig."

Paul sitzt am Tisch. Das Teewasser kocht allein? den Gasherd läßt sie unbeaufsichtigt? da kann doch etwas passieren ... oder paßt Käthe auf? Wahrscheinlich. Wenn sie schon zurück ist von Amme Eva. Warum war Julie eigentlich jetzt nicht in der Küche, während das Wasser kocht? Den ganzen Nachmittag hat sie geschlafen ... Er starrt in die Luft. Die hat jemanden bei sich in der Kammer, denkt er plötzlich. Ach, Unsinn. Wieso? Warum Unsinn? Und schon zuckt in ihm die Bewegung, aufzustehen und nachzusehen. Und wenn tatsächlich jemand bei ihr drin ist — — Draußen hört er eine Tür gehen; Schritte schlurfen, Schritte in Pantoffeln, jetzt geht sie in die Küche. Es ist still. Blödsinn. Wer sollte denn bei ihr sein? Geschlafen hat sie am Nachmittag. Und nun wieder die schlurfenden Schritte, sie nähern sich dem Zimmer.

Julie setzt das große Tablett am Rande des Tisches ab und räumt davon eine Platte kalten Aufschnitt, die Teekanne, den Wasserkrug, den Brotkorb und einen Teller Aprikosen ab. "So, bitte", sagt sie diensteifrig und, zur Vorsicht mahnend: "Vom Henkel der Kanne ist das Dings, na, der Elfenbeinreifen, abgebrochen, verbrennen Sie sich nicht, Herr Paul." Paul faßt die Kanne mit der Serviette an. "Hat Käthe das zurechtgemacht?" fragt er beiläufig, "oder ist sie noch nicht zu Hause?"

"Doch, ja", entgegnet das Mädchen, "sie ist schon lange zurück, schon seit sechs Uhr, aber sie war sehr müde und hat sich gleich hingelegt ... wünscht Herr Paul etwas von ihr?"

"Nein", antwortet er, zieht die Augen zusammen und denkt darüber nach, warum Julie wohl fragt, ob er etwas von Käthe wünsche; was sollte er denn von ihr wollen? und wozu sie aufwecken, wenn sie schon schlafen gegangen ist? Oder vielleicht ... ist sie doch noch nicht zu Hause? Der

kurzangebundene Ton, der strenge Blick fällt dem Mädchen auf, hinter dem Schweigen wittert sie den Verdacht, und plötzlich fühlt sie instinktiv einen Gedanken, eine Frage: wenn die Gasflamme brennt und Käthe nicht in der Küche ist, warum war sie dann vorhin nicht in der Küche?! Und gleichsam sich entschuldigend sagt sie: "Ich war deshalb vorhin nicht in der Küche, Herr Paul, weil mir an meinem Kleid, als ich die Teebüchse oben vom Brett 'runternahm, die Naht geplatzt ist. Das mußte ich schnell nähen. Unter der Achsel", fügt sie noch beweiskräftig hinzu. Das mußte sie nähen, denkt Paul, schön, aber ich habe sie ja nicht danach gefragt, was erklärt sie mir das so ausführlich? Und da fühlt er ganz sicher, daß jemand bei ihr in der Kammer war oder noch ist. Deshalb hat sie die Tür auch bloß so eine kleine Spalte breit geöffnet und dann so schnell wieder zugemacht. "Aha, ach so", sagt er mit Betonung. Des Mädchens Kopf zuckt verlegen, dann nimmt sie rasch das leere Tablett und dreht sich um; Paul bemerkt, daß unter ihrer rechten Achsel ein Loch ist, durch das ihre weiße Haut hervorsieht. "Die Naht ist noch immer offen", sagt er mißtrauisch. Julie dreht sich in der Tür um. "Na ja, ich hab's ja bloß rasch zusammengeheftet, damit's nicht noch weiterreißt. Nachher werd ich's schön ordentlich stopfen..." Die hat jemanden bei sich in der Kammer, denkt Paul, als sie aus dem Zimmer gegangen war. Schwindel, die Sache mit dem Nähen. Ich werde nachsehen, wer bei ihr ist. Er fängt an zu essen, aber nur gezwungen würgt er die Bissen hinunter, er hat keinen Appetit; sein Herz klopft laut, erregt. Habe ich etwa Angst? denkt er, und es durchzuckt ihn plötzlich. Es ist jemand bei ihr, natürlich, ihr Schatz ... ein Soldat? Ich werde hinausgehen und ihm die Tür weisen! das ist bei uns nicht üblich ... bestimmt ist dem Mädels das gesagt worden, als sie die Stelle antrat; in unsere Wohnung werden keine Männer heraufgeschleppt! Er wird wohl stärker sein als ich ... schlägt Radau oder verhaut mich, wenn ich ihn störe ... oder vielleicht — Was ist denn das? denkt er entsetzt, habe ich Angst? er könnte mich verkeilen? oder ermorden? Einen Augenblick lauscht er: und während dieses Augenblicks verdichten sich in ihm Wut und kühne Entschlossenheit. Ich habe keine Angst, vor niemandem! ich werde ihn 'rausschmeißen, den Kerl, ganz gleich, wer er ist! Er versucht, noch ein paar Bissen zu essen, es geht nicht. Er ist zu aufgeregt. Da steht er auf und klingelt.

Das Mädchen steht mit fragendem Gesicht in der Tür. "Ist Herr Paul schon fertig?" sagt sie und blickt verwundert auf die Schüssel. "War das

Fleisch nicht gut?" fragt sie besorgt. "Zu Mittag war es doch noch ..." Paul unterbricht sie. "Ich bin fertig", sagt er kurz. Julie sieht ihn an. "Das ging aber schnell." Ja, schnell, denkt Paul, natürlich schnell, du hast's ja auch eilig, draußen wartet doch jemand auf dich! Er dreht sich um. "Sie können abräumen", sagt er, und das klingt so hart, so ungewohnt befehlend, daß das Mädchen ihn verblüfft ansieht. Dann räumt sie schweigend den Tisch ab; Paul steht am Fenster, raucht eine Zigarette. Julie trägt das große Tablett hinaus; gleich darauf ist sie wieder im Zimmer. "Jetzt mach ich auch rasch die Betten zurecht, damit Herr Paul schlafen gehen kann." Paul schweigt eine Weile mit zugekniffenen Augen. "Warum rasch?" fragt er dann plötzlich. "Warum haben Sie solche Eile?" Das Mädchen sieht ihn an. "Ich? ich hab' keine Eile. Ich dachte bloß, Herr Paul ..." Er fällt ihr ins Wort. "Haben Sie noch etwas zu tun?" fragt er in ganz spitzem Ton. "Ich? was sollte ich noch zu tun haben? ... nein, ich hab' nichts mehr zu tun." Stille. Paul tut einen tiefen Zug an der Zigarette. "Wartet jemand auf Sie in Ihrem Zimmer?" fragt er hastig und leise. Julies Augen werden rund und groß, dann ganz eng. "In meinem Zimmer? wer sollte denn da warten?" Und sie steht in der Tür zwischen den beiden Zimmern, mit herabhängenden Armen, und sieht Paul gerade und fest in die Augen. "Wer?" wiederholt Paul ein wenig unbeholfen, und dann sagt er, Rückzug suchend: "Nun ... eins der Mädchen aus dem Haus ... ihre Freundin." Julies Stimme klingt kalt abweisend, sie verteidigt sich gar nicht gegen den recht durchsichtigen Verdacht, sondern wird eher aggressiv: "Na, zu mir kommt wirklich niemand! ich lass in mein Zimmer keinen Menschen 'rein! meine Freundin?! ... ich hab' hier im Haus keine Freundin!" Damit wendet sie sich um; kurz darauf hört man sie ins Pauls Zimmer gehen, räumen, Bett aufdecken. Paul steht am Fenster mit gerötetem Gesicht. Frech ist sie geworden, denkt er, anstatt Angst zu kriegen und schön einzugestehen, ist sie unverschämt geworden, hat mich zurechtgewiesen! Freches Ding! Na ja, das kommt davon; was kümmere ich mich um sie, was mische ich mich in ihre Angelegenheiten! wenn jemand bei ihr ist, schön, was geht mich das an? ihr Schatz wird ja nicht ausgerechnet ein Einbrecher sein, wird mich nicht ermorden, schließlich ist sie ja doch ein besseres Mädchen ... und jetzt fühlt er, wie er noch tiefer errötet. Besseres Mädchen? doch, ja. Ruhig, höflich, fleißig, geschickt, gar nicht wahr, daß sie duckmäuserisch ist .. und mir gegenüber benimmt sie sich immer sehr dienstbeflissen ... Auf dem Fensterblech drückt er die Zigarette aus und wirft

den Stummel auf die Straße. Und hübsch ist sie auch, denkt er weiter und fühlt, daß für ihn diese Eigenschaft die wichtigste ist, nicht alle die anderen, die er vorhin rühmend aufgezählt hat. Hübsch. Nun ja, warum sollte sie nicht hübsch sein? ist ein junges Mädels, zieht sich ordentlich an, bekommt recht anständigen Lohn, kann im hinteren Badezimmer wöchentlich baden, oder sogar noch öfter, wenn sie will ... also, was ist schon dabei, ein hübsches Stubenmädchen. Was geht's mich an? Ein Dienstbote. Er tritt vom Fenster weg, geht langsam ins Sprechzimmer, bleibt vor dem Bücherschrank stehen; da ist in Augenhöhe eine Reihe dunkler Bände: auf der spiegelblanken Glasscheibe blitzt etwas auf; er dreht sich mit einem Ruck um. Da sieht er gerade auf das Bett in seinem Zimmer: Julie schüttelt und klopft die Kissen, schlägt die Decke zurück, stellt dann auf das kleine Tischchen neben dem Bett ein Glas Wasser und knipst die kleine Lampe an. Nun kommt sie mit langsamen ruhigen Schritten ins Sprechzimmer. "Ich bin fertig", sagt sie. "Ach je, die Tür hab' ich noch nicht zugemacht."

"Lassen Sie nur, ich mache sie nachher selbst zu", antwortet Paul. Julie sieht ihn an. "Kann ich auch hier das Bett zurechtmachen? Herr Doktor wird vielleicht bald kommen." Wird bald kommen, denkt Paul, viertel zehn vorbei. Und wenn er überhaupt nicht kommt? wenn er über Nacht draußen bleibt bei Muttchen Klara? so wie neulich? "Ja", sagt er laut, "machen Sie nur das Bett für Vater zurecht", und geht aus dem Zimmer; im Wartezimmer bleibt er stehen. Julie ist schon an der Arbeit, hat das Bettzeug hereingeholt, die große Chaiselonguedecke schon abgenommen, schüttelt und klopft schon die Kissen. Paul geht ans Fenster, sieht hinaus. Er merkt es gar nicht, daß in seinem Munde schon wieder eine Zigarette brennt. Hübsch, denkt er, na ja, hübsch ist sie, nicht das ist das Wichtige, sondern, daß sie fleißig arbeitet ... Mit einer eckigen, raschen Bewegung dreht er sich um und steht nach drei Schritten mitten im Zimmer, vor der Tür. Julie beugt sich gerade über die große Chaiselongue, ganz weit hinüber beugt sie sich, legt sich fast darauf, um das Laken an der Wand glatt zu streichen; und dabei zieht sich ihr kurzer schwarzer Rock in die Höhe, und man kann ihre ganzen nackten Beine sehen, bis hoch hinauf über den Knien; in den Kniekehlen ist die weiße Haut glatt gespannt, dünne hellblaue Adern schimmern hindurch, die Knöchel über den Tuchpantoffeln sind schmal, die Waden kräftig, aber guf geformt, die Schenkel wölben sich weiß nach oben unter ein kurzes weißes Höschen oder sonstwas, das sie unter dem schwarzen Rock trägt, — Pauls Herz beginnt

wild zu klopfen, und dann ist auf einmal taube, reglose Stille in seiner Brust, während ihn eisig brennende Aufregung durchströmt. In seinen Wangen ist kein Tropfen Blut mehr; kreidebleich starrt er das Mädchen an. Sie muß den brennenden oder erstarren machenden Blick gespurt haben: plötzlich richtet sie sich auf und wirft den Kopf nach hinten: Paul hat kaum Zeit genug, um sich atemlos abzuwenden und mit zittrigen Schritten weiterzugehen. Auf der Chaiselongue knallt das Kopfkissen und rauscht die Decke, auf dem Fußboden klopfen Vaters Lederpantoffeln auf; aber davon hört und sieht Paul nichts: in seinen Ohren rast ein brummendes Sausen, seine Augen sind von einem grellen weißen Flimmern geblendet. Mit gesenktem Kopf steht er in der Mitte des Zimmers: er hört, wie die Sprechzimmertür vom Flur aus geschlossen wird. Ist sie hinausgegangen? Hätte ich vorigen Sommer oder Herbst mehr Mut gehabt und hätte Magda mich nicht weggestoßen, oder hätte ich wirklich gewollt ... Viktor Szabó würde sich's nicht so lange überlegen, und wenn ich damals mitgegangen wäre in den Spiegelsalon mit Iwan Risztics und und und ... Leer steht er da, seine Schlagadern klopfen, in der Kehle fühlt er einen bitteren Geschmack. Vielleicht ... vielleicht kommt er nicht nach Hause, vielleicht bleibt er über Nacht in Auwinkel ...

Kalt zittert seine Hand, wie er nach dem Klingelknopf langt. Eine Sekunde später steht Julie in der Tür: "Haben Sie geklingelt, Herr Paul?" und wie sie sein kreidebleiches Gesicht und seine wirren Augen sieht, wagt sie sich nicht über die Schwelle. "Haben Sie mir Wasser ans Bett gestellt?" fragt Paul mit hohler, bebender Stimme. "Jawohl", und sie sieht ihn noch einen Augenblick an, erschrocken und abwartend, dann macht sie leise die Tür zu. 'rausgegangen ist sie schon wieder! war überhaupt nicht richtig drin im Zimmer! eilig hat sie's! umsonst ist sie vorhin frech geworden! bei der ist jemand in der Kammer! deshalb hat sie bloß diesen Fetzen an ... nicht einmal Strümpfe! Er geht auf und ab in einem wahnsinnig rasenden Takt, zehnmal, zwanzigmal, dreißigmal; die Kleider brennen ihm an der Haut, und er möchte sich alles vom Leibe reißen ... nicht zu ertragen ist das! irgend etwas muß geschehen!! Seine zitternden Finger strecken sich schon wieder wie im Krampf nach dem Klingelknopf aus, und schrill fährt das Läuten durch die Stille in der Wohnung. Sofort erscheint Julie, wieder nur an der Türschwelle; ihr Gesicht zeigt nun bereits ernsthaften Schrecken: "Bitte —?"

"Julie, bitte ... wissen Sie nicht, wo der ... wo mein gelber Bademantel ist? ich wollte meinen gelben Bademantel ..."



"Den habe ich ja am Bett bereitgelegt!" antwortet sie rasch, und wie Paul jetzt einen Schritt vorwärts tut, zieht sie schnell die Türe zu, knallend. Die Tür hat sie zugeschlagen — Angst hat sie vor mir — direkt in ihr Zimmer ist sie gegangen — sie hat etwas geahnt, und wenn ich ihr jetzt nicht rasch nachgehe, dann schließt sie ihre Kammer ab — mit dem Schlüssel ...

Und schon ist er auf dem Flur, und schon hat er die Klinke niedergedrückt; das Schloß gibt nach, es ist nicht abgeschlossen; und schon öffnet er mit gewaltsamer Hand die Tür. Julie steht dicht an der Tür, die Hand am Schlüssel, — ich wußte es ja! zuschließen wollte sie! — da stehen sie einander gegenüber, kein Stückchen Raum trennt sie; des Mädchens Gesicht drückt Entsetzen aus, und ihre Stimme klingt zitternd und erstickt: "Bitte ... was wollen Sie, Herr Paul?" Und da greift er nach ihr, preßt sie an sich und flüstert mit fliegendem Atem: "Julie ... Julchen ..." und drückt sie und klebt sich an sie mit seinem ganzen Körper, und seine erste Bewegung schleudert sie in der engen Kammer beide auf das Bett zu; und da fühlt er an Brust und Hals des Mädchens abwehrende, harte Hand, und ein gewaltsames, krampfhaft zuckendes, verzweifelndes Schütteln reißt sie auseinander; das Mädchen weicht zurück, vornüber gebeugt: "Lassen Sie mich sofort los! gehen Sie sofort 'raus!" und sie steht da, Paul gegenüber, nur einen Schritt von ihm, aber schon in unerreichbarer Ferne, gekrümmt, als sei sie zum Sprung bereit, und der beim Ringkampf ausgerissene Blusenärmel rutscht zerfetzt ihren rechten Arm hinunter, "schämen Sie sich nicht?! machen Sie sofort, daß Sie aus meinem Zimmer kommen — !" Und da bricht aus Paul ein Laut hervor, ein verlorener, halb erstickter, röchelnder Laut, während er, geschlagen und weggestoßen, unter der kalten Dusche der körperlichen, tätlichen Zurückweisung langsam nach hinten weicht durch die Tür: "Du gemeines ... elendes Frauenzimmer ... ich weiß, du hast jemanden ... deshalb willst du nicht ..."

Eine Minute, fünf Minuten, zehn Minuten? Er steht in seinem Zimmer, sieht nichts, hört nichts, denkt nichts. Ein quälender Schmerz durchzuckt seinen Körper, und er fühlt bleierne Schwere in seinen abgekühlten Gliedern: alles um ihn ist grau und kalt. Er steht bloß da und sieht nicht, wie die Tür aufgeht, leise und vorsichtig: erst dann merkt er auf, als das Mädchen schon vor ihm steht, mit nacktem rechten Arm, rotem Gesicht, zerzaustem Haar und geschwollenen feuchten Augen; auch ihre Stimme hört er nur wie durch

einen dicken Vorhang oder wie ganz aus der Ferne, als sie fast atemlos, von Schluchzen unterbrochen, leise flennend, mit schmerzlichem Aufbegehren und unterwürfigem Jammern sagt: "Warum bin ich — warum bin ich ein gemeines Frauenzimmer, Herr Paul — bitte — warum bin ich ein elendes Frauenzimmer — weil ich mit Ihnen nicht — weil ich das nicht will — deshalb dürfen Sie nicht sagen, ich bin ein gemeines Frauenzimmer, Herr Paul — weil ich nicht so eine bin, die sich mit dem jungen Herrn einläßt — ich habe doch nie Unannehmlichkeiten mit Herrn Paul gehabt, und ich weiß, ein armes Mädchen, ein Dienstmädchen, kann glücklich sein, wenn der junge Herr sich mit ihr einläßt — aber ich bin nicht so eine, und ich habe jemanden, jawohl, ich habe einen Bräutigam — er ist im Krieg und wird mich heiraten, wenn er zurückkommt, und er ist richtig mein Bräutigam, nicht so einer — ist ein besserer Mensch, ist auch ein vornehmer Mann, Zeichner bei einer Baugesellschaft, und wir lieben uns richtig, und er wird mich heiraten, wenn Gott ihn gesund aus dem Krieg heimkehren läßt, und — er hat mich auch noch nicht angerührt, auch von ihm habe ich mich nicht anrühren lassen, dabei hat er gesagt, als er ins Feld ging, vielleicht kommt er nicht mehr zurück, und jeder Mensch hat das Recht, glücklich zu sein, und ich habe es trotzdem nicht getan — weil ich — und Sie dürfen deswegen nicht auf mich böse sein, Herr Paul, denn selbst wenn ich mit meinem Bräutigam schon was gehabt hätte und nicht mehr unschuldig wäre — auch dann hätte ich Sie nicht an mich 'rangelassen. Herr Paul, das müssen Sie mir nicht übelnehmen — denn — denn ich liebe Sie doch nicht, sondern meinen Bräutigam, und ich bin keine solche, wie die andern Dienstmädels, wenn ich nun mal jemanden nicht liebe, dann kann ich eben nicht, da nützt keine Mühe — und Herr Paul würde überhaupt nichts davon haben, denn wenn man nicht verliebt ist, dann taugt doch das Ganze nichts — — "

Mit hängendem Kopf und starrem Blick hörte Paul sich diese gestammelten Worte an, und als das Mädchen nun erschöpft abbrach, sahen die beiden einander stumm an. Eine Minute, fünf Minuten, zehn Minuten? Alles war starr und regungslos: nur die abgerissenen Worte hallten noch in seinem Kopf wider. Wirklich lieben ... wirklich wollen ... nur dem angehören ... nur mit demjenigen leben, den man wirklich ... Das Echo in seinem Kopf verklang; große, kalte, leere Traurigkeit fühlte er. Sie hat recht! dies fühlte er. Mutter, ach Mutter! dies fühlte er. Ich bin krank! dies fühlte er. Ich bin ein elender Schuft! dies fühlte er. Unglücklich bin ich! dies fühlte er. Und wie

er dort stand und aus den sich langsam trübenden Augen das Mädchen anblickte: da sprach sie leise und unterwürfig: "Ich wollte Sie nicht kränken, Herr Paul, bloß eben ... nicht wahr, Sie verstehen mich doch und sind nicht böse? ..." Er gab keine Antwort; sein Gesicht war noch immer schneeweiß. Und da leuchtete ihm aus des Mädchens Augen stille Ergebung entgegen, aber in ihrer Stimme winselte die Angst: "Und jetzt ... jetzt werden Sie mich wohl wegschicken lassen aus dem Haus? ... und seit dem Krieg findet man so schwer eine anständige Stelle in der Stadt ..." Mit einer eckigen Bewegung, heftig, wandte er sich ab. "Unsinn", sagte er heiser, "ich bin nicht böse, ich denke nicht daran, Sie wegschicken zu lassen! Im Gegenteil ... ich möchte, daß ... Sie mir nicht böse sind und ..." kleine Pause, "und nun gehen Sie schlafen, Julie."

Schlechte Tage folgten. Die Staubschicht von Pauls kluger, kühl besonnener Ruhe wurde mit solcher Wucht hinweggefegt von dem Gefühlssturm, daß die freigelegte Aufregung der Selbstvorwürfe, des Sich-selbst-Rechenschaft-Gebens tagelang in ihm tobte, — und alles wurde übertönt von dem laut schreienden Rebellieren seines Körpers: das kann nicht so weitergehen! Die weißen nackten Beine schimmerten ihm vor den Augen, aber sogleich hörte er auch des Mädchens abwehrende, leise gestammelten erklärenden Worte, und sogleich sah er die hündische Angst in ihrem Blick. Sie wußte, daß ich mich hätte rächen können! dachte er niedergeschlagen, wußte, daß ich sie hätte davonjagen lassen können! und entschuldigt hat sie sich, weil ... weil sie mich nicht liebt und keine Dirne ist! Deshalb mußte sie sich entschuldigen?! Aber dann dachte er auch, einfach auf alles zu pfeifen, auf kein dummes sentimentales Gerede, auf keinen Schwindel hereinfallen zu wollen, sondern noch heute abend, vielleicht sogar schon heute nachmittag zu ihr in die Kammer zu gehen, ihr mit der Hand den Mund zuzuhalten und sie aufs Bett zu zwingen und ... Jawohl! sie soll mich lieben, wenn ich es will! dachte er wütend, sie wird mir gehören, wird die Meine sein, ganz, und nicht bloß so, sondern ganz, wie sie dem andern gehören würde, ihrem Bräutigam! Und da befiel ihn plötzlich eine unbestimmbare Furcht. Warum denn?! was soll das?! was will ich von ihr, da ich doch weiß, daß sie mich nicht will und ... eigentlich ist sie gar nicht so hübsch und längst nicht immer so sauber und ordentlich, und vielleicht badet sie gar nicht jede Woche, und schließlich ist sie doch bloß ein lumpiges

Dienstmädchen ... bin ich etwa verliebt in sie?! Untersuchen wir doch mal, dachte er in gehetzter, wilder Angst, ob ich etwas für sie fühle, etwas mehr als das bloße Verlangen, sie einmal zu besitzen oder ein von Verantwortung freies, bequemes kleines Verhältnis mit ihr zu beginnen ... was gibt es denn an ihr, woran ich mich erinnern könnte, außer den Beinen, die ich einmal bis zu den Schenkeln gesehen habe? ihre Hände? rot, plump, verarbeitet sind sie; ihr Haar? von Fett glänzt es und riecht nach Küche; ihre Stimme, manchmal singt sie draußen in der Küche oder auf dem Flur, dünn, schrill, zittrig und falsch ... ekelhaft! dachte er in aufwieglerischer Bitterkeit, ekelhaft! doppelt widerlich ist sie mir, weil sie mich weich gemacht hat mit ihrem dummen Um-Entschuldigung-Bitten, weil sie mich gezwungen hat, mich zu demütigen — vor einem Dienstmädel! ... In diesen schlimmen Tagen verachtete er sich selbst wegen der Aufrichtigkeit an jenem Abend, hielt sich für keineswegs tapfer, human oder männlich ritterlich, sondern für dumm, ungeschickt, feige und erniedrigt.

Paul war schon dreimal in Rákos bei Amme Eva gewesen; Vater wußte natürlich von diesen Ausflügen und lachte herzlich, als Paul ihm erzählte, wie Julius Bocsor einen revolutionären Sozialisten aus ihm machen wolle, — und eines Tages erwähnte Vater ganz beiläufig und gleichsam zufällig, daß Muttchen Klara sich auch sehr freuen würde, wenn Paul sie einmal besuchte. Paul verstand die Anspielung und fuhr an einem der nächsten Nachmittage nach Auwinkel. Die Villa lag etwa zehn Minuten von der Endstation der Straßenbahn entfernt inmitten eines großen Gartens. Muttchen Klara saß in größerer Gesellschaft hinter dem Haus auf einer plateauartig erhöhten frischgrünen Rasenfläche, sie sah Paul kommen, winkte ihm, erhob sich vom Liegestuhl und ging ihm entgegen. "Na, daß du dich nur endlich einmal blicken läßt, junger Mann!"

Sie freute sich wirklich über Pauls Besuch. Sogleich führte sie ihn an das Plateau zum runden Tisch, stellte ihn vor, bot ihm Platz an und ließ ihm Kaffee bringen, fragte sogar, ob er nicht Lust hätte, zum Abendessen dazubleiben. Die Einladung klang so lieb und aufrichtig, daß Paul sie ohne Zögern annahm; die Unterhaltung ging weiter, wo sie bei seinem Kommen aufgehört hatte, und Paul wurde zu seinem Erstaunen bald gewahr, daß er an dem Gespräch teilnahm, vielmehr daß die übrigen das Wort an ihn richteten und ihn anhörten, als wäre er ein erwachsener Mensch, erwachsen

nicht in dem Sinne, daß er lange Hosen trug und eine ziemlich tiefe Stimme hatte, sondern daß man seiner Meinung zustimmte und sich sogar manchmal in Diskussionen mit ihm einließ. Am Tisch saßen fünf oder sechs Damen und zwei ältere Herren. Muttchen Klara war offensichtlich heftig befreundet mit der einen Dame, einer fahlblonden, langsam sprechenden jungen Frau, die sich ein wenig schwerfällig bewegte. Als sie später aufstanden, sah Paul, daß sie zwar nicht hinkte, aber ihren ganzen Körper irgendwie schwer schleppte, — hernach erfuhr er, daß diese Frau Komáromy im Winter eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, im Frühjahr operiert worden war und nun mit Ach und Krach wieder auf den Beinen stand. "Täglich kommt ihr Mann sie besuchen", sagte Muttchen Klara, "und ihr Arzt, beziehungsweise ihr Bruder, der Arzt ist und ihren Gesundheitszustand noch dauernd beaufsichtigt." Sie spazierten durch den Garten; Muttchen Klara erkundigte sich nach allem, was in der Stadt vor sich ging: ob die Wohnung in Ordnung wäre, ob Käthe und Julie sich brav aufführten; ob sie, nämlich Vater und Paul, alles hätten, was sie brauchten; wie es das letztemal bei Amme Eva gewesen wäre — Paul wunderte sich, daß Vater ihr auch das erzählt hatte —, mit welchem seiner Freunde er sich jetzt am häufigsten träfe, was er lese, ob er regelmäßig schwimmen ginge, denn das sei sehr wichtig für die Gesundheit; und ob er nicht doch wenigstens für zwei Wochen hierher ziehen möchte in die Pension, um ein bißchen Sommerfrische zu haben, denn die Sommerfrische wäre ja eigentlich das beste Unterpfand für das Wohlbefinden das ganze Jahr über ... Paul war erstaunt. Muttchen Klara sprach mit ihrer früheren Stimme, mit der Stimme von vor vielen Jahren, in Klangfarbe und Tonfall fehlte vollkommen die gewisse Schärfe, die ungeduldige Nuance, das befehlende oder gleichgültige Aufzucken, welches im Laufe der Jahre ihre schöne Stimme so sehr verdorben hatte. Die schöne Stimme? dachte Paul verwundert. Vielleicht klingt sie mir nur darum schön, weil ich sie so lange nicht gehört habe? Aber wie dem auch war, was auch immer dahinter steckte: Paul freute sich darüber und fühlte sich wohl. Später ging er zu Hänchen und den übrigen kleinen Kindern und spielte mit ihnen derart ausgelassen, daß die Kinderschar nicht wieder von ihm wegzutreiben war. Hans war ungeheuer stolz auf Paul, der doch schon ein großer Junge war und trotzdem am Spiel der Kleinen teilnahm. "Bruder Paul!" rief er mehrmals laut, und als Paul dann zu den Alten zurückging, ließ Hans sich von ihm das

Versprechen geben, daß er von nun an öfter kommen und immer mit ihnen spielen würde.

Gegen Abend erschien Herr Komáromy mit seinem Schwager, Klaus Lehnwald. Doktor Lehnwald war ein großer, gutaussehender, eleganter junger Mann; Paul konnte gar nicht begreifen, wieso er nicht Soldat war. Erst später stellte sich heraus, daß er eigentlich doch Soldat war, daß man ihn indessen an der Klinik für innere Krankheiten nicht entbehren konnte und ihn deshalb auf unbestimmte Zeit reklamiert hatte. Der junge Arzt befaßte sich sofort mit seiner kränklichen Schwester, fragte sie in netter, scherzhafter Weise aus, wie es ihr heute ginge, ob sie sich an seine Vorschriften gehalten hätte, nicht zu viel, aber doch genug spazierengegangen wäre, "ganz schöne Fortschritte", sagte er dann, "wir können zufrieden sein." Vor dem Abendessen machten sie noch einen kleinen Gang — Komáromys blieben natürlich zu Hause —, Paul ging an der Seite der einen sehr lieben älteren Dame, und während des Gesprächs stellte sich heraus, daß Frau Antalffy Sohn dasselbe Gymnasium absolviert hatte, das Paul besuchte. "Leider habe ich meinen Stefan sehr lange nicht gesehen", sagte Frau Antalffy, "gerade ein Jahr vor dem Krieg haben wir ihn nach Kanada geschickt; er lebt in Halifax bei meiner Schwester, wissen Sie, der Mann meiner Schwester ist Inhaber einer großen Schiffahrts-Gesellschaft, reiche Leute sind sie, mein Sohn wohnt auch jetzt bei ihnen, aber natürlich unter Kontrolle, so was wie ein häuslich Internierter ist er. Aber ... ich bin froh, daß er nicht zu Hause ist! dort drüben ist er wenigstens in Sicherheit." In Sicherheit? Das Wort hallt in Pauls Kopf wider. Frau Antalffy erzählt weitschweifig von ihres Sohnes Leben in Kanada, über das er früher in vierundzwanzig Seiten langen Briefen berichtet hat, — Paul geht schweigend neben ihr her, er denkt nach. In Sicherheit ist er ... gewiß. Als Georgs erstes Telegramm aus Chaborowsk kam, da hat Vater gesagt, er sei im Gefangenenlager, hinter Drahtverhauen, aber wenigstens in Sicherheit! Wir, die wir frei sind, wir sind nicht in Sicherheit? oder sind wir auch nicht frei? weder wir, noch sie, weder die innerhalb, noch die außerhalb des Kreises ... sind wir die richtigen Gefangenen, eingesperrt in den Kerker des Krieges?! ... "Hören Sie nicht zu?" fragt nun Frau Antalffy in etwas beleidigtem Ton. "Wo sehen Sie denn hin? Sie passen ja gar nicht auf, was ich sage!" Beschämt entschuldigt er sich. Doch, selbstverständlich passe er auf, sehr genau sogar. "Ja, also", fährt Frau Antalffy ausgesöhnt fort, "letzten Endes bin ich glücklich, daß der

Junge drüben ist, denn irgendwann wird der Krieg schließlich doch mal zu Ende gehen, und wer weiß, ob mein Stefan nach dem Krieg noch die Möglichkeit gefunden hätte, nach Amerika zu kommen. Das ist doch eine ganz andere Welt dort drüben ... na, ich glaube, wir kehren jetzt um." Sie kehren um, hinter ihnen gehen die übrigen, ganz zuletzt Muttchen Klara mit Doktor Lehnwald; auch sie bleiben stehen, warten, bis alle an ihnen vorüber sind, und folgen ihnen dann wieder als Letzte.

Beim Abendessen sitzt Doktor Lehnwald neben Muttchen Klara und unterhält die ganze Gesellschaft, vornehmlich aber seine schöne Nachbarin. Er ist äußerst höflich, schenkt ihr Wasser ein, reicht ihr den Brotkorb hin, hebt ihr die hinuntergerutschte Serviette auf, macht sie auf ein besonders schönes Stück Fleisch auf der Schüssel aufmerksam, — Paul bemerkt, daß er, sooft es nur angeht, mit der Hand, mit dem Arm oder mit der Schulter Muttchen Klara berührt; manchmal sagt er dann, ziemlich laut sogar: "O, Verzeihung!" — vielleicht war es tatsächlich bloß Zufall. Nach dem Essen setzen sie sich wieder hinter das Haus auf den erhöhten Rasenplatz; durch die offene Verandatür klingt Frau Komáromys Klavierspiel, auf der äußeren Bank links sitzen Muttchen Klara und Doktor Lehnwald, sie hören der Musik zu, Lehnwald singt gedämpft, mit einschmeichelnder Stimme den Walzer mit, den Frau Komáromy spielt; Paul fühlt plötzlich eine unbestimmte Unruhe, ganz vorsichtig wendet er den Kopf nach links und blickt angestrengt ins Dunkel, — nein, es ist kein Irrtum; wenn man sich an die Dunkelheit gewöhnt hat, sieht man auch von hier aus ganz deutlich, daß Muttchen Klara und Doktor Lehnwald sich bei den Händen halten. Pauls Stimmung trübt sich. Aha, denkt er, aha. Das ist es also. Deshalb ist sie so heiter und freundlich ... weil sie in ihn verliebt ist. Verliebt sind die beiden. Jeden Tag kommt er her, um seine kranke Schwester zu besuchen, ich verstehe, aha. Warum zum Teufel bin ich bloß hergekommen? Schwere Traurigkeit drückt seine Brust; er möchte aufstehen und ohne Abschied weggehen. Vater kommt höchstens einmal die Woche her ... denkt er. Doktor Lehnwald ist täglich hier. Voriges Jahr hat ihr der Generalstabshauptmann gefallen und vor zwei Jahren Baron Härtlein ... Vater weiß nichts davon, ahnt nichts, kann überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, er ist nicht eifersüchtig veranlagt, jedenfalls ist er nicht eifersüchtig, wenn er nicht weiß, daß er Grund dazu hätte ... und bestimmt ist er noch immer blind in sie verliebt. Ob er es glauben würde, wenn ich es ihm erzählte ... Aber vielleicht irre ich

mich. Ich kann sie doch nicht verleumden ... vielleicht habe ich doch nicht recht gesehen? vielleicht haben sich ihre Hände nur zufällig berührt und sonst ..

Neben ihm auf der Bank sitzen Frau Antalffy und ein alter Herr. "Wenn ich bedenke", sagt der Herr, "daß schon zu meinen Zeiten, also zur Zeit des deutsch-französischen Krieges von siebzig-einundsiebzig, das Zahlenverhältnis und die Tapferkeit der kämpfenden Truppen wohl genau so mitgerechnet haben wie zu allen Zeiten, nun ja, natürlich; aber entschieden worden ist der Krieg auch damals schon durch technische Ausrüstung, Organisation und disziplinierte strategische ... Dings ... Führung wollte ich sagen, gnädige Frau; also ist es dann vorstellbar, daß bei der großartigen Überlegenheit der Deutschen in allen diesen Dingen nicht die Mittelmächte den Krieg gewinnen sollten?" Paul kann nicht aufpassen, sinnlos ziehen all diese militärischen Worte und Ausführungen an seinem Ohr vorüber. Vorstellbar ... was soll vorstellbar sein? denkt er. Daß die Menschen schlecht und gemein sind, daß sie Betrüger sind, und daß ich ein feiger Hund bin, wenn ich nicht wage, nach Hause zu rennen, Vater aus dem Schlaf wachzurütteln und ihm zuzuschreien ...

Möglich, daß die beiden auf der andern Bank den eifersüchtigen Haß fühlen, der im Dunkeln auf sie zustrahlt: sie stehen auf, kommen näher, hören sich die Kriegsweisheiten des alten Herrn an, und dann sagt Doktor Lehnwald: "Na, es wird Zeit zum Aufbruch, in zehn Minuten fährt die letzte Bahn."

Sie gehen zusammen weg, steigen zusammen in die Elektrische, sitzen nebeneinander. Lehnwald hat noch immer nicht ausgedet. "Dein Vater", sagt er unter anderm, "den wir, die jüngere Ärztegeneration, wenn wir auch weder die Gelegenheit noch das Glück hatten, in klinischem Sinn gesprochen, bei ihm, beziehungsweise mit ihm zu arbeiten, alle sehr anerkennen und außerordentlich hochschätzen ..."

"Deine Frau Mama", sagt er später und leitet das Gespräch immer wieder auf Muttmchen Klara, und hinter den gutgläubig unverhohlen klingenden Worten der Bewunderung und Verehrung fliegt die eine und andere vorsichtige Frage auf, zum Beispiel: "Deine Frau Mama war sehr jung, nicht wahr, als sie deinen Vater heiratete ... und wenn ich nicht irre, geht dein Vater schon auf die Fünfzig zu .. . und, mein Gott, so ein armer Klinik-Kuli wie ich kann sich halt bloß in den zwei Sommermonaten jeden Tag



ein paar freie Stunden gönnen, so gegen Abend, aber ihr führt wahrscheinlich das ganze Jahr über ein großes geselliges Leben ..."

Paul lauscht der angenehm tiefen, männlichen Stimme des Doktors, betrachtet sein ausdrucksvolles, lebhaftes Gesicht, seine lässig eleganten Bewegungen; und während er ihm wortkarg Antwort gibt, denkt er, daß ... es eigentlich nicht zu verwundern sei, wenn dieser Mann Mutchen Klara gefalle. Und als sie sich an der Umsteige-Haltestelle voneinander verabschieden, fühlt Paul nichts mehr von Zorn oder Rache, sondern bloß noch stille, tiefe Traurigkeit.

An einem Haus hinter der Haltestelle fällt sein Blick auf ein verwittertes Firmenschild. *Obst und Südfrüchte. Frische Gemüse. Konserven.* Und darunter: *Frau Viktor Szabó.*

Viktors Mutter. Wahrscheinlich schläft sie dort hinten, in der kleinen Stube hinter dem Laden. Von Viktor haben die Jungen nichts gehört, seitdem er zu den Soldaten gegangen ist. Ob Vera Holosovszky wohl auch jetzt noch herkommt, die alte Frau besuchen? Viktor und Vera waren ja wie Mann und Frau. Offiziell war sie zwar bloß seine Verlobte. Und wenn Viktor nun fällt? Was wird dann aus Vera? Eine verwitwete Braut — ?

Zwei Jahre dauert es nun schon. Die Menschen leben dahin im Sommer, gehen ihrer Tagesarbeit oder ihren Tagesvergnügungen nach, lesen abends die neuesten Heeresberichte, und wenn sie die Lampe neben ihrem Bett ausmachen, sagen sie sich: gestern ist es irgendwie weitergegangen, heute ist wieder ein Tag vorüber, und in erfrischendem Schlaf oder in anwachsenden Sorgen und Gedanken machen sie sich in der Dunkelheit bereit für den morgigen Tag. Es gibt nur Gestern, Heute und Morgen: weite Vergangenheit und ferne Zukunft gibt es nicht mehr. Und mit den Tagen über die Geschehnisse hinwegleitend und von dem Gefühl durchdrungen, daß die nächstfolgende Minute sie im Strudel der Ereignisse untertauchen könnte, denken sie bange: wie lange noch?! Jedem Menschen geht in diesen Tagen der Gedanke durch den Kopf: schon zwei Jahre ...

Anfang August meldete sich Béla Szász wieder. Er rief an und kam noch am selben Tage Paul besuchen. Er sei auf dem Kriegsschauplatz gewesen, behauptete er und zog aus der Tasche einen roten Schein, auf dem zu lesen war, daß *Béla Szász, Zeitungsberichterstatter* vom Kriegspressehauptquartier

die Genehmigung erhielt, in jeweilig durch den offenen Befehl zu bezeichnenden Frontabschnitten des östlichen Kriegsschauplatzes sich zwecks Beschaffung des zu Berichten notwendigen Materials aufzuhalten. Er zeigte auch eine gelbe Armbinde, auf der in schwarzen Blockbuchstaben stand: *KRIEGSPRESSEDIENST*; und zwei dicke Notizbücher zog er hervor, in denen er seine Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatz aufgezeichnet hatte. "Natürlich", sagte er, "wollten die mir was ganz anderes zeigen als die Dinge, auf die ich neugierig war. Aber wer den richtigen Blick hat, der sieht genug ..."

Paul war erstaunt. "Welches Blatt hat dich denn 'rausgeschickt?"

"Mein eigenes Blatt!" sagte Béla selbstbewußt. "Was, du hast eine Zeitung? ..."

"Noch nicht, aber ich werde eine haben!" und aus seiner unerschöpflichen Tasche zog er noch ein Dokument, kraft dessen Béla Szász die Genehmigung erhielt, eine Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik mit dem Titel *DAS LEBENDE WORT* herauszugeben. "Am ersten Oktober erscheine ich", sagte Béla, "das Geld für den ganzen ersten Jahrgang ist bereits gesichert; die ersten paar Nummern verteile ich meinetwegen auch gratis, damit das Blatt bekannt wird. Jetzt bin ich dabei, das Material für dieses Jahr zu sammeln; ein Teil ist schon da, natürlich rechne ich auch auf dich."

"Auf mich?" fragte Paul verwundert, "worin rechnest du denn auf mich? das heißt ... selbstverständlich werde ich auf die Zeitschrift abonnieren."

"Du Dussel", antwortete Béla, "ausgerechnet deine achtzehn Kronen brauch ich? Schreiben sollst du mir für das Blatt!"

"Schreiben? ... was denn? ich geh doch noch ins Gymnasium!"

"Schön, also dann werde ich deine Artikel unter einem Pseudonym bringen. Was willst du schreiben?"

"Aber, Béla, mach doch keine Witze! Ich hab' doch in meinem Leben noch nicht geschrieben ..." "Und wie lange hast du noch vor zu warten?" fragte Béla in strengem Ton. "Du hast einen ganz guten Blick, hast Interesse für Kunst und ein soziales Gewissen. *Scribere necesse est, vivere non!* Verstanden? Ich werde dir schon Gelegenheit geben zum Schreiben, und zwar so, daß du nicht bloß für deine Schreibtischschublade arbeitest. Ich pfeife auf die Arrivés, auf die senilen Nabelbeschauer, meine Leute sind die Jungen, die noch keinen Namen haben, aber einen haben werden! Also, was

wirst du schreiben?" drängte er weiter. "Politik kann ich nicht bringen, höchstens zwischen den Zeilen ..." Das klang furchtbar ernst und geheimnisvoll. Politik zwischen den Zeilen. Paul fiel ein Theaterstück ein, das er voriges Jahr gesehen hatte, ein polnisches Stück, nationalistische Romantik, Studenten sitzen in einer dunklen kleinen Stube, lesen Ibsen vor, und zwischen den Zeilen ... "Ich könnte über Musik schreiben", sagte er dann ein wenig zögernd und unsicher, "Musikkritiken oder ... vom Theater?"

"Musik", entschied Béla, "vom Theater schreibe ich selbst, aber Musik, das ist gut. Ich habe zwar schon einen Musikästhetiker, aber der ist eher ein Mann der Theorie. Schön, also du schreibst von Musik. Aber ich mach dich darauf aufmerksam, daß im *LEBENDEN WORT* das musikalische Interesse bei Strawinsky beginnt, oder sagen wir, es beginnt bei Palestrina, Monteverdi und Bach, geht aber unmittelbar bei Strawinsky weiter, nichts Klassisches, nichts Heroisches, nichts Romantisches, nichts Impressionistisches, kein Beethoven, Chopin, Wagner und Debussy." In Pauls Gedanken schwirrt dunkel eine bekannte Stimme, aber es bleibt ihm keine Zeit, jene ähnlich klingenden, längst verhallten Worte wieder heraufzubeschwören, — Béla Szász fährt laut und streng fort: "Demnächst werde ich dich mit meinen Mitarbeitern bekannt machen, lauter interessanten Menschen, bestimmt werden sie auch auf dich wirken ... Also überleg dir ein gutes Pseudonym, möglichst ein einsilbiges Wort, aber ja nicht irgendwas Abgedroschenes, Kompromittiertes, Pan oder dergleichen. Ich werde dich anrufen und dir Bescheid geben, wann die erste Redaktionsbesprechung stattfindet."

Paul fühlt sich recht unsicher. Es scheint ja etwas an der Sache zu sein, aber trotzdem, er weiß nicht warum und wieso, ganz ernsthaft klingt ihm das alles nicht, was Béla mit so großem Ernst sagt. Mit dem Pseudonym soll die Sache beginnen? und ... damit, daß ich plötzlich anfangen soll zu schreiben, wo ich nicht einmal recht weiß, was, und eigentlich gar nicht will und mich höchstwahrscheinlich furchtbar blamiere, genau so wie mit dem albernen Tagebuch ... Plötzlich sagt er: "Gut, aber was ist eigentlich der Zweck des Blattes?" Béla Szász zieht seine dichten Augenbrauen zusammen. "Für den Geist — gegen den Krieg! Das ist der Zweck oder das Schlagwort, wenn du willst. Ein gefährlicher Zweck heutzutage. Wenn du wüßtest, wie schwer es war, die Bewilligung zu bekommen. Humanismus und Pazifismus." Gegen den Krieg, denkt Paul. Gut. Und plötzlich fragt er: "Seid ihr Sozialisten?" Béla ist vorsichtig. "Ich hab' dir doch schon gesagt, daß wir nicht politisieren. Wir

sind kein Parteiorgan." Er steht auf. "Die ganze Sache bleibt bis zum Erscheinen der ersten Nummer natürlich unter uns. Übrigens wirst du ja bei der Redaktionskonferenz sehen, was los ist." Er bricht auf; Paul möchte ihn noch zurückhalten. "Das eine sag mir noch, was hast du eigentlich an der Front gesehen?" Béla ist wieder vorsichtig, ziemlich unklar drückt er sich aus. "Die Kriegsberichterstatter", sagt er, "werden nicht vorgelassen in die erste Feuerlinie. Aber was ich zu sehen bekommen habe, hat mir genügt. Was ich sehen wollte, habe ich gesehen. Du wirst es in meinem Blatt lesen."

Paul bleibt allein; sogleich bestürmen ihn die Zweifel. Es ist ja meist interessant, was Béla sagt, aber man glaubt ihm dennoch nicht recht. Ist er ein ernst zu nehmender Mensch? Ist diese Sache ernst? Und kann sie mir etwas bedeuten? Na, wir werden ja sehen. Über Musik werde ich schreiben. Vielleicht hat er recht: wenn ich wollte, könnte ich schreiben. Auch über anderes. Und vielleicht lerne ich neue, interessante Menschen kennen ...

Und vergebens hätte er es auch nur vor sich selbst gelegnet: aufgeregt wartete er auf Bélas Ruf zur Redaktionskonferenz.

Am riesigen russischen Körper spannen sich alle Muskeln an, der gewaltige Arm hebt sich, und die ungeschlachte Faust ist zum Hieb bereit: die Aktionen des Sommeranfangs weiten sich zu einer mächtigen Offensive, auf dem östlichen Kriegsschauplatz beginnt die Position der Verbündeten zu wanken, und Mitte August gesellt sich ein neuer Kampfgenosse zu den feindlichen Scharen: Rumänien erklärt den Krieg und dringt in Siebenbürgen ein. In wenigen Augenblicken ist Budapest entbrannt in Haß und Verbitterung. Aufmerksam liest Paul die Zeitungen durch; sämtliche Ereignisse in drei Himmelsrichtungen werden mit einem Mal nebensächlich angesichts des neuen Dramas, das im Südosten beginnt. Siebenbürgen. Szeles. Der finster dreinschauende Grigoreanu, der alte Förster, fällt ihm ein, dessen Vater achtzehnhundertachtundvierzig angeblich Anführer der aufständischen Wallachen war; das Geschwätz des alten Meiers fällt ihm ein, der erzählte, wie Großvater Czendrik einen schweren Schlaganfall bekam, als sich zur Zeit der Unruhen unter den Nationalitäten eines Abends die Nachricht verbreitete, die Wallachenhorde komme aus den Bergen. Es fallen ihm die längs des Grabens am Meierhof in Zelten hausenden Zigeuner ein, von denen es hieß, sie seien von Südrumänien ins Land gekommen, um ungarische Kinder zu rauben; und die wallachischen Hirten fallen ihm ein,

durch deren verstocktes, düsteres Schweigen oder devotes Katzbuckeln hindurch der glühende Haß gegen ihre Herren, die Ungarn, stach.

Paul hat Angst um Szeles, und in zitternder Aufregung betrachtet er die Landkarte, rechnet die Kilometerstrecken aus, kombiniert Kriegsmöglichkeiten. Insgesamt vier- oder fünfmal war er in Szeles, immer für höchstens zwei Sommermonate; Mutter ist schon seit fast zehn Jahren tot; mit den Czendriks sind sie seit Vaters zweiter Heirat verfeindet. Und während er darüber nachdenkt, sieht er plötzlich die breite, unendliche grüngelbe Wiese, die sich tief unterhalb des Obstgartens hinzieht, und hört von unten aus der Ferne das in steigendem und sinkendem Surren tönende Geräusch der Dreschmaschinen, und — ta-li-li-loo ... hört er plötzlich den seltsam schmerzlichen, gedehnten Flötenlaut. Es stockt ihm der Atem, die Kehle zieht sich ihm zusammen, würgend schluckt er die bitteren Tränen hinunter, und die bunten Flecke auf der Landkarte verwischen sich vor seinen Augen.

Wieder die Schule, siebente Klasse. Nichts hat sich verändert: ein Klassenzimmer weiter auf dem Flur sind wir gekommen. Das ist alles. Ist es wirklich alles? Prüfen wir doch einmal genauer nach. Viktor Szabó hat im Mai das Kriegsabiturium abgelegt, ist eingezogen worden; er ist schon achtzehn, wir werden erst siebzehn. Angeblich ist er an der Front, aber einige sagen, er mache in Aspern einen Fliegeroffizierkursus mit, wolle Pilot werden. Weiter. Professor Györváry. Ist in italienischer Gefangenschaft. Weiter. Der Hilfslehrer Antal Tóth ist im Sommer gefallen, in Albanien. Was noch? Ja, wirklich: Alex Szász ist während des Sommers mächtig gewachsen. Julius Váczi sieht noch schäbiger und magerer aus, aber größer ist auch er geworden. Leo Fóti wird dick und ist heute früh in einer funkelneuen Privatequipage vor der Schule vorgefahren. Die Wände des Klassenzimmers sehen wieder um ein Jahr verbrauchter aus, die Bilder sind um zwölf Monate fahler geworden. Vera Holosowszky hat den Preis der dünner gewordenen Brotschnitten auf sechs Heller erhöht und verlangt für jede Scheibe streng die Brotmarke; ihr lächeln- des Gesicht ist jetzt immer ernst, ihre hellblauen Augen blicken beständig zu Boden. In Herrn Doktor Szálkas Frisur haben sich die weißen Fäden merklich vermehrt. Der Direktor hält sich noch gekrümmter, und seine Stimme ist noch zittriger geworden. Aber was er sagt, wenn er sich erhebt, um mit einer feierlichen Rede das neue Schuljahr

zu eröffnen ... "Der Sturm des großen Krieges fegt noch immer über die Erde, noch donnern die Kanonen ringsumher, und Millionen Wehrufe steigen auf zum Herrn der Himmel ..." — ja: das ist das gleiche geblieben.

Dies Jahr geht auch Hans schon in die Schule. In dieselbe Elementarschule ist er gekommen, die Georg und Paul besucht haben. Am ersten Tage hat Muttchen Klara ihn hingebacht und abgeholt; und auch weiterhin richtete sie es sich so ein, daß sie täglich im Wagen hinfuhr, um ihn abzuholen. Sonderbar zu sehen, wie groß Hans geworden ist, sonderbar, ihn sprechen zu hören. Die Schwester ist plötzlich zu alt und zu dumm geworden für ihn; die Ärmste weiß kaum eine Antwort zu geben, wenn er sie fragt, wie viele Soldaten es auf der Welt gebe und wie viele Feinde man mit einem Gewehr totschießen könne, — denn Hans begnügt sich nicht mehr mit allgemein gehaltenen Antworten wie: viele oder sehr viele; ihm muß man genau sagen, es gebe auf der Welt hundert Millionen Soldaten, und mit einem Gewehr könne man hundert Feinde auf einmal totschießen, nur dann gibt er sich zufrieden. So ist es klar und deutlich und klingt glaubhaft. Aber ganz und gar am Ende ihrer Wissenschaft ist die Schwester, wenn Hans fragt, bei welcher Armee Napoleon General sei und ob "Bimbembum" — das ist in der Familiensprache der Name Hindenburgs — König sei oder Kaiser und warum die Russkis Paris noch nicht besetzt haben.

Paul betrachtete seinen kleinen Bruder und hörte ihm in stiller Verwunderung zu. Geduldig stellte Hänschen seine hundertzwanzig Bleisoldaten und seine sechs Kanonen auf und dahinter sämtliche Tiger, Elefanten und Kamele aus seinem zoologischen Garten und ganz hinten Teddy, Bully und Schneewittchen mit den sieben Zwergen, dann nahm er Vaters Spazierstock und fegte die ganze Mannschaft vom Kinderzimmertisch, mit einem einzigen Streich schleuderte er sie durchs ganze Zimmer und schrie: "Bumm, bumm! die Ungarn haben gesiegt!" und dann begann er die ganze Geschichte von neuem, mit erstaunlicher Geduld stellte er die feindlichen Scharen in neuen Formationen auf, bloß Schneewittchen warf er in die Ecke, weil ihr gleich beim ersten Sieg der Porzellankopf abgebrochen war: Mädchen haben im Krieg nichts zu suchen.

Manchmal kam Hänschen aus dem Kinderzimmer gerannt, stürzte sich an den Flügel und trommelte minutenlang darauf herum; dann ging er

befriedigt zurück und sagte: "Das waren die Kanonen." Käthe hatte es nicht gern, wenn Hänschen in die Küche kam, weil er dort meistens etwas umwarf oder zerbrach; Julie hatte ausgesprochen Angst vor ihm, denn seit einiger Zeit rannte er auf sie zu, sobald er sie nur erblickte, und puffte und küßte sie. In den nächsten Monaten erzählte Muttchen Klara voll Stolz, wie gern man den Kleinen in der Schule habe und wie gut er vorwärtskomme. Kein Wunder, denn er liest ja schon fließend und schreibt und rechnet gut; allerdings ist er reichlich lebhaft und überlegt es sich nicht lange, bevor er einem Mitschüler einen Schlag versetzt, aber mein Gott, noch immer besser so, als wenn er ein Waschlappen wäre.

In Pauls Zimmer brennt allnächtlich bis nach zwölf Uhr die kleine Nachttischlampe. Nach *Krieg und Frieden* hat er die fünf dicken Bände Strindbergs Selbstbiographie gelesen, sie fieberhaft verschlungen, immer an der Grenze des Halluzinierens und in bitterem Ringen mit dem, was er noch nicht fassen konnte oder was gegen sein Gefühl ging. Es folgte Dostojewski, der seine Seele auf höchste Höhen trug und sich in tiefsten Tiefen winden ließ und ihn so gefangen hielt, daß er wochenlang in Fremden und Bekannten Lebedkins, Werchowenskis, Aljoschas, Alexandras, Nataschas sah. Oskar Wilde, kühl und exzentrisch, lebte nur Tage in ihm, um für lange Zeit Shaw und France den Platz zu überlassen. Bücher, die Geschichte dessen, was Menschen gelebt und Menschen geträumt; alles findet man in den Büchern, und eines Tages bemerkt man, daß man ganze Bände von Ady-Gedichten auswendig kann. Mit roten, brennenden Augen starrt Paul in seinem Bett auf die nie endenden Seiten, und dann, wenn er völlig erschöpft das Licht ausdreht, kommt eine abergläubische, unerklärliche Angst: er fühlt, daß er außer dem Genius in diesen Schriften etwas sucht; daß er nach dem Sinn oder auch nur nach der bloßen Existenz von irgend etwas forscht.

Und er wird ferner gewahr, daß er auch in der Musik, die er in zahlreichen Konzerten hört, in den Menschen, mit denen er zusammenkommt, in den Dingen, die ihm begegnen, etwas sucht; er weiß nicht was, er fühlt nur, daß es irgendwo in seinem Leben eine große Leere gibt, so, als hätte er etwas Nichtnachzuholendes versäumt ... ein Abgrund ist da zwischen ihm und dem Sinn aller Dinge. Mit zufallenden, schmerzenden, ermüdeten Augen starrt er in die Dunkelheit, denkt an die Bücher und an

sein Leben, und eine zermürbende Unzufriedenheit hält stundenlang Rast, Ruhe, Schlaf von ihm fern.

Endlich rief Béla Szász an. Infolge verschiedener technischer Schwierigkeiten erscheint *DAS LEBENDE WORT* statt im Oktober erst im Dezember, aber das ist nun schon sicher, und Donnerstagabend ist die erste Redaktionssitzung; er rechnet unbedingt mit Pauls Kommen.

Die Aufforderung war für Paul eine Überraschung, denn er hatte mittlerweile die ganze Sache halbwegs vergessen, andernteils hatte er nie recht an sie geglaubt. Pünktlich um sieben Uhr fand er sich bei Béla Szász ein. Béla wohnte in einem alten Haus nahe am Ring; ein funkelnagelneues weißes Emailleschild im Hausflur verkündete, daß die Redaktion und die Auslieferung der Zeitschrift *DAS LEBENDE WORT* im zweiten Stock zu finden seien. Das eine von Bélas zwei Zimmern war die Redaktion — in dem andern schlief er —, und die Küche war die Auslieferung; Bücher, Papiere, Zeitungsbündel, Rundschreiben zur Werbung von Abonnenten und Sammelbogen lagen da aufgestapelt.

Paul kam als erster, Béla empfing ihn mit großer Geste und wichtiger Miene in dem zur Redaktion ernannten, schlecht möblierten Zimmer und begann sofort, auf seine Mitarbeiter zu schimpfen, weil sie nicht pünktlich waren; aber die heisere Klingel ertönte bald wieder; ein zottiger junger Mann mit stark hervortretendem Adamsapfel war der Ankömmling. "Herr Salgó — Herr Hegedüs", stellte Béla vor. Herr Salgó war mit einer Aktentasche gekommen; er warf die Mappe auf den Tisch und sah Paul mit strengem Blick an. "Mitarbeiter?"

"Jawohl."

"Lyriker?" fragte Herr Salgó weiter, ganz unbegründet. Paul kam in Verlegenheit. "Nein", antwortete er befangen. "Musikästhetiker, beziehungsweise ..." Salgó hob die Hand und gab einen sonderbar fauchenden Ton von sich. "Also Musiktheoretiker. Die Musik liebe ich. Die Musik ist plastische Kunst, beinahe architektonisch, und Busoni und ein wenig auch Reger nähern sich der Synthese. Was ist Ihre Meinung von Leonhard Spiewas Theorie in bezug auf den Zusammenhang zwischen Tönen und Farben?" Paul starrte Salgó erschrocken, leer an. Er wußte nicht, wer dieser Leonhard Spiewa war, und von dem Zusammenhang zwischen Tönen und Farben ... "Schön, schön", sagte Salgó, ohne eine Antwort abzuwarten.



"auch ich halte diese ganze Theorie für Blödsinn. Da die Musik eine plastische, beinahe architektonische Kunst ist, kann sie mit der Farbe als Komponente pikturalen Erfühlens nur in so verschrobenen, analysierenden, sentimental Ideologien in Zusammenhang gebracht werden, wie Spiewa sie ..." Es klingelte. Paul durchzuckte eine Bewegung, Herrn Salgó einfach stehenzulassen, und zu laufen, um die Tür zu öffnen; aber draußen hörte man schon eine untertänige Stimme: "Guten Abend, Herr Redakteur!" Zwei Jünglinge betraten das Zimmer. "Alfred Gáspár", sagte der eine; der andere murmelte etwas und gab bei der Begrüßung nicht die Hand, im Gegensatz zu dem gut angezogenen Alfred Gáspár sah er fast zerlumpt aus, und seinem flatternden blonden Haar entströmte ein schlimmer kalter Pomade- und Schweißgeruch. Sie hatten sich noch nicht an den Tisch gesetzt, als bereits weitere Besucher erschienen, drei junge Leute mit Aktentaschen; und zum Schluß kam ein junges Mädchen, das seinen dunkelblauen Wintermantel auf einen Stuhl warf; in ihren fast bis an die Knie reichenden hohen braunen Schnürstiefeln, ihrem kaum über die Knie reichenden dunkelblauen Rock und dem eng anliegenden weißen Sweater stellte sie sich vor den Spiegel und ordnete ihr zu einem harten Knoten gewundenes Haar; dann stellte sie sich der Reihe nach den Männern vor, auch Paul, mit männlich kräftigem Händedruck: "Gaál", sagte sie kurz und streng, nur einen begrüßte sie mit: "Servus, du Schwindler".

"Na", sagte da Béla Szász, "nun wären wir ja alle versammelt. Jeder setze sich, wo er Platz findet, Formalitäten ersparen wir uns. Ich bitte nun, mir das mitgebrachte Material zu nennen und auszuhändigen. Das geheime Schlagwort des Blattes kennen wir: *Für den Geist — gegen den Krieg!* Jeder Artikel hat also eigentlich diesem Zweck zu dienen, jedoch sind wir kein offenes Propagandablatt, folglich ... beziehungsweise überdies sind die künstlerischen Werte völlig gleichrangig mit den politischen Zielen. Wir wollen auf die intellektuelle Jugend einwirken, und zwar, ich wiederhole, nicht mit derben propagandistischen Mitteln, sondern in ernsthafter künstlerischer Form -mit ernstem künstlerischem Inhalt. Selbstverständlich dürfen wir unser Grundprinzip nie aus den Augen verlieren, und dieses heißt: *Humanismus und Pazifismus*; das Maß, an das wir uns halten müssen, ist die Publikationsfähigkeit der einzelnen Arbeiten. Unser Blatt muß in erster Reihe existieren, um seine Bestimmung erfüllen zu können. Das ist uns allen klar, nicht?"

"Und wer entscheidet über dies alles, vielmehr wer stellt es fest?" fragte das junge Mädchen, das sich als Gaál vorgestellt hatte, spitz dazwischen. "Ich", gab Béla Szász kurz zur Antwort. "Also beginnen wir. Salgó — ?"

Paul sah Béla mit merkwürdiger Bewunderung an. Es war etwas so Bestimmtes, Hartes, Befehlendes, keinen Widerspruch Duldendes, Suggestives in seinem Ton und in allen seinen Bewegungen. Er blickte auf diese sieben oder acht Leute herab, als sei er ihr König oder ihr Kerkermeister.

Herr Salgó sprang bei dem Kommandowort auf. "Achtzehn Gedichte", sagte er, "zehn von mir und acht von vier jungen Dichtern. Gut sind sie, stark, nähern sich der Synthese. Für wie viele ist Platz?"

"Das weiß ich noch nicht", antwortete Béla. "Ich bitte um die Manuskripte." Er nahm Salgó den Packen ab, legte ihn vor sich auf den Tisch, sah überhaupt nicht hinein. Herr Salgó blieb stehen. "Sehr lieb wäre es mir auf jeden Fall, wenn du mein Gedicht *See/e* veröffentlichst." "Seele?" fragte Béla, ohne nachzudenken. "Seele", sagte Herr Salgó und warf den Kopf hoch:

"Bratenfetzen mahlt gebiß mir mürbe  
pikante sauce streichelt meinen schlund  
brot! gemüse! süße speisen! früchte  
senden geile botschaft durch die nüstern  
dem vollgepfropften bauch!  
wo aber steckst du seele?  
rufe zertretene brülle verhungerte seele  
schreie nach dem gefährten!"

Béla rief plötzlich dazwischen: "Gut, gut, deklamier nicht, Salgó, ich werd's schon lesen." Herr Salgó setzte sich ein wenig enttäuscht hin und sah Béla bittend an. "Ich möchte dich sehr bitten ... das ist ein äußerst wichtiges Gedicht, ein großes Gedicht ..." Béla blickte in eine andere Richtung. "Herr Gáspár?" Der etwas korpulente junge Mann stand auf. "Einen Artikel habe ich fertig, er handelt von der bildenden Kunst im Kriege. Einen zweiten, über die Negerplastik, liefere ich nächste Woche. Ist das nicht zu spät?"

"Nein", antwortete Béla, "aber spätestens bis Mittwoch muß er hier sein, sonst kann ich ihn nicht mehr bringen. Bitte den Artikel." Und zu dem

Blonden, der mit Gáspár zusammen gekommen war, sagte er: "Was hast du gebracht, Vanák?"

"Ein Gedicht", brummte dieser. "Gib her. Herr Haris?" Hans Erwin Haris und Josef Németh hatten Novellen gebracht, sie übergaben die Manuskripte. Nun wandte sich Béla an Paul. "Und du?"

"Ich ..." sagte Paul verlegen, "ich denke ... ich werde über Monteverdi ..."

"Quatsch", rief Béla, "du wirst über sämtliche Konzerte schreiben, die du gehört hast, zehn, fünfzehn Zeilen über jedes, und zwar schreibst du ganz scharf, nachher wählen wir dann aus, welche Besprechung gedruckt wird. Olga?" wandte er sich schließlich an das Mädchen namens Gaál. "Einen Teil aus einem Roman", sagte Olga Gaál. "Oder eher bloß eine Skizze. Das heißt, ein Stück ist schon fertig ausgearbeitet, das habe ich mitgebracht. *Menschen von drüben* ist der Titel. Eine wilde Kiste", fügte sie hinzu und griff sich nach dem Haar. "Schön, das kannst du mir überlassen", meinte Béla, "aber was hast du damit vor? Einzelne Teile bringe ich nicht, und Skizzen schon gar nicht. Kannst du in dem Tempo weiterschreiben, von einer Nummer zur andern?"

"Zum Glück hab' ich mit dem Anfang begonnen", sagte Olga Gaál, "etwa dreißig Streifen sind fertig, natürlich setze ich fort."

"Na, gut", sagte Béla. "Also nun. Ich habe euch selbstverständlich nicht darum hergebeten, damit ihr mir bloß persönlich eure Manuskripte aushändigt, oder damit Salgó rezitiert. Sondern. Hat einer von euch irgendeine Idee oder sonst was für das Blatt? Eine ständige Rubrik zum Beispiel oder so?"

"Glossen müßte man schreiben", rief Hans Erwin Haris lebhaft. "In jedem Blatt die Tagesereignisse kommentieren!"

"Wenn Sie das so schreiben, wie man darf", posaunte Béla, "dann kommt lauter nicht aktuelles Zeug dabei heraus, das kein Mensch lesen wird. Schreiben Sie es dagegen so, daß es interessant wäre, dann würde unsere zweite Nummer schon nicht mehr erscheinen. Einen anderen Vorschlag!"

"Gebäudekritiken!" meinte Alfred Gáspár. "Wer baut heutzutage? was wollen Sie kritisieren, Herr Gáspár?"

"Eine Zeitungsschau!" warf Olga Gaál lebhaft dazwischen, "die wahren Romane schreibt das Leben! Eine Zeitungsschau auf kritischer Grundlage,

das heißt, ich würde nur die Originaltexte abdrucken, aber in der Weise gruppiert ..."

"Nein, nein", wehrte Béla ab. "Herr Gáspár, schreiben Sie hundertfünfzig Zeilen über Picasso; Salgó, du wirst die Güte haben, die Schweizer Zeitungen durchzusehen, in der Schweiz agitiert ein Franzose oder Rumäne namens Tristan Tzara<sup>17</sup> mit irgendeiner neuen Richtung, mit hyperfuturistischen oder was für Geschichten, bitte, darüber etwa sechzig bis achtzig Zeilen; wenn einem von Ihnen inzwischen noch was Gescheites einfällt, soll er sich bei mir melden. Der Satz ist bis zum Fünfzehnten fertig, am Sechzehnten abends erwarte ich Sie alle wieder hier."

"Wäre es nicht doch gut, das Material vorzulesen?" wagte Herr Salgó die Frage. Vanák warf den Kopf hoch: "Salgó möchte gern seine eigene Stimme hören!" Wütend wandte er sich ihm zu: "Schlecht war das, was Sie da vorhin angefangen haben! Entweder Bauch oder Seele! Herr Salgó soll lieber die Seelen in Frieden lassen, vor allem seine eigene! Er bleibt besser bei seinem eigenen Bauch!" Salgó schluckte mit hüpfendem Adamsapfel: "Sei so gut, Szász ... ich hatte dich schon neulich gebeten, mich mit diesem Herrn — " Béla sah ihn mehr befehlend als besänftigend an. "Laß nur", sagte er, "sei nicht beleidigt, Salgó, du weißt sehr gut, daß wir ihn brauchen, und außerdem hat er bisher meist recht gehabt mit dem, was er sagte ..." Er erhob sich.

Auch die übrigen standen auf, gingen aber noch nicht fort. Sie fingen an zu rauchen; in wenigen Minuten war das Zimmer in dichten Rauch gehüllt. Was hat das Ganze nun eigentlich für einen Zweck gehabt? dachte Paul. Manuskripte bringen, Béla redet, wenn ein anderer was sagt, schnauzt er ihn an, nichts findet er gut, was soll das? Mitarbeiter sind die? Das sind diejenigen, die mal einen Namen haben werden? und ... was will er von mir? Nichts weiß ich, was hat er überhaupt mit der ganzen Sache vor ... Redakteur war er noch nicht, jetzt will er auch das ausprobieren, darum dreht sich vielleicht das Ganze ... Was die für wirres, unverständliches Zeug zusammenreden? Wer sind diese Leute überhaupt? die sollen auf mich einwirken?! Olga Gaál trat zu Paul hin. "Wie heißen Sie? ich habe mir Ihren Namen nicht gemerkt."

"Paul Hegedüs."

"Musiker? wie ich höre, wollen Sie über Verdi schreiben?"

---

<sup>17</sup> Mitbegründer des Dadaismus

"Monteverdi ..." korrigierte Paul in wachsender Verlegenheit. "Aha", sagte Olga ein wenig unsicher. "Was hatte ich noch gefragt? ach so, ob Sie Berufsmusiker sind."

"Nein."

"Was denn?" fragte sie weiter und streute die Asche von ihrer Zigarette auf den Fußboden. Paul errötete. "Ich bin Student", log er in seiner Qual. "Aha", machte Olga wieder, "und schreiben über Musik. Wohl Mathematiker oder Arzt, nicht?"

"Doch ja, Mediziner", antwortete er und schluckte. "Ihre Eltern sind reich, nicht wahr?" fragte das Mädchen weiter und wartete die Antwort nicht ab. "Ich wollte auch Medizin studieren. Aber ich hab' das Gymnasium nicht absolviert."

"Und womit beschäftigen Sie sich?" fragte Paul dumm. Sie maß ihn von oben bis unten. "Schriftstellerin bin ich", sagte sie hoheitsvoll und ließ ihn stehen.

Drei verabschiedeten sich dann; Paul wäre auch gern gegangen, aber da sah er, daß Herr Salgó auf ihn zukam. Der wollte sich jedoch nur von ihm verabschieden. "Alles Gute, Herr Hegedüs", sagte er viel freundlicher und unsicherer, als er anfangs gesprochen hatte. "Ich wollte Ihnen etwas sagen. Dieser Vanák hat nicht recht, der ist ein Halunke, dauernd fängt er Streit mit mir an, weil ich eine gesicherte Existenz habe, ich bin Beamter bei einer großen Export- und Importfirma, außerdem habe ich auch schon literarische Erfolge zu verzeichnen, es sind bereits mehrere Gedichte von mir erschienen. Deshalb hat er's immer auf mich abgesehen!" sagte er klagend und petzend, und als hätte er ihm ein Geheimnis mitzuteilen, beugte er sich ganz nahe zu Paul heran: "Und vor allem, weil ich begabter bin als er. Na, auf Wiedersehen, ich hoffe, Sie am Sechzehnten wieder hier zu treffen. Was Sie schreiben, wird gewiß gut sein. Die Musik ist eine plastische, beinahe ..." Er brach ab, weil auch Herr Gáspár zu Paul hinkam, um sich mit einer rundlichen Verbeugung zu verabschieden; auch Herr Haris ging. Béla, Olga, Paul und der hartnäckige, zänkische Vanák blieben noch. "Na", sagte Béla, "die Manuskripte haben bis morgen Zeit. Aber wenn du willst, kannst du jetzt dein Gedicht aufsagen." Vanák zog seine schmalen, blonden Augenbrauen zusammen, oder machte vielmehr eine Falte an der Stelle der Augenbrauen; er ließ sich nicht bitten. "Ein Zyklus ist das", sagte er, "sechs Gedichte.

Zusammenhängend. Ich trage das erste vor." Er nahm seine Papiere in die Hand:

"Schenkel bäuche fäuste gedärmeschlangen  
breigeronnenes hirn  
uui uii uiiii uuin  
hörst du mensch eiserne vögel sausen heran  
duck dich reiß den boden auf friß dich in den dreck  
dich zertreten heere von stiefeln  
trab trab  
wirf dich unter die hufe!

Wer hat die pflugschar umgeschmiedet?  
wer gab pulverfraß den eisernen vögeln?  
du mensch;  
fluch dem hirn und der hand!  
dich selbst zerfetzen granatgeier  
schrappellschnäbel hacken deine augen aus  
würgt dich dein aasgestank, so labe dich  
und trink dein blut aus der pfütze  
o bruder!

Blitze zerreißen die schwarze nacht  
Sturmwind rodet den menschenwald  
du bist der sturm und du bist der wald  
kein entrinnen!  
am hexensabbat verreckt das mordgeschlecht  
dideldumdei  
aufspielt zum leichenpolka!  
gemordete mörder wirbeln in der roten sintflut  
hopsassa!"

Eigenartig, mit slowakischem Akzent erklangen die ersten Worte, dann legte sich ein dunkler Schatten auf die Laute, auf die aus der Tiefe in formlosem Gestammel hervorbrechenden Wörter. Vanák tat keinen Blick in das Papier, seine Augen glotzten in die Luft, und auf seinen Lippen erschien Schleim; er schrie nicht, dennoch schien seine Stimme selbst die Mauern zu durchbrechen; und auf seinem ganzen Gesicht saß ein starrer, wilder Glanz. Paul beobachtete den jungen Mann ängstlich. Er verstand kaum, was er deklamierte: die Wörter hatten eher Farbe, Geschmack und Geruch als Sinn und Zusammenhang, und trotzdem ... Paul gaffte wie versteinert den Rezitator an. Beim letzten Wort riß Vanák mit einem jähen Ruck den Kopf

hoch und ließ ihn dann sinken. "Ausgezeichnet", sagte Béla, "selbstverständlich bring ich das und den ganzen Zyklus."

"Gut", antwortete Vanâk, "und wann bekomm ich Geld? ich hab nämlich keine Stellung mit festem Gehalt wie Herr Salgó, und mein Wanst ist nicht vollgepropft mit Beefsteaks und Schaumrollen, einen Bauch hab' ich zwar auch, höchstens keine Seele, wie Herr Salgó."

"Laß doch schon gut sein", sagte Béla milde. "Hör doeh auf mit diesen ewigen Sticheleien. Er ist ein ganz guter Junge. Da, nimm." Er gab ihm etwas Geld; Vanâk ging; Paul schritt mit Olga Gaál die Treppe hinunter. "Ich wohne hier in der Nähe", sagte sie, "gehen Sie jetzt nach Hause?"

"Ich ... noch nicht", antwortete Paul, "ich ... habe heute ... vielleicht mache ich noch einen kleinen Spaziergang oder ..."

"Ich würde Sie gern ein Stück begleiten", sagte Olga und sah ihn von der Seite an. "Aber leider kann ich jetzt nicht. Es ist zu kalt. Außerdem hab' ich vor drei Wochen einen Abortus gehabt und darf nicht viel gehen." Paul verstand das nicht. "Was haben Sie gehabt?" Olga sah ihn wieder an. "Einen Abortus." Abortus — ? Muß wohl eine Krankheit sein. Student der Medizin bin ich und weiß nicht, was Abortus ist ... Und dann sagte er: "Ach so, einen Abortus haben Sie gehabt."

"Na, wissen Sie", sagte das Mädchen, "warum schreien Sie nicht noch lauter? muß denn jeder hören, was wir sprechen? Na ja", fuhr sie dann fort, "ich hatte keine Lust, jetzt ein Kind auszutragen. Damit hab' ich noch Zeit. Und überhaupt, vor der ersten Geburt fürchte ich mich schrecklich, ich werde krank, wenn ich bloß daran denke. Sagen Sie mal, ist das wirklich so entsetzlich? Sie haben in der Klinik doch gewiß schon Geburten gesehen. Uuh. Mir war das schon gerade genug. Man ist ja zu dumm, daß man sich nicht besser vorsieht. Einen Haufen Geld hat mich die Sache gekostet, na und die Aufregung und das alles." Jetzt erst begriff Paul, wovon die Rede war, und der Atem blieb ihm aus. Also ... so ist das? Und das erzählt sie auch noch? gleich bei der ersten Begegnung?! "Wie alt sind Sie eigentlich?" fragte er sie plötzlich. "Zweiundzwanzig. Ich halte Sie auch nicht für viel älter. Dreiundzwanzig, denke ich, stimmt's?"

"Ganz genau", antwortete Paul und schämte sich schon gar nicht mehr ob dieser neuerlichen Lüge. Dann verabschiedeten sie sich; Olga Gaál verschwand in einem der Häuser; Paul blieb am Rande des Trottoirs stehen.

Die Straße war finster und unfreundlich; seit zwei Tagen regnete es unablässig, und wenn der Regen auch jetzt am Nachmittag aufgehört hatte, so war doch alles aufgeweicht und schmutzig, lang ausgedehnt lagen die Lichtflecke auf dem durchnäßten Pflaster. Nur eine Sekunde stand Paul da, und schon machte sich ein Frauenzimmer mit zerzaustem Federbusch am Hut an ihn heran und lachte ihm aus einer puppenhaft bemalten Fratze ins Gesicht. "Warum so traurig, junger Mann?" fragte sie, und eine Reihe goldener Zähne glänzten rechts in ihrem Munde. "Willst du nicht mitkommen, Kleiner?" Paul wandte heftig den Kopf weg und ging vorwärts. Was hat nun diese ganze Sache für einen Sinn gehabt? dachte er und blieb nach einigen Schritten wieder stehen. Das Gedicht versteh' ich nicht, gräßliche Kerle sind die alle, gehen mich überhaupt nichts an, und nichts weiter ist dabei herausgekommen, als daß ich erfahren habe, daß ein zweiundzwanzigjähriges Ding namens Olga Gaál vor drei Wochen eine Abtreibung an sich hat vornehmen lassen. Unverheiratet. *Schriftstellerin* — ? *Romanskizze* — ? *wilde Kiste* — ? Negerplastik und Monteverdi ... mein Gott, was für ein Blödsinn, das Ganze! wozu gründet er überhaupt diese Zeitschrift? Pazifismus? wenn er gegen den Krieg kämpfen will, soll er mutig Farbe bekennen — ... aber was soll das, Politik zwischen den Zeilen? schön, das Gedicht will, glaube ich, das Morden verurteilen ... aber wer wird es denn verstehen, wer wird es lesen, und wem kann ein solches Gedicht gefallen? und wenn die andern auch in dem Stil sind ... Herr Salgó mit seinem Bauch und seiner Seele ... und wenn ich nun von Monteverdi schreiben würde, schwarz trieft mein Gehirn von seiner Musik, werden das etwa die Soldaten an der Front lesen und dann die Waffen hinschmeißen?! ... Langsam schritt er auf die Ringstraße zu. An der Ecke standen ein - paar durchnäßte Straßenmädchen; eine kam auf ihn zu. "Kalt ist's, Kleiner", sagte sie einfach, "komm mit mir nach Haus." Paul sah sie sich an; sie war mager, und die Absätze ihrer hohen Stiefel waren schiefgetreten. Sie fing den prüfenden Blick auf. "Na, komm doch, du hübscher Jüngling. Erst trinken wir einen Schnaps in der Kneipe, es ist ja so erbärmlich kalt, daß mir die ganzen Eingeweide frieren." Ihre Eingeweide, dachte Paul und fühlte einen Druck im Magen. Großer Gott ... ihre Eingeweide! Wenn ich Medizin studierte, wäre es mir vielleicht gleichgültig, ob ihre Eingeweide oder ... ihr Herz friert ... "Nein", sagte er leise und unfreundlich. "Ja, was stehen Sie dann hier? was gaffen Sie einem ins Gefräß?" schimpfte die Frau und ging weg. Was ich hier



stehe? recht hat sie, was stehe ich hier herum, weshalb gehe ich nicht nach Hause oder irgendwohin, in ein Café, hier in Budapest war ich noch nie in einem Café, bloß in Ostende, im Café des Anglais, viele schöne Frauen gab's da, Engländerinnen, Französinen ... ich geh 'rauf zu dieser Olga Gaál, dann machen wir ein Kind, aber das soll sie sich nicht wegmachen lassen, soll's austragen, Paul Hegedüs junior oder Olga Gaál junior... Er erschauerte. Was rede ich hier für Quatsch zusammen. Los, nach Hause, — und langsam ging er weiter. An der nächsten dunklen Straßenecke näherten sich ihm wieder Frauenköpfe und lockten ihn mit geflüsterten oder lauten, schüchternen oder frechen Worten. Eigentlich ... wenn da Politik zwischen den Zeilen steht, dann verstehen das nachher in erster Reihe die, gegen die es gerichtet ist, und wenn sie gegen die Macht politisieren ... Es fiel ihm ein, was Julius Bocsor gesagt hatte, als er das zweite Mal bei Amme Eva war: wer die Macht innehat, der wird sie aus freien Stücken nie wieder hergeben, entreißen muß man sie ihm, ihm die Waffe aus der Hand winden, stark und grausam muß man sein, genau so, wie die heute sind, die die Macht in Händen haben... So ungefähr hatte Julius Bocsor gesprochen. Auch Amme Evas ärgerliche Stimme klang Paul nun wieder im Ohr, wie sie dazwischengefahren war: *Halten Sie doch den Mund, Julius! Schwatzen Sie einem so feinen jungen Herrn, wie mein Paulchen ist, nicht so wildes Zeug vor!* ... Ja, und was hat ein so feiner junger Herr, Amme Evas Paulchen, in dieser widerlichen Gasse am dunklen Abend zu suchen, was will er hier und warum guckt er jetzt jeder Dirne forschend ins Gesicht? Nicht ausgeschlossen, daß gerade hier das Mädchel vom vorigen Jahr wohnt, von hier aus ist der Rummelplatz im Stadtpark auch zu erreichen, das Karussell ... nichts war das Ganze wert, alles Schwindel und Dummheit, und wenn diese Olga vielleicht gesagt hätte, ich solle mit ihr nach Hause gehen, das wäre noch etwas wert gewesen ... aber sie hat ja auch jemanden, von dem sie ein Kind gekriegt hätte, wenn sie nicht ... oder wenn eine von denen, die mir hier entgegenkommen, der Olga oder dem Karussellmädchel ähnlich sähe, einen braunen Rock hat sie angehabt und einen weißen Sweater, vielmehr Dingsda, eine weiße Bluse, das war im Sommer oder Frühling, das im Stadtpark .. . Julie war im Sommer, aber jetzt ist Winter, jetzt hat sie Strümpfe an, auch wenn sie bloß saubermacht ... Er will nach links gehen, aber seine Beine führen ihn nach rechts in die nächste Nebengasse; an der Ecke bleibt er stehen, schließt einen Moment die Augen, aber auch durch die geschlossenen Lider sieht er

den wohlbekannten Namen der berüchtigten Straße vor sich; nein! sagt sein Mund entschlossen, eine lockende Stimme abweisend, und in seinem Innern, in Kopf, Brust und Lenden, lodert wild ein betäubtes, unbewußtes Ja auf — die Jungen ... alle haben sie das schon hinter sich, und Viktor Szabó und Vera haben auch nicht gewartet, und wenn ich Gewalt angewendet und ihr auch den zweiten Blusenärmel 'runtergerissen hätte und das ganze Kleid, und wenn ich Olga Gaál nach der Brust gegriffen hätte unter dem weißen Sweater, und Muttchen Klara ist die Geliebte von Vater und auch von dem jungen Arzt, und mit dem Baron hat sie auch was gehabt und ... Magda hat mich weggestoßen, gerade als ich sie beinahe schon ...

Nur einen Moment bleibt er vor dem Tor eines niedrigen Hauses stehen; zwei Frauen kommen auf ihn zu; er sieht gar nicht, wer und wie sie sind; die eine ist schon an seiner Seite, hängt sich bei ihm ein, und schon geht er mit ihr ins Haus; im Tor stehen zwei riesige, dicke deutsche Soldaten, Unteroffiziere, der eine lacht mit fetter Stimme, "na, die hat sich schon einen erwischt", brummt er, und an einem Draht hängt eine gelbe Glühbirne im Hausflur, und gleich rechts ist eine niedrige, braune Tür und dahinter eine schummrig gelb beleuchtete Stube, auf dem Bett eine dunkelrote Decke, ein runder Tisch, eine Waschkommode und noch ein Eisengestell mit Waschschüssel und Wasserkrug, wozu zwei Waschtische? und der Schrank, ein wackliges Ding, sicher quietscht seine Tür, im Fenster ein Käfig mit einem Kanarienvogel, wie schrecklich es hier riecht, und die Frau, dicker ist sie als Amme Eva, gräßlich, was sie für einen Busen hat, sie tritt aus dem braunen Rock, breitet ihn sorglich auf dem Bett aus und steht da, warum zieht sie sich nicht weiter aus, jetzt ist's doch schon egal, was steht sie da, was guckt sie so, was für dicke Beine sie hat und eine spitzenbesetzte Hose, Fräulein mit Spitzenhöschen ... "na, Kleiner, komm her, Liebling, brauchst dich nicht auszuziehen, bloß den Rock und die Weste leg ab, gib her, na, paß auf, es fällt ja alles aus der Tasche ..." Großer Gott, ist ja ganz einerlei, wie widerlich sie riecht, nach Veilchen, wie dick sie ist, das Sofa kracht, wenn sie sich draufsetzt ... "Na, komm doch, Kleiner ... du, paß ein bißchen auf! nanu, was ist denn, du, warst du noch nie bei einer Frau ... Jungchen?" ... "Doch, ich war schon!" ... "Du, schwindel nicht, brauchst dich nicht zu schämen, gesteh's ruhig, du warst noch nicht — " ... "Halt den Mund, ich war schon!" ... "Also dann ..."

— Mit zitternden Fingern sucht er in der Westentasche das Geld, ein Zweikronenstück legt er behutsam auf den Rand des Tisches; die Frau sagt verwundert: "Ei, ei, danke schön, mein Junge!" Kaum hörbar, heiser sagt er "gute Nacht", und geht hinaus, -- die Frau, ohne Rock, steht in der Türspalte und ruft ihm nach: "Komm bald wieder, Kleiner!" und lacht. Die beiden riesigen deutschen Unteroffiziere stehen noch rauchend im Hausflur, sie lachen. "Kurz und bündig", sagt der eine, und auch die beiden Weiber, die bei ihnen stehen, lachen. Mit unsicheren Schritten geht er über die Straße; Weste, Rock und Wintermantel sind noch offen. Großer Gott ... also so ist das?! also so war das?! also ein ekliges Zimmer und ein fürchterliches Sofa und ein Augenblick, etwas wie eine vibrierende laue Ohnmacht ... und im nächsten Moment sieht er schon einen großen braunen Kaffeefleck auf der um den massigen Busen gespannten weißen Bluse und fühlt wieder den unerträglichen Veilchenduft, — und im nächsten Augenblick durchzuckt ihn schon die alles hinwegwischende Angst: nun hab' ich mir vielleicht eine Krankheit geholt! *Kurz und bündig!* Also doch, mußte auch ich so anfangen?! Hätte ich keine Bessere finden können, auf eine Bessere warten und ihr nicht zwei Kronen geben, derjenigen, die die Meine wird, sondern mich, mein Leben! Hätte ich nicht jemanden finden können, eine zweite Magda, eine andere Olga, eine neue Julie, ein anderes Klärchen, irgend eine, die mich liebt ... meinetwegen sogar aus dieser scheußlichen Straße ... aber nicht für zwei Kronen ... nicht einmal ausgezogen hat sie sich, mich nicht einmal umarmt, nicht geküßt ...

Er stand vor dem Haus in der Andrásystraße; das Tor war noch offen. Er eilte die Treppen hinauf ; vorsichtig klingelte er kurz. Julie machte auf. "Die gnädige Frau hat Besuch", sagte sie gleich, "das Essen für Herrn Paul habe ich schon auf dem kleinen Tisch bereitgestellt, ich dachte, Herr Paul würde später nach Hause kommen."

"Danke", antwortet er, dreht sich um, geht über den Flur in sein Zimmer und riegelt die Tür nach dem kleinen Wartezimmer zu. Eine Sekunde darauf steht er schon im Badezimmer; seine Kleider wirft er hin und springt in die Wanne. Von Hänschens Abendbad ist bloß sehr wenig warmes Wasser übriggeblieben, schadet nichts, kaltes Wasser ist auch gut, bloß Wasser, Wasser! Er steht in der Wanne, reibt sich ab mit Seife, Bürste, Frottierlappen; brausend fließt das kalte Wasser in die Wanne; und er reibt

und scheuert seinen Körper, ganz rot ist er schon; bis ans Kinn taucht er ins kalte Wasser, und dann stellt er sich noch unter die Dusche und läßt sich minutenlang vom kalten Wasser peitschen; und wie er sich dann bibbernd abtrocknet und mit fast wundgeriebenem, kalt brennendem Körper wieder in seinem Zimmer steht, fühlt er sich klarer und ruhiger im Kopf. Was zetere ich da? denkt er kühl, sich selbst kritisierend, was jammere ich wie ein zartes Fräulein? Warum? Einen Anfang mußte ich machen, und ich habe ihn so gemacht, wie wir Jungen es fast alle tun. Jetzt hab' ich's hinter mir, so wie alle andern. Kein Weltwunder oder wer weiß was. Was habe ich denn verloren? Gestorben bin ich nicht davon. Erledigt. Jetzt kann was anderes kommen. Es kann mir noch viel Gutes begegnen im Leben ... Und während er sich schlafen legt, mit übertriebener Ruhe, überlegen, großjungenhaft und in zynischer Pose gleichsam dem ins Auge schauend, was ohnehin nicht von seinem eigenen Willen abhängt, denkt er noch, hoffentlich habe er sich keine eklige Krankheit geholt, obgleich letzten Endes auch dann die Welt nicht zusammenstürzen würde.

Der alte Kaiser und König ist gestorben, ein neuer Monarch hat den Thron bestiegen. Beunruhigende Gerüchte verbreiten sich im Land: von politischen Veränderungen wird gesprochen, von Systemwechsel, Friedensversuchen, geheimen Sonderfriedensangeboten gemunkelt. Der konservative politische Führer mit dem eisernen Schädel, und der eisernen Faust hat seinen Platz neuen Regierungsleuten übergeben. Die Menschen dehnen die Lungen zu einem mächtigen Hoch! — dann blicken sie um sich und blasen still die Luft aus ihrer Brust wieder aus. Hier sind wir vorgedrungen, dort zurückgewichen. Es ist Krieg, es muß wohl weiter Krieg sein, es hat ja schon einmal ein Krieg dreißig Jahre gedauert, und die Menschheit hat ihn überlebt, also werden wir diesen auch überleben. In der Schule kroch alles weiter vorwärts, jahrzehntealter Ordnung gemäß. Es war Winter, es schneite, wer Holz und Kohlen hatte, heizte; die Männer trugen stolz die Brusttasche an der rechten Seite ihres gewendeten, noch aus echt englischem Friedensstoff gemachten Anzuges; Leo Fóti kaufte sich auf einmal, gegen Barzahlung und nicht etwa antiquarisch die hundertbändige Jubiläums-Prachtausgabe von Jókais Werken und trug in seinem Schlips eine hübsche Brillantnadel. *Das lebende Wort* starb nach der ersten Nummer: wegen der sechs Gedichte von Vanák wurde das Blatt verboten, obgleich die

Verse gar nicht aufrührerisch wirkten, die wenigen Leser, die sich die Zeitschrift gekauft, und die zahlreicheren, die es gratis zugeschickt bekommen hatten, lachten über die Gedichte und hielten sie für hirnverbrannten Blödsinn; aber genau so machten sie sich lustig über Herrn Salgós Gedicht vom weiten Magen und der eingeengten Seele, über Alfred Gáspárs Artikel von der Negerplastik und über Olga Gaáls ziemlich zahmes erstes und offenbar letztes Kapitel ihres "wilden" Romans. Paul hatte seinen Artikel über Monteverdi nicht verfaßt, ebensowenig hatte er die Konzertbesprechungen geschrieben: er war Béla Szász nur noch ein einziges Mal begegnet, und zwar zufällig. Der verkrachte Redakteur kam, nachdem er es irgendwie durchgedrückt hatte, daß man ihn auf Grund der Vanákschen Gedichte nicht wegen aufrührerischen Vergehens gegen die Kriegsinteressen gerichtlich Belangte, eines Sonntagnachmittags zu Alex Szász, als Paul auch gerade dort war, und gab mit noch winzigerem Kopf, noch längerem Hals, noch buckligerem Rücken und noch geheimnisvollerem Getue den Jungen zu verstehen, daß er wieder in einer großen Arbeit stecke, bei der es sich jedoch diesmal nicht um so kindisch großmäulig unreifes Zeug handle, sondern um ernste Wissenschaft, und zwar beschäftigte er sich vornehmlich mit dem modernen Geschlechtsleben und der heutigen Sexualmoral.

Paul erkundigte sich nicht eingehender nach Bélas Arbeit, lud ihn auch nicht zu sich ein. Sooft er an ihn dachte, fühlte er, daß er diesen eigenartigen Menschen gut leiden mochte trotz all seines dumm oder verdächtig anmutenden Gehabens; und er wußte, er würde es ihm nie vergessen, daß er ihm für so manches wertvolle Buch die Augen geöffnet hatte; doch ebensowenig würde er die beiden großen Erlebnisse der letzten Zeit vergessen, die er auch ihm zu verdanken hatte: den Einblick in das Leben der Armen und den abendlichen Besuch bei jener Dirne, von dem Béla im übrigen nichts wußte. Bestimmt hatte Béla in seinem Leben etwas bedeutet, doch war es betrüblich, daß diese Bedeutung nur in Bélas seltsamem Äußeren, seinem merkwürdigen Gehirn und seinen undeutlichen Zielen lag: mit Béla, dem Menschen, mit diesem menschlichen Leben konnte er keinen Kontakt finden. Ja: Béla Szász war auch vorbei, und nicht einmal ein kleines Gefühl der Enttäuschung oder des Bedauerns blieb in Pauls Herzen zurück. Nur die Bücher waren von Bestand. Und es war gut, daß Paul die Bücher hatte, so blieb er wenigstens nicht allein in dieser Zeit, da ihn wieder ein seltsames Insichgekehrtsein von seiner Umgebung und von der

Welt entfernte. Eine Frau beehrte er seit jenem Abend nicht; mit Magda hatte er seit Herbstbeginn nicht einmal telephonisch gesprochen; Muttchen Klaras Angelegenheiten interessierten ihn nicht; Vater bekam er kaum zu sehen; von Georg traf keine Nachricht ein; die Schule war ihm langweilig, und die Jungen mochten ihn nicht; Julie hatte am ersten Januar das Haus verlassen, — am ersten Januar: an Pauls drittem Kriegsgeburtstag, an dem er siebzehn Jahre wurde.

Vater klagte nie über Müdigkeit, und wenn manchmal davon gesprochen wurde, daß die Arbeit, die er versah, ausreichend wäre für drei Menschen, für einen aber unbedingt zu viel, so hatte er sofort die Antwort bereit: dem Vaterland muß man dienen, die Tätigkeit in der Bank ist leicht und eigentlich nicht mehr als ein Werk der Menschenfreundlichkeit, also muß man wohl, solange der Krieg dauert, die Privatpraxis aufgeben. Bei solchen Gesprächen wies er dann auch darauf hin, daß man, wenn es wirklich dazu käme, an der Lebensweise ändern müsse, dem geringeren Einkommen entsprechend. Paul hielt dies für selbstverständlich und war darauf gefaßt, daß auch sie nun bald nicht bloß am Maisbrot und an freiwilligen fleischlosen Tagen den Krieg zu fühlen bekommen würden. Zu seinem Geburtstag hatte er von Vater Geld bekommen; aber er ging nicht zum Schneider, um sich einen neuen Anzug machen zu lassen: der blaue war noch gut genug, und den grauen Schulanzug ließ er wenden. Muttchen Klara ärgerte sich darüber, sagte aber nichts, sondern tat, als bemerkte sie es gar nicht. Paul indessen ging der Gedanke durch den Kopf, wie Muttchen Klara wohl die bevorstehenden Veränderungen aufnehmen würde, — und wenn er dann bedachte, daß das bisherige "erste" Stubenmädchen bereits Julies Posten versah und als Ersatz für die Degradierte ein "ganz perfektes" Hausmädchen eingestellt worden war, welches, von Muttchen Klara vor ihren Freundinnen Zofe genannt, seit dem ersten Januar auch am Familientisch in weißen Zwirnhandschuhen servierte, konnte er sich schwer vorstellen, daß Muttchen Klara ein Abwärts in der Kurve, die seit Baja ununterbrochen steil angestiegen war, überhaupt würde ertragen können. Denn Paul mußte unwillkürlich an Baja denken, wenn er beobachtete, mit welcher betonter Haltung der Großstädterin und der Grande dame Muttchen Klara das Leben der Frau Doktor Hegedüs lebte; der winzige Bäckerladen in der Kleinstadt fiel ihm ein, wenn er das üppige, glänzende Bewirten der Gäste sah; Großmama

Tóths komischer, über die Erde fegender schwarzer Rock fiel ihm ein, wenn Muttchen Klara von ihren Kleidern, vielmehr von ihren beständigen Kleidersorgen sprach; und wieder konnte er nicht umhin, an Großmama Tóth zu denken, die damals vor langer Zeit am Bahnhof in Baja Vater fast die Hand geküßt hätte, als Muttchen Klara eines Tages anführte, daß sie, Hegedüs', doch wesentlich höher ständen als jene Gesellschaftsschicht, zu denen man die Besten der bürgerlichen Mittelklasse zählte, und daß sie, Hegedüs', doch nur eines Haares Breite trenne von den Allerobersten des Vermögens, der Abstammung und der Kultur! "Nana, Gräfin Hegedüs", lachte Vater wohlwollend, warf aber einen etwas verschämten Blick auf Paul. Paul wandte den Kopf ab und schwieg. Jawohl, die obersten Zehntausend, dachte er, zu denen auch Baron Härtlein gehört ... Und wenn er Muttchen Klara betrachtete, wenn er sich ihr von gesellschaftlichen Verpflichtungen und Vergnügungen überbürdetes Leben ansah an der Seite des in Arbeit überanstrengten, schon etwas müden, alternden Mannes, dieses durch fortwährende Gefühlsaufwallungen beunruhigende und beunruhigte, durch Immer-höher-und-höher-Hinaufwollen in harter Rücksichtslosigkeit gehetzte Leben: dann sah er manchmal Klara Tóth vor sich, Klärchen, an jenem ersten Tage, in dem rosa Waschkleid, und in jenen ersten Jahren, mit der reizend lieben Stimme, der Sanftmut und Geduld, der Gutherzigkeit und dem ganzen bescheidenen erzieherisch-kameradschaftlichen Benehmen ... Kein Wunder, daß wir Klärchen lieb hatten, dachte Paul, und kein Wunder, daß Georg Muttchen Klara haßt! ... vielleicht hätten wir uns doch damals den armen deutschen Erzieherinnen gegenüber anständiger benehmen sollen; dann wäre vielleicht manches anders gekommen.

Die Änderung der Lebensweise, die durchzuführen man vor einigen Monaten im Begriff gewesen war, trat indessen nicht so ein, wie Vater und die übrigen es sich vorgestellt hatten: Vater erkrankte im Januar, glücklicherweise nicht schwer und nur für kurze Zeit, aber das Übel war dennoch bedeutend genug, um an der Dinge Lauf zu ändern. Es begann damit, daß Vater eines Abends über Schwindelanfälle und Übelkeit klagte; es gehörte keine große Wissenschaft dazu, eine akute Nikotinvergiftung festzustellen, rauchte er doch zurzeit täglich an die achtzig oder hundert Zigaretten und nach jeder Mahlzeit noch je eine schwere Zigarre. Er, der gute Arzt, behandelte niemals sich selbst oder seine Familie; und als braver Patient ließ er sofort einen Arzt rufen. Auch der Kollege konstatierte

Nikotinvergiftung; Vater blieb einige Tage im Bett und rauchte nicht, hatte auch gar kein Verlangen danach. Als er wiederhergestellt war, brannte schon morgens vor dem Frühstück die Zigarette in seinem Munde; abends sagte er, er fühle einen leichten Schmerz im linken Oberarm, er müsse sich irgendwo angeschlagen haben, entsinnen könne er sich dessen zwar nicht, und an seiner recht empfindlichen Haut sei auch keine Spur zu sehen. Am folgenden Tag tat ihm der Arm noch stärker weh, und am dritten Tag ergab die Untersuchung eine zwar nicht vorgeschrittene, aber immerhin zu beachtende Arterienverkalkung. "Das hat nichts weiter auf sich", meinte Vater, "in meinem Alter leiden die meisten Menschen daran. Tja, wenn man die Fünfzig einmal überschritten hat ..." Auf alle Fälle ließ er sich vierzehn Tage Urlaub geben und verbrachte diese zwei Wochen zu Hause, sich gewissenhaft an die Behandlungs- und Diätvorschriften seines Arztes haltend. Die Ruhe tat ihm gut: die Schmerzen im Arm, die Schwindelanfälle und die Magenindispositionen hörten auf, und — auf wessen Initiative, Rat, Drängen und Vermittlung, das verriet Vater nicht — Mitte Februar wurde er des Lazarettendienstes enthoben. "Ein Invalide bin ich!" sagte er halb scherzhaft, als er den Dispensbescheid bekam, brach aber sofort ab und preßte die Lippen aufeinander. Paul sah zu Boden. Auch er dachte in diesem Augenblick an jene Kriegsinvaliden mit einem Bein oder mit einem Arm oder mit Zuckungen am ganzen Körper, die in immer größerer Zahl auf den Straßen der Stadt zu sehen waren.

Durch Vaters Enthebung war der Zustand von vor zwei Jahren wiederhergestellt. Vater widmete der Tätigkeit in der Bank und der Privatpraxis mehr Zeit und hatte vor allem ein wenig Muße, um sich um seine Genesung zu kümmern. Und als er dann — aus Dankbarkeit oder Schuldbewußtsein oder einfach nur, um seine patriotische Bürgerpflicht zu erfüllen — für eine sehr beträchtliche Summe, eine Summe, die ein ganzes Vermögen ausmachte, Kriegsanleihe zeichnete, fühlte er sich irgendwie befreit und genoß seine freien Stunden in vollkommener Ruhe.

Die ungewohnte Stille des Vorfrühlings wurde durch die unerwartete Ankunft eines Besuchers unterbrochen: an einem Märzsonntag gegen Mittag brachte das Mädchen eine Visitenkarte in den Salon; auf der Karte stand: *S. Cocus*. "Großartig!" sagte Vater, sprang auf und eilte in die Diele; Muttmchen Klara wurde bleich, und die Aufregung benahm ihr den Atem,



einen Augenblick zitterte ihre Hand, in der sie die Visitenkarte hielt, dermaßen, daß sie am liebsten aus dem Salon gelaufen, vielmehr gewankt wäre, weil sie sich nicht imstande fühlte, in dieser Verfassung einen Besucher zu begrüßen.

Herr Cocus hatte sich seit Ostende nicht um die geringste Spur verändert. "Ich bin gekommen", sagte er, sich verbeugend, "um die schöne Budapesterin und meinen jungen Freund mit dem finstern Blick zu besuchen ... von dem alten Feldscher rede ich erst gar nicht!" Muttchen Klara nahm ihm die unwahrscheinlich schönen, taufrischen, gelben Rosen ab. "So eine Überraschung!" rief sie in ihrer Verwirrung mehrmals hintereinander aus, "daran hätte ich aber wirklich nicht gedacht!" Herr Cocus half ihr mit einigen lebenswürdigen und klugen Allgemeinheiten über die offensichtlich von ihm wohlverstandene Verlegenheit hinweg, in die sein Erscheinen sie versetzt hatte, und als Muttchen Klara, nachdem sie die Blumen geordnet und sich einige Komplimente über ihre jugendliche Schönheit und die Eleganz der Wohnung angehört hatte, sich endlich zu den Herren setzte, sprach Herr Cocus bereits mit Vater; zunächst entschuldigte er sich: "Ich bin nicht zum erstenmal in Budapest seit dem Kriege, doch habe ich mich bisher immer nur ein paar Stunden hier aufgehalten, selbstverständlich in geschäftlichen Angelegenheiten. Diesmal aber bleibe ich mehrere Tage und habe wieder mit Ihrer Bank zu tun ... aber nicht das allein ist es, ich hatte vor allen Dingen Verlangen, Ihre schöne Frau wiederzusehen!" Und dann erzählte er, daß er seit neunzehnhundertvierzehn ein noch abgehetzteres Leben führe, noch mehr schufte als vorher; ja, der Krieg, der erklärte natürlich alles. In der Zwischenzeit war er mehrmals in der Schweiz und in Holland gewesen, auch in den nördlichen Staaten und in Spanien. "Geschäft", sagte er mit verächtlicher Handbewegung; er könne zwar nicht behaupten, daß es schlechte Geschäfte seien, seine Unternehmungen seien so geartet, daß sie gerade zu solchen Zeiten blühten; mein Gott, aber wenn er es sich leisten könnte, *procul negotiis* sich irgendwo zur Ruhe zu setzen und, sagen wir, Goethe zu lesen oder sein Leben einer Schmetterlingssammlung zu weihen ... Paul hört sich diese Reden an und hat das Gefühl, jedes Wort, das Herr Cocus spricht, sei Lüge, jede Bewegung Pose: warum liest er denn nicht Goethe oder warum sammelt er keine Schmetterlinge? er ist doch offenbar ein sehr reicher Mann und könnte es sich leisten, sich zur Ruhe zu setzen, und ein dazu geeignetes stilles Fleckchen würde es schon auf der Erde

geben. Besonders, wenn ihm seine Geschäfte keine Freude machen, wenn er so geringschätzend von seiner Tätigkeit spricht. Da scheint irgend etwas an der Sache nicht zu stimmen, etwas ist da, das eine klar definierte Meinung unmöglich macht. Wenn er sich äußerlich nicht verändert hat, warum sollte er innerlich so anders geworden sein? — und Herr Cocus, daran erinnert Paul sich genau, war kein Poseur gewesen, alle seine Worte hatten stets auf kürzestem Wege und mit schärfstem Licht überlegene Aufrichtigkeit ausgestrahlt: wenn Herr Cocus also seine Geschäfte macht, dann muß er sie machen oder hat wenigstens Grund, sie zu machen; wenn er sie aber verabscheut, dann ist gewiß Verabscheuenswertes daran. Und während sie da sitzen im Gespräch, hat Paul wiederum das Gefühl wie schon damals am Nordseestrand: dieser Mensch ist eine Persönlichkeit, von der er nichts anderes weiß, nichts anderes ahnt oder glaubt, als eben, daß sie eine Persönlichkeit ist. Was alles mag hinter der ruhigen Redeweise, dem häßlichen Äußeren, hinter dieser ganzen geheimnisvollen Erscheinung verborgen sein, das zu wissen höchst interessant wäre, das man aber wahrscheinlich nie erfahren wird.

Das nicht zu verbergende rasche Wechseln von Muttchen Klaras Gesichtsfarbe verrät, daß auf dem Grunde der konventionellen Worte, des neutralen Gesprächs etwas da ist, das in diesen Minuten wichtiger ist als alles andere und dessen hervorbrechende Kraft keine Gewalt in kluges Schweigen oder ins Unterbewußtsein zurückdrängen wird. Und selbst wenn Muttchen Klara stark wäre, das Gespräch saust dennoch auf der steilen Rutschbahn der Erinnerung mit immer rascherer Geschwindigkeit gen neunzehnhundertvierzehn, gen Ostende und natürlich nach Baron Härtlein hin. Herr Cocus weiß selbstverständlich Bescheid über den Baron, wie sollte er nichts von ihm wissen! Härtlein war es damals leider nicht mehr gelungen, aus Ostende abzureisen. Paul klingt plötzlich leise die alte bekannte Stimme in den Ohren: " ... Sie bleiben hier stehen, bis ich Sie holen komme ... wir warten nicht weiter, ich will sehen, einen Wagen zu kriegen ..." Genau ließ sich natürlich nicht erfahren, wie sich das alles abgespielt hat, doch steht fest, und wenn man an jene Tage zurückdenkt, kann man sich das auch leicht vorstellen, daß man in den letzten Zug, der von Ostende nach der deutschen Grenze abgelassen wurde, nur Frauen und Knaben unter sechzehn Jahren einsteigen ließ, für die Männer war entweder kein Platz mehr, oder — was wahrscheinlicher ist — man hielt sie zurück; und alle, die

dort geblieben waren, wurden noch am selben Tage verhaftet, beziehungsweise als Zivilgefangene erklärt. In Pauls Innerem schreit nun eine Stimme auf: "Ruhe! alle kommen an die Reihe! Ruhe!" Härtlein blieb — Herr Cocus wußte dies alles von des Barons alter Mutter, die in Wien lebte und bisher insgesamt sechs Briefe von ihrem Sohn bekommen hatte —, also Härtlein blieb mit noch zwanzig anderen einige Tage in Ostende unter Militärbewachung; aber Ende September schrieb er schon aus Frankreich, irgendwo aus der Nähe der spanischen Grenze, wo er interniert war. Seines Wissens war er auch jetzt noch dort, aha, soeben fiel Cocus der Name der Ortschaft ein: Tarbes. Ein hartes Los, so viel war sicher. Die alte Baronin hatte gesagt, ihr Sohn klage zwar nie, doch spüre sie an jedem Wort, daß er ganz anders schreiben würde, wenn die Zensur es durchließe und er die alte Mutter nicht schonen wollte. Um gestrickte warme Wintersachen hatte der Baron gebeten, wie die alte Dame erzählte. Und um ein paar Pantoffeln mit Filzsohle ... der Baron von Härtlein! "Tja", meinte Herr Cocus schließlich, "man weiß nicht, soll man nun hierzu banal sagen: c'est la guerre ... oder lieber: c'est la vie?"

Herr Cocus erzählt auch noch von sich selbst; dann überläßt er Vater das Wort, der allerdings ziemlich wenig zu sagen hat. Wir leben recht still, so wie man eben im Kriege, im Hinterland, leben kann. Es wäre sündhaft, zu klagen, aber trotzdem, ein Leben ist das nicht zu nennen. Die Welt ist einfach wahnsinnig, daß sie diesem vergeblichen Massenmorden nicht endlich ein Ende macht; dieser Krieg wird alles und alle zugrunde richten, auch diejenigen, die der Gewehrkegel und dem Flammenwerfer nicht unmittelbar ausgesetzt sind, so zum Beispiel ihn, Vater, selbst, der einst an eine bessere Zukunft der Menschheit, an die Kultur, an den menschlichen Geist geglaubt hat und der einst davon überzeugt war, daß diese Generation doch endlich dem nahe kommen wird, was man menschliches Glück nennen könnte. Vor allem aber wird der Krieg natürlich diejenigen zugrunde richten, die draußen sind, zum Beispiel seinen älteren Sohn, der ein gottbegnadeter Künstler ist und nun im Gefangenenlager in Chabarowsk, beziehungsweise Krasnaja-Retschka sitzt. "Und er wird zugrunde richten ... alles und alle!" sagt Vater finster, "sehen Sie her: ich habe noch zwei Söhne! ..." Dann mischt sich Muttchen Klara schnell ablenkend in das Gespräch ein; erzählt von ihrer großen und vielseitigen Inanspruchnahme, von ihren reichlichen Sorgen in den immer schwerer werdenden Zeiten, — zwischendurch schiebt

das Hausmädchen, in weißen Handschuhen, den gläsernen Rolltisch herein, Beladen mit vielerlei Getränken und Gebäck. Vater macht eine Kiste "Friedens"-Havannazigarren auf. Paul spricht kaum ein Wort, ihm geht es ununterbrochen durch den Kopf, daß Herr Cocus in der Schweiz war, in Holland, in Spanien und in Skandinavien ... in jenen Gegenden sind in den Drahtverhauen Tore, aber diese Tore tun sich nicht vor jedem auf: ein Cocus muß man sein, um sich eine Fahrkarte nach Zürich oder nach Stockholm lösen zu können, — aber, wenn man auch tausendmal ein Cocus ist, nach Paris und London und Rom, nach der ganzen Welt, nach dem ganzen freien Leben, nach freiem Atem gibt es keinen Weg! Mein Gott, wenn ich auch tausendmal oder zehntausendmal mehr freie Schritte tun kann von Grenze zu Grenze: was bin ich denn besser, mehr, freier, glücklicher als Georg und die anderen, die in Chabarowsk gefangen sitzen?! Vielleicht ... vielleicht bin ich nur um so viel unglücklicher, als dieses Gefangenenlager hier größer ist denn jenes.

Livia Bertalan rief unvermutet Paul eines Abends telephonisch an. Ob er nicht Lust hätte, nächsten Sonntagvormittag mit ihnen zusammen einen Spaziergang zu machen. Paul lachte, und ein wenig ärgerte er sich auch. Dieses Kind. Was fällt der ein, mir immer wieder zu telephonieren? Eigentlich eine Gemeinheit von Magda, daß sie sie mit der peinlichen Vermittlerrolle beauftragt. Warum ruft sie nicht selbst an, wenn ihr daran liegt, daß ich mitkomme, und überhaupt, wozu soll ich denn mit ihnen gehen? Er hat Magda seit Monaten nicht gesehen, auch nicht mit ihr gesprochen; die ganze häßlich-schöne kleine Liebe war samt jeglicher Erinnerung an sie längst verglimmt unter der Asche der Tage, Menschen und Geschehnisse. Aber was sollen die Anrufe des kleinen Mädels, warum will sie, wie sie sagt, bloß ein bißchen mit mir plaudern, was geht sie mich an, wozu ärgert sie mich mit ihrer dünnen lieb-untertänigen Kinderstimme? Natürlich ist es Magda, die ihr befiehlt, mich anzurufen und immer wieder aufzustöbern. Aber ich laß mich nicht mehr belästigen. "Nein, ich geh nicht mit spazieren, hab' keine Lust", sagte er geradeheraus zu Livia.

"Oh .. das ist aber wirklich schade", antwortete sie mit Nachdruck. Paul wurde verlegen. Was benehme ich mich da so grob, zu der Kleinen brauche ich doch nicht unfreundlich zu sein?! "Ich kann auch leider nicht, Livia", fuhr er in sanfterem Ton fort, "ich hab' zu tun."

"Was hast du denn zu tun?"

"Ich muß lernen!"

"Lernen, am Sonntagvormittag? Ich habe auch viel zu lernen, aber Sonntags lerne ich nie; ich mach meine Schularbeiten für Montag immer schon Samstags fertig." Paul lachte in sich hinein. Jetzt werde ich mit ihr philosophieren, wann man lernen soll... "Ich habe aber die Angewohnheit, Sonntagvormittags zu lernen", rief er in die Muschel. "Schade", erwiderte die Kleine. "Ich dachte, du mußt nicht unbedingt am Sonntag lernen. Na dann adieu, Paul."

"Adieu", sagte auch er und fügte dann plötzlich hinzu: "Warte mal. Wohin geht ihr denn spazieren?" Livias Stimme klang mit einemmal lebhafter: "Oh, mal hierhin, mal dorthin, das ist nie bestimmt. Aber ich glaube, jetzt Sonntag werden wir auf die Stefanienallee gehen, in die Gegend von der Gewerbehalle ... kommst du vielleicht doch mit?"

"Nein", sagte Paul und lachte neben die Muschel, "ich hab' bloß gefragt." Und dann plötzlich: "Sag mal, Livia, hat Magda dir gesagt, du sollst mich anrufen?" Einen Augenblick blieb es still. "Nein, nicht Magda. Bloß, du rufst uns nie an. Und darum hab' ich gedacht, ich werde dich mal anrufen. Na, adieu." Und sie hängt ab.

Sonntag früh fiel Paul ein, daß er doch für heute vormittag etwas vorgehabt hatte, aber er konnte sich nicht entsinnen, was es war. Szász ... nein, nicht Béla Szász. Mit Iwan Risztics auf die Insel, zum Athletik-Training? nein, das war es auch nicht. Mit Andreas Szilvási ins Museum? ach, davon war doch gar nicht die Rede, aber ein schlechter Gedanke ist das nicht. Und er beschloß, ins Museum zu gehen, allein. Nach elf Uhr brach er auf, langsam spazierte er die Andrassystraße hinauf; die Sonne schien, es war ein süß-bitterlicher Frühlingsgeruch in der Luft; als er am Ende der Straße angekommen war, verspürte er nicht die geringste Lust, jetzt in die kühlen Museumssäle zu gehen, zu den Bildern, aus denen er sich im allgemeinen nie sehr viel gemacht hatte — seine seltenen Besuche von Ausstellungen hatten stets eine unerklärliche, dumpfe Unruhe für ein paar Tage in ihm zurückgelassen, die Farben verwirrten ihn, das Flächenhafte, die eine Dimension, befriedigte ihn nicht, und die Perspektive empfand er als Lüge, als Blendwerk — , und so grübelte er auch nicht weiter nach, sondern wandte sich nach rechts, auf die Stefanienallee zu. Da, gleich am Anfang der Allee, fiel ihm sofort ein, daß er sich vergebens in der Frühe den Kopf

zerbrochen hatte: er hatte nichts geplant für diesen Vormittag, bloß darauf konnte er nicht kommen, daß er eben im Gegenteil Livia gesagt hatte, er würde nicht mit ihnen spazierengehen auf die Stefanienallee. Er blieb stehen. So eine Eselei! dachte er, jetzt werde ich ihnen gerade in die Arme laufen. Wie zerstreut ich bin. Schön kann das werden, wenn ich nachher beim Abitur meine Gedanken nicht besser zusammennehme! Aber jetzt machte er doch nicht wieder kehrt. Wenn sie ihm begegnen sollten, na schön, dann würde er eben grüßen und weitergehen, ohne sich darum zu kümmern, daß Magda nachher denken würde, er sei ihretwegen gekommen, entweder um sich ihnen anzuschließen, oder gerade, um bloß zu grüßen und demonstrativ weiterzugehen. Zufall, dachte er, reiner blöder Zufall, und wenn Magda es nicht glauben sollte ... na, dann eben nicht ...

Er ging langsam, mit breiten, lässig hingeworfenen Schritten; tief atmend sog er die Frühlingsluft ein. Wie die Menschen gleich herauskriechen, sobald die Sonne scheint, gehen sie spazieren oder sitzen den ganzen Vormittag auf einer Bank herum. Sie tun ja recht daran. Was sollten sie sonst machen? So schnappen sie wenigstens frische Luft. Er betrachtete die Spaziergänger und die Leute auf den Bänken. Keine vornehmen Korsolustwandler sitzen hier. Die haben drüben auf der andern Seite ihre Lehnstühle für zehn Heller. Der Fahrdamm und der Reitweg, die gehören den Vornehmen mit Kutschen und Pferden, aber die Bänke am Wegrand sind der Platz der Armen. Ein pfeiferauchender alter Mann, seinen Hund hat er mit der Leine an die Lehne gebunden; das zottige Tier wühlt unter der Bank mit den Hinterfüßen die Erde auf. Eine dicke Frau und ein elend aussehender kleiner Junge, aus einem Papier essen sie irgendeine Art Gebäck; ein paar Spatzen schleichen vorsichtig-frech um die Krümel herum. Zwei kleine Mädchen spielen neben der Bank, auf der ein Kindermädchen mit Bändern im Zopf sitzt und leise mit dünner Stimme singt. Zwei kleine Handwerksburschen auf der folgenden Bank, rittlings, mit Kieselsteinen spielen sie Mühle auf dem mit Kreide hingezeichneten Spielfeld; ein dritter sieht ihnen zu. Ein Mann in steifem Hut und abgetragenen Cutaway streckt seine langen Beine aus, fast liegend dehnt er sich in der Sonne. Ein Junge mit einer Mundharmonika, zerlumpt, ein ebenso zerlumptes kleines Mädchen hätschelt neben ihm eine alte Stoffpuppe. Eine Gouvernante, die wohl noch nicht lange in Budapest ist, sie weiß noch nicht Bescheid mit den Banverhältnissen auf der Stefanienallee, steif, mit gerecktem Hals sitzt sie

da; zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken je ein reinliches, blondes Mädelchen, sie lesen, ja, die gehören auf die andere Seite. Fünf Jungen, kleine Gymnasiasten in guten Anzügen, laut sprechen sie, lachen, stoßen und drängen sich im lebenslustigen Frühling, spielen "von der Bank runterschubsen". Reiter kommen angetrabt, zwei Damen in Reitdreß und zwei Offiziere in Paradeuniform, hinter ihnen der Pferdeburche; die schwarze weiche Erde spritzt im Bogen hoch unter den Hufen; Paul stellt sich an den Wegrand. Die nächste Bank: ein Mädel und ein Jüngling, in spitzem Winkel sitzen sie da, verliebt die Schultern aneinander gelehnt. Die nächste Bank: ein Soldat ... Paul bleibt stehen; starr, regungslos steht er. Der Mann ... der Soldat .. . sein Kopf ist unbedeckt, sein Kragen offen, er lehnt sich hinten an, das Gesicht der Sonne zugewendet, wie kann er das aushalten? seine Augen blinzeln nicht, wie sie so weit geöffnet, seltsam braun in das gleißende Licht starren. Herr Lehrer Tolnay aus der Elementarschule. Wie Jahrhunderte kriechen Paul die Sekunden dahin. Herr Lehrer Tolnay!! Paul schlottern die Knie, als er weitergeht. Einen Schritt, fünf Schritte, zehn Schritte vor der Bank vorbei. Der Soldat rührt sich nicht. Ein dünn flennender Ton steigt stöhnend in Paul auf, wird stärker und voller und brüllt dann, als müsse er ihm das Trommelfell zerreißen. Paul bleibt stehen, wie taub von dem inneren Lärm dreht er sich um. Einen Schritt, fünf Schritte, zehn Schritte vor der Bank vorbei, ganz nahe. Der Soldat rührt sich nicht. Paul zittert der Magen. Er dreht sich um. Einen Schritt, fünf Schritte — sein ganzer Körper bebt, als er sich auf die Bank setzt. Der blinde Soldat fühlt sofort die Nähe eines Menschen: sein Kopf zuckt, er wendet ihn ein wenig nach links, sieht mit leerem Blick, mit starrem Gesicht über Pauls Kopf hinweg. Das ist ... das ist doch... Pauls Stimme ist ganz tief und heiser, als er spricht: "Herr Lehrer ...". Wie elektrisiert zuckt des blinden Soldaten Gesicht, jäh wendet sich sein Kopf nach dem Ton hin: "Bitte ... ja ..." sagt er abgehackt und farblos. Paul schweigt, seine Lippen bewegen sich leer, seine Stimme findet schwer in den Mund zurück. "Sind Sie nicht .. . Herr Lehrer Tolnay ...?"

"Tolnay, doch, ja. Der bin ich", sagt die fahle Stimme. "Adam Tolnay. Kriegsinvalide. Kopfverwundung, Störungen in den Ner ... Nervenzen ... Nervenzentren, Atrophie der Sehnerven auf beiden Seiten. An der italienischen Front. Woher kennen Sie mich. Wer sind Sie, mein Herr. Soldat oder Zivilist." Mechanisch die Stimme, keine Betonung, die Worte zerstückelt.

Bitterer Schleim sammelt sich in Pauls Mund, seine Kehle zittert. *Mein Herr —?! "Ich ... ich war Ihr Schüler, Herr Lehrer ..."* Wieder zuckt der blinde Kopf, die Stimme spricht wieder starr, tonlos. "Mein Schüler. Darf ich um den werten Namen bitten." Paul Hegedüs."

"Hegedüs. Paul Hegedüs." Stille. "Paul Hegedüs. Ich erinnere mich nicht. Mein Schüler waren Sie. Bedaure. Am besten erinnere ich mich noch an den Jahrgang, den ich zuerst unterrichtet habe. Sie müssen wohl aus einem späteren Jahrgang stammen, mein Herr. Sind neunzehnhundert noch nicht in die Schule gegangen. Das war mein erster Jahrgang, die vierundneunzig Geborenen. Hegedüs. Bedaure sehr." Paul fühlt alles um sich versinken angesichts des teilnahmslosen Glanzes in den blinden Augen. Na, Hegedüs, du neunzehnhundert Geborener! Was nun?! Was sollen wir jetzt Herrn Lehrer Tolnay fragen?! Oder werden wir vielleicht antworten können, wenn er etwas fragt?! Sollen wir sagen, zweimal zwei ist vier, oder sollen wir deklamieren: Klaus ist in den Wald gegangen —?! "Herr Lehrer ..." stottert, stöhnt beklommen, mühsam die fremde Stimme aus Pauls Mund, bricht ab und schweigt und kann nicht weiter. Still ist es. Dann trampeln die vier Reiter an der Bank vorüber, nach dem Wasserturm hin. "Reiter", sagt der Blinde, "Soldaten." Und wieder ist es still. Nach langen Minuten spricht wieder die farblose Stimme: "Könnten Sie mir sagen, mein Herr, wie spät es ist. Um ein Uhr kommt meine Frau mich abholen. Sie verträgt die Sonne nicht. Ihre Haut ist sehr empfindlich. Außerdem hat sie zu tun. Dreitausend Adressen. Für den Vertrieb des Kriegserinnerungsblattes *Das ungarische Kriegs-Vaterunser*. Ein ungarischer Husar zu Pferde. Er betet. Ein Kriegsgedicht. Sehr schönes Gedicht. Meine Frau hat es mir vorgelesen. Dreitausend Adressen. Wird gut bezahlt. Zehn Kronen für das Tausend. Weil ich nämlich nicht arbeiten kann." Und hier, als hätte die Stimme sich überschlagen, als wäre sie hinuntergefallen in schauerlich sausendem Bogen in eine bodenlose Tiefe; und von dort unten, aus der unendlichen Ferne, arbeitete sie sich wieder hinauf, mühsam, in Pauls Ohr: "Was hatten Sie gesagt, wieviel Uhr ist es."

"Viertel eins", antwortete Paul versteinert, "Viertel eins. Danke. Dann hab' ich noch Zeit. In der Sonne. Ich will Sie nicht aufhalten, mein Herr. Paul Kerekes."

"Hegedüs", sagte Paul leise. "Ja. Paul Hegedüs. Ich erinnere mich nicht. Bedaure. Vielleicht wenn ich Sie sehen könnte. Aber ich kann Sie nicht



sehen. Bedauere. Wünsche angenehmen Spaziergang." Paul stand auf. "Guten Tag ... Herr Lehrer", sagte er tonlos. Die Knöchel des Blinden bewegen sich ruckhaft, und im Sitzen, hinter dem zwischen den Knien liegenden Stock, schlagen sie militärisch zusammen. "Guten Tag, Herr Hegedüs." Paul geht weiter. Unter seinen Füßen bebt und wogt die von den Pferdehufen aufgewühlte, fette schwarze Erde. Die nächste Bank: eine dicke Amme in Bauertracht, vor der Bank ein dunkelblauer Kinderwagen mit niedrigem Rädergestell, darin schläft ein rosiger, pausbackiger Säugling mit schmollendem Mund. Hübsche saubere Amme, hübsches sauberes Wickelkind, schade, daß Paul sie nicht sieht. Die Sonne schüttet in goldiger Heiterkeit die frische Wärme auf die Allee, schade, daß Paul sie nicht fühlt. Richtiger Frühling ist heute in der Stadt, schade, daß Paul ihn nicht mitlebt.

Eines Tages dann hieß es wieder Abschied nehmen: die Jungen sehen einander mit sonderbaren Blicken an. Vielleicht sind sie zum letztenmal zusammen, so im großen und ganzen in der vollzähligen Gruppe, wie sie seit sieben Jahren eine Gymnasialklasse nach der andern absolviert haben. Wohl hatte sie im Laufe der Zeit der eine und andere verlassen, war in eine andere Schule gekommen oder aus der Stadt verzogen; einer war gestorben, ein anderer aus dem Gymnasium gejagt worden, weil er während der Turnstunde aus den Mänteln seiner Mitschüler allerhand gestohlen hatte; Viktor Szabó war im Feld: aber von den fünfundsechzig waren sie noch immer an die fünfzig, und als sie jetzt, das Schlußzeugnis der siebenten Klasse in der Tasche, voneinander Abschied nahmen, wußten sie, daß sie nächstes Jahr um diese Zeit nicht mehr alle versammelt sein würden. Im Januar stand die Musterung des Jahrgangs neunzehnhundert bevor, nun, und sie waren sich klar darüber, was sie dem Vaterlande schuldeten. Möglich, daß zu der üblichen Abiturientenfeier Anfang Juni nur noch wenige von ihnen da sein würden. Möglich, sogar wahrscheinlich. Denn wenn der Krieg bis jetzt gedauert hatte, warum sollte er nicht noch weiter dauern; wir haben gesiegt, und wir siegen weiter, aber der Feind hält das anscheinend verdammt widerstandsfähig aus. Das Leben hat sich schon längst dem Kriege angepaßt; man hat sich an ihn gewöhnt und ist abgehärtet, man hat seine Lebensbedingungen umgestaltet, seinen Ansprüchen und Möglichkeiten dem Krieg entsprechende Grenzen gesetzt, hat sich in alles gefunden und hält alles für selbstverständlich, so wie dem Eskimo die Kälte oder dem Neger die

Hitze selbstverständlich ist. Der Krieg ist ein notwendiges Übel, das wissen wir, und nach und nach scheinen wir dahinter zu kommen, daß das menschliche Leben manchmal ein überflüssiges Übel ist. Also trotz nicht und sei nicht widerspenstig: halte dir nur jene höheren Ziele vor Augen, die von den Gipfeln der Politik und des Geldes so klar zu übersehen sind, und wenn du hier unten auf den durch menschliches Blut entheiligten Äckern oder in dem dumpfigen Tal der Brotsorgen und Todesfurcht, des abgehärmten Körpers und verwaisten Geistes diese Ziele nicht siehst und darum nicht an sie glaubst: dann bist du nicht würdig, ein lebender oder vielleicht den Heldentod sterbender Zeuge der ruhmvollen Zeiten zu sein, deren jeder einzelne Tag Weltgeschichte nur so in Strömen ausgießt.

Es folgte ein feenhaft schöner Sommer.

Nach langem Hin- und Herberaten fuhr Muttschen Klara nach einem tschechischen Badeort, angeblich, um ihre. Gesundheit in Ordnung zu bringen; doch als Paul sich davon überzeugt hatte, daß sie von den erreichbaren Orten, an "mitteleuropäischem" Maßstab gemessen, den elegantesten und mondänsten zum Schauplatz ihrer Kur ausersehen hatte, nahm er ohne größere Besorgnis Abschied von ihr. Und später, Mitte Juli, reiste er mit Vater in die Hohe Tatra.

Dies war die erste Sommerreise, die er mit Vater allein machte. Doch war es vielleicht gut, daß er auf dieses Geschenk bis jetzt hatte warten müssen; denn jetzt fuhren sie los wie zwei Gleichgestellte, zwei erwachsene Gefährten, die nur dann zusammen sein würden, wenn es beiden paßte, in nichts, weder in ihrer Bequemlichkeit noch in ihren Vergnügungen, einander stören würden: und dann waren sie vom ersten bis zum letzten Tage ununterbrochen zusammen.

Nur so kann man einen Menschen recht kennenlernen. So erfährt man allerlei, das zu erzählen an den Alltagen die Zeit nicht erlaubt. Die Grenzen weiten sich, der bekannte Raum bindet nicht und hindert nicht. Ängste, Vorurteile, Hemmungen zerfallen unter dem großen freien Himmel. So löst sich die Seele, die an der Schwelle eines sich gen Herbst neigenden Lebens die Bestätigung ihres Seins in der Vergangenheit sucht, und auch die andere Seele, die spähend nach dem Sinn ihrer Zukunft tastet. Unumwunden und frei beschwor Vater vor Paul seine Erinnerungen herauf, die Erinnerung an seine Eltern und an seine Kindheit und an all das, was er von noch früheren

Zeiten einst gehört hatte, — aber dies waren nun keine bloßen Erzählungen mehr, alte Anekdoten oder Gleichnisse, sondern Betrachtungen über das Leben. Vater sprach von so manchen Entbehrungen seiner Kinderjahre und von seiner Jugend, die von tausend Hoffnungen des dem Ende zustrebenden Jahrhunderts erhellt und von frühen Erfüllungen bereichert war. Von seiner Liebe zu Mutter sprach er und von der ersten Ehe, die nach manchen Schwierigkeiten zustande kam und dann das Glück und die Harmonie brachte, die des Lebens wahrer Sinn sind. Er sprach von der zweiten großen Liebe seines Lebens, der Liebe zu Muttchen Klara, und von allen jenen Freuden und Leiden, Ruhepunkten und Ängsten, die seine zweite Ehe betroffen hatten. Und er sprach von den Menschen, von Freunden und Feinden, vom Krieg und von der Welt, von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, von seinen eigenen Fehlern und Tugenden, von seinen Erfolgen und von dem, was das Leben noch für ihn bereit haben mochte.

Auch Paul fand Worte für vieles. Ungeordnet, rhapsodisch und sich langsam lösend bis zur letzten Aufrichtigkeit erzählte er Vater alles, angefangen damit, welche bange Ängste ihn als kleines Kind gepeinigt, welche Spiele ihn erfreut und welche Sehnsüchte ihn erfüllt hatten; vom Erwachen seines Bewußtseins, von der Schule, von den Jungen, von Andreas und Béla berichtete er und legte schließlich Bekenntnis ab über Magda und Julie und über das häßliche Abenteuer im Bordell. Alles erzählte er, was den Weg zu Worten fand in beglückender Selbstoffenbarung und manchmal auch bitterer Pein, — und nur eines gab es, wovon weder er noch Vater richtig sprachen, einen Menschen, im Zusammenhang mit dem weder er noch Vater den Dingen auf den Grund gingen, weil sie es nicht konnten, nicht wollten oder nicht wagten: Georg. Georg, auf die Entfernung von vielen tausend Kilometern, war ein verschlosseneres, unantastbareres Geheimnis denn je. Da sie offenbar vor einander nicht mehr von ihm wissen wollten, sagten sie beide bloß, daß sie ihn liebten, sich um ihn ängstigten und seine Rückkehr ersehnten.

Als sie gegen Ende August alle wieder in Budapest waren, umarmte Muttchen Klara Vater glückstrahlend: "Wie du dich verjüngt hast, Lutz!" Dann sah sie Paul an und meinte: "Und aus dem Kind hier ist ja ein Mann geworden! ein ganz erwachsener junger Mann!"

Paul beteuerte sich selbstverständlich oft genug, daß es ihn überhaupt nicht interessiere und daß es schade sei, mit solch blöden gesellschaftlichen Formalitäten seine Zeit zu vergeuden: nichtsdestoweniger aber zitterte sein Finger ein bißchen auf dem Klingelknopf, als er an einem Frühherbstsonntagvormittag zu Bertalans ging, um zu Magdas Verlobung zu gratulieren.

Es hatte sich im Sommer ereignet, wie Frau Bertalan erzählte. Im geheimen und in überraschend kurzer Zeit hatten die Kinder einander verstanden und waren dann plötzlich damit herausgerückt, daß sie sich liebten, sich verlobt hätten und möglichst noch in diesem Jahr die Hochzeit halten wollten. Dem stand auch nichts im Wege, denn was die Familie des Bräutigams betraf, lag kein Bedenken vor, und Magdas Wäscheaussteuer war schon seit einem Jahr fertig.

Ein wenig verlegen stand Paul in der Menge der Gratulanten und suchte nach dem Brautpaar; dann erblickte er die beiden im runden Erker des Salons. Er ging auf sie zu. Magda sah ihn an und fing an zu lachen. "O, du bist's", sagte sie lieb und ergriff die Hand ihres Verlobten, "sieh mal, Theo, das ist der Paul Hegedüs, von dem ich dir so viel erzählt habe." Sie gab Paul die Hand; er drückte sie und fühlte, daß Magda ihre Hand leicht in die Höhe hob; da verneigte er sich nochmals ein wenig und küßte ihr die Hand. Dies langsame, gleichsam unwillkürliche Handheben kam ihm ganz großmädchenhaft, ganz brautmäßig vor, und seinen Handkuß empfand er als echt männliche Höflichkeit. Mit einemmal erschien er sich in seltsamer Weise wichtig. Was mag sie denn ihrem Verlobten von mir erzählt haben? dachte er ein wenig verwundert. Aber da streckte ihm auch schon der Bräutigam die Hand hin. "Tólaky, servus, freut mich sehr!" sagte er mit freundlicher, moletter Stimme, die vollkommen zu ihm paßte, denn er war ein recht dicklicher junger Mann mit fast komischer runder Kopfform und ziemlich gelichtetem Haar. Theodor v. Tólaky war, wie Frau Bertalan, als der größte Teil der Gratulanten bereits fort war, Vater und Paul erzählte, der Sohn des Spiritusfabrikanten, des vielfachen Millionärs, war dreißig Jahre alt, am Geschäft seines Vaters beteiligt und selbstverständlich als unentbehrlich reklamiert, Gott sei Dank. "Unglaublich verliebt ist er in Magda", sagte Frau Bertalan, "so eine richtige Liebe auf den ersten Blick .. . ich kann wirklich sagen, eine Mutter kann sich nichts Besseres für ihre Tochter wünschen; wenn eine Mutter auf der Welt sich glücklich schätzen kann, dann bin ich's."

Nun gebe Gott nur noch, daß auch meine kleine Livia einst ..." und Tränen traten ihr in die Augen. Vater und Paul beglückwünschten sie noch einmal und gingen dann Muttmchen Klara suchen, die, als gute Freundin, aufopferungsvoll den großen Empfang abwickeln half und noch immer, es war bereits halb zwei, am Buffet stand und die schon lichter gewordene Gästeschar versorgte. "Wir warten", sagte sie zu Vater, "bis alle weg sind. Das ist schließlich unsere Freundschaftspflicht."

Livia, weiß gekleidet, war den ganzen Vormittag mit unter den Besuchern, und nun, als die Verlobten sich in Magdas Zimmer zurückgezogen hatten und die Eltern, ein wenig ungeduldig schon, mit einigen Nachzüglern im kleinen Salon saßen, ging sie zu Paul hin, der unbeschäftigt und unschlüssig von einem Zimmer ins andere spazierte. "Wie geht's dir, Paulchen, ich hab' heute noch gar nicht mit dir gesprochen", sagte sie in ernstem Ton, der Paul wieder ein Lächeln aufzwang. "Was lachst du denn?" fragte Livia. "Gefällt dir mein Kleid? ich kann's nicht ausstehen, und ich wollte auch gar kein weißes haben, denn ich bin doch nicht die Braut, und Magda wieder wollte direkt kein weißes. Willst du noch ein Stück Gerbeaud?"

"Nein danke", sagte Paul und lachte nun erst recht, "ich will kein Gerbeaud mehr, woher weißt du denn, daß ich schon eins gegessen habe? Dein Kleid ist übrigens hübsch."

"Ach, das sagst du bloß so, was interessiert dich denn mein Kleid. Und überhaupt, was lachst du in einem fort. Ich dachte, du würdest heute nicht lachen." Paul schnitt ein erstauntes Gesicht. "Heute? was ist denn heute? warum sollte ich ausgerechnet heute nicht lachen? es ist doch nicht Freitag, und außerdem bin ich nicht abergläubisch." Livias Gesicht blieb ernst. "Ich dachte, gerade heute würdest du traurig sein." Paul musterte sie von oben bis unten. Vierzehn Jahre war sie alt, ein Kind mit magerem Gesicht und magerer Figur, und gerade jetzt um diese Zeit fing sie an, sich befangen und ungeschickt zu bewegen, nicht zu wissen, wo sie ihre Hände und Füße lassen sollte. Paul betrachtete sie und dachte bei sich, daß ja auch Magda nicht eben eine besondere Schönheit sei, Livia aber wahrscheinlich nicht einmal so hübsch werden würde wie sie, merkwürdig sei nur, wie sehr ihre Stimme schon jetzt Magdas Stimme glich; sonderbar, dachte er, daß mir das bisher nie aufgefallen ist, oder ist das so plötzlich gekommen? "Gerade heute?" fragte er. "Das versteh ich nicht, Livia. Ist wohl so ein Geheimnis für die höhere Töchterschule, nein?"

"Sei doch nicht so eklig", antwortete sie, "brauchst wirklich nicht mit mir zu reden wie mit einem kleinen Gör. Du scheinst ganz zu vergessen, daß nicht bloß du größer geworden bist." Kleine Pause. Dann plötzlich: "Also bist du denn nicht mehr verliebt in Magda?" Paul zog die Stirn kraus, schnitt eine gewaltsame Grimasse. "Ich? in Magda verliebt? war ich nie im Leben."

"Gut", sagte Livia, "du willst also mit mir nicht davon sprechen, gut, dann reden wir eben von was anderem, sei so gut, unterhalte mich." Paul wollte wieder lachen über Livias Ton und die Bewegung, mit der sie sich eckig auf einen Stuhl setzte, sich großmädchenhaft nach hinten lehnte und die ungeformten dünnen Beine übereinanderschlug. Aber das Lachen blieb ihm irgendwie in der Kehle stecken. "Nein wirklich, Scherz beiseite", sagte er ernst und wunderte sich selbst darüber, daß seine Stimme plötzlich so ernst klang. "Ich hatte Magda sehr gern und habe sie auch heute noch gern, aber verliebt war ich nie in sie!" Als wäre Livias Blick und auch ihr Gesicht mit einemmal grauer geworden: "Nein", sagte sie langsam, "verliebt warst du nicht in sie. Bist wohl meinetwegen immer zu uns gekommen. Warst wohl in mich verliebt, deshalb habt ihr beiden euch wie die Wilden geküßt. Erzähl mir doch keine Märchen. Ganz vernarrt warst du in sie, vielleicht bist du's sogar heute noch, wenn du auch noch so gleichgültige Fratzen schneidest. Na, hat sich gelohnt, das kann ich dir sagen. Denn Magda, die war nun wirklich niemals in dich verliebt, die hat sich bloß mit dir 'rumgeküßt komische" — knappe, anklagende Handbewegung: "ich kenne sie." Paul war einen Moment ernstlich böse. "Sieh mal, Livia", sagte er verdrießlich, "darauf bin ich gar nicht neugierig. Und außerdem ist es sehr wenig schön von dir, daß du deine eigene Schwester ..."

"Meine Schwester", sagte Livia in ganz seltsamem, düsterem Ton, "gut, meine Schwester. Und ich? ... Ich hätte auf dich gewartet ..." Paul war verduzt. Nanu? dachte er, nanu? Er blickte sie leer an. Und da ihm nichts anderes einfiel, sagte er dumm und taktlos, das Gesicht wieder zu einer spöttischen Grimasse verzogen: "Großartig. Fühle mich geehrt. Du hättest auf mich gewartet ... wenn du in mich verliebt gewesen wärest?" Livia hob ihr mageres Köpfchen; ihren graublauen Blick versenkte sie langsam, mit großer Ruhe in Pauls Augen und sagte ganz leise und bestimmt: "Was ist daran zu verhöhnen? Wieso: *wenn ich gewesen wäre?* Ich bin in dich verliebt." Und mit schöner, ruhiger, gar nicht backfischhafter Bewegung stand sie vom Stuhl auf, drehte sich um und ließ Paul stehen.

Tagelang quälte und beunruhigte ihn dieses Geständnis. Dies sonderbare, unerwartete und ein wenig verblüffende Aufblühen. Der Ton und die Haltung, hinter denen plötzlich und spurlos das Kind verschwunden und aus denen mit frappierender Schlichtheit auf einmal die Frau sich entfaltete. Ja, eine unangenehme und peinliche Sache war das. Er fühlte sich mit Verantwortung belastet, denn dies kleine Mädel, dies Kind, hatte sich in ihn verliebt, und zwar ohne Zweifel nicht jetzt erst, sondern schon lange; und diese geheimgehaltene, kindisch hartnäckige, schon unheimlich lange Zeit dauernde Kleinmädchenliebe war die Ursache der eigentümlichen wiederholten Telephonanrufe, des eigentümlichen Tons und der unerklärlichen oder gerade falsch gedeuteten kleinen Erscheinungen in ihrem Benehmen gewesen, an die er sich jetzt nachträglich ganz deutlich erinnerte. Und er steigerte sein Verantwortungsgefühl noch, hetzte sich noch mehr hinein dadurch, daß er sich sagte: Na also, nun sitze ich drin in der Patsche, fein hab' ich das gemacht, zum Kuckuck, schöne Geschichte, hat mir gerade noch gefehlt. Und er kam sich wichtig vor, ganz erwachsen und ein wenig auch wie ein Don Juan, in den ein Mädel unglücklich und hoffnungslos verliebt ist. Voller Skrupel grübelte er in ernsthaftem Bemühen darüber nach, wie er Livia den Kopf wieder zurechtsetzen, sie von diesem "leeren Wahn" heilen könnte; leeren Wahn und sinnlose Sache nannte er, halb ausweichend, halb auch beschämt, das Gefühl der Kleinen; aber er wurde nicht gewahr, wie sich in seinem Innern diese abwehrende falsche Scham langsam mit befriedigtem Selbstgefühl mischte, und er merkte auch nicht, daß, sooft er an Livia dachte, eine seltsame Verwirrung in ihm entstand: denn neuerdings sah er niemals das kleine Mädel von damals auf dem Schwabenberg, mit der Kinderstimme, dem kurzen Kleidchen und den schmierigen Händen vor sich, auch nicht den Backfisch von neulich, der ihm mit überraschend frauenhafter Stimme ein Geständnis abgelegt hatte; nein: bei dein Namen Livia tauchte vor seinen Augen eine sonderbar unbestimmte, übernatürliche Gestalt auf, aus deren Verschwommenheit verblüffend scharf bekannte und doch nicht deutlich zu erkennende Farben, Gesichtszüge, Körperformen, Laute und Düfte hervorleuchteten. Tagelang fühlte er sich gelähmt und behindert; wütend schimpfte er auf jenen Sommer auf dem Schwabenberg und machte sich selbst grobe Vorwürfe: habe ich nicht an einer Bertalan genug gehabt? muß ich immerfort Bertalan-Geschichten

haben? nur ich selbst trage die Schuld! ich hätte die ganze Sache nicht anfangen sollen... Und dann hatte er einmal den Gedanken, daß diese "Angelegenheit" eigentlich nur auf eine Weise in Ordnung zu bringen sei, nämlich dadurch, daß er sich in Livia verliebte. Als ihm dies zum erstenmal durch den Kopf ging, sah er klar und deutlich Livias Gestalt vor sich, im weißen Kleidchen, mit der formlosen Magerkeit, mit den eckigen Bewegungen, dem knochigen, häßlichen Gesichtchen, — und er fühlte, daß ihm dieses Mädchen niemals gefallen hatte und ihm wohl auch nie würde gefallen können und daß die anständigste, vielmehr die einzige anständige Erledigung der "Angelegenheit" sei, sie einfach nicht zur Kenntnis zu nehmen, ihr keine Wichtigkeit beizumessen, nicht an sie zu denken und still zu warten, bis sie früher oder später dem üblichen Lauf der Dinge gemäß sich von selbst regelte. Das Ganze wird im Sande verlaufen, sagte er sich, und ich werde jedenfalls keinen Grund dazu geben, daß dies nicht geschehe oder sich auch nur verzögere. Die Sache fängt damit an und hört damit auf, daß die Angelegenheit Magda, beziehungsweise die Angelegenheit Livia, für mich endgültig erledigt ist; ich werde sie nicht anrufen, und wenn sie hertelephonieren sollte, gehe ich nicht an den Apparat, und wenn ich sie auf der Straße sehe, weiche ich ihr aus. Und damit beruhigte er sich denn auch schließlich.

Jetzt, in seinem letzten Jahr auf dem Gymnasium, dachte Paul manchmal darüber nach, was er denn nun eigentlich wisse, im Alter von achtzehn Jahren. Ob sich in ihm eine ausgesprochene Neigung oder Abneigung herausgebildet habe, darüber hinausgehend, daß er von dem Augenblick an, als er mit kindlicher Visualität sich eine Vorstellung von der höheren Macht formte, an Gott glaubte als an den unumschränkten Herrn über Gut und Böse, als an das höchste Wesen, dem man weder entgehen noch nahekommen kann; das mit dem Verstand nicht zu erfassen, und, da es demzufolge keine Gegenbeweise gibt, auch nicht zu leugnen ist; das manchmal als die einzige Hoffnung und manchmal als die Befreiung von aller Verantwortung fühlbar ist; das die Quelle jeglichen Heils ist und die Oase, zu der man aus jeder Bedrängnis flüchten kann; und für das es schließlich nicht ausschlaggebend ist, ob es in seiner substantiellen undefinierbarkeit über den Dingen stehend oder in ihnen enthalten seiend die Ordnung und der Sinn ist. Gott also, als Anfang und Ende alles Denkens und Fühlens, ist das



einziges und ewiges Prinzip, aus dem man die Natur, das Leben und auch das eigene Ich verstehen kann; das Licht, das den Schatten nicht kennt, die Wahrheit, die keinen Vorbehalt duldet, — doch auch die Versuchung, die den Menschen auf Erden oft auf falschen Wegen umherirren läßt. Was war es, das ihn, Paul, sich mit dem kindlichen ersten und unerschütterlichen Glauben nicht begnügen, sondern auch nach vielen anderen, offenbar unvermeidlichen oder ergänzenden Erscheinungen greifen ließ: Woher kam es, daß er von frühester Kindheit an im Banne der Musik stand, daß in der vierten Vorschulklasse König Matthias der Gerechte sein Ideal war, daß ihn, zwölfjährig, die Heldengeschichte des Freiheitskampfes von 1848 ganz erfüllte, daß er mit sechzehn Jahren kaum zu ertragender Abscheu, Furcht und beinahe physischen Schmerzen empfand, wenn er an die tagtäglichen Menschenopfer und die Ausrottung des Geistes dachte, die der Krieg heraufbeschwor. Und nun, nun wurde er bald achtzehn Jahre; nichts wußte er gründlicher als die übrigen, aber sehr vieles interessierte ihn weniger als die übrigen. Alex Szász konnte ex abrupto Tacitus übersetzen und las zu seinem eigenen Vergnügen zu Hause die Episteln des Horaz; Imre Peter unterhielt sich ganze Nachmittage lang mit Professor Ross über mathematische Fragen; Iwan Risztics' Hauptlektüre war die Statistik der landwirtschaftlichen Produktion in Ungarn, und ernstlich befaßte er sich mit dem Problem der Saatveredlung; Ernst Lengyel hatte schon seine erste Erfindung, *Elektrischer Niederspannungs-Signalapparat* betitelt, beim Patentamt eingereicht; Kornel Paulik verschlang aus bloßem Vergnügen seines Vaters anatomische Bücher; Otto Bencze war der findigste Kopf und gewandteste Redner bei Diskussionen und arbeitete schon seit einem Jahr im Rechtsanwaltsbüro seines Vaters; Andreas Szilvási konnte ganze Seiten aus Marx' *Kapital* zitieren; und Leo Fóti hielt sich im geheimen eine Absteigewohnung und hatte eine richtige Freundin, eine angehende Schauspielerin. Aber wo gab es in ihm, Paul, ein so bestimmtes, nicht zu mißdeutendes Etwas, aus dem die gutbürgerliche Erziehung oder das viele, viele Nachdenken über Gott oder die Romantik der Freiheitskämpfe oder der Sozialismus Julius Bocsors klar hervorträte ... Es war ja schön, daß er ein "heller Kopf" war, daß er "mit offenen Augen durch die Welt ging", daß er bestrebt war, "die Dinge von allen Seiten zu prüfen", daß er manchmal so etwas wie "Kraft, Mut und Begabung zum Leben" spürte, — doch im Alter von achtzehn Jahren stand er nun da unter den übrigen, und nicht einmal

das war sicher, ob er in seiner kühlen Unentschlossenheit die goldene Mittelstraße, das Muster eines Durchschnittsmenschen verkörperte; da stand er, im Kopf die zahlreichen Bücher, die er gelesen, die vielen Menschen, die über die dämmerige Bühne seines Lebens geschritten waren, die vielen Erinnerungen, die vielen unklaren Gedanken über Menschen und Welt und vor allem über Frauen, in bezug auf die Körperlichkeit, die vielen verwischten Sehnsüchte nach irgend etwas, das klar zu sehen und zu formulieren ihm bisher noch niemals gelungen war, und so manche gestaltlosen Ängste vor unbekanntem Dingen: da stand er an der Grenze der Mannesreife; er wußte nicht, was morgen sein sollte und sein würde; und unbestimmt fühlte er nur, daß er vielleicht zu allem geeignet, zu nichts aber besonders geeignet sein würde.

All dies lag freilich tief in seinem Innern; die Zweifel und Bedenken wurden nur in seltenen und sehr aufrichtigen Minuten des Selbstbekenntnisses bewußt. Die Tage gingen weiter nach dem unfaßlichen Gesetz der Zeit und trugen das heranreifende Leben vorwärts. Alles verlor irgendwie an Schärfe, die Probleme schienen nicht unlösbar, besonders wenn man nicht so viel Gewicht auf sie legte wie früher, sich nicht so viel mit ihnen befaßte und ihnen im Notfall sogar auswich: ja, eigentlich war alles gar nicht so schwer und so schlimm, man mußte nur etwas leichten Sinn und möglichst viel Überlegenheit haben. Aber würde man sich diese aneignen können?

Von Georg ist seit nahezu einem Jahr wieder kein Lebenszeichen gekommen: doch um so wildere Gerüchte über Rußland sind im Umlauf. Die Menschen lernen ein neues Wort: *Bolschewismus*; aber der Kommunismus in Rußland bedeutet in Wahrheit nicht den Sonderfrieden im Osten: sondern die Weltrevolution, die Unruhe, die Angst, den beständigen Brandherd und die zähneknirschende Abwehr für den Westen. Dort im Osten hatten sie den Zaren und seine Familie ermordet, die Aristokratie und einen Teil des Bürgertums ausgerottet oder vertrieben, dort im Osten nahmen sie den Besitzern die Landgüter, Fabriken, Gruben und das Geld weg; der Arbeiter war der Herr geworden und übte jetzt Rache für seine jahrhundertelange Unterdrückung. Nun, nun ... ganz so leicht wird das vielleicht doch nicht gehen. Denn schon hört man von gegenrevolutionären Organisationen in Kaukasien, Georgien und der Uralgegend. Neben den Namen Trotzki, Lenin,

Bucharin, Lunatscharski trägt der Weltruf auch die Namen Denikin, Koltschak, Judenitsch über die Lande dahin.<sup>18</sup> Eine neue sonderbare, blutig-gärende Welt ist das dort im Osten ... bedeutet sie die Erlösung oder den Untergang?

Und nach dem Frieden von Brest-Litowsk kommen truppweise die Kriegsgefangenen aus Rußland. Geflüchtet, zerlumpt, ausgehungert, zu Tode gepeinigt. Was man von denen zu hören bekommt, du großer Gott! Wie sie geflohen, wie sie durchgekommen sind, auf welch phantastischen Wegen bis zur Grenze! Wie sie an Eisenbahnzügen mit unbestimmtem Ziel gehangen, wie sie unmenschliche Entfernungen zu Fuß zurückgelegt haben, um in die Heimat zu gelangen. Mit welcher erlöster, seliger Geduld sie die hygienische Quarantäne in den Lagern längs der Grenze haben über sich ergehen lassen... dann bekamen sie zwei Monate Urlaub, und nachher wurden sie dem Etappendienst oder der italienischen Front zugeteilt. Was alles könnten diese Männer erzählen ...

Vater leugnet es gar nicht, daß er Georg von einem Tag zum andern erwartet. Eines Tages würde er, wie er das zu tun pflegte, unvermutet erscheinen. Und bis dahin ist Vater beständig wachsam, immer auf der Lauer, wo er wohl die Spur eines Offiziers aus dem Krasnaja-Retschkaer Gefangenenlager entdecken könnte, der vielleicht schon etwas Näheres wüßte ... Und eines Tages trifft er wirklich jemanden, einen Buchhaltungsbeamten in der Bank, der von Georg erzählt. Er hatte ihn im Gefangenenlager kennengelernt; solange er dort war, war Georg Gott sei Dank gesund gewesen. Aber was für ein sonderbarer, verschlossener Mensch. An dem geselligen Leben im Gefangenenlager hat er kaum teilgenommen. Nie hat er eine Ehrenaffäre gehabt. Allerdings auch keinen Freund. Ganze Tage saß er in der Baracke und spielte taub, vielmehr stumm auf der Tischplatte Klavier. Man hielt ihn anfangs für nicht ganz richtig im Kopf. Neunzehnhundertsiebzehn, zu Beginn des Jahres, verschafften sie sich dann ein altes Klavier, und da stellte sich heraus, daß er wirklich spielen konnte, und wie! So hatte er wenigstens eine Beschäftigung. Und wenn er nicht immer die langweiligen Klassiker gespielt hätte, Bach und dergleichen, weswegen der Lagerkommandant ihm übrigens ernstlich zürnte, dann hätte er sogar im Lager noch Karriere machen und auch Geld verdienen können, aber das hatte er ja nicht nötig, er bekam ja von zu Hause Geld geschickt;

---

<sup>18</sup> Drei Kommandeure der Weißen Armee

die Sendungen waren auch tatsächlich immer angekommen, ein recht braver anständiger Schwede erledigte diese Sachen. Nun, und dann begannen allmählich die gefangenen Offiziere zu flüchten, besonders als der große Umsturz in Rußland losging. Schlimmer war das als einst im Schützengraben in Galizien, zumindest unsicherer, erzählte der Buchhalter *Die Roten kommen! die Weißen kommen! die Japaner kommen! weiß der Teufel, was sonst noch kommt!* Der Kopf wackelte einem geradezu auf dem Nacken. Ja, also sie begannen zu flüchten. Ein Trupp nach Westen, ein anderer nach China, nach Südamerika, je nachdem, auf welchem Wege die einzelnen rascher der Hölle zu entkommen hofften, und dann auch, wo sie eine geeignete Möglichkeit zur Flucht sahen ... "Nun ja", sagte Vater mit nervös zitternder Stimme, "und mein Sohn, wissen Sie nichts Positives von meinem Sohn?"

"Leider nicht", antwortete der andere. "Aber seien Sie beruhigt, Herr Doktor, es wird ihm schon gelungen sein, mit heiler Haut davonzukommen ..."

Hierüber jedoch kam auch weiterhin keine Nachricht.

Die Luft verdichtet sich, und geheime Spannungen ziehen sich durch sie hin ins Unendliche.

Angefangen hatte es so, daß man der Prophezeiung Glauben schenkte, wenn die welken Blätter fielen, würde es zu Ende sein. Das erste Fallen der Blätter, das erste Neujahr, der erste Jahrestag des Kriegsausbruchs hatte die Menschen in diesem Glauben erschüttert. Die folgenden welken Blätter, Neujahrs- und Jahrestage hatten die erbitterte Entschlossenheit und die müde Resignation mit sich gebracht. Und jetzt, um die Zeit des vierten Neujahrstages, hielt eine seltsame Unruhe, ein düsteres Insichgehen, ein unerträgliches Gefühlsgemisch von atemlosem Gehetztsein und würgendem Hinsiechen die Menschen im Joch. Zwei Schritte darfst du gehen, drei aber bereits nicht mehr, dann stößt du an den Drahtverhau, morgen darfst du vielleicht nicht einmal mehr einen Schritt wagen: dies fühlen die Menschen. Heute hast du noch ein Stück Brot und einen Schluck Wasser, heute hast du noch ein Eckchen elendes Leben, heute hast du noch einen Gedanken verblichene Vergangenheit, heute hast du noch einen Hauch jämmerliche Hoffnung: aber morgen — ?! dies fühlen die Menschen. Noch greift meine Hand für die Millionen abgerissener Hände, noch schreitet mein Fuß für die

Millionen zerschossener Füße, noch sieht mein Auge für die Millionen ausgelaufener Augen ... Aber nicht um dies erbärmliche Ich und Mein geht es hier, das der nächste Augenblick schon hinschleudern kann neben die Millionen: um sie geht es, um die Millionen, die gestorben sind und verkrüppelt und wahnsinnig und blutkrank und zu Mördern geworden; und um die übrigen Millionen geht es, die in Hunger und Dreck verkommen sind: ich will wissen, warum?! denken die Menschen und schweigen. Und jene Millionen, die noch da sind und die noch kommen werden: ich will wissen, was aus ihnen wird?! denken die Menschen und schweigen. Warum habe ich alles geopfert?! welchen Nutzen werde ich von der ganzen Sache haben, ich, Ungar, Engländer, Deutscher, Italiener, Christ, Jude, Reicher, Armer, Kluger, Dummer, Guter, Böser, oder welcher Schaden erwächst mir daraus?! Ich will es wissen!! schreit der Gedanke in den Menschen; aber sie schweigen.

Doch die Luft verdichtet sich, und aus der Überspannung schlägt hier und dort der Blitz.

Im neuen Jahr gab es im Gymnasium eine peinliche Sensation: zwei Schüler flogen, einer aus der siebenten Klasse und Andreas Szilvási.

Verhältnismäßig viele von den Gymnasiasten waren Mitglieder des radikalen Galilei-Jugendvereins<sup>19</sup>, und die "Gemäßigten" hatten bereits vor den Weihnachtsferien vorsichtig darüber geklagt, daß man im Verein anfinde zu übertreiben, daß es sich eigentlich durchaus nicht mehr um liberale staats- und sozialwissenschaftliche Studienarbeit, nicht einmal um humane pazifistische Jugenderziehung handelte, sondern um eine Tätigkeit, die stark nach Bolschewisten-Propaganda roch; mochte man sie wie auch immer benennen: in jedem Falle gefährdete sie die Interessen der Kriegsführung und des Vaterlandes. Darüber gerieten dann die "Gemäßigten" mit den "Übertreibern" und die ganze Galileisten-Gruppe mit den Anti-Galileisten in so heftige Streitigkeiten, daß schließlich die Lehrer von den Vorgängen Kenntnis nehmen mußten. Der Verein war eine behördlich genehmigte Formation, und so durfte keiner ihm ferngehalten werden, der Mitglied

---

<sup>19</sup> Der Galilei-Verein war eine atheistische und freidenkerische Vereinigung von Universitätsstudenten in Budapest zwischen 1908 und 1919. Zu ihren Zielen gehörten der Schutz der freien wissenschaftlichen Forschung und des freien Denkens an den Universitäten, die Pflege der Sozialwissenschaften, Sozialhilfe für arme Studenten, die Verbreitung des Antialkoholismus und allgemein die Umgestaltung des gesellschaftlichen Bewußtseins in Ungarn. Um 1910 war sie die meistbesuchte freigeistige Studentenvereinigung, die den Kampf gegen alle Dogmen verkündete. Während ihres gesamten Wirkens war sie von einer freigeistigen Grundlage geprägt. (Hier geht es vorrangig um die Schüler-Gruppe des Vereins.) [https://hu.wikipedia.org/wiki/Galilei\\_K%C3%B6rme...](https://hu.wikipedia.org/wiki/Galilei_K%C3%B6rme...)

werden oder bleiben wollte; aber die Schüler konnte man mit Schikanen hinausterrorisieren. Wer der Gymnasiasten-Gruppe angehörte und nicht freiwillig austrat, war darauf vorbereitet, daß Professor Záborszky ihn im Unterricht schikanieren würde, ihn aufrufen und wieder aufrufen, bis er gelb und grün wurde, und wenn er die Literaturgeschichte auch hundertmal besser wußte als der Professor selbst, um so schlimmer! und wenn er tausend Gedichte auswendig konnte, das tausenderste würde ihm den Hals brechen. Aus Professor Záborszky's ungarischen Stunden wurden zur Hälfte politische Konferenzen und in gewissem Maße inquisitorische Blutgerichtsverhandlungen, zur andern Hälfte ein literaturgeschichtliches Purgatorium; zum Schluß machten sich die Jungen bereits sämtlich lustig über des Professors apokalyptisch untermalte antisozialistische, antifreimaurerische und antiradikalistische Ausbrüche, über sein Donnern gegen Defätismus, und selbst sie, die da im Fegefeuer des fortwährenden Antwortenmüssens brannten, nahmen die Sache trotz aller Pein nicht mehr ernst.

Nun trat aber im Januar plötzlich eine große Wendung ein. Der Galilei-Verein wurde aufgelöst, seine Führer verhaftet und wegen Vergehens gegen die Kriegsinteressen in einen Prozeß verstrickt. Aus der Gymnasiasten-Gruppe kam zwar keiner vor Gericht, aber die Schulen wurden energisch aufgefordert, innerhalb ihres eigenen Machtbereichs strengste Bestrafung und Säuberung walten zu lassen. Der Direktor behandelte die Angelegenheit mit überlegener Toleranz, mit Verständnis und Wohlwollen, ja sogar mit ein wenig Geringschätzung; er tat dies selbst dann noch, als nach den ersten Verhören die zuständige Behörde ihm, begleitet von einer Warnung, die Abschrift jenes anonymen Briefes, oder vielmehr jener Anzeige einschickte, die den Direktor "unbegreiflicher", sogar "unglaublicher" Schwäche zieh und die angeblich und sehr wahrscheinlich der unversöhnliche Professor Záborszky geschrieben hatte. Der Direktor lächelte, als er vor der aus dem vollzähligen Lehrkörper gebildeten Untersuchungskommission die anonyme Denunziation und den behördlichen Verweis vorlas. "Nun also, meine Herren, Sie kennen ja die Lage und kennen die Delinquenten. Was soll ich mit ihnen machen?" fragte er. "Soll ich sie auffressen? schließlich sind ja die *Schuldigen* zum größten Teil unreife Kinder, und um einen Vatermord handelt es sich ja auch nicht!"

"Nein", meinte Professor Záborszky vorsichtig, "um einen Vatermord nicht, Herr Direktor, aber um einen Vaterlandsmord! und worin unterscheiden sich diese beiden? vom moralischen Standpunkt in nichts, und in ihren Auswirkungen ..."

Sämtliche Galileisten der Gymnasiasten wurden vor die Kommission geführt: sechzig oder siebzig Jungen kamen mit einer strengen Verwarnung davon; außer der Tatsache ihrer Mitgliedschaft, die sie im übrigen nicht leugneten, war ihnen nichts nachzuweisen, und offenbar hatten sie aus der harten Lektion hinlänglich ihre Lehren gezogen. Aber Buchholtz aus der siebenten Klasse und Andreas Szilvási wurden aus der Schule gejagt. Nicht so sehr wegen ihrer Schuld — wenngleich sie nach des Anklägers Záborszky Meinung die "Hauptträdelsführer" waren —, sondern weil Andreas Szilvási, anstatt sich zu verteidigen, zu stottern, klein beizugeben, um Gnade zu bitten oder auch nur zynisch ergeben den Ausgang der Sache abzuwarten, ganz einfach sagte, er habe aus dem Grunde an der Bewegung teilgenommen, weil er es für die Pflicht eines jeden anständigen Menschen halte, mit Geist oder mit Gewalt — jeder wie er könne — zu protestieren und zu kämpfen gegen die wahnsinnige Menschenabschlachterei. Wie von einer Natter gebissen, sprang Professor Záborszky auf. "Da haben wir's, meine Herren!" rief er aus. "Da haben wir das Resultat des Liberalismus unseres glücklichen Zeitalters, da haben wir das wahre Gesicht der aufgeklärten und der menschenfreundlichen und der volksbeglückenden Bewegungen: einem solchen Lümmel hier, einem solchen internationalistischen Halunken ist der heilige Krieg des Ungarntums wahnsinnige Menschenabschlachterei! Weiter habe ich nichts zu sagen, meine Herren!" Er sagte auch nichts mehr, fauchte bloß und setzte sich — der Direktor bemerkte zwar leise, in erster Reihe komme selbstverständlich immer und in allem das, was das Vaterland fordere, doch lasse sich wohl darüber noch streiten, ob dieser Krieg eben der heilige Krieg des Ungarntums sei —, der vorhergegangene dramatische Ausbruch besiegelte jedoch das Gymnasiastenschicksal Andreas Szilvásis und des nicht weniger frei von der Leber weg redenden Anton Buchholtz.

Ein Teil der Jungen benahm sich in diesen Tagen niederträchtig. Mit den Galileisten und den als solchen Verdächtigten, unter ihnen auch mit Paul, sprachen sie kein Wort, und die ganze Geschichte war schon längst vorbei, als diese Jungen von den "Verirrten" und "Bekehrten" noch immer keine Notiz nahmen, sie einfach aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen und

öffentlich Bolschewiken schimpften; Albert Binder schwor sogar zähneknirschend, er würde schon dafür sorgen, daß sie das Ihrige bekämen, sie sollten nur eingezogen werden und zum soundsovielten Infanterie-Regiment kommen, da würden ihnen schon die Augen aufgehen, was Galileisten-Getue sei, noch heute würde er sie einzeln mit Namen seinem Vater anempfehlen, der Oberst beim soundsovielten Regiment sei.

Nach dem großen Prozeß herrschte Ruhe. Alles Interesse und Temperament war abgeflaut. Ja ... man mußte eigentlich für das Abiturientenexamen lernen, aber was wird, wenn man noch vorher, bei der nächsten Musterung, eingezogen wird? Wozu sich noch anstrengen? ... später, wenn man schon Bestimmtes weiß, ist dazu auch noch Zeit.

Andreas Szilvási kam, nachdem er aus der Schule hinausgeworfen worden war, einmal Paul besuchen.

"Ich komme", sagte er, "um mich von dir zu verabschieden. Aber wenn's dir unangenehm ist oder wenn's deine Eltern vielleicht nicht gerne sehen, daß ich hier bin ..."

"Unsinn", protestierte Paul eifrig, "meinen Eltern ... meinem Vater habe ich die ganze Sache genau erzählt. Er hat auch seine Meinung darüber. Du weißt doch, ich habe auch einen Bruder, der seit zwei Jahren Kriegsgefangener ist, und in unserer Familie sind bereits mehrere den Heldentod gestorben. Und außerdem ... Ich war zwar nicht unter euch, aber mich hätten sie schließlich auch verwarnen oder 'rausschmeißen können ..." Sie rauchten eine Zigarette; Andreas erzählte, er habe vor, wenn es nicht zu teuer sei und keine besonderen Schwierigkeiten verursache, das Abitur in so einem "Büffelstall" zu machen, wo man das Reifezeugnis ohne viele "Faxen" in die Hand gedrückt bekomme; er seinerseits pfeife zwar auf den ganzen Quatsch mit dem Abitur und bedauere bloß, daß sein Vater sich in den Kopf gesetzt habe, ihn Ingenieur werden zu lassen, anstatt daß er ihn als zehnjährigen Bengel irgendwo in die Lehre gegeben hätte, zu einem Tischler oder Schlosser. "Für mich wäre das ein sicheres Brot für die kommenden Zeiten", sagte er langsam, "aber zu spät ist's dazu schließlich noch nicht. Das Erste und Wichtigste ist freilich, daß ich nicht eingezogen werde. Na, bevor ich mich nackt hinstellen muß auf der Musterung, trink ich einen Eimer Kaffee. Es freut mich", sagte er, als er sich dann bald erhob, "daß ich mit dir befreundet war." "Wieso war?" fragte Paul ein wenig beunruhigt. "Wenn du



nicht das Gefühl hast, daß du jetzt unter allen Umständen die Freundschaft mit mir aufgeben mußt ... wir sind zwar seit dem vorigen Jahr ein bißchen auseinander gekommen, das weiß ich auch sehr gut, aber du wirst doch nicht denken, daß ich jetzt wegen dieser Geschichte ..."

"Sieh mal, Paul", unterbrach Andreas ihn, "Freundschaft: das ist ein so dummes und hochtrabendes Wort. Was steckt denn dahinter, ich meine in unserm Fall? Du hast dich mir gegenüber anständig benommen, als ich, ein dummer Tölpel damals, zum erstenmal aus dem Familientreibhaus unter Menschen kam. Du hast mich nicht ausgelacht, mich nicht verkeilt, weil ich der Schwächere war, sondern hast dich mir zur Seite gestellt, und ich bin mir sogar klar darüber, daß du selbst das wahrscheinlich notwendiger gehabt hast als ich, aber das ist jetzt nebensächlich. Wir haben zusammen gespielt und uns unsere Jungensnöte gesagt; aber von dem Moment an, da uns die Augen für die Welt aufgingen, da Meinungen und Lebenswille sich in uns zu gestalten begannen, haben unsere Wege sich getrennt. Ich gebe mich keinen Illusionen hin. Du und ich, wir haben nicht den gleichen Weg, und wenn ich die Sache recht bedenke, so sind wir dem Prinzip oder der Theorie nach eigentlich schon längst Gegner, und vielleicht morgen schon können wir auch in der Praxis bereits Todfeinde sein. Du wirst mich nicht schonen können aus bloßer Sentimentalität, und ich werde dich nicht schonen, das ist nun mal der Dinge Lauf, entweder vernichten wir einander, oder wir gehen selbst zugrunde. Welchen Sinn also hätte es, offiziell oder verschwiegen in dem Glauben zu leben, daß wir unsere Freundschaft *aufrechterhalten*? Du glaubst an die bürgerliche Weltordnung und wirst dein Leben dementsprechend einrichten. Ich bin Kommunist. Und ebenso, wie ich jetzt eigentlich nicht hätte zu dir kommen dürfen und mich mit dir noch abgeben, wäre es im Grunde genommen deine Pflicht, jetzt die Polizei zu alarmieren. Gut, gut ... ich weiß. Damit aber kein Mißverständnis aufkommt ... sieh mal, es ist ja sehr schön, daß deine Eltern sich mir gegenüber einsichtsvoll verhalten, du mußt aber zur Kenntnis nehmen, daß ich seit gestern nicht mehr bei meinen Eltern wohne, die mindestens so gut situierte Bürger sind wie deine Eltern; vorläufig bin ich bei der Konsumgenossenschaft der organisierten Arbeiter Lagerbeamter, mit achtzig Kronen Monatsgehalt, und ... wie soll ich nur sagen ... ich will meine bürgerliche Vergangenheit abschließen mit der bürgerlich-sentimentalen Geste, daß ich zu dir komme und von dir Abschied nehme. Also, das wollte ich dir sagen."

Sie gaben sich die Hand, und Andreas ging.

Bei der Musterung berührte der Militärarzt Pauls Schulter, sah an seinem nackten Körper herab und sagte: "Tauglich!"

Paul hatte mit Bestimmtheit gewußt, daß er eingezogen werden würde, er hatte sich auch gar nicht vor dem Militärdienst drücken wollen. Als er nun das Musterungslokal verließ, das sich in der Elementarschule befand, und auf dem dunklen Flur vor dem Klassenzimmer I/B stand, sah er sich plötzlich einen Augenblick lang in seinem hübschen dunkelblauen Schulanzug, wie er vor zwölf Jahren in atemloser Beklommenheit hier allein in der Klasse auf Vater gewartet hatte. Selbstverständlich, sagte er halblaut vor sich hin, während er auf das Schultor zuschritt, selbstverständlich wollte ich Soldat werden, aus Pflichtgefühl, aus Vaterlandsliebe und um mich nicht lächerlich zu machen ... und weil ich ja dorthin gehöre, wo die übrigen sind, ich will nicht allein bleiben. Aber der Krieg ist mir verhaßt.

Als er nach Hause kam und erzählte, daß man ihn genommen habe, griff Vater sofort in die Tasche und nahm aus seiner Briefftasche einen schmalen weißen Zettel heraus, auf dem stand, daß der Kriegsfreiwillige Paul Hegedüs, geboren im Jahre 1900, zuständig in Budapest, römisch-katholischer Religion, verpflichtet sei, sich nach Erhalt des Stellungsbefehls binnen 24 Stunden mit diesem Dienstschein beim *Königl. Ung. Honved-Artillerie-Regiment Nr.1*, in der Franz-Joseph-Kaserne, zu melden.

"Bitte", sagte Vater und gab Paul den Dienstzettel. "Diesmal war ich vorsichtiger als ... damals." Und sein Gesicht verfinsterte sich. "Tja ... man lernt immer etwas dazu."

Von den fünfzig Schülern der Klasse wurden mehr als die Hälfte zum Militär eingezogen; die schlechte Stimmung, die zu Beginn des Jahres geherrscht hatte, verschwand mit einem Schlag. Weder der "taugliche" Albert Binder, noch der "untaugliche" Leo Fóti, ja nicht einmal Professor Záborszky sprachen mehr von Defätismus oder Rachedgedanken: Ende Februar wurde eine Klassenversammlung abgehalten, um die Militärpflichtigen zu feiern; das besorgten diese aber in der Hauptsache selbst, denn den zwanzig und einigen "Untauglichen" lief es jetzt schon kalt über den Rücken, wenn sie an das bevorstehende Abiturientenexamen

dachten, das bei solcher Vereinsamung gewiß doppelt streng ausfallen würde.

Die festliche und übermütige Stimmung flaute auch weiterhin nicht ab. "Ich schmeiß schon morgen meine sämtlichen Schulbücher ins Feuer!" verkündete Elemér v. Strauß. "In Uniform werde ich nach dem Kommers Záborszky ein paar Ohrfeigen 'runterhauen!" erkühnte sich Alex Szász. "Quatsch, Ohrfeigen!" meinte Iwan Risztics spaßvoll überlegen. "Ich mach ganz was anderes! Ich geh jetzt zu den Soldaten, nicht wahr, werde Leutnant, wer weiß, vielleicht bin ich schon Oberleutnant, wenn die Herren Professoren dann später eingezogen werden als hundertjährige Greise und Rekruten! Stellt euch vor, da steht dann der Landwehrmann Záborszky oder der Landwehrmann Szálka mit schlotternden Knien vor dem Oberleutnant Risztics ... zum Donnerwetter nochmal, Landwehrmann Szálka, daß Sie der Accusativus cum infinitivo hole! verflixt nochmal, Sie krummbeiniger Horatius mit Ihrem Wackelbauch! was denken Sie sich eigentlich? hier wird jetzt strammgestanden und nicht Syntax gepredigt! pectus raus, venter rein! stillgeee—standen!" Die Jungen brachen in wildes Gelächter aus. Der Risztics, der bringt das fertig! und was kann man wissen, heute ziehen sie schon die Fünfundfünfzigjährigen ein, nächstes Jahr vielleicht schon die Sechzigjährigen, da gehört dann der Balken schon dazu. Sie lachten; Paul dachte, nächstes Jahr vielleicht die Sechzigjährigen ... und dann? in zwei Jahren? in drei Jahren?...

Das große Feiern fand seinen Abschluß mit dem Kriegsabiturium Ende März. Die Fragen waren leicht, und wer sie dennoch nicht zu beantworten wußte, wurde von der Prüfungskommission rasch mit einem "Genügend" auf seinen Platz geschickt; die Rede, die der Zensor hielt, war schön, ein bißchen lang, aber begeistert; am Abend folgte der Abiturientenkommers, zu dem bereits alle in Uniform erschienen. Und wie sie in der Klasse einander daraufhin angesehen hatten, wer der gute und wer der schlechte Schüler, wer der Dumme und wer der Kluge, oder wer der Reiche und wer der Arme war, so hatten sie jetzt nur ein Auge dafür, wer als Husar, wer als Artillerist, wer als Infanterist und wer als Trainsoldat diente. Im Extrazimmer des Restaurants saßen sie bis zur Polizeistunde und tranken auf gemeinsame Kosten Sekt; die meisten besoffen sich, auch Professor Záborszky, selbst Doktor Szálka hatte einen ansehnlichen Schwips. Auf dem Heimweg durch die frühlingnächtlichen Straßen spähten sie angestrengt auch nach dem

gemeinsten Korporal aus, um stolz, stramm und vorschriftsmäßig salutieren zu können.

Anfang April rückte dann der neue Jahrgang in die Kasernen ein; daheim die Väter wurden ein wenig bleicher, und die Augen der Mütter füllten sich heimlich mit Tränen.

Paul schnallte im Entrée seinen Säbel ab und legte die Mütze hin, dann klappten klirrend seine bespornten Hacken zusammen, als er sich im Salon vor den Eltern verbeugte bei seinem ersten Sonntagnachmittagsbesuch. "Wie hübsch du bist!" sagte Muttmchen Klara in entzücktem Ton und mit offenem Lächeln. "So ohne Säbel siehst du aus wie ein hübscher Liftboy!" Vater lachte und Paul auch; Hänschen stürzte gleich 'raus ins Entrée, riß den Säbel vom Kleiderhaken, schnallte ihn sich um und schleppte ihn, über die Erde schleifend, den ganzen Nachmittag durch die Zimmer. Aber es kam keine eigentlich gute Stimmung auf. Vater wollten seine alten lustigen Soldatengeschichten von Anno Debrecener Husarenzeit nicht einfallen; Paul erzählte gar nichts, weder Soldatengeschichten noch Kasernenaneddoten; und wie er so jedes Thema vermied, das das Gespräch auf seine Person gelenkt hätte, ergab sich der Anschein, als wollte er sagen: nun gut, ich bin Soldat, wir wissen ja, Millionen Menschen sind Soldaten, es ist Krieg, und es lohnt sich nicht, ausgerechnet von mir zu reden ...

Vater begriff nicht, warum Paul so schweigsam war, warum er nichts von seinem Soldatenleben berichtete; und einmal fragte er ihn, ob denn alles bei ihm klappe, ob hinter seiner Wortkargheit nicht irgend etwas Unangenehmes stecke; wenn etwas Derartiges vorliege, sei es vielleicht doch gut, sich darüber auszusprechen. Paul war aufrichtig. "Sieh mal, Vater, ich bin Soldat, und ich weiß, daß das so sein muß. Ich werde 'rausgehen an die Front, wenn's so weit ist, werde dort anständig meinen Mann stehen, mich vor nichts drücken ... und wenn nun einmal die ganze Menschheit all dies Leid über sich ergehen lassen muß, nun, so werde auch ich nicht vor dem Leid flüchten. Aber ... innerlich bin ich kein Soldat. Möglich, daß ich falle, und wenn es sein muß, werde ich auch töten, aber den Krieg hasse ich. Ich mag nicht einmal daran denken, daß ich Soldat bin. Was also soll ich davon sprechen?"

Vater gab keine Antwort: aber späterhin, wenn Hans oder Muttchen Klara oder sonst jemand Paul über sein Soldatenleben befragte, sprach Vater schnell laut dazwischen und lenkte das Gespräch in andere Bahnen.

Die zweiwöchentlichen Sonntagnachmittagsbesuche hörten Mitte Juli auf, als die Eltern für vier Wochen an den Balaton fuhren. Als sie Mitte August wieder heimkehrten, rief Paul Vater telephonisch an und sagte, er spreche aus dem Garnisonlazarett, doch gehe es ihm Gott sei Dank schon wieder gut, seine ganze Krankheit sei überhaupt unbedeutend gewesen: in der Woche nach der Eltern Abreise war die Artillerie-Schule zum Geländeritt hinausgeritten, und da hatte Paul einen kleinen Unfall gehabt: beim Galopp war er mit dem Pferd gestürzt und hatte am linken Ellenbogen eine Knochenfraktur erlitten. Jetzt war er über die ganze Sache bereits hinweg, die Heilung war ohne Komplikationen verlaufen, seit einer Woche trug er auch keinen Gipsverband mehr; ein paar Tage würde er noch faulenzen und sich dann am Montag wieder in der Kaserne melden.

Vater, ganz außer sich, erschien eine halbe Stunde nach dem Gespräch im Lazarett, konnte sich aber tatsächlich beruhigt und befriedigt wieder entfernen: Paul fehlte wirklich nichts mehr — der leichte Bruch am Ellenbogen war vollkommen geheilt —, er hatte sich im Lazarett sogar gut ausgeruht und war ein bißchen dicker geworden. "Ohne an der Front gewesen zu sein, habe ich meine erste Verwundung schon hinter mir", sagte Paul lachend, als er Vater den Hergang des Unfalls erzählte und ihm die Röntgenaufnahme des verletzten Ellenbogens zeigte.

Zwei Wochen darauf — mitten im großen Herbstsauber-machen — kam Paul, um sich von den Eltern zu verabschieden: die Schule zog zu längeren Schießübungen hinaus in die weitere Umgebung von Budapest. Davon indessen, was sie damals schon alle wußten, nämlich, daß der neue Jahrgang noch diesen Winter, vielleicht schon Mitte November, an die Front kommen sollte, erwähnte er freilich Vater gegenüber nichts.

Eines Morgens fand Vater auf dem Frühstückstisch neben seinem Gedeck ein längliches braunes Kuvert unter seiner Post. Oben stand in gotischen Buchstaben gedruckt: *Deutsche Reichsbahnen, Geschäftsführung Leipzig*. Vater betrachtete den Briefumschlag prüfend: die Adresse stimmte genau, der Brief mußte also an ihn gerichtet sein, Er riß das Kuvert auf, las den Brief und machte große Augen. "Unglaublich!" sagte er. "Unglaublich!"

na, so was! ..." und lange noch schüttelte er den Kopf und wunderte sich. "Ja, ja, die deutsche Ordnung, Genauigkeit und Anständigkeit! unglaublich! ..." Und als er Muttchen Klara vom Schlafzimmer her kommen hörte, steckte er den Brief samt Umschlag rasch in die Tasche.

*Es war ungefähr so, wie wenn der Taucher in der Tiefe des Meeres plötzlich bemerkt, daß sein Aufzugsseil gerissen ist. Er denkt nicht darüber nach, wie denn dieses dicke Drahtseil hat reißen können, überlegt nicht hin und her, daß es vielleicht gar nicht gerissen ist, sondern sich womöglich von seinem Gürtel irgendwie gelöst hat oder oben von der Winde abgeglitten ist; er kümmert sich nicht darum, ob Fahrlässigkeit das Unglück verursacht hat oder Zufall oder Schicksalsbestimmung; wie es passiert ist, interessiert ihn nicht, er weiß nur, was passiert ist. Rasch greift er nach dem Tau der Notglocke und beginnt wie besessen daran zu zerren. Auch kaputt? oder ist das Schiff dort oben in die Luft geflogen? keine Antwort?! — und in diesem Augenblick weiß er, daß er verloren ist. Noch nicht sofort: eine Stunde oder zwei Stunden kann er noch leben, so lange reicht das Oxygen im Behälter. Aber die Brust ist ihm schon beklommen, und sein Atem stockt: stundenlang kann es noch dauern, aber der Taucher fängt jetzt schon an zu ersticken. Die Phantasiewelt des Meeresgrundes wächst mit einem Mal ins Übernatürliche, der Taucher entdeckt niegesehene Heldenlandschaften, der weiße Lichtstreifen seiner Taucherlampe beleuchtet Wunderpflanzen und Wundertiere. Aber das ist bereits alles nebensächlich. Denn nun denkt der Taucher bloß, warum er eigentlich hier herunter gekommen ist. Hatte er einen Auftrag? wollte er etwas erledigen? etwas erreichen oder etwas finden? hat er sein Geld gesucht hier unten, oder sein Leben oder seine Gedanken? oder war der Meeresgrund seine Leidenschaft? oder hat man ihn nur mit einem Kommandowort hinabgeschickt: geh, erledige deine Sache und dann komm wieder 'rauf, wenn du kannst?! Aber über dieses Warum denkt er nicht länger als einen Augenblick nach; im nächsten Augenblick denkt er nur noch an Hilfe. Sie werden's doch bemerken und mir jemanden nachschicken, denkt er optimistisch. Ich zieh' meinen Taucheranzug aus und steige hinauf an die Oberfläche, an die Luft! denkt er technisch. Ein Untersee-Vulkan wird ausbrechen und mich an die Oberfläche schleudern! ein Wunderreptil wird auftauchen, mich auf seinen Rücken reißen und an die Luft tragen! denkt er phantastisch. Gott wird helfen! denkt er gläubig. Und*

*da plötzlich, obschon der Oxygen-behälter noch nicht leer ist, fängt er an zu würgen, seine Augen brechen, und aus seinen Armen und Beinen schwindet die Kraft, in seiner Brust stöhnt es auf, und in seliger Verzückung, halb ohnmächtig, wartet er auf das erlösende letzte Röcheln.*

Schon seit zwei Wochen verbreiteten sich die Schreckensnachrichten in der Stadt; seit zwei Wochen wurde jede Viertelstunde aufgestört durch das furchtbare Gerücht vom verlorenen Krieg, von der Auflösung der Fronten, vom Abfall Verbündeter; die Politik tanzte mit kleinen Schritten auf den Strudel zu; das ferne und immer näher kommende Gedröhn der Revolution machte die ohnehin schon dicke, schwüle Luft bis zum Ersticken unerträglich. Jeder Laut, jede Bewegung, jeder Atemzug zitterte vor Aufregung. Wieder fielen die welken Blätter von den Bäumen, aber diesmal stieg in der Tat über der herbstlichen Welt von neuem finster der Schatten der Weltgeschichte auf.

Auch Vater war aufgeregt; doch wurde seine Aufregung nicht verursacht durch den angeblichen Abfall der Bulgaren, nicht durch das Wanken der italienischen Front, nicht durch das Herannahen des Feindes rings die Landesgrenzen entlang, nicht durch den aus allen Richtungen wehenden Sturmwind der Revolution, nicht durch den gespenstischen Glockenschlag der zwölften Stunde. Vater lebte seit nahezu einem Monat in der erstaunlich kindischen Erwartung einer großen Überraschung; seit nahezu vier Wochen kostete er im stillen die Freude des Wesens vor, für das er, mit einem betrüblichen Anflug von Greisenhaftigkeit immer ausschließlicher lebte; seit nahezu dreißig Tagen wartete er von Stunde zu Stunde auf eine Nachricht oder Verständigung, die ihn in dieser sinkenden Welt alle Mitteilungen Pauls und alles Schweigen Georgs gleichsam vergessen machte; Vater bereitete sich seit Ende September darauf vor, Mutchen Klara mit etwas zu beschenken, mit einer Gabe, die beschenken zu können es nicht genügte, ein guter Ehemann zu sein, reich, klug, verliebt zu sein: nein, dachte Vater, dazu gehörte noch ein ganz besonderes, unfaßliches, schicksalhaft blindes Glück ... und er dachte an jenen Brief in dem länglichen braunen Umschlag.

Eines Tages dann bekam er Mitteilungen in der Bank; mittags gab er den Bankboten Geld und schickte sie irgendwohin, danach ging er früh nach

Hause, aß aufgeregt zu Mittag, "nichts, Kind", sagte er auf Muttchen Klaras wiederholte Fragen, warum er so sonderbar sei, "wo bin ich so sonderbar, wo bin ich denn aufgeregt!" Auch die Sprechstunde wickelte er rasch ab und bestellte einen nicht-schwerkranken Patienten, der sich gegen halb sechs meldete, für den nächsten Tag; aber es wurde doch sieben Uhr, bis es an der Entréetür klingelte, zweimal kurz und einmal lang, und schließlich der Bankbote, im Wintermantel, verschwitzt und respektvoll, durch die Salontür trat. "Herr Doktor, ich melde gehorsamst, wir sind da!" sagte er ganz militärisch. "Was bedeutet denn das, Ludwig?" fragte Muttchen Klara verwundert. Vaters Gesicht war feuerrot. "Na, dann bringen Sie's nur 'rein", rief er dem Boten zu; er trat an die Tür und öffnete auch den zweiten Flügel.

Gleich darauf stellten drei kräftige Männer im Salon einen mächtigen, grauen, etwas zerschrammten und verblichenen Schrankkoffer ab. Oben drauf schimmerten grünlich-schwarz, ein wenig verblaßt, aber noch deutlich zu lesen die Buchstaben *L. H.* —

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen; der Bankbote schloß geziemlich die Tür; Vater war jetzt bleich vor Aufregung; Muttchen Klaras Gesicht verfärbte sich plötzlich. "Du großer Gott", sagte sie leise. "Was ist das? Das ist ja ..." Vater holte tief Atem. "Das ist die Überraschung, Kind, die ich dir versprochen habe. Stell dir vor ... diese unglaubliche deutsche Genauigkeit! Dein Koffer! Eine regelrechte Odyssee könnte der erzählen ..." Er zog aus der Tasche den braunen Brief und noch andere Papiere, seine Hand zitterte sichtlich. "Man sollte es kaum für möglich halten ... der Koffer ist damals 1914 doch noch irgendwie auf deutsches Gebiet gelangt, mit irgendeinem Zug, vielleicht mit dem letzten, ein reiner Zufall ... du hast gar nichts davon gewußt, er war ja zurückgeblieben. Zuerst hat er in Aachen, oder wo? in Köln gelegen, ist dann weitergeschickt worden nach Berlin, dann nach Leipzig", er sieht in die Papiere, "in die Lager der "Sammelstelle für unausgelöstes Gepäck" ... vier Jahre hat er dort gelegen, anscheinend bewahrt man an solchen Stellen die Sachen vier Jahre lang auf ... nun, und jetzt, Mitte September, nach vier Jahren, hat man ihn geöffnet und aus irgendwelchen Briefschaften unsere Adresse ausfindig gemacht; da bekam ich die Mitteilung, gegen Hinterlegung der Lagergebühr von 268 Mark und so weiter ... natürlich habe ich sofort verfügt, daß der Koffer hergeschickt werde ... na, und da ist er! das hättest du nicht geglaubt, was, daß du den jemals wiederbekommst? Nanu? du freust dich wohl nicht einmal?" Muttchen



Klara hatte bisher kein Wort gesprochen. "Freilich freue ich mich", sagte sie jetzt leise, heiser, mit bleichen Wangen und bebenden Lippen. "Ich hab' mich schon im voraus auf diese Überraschung gefreut", fuhr Vater fort, "wie ein Kind! Jetzt verstehst du schon, nicht wahr, warum ich heute *so sonderbar* und *so aufgeregt* war ... Willst du ihn nicht aufmachen?"

"Doch ja", antwortete Muttchen Klara leise, heiser, mit bleichen Wangen und bebenden Lippen. Da trat Vater an den Koffer, schnitt mit seinem Taschenmesser die dicke Schnur durch, die über Kreuz darumgebunden war, kratzte die beiden riesigen roten Siegel ab, die an Stelle von Schloß und Schlüssel den Verschuß sicherten, und klappte den Deckel hoch. Und nun endlich trat auch Muttchen Klara näher.

Gleich zuoberst ... der weiße Regenmantel. Das dunkelblaue Kostüm. In einer dünnen Leinenhülle das weiße Nachmittagskleid von Paquin. In einer dünnen Leinenhülle das schwarze große Abendkleid von Paquin. Ein rosa Kleid, ein hellblaues Kleid, noch ein weißes Kleid. Ein winziges Matrosenkleidchen, noch ein Kinderkleid und noch eins. Drei Paar kleine weiße und braune Kinderschuhe. Pauls erste lange weiße Hose. Die dunkelblaue Marinejacke mit den Messingknöpfen. Der lange weiße Tuchmantel. Schmale, hochstöcklige, feine Damenschuhe, Strümpfe, Wäsche, ein kurzer weißer Sonnenschirm mit lila Ledergriff ... Zahllose andere Garderobenstücke ... Lauter altmodische, ausgewachsene, längst vergessene Sachen — — Großer Gott! Neunzehnhundertvierzehn .. .

Muttchen Klaras Arm bewegt sich, als wäre er aus Blei. "Was ist denn, Kind?" fragt Vater mit seltsamer, ein wenig erschrockener Stimme. "Du scheinst dich gar nicht recht zu freuen, oder ... weißt du, wenn ich bedenke, wie unglaublich, wie unvorstellbar ..."

"Doch, natürlich freue ich mich", sagt Muttchen Klara leise, heiser, mit bleichen Wangen und bebenden Lippen. "Bloß, weißt du ... so unerwartet ..."

In diesem Augenblick erscheint das Hausmädchen in der Tür. Ihr Gesicht ist totenblaß, ihr Atem fliegt, ihre Worte sind kaum zu verstehen. "Herr Doktor bitte — der Hausmeister — der Hausmeister hat das Tor zugeschlossen und läßt sagen — läßt sagen, die Herrschaften möchten nicht aus dem Hause gehen — den Wagen hat er auch weggeschickt — eine Demonstration ist draußen auf der Straße — der Hauswirt hat das Tor schließen lassen ..."

"Na!" sagt Vater; einen Augenblick steht er starr da; sein Gesicht verliert alle Farbe. "Na ... was heißt denn das? schon wieder etwas los?" und er tritt ans Fenster, öffnet es und lehnt sich weit hinaus.

Sogleich hört man im Zimmer ein wirres, tiefes, fernes Getöse.

Vater beugt sich noch weiter hinaus. Vom Oktogon-Platz her kommt der Lärm, man sieht auch dort in der Gegend in der Dunkelheit die dichte, schwarze, wogende Menschenmenge. Langsam fällt der Regen; die wenigen Bogenlampen schimmern wasserbestäubt mit trübem, nebligem Licht. Und das Getöse füllt jetzt schon das ganze Zimmer.

Muttchen Klara, mit bleichen Wangen, leicht gesenktem Haupt und Tränenperlen in den Augen, betrachtet die auf den Salonmöbeln ausgebreiteten Sachen und den halbleeren Koffer.

Plötzlich wendet Vater sich um. "Anscheinend ist das die — " sagt er, und wie sein Blick auf Muttchen Klara fällt, stocken die Worte; er bricht ab. Eine lange Weile schweigen sie.

Am Abend des dreißigsten Oktober neunzehnhundert-achtzehn.

## **Dämmerung**

Man liegt im verdunkelten Zimmer, weil das Licht einem weh tut, — das Licht? draußen ist ja auch nur Dämmerlicht: doch eben vor diesem Dämmerlicht ist man ins Zimmer geflüchtet. Eine verworrene, unbestimmte Sache das. Aber wie dem auch sei, man muß einen Grund finden für diese Zurückgezogenheit, denn es gibt ja sogenannte bürgerliche oder menschliche oder familiäre Pflichten, die man zu erfüllen hätte, in gesteigertem Maße, mit Anspannung aller Kräfte, in den heutigen schweren Zeiten. Man hat ja auch Interessen, die man befriedigen müßte; man hat Sehnsüchte, Wünsche, die viel zu einfach sind, um nicht verwirklicht werden zu können, — man müßte nur ein bißchen wollen. Aber das ist es eben: der Wille fehlt; wenn man auch hundertmal weiß, was man zu wollen hätte, an Stelle des Willens ist ein weiches, schlappes, trübes Zaudern da; und das ist schlimm, denn wenn

man bloß ein bißchen nachdenkt, wird einem gleich klar, daß in diesen schweren Zeiten für Zaudern durchaus kein Raum ist; jetzt, da alles doppelt schwierig und zehnfach dringlich geworden ist. Aber noch einmal: das ist es ja gerade: man will nicht nachdenken. Man sehnt sich weg aus der Dämmerung dort draußen, und das Dämmerlicht des Zimmers lockt einen; man sehnt sich weg von allem, was dort draußen hart, kalt und scharf umrissen ist, sehnt sich hierher auf den Diwan, in die schlecht und recht geheizte Stube und in den angenehmen, verantwortungsfreien Dämmerzustand. Und um so irgendwie sein nicht einmal sehr reges Gewissen zum Schweigen zu bringen, gewahrt man eines Tages, daß einem der Ellenbogen weh tut, der linke, der beim Sturz mit dem Pferd gebrochen ist; zum Teufel noch mal! kaum neunzehn Jahre ist man alt und hat schon Rheumatismus! Als Begründung genügt das; die sich zeitweise meldenden stechenden Schmerzen lindert ein salizylhaltiges Pulver aus Vaters Hausapotheke. Noch mehr helfen die warmen Umschläge, die die alte Käthe in ihrer Neigung zur Kurpfuscherei empfiehlt. Und wenn man sich dann, mißgelaunt und appetitlos, mit benommenem Kopf und einer dummen, unerklärlichen Müdigkeit in den Gliedern, zurückzieht an den Tagen, da der Schmerz häufiger und schärfer im Ellenbogen zuckt: ja, dann ist dieses Kauern, abgesehen davon, daß man sich dabei ausruht und seinen Rheumatismus heilt, gar nicht schlecht als vorübergehende Lösung, für heute, für morgen, vielleicht auch noch für übermorgen; und überdies hat man in der Dämmerung Muße, ohne jede drängende Absicht über gewisse Dinge nachzudenken. Bloß zum Zeitvertreib, aus dem Nichtstun heraus.

Zum Beispiel kann man darüber nachdenken, wie das nun werden wird mit der Universität, mit der ganzen medizinischen Laufbahn. Denn da steckt ein Fehler, ein ernsthafter, grundlegender Fehler; wenn es stimmt, daß jede eingeborene Eigenschaft, selbst musikalisches Gehör und Farbengefühl, sich mit Fleiß und Disziplin mindestens bis zum "guten Durchschnitt" entwickeln läßt, dann steht es mit diesem Studium der Medizin als einer erlernbaren Wissenschaft noch weit schlimmer. Nein: nicht Undiszipliniiertheit allein kann die Ursache sein, wenn man die eine unausbleibliche Folge des Lebens "nicht ertragen" kann: den mit der ärztlichen Wissenschaft so vielfach verknüpften Tod. Genauer gesagt: die Toten. Man hat in seinem Leben einen einzigen toten Menschen gesehen: die Mutter; auch sie eigentlich eher zwischen diesem und jenem Sein, im Augenblick des Hinübergleitens ins Jenseits, und

das ist schon mehr als zehn Jahre her. An dem zweiten Toten — dem armen Kanonier, der, als draußen auf dem Exerzierplatz die Pferde scheuten, von der Lafette fiel, so daß der Zeugwagen ihm über die Brust fuhr — ist man mit abgewandtem Kopf und eng zusammengekniffenen, fast geschlossenen Augen vorbeigeritten. Und als im Lazarett der dritte Tote, ein Feldwebel, der infolge einer Verletzung durch ein verrostetes Eisenstück aus der Blutvergiftung nicht zu retten war, vom Nebenbett auf den Leichenrollwagen gehoben wurde, da hat man den Blick streng und starr auf die Zimmerdecke geheftet. Ja: es gibt den Tod, das wissen wir, und wenn man sich auf die ärztliche Laufbahn vorbereitet, sogar schon auf der Universität immatrikuliert ist, und seine Schwäche diesem Wissen und dem Anblick des Todes gegenüber genau kennt, dann sollte man eigentlich den Versuch machen, sich an so etwas zu gewöhnen. Vater kostete es nur ein Wort, die Erlaubnis zu erwirken, die einem die Tür zum Seziersaal, zur Leichenkammer und zum gerichtsarztlichen Institut öffnete. Zu den nichtklinischen, zu den Toten der Straße, sagen wir: zu den naturalistischen Leichen. Man setzt sich selbstbewußt in die Elektrische, meldet sich tapfer im Sekretariat, und wenn man auch sofort eine Art Aufregung, eine leichte Übelkeit im Magen und ein unsicheres Schwirren im Kopf spürt: all dies ist die Folge jener Überempfindlichkeit. Das Ganze kann schließlich nicht bedeutender und schwerer sein als die Besuche, die man als Gymnasiast im Panoptikum und im sogenannten anatomischen Museum gemacht hat. Allerdings berührte es einen auch damals schon unangenehm, den Wachsquerschnitt des Schwertschluckers in lebensstreuen Farben zu besichtigen; Edison, Asta Nielsen und Caruso in Wachs, das ging noch an, aber gleich daneben die wächserne Leiche des ermordeten Thronfolgers und die in den Reisekorb gequetschte verstümmelte Tänzerin ... bei diesem Anblick trübten sich die etwas scheu und vorsichtig neugierigen Augen, man ließ seinen eisernen Kriegssechser, die großen Männer unserer Zeit und die ganze Anatomie fahren und wankte aus den unheimlichen Räumen. Ja, so war das damals; aber jetzt handelt es sich doch wahrhaftig nicht um jugenhafte Neugierde, um so etwas wie eine unbewußte Probe von Sadismus oder Masochismus, sondern um eine ernsthafte Tätigkeit, um die Vorbereitung zum Lebensberuf; man ist erwachsen, man war Soldat, also auf in den Lebenskampf! Der Sekretär schickt einem einen Diener; der Diener steckt das papierene Trinkgeld in die Tasche, und nun los! Aber da gleich, an der

eisernen Tür der Kellerräume, der Geruch. Irgendein Geruch. Was für einer nur? Ein kalter, ein scharfer Geruch. Leichengeruch? Ach Unsinn. Leichenkammergeruch. Aber das Kribbeln hinten im Kopf spannt sich jetzt an und zieht sich mit einem Mal nach den Schläfen hin; in der Kehle klopft es, und man schluckt schwer und trocken; und als man dann auf der ersten Steinplatte, im gelblichweißen Licht, zwei riesige schmutzig-gelbe nackte Fußsohlen in die Luft ragen sieht und einen riesigen nackten aufgeblähten Bauch erblickt, da sieht man weiter gar nichts mehr, nein, man sieht überhaupt nichts, hört nichts und fühlt nur ein im Grunde genommen nicht einmal unangenehmes undeutliches Wogen, so ein Berg- und Talbahngefühl, — nun ja, damals nach dem Panoptikum hatte man sich auf dem Rummelplatz mit der Berg- und Talbahn getröstet, — und dann beginnt man sich erst wieder in der Welt umzuschauen, als man in einer Portierloge sitzt, vor einem ein halbes Glas Wasser, und in dem stickigen, herrlichen, feinduftenden dichten Pfeifenrauch steht der Diener vor einem und sagt: "Na, junger Herr, für Sie ist das nichts!"

Nein, das ist wirklich nichts für einen. Und dies zeigt sich endgültig, als man wütend und hart beschließt: zum Teufel nochmal, wenn ich es doch nun aber will! Und dann geht man in das andere Institut zu den Leichen; fest entschlossen bricht man zu Hause auf, fest entschlossen besteigt man die Straßenbahn, mit sicheren Schritten geht man auf den Eingang des Instituts zu, dann bleibt man vor dem Tor stehen und steht und steht, und weiter geht es nicht; beschämt und wütend rennt man nach Hause, reißt aufs Geratewohl eins von Vaters dicken medizinischen Büchern heraus, schlägt es aufs Geratewohl auf und sieht aufs Geratewohl nichts weiter zwar als die hautlose menschliche Figur vor sich, die das Muskelsystem demonstriert, aber selbst davon schon dreht sich einem der Magen um, Nein; diese ganze Arztgeschichte ist nichts für einen, mag man auch erwachsen, mag man auch Soldat gewesen sein und sogar beinahe einen Menschen getötet haben.

Denn man hat beinahe einen Menschen getötet. Nicht im Feld, denn dorthin ist man nicht mehr gekommen, sondern auf der Straße. Nicht aus Feindschaft, nicht aus Raubesabsicht, nicht aus Liebesrache, nicht aus Notwehr oder etwa aus Zufall, sondern einfach aus Dummheit. Eines Abends kommen brüllende, mit Astern geschmückte, unbekannte und unchargierte Soldaten und schmeißen einen aus der Kaserne: "Der Krieg ist aus, schert euch nach Hause, halt! wartet mall erst die Sterne 'runter vom Kragen, es

lebe die Revolution!" Die beiden weißen Sterne waren erst ganz vor kurzem an seinen Kragen genäht worden; es fällt gar nicht sehr schwer, sich von ihnen zu trennen, der Krieg ist ja aus, es ist Revolution, man ist Bürger und nicht Artillerie-Korporal: das Menschenabschlachten ist zu Ende, die Revolution bringt den Frieden, bringt das menschliche Leben. Man geht nach Hause, schmeißt den Säbel in die Ecke, zieht die Uniform aus, legt Zivilkleider an und drückt sich den weichen Hut auf den Kopf: und am folgenden Tage erklärt irgendeine Organisation oder Genossenschaft oder Behörde oder weiß der Kuckuck was, von nun an gehörst du zur freiwilligen Bürgerwehr und hast von der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen die Errungenschaften der Revolution zu schützen, die bürgerliche Freiheit und den Frieden, die Ruhe deines Hauses und die Ordnung deiner Straße. Gut. Man zieht wieder seine Artillerie-Uniform an, ohne Sterne, steckt die Füße wieder in die Schaftstiefel, zieht sich die Artilleristenmütze mit der Revolutionskokarde in die Stirn, schlüpft in die weiße Armbinde der Bürgerwehr, nimmt das neubekommene Mannlicher-Gewehr auf die Schulter und begibt sich gegen Abend auf die Straße. Es ist kalt, es regnet, es ist dunkel, man ist Soldat gewesen, das erste ist die Bürgerpflicht, also los. Es ist ja etwas ganz anderes, Soldat zu sein für den Frieden als für den Krieg! Fünfzig Schritte bis zur nächsten Straßenecke, fünfzig Schritte hinein in die Nebenstraße; an der Grenze des Rayons bleibt man einen Augenblick stehen, spricht zwei Worte mit einem schwächtigen Bürger in schwarzem Mantel und steifem Hut, mit Armbinde und Mannlicher, einem Bürgerwehr-Kameraden, dann dreht man sich um: zweimal fünfzig Schritte, bis zu dem andern Bürgerwehr-Kameraden mit Mannlicher und Armbinde, aber groß und dick und im Regenmantel, Nach drei Stunden wird man von jemandem aus dem Hause abgelöst, am übernächsten Tage kommt man wieder dran, für zweimal drei Stunden. Nicht viel eigentlich. Bloß dann empfindet man es als viel, wenn man gerade dabei . ist, seine drei Stunden abzumarschieren, fünfzig Schritte, fünfzig Schritte. Es ist kalt, es ist dunkel, es regnet. Und wenn man 'rausgekommen wäre an die Front? bis an den Hals in den Matsch, bis über den Kopf ins Blut, und nicht jeden zweiten Tag für zweimal drei Stunden an die Ecke der Andrassystraße, sondern in einem Zuge für drei Jahre in den Schützengraben? ... Nanu? was ist das? Geschrei in der Seitengasse. Das Ruhe und Ordnung bewachende Herz beginnt einem zu klopfen. Mal sehen, was da los ist. Vor einer dreckigen kleinen Kneipe spielt

sich der Radau ab. Ein paar Menschen in der beleuchteten Spelunkentür; ihnen gegenüber ein Mann, auf dem Fahrdamm, in der Nässe, im Dunkel. Sehen wir doch mal zu. Es ist Alkoholverbot, aber der gute Mann da scheint doch betrunken zu sein. Ein Kerl in zerlumpfter Uniform speit seine Wut aus gegen die in der Kneipentür Stehenden. Vielleicht haben sie ihn 'rausgeschmissen, und nun will er um jeden Preis wieder 'rein. Ja, der ist zweifellos betrunken. Aus der Kneipentür schreit jemand. "Bürgerwehr! Schutzmann! Bürger-weeehr!" Was ist denn da? sehen wir doch mal zu. "Na, Leute, was gibt's hier?!" "Bürgerweeehr! das besoffene Schwein da .. . betrunken war er schon, als er hier 'reinkam ... umbringen will er uns alle ..."

"Na, Kamerad, los, los, weiter. Wird's bald?!"

"Kamerad ... bist wohl nicht ganz richtig ... 'nen Dreck geht's dich an!"

"Ruhig, Kamerad, mach, daß du weiterkommst, sonst ergeht's dir schlecht. Eins-zwei, vorwärts!"

"Kamerad .. . bist wohl nicht ganz richtig, du Rotzjunge, scher dich weg da, sonst hau' ich dir eins in die Fresse ..."

"He ... paß auf, du! halt! sonst ..." Die zerlumpten Beine machen einen torkelnden Schritt; der Mannlicher springt von der Schulter. Das Gesindel in der Kneipentür ereifert sich. "Nichts gefallen lassen, Bürgerwehr! geben Sie's ihm doch!" Die finstere Gestalt kommt noch weiter vor. "Verflucht noch mal, was willst du denn mit dem Bajonett, du Lausejunge ... du Knirps . . . was willst du von mir? willst du etwa dein Bajonett in mich 'reinrennen? zum Teufel, du verdammter Lümmel ... mit dem Bajonett ... auf mich los?!" Ein wankender Schritt auf das Bajonett zu. Eine kreischende Frauenstimme aus der Kneipentür. "Stechen Sie ihn nieder, Bürger Wachtmeister!"

"Niederstechen ... daß dich der Teufel ... sehen dich weg da!" Ein trunkener Schwung nach der Bajonettspitze: der zerlumpfte, schmierig-nasse Soldatenmantel hat die stählerne Spitze schon erreicht. Da — ein nervöses Zucken, bloß eine einzige, drohende oder unbedachte Bewegung, ein Zucken des Körpers oder ein Zucken des Fingers am Hahn des Gewehrs: nicht aus Wut, nur aus Dummheit oder Angst oder Aufregung ... "Na, stich doch her, wenn du dich traust! schieß doch in mich 'rein, du! du ... wer bist du eigentlich? wie viele Jahre warst du an der Front, im Schützengraben ... du, na stich doch! ich war zweiundvierzig Monate im Feld, war nicht mal verwundet, bin nach Hause gekommen, Brot fressen und mich entlausen lassen, na, stich doch zu, verdammt noch mal... wie alt bist du denn, du

Knirps?! ich werde im März fünfzig, wenn das junge Herrchen da mich nicht absticht! bist du Soldat gewesen ... Teufel noch mal ..."

"Stechen Sie ihn ab! schießen Sie ihn nieder! besoffen kommt er her, das Schwein, frißt sich den Wanst voll, zahlt nicht und riskiert noch ein Lippe! Abstechen!"

"Na, stich doch, zurr Teufel! wegen so'n paar lumpiger Würstchen, na, los doch ..." Das Gewehr erstarrt einem in der Hand, der Arm wird einem eiskalt und der Kopf glühend, — "stechen Sie ihn ab!" kreischt die Frauenstimme in der Kneipentür, — und da denkt man daran, daß auch dieser zerlumpte Kerl einmal ein Mensch gewesen sein mag, als er damals vor jenen zweiundvierzig Monaten in den Schützengraben ging, und dann, zweiundvierzig Monate im Kopf, in der Brust, auf dem Rücken, in allen seinen Knochen, zweiundvierzig Monate älter ... zweiundvierzig Jahre älter und bettelhafter kommt er nach Hause in diesem zerlumpten, dreckigen Mantel und will sich ums Zahlen von einem Paar Würstchen drücken ... und da stellt sich jemand vor ihn hin, ein junger Bengel, mit einem Mannlicher-Gewehr, und da hängt alles davon ab, ob einem durch den Finger am Hahn ein nervöses, aufgeregtes Zucken geht, ob eine augenblickliche Angst oder ein kurzes Aufblitzen machtschützenden Selbstgefühls einem einen Stoß in den Arm gibt ... Und da taucht plötzlich irgendwoher aus der Dunkelheit ein Schutzmann auf. Ein mächtiger, langer Bursche, mit Schnurrbart, Ledergurt, Säbel, Revolver und kurzem Karabiner. Dem zerlumpten Betrunkenen mit seinen fünfzig Lebensjahren und seinen zweiundvierzig Frontmonaten krachen alle Knochen, wie der Polizist ihm die Hand auf die Schulter legt. Sofort verschwinden die Köpfe in der Kneipentür. Ein Schutzmann? das ist schon etwas Ernstes. Würstchen ... und vielleicht ein bis zwei Liter sauren Wein beim Alkoholverbot. Es ist still und dunkel. Zehn Worte noch, und das Ganze ist vorüber. "Na, Alter ... keine Faxen gemacht! Hauchen Sie mich mal an ... aha. Los, los, vorwärts, marsch!" Und da gehen sie auch schon los. Der Schutzmann salutiert; der Betrunkene taumelt. Man schlägt die Hacken zusammen und macht kehrt; fünfzig Schritte bis zur Grenze seines Wachbezirks, und ... wenn einem vorhin eine unbedachte kleine Bewegung durch den Arm gezuckt wäre, oder durch den Finger am Gewehrhahn ...

Keine Notwehr wäre das gewesen und kein Zufall: blinde Dummheit. Und man macht ja so viele Dummheiten im Leben. Oder ist es keine



Dummheit, keine Unfähigkeit, daß man nicht nach den Dingen greift, die sich einem so leicht und so liebevoll bieten? es würde sich doch lohnen, die Hand nach ihnen auszustrecken: seit Jahren sucht und verlangt man ja schon unbewußt danach. Lauert darauf, daß die Drahtverhaue um einen herum verschwinden. Daß das menschliche Leben etwas mehr Wert bekommt. Daß irgendwo der Morgen zu dämmern beginnt, der Besseres bringt, daß Frieden kommt, daß die Seele frei wird, daß, die gelitten haben, nun ihren Lohn davontragen. Daß der Mensch wieder Mensch sein kann. Und es scheint, der Gedanke ist nun reif geworden und die Welt — gezwungenermaßen zwar — ist zur Vernunft gekommen ... und dann wieder will es bald scheinen, als sei von alledem nichts wahr. Der Gedanke rutscht einmal nach rechts, ein andermal nach links. Krallen ragen hoch, und Hauer blitzen. Wer Hunger hat, wird auch jetzt nicht satt, und die Gier flammt ringsumher neu auf. Jetzt schon sieht man, daß der gute Wille von Tagen die Sünden von Jahrhunderten nicht wiedergutmachen kann. Vor allem, weil er daran gehindert wird. Wer hindert ihn? die Zeiten? das Schicksal? Man weiß es nicht. Aber fühlt man sich jetzt frei? nein ... denn diese Freiheit ist wie Sklaverei. Honigsüße werbende Worte Unterwürfiger wiegeln die Seele im geheimen zum Widerstand auf; die freie Rede und der freie Gedanke werden von aufgepeitschtem Massengrimm im Namen einer blutigen wilden Zukunft zerschmettert. Und die Tage schleichen versteckt dahin in dieser Gegenwart. Deshalb kann man nach nichts greifen. Deshalb ist Andreas Szilvási vergebens Führer bei einem Schülerrat; deshalb gründet Béla Szász vergebens ein offiziöses Wochenblatt; deshalb sind die gescheiterten Bücher und erlösenden Gedanken vergebens da, deshalb wird jedes kleine oder große Wollen flach und verläuft im Sande.

Man schlendert ziellos durch die Stadt; geht auf die Universität, hört sich fremde Vorlesungen an und trägt sich mit dem Plan umzusatteln, — aber welches Fach soll man wählen? — und zwischendurch sticht der Schmerz im Ellenbogen. Man widersteht den Worten eines langen, mageren jungen Mannes mit rotem Abzeichen, der einen für eine linksgerichtete Studentenvereinigung gewinnen will; widersteht den Worten des großen dicken Jünglings, der, ein nationalfarbenes Abzeichen im Knopfloch, einen zu irgendeiner rechtsgerichteten Studentenorganisation einlädt. Schreckerfüllt hört man, daß die Preise der rasend abnehmenden Lebensmittel schon wieder gestiegen sind; voll Wut nimmt man zur Kenntnis, daß das

ausgehungerte Land durch gesellschaftliche Wohltätigkeitsaktionen gesättigt werden soll; man stutzt bei der Nachricht, daß bewaffnete Soldaten wieder eine alleinstehende Villa auf dem Rosenhügel oder am Rande des Stadtparks geplündert haben; empört und verbittert erfährt man von den rücksichtslosen und wahnwitzigen Gewaltakten des siegreichen Feindes; über das tragische Aufflammen einer historischen Sentimentalität hinaus denkt man zähneknirschend, die Fäuste ballend und mit zermürbten oder bis zum Platzen gespannten Nerven im Wutschnauben ohnmächtigen Gefesseltseins an die als feindliche Beute abgetrennten Gebiete des Landes; man erblickt ein altbekanntes Gesicht auf der Straße, forscht ihm nach und erfährt, daß Onkel Elemér mit seiner Familie aus Szeles geflüchtet ist und jetzt, wie die Flüchtlinge aus den besetzten Landesteilen zu Tausenden bei einem Rangierbahnhof in einem Eisenbahnwaggon wohnt, ja: an Szeles denkt man und fängt an zu heulen. In seinen Gedanken tauchen Frauennamen auf, und dabei fühlt man eine seltsame zerbröckelte Stumpfheit in der Brust. Büchertitel fallen einem ein. Ziele, Hoffnungen, Pläne. Was alles möchte und wollte und könnte ich machen! denkt man, aber oft sagt man sich auch: ja, wenn ich könnte .. . denn anscheinend kann ich nicht, anscheinend tauge ich zu gar nichts ... warum nur? Und da sticht es wieder verteufelt im Ellenbogen, man muß aufhören zu denken, muß in die Küche laufen und sich von Käthe den heißen Umschlag machen lassen.

Indes glaubt man an die Gesundheit, denn das hat man von Vater gelernt, und von Mutter hat man es geerbt, die Krankheit und den Tod zu hassen. Rheumatismus! sagt man verächtlich, wütend und dazwischen aufstöhnend unter dem stechenden Schmerz im Ellenbogen. Einen schleichenden Katarrh habe ich! sagt man zur Selbstrechtfertigung und hustelt auch gleich, während man sich, bloß der Probe halber oder aus Langeweile, das Thermometer unter die Achsel steckt, welches dann 37.4 zeigt; und als die Quecksilbersäule am zweiten Tage bei 37.3, am dritten Tage bei 37.4 stehenbleibt und man weder hustet noch niest, steckt man den Fiebermesser ins Etui zurück und sagt: das Ding scheint kaputt zu sein. Der Schnupfen im Winter ist auch ohne Aspirin und heißen Tee vergangen, — man deckt sich warm zu und schwitzt des Nachts, daß man fast im Bett schwimmt, — und daß dennoch die Unruhe, Müdigkeit, Niedergeschlagenheit, Appetitlosigkeit und die etwas blasse "Winterfarbe" nicht schwinden, auch dafür läßt sich leicht eine Erklärung finden. Tja ... wie

soll sich denn der Körper wohl fühlen, wenn die Seele unruhig ist. Einmal darum, weil ein Zufall einem die kleine Livia Bertalan in den Weg geschickt hat, deren untertänig verliebten, mit kindlicher Offenheit sich darbietenden, aber frauenhaft schmerzlichen Blick man einfach nicht ertragen kann; dann wieder darum, weil vom andern Ende der Welt ein Brief ankommt, aus Shanghai, von Georg, der in recht knappen Worten beschreibt, wie er geflüchtet ist, richtiger gesagt, wie er sich aus dem im Frühjahr neunzehnhundertachtzehn in Auflösung begriffenen Gefangenenlager einfach entfernt hat, wie er mit drei Kameraden bis Wladiwostock gelangt, wie er als Kellner auf ein chinesisches Schiff gekommen ist, das übrigens verrostete Gewehre von lächerlich veraltetem Typus nach Shanghai transportierte; wie er zwei nicht zu schildernde Wochen unter russischen Emigranten in einem Café oder einer Art Vergnügungsort verlebt hat, das eigentlich bloß ein billiges Bordell war; und wie er sich schließlich im "amerikanischen Viertel" niedergelassen hat, wo er eine anständige Tätigkeit fand: in einer Bar trägt er als Klavierspieler ungarische Lieder und amerikanische Tanzweisen vor, verdient ganz schön, kann vorläufig anständig davon leben und beabsichtigt einstweilen nicht, nach Hause zu kommen, hätte auch keine Möglichkeit dazu, — *viele Grüße und Küsse an alle, Georg.* — Ja, über diesen Brief konnte man nun wahrhaftig krank werden, und mehr noch darüber, wie Vater ihn aufnahm: hellster Freude folgte kalte Ernüchterung und dieser wild ausbrechende Wut und Verzweiflung. Als er den Brief zu Ende gelesen hatte, stürzte er ins Sprechzimmer, riegelte die Tür hinter sich ab und kam erst nach mehr als einer Stunde wieder heraus; und noch den ganzen Nachmittag sagte er, gleichsam unbewußt, in einem fort vor sich hin: "So eine Schlechtigkeit ... so ein Haß ... so eine Unversöhnlichkeit .. wer hätte das gedacht ... wer hätte das für möglich gehalten!"

Aber krank werden konnte man auch vor Ekel, vor Enttäuschung darüber, daß der Frieden so ganz anders aussah, als man ihn sich vorgestellt hatte. Die Politiker hatten gelogen, als sie dies und das versprachen; die Freunde hatten gelogen, als sie um Hilfe baten; die Feinde hatten gelogen, als sie Recht und Billigkeit verkündeten; der Chanson-Dichter hatte gelogen, als er sang, wie es sein würde beim "Wiedersehen in der Heimat"; der Tod hatte gelogen, als er einen glauben machte, er sei notwendig; das Leben hatte gelogen, als es einem einredete, es sei möglich. Krank werden mußte man darüber, daß die schwüle dumpfe Luft einem weiterhin schwer auf

Lunge und Gemüt lag, um dann plötzlich unerträglich dünn zu werden: die Flamme steigt auf, und die Welt verändert sich auf dem winzigen ungarischen Globus: fache sie an, die rote Flamme, oder verbrenne in ihr! Andreas Szilvási ist Stellvertreter irgendeines Kultur- oder Literatur- oder Unterrichts-Volkskommissars; Julius Bocsor ist der kommunistische Diktator von Rákos; Amme Eva, die den vermutlich Hunger leidenden armen Herrschaften Milch, Brot und Speck ins Haus schmuggelt, erzählt zitternd vor Aufregung, daß sogar der brave Daniel verrückt geworden sei von dem vielen Geschwätz des Julius und nun auch schon "fast" Kommunist sei ... Bekannte Gesichter blicken erschrocken scheel weg auf der Straße, wenn man ihnen begegnet, oder spähen argwöhnisch, wer und was derjenige ist, mit dem sie sich ins Gespräch einlassen. Jeder hat vor jedem Angst; jeder haßt jeden. Das sollte die neue Welt sein?! Das die Erlösung?! Das der Frieden?!

Und dann eines Tages läuft es einem kalt über den Rücken, und es fröstelt einen am ganzen Körper. "Was ist denn?" sagt Vater ernst, "Schüttelfrost? laß mich mal deinen Puls fühlen. Vier mal achtundzwanzig, das ist hundertzölf ... du, dir muß was fehlen, leg mal das Thermometer ein." Man lächelt skeptisch. "Was fehlen? krank? ... ach Unsinn." Dann nimmt man das Thermometer, steckt es in den Mund, damit das Messen nicht so lange dauert, guckt mitleidig und verächtlich auf die Skala; da stutzt der Blick, und man sagt: "Tatsächlich, anscheinend fehlt mir wirklich was, ich habe ja Fieber: 39.1."

Der frühere Kinderarzt, der einen von klein an behandelt hat und der die "Konstitution am besten kennt", wird gerufen, untersucht einen, macht "hm", findet die Ursache des Fiebers nicht und gesteht am dritten Tage offen und ehrlich, daß er leider nicht dahinterkommen könne, um was es sich hier handelt. Dann besucht einen auf Vaters dringenden Ruf der "Rheuma-Spezialist", dann kommt ein berühmter Universitätsprofessor. Dieser schickt einen ins Bett und legt den immer häufiger schmerzenden linken Arm zwecks völliger Ruhe auf ein besonderes kleines Kissen; einige Tage später wird von dem schlimmen Ellenbogen eine Röntgenaufnahme gemacht, der Professor kommt wieder, es folgt eine bakteriologische Untersuchung; und schließlich kommt der Befehl: liegen. Die Krankheit: "Eine Art Rheumatismus". Man liegt eine Woche, zwei Wochen, einen Monat, währenddessen unterhält man sich viel mit Vater, der oft eine Erklärung zu

geben beginnt, aber niemals weiter kommt als: "Nun, wir werden ja bald sehen, wohin sich die Sache entwickelt ..." Aber dann kann man nicht weiter warten, und Vater erläutert einem nach und nach mit weisen ärztlichen Worten, daß es sogenannte tuberkulöse Infektionen gibt, wie zum Beispiel die Lungenschwindsucht, nicht wahr, und die gelindeste unter diesen Infektionen ist die sogenannte Knochentuberkulose, die im allgemeinen in den Gelenken auftritt; die leichteste Art der Knochentuberkulose wiederum ist der *Fungus cubiti*, der, wie der Name sagt, im Ellenbogen sitzt ... denn darum handelt es sich und nicht um "eine Art Rheumatismus", und zugezogen hat man sich das offenbar damals, als beim Sturz mit dem Pferd der dumme Ellbogen gebrochen ist. Jedoch die Heliotherapie, mit anderen Worten: die Sonnenkur, bedeutet heute bereits sichere Heilung dieser Krankheit, und so wird man schließlich und endlich nächste Woche in die Schweiz reisen, nach einem Höhenkurort, und zwar allein, denn dazu ist man kräftig genug, und im übrigen ist die Krankheit keineswegs bösartig. Alles zur Reise Notwendige ist bereits besorgt. Leicht war das nicht, aber es ist gelungen, das ist die Hauptsache. Geld, Fahrkarte, Zimmer im Schweizer Sanatorium, Genehmigungen, Atteste, alles ist da. Dienstag kann es losgehen!

Tuberkulose? dachte Paul in seinem Bett, *Fungus cubiti*? Na, schön, auch eine Lösung. Also auf in die Schweiz, um zu sterben.

### **"Hier oben" — Schweizer Tagebuch: ein unzeitgemäßes, romantisches Zwischenspiel.**

Ich zeichne diese Dinge auf, weil ... Aus keinem besonderen Grunde. Wozu ein Programm geben, ein Vorwort schreiben? Ich zeichne sie auf, weil mich die Lust dazu überkam. Gehen wir gleich in *medias res*: ich sitze hier oben in einem Schweizer Dorf, vielmehr ich liege in einem Sanatorium für Tuberkulose. Anfänglich habe ich mich darüber gewundert, dass ich hier bin, mich gewundert, daß man mich hergeschickt hat trotz so vieler Schwierigkeiten. Ich hielt es für ganz überflüssig. Die Tuberkulose ist eine gute, sichere Krankheit, man stirbt an ihr, und Schluß. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ich hier bin, und glaube sogar schon, daß ich gesund werde. Knochentuberkulose, im Ellenbogengelenk, hier oben nennt man das einen "chirurgischen Fall" und hält ihn im allgemeinen für harmlos. Und gerade bei mir, sagt man, sei die Sache nicht bösartig, wenngleich sie ziemlich langwierig sein werde. Möglich, daß man dieses "Nicht-bösartig" nur aus Schonung und Takt betont, mit berufsmäßigem Optimismus; an die Termine indessen glaube ich nicht, weder an die kurz bemessenen, noch an die langfristigen. Hieß es doch einst auch, der Krieg würde bis zum Herbst dauern; nun, er hat tatsächlich bis zum Herbst gedauert, bloß daß inzwischen vier Herbste vergingen. Dann hieß es, die Oktober-Revolution richte sich ein auf ein Jahrhundert, ich hatte auch manchmal wirklich das Gefühl, als dauere sie für mich mindestens ein Jahrhundert. Dann kamen die Kommunisten mit ihrem Jahrhundert ... und was wird nach ihnen kommen? Das kann man natürlich hier oben nicht erfahren. Hier oben ... halt. Wenden wir uns nun doch zunächst zurück zum Anfang dieser ganzen Geschichte.

Ende Mai reiste ich von Budapest ab. Es war schwierig, und ich verstehe es bis heutigen Tages nicht ganz, wie es Vater gelungen ist, das Geld und sämtliche Genehmigungen zu beschaffen. Nachträglich hörte ich über die Vorbereitungen das eine und andere: zum Beispiel auch dies, daß Vater ursprünglich beabsichtigt hatte, mit mir zu fahren, — lächerlich, ich bin doch kein kleines Kind, — Muttmchen Klara widersetzte sich dem aber heftig, sie wollte nicht allein bleiben, und so teilte Vater mir schließlich bereits bei unserem ersten Gespräch über meine Reise mit, daß ich allein fahren würde.

Doch hatte er es durchgesetzt, der Himmel mag wissen, um den Preis welcher Mühen und Opfer, daß ich als liegender Kranker reisen konnte, in einem Kranken-Abteil, und an den Umsteigestationen von Sanitätern erwartet wurde. Ich werde sie nicht in Anspruch nehmen, beschloß ich sofort. Verreisen, nun gut, das war in Ordnung, selbst wenn ich es eigentlich für zwecklos hielt. Aber mich ganz verweichlichen lassen, nein!

Ich hielt, wie gesagt, diese ganze Kur für zwecklos und begab mich ungern auf die Reise, es tat mir leid um Vaters Geld und um meine Mühe. Ich hatte mich zu Hause schon ganz schön daran gewöhnt, in meinem Zimmer zu liegen und nichts zu tun, mich um nichts kümmern, mit nichts beschäftigen zu müssen. Ich war ein musterhafter und passionierter Patient, war vor allem ruhig und erschrak selbst dann nicht, als sich herausstellte, daß meine Krankheit nicht "eine Art Rheumatismus" war, sondern Gelenktuberkulose. Hätte es von mir abgehangen, so wäre ich nicht gefahren. Aber man lebt ja nicht für sich selbst und stirbt nicht dann, wenn man will. Also ich reiste ab. Ein Krankenwagen holte mich, und auf einer Tragbahre wurde ich auf den Bahnsteig getragen. Vater begleitete mich natürlich. Er war heiter und zuversichtlich, tröstete mich und lachte; und so trennten wir uns auch, zum Glück kam es nicht zu gerührter Abschiedsstimmung: die begleitenden Personen wurden ganz unerwartet vom Bahnsteig weggeschickt. Vater winkte mir hinter der Sperre, als mein Zug abfuhr.

Der Zug. Georg ist gewiß in schäbigeren Zügen gefahren in Rußland und in China, aber auch meiner war ziemlich kläglich. Bloß gerade, daß es kein Viehwagen war. Ich fuhr jedenfalls hochherrschaftlich, oder sagen wir: wie es einem "Todkranken" zukommt, allein in einem Halbabteil. Viel gestört wurde ich nicht: an die fünf oder sechs bedenklich lautende ärztliche Atteste und ein befehlartiges amtliches Schriftstück taten ihre Wirkung, und mein linker Arm im Gipsverband imponierte den Leuten offensichtlich. Vielleicht bedauerten sie mich sogar. Auch bei der Zollrevision machten mir die kommunistischen Beamten keine Schwierigkeiten; bloß einer von ihnen murmelte in der Coupéetür etwas von der sich im Dunkeln verkriechenden gegenrevolutionären Bourgeoisbande, die ihre kranken Sprößlinge noch immer ins Ausland schicken könne zur Kur, während die Proletarier nach wie vor zu Tausenden zu Hause an der Lungenschwindsucht krepieren.

Schließlich und endlich ... er hatte recht. Indes wühlte der andere Zollbeamte meine Koffer um, fand nichts, das verdächtig oder von besonderem Wert gewesen wäre, denn meinen zwölffachen Feldstecher und den kleinen photographischen Apparat — Geschenke von Vater, die ich bekommen hatte, als ich zum Militär kam — hatte ich noch in Budapest unter mich gelegt. Aufzustehen brauchte ich nicht, Leibesvisitation fand nicht statt; nach der Gepäckrevision ließ man mich in Frieden.

Österreich. Der Feldstecher und der Photoapparat drückten mich schon schauerhaft; jenseits der Grenze stand ich sofort auf, ging auf den Gang, spazierte durch den ziemlich leeren Waggon. Ein gutgekleideter Fremder sah mich wütend an und wollte um jeden Preis ein Gespräch mit mir anknüpfen. Wahrscheinlich ein kommunistischer Agent, der jetzt konstatierte, daß ich wirklich nicht krank war, sondern tatsächlich ein simulierender Gegenrevolutionär sein mußte. Oder ein Schieber. Einerlei. Wenn er nur zu Hause Vater keine Unannehmlichkeiten machte.

Die Sanitäter werde ich nicht in Anspruch nehmen, weder in Wien, noch in Zürich, vielleicht werde ich sogar irgendwo aussteigen, die Reise für einen oder zwei Tage unterbrechen und ein bißchen Umschau halten. Fast fünf Jahre war ich ja eingeschlossen gewesen ... und mein Ellenbogen tat mir auch nicht weh. Seit Monaten zum erstenmal war das Stechen verschwunden. Es war mir warm, aber ich glaube nicht, daß ich Fieber hatte. Aufgeregt war ich. Nach fast fünf Jahren zum erstenmal über die Grenze ... Ich hatte mir allerdings diese meine erste Auslandsreise anders vorgestellt. Aber auch so war's nicht schlecht. Und die Hauptsache war, daß ich mich ganz wohl fühlte.

In Wien stieg ich dann doch nicht aus, daran war der österreichische Zollbeamte schuld. Gleich hinter der Grenze kam er ins Abteil, in Zivil, mit Soldatenmütze und Armbinde. Er sah sich meinen Paß an und die vielerlei Atteste. "Ein Kriegsgeschenk?" fragte er und zeigte auf meinen Arm. "Jawohl", antwortete ich, und damit log ich schließlich nicht, sagte höchstens bloß die halbe Wahrheit. Wäre ich nicht Soldat gewesen, dann wäre ich nicht geritten, hätte nicht mit dem Pferd stürzen können und so weiter. Aber diese halbe Wahrheit genügte dem Zollbeamten auch. "Einundfünfzig Monate!" sagte er mit einer ekelerfüllten Handbewegung, "von einundfünfzig Monaten hab' ich dreißig im Schützengraben verbracht, neun im Kriegslazarett, sechs im Hinterlandsdienst. Februar 1915 bin ich 'rausgegangen. Sie", er zeigte auf



meinen Gipsverband, "Sie dienen noch ein bißchen weiter. Das ist es ja, was wir Sozialisten immer sagen: der Krieg ist nicht zu Ende, im Gegenteil, in gewissem Sinne fängt er jetzt erst an. Wir rufen ja, aber leider umsonst, nie wieder Krieg! Das werden bei uns die hetzerischen patriotischen Parteien nie verstehen, und bei Ihnen die Kommunisten nicht. Sind Sie Kommunist? denn auch das könnte mich nicht hindern, meiner Ansicht Ausdruck zu geben. Wissen Sie, was das bedeutet: *bellum omnium contra omnes?*" und erklärend fügte er gleich hinzu: "Bevor ich Soldat wurde, habe ich Philologie studiert, wollte Lehrer werden, Latein und Griechisch. Sie verstehen also. Nun, deuten Sie den wörtlichen Sinn so: wir, die wir keine Revolutionäre, sondern an die Evolution glaubende Sozialisten sind, wir sehen die Hauptsünde der Linksextremen und der Rechtsextremen darin, daß sie, wenn ihre unbezwingbare, stellenweise zwangsmäßige Kriegslust keinen äußeren Feind findet oder sich nicht rühren kann gegen die Übermacht ringsumher, daß sie sich dann in der nächsten Nähe einen Feind sucht, innerhalb der Landesgrenzen oder innerhalb der Gesellschaft. Das Schlagwort, das Banner, spielt keine Rolle. Aber es gibt keinen Frieden: das ist das Wesentliche. Und es wird noch lange keinen geben, wissen Sie." Dann ging er 'raus aus meinem Abteil.

Ein gut aussehender, strammer Bursche. Vielleicht in Georgs Alter. Ich hätte ihn gern gefragt, warum er denn, wenn er erst Philologie studiert hatte, jetzt Eisenbahner oder Zollbeamter war, und ich hätte ihm auch gern gesagt, ich sei der Meinung, wengleich ich nicht sehr viel davon verstehe, daß die richtigen Sozialisten anders sprächen als er. Aber ich sah ihn dann nicht mehr, erst am Ostbahnhof kam er wieder zu mir herein, als keine Zeit mehr war zu einer Unterhaltung. Auf der Station wurde ich von einem Krankenwagen erwartet, ich war gezwungen, mich hineinzusetzen, weil der Zollbeamte mich an den Wagen begleitete und ich vor ihm beileibe nicht den Anschein erwecken wollte, als seien meine ärztlichen Atteste gefälscht und als sei ich ein simulierender Flüchtling, ein Schieber oder kommunistischer Beauftragter. Ich verabschiedete mich von ihm und bedankte mich für seine Gefälligkeit, obgleich ich wirklich nur seinetwegen den Krankenwagen bestieg. Vom Westbahnhof wollte eine zehntausendköpfige Menschenmenge abreisen, und die Menschenmauer, die auf andere Weise nicht zu durchbrechen gewesen wäre, teilte sich diszipliniert und rücksichtsvoll und gab den beiden uniformierten Krankenpflegern, die mich begleiteten, die

Bahn frei. Ich möchte aufrichtig sein. Ich weiß nicht, ob in mir die Freude an diesem glatten Triumphheinzug überwog oder der Abscheu vor mir selbst, weil unter den zehntausend Menschen hier gerade ich der erste oder der zehntausendste, kurz die Ausnahme war. Krank bin ich? und deswegen gebührt mir so einfach und ungestört dasjenige, worum zehntausend sich hart plagen müssen? sind sie nicht auch krank, alle? Es beruhigte mich vielleicht nur der Umstand, daß mir eine andere Menschenmenge einfiel, die von damals, neunzehnhundertvierzehn, am Bahnhof in Ostende. Ich hatte mich auch schon manchmal unter den Zehntausend befunden.

Auch im Zuge nach Zürich war ein Halbabteil für mich reserviert. Im übrigen war der Züricher Wagen ebenso schmierig und abgenutzt wie der, in dem ich bis Wien gefahren war.

Ein sonderbares Gefühl war es, daß mich nach langen Monaten der Ellenbogen nicht schmerzte. Er wollte und wollte nicht weh tun: aber die Menschen wußten das nicht und sahen mitleidsvoll in mein Coupée, an dessen Tür ein kleines Schild mit dem Roten Kreuz hing. Als ich auf den Gang hinaustrat, streiften bedauernde Blicke meinen Armverband, und die Menschen schienen mir vorsichtig ausweichen zu wollen. Das war freilich nicht möglich, denn der Zug, alle Abteile und Gänge, waren gedrängt voll.

Der Frieden in meinem Arm: ein seltsames Gefühl, — aber ein geradezu unbeschreibliches Gefühl war es, nach fast fünf Jahren wieder auf fremdem Boden, unter fremden Menschen zu sein, eine fremde Sprache zu hören. Was würde ich nun — wenn auch nur mit halbem Ohr, wenn auch nur als ein milde Ausgeschlossener — über die Welt, zu hören bekommen!

Die Leute im Eisenbahnwagen sprachen von Geld. Fast alle meine Reisegefährten. Von Valuten und Devisen, von Geschäftsunternehmungen und Wertpapieren, von der Börse, von Käufern, von Ware, vom Handel. Ein riesengroßer Herr mit einem Backenbart redete von einem in einer französischen Kleinstadt lagernden amerikanischen Konserventransport, der "dort draußen" nicht mehr zu verwerten sei, hingegen "hier bei uns" gekauft werden würde wie Zucker. "Ich sag Ihnen, Se wer'n schon sehn!" meinte er zu seinem Reisegefährten und bot ihm dann eine Havanna-Zigarre an, die er als Muster von einem ausländischen Geschäftsfreund bekommen hatte, zur Probe, "ob sich in dem Artikel nichts machen ließe in Wien". Ein anderer Herr sprach, sooft ich nur an seinem Abteil vorüberging, vom Dollar. "Parität

Zürich", sagte er und nannte Zahlen, "Parität Paris, Parität London ..." Ein dritter Herr behauptete, er trüge Österreichs ganzen Kohlengrubenbau in seiner Aktentasche, und in der Tasche eines vierten Herrn steckte angeblich ein Auftragschreiben, das auf die Verwertung von Bulgariens gesamtem Kriegsbriefmarkenbestand lautete. Kurz und gut: überall Geld und Geschäft. Laut oder flüsternd, prahlerisch oder heimlichtuend. Nur ganz hinten in einem Abteil saß eine merkwürdig laute Gesellschaft von sechs Personen, die von etwas anderem sprach. Auf dem Gang ans Fenster gelehnt stand ich lange Zeit vor diesem Coupée. Ein Herr behauptete in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, jawohl, Gottfried Benn sei Kommunist, man müsse seine Artikel nur lesen und verstehen, zum Beispiel auch seine *Synthese* betitelte Dichtung. Der andere Herr versicherte genau so hartnäckig, im Gegenteil, Gottfried Benn sei ein lauer Romantiker, ein Dekadenter sogar, man müsse nur einige seiner Artikel lesen und verstehen, wie zum Beispiel sein Gedicht *O Nacht*. Der vierte Herr behauptete von Werfel und Shaw genau das Gegenteil dessen, was der dritte Herr über sie geäußert hatte. Der fünfte hielt Hasenclever für begabt, Unruh für unbegabt, der sechste war wieder entgegengesetzter Meinung. Dann begann die ganze Gesellschaft, im Tutti, mit sechs erregten Stimmen, einen wilden Streit über Theater, Schauspieler und vornehmlich Regie: aus dem Stimmengewirr klangen sekundenweise die Namen Brahm, Reinhardt, Barnowsky, Tairoff, Antoine, Stanislawsky. Und dann gesellte sich aus einem andern Waggon eine kleine schwarzäugige Frau zu ihnen, mit starren Gesichtszügen, bleicher Stirn und tiefer Stimme; da sprangen sie alle sechs auf und boten ihr Platz an; sie sagte leise: "Oh, bleibt doch sitzen, ich wollte euch bloß für einen Augenblick besuchen, ich muß ja zurück zum Baron. Du, Fritz, was hör ich? du willst nach Berlin kommen mit einem Strindberg-Zyklus? und davon hast du mir nichts gesagt? ..."

Geheimnisvolle Dinge, fremde Dinge. Wer sind diese Leute, denen es um Geld oder Literatur und Theater geht? wer ist diese Schauspielerin mit ihrem Baron: großer Gott, was wissen und können die alles, wovon ich keine Ahnung habe! War ich denn wirklich so sehr abgeschlossen? oder liegt es an mir, habe ich nicht genügend aufgemerkt, mich nicht interessiert? Und von all dem, was es so gibt in der Welt, höre ich jetzt erst ein paar Worte, jetzt, da ich in die Schweiz fahre, um zu sterben!

Denn dort im Zug hatte ich diesen Gedanken, ohne daß er mich in Aufregung versetzt hätte. Möglich, sagte ich kalt zu mir selbst, daß du wieder gesund wirst, der Arm tut dir ja nicht einmal mehr weh, dann hast du noch Zeit zu allem; aber auch möglich, daß du stirbst, dann ist ohnehin alles gleichgültig. Jetzt in diesem Augenblick also ist es ziemlich einerlei, ob du etwas mehr von der Welt weißt oder etwas weniger. Die Schweiz ist ein Friedensland, und auch der Tod ist Friede, angeblich. Das paßt also zusammen. Du bist auf dem Wege zum richtigsten Ort.

Ich dachte an Muttchen Klara, als der Zug an den bekannten österreichischen Kurorten vorüberfuhr. Am Fuße der Tiroler und Vorarlberger Alpen fiel mir Vater ein. Und als wir die österreichische Grenzstation verließen, mußte ich daran denken, daß Krieg gewesen war, daß zu Hause Kommunismus herrschte und es mir dennoch gelungen war, den Drahtverhau zu durchbrechen. Wenn auch um den Preis einer Knochentuberkulose.

Der Zug fährt langsamer; an der Seite eines Wärterhauses steht: Buchs. In meiner Brust spannt sich etwas, in meinem Kopf beginnt etwas zu pulsieren, — Buchs, Schweiz, das Friedensland! ... Der Zug hält schon, und jetzt werde ich aussteigen, werde meinen Fuß auf ein Stück Land von Europa setzen, das nicht von Menschenblut verunreinigt ist, werde diese Erde betreten und vielleicht in die Knie sinken ... Und in diesem Augenblick geschah etwas, das ich nicht ganz verstehe. In diesem Augenblick schiebt ein Mädchen in weißer Kittelschürze einen Wagen vor den Waggons vorbei. "Frische Orangen!" singt sie, "Schokolade, Zigaretten, frische Bananen! ..."

Was ist? was bedeutet diese gräßliche, sonderbare Starrheit in meinem ganzen Körper? Von der Stange oben am Schiebewagen hängen zwei riesige, volle, gelbleuchtende Bananenstauden herab. Ich war schon unten auf der Erde. Auf der Friedenserde. "Fräulein — !"

Sie blieb stehen mit ihrem Wagen und wandte sich um. "Frische Bananen!" sang sie und lächelte. "Gefällig — ?"

"Sind sie frisch?" fragte ich; noch jetzt höre ich, wie heiser und erregt meine Stimme klang. "Ganz frisch", beteuerte sie. "Zwanzig Centimes das Stück."

Meine an Papiergeld gewöhnten Finger krepeln ungeschickt, mühsam das Schweizer Kleingeld aus der Tasche. Und dann ...

Es gibt schauerliche Momente im Leben des Menschen, so auch die, wenn einem bewußt wird, daß man jetzt, in diesem Augenblick, etwas erkennt oder vergißt, etwas erlebt oder versäumt.

Ich dachte in diesem Augenblick nicht an Mutter, die tot war, nicht an Vater, der zu Hause ums Leben kämpfte, nicht an Georg, den ich vier Jahre lang nicht gesehen hatte, nicht an Szeles, das die Rumänen weggenommen hatten, ich dachte nicht an den Krieg und nicht an den Frieden, nicht an das Leiden und die Erlösung der Millionen Menschen, nicht daran, daß mindestens in halb Europa die Massen Hunger litten, ich dachte auch nicht an mein Leben oder an meine Krankheit oder an meinen Tod: mein Mund war voll Banane, ich schlang, ich biß ab, ich schluckte und schluckte und wunderte mich, wie eigentümlich, ein wenig salzig, das schmeckte, 1914 hatten die Bananen keinen so salzigen Geschmack gehabt, und ich begriff nicht, wieso die fünf Buchstaben am Wärterhäuschen mit einemmal verschwommen, zittrig, trübe wurden; ganz unleserlich stand da das Wort: Buchs.

Das Sanatorium, in dem ich wohne, heißt *La Bonne Santé*. Ein schöner Name, ein optimistischer Name. Das Haus ist aus Holz gebaut, im *Chalet*-Stil; aber es findet sich in ihm alle moderne Ausrüstung der Hygiene: Bäder, fließendes Wasser in den Zimmern, Zentralheizung, Linoleumfußboden. In meinem Zimmer stehen ein Tisch, drei Stühle und ein Sessel; der Schrank ist in die Wand versenkt, flach und breit; das Hauptmöbelstück ist das Bett. Ein eigenartiges hohes Bett, mit ganz harter Matratze, einem einzigen flachen harten Kopfkissen und einer Kamelhaardecke. Das alles sind Abhärtungsmittel, gehört zur Heilkur. Aber hier ist nicht das Zimmer das Wichtigste, sondern der Balkon. Jeder Kranke hat seinen besonderen Balkon, der genau so groß ist wie das Zimmer und nach Süden liegt. Fröhlich morgens — jetzt bereits gegen sechs Uhr — scheint die Sonne darauf, und in diesem und auch im nächsten Monat wird es fünf Uhr nachmittags, bis sie rechter Hand verschwindet hinter den Bergen, in der Richtung des Genfer Sees.

Das Bett rollt auf kleinen Rädern; man legt sich darauf, und die Krankenpflegerin schiebt einen hinaus auf den Balkon ... nein, das kommt erst später.

Zunächst die Menschen, die ich hier traf.

Madame Vindaz, eine Schweizer Französin, die Inhaberin des Sanatoriums. Eine Witwe, dick, alt, rotbackig und von sprudelndem Redefluß. Sie empfing mich in ihrem Büro, begrüßte mich, freute sich, daß ich angekommen, und fragte, wie die Reise verlaufen sei; und im Anschluß daran erkundigte sie sich sofort, in welcher Art ich zu zahlen wünschte, oder vielmehr, wie ich zahlen könnte, ob wöchentlich, nachher oder im voraus; und dann fragte sie, ob es in Budapest ein Postscheckamt gebe und ob es wahr sei, daß die Leute dort rohen Kürbis äßen, und vor allem, ob es wahr sei, daß die "Communards" auf gewöhnliches Packpapier mit roter Tinte die Ziffer "1000" schrieben und man dieses Papier dann als Geld annehmen müßte, — denn sie ihrerseits könne leider derartige "Assignaten" nicht annehmen, sei aber gern bereit, Schweizer Franken oder Pfunde oder Dollars in Zahlung zu nehmen. Es wäre ein wenig schwer gewesen, ihr diese Dinge so plötzlich aus dem Stegreif zu erklären, und so hielt ich es für einfacher, mein gesamtes "annehmbares" Geld bei ihr zu deponieren. Die bekannt aussehenden Banknoten beruhigten Madame Vindaz, — sie wiederum beruhigte mich, in ihrem Sanatorium würde ich bestimmt gesund werden; in ihrem Sanatorium stürben die Patienten überhaupt nicht.

Monsieur Vindaz. Der Sohn der Madame; er ist der Chef, der geschäftliche Leiter und zugleich der Oberkoch. Ein großer, magerer, rotbackiger junger Mann mit Bürstenfrisur. Höflich nahm er die weiße Kochmütze ab, wischte sich seine mächtigen roten Hände in die Schürze, gab mir dann die Hand und fragte sofort nach der Begrüßung, ob ich hie und da "Goulache" zu essen wünsche, wenn ja, ob ich mich dann mit Pfeffer begnügen würde, da zur Zeit mein Nationalgewürz, der Paprika, nicht zu beschaffen sei. Er würde sich freuen, mir in dieser Hinsicht zur Verfügung stehen zu können, obgleich im allgemeinen hier im Hause gewürzlos gekocht würde. Und gleichzeitig meldete er sich mir noch als Abnehmer der Briefmarken an, die ich auf meiner Post aus Ungarn erhalten würde, denn er sei ein großer Markensammler, und die ungarischen "Revolutions-Titres" fehlten ihm leider noch.

Mademoiselle Vindaz. Das heißt, eigentlich nicht Mademoiselle Vindaz, sondern Sœur Anne; sie ist die Première, die Oberschwester. Sechszwanzig Jahre alt, klein wie die Madame, hat große rote Hände wie der Chef und ist rotbackig wie die beiden; hübsch ist sie nicht, hat aber lebenswürdige Züge und eine gute Figur; sie trägt eine weiße Haube und

einen weißen Schwesternkittel. Sie führte mich hinauf in mein Zimmer und fragte gleich, während sie meine Sachen in den Wandschrank räumte, ob ich jetzt schlafen möchte — denn ich sei vielleicht müde von der langen Reise — oder ob ich mich lieber auf den Balkon legen möchte. "Ich würde gern gleich die Sonnenkur beginnen", antwortete ich. Sie lachte über meinen Eifer und erklärte mir dann, das sei nicht so einfach, wie ich es mir vorstelle; auch bei der Sonne gebe es, wie bei jedem Heilmittel, immer eine bestimmte Dosis; die Sonnenkur habe ihre strenge Methode, und ohne die Weisungen des "Docteur" dürfe sie nicht begonnen werden. Aber ich solle nur Geduld haben, der Docteur werde bereits am Nachmittag kommen und mich untersuchen. "Auf den Balkon können Sie sich aber auf jeden Fall legen, gut zugedeckt", sagte sie, "ich werde Sie also jetzt ausziehen."

"O danke", antwortete ich, "ich kann mich auch selbst ausziehen, ganz ohne den Arm dabei zu bewegen, daran habe ich mich schon gewöhnt." Sœur Anne lachte. Lieb, in hohem, hellklingendem Ton. "Oh Monsieur, Sie sind wohl schamhaft? Na, das müssen Sie sich schleunigst abgewöhnen. Hier oben sind alle Leute nackt, und keiner schämt sich. Ich meine, eine kleine weiße Schwimmhose haben sie auch in der Sonne an und einen weißen Leinenhut mit breiter Krempe. Sonst aber muß der ganze Körper von den Sonnenstrahlen beschienen werden, also liegt man hier nackt. Sie werden's ja sehen." Und damit fing sie auch schon an, mich auszuziehen. Angenehm war das nicht; möglich, daß ich mich daran gewöhne, dachte ich, daß es mir einfach in Fleisch und Blut übergeht, die Krankenschwester nicht als Frau zu betrachten; einstweilen aber genierte ich mich. Sœur Anne lachte wieder. "Ich hoffe, Monsieur, der Docteur wird Ihnen nicht ganz und gar das Aufstehen verbieten. Denn dann gäbe es in den ersten Tagen, wie ich sehe, wohl einige Schwierigkeiten mit gewissen Dingen ..."

Mademoiselle Hélène, das Zimmermädchen. In einer hellblauen Arbeitsschürze kam sie zu mir herein und fragte, ob ich nicht irgendeinen Wunsch habe, zum Beispiel bezüglich der Zimmereinrichtung, ob sie die Möbel vielleicht umstellen solle; sie machte mich darauf aufmerksam, daß sie mir zum Reinigen der Rasierklingen jede Woche einen besonderen Lappen geben würde, ich solle zu diesem Zweck nicht die Handtücher benutzen, denn mit der scharfen Klinge schneide man zu leicht Löcher hinein. Dann bat sie mich noch, ich möge sie nicht Mademoiselle nennen, einfach bloß Hélène, sie sei nämlich schon verheiratet, bloß ihr Mann lebe unten in Lausanne, als

Zimmerkellner im Hotel Victoria; alle zwei Wochen könne sie 'runtergehen, ihn besuchen, Sonntag nachmittags, was recht wenig sei, aber sie tue nicht einmal das, weil sie nicht sehr gut miteinander seien, wenn sie sich auch offiziell noch nicht haben scheiden lassen, so betrachte sie sich doch schon lange als ledig und frei. Auch Hélène hat ein rotes Gesicht, sie ist eine große, breitschultrige Person und trägt das Haar in zwei dicken Zöpfen zweimal um den Kopf gewunden. Sie öffnete meinen Schrank, untersuchte jedes einzelne Kleidungsstück genau und sachverständig und gab mir zu wissen, daß sie meine Sachen alle für sehr fein halte. "Nicht wahr, Monsieur, Sie sind ein sehr reicher Mann?" fragte sie vertraulich, und als ich ihr, über ihre Frage lachend, antwortete, ich sei nicht reich, im Gegenteil, ich fürchte sogar, daß ich sehr arm sei, meinte sie, ich solle doch nicht reden, sie habe einen Blick dafür und es sei doch schließlich keine Schande, reich zu sein. "Wenn ich reich wäre", sagte sie, mir gut zuredend, "na, ich würde das jedem Menschen erzählen."

Monsieur Ernest, der Hausdiener. Ein winzig kleiner, schwarzer französischer Junge, aus Paris, mit roten Backen. Er hat einen tänzelnden Gang, seine sämtlichen Gliedmaßen sind beständig in Bewegung. Und andauernd lacht er. "Ich bringe die Post weg, Monsieur, und ich hole die Post!" meldete er mir lachend, "und wenn Sie irgendwas brauchen aus den Bazars oder unten aus dem Village, das besorge ich Ihnen alles. Sie geben mir Geld und bekommen eine genaue Abrechnung, oder Sie geben mir kein Geld, und ich lasse Ihre Schulden auf die Wochenrechnung schreiben. Hier oben ist alles zu haben, in den Warenhäusern oder in den Spezialgeschäften: Uhren, Filme, Grammophonplatten, Medikamente, Obst, Konserven, Kleidungsstücke, alles. Auf mich können Sie sich verlassen, Monsieur. Haben Sie schon eine Sonnenhose und einen Leinenhut? Noch nicht. Also, bis heute nachmittag wird's zur Stelle sein, Monsieur!"

Am Nachmittag war ich tatsächlich bereits im Besitz einer Sonnenhose und eines Leinenhutes; und am Nachmittag besuchte mich auch der Arzt des Sanatoriums, Docteur Gillard. "Seit elf Jahren bin ich Assistent beim Professor", sagte er, als er sich vorstellte. "Na, sehen wir mal, Monsieur ... Eschedüsz? oder spricht man Ihren Namen nicht so aus? also wie denn? He—gue—duche ... na, ich werd's probieren. Also, lassen Sie mal sehen. Den Brief vorn Budapester Kollegen habe ich gelesen. *Fungus cubiti*, eitriger Herd, leichter Fall, nun, wir werden ja sehen. Wenn ich mich recht erinnere,



ist Ihr Herr Vater auch Arzt, nicht? Na also. Gelinde Temperaturerhöhungen, Nachtschweiß, Allgemeinbefinden insufficient, wird schon besser werden, hier oben. Neunzehn Jahre alt, ah, schönes Alter, Jahrgang neunzehnhundert, ein Kind des Jahrhunderts. Rührt von Knochenfraktur her, der tuberkulöse Herd, meine ich, Unfall beim Reiten voriges Jahr im Juli, hm, waren Sie Soldat? Haben einen älteren und einen jüngeren Bruder, beide gesund, sehr schön, die Mutter an akuter Lungenentzündung gestorben, hm, hm. Hja, das ist des Menschen Schicksal, Monsieur, man wächst heran, und derweil sterben einem seine Lieben weg ... Na, woll'n mal sehen. Latenter Verlauf, akute Schwäche des Allgemeinbefindens seit Beginn des Jahres. Asthenische Konstitution ..." Er sah auf aus seinen Notizen. "Nun, nach Ihrem Äußeren zu urteilen ... ganz gute Körperbildung. Wird weiter nichts Schlimmes sein. Lassen Sie mich jetzt mal den Arm sehen." Und plötzlich — ich wurde es gar nicht gewahr — war der leichte Gipsverband auch schon 'runter. Doktor Gillard betastete vorsichtig, sanft meinen Ellenbogen und meinen ganzen linken Arm. "Gut, ich kann sogar sagen, sehr gut. Wird alles wieder schön in Ordnung kommen. Jetzt passen Sie mal auf, Monsieur Hegedüs. Morgen beginnen wir mit der Sonnenkur, nach der Methode des Professeur. Volle Sonnenkur. Die Tuberkulose meldet sich akut und spezifisch in einem sogenannten Herd, ist jedoch im ganzen Körper vorhanden. Wirkt noch nicht zerstörend, ist aber da, verstehen Sie? Und wir packen die Sache nun eben dort an. Wir gehen gleich aufs Ganze. Keine lokale Behandlung, abgesehen von gewissen Kleinigkeiten natürlich, aber kein Gipsverband, das ist alte Schule, kein überflüssiges Pisacken durch starren Verband und Unbeweglichhalten, wo es nicht unbedingt sein muß. Totalkur, verstehen Sie? Heliotherapie, Sonnenkur, mit andern Worten: Sonne, Höhenluft und gute Ernährung. Den ganzen Organismus setzen wir dieser dreifachen Wirkung aus, den ganzen Organismus verbessern wir, wechseln sozusagen den ganzen Menschen aus. Das braucht seine Zeit, darauf mache ich Sie aufmerksam. Die Devise des Professeur ist: Sonne, Luft und Geduld. Es ist Gottes Sache und Sache der Nerven. Und dann gibt's da noch etwas, was schon etwas schwieriger ist. Das Geld. Leider sind wir noch nicht so weit, daß uns genügend Freiplätze zur Verfügung stünden. Aber das ist die soziale Seite der Geschichte, und uns interessiert im Augenblick nur der medizinische Teil. Am Geld hapert's hier, soviel ich weiß, nicht. Nun. Also morgen fangen Sie die Sonnenkur an, sehr vorsichtig, nach den

Anordnungen der Première. Ans Bett binde ich Sie nicht, bewegen Sie den linken Arm möglichst wenig; wenn Sie liegen, stützen Sie ihn ans Kissen, wenn Sie auf sind, hängen Sie sich ein Tuch um den Hals und legen den Arm 'rein. Dreimal täglich messen Sie Temperatur, wenn Sie drei Tage lang keine wesentliche Temperaturerhöhung haben, können Sie nach der Sonnenkur aufstehen, können spazierengehen, da werden Sie gleich besseren Appetit bekommen. Natürlich dürfen Sie's nicht übertreiben; Touren, größere Ausflüge gibt's vorläufig nicht, Sie könnten auch gar nicht viel gehen hier in der Höhe, während der ersten Zeit. Alkohol strengstens verboten, in jeder Form. Vor sieben Jahren hatte ich einen Patienten, einen Russen, dem verbot ich den Schnaps, da trank er den reinen Alkohol, der zu medizinischen Zwecken gebraucht wird. Sind Sie Raucher? Gut, aber rauchen Sie nicht mehr als zwanzig Zigaretten am Tag. Und ..." Er hüstelte und schien ein bißchen verlegen zu werden, "... ansonsten auch ein sehr gemäßigtes Leben. Ich meine, was den Umgang mit Damen betrifft. Nun, ich will nicht sagen, daß Sie überhaupt keine Damenbekanntschaften machen sollen, unterhalten können Sie sich mit ihnen, aber ... ich denke, Sie verstehen mich. Nur unterhalten, fürs erste. Also gut. Ich werde Sie wöchentlich zweimal besuchen. Sœur Anne können Sie sich ganz beruhigt anvertrauen, die ist mehr wert als zehn Ärzte. Sollten Sie aber irgend etwas von mir benötigen, so lassen Sie 'runter telefonieren, binnen zwei Stunden bin ich dann oben. Im Notfall sogar sofort. Aber wir wollen hoffen, daß Sie mich nicht so plötzlich brauchen werden. Im übrigen 'ist es das Wichtigste, daß Sie vor nichts erschrecken. Wir hier oben sind nicht schreckhaft und haben keine Angst. Der Professor kommt monatlich einmal her. Sie werden staunen, was das für ein Mensch ist. Nach drei Monaten machen wir eine neue Röntgenaufnahme. Und nun auf Wiedersehen! Sonne, Luft, Geduld, verstanden? Ein absolut leichter Fall, brauchen keine Angst zu haben. Ja, noch etwas. Gewöhnen Sie sich möglichst schnell das Schämen ab. Hier oben liegt alles nackt 'rum."

Doktor Gillard und Sœur Anne haben recht: hier oben sind wirklich alle Leute nackt.

Man nimmt sein Fernglas hervor, blickt umher und staunt. Zunächst einmal darüber, daß alles, was so weit zu liegen scheint, durch den Gucker ganz nahe rückt, — allerdings verringert ja mein Feldstecher die Entfernung

zwölffach. Dann staunt man, wie in der Nähe alles ganz anders aussieht als in der Ferne. Aus den verschwommenen großen Flecken werden plötzlich scharfe kleine Einzelheiten. Der große linienlose Berg dort hinten wandelt sich um in Laubwald, Fichtenwald, Höhenvegetation, Felsenkahlheit, Gletscher, mit unheimlich blau leuchtenden vereisten Spalten und im Sonnenlicht brennenden nadelspitzen Gipfeln, wie man den Gucker langsam von unten nach oben hebt. Gegenüber in dem ineinander laufenden Grün sieht man plötzlich die kleinen Holzhäuschen, und man sieht auch, daß zwischen mir und dem gegenüberliegenden Berg ein Tal ist. Auf den großen Wiesen kann man gleichsam jeden einzelnen Grashalm sehen, und wenn man die weidenden Kühe betrachtet, wundert man sich geradezu, daß man die Glocken um ihren Hals nicht läuten hört. Und dann kommt man auch in der Wirklichkeit näher zu sich selbst: man überspringt das Tal rechter Hand, durch das die Simplon-Bahn saust, überspringt den Berghang, auf dem die Zahnradbahn hier herauf kriecht, überspringt den Berg linker Hand mit seinem unfaßlichen und ergreifenden, vielfach schattierten Grün und seinen unzähligen kleinen Wasserfällen, — und dann ist man schon oben auf dem Plateau. Hier oben.

Das erste Haus — und daneben reihen sich, bis an den andern Rand des Plateaus, weitere dreißig Häuser; etwas höher wieder eine Häuserreihe; noch etwas höher noch eine und noch eine. Die Fronten sieht man nicht, nur die flachen Dächer und die Rückseiten der Gebäude, denn wir sind hier an der höchsten Stelle. Aber auch die Dächer zeigen schon genug.

Auf dem ersten Dach zwanzig oder dreißig Betten in der Sonne, alle genau so wie meins, hoch und luftig; auf jedem Bett ein nackter kleiner Junge. Nackt wie auch ich, in einer kleinen weißen Schwimmhose und einem breitrempigen weißen Leinenhut. Sie sonnen sich. Der eine liegt auf dem Rücken und liest. Der andere auf dem Bauch, auf den Ellenbogen gestützt, und schreibt. Der dritte sitzt auf dem Bett, schneidet aus einem großen Bogen Papierfiguren aus. Der vierte, der fünfte und der zwanzigste: sie sitzen, liegen, einige gehen auch auf dem Dach auf und ab, spielen in der Sonne. Halten ihre Kur. Daneben das andere Sanatorium. Auf dessen Dach eine Gruppe kleiner Mädchen, ebenfalls in weißen Badehosen. Das dritte Haus ist eine Klinik für Frauen: gelb-weiß gestreifte Leinenwände sollen die in der Sonne liegenden Frauen vor den von Norden her neugierig durch Gucker schauenden Blicken verbergen. Mit wenig Erfolg. Rasch die Reihe

entlang: alle liegen sie nackt da. Rasch weiter, über die oberen Reihen hin: überall nackte Gestalten in der Sonne. Lauter Kranke, die gesund werden wollen. Und schließlich komme ich hier oben an, bei unserer Reihe, auf der höchstgelegenen Fläche: da sind Gebäude, nähere und entferntere, die in stumpfem Winkel nach der Front unseres Sanatoriums gerichtet sind: diese kann man auch von vorn sehen. In unzählige Fächer eingeteilte Schachteln; jedes Fach ist ein Balkon; hinter jedem Balkongeländer sieht man ein weißes Bettgestell und auf jedem Bett einen Menschen. Sämtlich sind sie nackt, haben nichts weiter an als die kleinen weißen Schwimmhosen. Auch die Frauen. Auf dem einen Balkon ... ich sehe es ganz deutlich: eine blonde Frau mit jungem Gesicht, man hört fast, wie sie hustet, sie langt nach der Spuckschale, spuckt, stellt die Schale zurück auf das Tischchen neben ihrem Bett; jetzt nimmt sie einen Handspiegel vor und färbt sich die Lippen rot. Zwei Balkone weiter: ein halbnacktes, schwarzhaariges junges Mädchen in der Sonne .. . Vielleicht wissen sie sogar, daß man sie durch den Gucker sehen kann. Das kümmert sie nicht, sie genieren sich nicht, machen ihre Sonnenkur und wollen gesund werden; sie sind keine Frauen, sie sind Patienten.

Am ersten Tage bereits kenne ich, ohne daß ich von meinem Bett aufgestanden wäre, jedes Haus, weiß von jedem Sanatorium, was für Kranke es bewohnen — vor den Lungenkranken sind bunte Gardinen gespannt oder Wandschirme aufgestellt, die die Sonne abfangen --, und am ersten Tage schon begreife ich, daß hier oben das Gesetz regiert: nackt sein, sich nicht schämen, an der Sonne liegen, gesund werden. Und schon am ersten Tage glaube ich daran, daß ich hier gesund werde.

Mein Fieberdurchschnitt ist an den ersten drei Tagen rund siebenunddreißig Grad: Doktor Gillard ist mit mir zufrieden, lobt mich. Ich aber bin mit ihm nicht zufrieden. Er sagt, er hoffe, daß ich in acht oder zehn Monaten, sagen wir: in rund einem Jahr völlig in Ordnung komme. Zwölf Monate — ?! "Es gibt Fälle, wo drei oder vier Jahre dazu nötig sind. Vergessen Sie nicht, Monsieur: Sonne, Luft und Geduld!" Ich glaube, das wird das Schwerste sein, die Geduld. Doktor Gillard lachte mich aus wegen meiner Bedenken. "Höchstens in der ersten Zeit wird Ihnen das schwerfallen. Dann allmählich ... Sie werden's gar nicht bemerken, wie Sie sich daran gewöhnt haben."

Und an meinem vierten Tag hier oben bestimmte Sœur Anne, ich sei, da ich ja unbeschadet ausgehen könne, "frei", wie sie das hier nennen — sie werde mich also jetzt mit einigen anderen Patienten bekanntmachen. "Ziehen Sie sich an, Monsieur, dann führe ich Sie zu Herrn Winkelmann. Der liegt gerade unter Ihrem Zimmer. *Gonitis tuberculosa*. Vollkommen immobil. So um diese Zeit, nachmittags vor dem Spaziergang, versammeln sich immer ein paar von den "Freien" bei ihm, um ihn ein bißchen abzulenken. Lauter jüngere Leute, die ganz gut zu Ihnen passen." Ich zog mich rasch an, war ein wenig aufgeregt. Mitpatienten sollte ich nun kennenlernen. Junge Leute, die "zu mir passen". Bis jetzt, beim Liegen, hatte ich nur ihre Stimmen gehört, nun sollte ich ihre Gesichter sehen. Unterdessen wurde ich gar nicht gewahr, daß ich mich bis an die Hüften vor einer fremden Frau wusch und mich von Kopf bis Fuß vor ihr anzog. Fremde Frau? Keine Spur. Sœur Anne. Keine Frau. Krankenschwester.

Vier junge Leute saßen auf dem Balkon um Herrn Winkelmanns Bett. Einer von ihnen erzählte gerade laut etwas, als Sœur Anne, ohne zu klopfen, eintrat. "Messieurs", sagte sie, "dies ist Monsieur Hegedüs aus Budapest. Er möchte sich Ihnen gern anschließen. Herr Winkelmann ... na, die übrigen Herren werden sich schon selbst vorstellen. Viel Vergnügen." Und da war sie auch schon vom Balkon verschwunden.

Herr Winkelmann, mit dem schokoladebraunen Körper und dem spitzen Kopf, lächelte verbindlich. "Ah, freut mich sehr", sagte er melodisch, in rein hochdeutscher Aussprache. "Ich bin Karl Anatol Winkelmann aus Zürich. Diese Herren hier sind meine Freunde. Herr Friedrich Wilhelm von Ryger aus Hamburg, beziehungsweise aus Berlin ..."

"Ryger", sagte dieser in hartem Ton, während er aufstand und schneidig die Hacken aneinander schlug; er war es, der soeben laut erzählt hatte. Die übrigen standen nicht auf, sie stellten sich so vor. "Mandl aus Wien", sagte ein ziemlich korpulenter schwarzer Jüngling und winkte mir begrüßend mit der Hand zu. "Ich heiße Arkadij Sidagjew, stamme aus Kasan und bin Ingenieur", sagte der dritte. "Axel Delius aus Stockholm", stellte sich als letzter ein üppiger Blondkopf vor, ein junger Mann, der im Sitzen so groß war, als stehe er. Und dann sprach Herr v. Ryger aus Hamburg, beziehungsweise Berlin, gleich weiter. "Einen Augenblick, Herr Hegedüs. Gestatten Sie, daß ich beende, was ich gerade zu erzählen angefangen hatte." Er wandte sich Winkelmann zu. "Also, wie gesagt, ich mach' die

Zimmertür auf, aber da gefiel mir schon gleich nicht, daß in der Mitte ein Bett stand, kein solches wie die hier, sondern ein richtiges Holzbett, und sonst nichts. Kein Stuhl, kein Tisch oder Tischchen. Auf dem Bettrand sitzt eine Frau in einem gelben Morgenrock, nein, grün war der Morgenrock. Eine Frau? ein Bierfaß, sag' ich Ihnen, ein altes Zehnhektoliterfaß, mit zwei 'reingesteckten Bergstöcken zu jeder Seite, das waren nämlich ihre Arme und Beine, und dann vorne noch zwei so Zehnliterfässer ... sie können sich denken, was ich damit meine. Himmeldonnerkruzifix! das war ein Reinform! Ein Absturz von der Montblancspitze! Ich steh' da und glotze. Rühren konnte ich mich nicht. Da wendet sie mir das Gesicht zu. Meine Herren, einen Mund hat sie gehabt, soo groß! Und sagt: *alors, mon petit! est-ce que tu ne veux pas, ou que tu ne peux pas?* und lacht, mit einer Stimme ... genau so fett wie sie selbst. Himmeldonnerwetter ... die scheint wohl daran gewöhnt zu sein, daß man sie für fünf Francs bloß angucken kommt! Na, denk ich, ich geb dafür keine fünf Centimes! Wie der Wirbelwind war ich wieder draußen aus dem Zimmer, die Tür flog hinter mir zu, daß es nur so krachte, und dann sag ich draußen der alten Vettel, die mir neulich die Visitenkarte in die Hand gedrückt hatte, sehr höflich sag ich zu ihr: *na, Madame, geben Sie mir schleunigst meine fünf Francs zurück, sonst hau' ich Ihnen die Bude ein ...* Nicht gemuckst hat sie, mir gleich meine fünf Francs wiedergegeben. Na, so also sieht hier oben dieses gewisse Institut aus. Ich warne Sie eindringlich davor. Bleiben Sie lieber bei den Privaten! Und sollte Ihnen mal die Hexe mit der Visitenkarte begegnen, also jetzt wissen Sie, in welchem wunderbaren *Vergnügungsort* sie Sie lotsen will für fünf Francs. Zu den drei Geboten des Professeur — Sonne, Luft, Geduld — füge ich, höchstpersönlich, noch ein viertes hinzu: Weiber — bloß privat!" Plötzlich drehte Ryger sich mir zu, er zog die Brauen hoch und fuhr ganz ohne Übergang fort: "Sie sind Ungar, nicht wahr, Herr Hegedüs? Die Ungarn haben auf unserer Seite gekämpft im Krieg, ich mag die Ungarn gern. *Fungus cubiti*, wie ich sehe. Kalt oder warm?" Kalt oder warm? was kalt oder warm? "Aha", fuhr Herr v. Ryger fort, "aus Ihren Augen und Ihrem Schweigen entnehme ich, daß Sie nicht wissen, was das bedeutet, kalt oder warm.. ist Ihnen wohl noch nicht erklärt worden. Die übliche Schlamperei. Also: kalt, das heißt, daß die Krankheit bloß im Knochen steckt, bloß im Herd. Warm, das heißt, daß die Sache innen eitert und sich weiter ausdehnt, an die Oberfläche kommt, durch offenen Bruch, durch Kaverne oder infolge einer nicht sorgsam gemachten Punction,

unter Umständen als Geschwür." Plötzlich bekam ich ein Gefühl, als würde mein Ellenbogen warne, und der stechende Schmerz war auch wieder da. "Nein", sagte ich, "ich habe nirgends eine offene Wunde. An der Oberfläche ist nichts."

"Um so besser. Also ein kalter Fall. Ganz harmlos. Aber trotzdem, so was kann noch warm werden. Das hat den Vorteil, daß der Eiter schneller 'rauskommt, die Geschichte heilt auf diese Weise rascher, hingegen ist die Infektionsmöglichkeit größer. Andererseits stimmt auch das wieder, es wird nicht so leicht ein Fall von *général* daraus." Ich fühlte einen leichten Druck im Magen. "*Général* — ?! bei einem warmen Fall wird nicht so leicht ..."

"Auch das ist Ihnen noch nicht gesagt worden?" empörte sich Ryger, "unerhört! Also *général*, das heißt in der Fachsprache soviel wie *Tuberculosis generalis*. Die entwickelt sich zumeist aus den kalten Fällen. Dann dehnt sich nämlich die Sache nach innen aus, der Eiter hat keinen Abfluß. Geht nach innen, ins Rückgrat, in die Niere, in die Gelenke. Manchmal sogar nach mehreren Stellen zugleich. Es entstehen mehrere Herde, einer nach dem andern, in verschiedenen Gelenken, in der Haut, im Bauchfell, auch in den Gedärmen." Auch in den Gedärmen. Wie entsetzlich. Mir wurde ein wenig schwindlig. "An mehreren Stellen zugleich —?!"

"Natürlich", fuhr Ryger tröstend fort, "daher der Name *generalis*. Es folgen die Lymphdrüsen, die Hilusdrüsen, Augen, Haut, und zu einer richtigen *Generalis* gehört auch noch, daß die Geschichte Ihnen auf die Kehle und die Lunge geht. Aber das ist verhältnismäßig schon nebensächlich. Denn wenn sie sich auch nicht so weit ausdehnt, erledigt sind Sie ja dann doch schon. Bei den warmen Fällen kommt, wie gesagt, der Eiter eher 'raus. Na ja. Wissen Sie, ich habe eine Periode gehabt, ungefähr ein Jahr ist das jetzt her, da kam täglich ein viertel Liter Eiter aus mir 'raus. Aber immerhin, auch aus einem warmen Fall kann ein *général* werden." Er tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Brust. "Ich habe noch etwa ein halbes Jahr hier oben abzusitzen. Dann, hoffe ich — adieu." Nun wandte er sich an den langen Blondinen: "Sagen Sie mal, Delius, ich höre, Ihr Zimmernachbar soll nach Hause geschickt werden. Ist der also schon so weit?"

"Jawohl", antwortete der Schwede in aller Ruhe. "Gestern hat er die ganze Nacht Blut gespuckt. Seit heute früh hat er sieben Flaschen Sauerstoff bekommen." Es schwindelte mir nun ganz ernstlich, und in meinem Magen drehte sich alles. *Generalis*, Blutspucken, Sauerstoff ... soll nach Hause

geschickt werden ... ja, werden denn nicht nur die nach Hause geschickt, die geheilt sind, sondern auch die, die *schon so weit sind?! Deshalb also hat Madame Vindaz so beruhigend gesagt, hier im Sanatorium stürben die Leute nicht. — Bald darauf verließ ich Herrn Winkelmann und seine Freunde. Ich war sehr mißgestimmt. Am Abend konnte ich kaum ein paar Bissen essen. Dann lag ich stundenlang schlaflos in der tiefen Stille. Général. Kalt und warm ... und Flaschen Sauerstoff. Warum hatte davon weder die Première noch der Doktor gesprochen?! Warum mußte ich das von den ersten neuen Bekannten, gleich bei der ersten Begegnung erfahren?! Und wenn es sich um solche Dinge handeln kann ... oder vielleicht handeln wird ... oder muß man sich auch daran gewöhnen? genau wie an die Sonne und die Geduld und die Nacktheit? Es scheint so. Also gut, ich werde mich daran auch gewöhnen.*

Meine ersten persönlichen Bekannten waren nette Jungen. Ryger war der Hauptspaßmacher im Haus. Mich zum Beispiel hatte er mit seinem medizinischen Vortrag zum Narren gehalten, gleich zu Beginn. Übrigens ist jedes Wort, das er spricht, eine Lüge. Wenn man gern lachen möchte, läßt man ihn seine verschiedenen Abenteuer mit Frauen erzählen. Ein reicher Junge: Sohn eines Hamburger Parfümfabrikanten; er kann es kaum abwarten, wieder nach Hause zu fahren, er soll dann nämlich das Berliner Hauptverkaufsbüro leiten. Mit dem Geld schmeißt er um sich, kiloweise läßt er sich Obst und Schokolade holen, natürlich kann er nicht einmal ein Viertel davon aufessen; was übrig bleibt, verteilt er unter das Personal. Wir können ihn nicht genug mahnen, weniger leichtsinnig zu sein: fortwährend möchte er uns traktieren. In seiner Rocktasche trägt er Aktphotographien mit sich herum, schweinische Gruppenaufnahmen, die er andauernd den Zimmermädchen zeigen möchte; aber die Mädchen laufen verschämt, manchmal auch kreischend davon; dann ist Ryger glücklich. Einmal hat die Madame ihn deswegen schon vor die Tür setzen wollen. Aber ein guter Junge ist er. Wenn man schlechte Laune hat, braucht man sich bloß mit ihm einzulassen, er vertreibt einem allen Kummer und alle Sorge.

Delius ist Journalist, er lügt im geschriebenen Wort, aber sehr geschickt. Macht fingierte Interviews mit angeblich hier oben sich aufhaltenden Staatsmännern, Geldmagnaten, Heerführern, Schauspielern. Lachend erklärte er mir den technischen Hergang dieser Kunst. Die Tuberkulose ist keine Krankheit, mit der man sich dort unten, im



gewöhnlichen Leben, zu brüsten pflegt. Also schickt er seine Berichte als "diskretionspflichtig" an seine Zeitung ab, etwa unter dem Titel "Gespräch in einem Schweizer Sanatorium mit Monsieur A. B., dem großen französischen Politiker." Da kann darin jeder glauben, was er will. Zum Beispiel, der Journalist habe Aristide Briand interviewt, was natürlich nicht wahr ist; und kein Mensch wird dahinterkommen, daß Delius sich in Wirklichkeit mit Monsieur Albert Boudin unterhalten hat, der in der Grenobler Schlächter-Innung Führer der Opposition ist. Aber es ist ja tatsächlich ganz gleichgültig, wer gemeint ist: Delius hat eine wunderbare Phantasie, und seine Artikel werden von der Stockholmer Zeitung schön bezahlt, das ist die Hauptsache.

Oskar Mandl ist kein reicher Mann, das heißt, wie er sagt: "Wir spazieren gerade auf den Bankrott zu, teils, weil die Wiener Hausbesitzer jetzt schlechte Zeiten erleben, seitdem die Stadt sozialistisch geworden ist, teils wegen der Kosten meiner Heilkur." Er hatte Schauspieler werden wollen, angeblich kann er zehn große Schnitzler-Rollen auswendig; aber jetzt hat er mit den Drüsen zu schaffen. Seit einem Jahr ist er hier oben. In letzter Zeit hat er Schmerzen in der Brust, ist auf eine Brustfellentzündung gefaßt. Ich glaube, Ryger vermutet in ihm stark einen Fall von *Generalis*. Aber Mandl ist trotzdem meist guter Stimmung, manchmal rezitiert er aus *Anatol* oder aus *Medardus*, manchmal wiederum summt er halblaut Wiener Walzer und sagt dann: "O Gott, o Gott, o Gott ..." und geht rasch aus dem Zimmer.

Sidagjew geht mit zwei Stöcken, er hat's im Knie gehabt, aber es geht ihm schon besser. Noch während des Krieges ist er hergekommen, zur Zeit der Zarenherrschaft. Krank hat er die halbe Welt bereist, bis er von Kasan hier anlangte. Einstweilen weiß er nicht, was er anfangen soll. Nach dem bolschewistischen Rußland zurückfahren kann er nicht. Seine reiche Familie ist von den ersten roten Flammen erwischt worden. Er ist Ingenieur, jetzt unterstützt ihn sein Bruder, der seit zwanzig Jahren in Amerika lebt. Wenn er geheilt ist, fährt er vielleicht zu ihm oder geht nach Paris; er denkt auch daran, an irgendeiner gegenrevolutionären Organisation teilzunehmen.

Winkelmann ist unser Musiker. Er ist Tenor und zugleich auch Sopran. Er hat ein Grammophon, singt bei dessen Begleitung Duette, abwechselnd mit Männer- und mit Frauenstimme. Solange die Stimmen aufeinander folgen, geht es ja, aber bei den Tuttis muß er natürlich schwindeln. Er war in Zürich Bankbeamter, am Schreibtisch ist er krank geworden, die Krankenkasse der Bank kommt für die Kosten seiner Kur auf. Nach Doktor

Gillards vertraulicher Mitteilung hat er mindestens noch zwei Jahre zu liegen. "Sonne, Luft, Geduld."

Die übrigen, die hier im Sanatorium wohnen, kenne ich nur von Ansehen oder ihren Stimmen nach. Mein Zimmer liegt im äußersten rechten Flügel des Gebäudes, es ist das letzte Zimmer auf dem zweiten Stock. Wenn ich mich weit über mein Balkongeländer beuge, kann ich die ganze mächtige Front des Hauses entlang sehen: hundert Balkone, hundert Betten, das Leuchten von hundert nackten Körpern in der Sonne.

Ein Tag von vielen; ein Wochentag.

Um vier Uhr herum ist es schon hell, das Konzert der Vögel in der Morgendämmerung ist schon vorbei. Gegen halb fünf sieht man sogar schon Sonnenstrahlen durch die offene Balkontür, in spitzem Winkel, schräg von unten aus dem östlichen Tal. Auf dem gegenüberliegenden Berg die Felsen schwimmen bereits im Sonnenlicht. Fünf Uhr. Hinter dem Gebäude, von der Straße her, hört man das Schnaufen eines bergauf fahrenden Lastautos, dann das Brummen des Motors, aufschnaubend, wie der Wagen, vor dem Halten noch etwa hundert Meter über die plötzlich ebene Straße läuft. Der Motor steht still; und nun hört man Aufschlagen von Metall hinten am Kücheneingang: die Milch ist gebracht worden. Gegenüber, von der höchsten Felsspitze verschwindet der Sonnenschein; ungelenk und vorsichtig manövriert das Lastauto auf der Straße; mühsam dreht es um und fährt ohne Motorgesurre bergab, denn so viel fällt die Straße immerhin, daß es mit Leerlauf geht. Nun ist es wieder still, aber das ist schon nicht mehr die schlafende Stille; leise Geräusche allenthalben. Wasserhähne werden aufgedreht, rauschende Wasserstrahlen fließen, Schranktüren öffnen sich, Stühle werden über den Linoleumfußboden geschoben, Zimmertüren gehen auf und zu. Das Personal des Sanatoriums hat sich bereitgemacht für den Tag. Gleich sechs. Aus dem Dorf, von der unteren Station her, hört man das Signalpfeifen der ankommenden Zahnradbahn. Und dann ertönt plötzlich in der Ferne leises Donnern, ganz kurz. Gleich darauf ein zweites, drittes und zehntes, immer länger, schließlich schon ineinanderfließend und näher kommend: die Krankenschwestern schieben die Betten auf die Balkone. Bald stehen sämtliche Betten draußen im Freien: da gleitet der erste Sonnenstrahl die Sanatoriumsfront entlang. Die Kranken sind für den heutigen Tag

vorbereitet: und das erste Sonnenstrahlenbündel eröffnet nun offiziell einen lebenden Wochentag dieser Republik von Tuberkulösen.

Von allen Seiten dringen jetzt schon Laute, ununterbrochen. Die ersten menschlichen Stimmen: "Bon jour, Monsieur" — "bon jour, Madame" — "bon jour, Mademoiselle" — und dazwischen klappern und klirren Tablett, Teller, Tassen, Löffel und Messer: die Zimmermädchen tragen das Frühstück herum. Alle essen: das ist bereits gemeinsame Sache — wie alles hier, was auf einem der Balkons geschieht und woran alle teilnehmen müssen, ob sie wollen oder nicht. Es ertönt das erste Klingeln, höflich-kurz oder anspruchsvoll und rabiati; es ertönt die erste Bitte, die erste Klage. "Könnte ich heute Kaffee bekommen anstatt Tee?"

"Schon wieder haben Sie mir so wenig Butter gebracht!"

"Ich hatte doch den Chef gebeten, mir kein Kompott zu geben, sondern Apfelsinen-Marmelade!"

"Louise, Sie haben mein Obst vergessen, Madame hat es mir doch versprochen!" Wieder gehen Türen auf und zu, Schritte eilen; die reklamierten Butter-, Marmelade- und Obstportionen werden gebracht.

Die nun folgenden Worte suchen bereits nach den Gefährten. Mr. Benson ruft von seinem Balkon oben links im dritten Stock hinunter nach einem in der Mitte des zweiten Stocks gelegenen Balkon: "Hello, Cine! How are you? Did you sleep well?" begrüßt er eine kleine Französin, und sogleich antwortet die hellklingende Mädchenstimme von unten: "Thanks, Benny, very well." Benson liegt hier seit zwei und einem halben Jahr mit einem "kalten" Fall im Rückgrat; Francine wohnt seit anderthalb Jahren hier wegen ihres Knies. Alle beide sind sie immobil, haben einander noch nie in der Nähe gesehen. "Brav!" fährt Benson fort, "und hat das Frühstück geschmeckt?"

"Ja, danke, sehr gut", erwidert Francine. Aber da sprechen schon mehrere Stimmen zugleich. Eine ernste und höfliche fragt, ob es gestattet sei, Madame heute nachmittag zu photographieren, denn dann müßten Platten besorgt werden. Madame, von irgendwoher, erteilt die Erlaubnis. Herr Thalberg, ein rheinischer Großindustrieller, ist ein alteingesessener Bewohner des Sanatoriums, liegt seit Jahren auf dem Rücken; er ruft zu Oskar Mandl hinauf: "Na, junger Mann, spielen wir eine Partie Schach?"

"Nein, Herr Generaldirektor", lautet Mandls Dank, "wozu soll ich mit Ihnen spielen? Sie gewinnen ja sowieso."

"Schon gut, schon gut", sagt Herr Thalberg leise und setzt das nie endende Schachspiel mit sich allein fort, auf einem hin und her drehbaren Schachbrett, das auf einem Photo-Stativ befestigt ist und in das man die Figuren hineinstecken kann, damit sie nicht verrutschen, wenn das Brett senkrecht vor dem auf dem Rücken Liegenden steht. Und mittlerweile hört man aus vielen Zimmern Wasser rauschen. Auch Stimmen von hier und dort: "Hu, wie kalt!"

"Wie der Alkohol heute beißt!"

"Genug, Sœur Berthe, ich bin ja schon so sauber." — Pflegerinnen waschen mit Wasser, Schwamm und Alkohol die immobilen Kranken. Irgendwo tönt ein Pfiff, und dann hört man unten die Glocke der englischen Kirche. Nun beginnt auf einmal irgendwo in der Mitte der Front eine volle, kräftige Männerstimme zu singen; zweimal hüstelt sie, dann setzt sie ein: "It's a long, long way to Tipperary ..." und gleich darauf singt hinten von der Ecke her eine andere Stimme: "Es braust ein Ruf wie Donnerhall ..." In harten Disharmonien und kakophonischen Zusammenstößen begleiten einander die beiden Stimmen, die beiden Melodien, die beiden Texte, englisch und deutsch, bis eine dünne Frauenstimme, mehr flehend als energisch, sie auseinanderreißt: "I say, Pennington! please keep quiet!" Der englische Gesang bricht sofort folgsam ab; noch ein paar Takte des deutschen Liedes, dann hört auch das auf, es hat keinen Begleiter mehr, keinen Feind mehr. Nun geht schon über die ganze Front das ununterbrochene Summen von Stimmen und Geräuschen. Monotones Sprechen, leises Singen, ein paar Rufe von Balkon zu Balkon, Zeitungblättern, Tischschieben, Gläserklirren, hier und dort ein Knall, etwas ist hingefallen, Rascheln, Klingeln, Türenklappen, Lachen, Seufzen oder Stöhnen, — aus hundert Instrumenten, in tausend Klangfarben, bald Solo, bald im Chor. Diese leise Symphonie hört gegen zehn Uhr auf. Auf dem letzten untersten Balkon links wird es zuerst still, und dann verbreitet sich die Stille in raschem Tempo, fünf Minuten später wird auch ganz oben rechts nicht mehr gesprochen: Monsieur Ernest ist von Balkon zu Balkon gelaufen mit der Post. Briefe, Zeitungen, Pakete, aus Berlin, aus Graz, aus Paris, aus London, aus New York, aus Athen, aus Buenos Aires. Die Welt sendet ihren weiterschlagenen Flüchtlingen Botschaften: die Verbannten hier oben greifen gierig nach den täglich eintreffenden Nachrichten. Still ist es, nur das Rascheln von allerlei Papier hört man und irgendwo ein leises Fluchen: "Himmeldonnerwetter-kruzifix! mein Geld ist

noch immer nicht angekommen!" Die Stille dauert lange, denn man liest seine Briefe drei-, viermal hintereinander, und die Zeitungen sind ziemlich umfangreich. Mindestens eine Stunde dauert die Stille des Papierrascheln; nackte Körper schimmern braun im hellen Licht, nach der Welt, nach dem Leben, nach Heilung verlangend beim Lockruf der bekannten Handschriften, des gewohnten Zeitungsdrucks. Elf Uhr: die Thermometer steigen in der Sonne hinauf bis 40 Grad. Es arbeitet die Sonne, es arbeitet die Luft, und es arbeitet die Ungeduld. Eine Stimme läßt sich vernehmen, die mit einer guten Nachricht prahlt; eine andere klagt über schlechte Neuigkeiten, und auch die dritte und die fünfzigste Stimme sucht ihren Partner auf einem der Balkone, erzählt ihm, was sie von daheim gehört hat und was sie antworten möchte, im Jammerton oder zuversichtlich nach Hause schreiben. Das Orchester des Hauses tönt nun wieder fortissimo. Nach zwölf Uhr mischt sich eine neue Klangfarbe in das Stimmengewirr: das Klirren von Tellern, Bestecks und Deckelschüsseln. Das Mittagessen beginnt. Einsames, rasch abgewickelter, von der Sonnenkur appetitloses Essen. Sehr bald ist es erledigt. Und dann setzt sogleich die richtige große Stille ein, tiefer und heiliger noch als die Stille der Nacht: die Mittagsruhe, "Silence". Müde strecken sich die nackten Körper aus, bieten sich der heilenden Sonne dar. Die Thermometer zeigen zirka 25 Grad. Winzige Schirme, nicht größer als Taschentücher, schützen die schlafenden Köpfe vor der Sonne. Tiefes Schweigen, von keinem Laut unterbrochen, herrscht bis vier Uhr. Und um Punkt vier dringt vom ersten Balkon links die Stimme des inspizierenden Arztes herauf: "Bon jour, Madame, wie geht's? Was zeigt die Fiebertabelle?" Jetzt, im Frühling, bedeutet diese Stimme das Ende der obligatorischen Sonnenkur. Zehn Stunden: von morgens sechs bis nachmittags vier. Sofort löst sich die Ordnung auf, doch geschieht auch dies nach einem genauen System. Jeder Patient weiß, ob der Arzt heute auch zu ihm kommt, und bereitet sich dementsprechend vor. Wer heute an der Reihe ist, bleibt still liegen. Wer aufstehen darf, fängt sofort an, sich zu waschen und anzuziehen. Die Zimmermädchen tragen unterdessen die Nachmittagsmilch herum. Wer auch jetzt noch liegenbleibt, ist entweder ein Streber oder einer von denen, die überhaupt nicht aufstehen können. "Bon jour, Monsieur, wie geht's? was zeigt die Fiebertabelle?" Und nun brechen die "Freien" auf. Auf den Promenadenplatz zur Musik. Zu den Bazaren unter den Arkaden. Ins "Village". Auf die zehnerlei Spazierwege. In eins der anderen Sanatorien,

jemanden besuchen. Allein oder zu zweit; manchmal gehen auch ganze Gruppen zusammen. Die Sichbegegnenden schauen einander an, in den einzelnen näheren Umkreisen merkt man sich die bekannten Gesichter. Die unbekanntenen, die neuen, nimmt man zur Kenntnis. Und jeden Tag wird festgestellt, daß dieser neue junge Mann dort keinen richtigen Schlips trägt, sondern eine weiche, lose Écharpe, *Lymphadenitis tuberculosa* also. Diese Dame dort geht auf zwei Stöcken, mit etwas steifen Knien, in Heilung begriffene *Gonitis* also. Der Herr dort macht so eigentümliche, aus den Hüften herausgestoßene Schritte, *Coxitis* also. Die alte Dame dort trägt einen dreifachen dichten dunkelblauen Schleier vor dem Gesicht, also *Lupus*. Nein, hier oben haben die Leute keine Geheimnisse voreinander, Die Blicke aber erkennen nicht nur scharf und bestimmt die Krankheit. Das da ist ein Deutscher. Der einer vom Balkan. Jener ein Engländer. Dieser ein Franzose. Der dort stammt aus irgendeiner exotischen Gegend. Nun, gehen wir zum Musikpavillon, setzen uns auf eine Bank. Das Orchester spielt volkstümliche Teile aus klassischen Stücken. Bekannte Opernarien und Operetten-Potpourris. Auch Tänze. Manche sind ganz ungewohnt, ihr Rhythmus und ihre Harmonisierung klingen ganz fremdartig. Ein sonderbares kombiniertes Schlaginstrument tönt mit im Orchester, mit dreierlei Pauken und Zinntellern. Es scheint das Hauptinstrument zu sein: es bewegt und belebt das ganze merkwürdig unruhige Lied. Nein, doch nicht: die Melodie wird von einem melancholischen, seltsam klingenden Blasinstrument getragen, ein wenig nasal, gedehnt, ganz fremd. Saxophon heißt dieses neue Instrument, und die eigenartigen melancholisch-heiteren, lieblichen Lieder stammen aus Amerika. Gehen wir anderswohin. Zu den Bazaren. Buchhandlung, Zigarettenladen, Uhrengeschäft, Obsthalle, Schokoladengeschäft. Das Spaziertempo ist langsam, gemessen, bedächtig: Herz- und Lungentätigkeit dürfen nicht überanstrengt werden; die Ruhe gehört zur Heilung; man bleibt folglich jeden Tag vor allen Schaufenstern stehen oder geht in die Geschäfte hinein, sich ein bißchen umschaun, wenn man auch nichts kauft. Jeder hat seinen gewohnten Weg. Manche gehen tagtäglich am Bahnhof vorbei. Andere nehmen täglich im englischen Café ihren Tee ein. Dort bekommt man jene geheimen Gläschen Kognak; und dort sitzen jeden Tag die auf dem Wege der Besserung befindlichen "freien" Damen, die noch keinen Anschluß gefunden haben und des Alleinseins überdrüssig sind. Einige spazieren täglich zur Kapelle, nach dem Berge hin. Und es gibt auch welche, deren

Gewohnheit es ist, sich immer neue Wege zu suchen, und die zu den Bazaren auf die Weise gelangen, daß sie erst hinunterspazieren ins Dorf und dann mit der Zahnradbahn hinauffahren. Mittlerweile fallen die Sonnenstrahlen immer schräger, die Sonne senkt sich, nach dem Genfer See hin. Dann werden zuerst die nahen Bergspitzen rötlich, dann auch die ferneren, und beginnen dunkellila zu leuchten. Alpenglühn. Die Menschen bleiben jeden Tag stehen und schauen, als wollten sie von der Sonne Abschied nehmen, als wollten sie strammstehend das lilarote Lichtsignal der Zeit, diesen lautlosen Zapfenstreich, zur Kenntnis nehmen. Denn nun kehren alle ins Sanatorium zurück. Es ist sieben Uhr. Die zu Hause geblieben waren, haben ihre Briefe fertig geschrieben; die aus waren, setzen sich jetzt rasch hin, um ihre Briefe zu schreiben, denn vor dem Abendessen sammelt Monsieur Ernest die Post ein, damit der Zehnuhrzug sie noch mitnimmt. Abend in den Alpen: auf den dunkel werdenden Bergen erlischt der Reihe nach das lila Leuchten, aber ein blasser Lichtschimmer flimmert noch hoch am Himmel durch die sich langsam dunkel färbende Bläue und die allmählich grau werdenden weißen Wolken hindurch. Plötzlich, fast ganz ohne Übergang, wird es kühl; auf den Balkonen werden nun die Sweater, Wollhemden und -jacken angezogen, und die Kamelhaardecken treten in Funktion. In einem Zimmer wird Licht gemacht; fünf Minuten später brennen die Lampen in allen Zimmern. Vom untersten Balkon links dringt leise das ferne Donnerrollen, das sich bald verstärkt und nähert: die Pflegerinnen schieben die Betten in die Zimmer zurück. Nur sehr wenige machen Überstunden auf dem Balkon. Die "Streber". Gleich darauf gehen die Türen auf: Teller, Schüsseln und Bestecke klirren. Mit weiten Augen, hungrigem Magen, gierigem Mund fallen die Kranken über die Speisen her. Dies ist die Hauptmahlzeit des Tages. Klingeln schrillen: dieser und jener bittet um etwas oder bestellt noch etwas. Die Zimmermädchen rennen; der Chef in der Küche schwitzt; Madame Vindaz schreibt sorgsam die Extraportionen auf. Neun Uhr. Tiefblauer Himmel, und Sterne leuchten mit spitzem grünlich-blauem Licht, hinter dem gegenüberliegenden Berg rutscht langsam, mit silbernem Glanz, die halbvolle Mondscheibe herauf. Kitschig. Aber leider dennoch sehr schön. Aus der Ferne, vom Dorf her, tönt vorn Dach eines vornehmen, teuren Hotel-Sanatoriums leise Musik. Wieder diese seltsame Trommel und diese herzbeklemmenden Saxophonlaute. Aus dem Tal leuchten tausend gelbe Lichtpunkte herauf. Auf dem Berghang

gegenüber brennt mit hochlodernden Flammen ein offenes Feuer. Ein Scheiterhaufen. Und hundert rote Feuerpunkte sind auch auf den übrigen Bergen sichtbar. Es zieht einem eine leise, unbestimmte, schmerzliche Unruhe durch die Brust. Merkwürdig: es ist kein unangenehmes Gefühl. In den Zimmern werden nun, heute zum drittenmal, die Fiebertesser aus den schmalen Gläsern genommen und in den Mund gesteckt; dann zeichnen die Bleistifte Punkte und Linien auf die Fiebertabellen. Die Kranken überzeugen sich von dem sichtbaren Erfolg des Tages. Es war ein guter Tag. Es war ein schlechter Tag. Ein Tag ist wieder um: das ist die Hauptsache. Und nun erlischt im ersten Zimmer das Licht; bald wird es auch im letzten Zimmer dunkel. Ganz selten ertönt noch ein taktvolles, kurzes Klingelzeichen, und im Anschluß daran hört man leise das vereinzelt Donnerrollen. Wieder ein Bett weniger auf dem Balkon. Bloß neun sind noch draußen, bloß noch fünf, bloß noch zwei. Und dann eine ganz leise flüsternde Stimme im Dunkel: "Hello, Cine! I'm going to sleep now. Good night. Sleep well, Cine, darling." Und die flüsternde Antwort: "Thanks, Benny. I hope I shall. Good night." Der Tag ist zu Ende.

Aber es gibt auch Tage, die anders verlaufen: vor solchen Tagen haben wir alle Angst.

Sie fangen damit an, daß frühmorgens von dem meist spiegelblanken klaren blauen Himmel überscharfes Sonnenlicht auf das Plateau strahlt und daß alles, was in der Ferne ist, auch ohne Gucker plötzlich ganz nahe rückt; unerwartet und ohne jeden sichtbaren Grund wird plötzlich das Sonnenlicht fahl. Die Eingeweihten schauen dann bereits ängstlich nach der Talschlucht aus. Nachher, etwa um acht Uhr herum, steigen die Wolken auf aus dem Tal. In wenigen Minuten ballen sie sich, und eine undurchsichtige, graugelbe Wolkenmasse kriecht langsam auf das Plateau und bleibt dort liegen. Wie der Rauch einer fürchterlichen Feuersbrunst: langsam die oberen Stockwerke erstickend, so dehnt sich die Wolke vom Rande des Plateaus aus, steigt von Terrasse zu Terrasse nach der nördlichen Berggruppe hin. Der Eisenbahn-Viadukt am oberen Ende der Talschlucht ist schon verschwunden. Die Mitte des gegenüberliegenden Berges sieht man nicht mehr. Jetzt taucht die Biegung der langen Straße in der Wolke unter. Einige Augenblicke lang blinkt vom Turm der englischen Kirche das Goldkreuz noch herüber, aber das flache Dach der Clinique Militaire ist schon nicht mehr zu sehen. Eine



Häuserreihe nach der andern wird in den grauen Schleier eingehüllt: schließlich ist die Wolke auch hier oben bei uns angelangt, und da bemerkt man, daß die Wolke Nebel ist. Freilich, wenn man sich mitten in ihr befindet, ist sie nur noch Nebel. Aber man sieht nicht einmal mehr die nächststehenden Fichten, und soweit man sich auch hinausbeugt, selbst an der Stelle des Geländers vom Nebenbalkon ist nichts als eine einzige klebrige Gräue.

Bei solchem Wetter steht auf keinem Balkon ein Bett. Bei solchem Wetter lassen sich nicht einmal die Streber hinausschieben. Die Anbetung der heilenden Sonne und Luft wird abgelöst von starrsinniger Furcht vor dem Nebel. Die große Gemeinsamkeit hört plötzlich auf. Alle sind quengelig. Keiner kümmert sich um die anderen, nur Benson schreibt ein Zettelchen an Francine. Die Post bringt an solchen Tagen gewöhnlich schlechte Nachrichten, jedenfalls entnimmt jeder aus seinem Brief und seiner Zeitung nur Schlechtes. Das Mittagessen hat keinen Geschmack, die Küche könnte sich wirklich mehr anstrengen für unser teures Geld. Ein Extragericht? ja freilich, damit man es recht teuer berechnet bekommt und sich obendrein den Magen verdirbt. Das Buch, das man liest, ist langweilig. Das Grammophon klingt heiser. Gucker, Photographenapparat, Schachbrett ... ach, wozu. Im Nebel? Die Leute liegen da und starren die Zimmerdecke an. Jetzt haben sie wenigstens Gelegenheit nachzudenken. Aber auch das lohnt sich nicht. Nach dem "Silence" ziehen sich die Kühnen und Vermessenen die wärmsten Sachen an, sie gehen aus, zum Trotz wollen sie einen Spaziergang machen. Und nach zehn Schritten kehren sie gewöhnlich wieder um. Man sieht ja beim Gehen seine eigenen Schuhe nicht. Und man bemerkt gar nicht, wie es Abend wird. Ist ja auch nicht wahr: es ist gar nicht Abend. Nur Nebel ist, wann wird es bloß endlich Abend? wann geht dieser Tag vorüber?! — und in den eiternden Knochen, in den zerfetzten Lungen macht sich träge eine nebelhafte, trübe Traurigkeit breit.

Manchmal wiederum regnet es hier oben tagelang: auch das sind verlorene Tage. Es kommt auch vor, daß ein heftiges Sommergewitter einem vor der Nase mit seinen Blitzen tobt: das ist schön, aufregend und geht bald vorüber. Aber wirklich leben kann man nur, wenn die Sonne scheint. Dann ist man Mensch, und auch die Gefährten sind nur dann Menschen. Und nur dann hegt jeder den Gedanken, daß er gesund wird.

Von außen gesehen, hat das Ganze den Anschein, als sei es eine unteilbare, geschlossene Einheit. Hundert gleiche Balkone, hundert gleiche Betten. Für jeden das gleiche Tagesprogramm. Die gleiche Krankheit — mag sie auch in zwanzigerlei Arten und Variationen auftreten —, gleiche Lebenserscheinungen, gleiche Gedanken und Bewegungen; eine einzige Sehnsucht; alle nehmen an allem teil: jeder ist ein winziges und abhängiges Teilchen der großen Einheit, die da heißt "La Bonne Santé". Ja, dem Anschein nach ist es so.

Von innen betrachtet jedoch hat die Sache ein ganz anderes Gesicht.

Es ist eine Frage des Selbstgefühls und beinahe kindische Herausforderung, daß Mr. Pennington gerade das *Tipperary*-Lied laut zu singen pflegt und daß dann jedesmal Herr Wolff laut und ostentativ die *Wacht am Rhein* anstimmt. Eine weit ernstere Erscheinung ist es, daß Mr. Pennington und Herr Wolff im Privatleben nicht miteinander sprechen. Und das erklärt eigentlich manches. Es gibt nämlich hier im Sanatorium eine "Entente-Gruppe" und ferner eine Gruppe, die aus allen übrigen besteht.<sup>20</sup> Das Zimmer kann man sich nicht wählen: wo man untergebracht wird, das hängt nur zu sehr kleinem Teil von den eigenen Ansprüchen und von Madame Vindaz' Taktgefühl ab. Die ersehnte Genesung oder der zufällige Tod führt häufig Deutsche und Engländer, Ungarn und Amerikaner, Österreicher und Italiener, Franzosen und Russen, Bulgaren und Griechen als Zimmernachbarn zusammen. So wohnt zum Beispiel rechts von Ryger, dem Deutsch-Balten, eben Mr. Pennington, der kampflustige Engländer, und links von ihm eine alte Französin; neben mir liegt eine Amerikanerin. Doch wenn auch die Unterbringung im Hause Sache des Zufalls und zu geringerem Teil Sache der Direktion ist, in die Frage des Umgangs hat sich niemand einzumischen. Die "Entente-Gruppe" ist eine bevölkerte und völlig abgeschlossene Gesellschaft. Ihre Mitglieder verkehren offiziell wie "privat" nur untereinander, besuchen sonst niemanden, gehen nur miteinander spazieren, haben nur füreinander Interesse; und wenn bei besonderen

---

<sup>20</sup> Entente-Mächte: Mitglieder und Verbündeten des im September 1914 in London geschlossenen Militärbündnisses, das aus dem 1907 als Triple Entente entstandenen informellen Bündnis zwischen dem Vereinigten Königreich, Frankreich und dem Russischen Reich hervorging. Im Laufe des Krieges schlossen sich Belgien, Serbien, Montenegro, Italien (ab 1915), Griechenland, Rumänien, Portugal und andere kriegsteilnehmende Staaten der Entente als Verbündete an, wogegen sich die Vereinigten Staaten auch nach ihrem Kriegseintritt im April 1917 nicht als Mitglied der Entente betrachteten, sondern als assoziierte Macht bezeichneten. Rußland schied nach der Oktoberrevolution 1917 aus dem Kriegsbündnis aus, das nun die Alliierten und Assoziierten Mächte umfaßte. Die alliierten und assoziierten Mächte schlossen 1919 mit den Mittelmächten nach deren Niederlage die Pariser Vorortverträge. (Mittelmächte: Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Osmanisches Reich, Bulgarien, Italien sowie einige afrikanische Staaten.)

Gelegenheiten, am vierzehnten Juli oder am vierten August oder etwa am ersten Jahrestag des Waffenstillstandes, unten im großen Speisesaal das Abendessen serviert wird: dann steht der lange Tisch der "Entente-Gruppe" in dem abgesonderten oberen Teil des Saales, weit weg von den übrigen kleinen Tischen. Und wenn es auch natürlich kleinere Freundschaftsbündnisse gibt: sämtliche Mitglieder der Gruppe leben stolz und hoheitsvoll in dem Bewußtsein, zur "Entente-Gruppe" zu gehören; einfacher ausgedrückt, die Herren zu sein und die Sieger.

Die andere Gruppe ist schon lockerer, und man könnte vielleicht sagen: eine zwangsläufig entstandene Formation. Zu ihr gehören alle, die in die andere nicht aufgenommen sind. Auch die Neuangekommenen wissen gleich Bescheid: aber während der Engländer oder Franzose bereits am zweiten Tage seines Hierseins den selbstbewußten Ausdruck der Zusammengehörigkeit auf seinem Gesicht zur Schau trägt, kommt der Deutsche oder Türke erst nach Wochen dahin, daß er höchstens einige Bekannte oder einen kleinen Freundeskreis hat. Meine Freunde sind Ryger, Winkelmann, Delius, Sidagjew und Mandl; Herrn Wolff und Fräulein Wiedhart kenne ich nicht persönlich. Was ist nun besser: stark zu sein, weil wir viele sind und zusammenhalten, oder frei zu sein, weil wir wenige sind und allein? das ist eine unentschiedene Frage.

Fest steht indessen, daß der Krieg noch nicht zu Ende ist. Der österreichische Zollbeamte, der Lehrer hatte werden wollen, hat recht gehabt. Herr McMillan sieht kühl an mir vorüber, wenn ich ihm auf dem Promenadenplatz begegne; Fräulein du Fleuron mißt Fräulein Barthel auf der Straße mit zusammengekniffenen Augen; Herrn Camparinis Gesicht verdüstert sich, wenn Herr Eggheim ihm über den Weg läuft. Der Krieg ist noch nicht zu Ende: jene sind mehr an Zahl, sie sind die Starken, die Reichen, die Sieger und — wie es scheint — auch die Unversöhnlichen. Möglich, daß sie recht haben: vielleicht, wenn alles anders gekommen wäre, würden wir genau so handeln.

In den Bazaren bekommt man alles, was man hier oben braucht; von der weißen Sonnenhose bis zum immergrünen Grabkranz, alles. Ebenso ist hier in dem "La Bonne Santé" genannten Gesundheitswarenhaus jede Rasse und Nationalität, jedes Geschlecht und Lebensalter, jede Beschäftigung vertreten. Unter Beschäftigung verstehe ich natürlich nicht den Beruf von

"dort unten"; denn hier oben hat es nichts zu bedeuten, daß Herr Thalberg Großindustrieller war, daß Herr v. Ryger Parfümfabrikant war, daß Frau Aulard Rentnerin oder daß Herr Pennington Garagenbesitzer war. Hier oben zählt bloß, daß Herr Thalberg "der Schachspieler", Herr v. Ryger "der Spaßvogel", Frau Aulard "die theoretische Köchin" und Herr Pennington "der Laubsäger" ist. Von ihren reellen, bürgerlichen, geldeinbringenden Berufen, also von ihrer Tätigkeit dort unten, sprechen die Leute hier wie von etwas, das um Jahrzehnte zurück und Tausende von Kilometern entfernt liegt und gleichsam alle Bedeutung, Glaubhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit verloren hat; wie von einer Legende, die sie wohl einst gehört haben und an die sie sich nur noch dunkel erinnern; dies alles hat aber hier oben eine durchaus aktuelle, ernsthafte, bedeutungsvolle und unaufschiebbare Beschäftigung abgelöst.

Einzelnen unter ihnen bedeuten die Karten den Beruf. Tagelang legen sie sich die Karten und entnehmen aus ihnen genau, ob die morgige Post ihnen gute Nachrichten bringen, ob es morgen gutes oder schlechtes Essen geben, ob die Sonne scheinen oder der Nebel heraufsteigen wird. Dann wieder gibt es welche, deren Hauptbeschäftigung ebenfalls die Karten sind, aber ohne Mystizismus; sie schlagen die Karten nur auf, damit das Spiel zum Schluß aufgeht, nach zehnerlei schwierigen und noch schwierigeren Patienzen. Einer lernt Sprachen auf die Weise, daß er jeden Tag zehn nacheinander folgende Worte aus dem Wörterbuch einpaukt, türkisch, persisch und arabisch. Und zwar aus dem Grunde eben in diesen Sprachen, weil er vor Jahren in seinem Büro ein herrenloses dreisprachiges Diktionär gefunden hat und in dieser Tatsache nun einen Wink des Schicksals sieht. In anderthalb Jahren hat er auch wirklich viertausendfünfhundert türkische, persische und arabische Worte gelernt — an den Sonn- und größeren Feiertagen hat er pausiert, nicht gearbeitet —, und seine höchste Neugierde ist es nun, festzustellen, ob er in diesen Sprachen auch sprechen könnte, doch hat sich, um dies auszuprobieren, kein geeigneter Partner gefunden. Wohl zu seinem Glück. Mr. Pennington verbringt all seine Zeit mit Laubsägerei: in seinem Zimmer, an Schnüren mit Reißnägeln in der Wand befestigt, hängen wohl hundert leere Bilderrahmen; sein Tisch ist vollgeräumt mit herrlichen Kästchen und anderen kunstvoll laubgesägten Gegenständen von nicht feststellbarer Bestimmung; jedes Glas, ja sogar ein gewisses gläsernes Geschirr zu bestimmtem Zweck steht bei ihm auf einem,

wenn auch nicht durchaus stabilen, so doch reich mit Ornamentik gezierten Untersatz. Geht man über den Flur und hört ein enervierendes, eintönig scheuerndes Geräusch, so kann man sicher sein, daß Herr Pennington an der Arbeit ist; und wenn Madame Vindaz außer der Reihe den Staubsauger auf die zweite Etage schickt, dann weiß man, Herr Pennington hat sein neuestes Kunstwerk vollendet, und Cecily, das englische Zimmermädchen, geht jetzt in seinem Zimmer das Sägemehl entfernen. Einer ist da, der dauernd photographiert. Nicht wie ein Amateur, aber auch nicht wie ein Berufsphotograph. In einem übermenschlichen, verklärten Taumel, mit starrsinniger, fast haßerfüllter Gründlichkeit und Ausschließlichkeit photographiert er. So wie zum Beispiel die Chinesen Chinesen sind. Schicksalsmäßig. Was ihm unter die Augen kommt, photographiert er, und zwar alles mehrmals. Unerschöpflich in seiner Invention und unvergleichlich im Finden von Themen. Zuerst hat er sämtliche zu seiner Clique gehörenden "Freien" aufgenommen, offen und vorangemeldet. Dann hat er jedes Mitglied der Gegengruppe geknipst, heimlich. Dann kam das gesamte Sanatoriumspersonal an die Reihe, in jeder Lebensphase, etwa folgendermaßen: Ernest tritt ein durch die Tür — Ernest geht hinaus durch die Tür — Ernest lächelt — Ernest fragt etwas — Ernest verbeugt sich — und so fort. Aber als die Dienstboten dann nur noch durch ein besonderes kleines Trinkgeld von der Flucht aus seinem Zimmer oder von seinem Balkon zurückzuhalten waren, wenn er seine Linse plötzlich auf sie einstellte, hörte er mit den Personenaufnahmen auf, knipste zumindest nicht mehr die ganzen Figuren. Dafür aber wurde jetzt zum Beispiel eine Männerhand photographiert, wie sie auf dem Balkongeländer ruht, oder ein Frauenarm, der über das Geländer ins Leere langt, oder eine monumentale Fußsohle und das dazugehörige erschreckend dünne Bein, in die Luft ragend; einmal knipste er durch eine winzige Spalte in der Scheidewand zwischen seinem und dem Nachbarbalkon einen Frauenbusen, ein andermal photographierte er mit Hilfe seiner Teleskoplinse eine spondylitische Wunde am Rücken eines nackt auf dein Bauch liegenden Kranken, auf einem der Dächer der weiter unten gelegenen Gebäude; dann machte er Aufnahmen von seinen sämtlichen Sachen, die er eigens zu diesem Zweck auf sein Bett und die drei Stühle auf dem Balkon räumte, ferner photographierte er sein Mittagessen in verschiedenen Einstellungen und die vier Zuckerwürfel neben seiner Teetasse. Aus dieser Photographiererei entstanden nur einmal beinahe

Unannehmlichkeiten: eines Tages wollte er das Zimmermädchen Madelon, indem er ihr zehn Francs und eine riesige Vergrößerung der Aufnahme versprach, dazu überreden, sich in "Details" photographieren zu lassen, wenn sie die Ganzaufnahmen schon satt habe; doch müsse sie sich zu dieser Unternehmung nackt ausziehen, sagte er ihr. Madelon schlug Krach und berief sich auf ihren Vater, der Wachtmeister bei der schweizerischen Gendarmerie sei. Der Skandal war nur mit zehn Francs Schmerzensgeld zu vertuschen; Madame Vindaz indessen ersuchte den besessenen Photographen persönlich und energisch, er möge sich mit der Menge von Nacktheit begnügen, die er hier gratis und offiziell zu sehen bekomme, die Zimmermädchen solle er gefälligst ungeschoren lassen! ... jedoch, unter uns gesagt, wenn er nun einmal solche Ideen habe, dann solle er zu deren Verwirklichung lieber die rothaarige Amélie auffordern —aber nicht unter zwanzig Francs —, die ziere sich nicht so und habe ihres Wissens überhaupt keinen Vater. Reumütig versprach der Photograph Besserung, bemerkte bescheiden und um Entschuldigung bittend, daß er über Madelon nicht Bescheid gewußt habe, was freilich ein großer Fehler sei, doch befinde Madame sich offenbar im Irrtum, was Amélie betreffe, die im übrigen gar nicht sein Typ sei, bei der koste nämlich das Aktphotographieren keine zwanzig Francs, von der könne man auch sonst noch allerhand viel billiger haben. Uni des lieben Friedens willen und als Dank für die freundliche Vermittlung erlaube er sich, Madame die Vergrößerung eines seiner berühmten Bilder zu überreichen, das das mutwillige Liebesspiel eines Eichhörnchenpaares auf der Fichte vor dem Haus verewige. Madame protestierte empört gegen das Geschenk und bezeichnete den Photographen als unverbesserlich. Des weiteren ist da ein Maler, der schon hundertmal die hiesige Landschaft gemalt hat, immer völlig gleichförmig, immer mit denselben Farben und Schattierungen; ein anderer Maler wiederum hat hundert phantastische Landschaften in sein Skizzenbuch geträumt, in wilden Farben und Formen; und ein dritter zeichnet den lieben langen Tag nichts als Grabsteine, von verschiedenster Form, aus verschiedenstem Material und mit den verschiedensten Inschriften. Einen Herrn haben wir hier, der täglich acht bis zehn Briefe schreibt, obschon er sehr selten einen Brief bekommt. Ein anderer liest fortwährend, auch auf den Spaziergang nimmt er das Buch mit. Einer sammelt Briefmarken und macht Tauschgeschäfte mit dem Chef, derart, daß er sich für ein seltenes Stück eine große Portion Pudding geben

läßt. Einer hat aus Streichhölzern allerlei wunderliche Figuren zusammengeschnitzelt und -geklebt. Einer hat einen Grammophonspleen, einer ist ein Akkordeonkünstler. Und es gibt bei uns Erfinder, Rechenkünstler, Zauberer, Pflanzensammler, Spinnenjäger, Graphologen, Gedankenleser, Rätselrater, Astrologen. Denkt man an phantastische Beschäftigungen, so kann man vielleicht ganz einfach sagen: es gibt nichts, was hier nicht vertreten wäre. Und wer etwas betreibt, der betreibt es leidenschaftlich, aufopferungsvoll, restlos, manisch.

Sind wir schrullenhaft? Ja, ganz bestimmt. Oder sagen wir lieber: wir sind krank.

Der Professor — ein großer Gelehrter, ein genialer Mensch, um so genialer, als er, wie er behauptet, ganz zufällig auf die Idee der Heliotherapie im Zusammenhang mit unserer Krankheit gekommen ist —, der Professor also kommt monatlich einmal herauf in unser Sanatorium. Er hat zwei Begleiter. Der eine ist unser Arzt, Doktor Gillard, der andere ein junger blonder Assistent, der in einer großen blauen Mappe die Krankheitsgeschichten unterm Arm trägt. Wenn weit hinten auf der heraufführenden Straße das riesige rote Auto des Professor auftaucht, gerät das ganze Haus in Aufregung; alle bereiten sich auf die Visite vor, und alle haben plötzlich zwei oder drei Zehntel höhere Temperatur, was natürlich nichts zu sagen hat, denn wir wissen ja: das kommt bloß von der Aufregung — und alle nehmen sich selbstverständlich vor, nach der Untersuchung zu fragen: "Wie lange noch? ..." Der Professor wirft einen Blick auf den Kranken, dann sieht er den jungen Assistenzarzt an. "Docteur Pivalot —?" fragt er. Der Assistenzarzt prüft die Fiebertabelle und die Krankengeschichte, schweigt einen Augenblick. "Noch ... knappe sechs Monate, Monsieur", sagt er dann ermutigend. Oder er sagt: "Nach einem Jährchen ungefähr können Sie gehen, Mademoiselle." Oder: "Davon wollen wir vorläufig noch nicht reden. Geduld, Madame."

Docteur Pivalots Zeiteinheiten sind den Entfernungseinheiten des gestiefelten Katers vergleichbar. Ehe man sich's versieht, hat Doktor Pivalot sieben Meilen in der Zeit zurückgelegt. Doch die Zeit vergeht, und Menschen, krank oder geheilt, verlassen das Sanatorium. Nach einem Jahr, nach zwei Jahren, nach drei Jahren, nach vier Jahren. (Den Rekord hält bei uns ein Grieche namens Cantaris. Er ist schon acht Jahre hier.) Und wenn jemand

weggeht, feiert das Haus ein bißchen in aller Stille. Niemand denkt dann: aber ich muß noch immer hierbleiben ... jeder denkt: der kann schon nach Hause ... glückliche Reise. Der Entlassene wird von seiner Gruppe oder von seinem engeren Freundeskreis begleitet — die Gegengruppe sieht sich seinen Abzug wenigstens mit neutralem Wohlwollen an. Der Entlassene macht einen Rundgang durch alle Zimmer seiner bettlägerigen Bekannten, bringt ihnen ein paar Blümchen, und in einem der Zimmer läßt er einen großen Blumenstrauß zurück; er bekommt gute Wünsche und ein paar Blümchen mit auf den Weg, vielleicht von einem Menschen auch einen großen Blumenstrauß. Dann bezahlt er seine letzte Rechnung und verabschiedet sich von den Inhabern; "auf Wiedersehen", sagt Sœur Anne, "natürlich bloß als Gesunder zur Sommerfrische oder auf Besuch." (Und das Eigenartige ist, daß wer es irgend ermöglichen kann, tatsächlich später auf eine oder zwei Wochen wieder herkommt.) Dann verläßt er das Gebäude — jetzt ist er kein "Freier" mehr, sondern ein Geheilter, also ein Fremder. Langsam geht Monsieur Ernest hinter ihm her, mit dem Handwagen voll Gepäck. Ist der Entlassene auf der Straße nach dem Bahnhof bei der ersten Biegung angekommen, von wo aus man die ganze Sanatoriumsfront überblicken kann, bleibt er stehen und dreht sich um. In diesem Augenblick ertönen hundert Stimmen, hundert Tüchlein winken ihm zu. Gruppenmitglieder wie Zugehörige der Gegengruppe rufen und winken. Der Entlassene ... ich weiß nicht, was er in diesem Augenblick denkt, was er fühlt, was in ihm vorgeht. Ich bin noch hier oben.

Aber auch auf andere Weise gehen Menschen von hier weg. Bei Nacht, wenn schon alle schlafen, verlassen sie das Haus, im Sarg, aus dem Totenzimmer. Männer mit Gummisohlen tragen den Sarg zu dem um Mitternacht abfahrenden "Train spécial", wenn die Familie den Toten in die Heimat überführen läßt. Oder sie tragen den Sarg in die Leichenhalle auf dem Friedhof, wenn der Tote sich begnügt mit der gastfreundlichen Schweizer Erde. Dann schreitet hinter dem Sarg Madame Roseron her, die sich im Laufe von fünfzehn Jahren schon eine ansehnliche Summe zusammengewacht hat und schon tausend und aber tausend Meter feine Spitze gehäkelt haben soll an Sterbebetten und Totenbetten. Es kommt auch vor, daß der Tote lebend verschwindet. Dies ist der häufigere Fall. Doktor Gillard sieht, daß der Todeskandidat nur noch eine Woche oder drei Tage



hat. Madame Vindaz gibt ein dringendes Telegramm auf nach Berlin oder nach London oder nach Sofia. Zwei Tage darauf trifft ein Angehöriger ein, dem Sœur Anne ergriffen und taktvoll die Wahrheit mitteilt oder sie ihn wenigstens ahnen läßt. Madame Vindaz fragt vorsichtig und weich, ob es nicht doch besser wäre, wenn der arme Kranke zu Hause, im trauten Kreise der Familie die Augen schlösse. Der Angehörige wehrt sich dagegen, — so?! in diesem Zustand jemanden transportieren?! Madame und Sœur Anne erklären, daß es für den armen Kranken schon ganz einerlei sei ... Der Angehörige entscheidet: nein, er bringt das nicht übers Herz. Madame seufzt und telephonierte ans Pflegerinnenheim, Madame Roseron oder eine Kollegin möge kommen. Doch wenn der Angehörige dennoch einsieht, es sei besser, seinen Kranken mitzunehmen nach Hause, dann telephonierte Madame Vindaz, auch in diesem Falle seufzend, aber mit etwas lebhafterer Stimme, an die Krankentransportfirma. Bald darauf steht vor dem Hintereingang des Sanatoriums ein Auto mit rotem Kreuz: und der Tote entfernt sich lebend. All dies geht in größter Stille und im geheimen vor sich. Das Haus weiß nichts oder nimmt keine Kenntnis davon. Die Front ist stumm, niemand ruft, niemand schwenkt sein Taschentuch.

In den ersten Monaten bekam ich von daheim kaum Nachricht: manchmal kam zwar von Vater eine Karte, mit serbischer oder österreichischer Briefmarke — diese Karten hatte wahrscheinlich ein Bekannter, der ins Ausland fuhr, über die Grenze geschmuggelt und jenseits der Grenze aufgegeben —, aber aus diesen Karten erfuhr ich nur, daß es zu Hause allen "verhältnismäßig" gut ging oder daß es ihnen "einigermaßen" ging. Vater hatte mir vor meiner Abreise auseinandergesetzt, eine Hauptbedingung meiner Heilung sei die Ruhe, also dürfe ich mich wegen nichts beunruhigen; mit Geld sei ich versehen für ziemlich lange Zeit, und was sie betreffe, so würde ihnen schon nichts passieren. Die Herrschaft der Bolschewiken werde ja ohnehin bald zu Ende sein. Ich mußte Vater mein Wort geben, ruhig und geduldig zu sein: also mußte ich mein Wort halten.

Was in der Heimat geschah und als Ereignis anzusehen war, erfuhr ich jedenfalls zuerst von meinen Bekannten oder aus ausländischen Zeitungen. Von den gegenrevolutionären Bewegungen im Juni berichtete mir Oskar Mandl aus seiner Zeitung, laut schrie er es mir 'rauf auf meinen Balkon. Die Nachricht interessierte alle, regte sogar das ganze Haus auf. Daß zwischen

der ungarischen Sowjet-Republik und den Nachfolgestaaten der Krieg ausgebrochen war, teilte mir Sidagjew aus einer Pariser Zeitung mit. Vom Untergang der Räteregierung und der Flucht ihrer Führer setzte mich Ryger in Kenntnis; in einer Züricher Zeitung las ich, daß die ungarische nationale Regierung gebildet worden war. Und bald darauf erhielt ich irgendwoher eine Nummer der "Times" mit blauangestrichenen Stellen, die berichtete, daß die Rumänen in Budapest eingezogen waren und die Stadt besetzt hatten.<sup>21</sup> Das Zimmermädchen, das mir die englische Zeitung brachte, verriet mir nicht, wer sie schickte; doch sprach mich einige Tage später auf dem Spaziergang ein Herr aus dem Sanatorium an, Mr. Bennings. Er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, der Engländer! mit dem früheren Feind! mit mir, der ich nicht zur "Entente-Gruppe" gehörte! Er gab allerdings zunächst mir, oder sich selbst, eine Erklärung für sein Vorgehen ab, indem er mir mitteilte, daß er mich bloß um eine Auskunft bitten möchte. Dann fügte er aber gleich ermutigend und zuversichtlich hinzu, Ungarn, nicht wahr, sei doch eigentlich niemals ein wirklicher Feind von England gewesen, und führte als Einleitung aus, wenn er sich recht erinnere, waren doch die Ungarn stets eine Art unterdrückter Vasallen von den Habsburgern und hatten sich im Kriege eigentlich nicht aus freien Stücken, sondern aus Zwang auf die Seite der Deutschen gestellt, was immerhin ein schwerer Fehler war, und wenn Kossuth ("Lewis Kassass, do I pronounce his name correctly?") — wenn also Kossuth 1914 noch gelebt hätte, hätten die Ungarn ganz gewiß auf Seiten der Engländer gekämpft. Nach dieser Geschichtseinleitung ging er dann auf

---

<sup>21</sup> Ungarn erklärte am 31. Oktober 1918 den Austritt aus der Realunion mit Österreich und rief die magyarischen Truppen von der italienischen Front zurück. Damit war die k. u. k. Monarchie aufgelöst. Ministerpräsident Mihály Károlyi rief am 16. November 1918 die demokratische Republik Ungarn aus. Der konservative Flügel der nationalistischen Bewegung stürzte den Ministerpräsidenten Mihály Károlyi in einer Gegenrevolution, und das Frauenwahlrecht wurde wieder abgeschafft. Nach Károlyis Rücktritt am 21. März 1919 übernahmen die Kommunisten unter der Führung Béla Kuns die Macht und gründeten eine Räterepublik. Zur Rückerlangung der nach dem Ersten Weltkrieg verlorenen Gebiete (Siebenbürgen, Slowakei) ging Ungarn militärisch gegen seine Nachbarländer vor. Im Ungarisch-Rumänischen Krieg geriet die ungarische "Rote Armee" jedoch schnell in die Defensive. Mit der Besetzung weiter Teile des Landes durch rumänische Truppen brach die sozialistische Republik am 1. August 1919 zusammen, Béla Kun mußte fliehen. Eine bedeutende Anzahl kommunistischer oder radikal linker Schriftsteller, bildender Künstler und weiterer Intellektueller emigrierte. Nach dem Ende der Räterepublik scheiterte zunächst Erzherzog Joseph August von Österreich, vom 7. August bis 23. August Reichsverweser, mit dem Versuch einer Regierungsbildung an der ablehnenden Haltung der Alliierten. Schließlich zog der ehemalige k. u. k. Admiral Miklós Horthy, der zuvor in Szeged eine konservative Gegenregierung zu den Kommunisten gebildet hatte, am 16. November 1919 mit seinen Truppen in Budapest ein. – Folgezeit: Eine Restauration der habsburgischen Monarchie wurde Ungarn im Zuge der Friedensverhandlungen (Pariser Vorortverträge) jedoch verboten (Vertrag von Trianon). Die Regierung erkannte daraufhin den Friedensvertrag von Trianon an, nach dessen Bedingungen Ungarn zwei Drittel seines Staatsgebiets an die Tschechoslowakei, Rumänien, den südslawischen Staat und Österreich abtreten musste. Die meisten nun abgetretenen Gebiete hatten sich schon 1918/1919 von Ungarn getrennt und waren den neuen Nachfolgestaaten der Donaumonarchie beigetreten oder von ihnen in Besitz genommen worden; das spätere Burgenland kam aber erst im Herbst 1921 zu Österreich. Ungarn näherte sich ab 1933 unter Ministerpräsident Gyula Gömbös aufgrund wirtschaftlicher Krisen und revisionistischer Propaganda politisch immer mehr dem nationalsozialistischen Deutschland an ...

das über, was ihn interessierte und beunruhigte. Nämlich jetzt, nach dem Einzug der Rumänen, war es doch offenbar fürs erste aus mit der Herrschaft des Proletariats in Ungarn; hatte sich aber nicht vielleicht der Krebschaden des Bolschewismus so sehr in das Volk eingefressen, daß später, wenn die Besatzungstruppen einmal wieder abzogen, der Kommunismus von neuem ausbrach? Denn, fuhr Mr. Bennings fort, wenn es im Grunde genommen theoretisch für ihn auch ganz gleichgültig sei, was für eine Regierung in Ungarn am Ruder war, so sei es praktisch dennoch für ihn wichtig, ob diese roten Hunde irgendwo auf der Welt, sei es auch im fernsten und unbedeutendsten Eckchen, siegten oder eine Niederlage erlitten. Beruhigt nahm er zur Kenntnis, daß meiner Meinung nach in meiner Heimat die Kommunisten ein für allemal abgewirtschaftet hatten; doch mißbilligend nahm er zur Kenntnis, daß ich nicht wußte, was für eine Regierung nun folgen würde: ob ein gemäßigt-sozialistisches oder ein übertrieben gegenrevolutionäres, reaktionäres System. Er war sehr unzufrieden damit, daß ich nicht besser informiert war, "un-informed and un-political", aber dann fand er es begreiflich, da ich ja schon seit nahezu einem Jahr kränkelte und demzufolge für Dinge, die mich nicht unmittelbar persönlich berührten, wenig Interesse an den Tag legte. Zum Schluß gab er der Hoffnung Ausdruck, daß nicht einmal ein sozialistisches System die Kommunistenherrschaft ablösen werde, sondern ein gemäßigt liberales, ein ausgesprochen bürgerliches: und als Erklärung fügte er hinzu, er hasse die Bolschewiken und könne auch mit den Sozialisten nicht sympathisieren, weil einesteils sein Bruder, der Bankier sei, ein ganzes Vermögen verloren habe an russischen Papieren und weil andernteils er selbst, als Pelzgroßhändler, durch die Misere in Rußland nicht nur an eine seiner fast unersetzlichen Bezugsquellen nicht mehr heran könne, sondern auch um eine bedeutende Summe Geldes gebracht worden sei durch seinen russischen Vertreter, der zehn Jahre lang sein Einkäufer und Vertrauensmann gewesen und von den Bolschewiken ausgeraubt und ermordet worden war. Danach verabschiedete Mr. Bennings sich von mir, sagte aber, er habe nichts dagegen, wenn ich mich hie und da auf dem Spaziergang ihm anschliesse.

Das Eis war also gebrochen: das ganze Sanatorium nahm es mit größter Verwunderung auf, daß Bennings und ich nun einander grüßten, ja sogar miteinander sprachen. Angeblich soll jemand Bennings deswegen zur Rechenschaft gezogen und Bennings soll dasselbe geantwortet haben, was

ich zu Ryger sagte auf seine erstaunte und mißbilligende Frage: "Nanu, du läßt dich mit denen ein?!" — also beide antworteten wir: "Einmal muß man doch den Anfang machen."

Ich war nun also einem Menschen näher gekommen. Das Traurige war nur, daß ich allem so fern stand, was daheim geschah, daß selbst Vaters langer Brief mir die Dinge nicht näherzubringen vermochte. Der Kommunismus war gestürzt — schön, wir wußten ja, daß er sich nicht halten würde. Auch das Gespenst der Oktoberrevolution war vertrieben — schön, das war nur natürlich. Eine nationale Regierung ist jetzt am Ruder? — schön, auch das war vorauszusehen und war durchaus richtig. Aber werden jetzt Frieden und Ordnung herrschen? beginnen wir endlich, die Trümmer- und Kehrlichthaufen wegzuräumen, die der Krieg verursacht hat? Denn: wenn ich auch noch so "uninformiert und unpolitisch" bin, ich weiß doch, daß für alles Böse einzig und allein der Krieg verantwortlich ist.

Mit Bennings unterhielt ich mich seit der ersten Begegnung öfter; nicht nur auf den Spaziergängen, sondern später auch schon im Hause. Er ist achtunddreißig Jahre alt, noch unverheiratet, hat zwei Jahre an der Front zugebracht, dann ein Jahr in verschiedenen französischen Kriegslazaretten gelegen; jetzt ist er seit zwei Jahren hier zur Kur. Er ist lungenkrank. Ein reicher Mann. In Eton ist er erzogen worden. Ein großer Kricketspieler ist er. Mit zwei Nummern nimmt er teil am "Calcutta sweep stake". Er spielt gern Bridge und schwärmt für Händel, den er für noch größer hält als Bach, hauptsächlich, weil er ihn als englischen Nationalkomponisten betrachtet. Shakespeare ist seiner Meinung nach "natürlich" ein großer Dichter, doch scheint es ihm, als überschätze man ihn auf dem Kontinent und besonders in Deutschland; das gleiche gilt für Shaw, den er schon allein wegen seines Sozialismus nicht bevorzugt. Hier oben hat Bennings mit der Inhaberin des englischen Cafés ein Verhältnis — das weiß übrigens das ganze Sanatorium, angeblich sogar die ganze Gegend —, und jeden Mittwochnachmittag besucht er Miß Lloyd in ihrer Wohnung im Dorf, mit der Pünktlichkeit einer Schweizer Uhr, der Zähigkeit eines Kricketspielers und vor allem mit der Großzügigkeit eines Gentleman: Miß Lloyd besitzt nämlich seit einigen Monaten außer ihrem Café unten im Village auch ein Sanatorium für englische Kinder. Das alles weiß ich von Bennings selbst, und bei alledem habe ich von ihm auch etwas gelernt. Nämlich, daß er diese

Privatangelegenheiten seines Lebens mir nur aus dem Grunde erzählt, weil ich durch meine mutigen Äußerungen gegen den Krieg seine Sympathie gewonnen habe; im übrigen aber machte er mich darauf aufmerksam, wenn ich mit anderen Engländern bekannt würde, solle ich mich streng davor hüten, durch indiskrete Fragen in ihr Privatleben eindringen zu wollen. Die Engländer sind verschlossen und vertragen es nicht, wenn Fremde sich nach ihren Privatangelegenheiten erkundigen; auch sie stellen an einen Fremden niemals dahingehende Fragen. Auch darauf machte er mich noch aufmerksam, daß für einen Engländer sozusagen alles zu den Privatangelegenheiten gehört, was nicht mit dem Wetter oder höchstens mit dem Sport zusammenhängt. Unter Freunden oder guten Bekannten ist das freilich anders; aber es ist nicht leicht, vorsichtig und taktvoll dasjenige zu finden, was die englische Gleichgültigkeit löst, und daher kann man sich mit einem Engländer sehr schwer befreunden. Zumal, da nicht alle Engländer Pazifisten sind, wie er und ich, was ja bereits ein gemeinsamer Zug, ein gemeinsames Interesse ist und also die Basis für eine Freundschaft bilden kann. Denn Bennings ist Pazifist. Und das brachte ihn mir mindestens in gleichem Maße nahe wie mich ihm. Er haßt den Krieg. Gedient hat er bei der Infanterie, war Hauptmann, hat in Flandern gekämpft und ist mit einer Gasvergiftung nach hinten gekommen; das Gas ist ihm auf die Lunge gegangen. In einem dunklen, haßerfüllten Glanz leuchtet Bennings Gesicht, wenn er vom Krieg spricht. Nicht von persönlichen Erlebnissen: ganz im allgemeinen. "Sowohl England als auch Ihre Heimat hat nur einen wahren Feind: den Krieg. Der Krieg ist der Feind der ganzen Menschheit. Jeder anständige Mensch hat die Pflicht, gegen den Krieg zu kämpfen, mit Wort und Tat. Ich, James Llewelyn Bennings, ein vermögender Mann von konservativer Gesinnung, ich würde dem König offen den Kriegsdienst verweigern, wenn England so wahnsinnig wäre, sich noch einmal in einen Krieg einzulassen. Lieber ließe ich mich einsperren, ehe ich noch einmal zu den Waffen griffe. Ein rechtschaffener Mensch kann überhaupt nur leben, wenn er gegen den Krieg protestiert und ihn bekämpft. Nie wieder Krieg! Das merken Sie sich, junger Mann!" Als hätte ich genau diese Worte, oder sehr ähnliche, schon einmal gehört oder gelesen. In einer fremdsprachigen Zeitung. Aber sie könnten auch meine eigenen Worte sein. Übrigens weiß ich, daß Bennings mich ein wenig von oben herab ansieht, wenigstens so weit, daß er mich für ein Kind hält, und ich fürchte, er versteht es nicht

ganz, daß ich nicht auf dem Schlachtfeld gewesen zu sein brauchte, um den Krieg zu hassen. Ihn zu verachten. Ihn zu fürchten. Als er indessen erfuhr, daß mein Bruder Soldat war, an der Front gestanden hat und nahezu drei Jahre in russischer Gefangenschaft gewesen ist, als er hörte, daß auch meine Familie ihre gefallenen Helden aufzuweisen hat, und als ich ihm dies und jenes vom Hinterlandleben in Budapest erzählte, schien er mir zu verzeihen.

Wie all dem auch sein mag, Bennings gefällt mir. Ich mag diesen Engländer gut leiden, der sehr, sehr Engländer ist, aber dennoch in erster Linie Mensch.

In einer Zeitung lese ich, daß hundertfünfzig ehemalige Kriegsgefangene aus China nach Budapest zurückkehren. Georg? Sein Name stand nicht auf der Liste.

Ich weiß nicht, was mit ihm ist, habe keine Nachricht von ihm.

Bevor ich von Budapest abreiste, habe ich die Schachtel verbrannt. Aber vorher habe ich nachgesehen, was darin war. Es war erbärmlich von mir. Ich konnte dem Wunsch nicht widerstehen zu wissen, was ... was die Schachtel enthielt? Nein, Sondern zu wissen, wer mein Bruder ist.

Jetzt weiß ich es.

Die Schachtel enthielt folgendes:

Zwei Babykleidchen, für ein Mädchen bestimmt, eins rosa und eins hellblau, aus feinem, weichem Stoff, mit seidenen Schleifen. Eine Menge winziger Kleinmädchensachen, Kleidchen, Bänder, Hemdchen. Zwei Paar winzige goldene Ohrringe, das eine mit rosa, das andere mit blauen Steinen ausgelegt.

Einen ganzen Stoß Briefe von Mutter, die sie damals an Großmama nach Szeles geschrieben hatte, als sie nach Budapest gezogen war in die Andrassystraße. Wie glücklich sie sei. Wie sie ihren Ludwig liebe. Wie schön und wie groß die Wohnung sei, wie prachtvoll die Möbel, die von daheim mitgebrachten ebenso wie die neugekauften. Wie wunderbar und schön das Leben in der Stadt sei. Was für interessante und reizende Menschen sie schon kennengelernt habe. Wie Ludwig von seinen Freunden geliebt und verehrt werde. Wie nett und freundlich die schönen jungen Budapester Frauen sie aufgenommen haben. Wie gut sie sich in das Großstadtleben eingelebt habe, was dabei gar nicht so leicht gewesen sei. Weiß Gott, nach

der Stille in Szeles schwirre einem der Kopf, wenn man an den riesigen Stadtverkehr bloß denke. Die vielen Droschken und die vielen Elektrischen auf der Straße! Und das sei noch gar nichts im Vergleich zu dem, was bei der bevorstehenden Millenniumsfeier für ein Betrieb sein werde. Wie sie spare, beziehungsweise sparen würde, wenn Ludwig sie nicht aus lauter Liebe so schrecklich verwöhnte, "stell dir vor, geliebte Mutter, bloß als Nadelgeld gibt er mir wöchentlich fünfundzwanzig Gulden!" Dann wechselt plötzlich der Ton der Briefe. Sie muß ihrer geliebten Mutter ein süßes Geheimnis anvertrauen. Sie ist in der Hoffnung, und selig trägt sie den gesegneten Zustand, wenn sie auch viel darunter zu leiden hat, viel erbricht und Schwindelanfälle bekommt; aber Ludwig ist so gut und aufmerksam zu ihr. Sie kann gar nicht sagen, wie glücklich sie ist, wenn sie daran denkt, daß sie nun bald Mutter wird. Kann es gar nicht abwarten, bis, das Baby kommt. "Es wird gewiß ein Mädchen sein, du wirst sehen, Mutter; Katharine soll es heißen." Und Käthchen bewegt sich schon, gestern hat sie es zum erstenmal gefühlt. Auch Ludwig wartet schon ungeduldig auf Käthchen. Heute war sie das erstemal beim Arzt, Ludwig war mit ihr, ist aber natürlich nicht mit hineingegangen, als der Doktor, ein lieber, ernster älterer Herr, sie untersuchte. Sie glaubt, etwa in zwei Monaten werde Käthchen schon da sein. Sie rechnet bestimmt damit, daß die Eltern zur Taufe nach Budapest kommen und auch Mili und Elemér mitbringen. Sie fühlt sich schon recht schlapp und ist sehr dick geworden, oh, wenn doch Käthchen schon da wäre! Ludwig hatte heute abend gesagt, vielleicht bloß noch eine Woche, und Käthchen ist da! — Dann ein Brief von Großmama, in welchem sie Mutter tröstet und ihr gut zuredet, sie solle nur glücklich sein, daß ihr ein Söhnchen geboren sei. "Glaub mir, liebes Kind, eine Tochter bedeutet eine große Sorge und Last, wenngleich ich Gott danke, daß er mich mit vier Töchtern beschenkt hat. Sei glücklich mit deinem Sohn, du wirst sehen, er wird dir viel Freude machen, wenn er größer und kräftiger wird, der kleine Georg. Hab' ihn lieb und vergiß, daß dein Erstgeborenes kein Mädchen ist, wenn es auch einen Augenblick gegeben haben mag, in dem du dich darüber gegrämt hast. Das zweite oder dritte Kindchen wird schon ein Mädels sein!" Und dann schreibt Großmama noch — hier spürt man aus den Zeilen eine leise, nicht ausgesprochene Kränkung, — obzwar von dem, was ihre Kinder ihr brieflich mitteilen, nur der liebe Gott, aber kein einziger Mensch auf der Welt etwas erfahren könne, solle sie ihren Willen haben: anbei schicke sie ihr die Briefe zurück, die sie

seit ihrer Heirat nach Szeles geschrieben habe. Ein Glück, daß sie noch alle vorhanden seien, der Reihenfolge nach und unangetastet ...

Ein Tagebuch, mit einem Schlüssel zu verschließen; der Schlüssel lag nicht dabei; die Messingplatte samt dem Schloß war gewaltsam gelöst, von rauher, aufgeregter Hand aus dem Lederdeckel herausgerissen. Aufzeichnungen von jedem Tag, seit Mutters Hochzeit. Das gleiche, was auch in den Briefen stand. Käthchen und immer wieder Käthchen. Die letzte Aufzeichnung, ungefähr in der Mitte des Buches: "Gott wollte, daß ich einen Sohn habe. Ich werde ihn lieben Gottes Befehl gemäß. Aber wahrhaft glücklich wäre ich nur geworden, wenn ich ein Töchterchen zur Welt gebracht hätte, Oh, du mein Gott, strafe mich nicht für diese Schlechtigkeit, ich will den kleinen Georg liebhaben, das gelobe ich dir!"

Und dann folgte etwas ganz anderes.

Ein rosa Damengürtel. Fräulein Klärchen hat ein solches Kleid gehabt, als sie zu uns kam. Eine alte Photographie aus Baja: Klärchen Tóth, sechzehnjährig, in der Hand einen Strauß Feldblumen, im Hintergrund die Tür des kleinstädtischen Bäckerladens. Wie hatte Fräulein Klara einst dieses plötzlich auf unverständliche Weise verschwundene Bild gesucht. Ein Taschentuch aus weißer Seide, in eine Ecke war gestickt: *Klara*. Eine ganz verblichene Amateurphotographie von Fräulein Klara, im weißen Sommerkleid, am Fuße der Steintreppe in Szeles. Ein Paar zerrissene Damenhandschuhe. In denen hat Fräulein Klärchen immer ihr Zimmer saubergemacht, ich erinnere mich genau daran. Eine zugestöpselte leere Eau de Cologne-Flasche. Ich machte sie auf. Ganz frappierender Klärchen-Geruch stieg mir in die Nase. Dann ein Papierschnitzel, schmutzig und zerknittert, als hätte man es aus dem Kehricht gezogen, es stand darauf in Fräulein Klaras Handschrift: *... nzig Gelieb ...* Und noch Papiere, angefangene Briefe, Notizen. Klara, Klara, überall Klara. *Du weißt es nicht, du bemerkst es nicht, daß ich dich liebe.*

*... Du haßt mich, und ich liebe dich, aber du wirst es nie erfahren.*

*... Du hast mich von dir gestoßen, hast mich geschlagen, mich verhöhnt, ich liebe dich!*

*... Ich weiß, daß du meines Vaters Geliebte bist; deshalb willst du mich nicht, du hältst mich für ein Kind, ich könnte meinen Vater töten und dich und mich. Aber in Wirklichkeit werde ich vielleicht nur mich selbst umbringen.*



*... Ich kann nicht weiter hier leben und die beiden sehen. Ich fühle, daß sie mich haßt oder Angst hat vor mir.*

*... Ich hasse dich dermaßen, daß auch mein Vater diesen Haß fühlen muß, und er muß auch mich hassen, wenn er dich wahrhaft liebt.*

*... Mein Herr und Gott, erlöse mich vom Bösen, erlöse mich von Klara, erlöse mich von der Musik, denn in jedem Ton ist nur sie! Gib mir Kraft, daß ich ... Lauter, lauter alte Worte, altes Flehen, alte Wehrufe; lauter Sehnsucht und Hoffnung und Enttäuschung; lauter heißes Gefühl und ein einziges großes Leid, lauter Fluchtversuche und eine einzige große Liebe, lauter Anläufe und ein einziger großer Haß: all das um Klara.*

Da wußte ich natürlich mit Georg Bescheid. Seine Kompositionen, auf denen keine offene Widmung an Klara stand, gab ich Vater und sagte ihm, ich hätte sie kürzlich in der Schreibtischschublade gefunden. Alles übrige verbrannte ich im Badezimmerofen.

Georg ist mir nun kein Geheimnis mehr. Vielleicht hat er geirrt; vielleicht hat er übertrieben; vielleicht war er schlecht. Aber ich kann ihm nicht mehr gram sein. Denn eins ist sicher: er hat gelitten.

Bennings hatte das Eis gebrochen: das Benningssche Prinzip, die Benningssche Initiative siegte. Unverkennbar war ein gewisser Vorbehalt, ein kühles Mißtrauen, eine leicht wohlwollende Geringschätzung, mit denen die Mitglieder der "Entente-Gruppe" den Umgang mit uns begannen, mit uns, den Besiegten, den Mitteleuropäern und unseresgleichen. Aber immer häufiger kam es vor, daß wir hinübersprachen von Balkon zu Balkon, uns gegenseitig in den Zimmern besuchten oder miteinander spazierengingen. Ryger erklärte in den ersten Tagen, er pfeife auf sie, pfeife auf ihre Annäherung und sei nicht gewillt, sich vor ihnen auf den Bauch zu schmeißen und vor Wonne verrückt zu werden, wenn John Bull, Marianne oder Uncle Sam sich zu ihm herabließen. Aber gerade Ryger war derjenige, der es glücklich erregt aufnahm, als ich ihn auf dem Spaziergang Bennings offiziell vorstellte, und wieder war es Ryger, der mir bald darauf auseinandersetzte, daß die kleine Französin mit der Coxitis oben auf der dritten Etage zehnmal so viel wert sei wie sämtliche deutschen Mädchen, gesunde und kranke, zusammen. Ryger hörte plötzlich mit den Erzählungen von seinen baltischen Ahnen, seiner Heidelberger Studentezeit und seinem ganzen Deutschtum auf, dafür log er geläufig und mit verhältnismäßig guter

Ortskenntnis, er habe schon vor dem Kriege jahrelang in Paris gelebt und dort die französische Parfümfabrikation und die Französinen studiert. Ryger feierte übrigens gerade in diesen Tagen hier oben, im engsten Freundeskreis, seinen einundzwanzigsten Geburtstag; doch, wie gesagt, davon wußten nur seine guten Freunde. Ansonsten gab er sich manchmal für vierundzwanzig-, manchmal sogar für achtundzwanzigjährig aus.

Noch nie in meinem Leben hatte ich solchen Schnee gesehen.

Eines Morgens wachte ich davon auf, daß eine seltsame, gedämpft weiße Helligkeit in mein Zimmer schien: der Himmel war blaßgrau und warf auf die ganze Landschaft ein eigenartiges, starres Licht. Eine Stunde später fing es an zu schneien; einige Minuten lang flatterten vereinzelte große Flocken vom Himmel herunter, dann begann mit kaum merklichem Übergang der Schneefall dichter zu werden, und gegen Mittag war die Erde mit einer fünfzig Zentimeter dicken Schneeschicht bedeckt. Der Schneefall war dichter, als der Nebel zu sein pflegte, und hielt bis zum nächsten Morgen an. Auf den Wegen versanken die Menschen bis an die Knie im Schnee; der von den Balkongesimsen heruntergefegte Schnee staute sich vor dem Gebäude zu einer regelrechten Schanze auf. Alles war jetzt verschneit — nicht einmal verschneit: aus Schnee war alles. Und als es aufhörte zu schneien, verdünnte sich innerhalb weniger Minuten die graue Wolkenschicht und teilte sich: die Sonne brach durch. Mittags zeigten die Thermometer draußen in der Sonne einundfünfzig Grad; im Schatten des Bettes waren neun Grad Kälte.

Weihnachten. Die immobilen Kranken bekamen von Madame Vindaz kleine Christbäumchen geschenkt; in jedem Zimmer stand ein Baum; und damit auch die Bettlägerigen an diesem Abend nicht allein blieben, wurde schon gegen sechs Uhr je ein Bett ins Nebenzimmer gerollt, zu dem gleichfalls liegenden Nachbarn. So konnten diejenigen, die niemals aufstehen durften, wenigstens zu zweit den Weihnachtsabend feiern. Die "Freien" versammelten sich nach dem Abendessen, das zur Feier des Tages im Speisesaal eingenommen wurde, im Souterrain im großen Salon. (Damals saß die "Entente-Gruppe" noch an ihrem großen Extratisch.) Im Salon stand ein bis an die Decke reichender, prächtig geschmückter, im Kerzenschein glitzernder Baum. Sessel und Sofas waren für die Patienten bereitgestellt,

und für jeden lag ein Paketchen da. Die Paketchen enthielten Schokolade, allerlei kleine Scherzartikel und vergoldete Nüsse. (Ryger bemerkte später zynisch, es sei schön, oder eigentlich schade, daß man der Einfachheit halber nicht auch gleich die Wochenrechnungen mit in die Paketchen gepackt habe; aber Ryger war der erste, dessen Mund zu zucken begann und dem Tränen aus den Augen sickerten, als auf dem Klavier "Stille Nacht" gespielt wurde.) Alles war vorbereitet und hübsch angeordnet: die Gäste zogen ein. Eine seltsame Weihnachtsprozession war das. Mit verbundenem Hals, den Arm in der Binde, auf zwei Krücken, im Lederkorsett mit Stahlspangen zum Stützen des Rückgrats, hinkend oder mit steifen Schritten, in gespreizter Körperhaltung, mit glänzend braunen Gesichtern kam die Schar in dunklen Festkleidern in den Salon, wie eine gespensterhafte Deputation. Dann nahmen sie alle Platz. Der eine streckte sein steifes Bein auf dem Sofa aus, dem andern stützte die Pflegerin (auch jetzt weiß gekleidet) den Rücken mit dem zur Salongarnitur gehörenden Plüschkissen, der dritte legte seinen gebogenen Arm auf den eigens für ihn hingeschobenen hohen Blumenständer, der vierte lehnte seinen Kopf und den ledernen Halbhelm, der ihm den Nacken steif hielt, an die Wand, der fünfte legte sein Bein, von dem an einem Stahldraht ein Streckgewicht herunterhing, auf einen Stuhl. Fast ausnahmslos saßen wir, zu vierzig oder fünfzig, in einer Stellung da, in der Menschen im allgemeinen nicht sitzen. Alle saßen wir so, wie die allgemeinen oder besonderen Gebote des Professeur es vorschrieben. Wie um unsere sonst beständige Nacktheit durch ein Gegengewicht auszugleichen, trug nun außer den Kleidern jeder noch irgend etwas an sich, aus Leder, aus Stahl, aus Gummi oder aus Verbandsstoff. Stille herrschte im Salon, die feierlich starre Stille eines Panoptikums. Selbst die Augen blinzelten nicht, als wären sie aus Glas. Am Christbaum brannten kleine elektrische Kerzen. Nun zog die Direktion ein: die Madame und der Chef und die Première. Madame Vindaz in einem schwarzseidenen Schleppkleid. Monsieur Vindaz im Cutaway mit übertrieben langen Schwänzen. Mademoiselle Vindaz in schwarzer Seide, ohne Schleppe. Da setzte sich der Chef — wie merkwürdig, beinahe unheimlich sah er aus in dieser funebralen Festtracht an Stelle seines gemütlichen Kochkittels! — ans Klavier; sofort stellte sich der Akkordeon-Künstler neben ihn; und dann erklang, wenn auch nicht übermäßig künstlerisch, so doch gut gemeint, wenn auch nicht ganz zusammengestimmt, so doch beseelt und feierlich, von ihnen vorgetragen

ein französisches Weihnachtslied. Auf einmal mischte sich in die bescheidenen Klänge der Instrumente ein anderer Ton ... eine Stimme, fünfzig Stimmen. Die Wachspuppen des Panoptikums sangen. Der ganze Salon sang. Wer den Text nicht wußte, dudelte die Melodie mit, wer die Melodie nicht kannte, summte leise vor sich hin. Als das Lied aus war, entstand, hundertfach fühlbar, geisterhafte Stille im Salon. Für eine Minute. Die Musiker stimmten nun ein englisches Weihnachtslied an, und alle sangen sogleich. Dann folgte das deutsche Lied. Ryger begann zu weinen. Die elektrischen Kerzen leuchteten am Baum. Starker Tannenduft verbreitete sich im Zimmer. Der Chef spielte Klavier, der Akkordeon-Mann begleitete ihn leise. Der spukhafte Chor der braunköpfigen Wachsfiguren sang in gedämpfter, primitiver Homophonie. Und da — ich saß am Ende des Salons neben der Tür — bemerkte ich, daß plötzlich hinter mir auf der Schwelle Madame Roseron stand, vorsichtig in den Salon spähte, und als sie Madame Vindaz erblickte, ihr mit den Augen winkte. Madame erhob sich mit einer sachten, fast gleitenden Bewegung und näherte sich der Tür. Die Wachspuppen nahmen es vielleicht gar nicht wahr, daß sie bereits im andern Zimmer stand. "Was ist denn?" fragte sie ganz leise. "Nummer sechsundvierzig ... leider ..." flüsterte Madame Roseron und machte mit der Hand eine Bewegung, wie man sie zu machen pflegt, wenn man andeuten will, daß jemand weggegangen ist.

Der offizielle Friedensschluß geschah zu Beginn des neuen Jahres, und zwar gleichfalls auf Mr. Bennings' Anregung hin.

An dem Tage, als die Zeitungen berichteten, daß der deutsche Reichstag den Friedensvertrag von Versailles ratifiziert habe<sup>22</sup>, gab die "Entente-Gruppe" ein Bankett. Dieses Bankett bedeutete den wahren und endgültigen Frieden hier oben und zugleich die Auflösung der "Entente-Gruppe". Bennings hatte vorher sämtlichen "Immobilien" in ihren Zimmern einen Besuch abgestattet und ihnen kurz die Bedeutung des heutigen Tages bekanntgegeben; in die Zimmer wurde dasselbe Festmenü hinaufgetragen, das eine Stunde später im Speisesaal für die "Freien" serviert wurde. Die Ständig-Liegenden nahmen die Mitteilung je nach ihrem augenblicklichen Befinden mit mehr oder weniger Interesse entgegen. Unten jedoch war alles in Stimmung. Bennings hielt eine Rede; zunächst leerte er das mit üppig

---

<sup>22</sup> 9. Juli 1919

schäumendem, alkoholfreiem Sekt gefüllte Glas auf unser aller baldige Genesung, dann auf den Frieden, der nun wahrhaft und endgültig eingezogen war, drittens auf die kriegsfeindliche Gesinnung eines jeden anständigen Menschen. "Wenn nun einmal das Schicksal uns den Frieden nicht gegeben hat, meine Damen und Herren, so wollen wir ihn wenigstens unsern Kindern sichern, den Frieden, die Menschlichkeit und den Fortschritt! Ladies and gentlemen: No More War!" Hochgerötet setzte er sich auf seinen Platz; alle klatschten Beifall und riefen bravo.

Doch wäre natürlich die beste Absicht und das schönste Gläserklirren nichts` wert gewesen, wenn die Gemüter — zumindest hier oben — nicht reif gewesen wären für den echten Frieden. Und so verschmolz denn, nachdem die Sonderfriedensschlüsse der einzelnen und der verschiedenen kleinen Cliques zum offiziellen und allgemeinen Frieden vervollständigt und die Bereitschaft zum Freundschaftschließen gesteigert war, die kleine Republik hier oben zu einer wirklich festen Einheit: Mr. Pennington sang nicht mehr das *Tipperary*-Lied, sondern dudelte *Auld Lang Syne*; Herr Wolff sang statt seines kriegerischen deutschen Liedes die *Loreley*; und geduldig hörten sie einander abwechselnd bis zu Ende an. Die Mademoiselles spazierten gemeinsam mit den Fräuleins; Signore Photoamateur tauschte seine schönsten Aufnahmen mit Herrn Photoamateur; in den Bridge-Partien spielten Engländer und Amerikaner mit Deutschen und Bulgaren. Ryger verliebte sich ernstlich in die kleine hinkende Französin vom dritten Stock. Und Mrs. Williams, die neben mir wohnte, ließ mir durch Sœur Anne sagen, wenn ich nichts Besseres vorhätte, möchte ich sie doch mal besuchen kommen, sie würde gern mit mir bekanntwerden; schließlich waren wir seit fast einem Jahr Zimmernachbarn und hatten uns noch nicht einmal gesehen.

Mrs. Williams war nämlich vollkommen immobil: nach einer schweren Nierenoperation war sie hierhergebracht worden, einige Monate früher, als ich kam. Sie durfte sich überhaupt kaum bewegen, und aufstehen selbstverständlich nie. Wenn sie sich auf die Seite legen wollte, mußte sie Sœur Anne hereinklingeln; wenn sie gebadet wurde, hoben zwei Pflegerinnen sie vorsichtig mit dem Laken von der Rollbahre in die Wanne. Ihre Stimme aber hatte ich schon oft gehört; eine angenehme, sanfte, tiefe Stimme hatte sie, und da sie meist von ihrem Mann und ihrer Tochter

sprach, bildete ich mir ein, Mrs. Williams müsse alt sein. Alt, gebrochen, schwerkrank und verbittert. Und natürlich auch häßlich.

Welch eine Überraschung war dann meine erste Begegnung mit ihr. Mit aufgelöstem blondem Haar lag sie im Bett, als Sœur Anne mich zu ihr hinüberführte. Sie gleicht Mutter, nein, eigentlich gleicht sie ihr nicht, nur ihre Haarfarbe. Dies mußte ich wohl darum denken, weil, als Mutter krank war, auch ihr reiches blondes Haar auf dem Kopfkissen ausgebreitet lag. Wie lange ist das schon her. Und sie ist ja gar nicht alt, höchstens dreißig, würde ich annehmen. Und auch nicht häßlich. Und sie lächelt. "How do you do. Will you have your tea with me? I mean, of course, your milk ..." sagte sie lieb,

und ich kam in Verlegenheit, begann blöde davon zu sprechen, daß ich sie mir aus der Nachbarschaft, drüben jenseits der Zimmerwand, viel älter vorgestellt und nicht im entferntesten gedacht hätte, daß sie so schön sei. Mrs. Williams' Augen öffneten sich weit, sie schien ein wenig nachsichtig zu lächeln und sagte bloß: "I see, yes ... Oh, is it so?" Aber diese Worte klangen ganz bestimmt, als wollten sie sagen: "Ach wirklich? tut man das so in der Nachbarschaft, jenseits der Wand? ..." Es entstand auch Stille, sogenanntes peinliches oder verlegenes Schweigen, aber nur für einen Augenblick. Dann begann Mrs. Williams schon mit ihrer angenehmen, sanften, tiefen Stimme zu sprechen. Davon, daß hoffentlich diese schönen Wintertage meine Genesung fördern würden. Davon, daß es von großem Nutzen für die Kranken wäre, wenn dieses herrliche Wetter sich lange hielte. Davon, was in New York wochenlang für schauerhaft schlechtes Wetter gewütet hätte, bevor sie die Reise nach Europa antrat, jetzt vor drei Jahren. Davon, daß die Überfahrt unheimlich gewesen sei, wegen des stürmischen Wetters und nicht zuletzt auch wegen der U-Boote und der treibenden Minen. Davon, daß im Sanatorium hier oben der Tee ganz gut sei, obgleich sie zwar den russischen Tee bevorzuge, den man jetzt leider nicht bekommen könne. Davon, daß Sœur Anne ein liebes und aufmerksames Mädchen sei und unerhört viel arbeite. Davon, daß es sehr unangenehm sei, krank zu sein, schon allein darum, weil man doch keinen Sport treiben könne, und sie habe in ihren jüngeren Jahren so viel Tennis gespielt. Damit sei es nun aus, denn selbst, wenn sie wieder gesund würde, dürfe sie nicht mehr Tennis spielen. Davon, daß sie es sehr bedaure, Europa unter solchen Umständen kennengelernt zu haben: im Krieg, auf dem Operationstisch und im Gebirgssanatorium. Und schließlich davon, daß sie sich furchtbar freuen würde, endlich ihren Mann

und ihr Töchterchen wiederzusehen; sie hoffe, jetzt im Frühjahr würden sie herüberkommen nach Europa, hierher zu ihr.

Als sie sagte, daß sie in ihren "jüngeren Jahren" viel Tennis gespielt habe, hätte ich sie gern gefragt, wie alt sie denn eigentlich sei. Als sie von ihrem Mann sprach, hätte ich gern gefragt, wer und was ihr Mann sei. Als sie ihr Töchterchen erwähnte, hätte ich fast gefragt, wie groß denn die Kleine sei. Aber Bennings' Warnung fiel mir ein. Wahrscheinlich sind auch die Amerikaner empfindlich in bezug auf ihre Privatangelegenheiten. Und so konnte ich sie bei der ersten Begegnung weder fragen, ob sie reich oder arm sei, was für starke und schwache Seiten sie habe, ob Angehörige ihrer Familie im Kriege gefallen seien, noch wie sie über den Krieg und den Frieden denke, welche Meinung sie von den Menschen hier oben habe und überhaupt ... nichts fragte ich sie über die Welt, das Leben, den Tod ... ja, ich war feige oder eingeschüchtert und unterließ es, mich nach derartigen geringfügigen Privatangelegenheiten zu erkundigen. So mußte ich mich damit begnügen zu erfahren, daß meine Zimmernachbarin, Mrs. Mary Elizabeth Williams aus New York, das schöne Wetter und den russischen Tee liebte, das schlechte Wetter und Europa nicht mochte und in ihren jüngeren Jahren viel Tennis gespielt hatte.

Eine schwere Sache ist es mit so einem fremden Menschen. So einem Wesen des angelsächsischen Volkes. So einer Amerikanerin. Schließlich kann man doch nicht jeden Tag vom Wetter, vom Tee und vom Tennis reden. Ich will ja nicht sagen, daß das Thema nicht weit und nicht manchmal aufregend wäre; aber so reichhaltig ist es nun doch nicht, daß das Gespräch nicht früher oder später auf einen toten Punkt kommen müßte. Was kann man dagegen machen? Anfangs glaubte ich, die Schwierigkeiten ließen sich durch eine Unterhaltung über Bücher überbrücken. Bücher sind schließlich keine Privatangelegenheit, nach der Meinung einzelner sind Bücher Allgemeingut der Menschheit. Vielleicht also würde ich die gebotene Grenze nicht überschreiten, keine Empfindlichkeit verletzen, wenn ich von Büchern spräche. Ich sah auf dem Tischchen neben ihrem Bett und in ihrem Schrank, den Sœur Anne einmal in meiner Gegenwart öffnete, Stöße von Büchern liegen. Also gut, versuchen wir es damit, dachte ich. Ich fragte sie, was sie lese. "Romane", antwortete sie, "oh, ich lese fast täglich ein Buch aus. Es ist gar nicht leicht, immer wieder neue Bücher zu bekommen; in der

Leihbibliothek hier oben gibt es kaum englische Bücher, und die neu erschienenen sind ja sehr teuer. Von zu Hause bekomme ich zwar reichlich Bücher geschickt, darauf ist man ja angewiesen, was soll man denn machen, wenn man den ganzen Tag liegen muß."

"Und lesen Sie alles, was Sie kriegen können?" fragte ich. Sie sah mich erstaunt an. "Natürlich. Warum sollte ich denn nicht alles lesen, was ich mir verschaffen kann?"

"Aber wenn Ihnen zum Beispiel ein Buch nicht gefällt. Lesen Sie das dann auch zu Ende?"

"Warum sollte mir ein Buch nicht gefallen?" meinte Mrs. Williams wieder erstaunt. Aber jetzt war auch ich schon verwundert. "Ja, kriegen Sie denn zufällig, ohne daß Sie vorher wählten, lauter gute Bücher in die Hand? Was lesen Sie denn?"

"Amerikanische Romane", sagte sie, "die kann man ausnahmslos beruhigt lesen. Sie sind ziemlich unterhaltend und spannend, das ist die Hauptsache." Und sie zählte mir an die zwanzig Schriftstellernamen auf: lauter unbekannte Namen, zum überwiegenden Teil von Schriftstellerinnen. Deren Werke also und die Werke noch weiterer zwanzig Schriftsteller und Schriftstellerinnen las sie Tag für Tag. Ich fragte sie dann, ob sie Dostojewski kenne. "O gewiß. Den großen russischen Nationalschriftsteller. Den kennt man in Amerika!" sagte sie nachdrücklich und beruhigend. Als ich weiter fragte, welchen seiner Romane sie am meisten liebe, sah sie mich indifferent an. "Ich habe noch nichts von ihm gelesen."

"Oh", rief ich aus, "Sie haben Dostojewski noch nicht gelesen! Also ... kennen Sie Strindberg oder Balzac?"

"Beide dem Namen nach. Aber ihre Bücher habe ich nicht gelesen. Überhaupt kenne ich die europäische Literatur nicht sehr gut."

"Das ist sehr schade, da haben Sie viel versäumt", bemerkte ich aufrichtig und dumm. Mrs. Williams lächelte. "Mag sein", antwortete sie, "nämlich jetzt, wo ich in Europa bin, könnte mich vielleicht Ihre Literatur interessieren. Aber drüben ..." sie überlegte ein wenig, "drüben, und zumal, wenn man gesund ist, hat man nicht sehr viel Interesse für diese Werke. Es fehlt einem ja auch an Zeit dazu." Da fragte ich sie, ob sie, wenn ich einen Roman von Dostojewski oder Balzac in englischer Übersetzung auftreiben könnte, ihn lesen würde. Sie versprach, den Versuch zu machen. Wohlwollend lächelte sie. "Sie sind natürlich stolz auf Ihren europäischen



Geist, nicht? Ist ja sehr anerkennenswert." Was hätte ich darauf antworten können? ich lächelte und nickte. Bin ich stolz darauf? Und anerkennenswert stolz? Europäischer Geist? ... Auf den Geist Dostojewskis und Balzacs kann ich jedenfalls stolz sein.

Eines Morgens erzählte mir Sœur Anne, während sie mein Bett auf den Balkon schob, daß ich anscheinend Mrs. Williams gefiele; sie hätte ihr neulich mitgeteilt, meine Gesellschaft sei recht unterhaltend für sie, obzwar ich — ihrer Meinung nach — ein bißchen "gelehrt" spräche. Eine dumme Scham hielt mich dort im Bett, zwischen Zimmer und Balkon, davon zurück, Sœur Anne um Rat zu fragen, wovon ich denn mit Mrs. Williams reden sollte; denn daß die Art, in der ich mit ihr sprach, und vor allem die Tatsache, daß ich immer von Büchern redete, ein bißchen wichtigtuerisch, ein bißchen schulmeisterhaft, kurz: wirklich ein bißchen "gelehrtenhaft" war, das stimmte ja, ich fühlte es selbst. Ich war nun vielleicht schon zehnmal bei ihr gewesen; meistens nach dem Spaziergang, manchmal aber auch anstatt des Spaziergangs; entweder klopfte ich von selbst bei ihr an, oder sie ließ mich zu sich bitten; und da ich — eingedenk Mr. Bennings' guten Rates — sie nach ihrem Leben, das mich wie jedes fremde Leben interessierte, nicht zu fragen und von meinem Leben, das sie als ein fremdes Leben offenbar nicht interessierte, nicht zu sprechen wagte, war immer von Büchern die Rede. Dabei war das Thema ja nicht unerschöpflich und — wie sich bald herausstellte — mit Mrs. Williams als Partner nicht einmal übermäßig anregend: beim fünften oder sechsten Besuch begannen wir uns schon zu wiederholen. Ich wußte bereits allzugut, daß die moderne amerikanische Literatur "angenehm, unterhaltend und spannend" sei. Ich wußte bereits, daß sie zum großen Teil von den verschiedenen Kathlens, Catherines, Dorotheys und Margarets geschrieben wurde und ich wußte, daß die männlichen Autoren hauptsächlich Detektivromane verfaßten. Ich wußte schon, daß die Amerikaner, oder sagen wir lieber: daß Mrs. Williams Dickens "kindisch und altmodisch" fand, Wilde "nährisch", Conrad "weitschweifig", Shaw "verworren und von empörender Verachtung für die Menschen". Sie wiederum wußte wahrscheinlich schon bis zum Überdruß von mir, daß Balzac der wahre Spiegel seiner Zeit sei, Strindberg ein unsterblicher Bergmann der menschlichen Seele und der Selbsterkenntnis, daß *Krieg und Frieden* der Roman der Romane sei und daß es noch eine ganze Anzahl europäischer

Schriftsteller gebe, von denen sie noch nie gehört habe, die sie aber lesen müsse. Vor allem aber Shakespeare und Goethe.

Wir sprachen von Büchern, und ich kam ihr nicht näher. Doch mitten in der allmählich entstehenden Langweile begann mich eines Tages plötzlich etwas zu beunruhigen. Diese fremde Frau wohnt hier neben mir seit einem Jahr; seit kurzer Zeit kenne ich sie persönlich: aber nichts weiß ich von ihr, und wenn ich das recht bedenke, muß ich gestehen, daß sie mich eigentlich nicht einmal sonderlich interessiert, jedenfalls nicht darüber hinaus, als daß ich ganz gern hie und da eine Stunde angenehm — wirklich angenehm? — mit ihr verplaudere; und ich muß sogar gestehen, daß sie entgegen meiner Vorstellung und Erwartung nicht alt, nicht gebrochen, nicht häßlich und nicht verbittert ist, das ärgert mich sogar ein wenig. Eine Schlechtigkeit ist das, ich weiß. Aber jede Enttäuschung wirkt so oder ähnlich. Ja, und dennoch sitze ich nun schon seit zwei Wochen jeden Tag eine oder zwei Stunden an ihrem Bett und habe wohl gar meine alten Freunde ihretwegen ein bißchen vernachlässigt. Täglich sehe ich Mrs. Williams. Wir sprechen von Büchern. Auch mit Magda Bertalan hatte es so angefangen. Und als mir das einfiel, wußte ich: dies ist es, was mich beunruhigt. Denn ich sage mir zwar: diese Frau interessiert mich im Grunde genommen nicht, sie ist ziemlich viel älter als ich, hat schon ein Kind, ist schwerkrank und ist vor allem eine Fremde ... Und wenn ich an ihrem Bett sitze, den Blick streng auf einen kleinen Punkt des Linoleumfußbodens geheftet, und in einer Art schwindliger Umneblung das Bewußtsein von der Welt ausschalte, dann ... dann könnte ich mir ohne Mühe einbilden, es wäre Sommer 1915 und nicht Winter 1920, ich säße in der Villa auf dem Schwabenberg und nicht in einem Schweizer Sanatorium, bloß daß ich mich nicht ungarisch, sondern englisch mit einer Frau über Bücher unterhalte. Anscheinend wiederholt sich alles im Leben, mit einer unendlichen, übermenschlichen, schicksalhaften Gleichförmigkeit und Langweile; anscheinend sind wir Menschen verhängnisvoll einfarbig und eintönig.

Bennings wurde eifersüchtig. Das klingt sonderbar, ist aber so. Er wußte und hielt es für selbstverständlich, daß trotz allem meine Freunde, das heißt mein engerer Kreis, Ryger, Mandl, Delius, Sidagjew und Winkelmann waren; vielleicht, weil ich mit ihnen zuallererst Bekanntschaft gemacht hatte hier oben, vielleicht auch, weil im Gegensatz zur westeuropäischen "Entente-

Gruppe" sie für mich Mitteleuropa, mein Mitteleuropa, bedeuten mußten; selbst den Russen aus Kasan und den Schweden aus Stockholm zählte er dazu; wahrscheinlich, weil auch sie nicht zu den Siegern gehörten. Bennings wußte sehr gut, daß in meiner Haltung ihm gegenüber etwas von Dank, etwas von unbestimmter Ehrfurcht, von verschleierter Anerkennung lag, und zweifellos auch etwas von nicht zu bemäntelnder Fremdheit. Er wußte ferner: wenngleich mich alle seine Privatangelegenheiten sehr interessierten, so lag mir doch bei den Gesprächen mit ihm in erster Linie daran, etwas über Westeuropa und vornehmlich über England zu erfahren, und daß ich mich ihm so eifrig angeschlossen hatte, war nicht zuletzt darum geschehen, weil ich gern die Gelegenheit benutzte, englisch zu sprechen. All das wußte Bennings sehr gut, und er nahm es verständnisvoll, nachsichtig und mit ein wenig väterlichem Gehaben hin. Aber jetzt, da ich angefangen hatte, Mrs. Williams häufig zu besuchen, wurde er mit einemmal ganz unverständlich, aber offensichtlich eifersüchtig. Nicht auf mich, sondern auf Mrs. Williams. Zunächst gab er mir zu verstehen, daß gewisse Gründe vorlägen, weshalb gerade Mrs. Williams die einzige sei, die der ehemaligen "Entente-Gruppe" nicht angehört habe. Daß es gewisse Gründe gäbe, weswegen Mrs. Williams, obschon sie zu den ständig liegenden Kranken zählte, weder von ihren Landsleuten noch von den Engländern und Franzosen jemals besucht werde. So kannte sie keinen von diesen persönlich. Dann behauptete er — obschon er die Frau nie gesehen hatte —, sie sei alt, habe angeblich eine ganz erwachsene Tochter, irgend jemand habe deren Photographie gesehen und erzählt, sie sei ein ganz erwachsenes Mädchen. Außerdem teilte er mir mit, seines Wissens sei Mrs. Williams' Mann Rechtsanwalt, solle aber allerlei Geschäfte machen, stehe im Solde der Tammany Hall<sup>23</sup> und könne wohl kaum ein Gentleman sein. Schließlich und endlich machte er mich darauf aufmerksam, daß die Engländer, die richtigen Engländer wenigstens, die amerikanisch-englische Sprache wenn auch nicht gerade geringschätzten, so doch für nicht ganz ebenbürtig erachteten; sie ständen zu ihr in einem Verhältnis etwa wie zu einem reichen, aber ordinären Verwandten: täten manchmal, als kennten sie sie überhaupt nicht, auf keinen Fall aber brüsteten sie sich jemals mit ihr. Dies sagte er vor allen Dingen darum, weil sonderbarerweise seiner Meinung nach das Sprachgefühl der Leute vom

---

<sup>23</sup> Einflußreiche Organisation der (damaligen) Demokratischen Partei in New York, bekannt für Lobbyismus und Korruption. (Die Demokratische Partei hatte seinerzeit etwa die Tendenz der heutigen Republikaner, und vice versa.)

Kontinent empfänglicher schien für das amerikanische Englisch, während doch ein echter Engländer an einem einzigen Wort die amerikanische Aussprache bemerkte. Und meine Aussprache, meinte er, sei nicht schlecht, es wäre also schade, sie durch allzu häufige Konversation mit einer Amerikanerin zu verderben. Zum Schluß fügte er noch freimütig und ein wenig reuig hinzu: "Ich weiß, was ich jetzt gesagt habe, ist unenglisch. Und daß ich das auch noch zugebe, ist noch weniger englisch. Es konnte mir wahrscheinlich nur darum unterlaufen, weil ich so weit weg bin von Britannia. Oder eher noch, weil ich krank bin, also bloß ein halber Mensch. Aber ich glaube, ein wenig auch darum, weil ich Sie freundschaftlich warnen wollte."

Auf dem Heimwege machte er mir noch die Unterschiede klar zwischen den "westlichen" Menschen, sagen wir den Engländern, und den "nicht-westlichen", sagen wir ... nun ja, den östlichen oder südlichen Menschen. Die westlichen sind vornehm kühl, die südlichen übertemperamentvoll. Die westlichen rechtschaffen, die östlichen mißtrauisch. Die westlichen überlegen verschlossen, die südlichen unbedacht mitteilksam. Die westlichen bestimmt und entschlossen, die östlichen neugierig. Die westlichen treu, die südlichen ungeduldig. Die westlichen präzise, die östlichen maßlos. Die westlichen konstruktiv, die südlichen kühn. Die westlichen einsichtsvoll, die östlichen taktlos. Und wenn er auch anerkenne, daß es auch unter den nicht-westlichen Genies gebe, so müßten doch die östlichen und südlichen Menschen im großen und ganzen sich noch sehr entwickeln und anstrengen, um sich ernstlich dem westlichen beziehungsweise dem nördlichen Niveau zu nähern. Denn im Gegensatz zum Westen und Norden sei der Osten und Süden ...

Mehr als all dies beschäftigte mich aber im Augenblick das, was er eingangs von Mrs. Williams gesagt hatte, und so ging ich, vom Spaziergang zurückgekehrt, geradeswegs zu ihr, und, belastet mit meiner *östlichen* Neugierde und meiner *südlichen* Indiskretion, konnte ich nicht umhin, sie zu fragen, warum eigentlich ihre Landsleute und überhaupt die Westländer sie nie besuchten, warum sie mit ihnen nicht auf gutem Fuß stehe.

Mrs. Williams sah mich lieb an. "Ich stehe nicht auf gutem Fuß mit ihnen, weil sie mich langweilen und nicht interessieren. Sie reden immer von ein und demselben. Vom Wetter, das doch nur entweder gut oder schlecht oder mittelmäßig sein kann; vom Sport, der doch, weil sie krank sind, hier

für sie wegfällt; von ihrem Heim, das immer "charming" ist; und höchstens, als von etwas ganz Besonderem, von ihrer Briefmarkensammlung oder ihrem Photoapparat. Nichts kann man von ihnen über die Welt, über das Leben erfahren. Sie behaupten, sie seien vornehm verschlossen, dabei sind sie bloß kalt, sie glauben, feinfühlig zurückhaltend zu sein, dabei sind sie nur interesselos, sie wähnen, tief zu sein, dabei sind sie bloß eingebildet. Alle sind sie gleich. Kurz, sie öden mich an. Man hat doch manchmal genug von sich selbst und von seinesgleichen, möchte mit etwas fernerliegenden Dingen bekannt-werden, sucht nach etwas Exotischem."

"Oh", sagte ich überrascht, "nun, und mich können Sie vertragen? ich langweile Sie nicht? Öde Sie nicht an?"

"Nein", antwortete sie schlicht, "vorläufig wenigstens langweilen Sie mich noch nicht."

"Also", fragte ich leicht gereizt, in meinem Europäertum ein bißchen gekränkt und mit beinahe *östlicher* Taktlosigkeit, "mich halten Sie demnach wohl für exotisch, Mrs. Williams, und wenn ich mich nicht täusche, sogar für ein bißchen barbarisch?!" Sie dachte ein Weilchen nach und sah mich wieder an mit ihrem lieben, klaren, blauen Blick. "Ja ... ich finde Sie ziemlich exotisch und auch ein bißchen barbarisch."

[...] <sup>24</sup>

Rygers Geschichte von dem bierfaßdicken Weibsbild für fünf Francs, deren Visitenkarte eine ehrbar aussehende Matrone den im Dorf und vor dem "Palace" spazierenden vertrauenerweckenden jungen Leuten in die Hand drückt, war natürlich von A bis Z gelogen. Für ein solches Institut war hier oben überhaupt kein Bedarf. Die Schwerkranken, die Immobilen, hatten trotz aller körperlichen Ansprechbarkeit tuberkulöser Menschen jegliche Erscheinung in puncto Liebe, die über platonische Gefühle hinausgeht, aus ihrem Leben ausgeschaltet, teils auf Befehl des Arztes, teils infolge der Lage, in die ihre Krankheit sie zwang. Die leichter Kranken, die "Freien", fanden hingegen ohnedies sehr rasch den gewünschten Anschluß, und in ihrem Sinneshunger berücksichtigten sie kein ärztliches Verbot. Von einer jungen deutschen Rekonvaleszentin, die ich in der Konditorei kennenlernte und vier oder fünf Wochen lang oft nach Hause begleitete, bis ihr Mann sie als geheilt abholen kam, — von dieser Frau wußte ich nicht mehr, als daß sie recht

---

<sup>24</sup> Hier wurde für die Neuausgabe eine Passage (im Original S. 615-618) gestrichen. Siehe Nachwort.

hübsch war und Liselotte hieß; alles sonstige, Familiennamen, Alter, Lebensumstände und so weiter, verheimlichte sie mir mit einer lohengrinhaften, übrigens recht praktischen, von aller Verantwortung befreienden Geste. Offen gesagt, interessierte mich das, was sie geheim hielt, auch gar nicht. Nicht, daß ich mich schon so sehr zum "westlichen" Menschen umgewandelt hätte, vielmehr dieses ganze Abenteuer ergab sich so leicht, so durchaus mit dem Stempel des Flüchtigen und Zufälligen, daß es schade gewesen wäre, unsere wenigen schön verbrachten Stunden durch Kennenlernen des Menschen oder gar durch ernste Gespräche zu verderben. Wir wollten uns nicht unterhalten und hatten auch nicht viel Zeit dazu. Ich möchte Liselotte mit einer leichten, doch aromatischen Zigarette vergleichen, die ich, genau wissend, daß sie nicht lange vorhält, mit großem Genuß aufrauchte, ganz zu Ende, aus einer gläsernen Spitze, so daß ich den Stummel nicht wegzuwerfen brauchte und mir nicht die Finger daran verbrannte. — Von dem Fräulein aus dem Schokoladengeschäft wußte ich schon eine ganze Menge. Ich kannte nicht nur ihren Rufnamen, sondern auch ihren Familiennamen, wußte, daß sie bald vierundzwanzig wurde, und wußte, daß unser Verhältnis nur so lange dauern konnte, bis ihr Bräutigam, der Inhaber des bescheidenen Uhrenladens, sein Jahr beim Militär abgedient hatte und zu ihr zurückkam. Zu Beginn des neuen Jahres trat dieser Umstand ein; eines Tages sah ich das lächelnde rote Gesicht des Bräutigams aus dem Schaufenster des Uhrenladens auf die Straße leuchten. Ich hatte ihn bis dahin nicht gekannt: aber wenn ein Spaziergänger hier oben in ein Schaufenster guckt oder gar den Geschäftsinhaber interessiert ansieht, dann grüßt der Mann. Also grüßten wir einander freundlich. — In der letzten Zeit indessen begegnete ich in diesem wunderbar sonnigen Spätwinter einer feinen schwarzen, filigranen jungen Italienerin, bei deren Anblick sich mir jedesmal das Gefühl aufdrängte, sie müsse die Tochter eines mysteriösen italienischen Aristokraten sein, inkognito, die bloß aus einer Laune, um eines Abenteuers willen im Salonquintett des Palace-Hotels Violine spielte, vielleicht gerade deshalb, um mir begegnen zu können. Wir verbrachten ein paar Tage miteinander in Lausanne, genau wie ein junges Paar auf der Hochzeitsreise, — die Erlaubnis zu diesem kurzen Ausflug mußte ich mir unter allen möglichen Schwierigkeiten von Doktor Gillard erpressen, indem ich ihm vorschwindelte, ich hätte dringendste Geldangelegenheiten

unbedingt persönlich in der Stadt zu regeln, das machte Eindruck; und dies melodische kleine Verhältnis befriedigte mich sehr. [...]

Ich besuchte sie tagtäglich, nun schon seit Monaten; und es stimmte auch, daß aus Mr. Paul Hegedüs inzwischen einfach "Boy" geworden, wie auch von Mrs. Mary Elizabeth Williams nicht mehr übrig geblieben war als "Beth". Ich weiß, daß das durchaus unenglisch war, und ich fürchte sogar, es war nicht einmal amerikanisch: aber sie fing an, mich Boy zu nennen, und bat mich, sie Beth anzureden, weil sie diesen Namen am meisten liebe. Schön: wenn ich auch nichts über sie weiß und wenn mich auch nichts zu diesem vertrauten Ton berechtigt, wenn ich auch noch immer nicht herausbekommen habe, wie alt sie ist, so steht doch fest, daß sie mindestens meine ältere Schwester sein könnte; außerdem sind wir beide krank, leben im Kriegs- oder Belagerungszustand, kurz in einem Ausnahmezustand, folglich ist das Anreden mit Boy und Beth hinreichend motiviert.

Täglich also war ich bei ihr, unterhielt sie, sprach über ernste Dinge mit ihr und trieb Scherze, trug ihr die Klatschgeschichten und die Lokalnachrichten zu — dabei lernte ich, wenn auch mit stark amerikanischer Aussprache, ganz gut Englisch, konnte sogar schon im Slang sprechen, worüber Beth sich besonders amüsierte —, ich trieb tatsächlich einen Band Dostojewski in englischer Übersetzung für sie auf, den sie nicht zu Ende las; in großen Zügen erzählte ich ihr die Geschichte meines bisherigen Lebens, beständig kämpfend mit den Hemmungen der obligatorischen *westlichen* Zurückhaltung; und was irgend möglich, entlockte ich ihr nach *östlicher* Art gewaltsam oder mit List über ihr bisheriges Leben. Viel jedoch war das nicht. Immerhin bedeutete es etwas: die Auflösung der Neutralität, eine Bresche in dein berühmten *westlichen* Festungswall. Und zwar so, daß wir uns sogar schon zankten. Mehrmals. Zuerst darüber, daß sie mir nicht nur ihr Alter verheimlichte — diese Frage wuchs sich bei mir allmählich zu einer Manie aus —, sondern mich auch in ganz unverständlicher und unbegründeter, manchmal einfach empörender Weise in bezug auf diesen Punkt wirr machen wollte. Das eine Mal redete sie von sich wie von einer alten Frau, das anderemal von ihrer Tochter wie von einem kleinen Baby. Und wenn ich dann, in Wut gebracht, rund heraus fragte, wie alt sie sei, gab sie mir lächelnd zur Antwort, das würde sie mir nicht verraten, würde sogar Doktor

Gillard und Sœur Anne und Madame Vindaz besonders bitten, dafür zu sorgen, daß nicht etwa durch Klatsch oder durch Herumliegenlassen der Sanatoriumspapiere oder auf irgendeine sonstige Art eine Indiskretion in diesem Punkt begangen würde. Ich tobte, sie lachte, wir zankten uns. Ich drohte, ich würde nicht mehr zu ihr kommen; sie antwortete, gut, ich solle sogar augenblicklich ihr Zimmer verlassen. Mit lautem Krach ging ich; und gerade als ich wieder bei ihr anklopfen wollte, kam das Zimmermädchen mit der Botschaft, Mrs. Williams lasse mich für einen Augenblick bitten. — Das nächste Mal und noch ein paarmal gerieten wir Miß Williams' wegen in Streit. Wegen des "High school girl". Diese Miß Williams wurde für mich, wenigstens nach Beths Darstellung, eine ganz geheimnisvolle Persönlichkeit. Einmal sagte Beth, "das Kind" reise gerade heute von New York ab, allein nach Cherbourg. Eine Woche später sagte sie, das Mädchel sei vielleicht schon unterwegs von Boston, von ihrer Kusine, nach New York, um dort das Schiff zu besteigen; es wäre gut, wenn sie einen Bekannten träfe, der während der Überfahrt ein bißchen auf sie aufpassen könnte. Dann sagte sie, ihre Tochter würde wohl schon in den nächsten Tagen hier oben eintreffen, dann wieder, sie käme nicht geradeswegs hierher, sondern besuchte erst in Dublin ihre Freundin. Einmal sagte sie, das Kind käme mit dem Vater zusammen her, ein andermal, Mr. Williams könne beruflich nicht abkommen, also käme die Kleine allein, wenn sie überhaupt käme. Einmal fragte sie mich, ob mir der Name Patricia gefiele, ihre Tochter heiße nämlich so; als ich antwortete, o ja, der Name gefiele mir, sagte sie, schade, denn ihre Tochter heiße Rosabel. "Wie also heißt sie nun in Wirklichkeit?" fragte ich, worauf sie mir zur Antwort gab, in Wirklichkeit heiße sie Constance. Die Sache war fast zum Lachen, bloß hatte ich das etwas unbehagliche Gefühl dabei, ob nicht das alles, dieses Hin und Her, dieses ... kurz: das Ganze ein wenig abnorm sei. Einmal bat ich sie, mir die Photographie ihrer Tochter zu zeigen. Sie sagte, sie habe kein Bild von ihr, dann nahm sie vom Tisch rasch ein Bildchen, von dem mir ein nacktes Baby entgegenlachte. Beth lachte auch, und ich wütete. Ich erklärte, ich glaube überhaupt nicht, daß sie eine Tochter habe, und ich hätte schon längst das Gefühl, sie müsse mindestens eine Hochstaplerin sein. Beth lachte bloß. "Seien Sie doch nicht so ungeduldig und neugierig!" redete sie mir lieb zu.

"Sie werden meine Tochter ja wirklich bald sehen!" Gut, antwortete ich, das heißt also, daß ich sie wohl nie zu sehen bekommen werde, aber es sei



auch ganz unwichtig, ich sei gar nicht neugierig auf sie, ich fände es nur sonderbar, daß ich mich soviel ärgern müßte wegen einer fremden, unbekanntem, uninteressanten und vielleicht gar nicht existierenden Person. Mrs. Williams lachte wieder. "Sie sind ja äußerst temperamentvoll. O ja, Sie sind ein ausgesprochen exotisches Temperament!"

Ansonsten ... ich weiß, es klingt merkwürdig und respektlos, doch kommt es der Wahrheit am nächsten, wenn ich sage: Beth wurde in der letzten Zeit unverschämt. Dabei hatte sie weder Ursache, noch ein Recht dazu. Es begann damit, daß sie sich einen nicht eben zurückhaltenden, kittelnden Ton angewöhnte. Sie hatte um diese Zeit gerade den Band Dostojewski ungelesen beiseitegelegt — ich hatte das Buch nach langem, mühseligem Suchen in der Bibliothek des Inspektionsarztes in einer weit von uns entfernt gelegenen Klinik aufgestöbert —, und nun gab sie mir das Buch zurück mit der Bemerkung, es sei verworren, schrecklich lang und zu Tode langweilig; so viele ungewohnte Namen, wie darin vorkämen, könne man sich nicht merken, auf der hundertsten Seite wisse sie noch nicht, ob Katja eine Frau sei oder ob Mitja die Frau sei, habe überhaupt keine Ahnung, wer die einzelnen Personen seien; und außerdem werde sie das Gefühl nicht los, daß diese finsternen Alexandrowitsche, Iwanowitsche und Petrowitsche nur höchst selten badeten. Und sie sagte noch, nach alledem solle ich mir nur keine Mühe geben, ihr einen Balzac zu verschaffen, auch nach anderen von meinen berühmten europäischen Schriftstellern gelüste es sie nicht: sie werde auch weiterhin ganz gut auskommen mit ihren dreihundert Seiten langen, angenehmen, unterhaltenden und spannenden Evelyns und Catherines. "Wie Sie wünschen", antwortete ich, "Sehr richtig. Ich setze voraus, daß die Helden Ihrer Evelyns und Catherines oft genug baden."

"Nicht nur oft genug", bemerkte Beth nachdrücklich, "sondern täglich. Das ist doch nicht mehr als natürlich." Und dann fragte sie gleich hinterher ohne jeden Übergang, ob ich es nicht albern, unmoralisch und ganz sinnlos fände, das teure Geld meines Vaters für meine Heilkur auszugeben und gleichzeitig so "exzeßhafte" Ausflüge nach Lausanne zu unternehmen mit irgendeinem "Zigeunermädel". Das sagte sie so, in beißendem Ton und verächtlich: "Gipsy music girl". Wie mochte ihr das zu Ohren gekommen sein? Ich war vorsichtig und verschwiegen gewesen. Hatte uns jemand unten in Lausanne gesehen und dann nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die "interessante" Nachricht hier oben zu verbreiten? Oder hatte vielleicht

Vittoria selbst, die geheimnisvolle Musikanten-Gräfin von unserer "Hochzeitsreise" erzählt? Und Mrs. Williams' Ton ... will sie mich verhöhnen? "Nein", antwortete ich spitz, "ich finde das nicht albern, und da ich mich auf dieser kleinen Reise sehr wohl gefühlt habe, halte ich sie auch nicht für sinnlos, auf jeden Fall aber halte ich sie für etwas, das einerseits mit meiner Heilbehandlung für teures Geld nichts zu tun hat, andererseits niemanden etwas angeht. Ich halte sie für etwas, das selbst bei uns Ostländern zu den Privatangelegenheiten gehört, in die sich sogar weit exotischere und barbarischere Menschentypen als ich nicht einzumischen pflegen."

"Nun, mir ist es wirklich ganz gleichgültig, was Sie tun", bemerkte Beth lachend, "ich hab' das bloß so gesagt."

"Wenn dem so ist, dann ... dann sagen Sie mir bitte ein andermal nichts bloß so ..."

"Einverstanden", antwortete sie, wieder lachend, "aber dann haben Sie bitte die Güte, mir genau vorzuschreiben, was ich Ihnen sagen darf und was nicht. Wovon ich überhaupt reden darf. Vom Wetter ... nein. Von Strindberg ..." Dies Wort sprach sie so, daß ihr Mund ganz seltsam klein, spitz und spöttisch wurde, und ich mußte einen Augenblick denken, daß ich mich jetzt über sie beugen möchte, ihren Kopf mit dem üppigen, losen, blonden Haar ins Kissen drücken und den eng zusammengepreßten frechen Mund küssen. Oder ... aufstehen, ihr endgültig den Rücken kehren und nie wieder ... oder, ich weiß nicht, irgend etwas dergleichen. Sie bestrafen. Oder mich selbst strafen. Möglich, daß man mir die Gereiztheit an den Augen ansah; ich weiß nicht genau, was dann geschah — aber Beth wandte plötzlich den Kopf ab und sagte ganz leise und durchaus unenglisch: "O Boy. Ich war jetzt gemein. Seien Sie mir nicht böse. Ich wollte Ihnen nicht weh tun."

Sie bat um Verzeihung, dabei, wenn ich die Sache recht bedenke, war sie ja im Recht, oder jedenfalls war ich auch nicht im Recht. Nicht Beth war frech gewesen, sondern ich hatte mich albern benommen. Schließlich ist es ja keine persönliche Beleidigung, wenn meine Schriftsteller ihr nicht gefallen; Balzac, Dostojewski und Strindberg nehmen ihr das gewiß nicht übel. Und daß sie sich in meine "privaten" Liebes- oder vielmehr Sexualgeschichten einmischt ... mein Gott. Unenglisch ist das zwar, aber schließlich sitze ich ja seit Monaten täglich hier an ihrem Bett, und eben ich war es, der sie schikaniert hat wegen der ewigen Wetter- und Sportgespräche, bis es mir

endlich gelungen ist, sie zu dieser etwas vertraulicheren Tonart zu bewegen, und außerdem ... Beth könnte ja meine ältere Schwester sein.

Heute sah ich Beth zufällig nackt. Peinlich war das. Es kam so: an der hölzernen Scheidewand zwischen unseren Balkonen war ein Brett völlig verfault, es mußte ein neues eingesetzt werden. Monsieur Ernest, der Tausendkünstler, nahm frühmorgens die schadhafte Latte heraus, lehnte die neue vor die Lücke, kramte in seinen dreißig Taschen nach und stellte fest, daß er die neuen Schrauben und Eisenspangen wohl irgendwo unterwegs habe liegenlassen; er ging, um sie zu suchen. Kaum war er draußen aus meinem Zimmer, da vergaß er die ganze Sache. Auch ich vergaß sie. Mittags dann, als das Essen gebracht wurde und ich vom Bett aufstand, machte ich eine ungeschickte Bewegung, stieß gegen das angelehnte Brett, das mit großem Gepolter umfiel. In der Scheidewand gähnte nun eine breite Spalte. Ich sah Beth' ein wenig in die Höhe gehobenen Kopf, ihr erschrockenes Gesicht, ihren sonngebräunten nackten Körper durch die Spalte. Seltsam, kaum zu glauben. Gar nicht frauenhaft war der Körper. Ganz schmal, schmaler noch als Vittorias Körper, und mit ganz kleinen Brüsten. Wie ein junges Mädchen, goldbraun strahlend. Diese Frau kann ja nicht älter sein als zwanzig. Und an der rechten Seite hat sie eine lange, rote Narbe. Ein Andenken an die Nierenoperation? Beth bemerkte, daß ich sie sah. Sie rührte sich nicht. Sie darf sich nicht viel und vor allem nicht plötzlich bewegen. Mit leerem Blick starrte ich sie an: sie sah mir fest in die Augen; keiner von uns sprach ein Wort. Dann griff ich nach dem umgefallenen Brett, hob es auf und stieß dabei meinen kleinen Tisch um, auf dem das Tablett mit dem Mittagessen stand. Das Gepolter und Geklirr hatte das ganze Haus erschreckt, und schon kam auch Sœur Anne atemlos herbeigestürzt. Unterdessen hatte ich aber das Brett schon vor die Spalte gestellt. "Herr Gott im Himmel, Monsieur! was ist denn hier für eine Schlacht im Gange?! der Krieg ist doch schon aus! Was haben Sie bloß da angestellt, Sie Ungeschickter?! Tut mir zwar sehr leid, aber Sie können sicher sein, daß der Chef Ihnen das zerbrochene Geschirr auf die Rechnung schreibt, und eine frische Portion Essen noch dazu ..."

"Gewiß", sagte ich freundlich, "ich weiß, daß er mir das ankreiden wird, noch fünf Franc. Sehr richtig von ihm. Wenn man ungeschickt ist, muß man halt dafür büßen." Ich lachte. Sœur Anne sah mich verständnislos an, sie

konnte sich nicht vorstellen, was daran so lächerlich sei, wenn einer für seine Dummheit zahlen muß. Ich lachte laut, streckte die Hand nach Sœur Anne aus und kniff sie mit väterlicher Miene ins Kinn. "Monsieur! Um Himmels willen! ich glaube, Sie sind verrückt geworden! ..." Nein, verrückt geworden war ich nicht; ich dachte bloß bei mir, was diese Beth doch für eine Schwindlerin sei: jetzt, da ich sie nackt gesehen habe, soll sie noch einmal versuchen, mir einzureden, sie habe eine "große" Tochter.

Mein erstes Jahr hier oben ist um. Wie gut wäre es, Rechenschaft zu geben von allem, was sich in diesem Jahr ereignet, was sich geändert hat. Aber ich weiß nichts zu berichten, — oder hat sich nichts ereignet? Kürzlich war der Professor bei uns oben; natürlich habe ich ihn gefragt: "Wie lange noch —?" Er blickte seiner Gewohnheit gemäß den blonden Doktor Pivalot an; dieser sah zuerst auf meine Fiebertabelle, dann in meine Krankengeschichte, dann schaute er mich mit seinen blauen Augen an und sagte: "Monsieur Paul Hegedüs. Wir glauben, Sie können im Herbst oder zu Beginn des Winters nach Hause fahren, wenn Sie wollen. Obschon es sehr schade wäre, gerade die schönste sonnigste Wintersaison nicht mehr auszunutzen." Fieber habe ich schon seit Monaten nicht mehr, nur selten bringe ich's bis siebenunddreißig; die Röntgenaufnahme, die kürzlich von meinem Ellenbogen gemacht wurde, ist "beinahe" zufriedenstellend, aber dem Professor schien es, als sähe er doch noch etwas, wenngleich das auch nur ein Schatten sein könnte: dies würde sich bei der nächsten Aufnahme herausstellen. Mein Geld bekomme ich regelmäßig und pünktlich von zu Hause für drei oder vier Monate im voraus, und schon längst habe ich mich eingelebt in den erbärmlichen und verantwortungslosen Gedanken, daß ich, da ich ja "krank" bin, nicht arbeiten und nicht verdienen kann, daß es also ganz selbstverständlich ist, wenn mein Vater für mich sorgt, — schon allein aus dem Grunde selbstverständlich, weil mein Vater ein reicher Mann ist; ich hoffe, ja ich weiß sogar, daß es ihm nicht schwerfällt, und außerdem kann ich ihm ja später einmal zurückerstatten, was er jetzt für mich aufwendet. Zurückerstatten? ... zurückzahlen? ... ein häßliches Wort. Sagen wir lieber: ich werde ihm seine Güte stets zu danken wissen. Wenn das alles nicht so wäre, müßte ich wohl Hungers sterben oder mangels einer Heilbehandlung an einer "Generalis" verrecken. Nur eins gibt es, was mich manchmal ängstlich macht. Ich habe gelernt, daß die Menschen bloß hier oben

Laubsäger oder Photographen oder Schachspieler oder Sprachbeflissene sind: in dem Augenblick, da Docteur Pivalot zu ihnen sagt: "Bitte, Sie können gehen ..." wandeln sie sich sofort wieder um in Garagenbesitzer, Bankiers oder Tuchhändler; nicht mehr die auf der Fichte mutwillig spielenden Eichhörnchen interessieren sie, sondern, wie die New Yorker Börse die *General Electric*-Aktien notiert, oder wie sich die Zuckerpreise auf dem Kontinent gestaltet haben, oder wie die Konkurrenz-Textilfabrik sich während der Abwesenheit des Rivalen entwickelt hat. Und ich? Arzt kann ich nicht werden. Also was sonst? Was will ich werden? Was könnte ich werden? Sind denn etwa die Dinge damit abgetan, daß man hier oben in der Sonne liegt und möglichst nicht daran denkt, was nachher kommen wird? Genügt es, wenn ich weiß — oder jedenfalls nach nichts anderem frage —, daß es meinen Angehörigen zu Hause gut geht und daß sich nichts "Erwähnenswertes" ereignet hat? Schreiben sie das nicht womöglich bloß, um mich nicht aufzuregen, da ich doch krank bin, mich nicht zu beunruhigen durch das, was vorgefallen ist und vielleicht doch "erwähnenswert" wäre? Und so liege ich hier in der Sonne und nehme einfach Kenntnis davon, daß Georg während der ganzen Zeit einmal an Vater geschrieben hat aus Shanghai; er hat geschrieben — wieder nur dies —, daß es ihm gut gehe und daß er "einstweilen" noch nicht an die Heimreise denken könne ... Und sonst gibt es gar nichts, das ich wüßte?

Täglich sitze ich bei Beth. Manchmal den ganzen Nachmittag bis zum Abendessen, es kommt sogar vor, daß ich bei ihr esse. Ryger sagte mir, das ganze Sanatorium lache über mich, darüber nämlich, daß ich mich in eine Frau verliebt habe, die viel älter ist als ich und oberdrein schwerkrank, daß ich tagtäglich einen großen Teil meiner Zeit bei ihr verbringe, ohne die geringste Hoffnung auf ein "entsprechendes Ergebnis". Sie sollen nur lachen; um dergleichen habe ich mich nie gekümmert. Trotzdem stehe ich weiter gut mit Ryger und Bennings und auch mit den übrigen, manchmal gehe ich mit ihnen spazieren, manchmal setze ich mich für ein Viertelstündchen zu ihnen. Die Beziehung zu Vittoria indessen habe ich aufgegeben, oder sie hat Schluß gemacht: wir haben uns einmal wegen einer Geringfügigkeit gezankt, ich weiß gar nicht mehr, was es war; aber anscheinend war der Streit endgültig, denn schon am folgenden Tage sah ich sie mit einem andern, und meinen Gruß hat sie kaum erwidert. Ein bißchen bedaure ich, daß es so gekommen ist, aber grämen kann ich mich nicht sonderlich darüber. Zweifellos war sie

keine Gräfin, viel eher ein "Gipsy music girl". Dennoch wäre ich ungerecht, wenn ich jetzt nachträglich mir einreden wollte, das hätte unserem Verhältnis Abbruch getan. Der höchst eigenartige Schlußakkord der Vittoria-Geschichte war übrigens der: ich hörte durch die indiskrete Wand, wie Sœur Anne Beth erzählte: "Stellen Sie sich vor, Madame, der junge Mann hier aus dem Nebenzimmer hat die kleine schwarze Italienerin, die Musikantin, sitzenlassen." Das hörte ich mit eigenen Ohren. Also Beth weiß davon. Und dennoch erwähnt sie es mit keinem Wort. Die energische Lektion von neulich hat, wie es scheint, genützt. Jetzt ist sie folgsam. Vielleicht sogar zu folgsam. Um so besser. Es soll sich niemand in meine Privatangelegenheiten mischen. Ich bin niemandem Rechenschaft schuldig, und ihr schon gar nicht.

Hier oben ist der Frühsommer die unsichere Jahreszeit. Dann regnet es am meisten, und der Nebel steigt dann am häufigsten ganz unerwartet herauf. An einem solchen Nebeltage sitzt man in seinem Zimmer — wenn man gerade nicht drüben ist bei Mrs. Williams — und denkt über allerhand nach; in sehr engem Kreis allerdings bewegen sich diese Gedanken: nur die nächstliegenden Menschen und Dinge, Nachrichten und Geschehnisse interessieren einen, und nie würde es einem einfallen, an längst-vergangene Tage zurückzudenken oder sich in Zukunftspläne zu verlieren. Was gewesen ist, ist vorbei, ist nicht mehr wichtig; was sein wird, ist ganz unberechenbar; nur was ist, das gilt. Zum Beispiel, daß das Fräulein aus dem Schokoladengeschäft den Uhrmacher geheiratet hat. Oder daß der arme Grabsteinzeichner neulich auf ein riesengroßes Blatt einen blaugemasterten roten Marmor-Grabstein gemalt und auf den Stein in kleinen scharfen goldenen Buchstaben die Inschrift gepinselt hat: *Reginald B. Haycox — 1893 - 1920 — REQUIESCAT IN PACE ...* und am Tage darauf kam sein Bruder an, setzte sich mit ihm in ein Krankenauto, um nach Lausanne und von da über Paris nach Hause zu fahren nach England; Reginald B. Haycox jedoch starb bereits zwischen Montreux und Vevey im Auto. Oder daß auch Sidagjew uns verlassen hat, aber vollkommen geheilt; er hat schon aus Paris geschrieben und uns mitgeteilt, daß er einem gegenrevolutionären Komitee beigetreten sei, im übrigen habe er sich — bis er als Ingenieur eine würdigere Tätigkeit fände — mit dem Präsidenten des Komitees, einem Großfürsten, zusammengetan und ein Fuhrgeschäft aufgemacht, mit drei Autodroschken hätten sie begonnen und säßen auch selbst am Steuer. Oder

daß Ryger aufgeregt mit der Nachricht kam, Doktor Pivalot habe gestern zu ihm gesagt: "Monsieur, Sie können sich Ihre Fahrkarte in die Heimat lösen." Oder daß sich eines Tages das Gerücht verbreitete, im Sanatorium solle eine Hochzeit stattfinden. Herr Lehrhammer (geheilte *Spondylitis*) vermählt sich mit Mademoiselle Vignarette (geheilte *Coxitis*). Oder daß ... großer Gott, was für lächerlich kleine und doch todernste Dinge. Sœur Anne hat sich einen neuen Wintermantel machen lassen: "beim besten Schneider von Aigle". Der Chef hat eine leichte Lungenentzündung gehabt, ist aber schon wieder ganz wohlauf, die Portionen sind auch wieder kleiner geworden. Das Sanatorium hat zum Teil seinen Porzellanbestand erneuert. Der Vater von Mr. X ist in Plymouth gestorben. Die Schwester von Madame Y. hat in Belfort den Polizeichef geheiratet. Monsieur Hegedüs trägt den Arm nicht mehr in der schwarzen Seidenbinde. Mrs. Williams' Tochter, Miss Rosabel Williams, ist angekommen hier oben, auf Besuch zu ihrer Mutter.

Gleich am Tage ihrer Ankunft lernte ich sie kennen und nannte sie sofort Rosie, — es wäre doch komisch gewesen, sie Miss und Rosabel anzureden, wo ich ihre Mutter bloß Beth nenne. Aber die Sache war dennoch nicht so ganz einfach. Wußte ich doch von Beth, bevor ich sie kennenlernte, nur, daß sie krank sei, und dann hatte ich mir eingebildet, sie müsse alt, gebrochen, verbittert und häßlich sein, — wie wir wissen, stimmte das nicht. Dann verriet sie mir aus Scherz oder weiß der Kuckuck aus welcher Laune ihr Alter nicht und schwatzte mir über ihre Tochter bald dies, bald jenes vor, so daß ich schließlich ganz wirr wurde. Ich stellte mir vor ... eigentlich stellte ich mir gar nichts mehr vor, glaubte sogar im stillen einfach nicht mehr daran, daß sie überhaupt eine Tochter habe.

Und nun sitzt hier auf einmal mir gegenüber, an der andern Seite des Bettes, Miss Rosabel Williams, ein wenig müde von der langen Reise — denn sie ist ohne Unterbrechung von New York bis hierher gefahren —, und sieht haargenau so aus wie die Photographien und Reklamezeichnungen der American Girls in den Sonntagsbeilagen der New York Times und den zahlreichen andern illustrierten amerikanischen Zeitschriften. Im großen und ganzen ist sie so wie die übrigen amerikanischen jungen Mädchen hier oben, bloß eben nicht "immobil", lahmt auch nicht, hinkt nicht, trägt keinen Armverband, kein Lederkorsett um den Rumpf, nichts dergleichen. Rosabel ist gesund. Das ist hier oben etwas ziemlich Auffallendes und Ungewohntes.

Es wäre überflüssig und zwecklos, jetzt einfach Rosabels äußere Erscheinung zu beschreiben: denn wenn ich sagen würde, sie ist groß und schlank, so gäbe ich damit bei weitem kein Bild davon, wie groß und wie schlank sie ist; wenn ich sagen würde, sie ist blond, so könnte diese allgemeine Bezeichnung keineswegs ihre ganz eigenartige Blondheit bestimmen. Ferner: sie ist lieb, doch klingt nicht nur ihre Stimme lieb; sie ist rosig, doch hat sie nicht nur rosige Wangen; sie ist weiß, doch hat sie nicht nur weiße Haut; sie hat feine Linien, doch sind nicht nur ihre Hände und Füße fein und schmal geformt. Bei all ihrer Uniformisiertheit des Körpers ist etwas an ihr, das nur sie hat, das auf ganz besondere Weise nur ihr eigen ist. Ich möchte also am liebsten die Frage mit der bequemen und umfassenden allgemeinen Redensart erledigen: Rosie ist eine junge Amerikanerin, — und von ihrer Persönlichkeit möchte ich einfach sagen: sie ist antipathisch. So sehr, daß ich in ihrer Gegenwart stets hundertfach die Zuneigung fühle, die mich an ihre Mutter bindet. Mit ihrer ganzen Erscheinung, ihrer Stimme, ihrer Redeweise wirkte Rosabel dermaßen abstoßend und fremd auf mich, daß ich, obwohl ich mir Beth zuliebe alle Mühe gab, liebenswürdig zu ihr zu sein, schon während der ersten fünf Minuten in meiner eigenen peinlichen, kalten Steifheit geradezu erstarrte. Ich fühlte mich äußerst unbehaglich, war schweigsam, und wenn ich etwas sagte, kam ich ins Stottern, und die unrichtigsten Ausdrücke entschlüpften mir, obgleich ich doch in der letzten Zeit schon recht fließend englisch sprach, mich sogar gewählt oder in typisch amerikanischen Wortabkürzungen ausdrücken konnte. So schwieg ich denn um so hartnäckiger. Die Folge dieser ersten Stunde war, daß Rosie, die nicht imstande war, meinen Namen auszusprechen, und ein Gesicht schnitt, als sie hörte, daß Beth mich Boy nannte, mich "Mr. Silent" taufte, und als sie bemerkte, daß dieser Spitzname mich überraschte und sogar ein wenig ärgerte, die Anrede "Mr. Silent" bedachtsam in jeden Satz einflocht. Ich habe von jeher einen Widerwillen gegen Spitznamen und Namenverdrehungen gehabt. (Den Jungen in der Schule hatte ich es abgewöhnt, mich "Hegi" zu nennen, dadurch daß ich auf diese Anrede einfach nicht reagierte.) Und dieses Mädels hier fing nun gleich damit an, daß sie mir einen Spitznamen gab. Vielleicht aus Rache, weil ich sie Rosie nannte? Ich hatte sie schließlich mit untadeliger Höflichkeit um die Erlaubnis dazu gebeten, und sie hatte sie mir, wenn auch offensichtlich nicht sehr gern, erteilt. Daß ich indessen mich über den Namen "Herr Schweigsam" ärgerte, entging ihr nicht, und sie



fragte mich sogar, ob es der Fall sei. Und als ich ihr darauf naiv und gutgläubig erwiderte, daß andere Amerikaner meinen Namen sofort erlernt hätten und daß ich tatsächlich Spitznamen verabscheute, mochten sie treffend sein oder nicht: gab sie mir mit unschuldigem Lächeln zur Antwort, es sei schade, daß ich ihr das eingestanden hätte, denn von nun an würde sie mich überhaupt nicht mehr anders anreden können als "Mr. Silent". Gut, dachte ich, meinetwegen. Wir wären demnach quitt, Rosabel darling, und nichtsdestotrotz werde ich meinen Ärger unterdrücken, aber ganz unabhängig davon macht es nicht den geringsten Eindruck auf mich, daß da eine Amerikanerin sitzt, die jung, hübsch, blond ist und unverschämt. Ein wenig unangenehm war nur, daß ich gerade in diesem Augenblick entdeckte, wie sehr Rosie Beth ähnlich sah.

Mrs. Williams sagte übrigens, als sie mich am Nachmittag rufen ließ und Rosie vorstellte: "Sehen Sie her, Boy, das ist meine Tochter. Siebzehn Jahre alt. Und ich bin neununddreißig. Ich hoffe, es ist mir nun endlich gelungen, Ihre brennende Neugierde zu befriedigen."

Sonderbarerweise erhielt ich an einem Tage zugleich einen Brief von Vater und einen von Georg.

Vaters Brief war lang; genau und ausführlich schrieb er von allem, was zu Hause vorging; aber nur zu Hause im engsten Sinne des Wortes, nämlich innerhalb der Familie. Daß es Muttchen Klara und Hans gut gehe, auch ihm selbst einigermaßen. Daß Muttchen Klara die Eßzimmermöbel habe umarbeiten lassen, seiner Ansicht nach ganz überflüssigerweise, denn sie seien noch in tadellosem Zustand gewesen; die neuen bordeauxroten Lederbezüge finde er eigentlich ein wenig zu grell, aber das habe nichts zu sagen, das Zimmer sei auch so recht hübsch und Muttchen Klara habe wenigstens ihre Freude. Er arbeite viel in der Bank, die sich stark vergrößert habe, den Anforderungen der wirtschaftlichen Lage entsprechend. Im übrigen sei er mehrmals mit Cocus zusammengekommen, der anscheinend an der Bank interessiert sei, es gehe auch das Gerücht, daß Cocus in den letzten Jahren sein Vermögen vervielfacht habe. Über die Privatpraxis könne er nicht klagen, wengleich eine Anzahl der guten alten Familien ihn als Hausarzt mit festem Pauschal-Jahreshonorar abgeschafft hätten, und bekanntlich entschlossen sich ja die Leute viel schwerer, den Arzt zu rufen, wenn sie jede Konsultation einzeln bezahlen müssen. Aber trotz und alledem

könne er eigentlich nicht klagen, denn nicht umsonst arbeite er nun schon an die dreißig Jahre. Ein wenig beunruhigend sei höchstens, was mit dem Geld geschehe. Nämlich das Papiergeld vermehre sich beständig, angeblich ohne entsprechende Deckung, dadurch werde der Wert des Geldes immer geringer, das Leben aber werde immer teurer. "Ich verstehe von Finanzangelegenheiten nichts", schrieb Vater, "weiß also nicht, was hier Ursache und was Wirkung ist; doch sieht mir diese ganze Sache stark nach einem *Circulus vitiosus* aus, und nur das eine steht fest, daß bei diesem *Inflation* genannten Manöver der Staatsfinanzen bloß die Leute gut wegkommen, die von einem Tag zum andern verdienen oder spekulieren oder auf eine sonstige Weise Schritt halten mit der rapiden Geldentwertung. Soviel indessen ist sicher, daß wir von den Halbjahreszinsen meiner Kriegsanleihe noch Monate nach dem Kommunismus, nahezu bis zur folgenden Einlösung der Kupons, gelebt haben, während die gleiche Summe Geldes, die die Bank mir letztthin für die Kupons ausgezahlt hat, kaum für einen Monat reichte. Ich glaube, es wird hier denjenigen Leuten schlecht ergehen, die von ihrem Vermögen oder einem festen Gehalt leben müssen. Nun, aber solange man arbeitet und verdient, geht es ja an. Oft muß ich geradezu lachen, wenn mir ein nicht einmal besonders reicher Patient für eine Visite vier- oder fünfhundert Kronen bezahlt; aber ich lache dennoch nicht, denn ich fühle zu deutlich, daß da etwas nicht in Ordnung ist." Und dann betonte Vater nochmals, daß er von Geldsachen nichts verstehe, welche unglaublichen Veränderungen aber auch in der ausländischen Bewertung des ungarischen Geldes vor sich gehen, sehe er daran, daß bei seiner ersten Geldsendung die Bank für hundert Kronen noch zirka zweiundzwanzig Schweizer Franken gezahlt habe, während er bei der letzten Überweisung für hundert Kronen kaum mehr als drei Franken bekommen habe. So zeige sich also, wie wenig eigentlich die Patienten mit ihren fünfhundert Kronen zahlen! Aber dazu seien schließlich seine Freunde in der Bank da, diese Dinge gut, zuverlässig und vorteilhaft zu erledigen, und außerdem müsse man sich eben den veränderten Verhältnissen anpassen. Sie lebten ziemlich still, gingen wenig in Gesellschaft, — und nun folgte Vaters einzige Mitteilung über die allgemeinen Zustände: "Den Frieden mit den früheren Feinden haben wir zwar geschlossen", schrieb er, "aber in Wahrheit eingezogen ist der Friede noch nicht. Leise — nicht einmal überall leise — kocht und brodelt es in der Welt; davon weißt du dort draußen gewiß

ebenso gut wie wir zu Hause. Auch hier schreitet alles ... irgendwohin. Wohin? Mein Gott, wer weiß das! Sonderbar sieht es hier bei uns aus, soviel ist sicher. Ich glaube, wir leben leider noch immer in historischen großen Zeiten ..." Und Vater schloß dann seinen Brief mit der Mahnung, ich solle nur unbesorgt sein, vernünftig leben, gewissenhaft meine Kur einhalten und wieder ganz gesund werden.

Viel hatte Vater also in seinem Brief nicht gesagt, und auch ich wußte nicht viel von den Vorgängen im allgemeinen. In den Schweizer Zeitungen las ich, daß die wirtschaftliche Lage Mitteleuropas sich in rasendem Tempo verschlechtere, daß das Geld immer mehr an Wert verliere: freilich, auf den Kriegsfasching folgte der wirtschaftliche Aschermittwoch, und die alten Schulden mußten ebenso bezahlt werden wie die neuen. Einige Zeitungen schrieben, in Ungarn wüte der weiße Terror und die nationalistische Rache für die Revolution und den Kommunismus. Andere Blätter wiederum dementierten diese Nachrichten auf das energischste und behaupteten, die neue Regierung basiere allerdings auf der nationalen Idee und der christlichen Weltanschauung und sei folglich ein Feind jeglichen zerstörenden Internationalismus. Aber alle Schreckensgerüchte seien tendenziöse Erdichtungen der verjagten Kommunistenbande: die neue Regierung ahnde zwar jedes nationalfeindliche frühere oder aktuelle Verbrechen, doch sei ihre Hauptarbeit nicht das Racheüben, sondern der Wiederaufbau der Nation und die Konsolidierung; keinesfalls sei sie verantwortlich für kleinere Übergriffe irgendwelcher verantwortungsloser Elemente; solche wären übrigens inmitten einer so gewaltigen Arbeit selbst in ernsthafterer Form und mit schwerwiegenderen Folgen seitens der verbitterten Massen zumindest begreiflich. Einmal las ich einen mitleidvollen, fast geringschätzenden, jedenfalls aber ungerechten Artikel über das "verkommene" und "verderbte" Budapest, das mit seinem fremden Geist niemals die wahre Hauptstadt des Landes gewesen sei; da schrieb ich unter vollem Namen einen energischen Protestbrief an den Redakteur der Zeitung, der mir sehr höflich antwortete, er bedaure außerordentlich, wenn jener Artikel mich in meinen Gefühlen verletzt hätte, aber er könne nichts dafür; er habe den Report aus einer neuerdings sehr verbreiteten, radikal-nationalistischen ungarischen Zeitung übernommen.

All dies war mir nicht ganz klar: ich stand allem so fern. So beschämend, erbärmlich, schmerzlich fern. Und dabei wissentlich; denn oft

las ich die Nachrichten über meine Heimat gar nicht. Als Kranker war ich hergekommen, — nach Doktor Gillards Meinung mit einer in günstigem Stadium befindlichen, jedoch nicht ungefährlichen Krankheit, die möglicherweise sogar verhängnisvoll hätte werden können, — und ich kam her, begleitet von dem tröstlichen Zuspruch, ich würde sicher wieder gesund werden; indessen auch darauf vorbereitet, daß ich nicht mehr gesund würde. Und jetzt, wo ich von einem Tag zum andern hier oben lebe, weiß ich bereits, daß ich völlig gesunden und eines Tages zurückkehren werde ins Leben, ins Leben dort unten ... aber bis dahin liegt alles, was nicht hier oben ist, sondern dort unten, fern von mir. Zeitlich, räumlich und gedanklich fern.

Georg — anders ist es ja auch gar nicht vorstellbar — schrieb nur kurz. Er habe von meiner Krankheit gehört und hoffe, ich sei schon wieder hergestellt und lasse mich nicht gehen. Ihm selbst gehe es ganz gut, er könnte sogar sagen, sehr gut: er habe zwischendurch im französischen Reservat in einer Bar "gearbeitet", aber die Franzosen seien streitsüchtig und knauserig; so sei er bald wieder ins amerikanische Viertel zurückgekehrt. Bisher habe er stets verdient, was er zum Leben brauche; so viel jedoch noch nicht, daß er sich das Reisegeld nach Hause habe zurücklegen können, und nach alledem, was Vater während der Zeit im Gefangenenlager für ihn getan habe, sei er nicht geneigt, noch mehr Geld "von denen" anzunehmen. Außerdem sei, was er über Europa im allgemeinen lese oder hie und da höre, nicht dazu angetan, ihn nach Hause zu locken, wo er wahrscheinlich nicht einmal eine Verdienstmöglichkeit finden würde. Und er schließt mit folgendem Satz: "Meine Angelegenheiten im allgemeinen gestatten es mir ja ohnehin nicht, wieder heimzukehren; aber ich bitte dich, hierüber mit keinem Wort Vater etwas anzudeuten."

Georg verlangt also wieder das Verheimlichen von mir. Ich nehme diese Last auf mich. Ich verstehe ihn, ich weiß ja alles, ich kenne meinen Bruder.

Ich kann mich mit diesem Mädchen nicht befreunden. Und das liegt unbedingt an mir. Aus zwei Gründen. Der eine ist, daß ich mich, besonders seit dem großen "Friedensschluß" hier oben, zu sehr an oberflächliche, leichte, aber angenehme Freundschaftsbeziehungen gewöhnt habe — nach Ryger, Mandl und den andern "Mitteleuropäern" stand ich ja sehr bald nicht nur mit Bennings, sondern auch mit den übrigen "Westländern" auf sehr gutem Fuße —, und nun versuche ich schon seit zwei Wochen mein Glück

mit Rosie, jedoch trotz des besten Willens vollkommen vergebens. Ich bin noch immer kühl und steif, sobald ich in ihre Nähe komme, dabei sind wir doch Tag für Tag zusammen. Das quälend gespannte Gefühl von Fremdheit und Abneigung verdirbt mir oft den ganzen Abend. Der andere Grund mag der sein, daß ich allzu empfindlich bin. Möglich, daß dies zum Teil auf meinen "Ausnahmestand" zurückzuführen ist: aber eigentümlicherweise kann ich gar keinen Scherz verstehen. Denn bei einiger Überlegung ist doch nur als ein Scherz zu betrachten — wenn auch als ein etwas peinlicher oder taktloser Scherz, den indessen ich selbst verdarb und vergrößerte —, was gestern vorfiel. Am Nachmittag war ich wie immer bei Beth; später kam auch Rosie ins Zimmer und saß eine Stunde lang mir gegenüber; die Unterhaltung nahm recht und schlecht ihren Fortgang: wenn ich zu Beth sprach, recht, und wenn ich zu Rosie sprach, schlecht. Als ich mich gegen Abend von Beth verabschiedete, stand auch Rosie auf und sagte, sie wolle in ihr Zimmer gehen — Rosie, als Nicht-Kranke wohnt an der Nordseite, jenseits des Flurs, ziemlich weit von uns entfernt —, und als sich Beth' Tür hinter uns geschlossen hatte, sprach Rosie mich ganz leise an. "Sagen Sie mal", begann sie in etwas hämischem, mehr behauptendem als fragendem Ton, "Sie sind verliebt in meine Mutter?" Ich starrte sie einen Augenblick an. "Oh", sagte ich dann, plötzlich wütend und ziemlich grob, "reden Sie doch keine Dummheiten! Sie ... Sie närrisches Kind!"

Daß Doktor Gillard mir einmal ungefähr dasselbe gesagt hatte und daß, wie Ryger behauptete, das ganze Sanatorium über mich lachte wegen der Geschichte mit Beth, ärgerte mich nicht, es ließ mich sogar kalt. Ebenso wie ich mir daraus nichts machte, daß Sœur Anne in guter Laune einmal zu mir sagte: "Hören Sie mal, Monsieur Boy ... o, pardon, so darf Sie ja bloß Ihre Zimmernachbarin nennen ..." Rosie jedoch nahm ich die dumme Frage sehr übel. Weil ich sie taktlos und ohne Grund verdächtigend fand ... was heißt das eigentlich: verdächtigend? Wen verdächtigte sie, und worauf bezog sich ihr Verdacht? Schließlich, wenn es auch so wäre, könnte ich nichts dabei finden, dessen man sich schämen brauchte. Und was heißt das: taktlos? Wenn Rosie mit der Frage taktlos war, dann war sie es auch nur gegen sich selbst. Eigentlich also war nichts vorgefallen, worüber ich mich hätte ärgern müssen. Wahrscheinlich nahm ich ihr auch diese Frage bloß darum übel, weil

ich sie im allgemeinen nicht mag, sie nicht ausstehen kann, mich immer über sie ärgere, weil ...

Weil, zwar ohne mir viel den Kopf darüber zerbrochen zu haben, ich mir diese ganze Sache anders vorgestellt hatte. Weil ich keinen Augenblick ernstlich daran gedacht hatte, daß diese gewisse Miss Williams, deren Alter und Rufnamen ich anfangs nicht einmal erfahren konnte, eines Tages hier oben erscheinen würde und mir meine tägliche Freude verderben, an die ich mich genau so gewöhnt hatte wie etwa an die Sonne, an die Höhenluft und die Geduld. Miss Williams indessen kam an und verdarb mir meine Freude. Dadurch, daß sie fremd war und ungewohnt. Dadurch, daß sie mir unsympathisch war. Dadurch, daß, wenn sie zugegen war, in auffallender Weise die Wetter-Sport-Kost-Stimmung in Beth' Zimmer zurückkehrte. Dadurch, daß sie meist schon an Beth' Bett saß, wenn ich das Zimmer betrat, oder aber bald nach mir erschien. Dadurch, daß sie nicht so schön ist, daß man sie bewundern, und nicht so häßlich, daß man sie verabscheuen könnte. Dadurch, daß sie weder jünger, noch älter ist, als sie ist. Dadurch, daß sie Rosabel heißt, und vielleicht dadurch, daß sie gesund ist. Aber ich glaube, vor allen Dingen und ganz einfach dadurch, daß sie überhaupt da ist.

Von nichts Gescheitem kann man mit ihr reden. Ich erwarte ja keine welterlösenden Weisheiten von ihr, keine tiefgründigen Offenbarungen — aber für ein Mädchen, das das Abiturientenexamen gemacht hat, ist sie unglaublich ungebildet. Einmal fragte ich sie, was man eigentlich in diesen vielversprechenden *High schools* lerne. "Vernünftig zu leben", diese alberne, ausweichende Antwort gab sie mir, und als ich mich damit nicht abspeisen ließ und weiter fragte, meinte sie, ich solle sie in Frieden lassen, sie sei froh, daß sie die Schule hinter sich habe; freundlich fügte sie noch hinzu: "Seien Sie unbesorgt, ich habe weder kochen noch politisieren gelernt." Ich glaube aber, sie hat auch sehr vieles andere nicht gelernt. Zum Beispiel hat sie nicht gelernt, daß Kant nicht "irgendeine englische Grafschaft" ist, sondern eine ganze deutsche Welt; ferner, daß unter dem Namen Disraeli nicht nur "wahrscheinlich ein Jude" gelebt hat, sondern einer der Väter des englischen Imperiums; ferner, daß Beethoven nicht nur "ein Wiener Musiker Anfang oder Mitte des vorigen Jahrhunderts" war; des weiteren hat sie nicht gelernt ... ach, ich glaube, es wäre viel leichter aufzuzählen, was sie gelernt hat und was sie weiß, nach dem, was ich feststellen konnte und was sie selbst gestanden hat. Zunächst weiß sie "schon lange", daß Budapest die

Hauptstadt von Ungarn ist. (In Geographie ist sie mir immerhin überlegen, denn ich hatte keine Ahnung, an welchem See Milwaukee liegt und von welchem Lande Caracas die Hauptstadt ist.) Ferner kann sie schon seit zwei Jahren chauffieren, und man braucht keine Angst zu haben in dem Wagen, an dessen Steuer sie sitzt. Dann hat sie vorigen Sommer im *Viking Club* beim Foxtrott-, beim Tango- und beim Tennisturnier die Meisterschaft gemacht. Dann kann sie ein bißchen Klavier spielen, natürlich nicht "Wagner und solche Sachen", sondern "vernünftige, leichte, angenehme Musik", und singen kann sie auch, amerikanische Couplets, *Nigger songs* und "ein Lied, Ständchen, von einem Schuberg oder Schumacher". Dann ... ach. Wozu das fortsetzen. Das Gesagte genügt doch hinlänglich. Das also ist Miss Rosabel Williams.

Ein paarmal waren wir zusammen spazieren. Sie ließ mir sagen, ich solle auf sie warten, oder sie lief mir auf dem Flur nach, als ich weggehen wollte. Ich dachte, mit ihr allein würde es irgendwie ... ja, was eigentlich hatte ich erwartet? es würde anders sein, wenn ich mit ihr allein bin? Sie würde sich vernünftiger oder netter benehmen, mich weniger necken oder ...

Sie war genau wie sonst. Bis zum Überdruß hübsch und leicht und amerikanisch. Oft geradezu einfältig. Wenn sie aber mal "Ideen" hatte, so war das noch schlimmer; zum Schluß ärgerte ich mich fast regelmäßig. Einmal kam ihr unterwegs der Einfall: jetzt spielen wir, von jedem Vorübergehenden zu erraten, wie alt er sei und was sein Beruf sein könne. Sie machte auch gleich den Anfang: "Der Herr dort ist Reisender in Nähmaschinen, sechzig Jahre alt; die Dame dort ist Gesanglehrerin in einer Sonntagsschule, um die Dreißig ..." und so weiter. Das Spiel machte ihr großen Spaß, und sie konnte gar nicht begreifen, wieso ich sagte, das sei ja gut und schön, aber das Ganze habe so keinen Sinn, weil doch jede Kontrolle fehle. "Kontrolle?" fragte sie höchst erstaunt, "wozu denn? ist es nicht ganz gleichgültig, was und wie alt der Betreffende in Wirklichkeit ist? ich finde bloß wichtig, daß er für mich Ex-Minister oder Gepäckträger ist!" Da hat sie ja schließlich recht, und mir ist es ganz und gar gleichgültig. Dummes kleines Mädel. Manchmal kommt es mir vor, als verdumme auch ich an ihrer Seite. "Sagen Sie mal, Rosie, wenn Sie mir als einem Fremden begegnen würden und von mir erraten sollten, was ...?" Sie unterbrach mich. "Sie?" sagte sie, ohne zu überlegen, "Sie sind folgendes: Lebensalter — sechzehn; Beruf — Romeo ... ich meine den Herrn, von dem Shakespeare ein Stück geschrieben

hat", fügte sie belehrend hinzu. Also bitte, mit so einem Gör soll man nun etwas Gescheites anfangen.

Mit dem Singen stand es genau so.

Sie hat ihr Grammophon mitgebracht, in einer flachen, hübschen Tasche; sehr stolz war sie darauf, denn, wie sie sagte, war es einer der ersten *Portable*-Apparate. Oft hörte ich das Grammophon in ihrem Zimmer spielen, und sie sang dazu; durch zwei geschlossene Türen und über ein gutes Stück Flur hin war das eine ziemlich ferne und leise Musik; besonders ihre Stimme konnte ich nur dann hören, wenn ich zufällig an ihrem Zimmer vorüberging. Ein paarmal bat ich sie, mir doch etwas vorzusingen. Immer antwortete sie, deswegen schleppe sie ihren Apparat nicht hin und her. Wenn sie vielleicht damit rechnete, daß ich vor ihrer Tür lauschen oder zufällig bei ihr anklopfen würde, um sie singen zu hören, dann irrte sie sich gewaltig. Vor allem aber, glaube ich, irrte sie sich in der Annahme, ich würde eines Tages doch in ihrem Zimmer erscheinen und sie würde dann rasch zu singen aufhören, bloß um mich zu ärgern. Denn ich ging nicht in ihr Zimmer. Ich bat sie sogar nicht einmal mehr, mir etwas vorzusingen. Meinetwegen sollte sie's ruhig bleiben lassen.

Doch begann auch das Sanatorium von ihrem Singen Kenntnis zu nehmen; und eines Tages bat Sœur Anne Rosie, beim nächsten Hauskonzert mitzuwirken. Jeden zweiten Donnerstag fand nämlich im Sanatorium von abends sieben bis halb neun ein Konzert statt: in den Salon, der dann "Musikzimmer" genannt wurde, zog das Quintett ein und gruppierte sich vor dem Piano. Es war nicht das Quintett, in dem Vittoria Geige spielte, sondern ein schwächeres und billigeres: ein Pianist, ein Geiger, ein Bratschist, ein Cellist und ein Herr, der fünferlei Blasinstrumente spielen konnte. Diese also trugen in unverzeihlichem Salonmusikstil zunächst die Ouvertüre von *Martha* oder *Figaros Hochzeit* vor, dann ein Operetten-Potpourri, dann die große Arie aus *Tosca*, dann ein Potpourri aus *Aida* oder *Rigoletto*, dann Schumanns *Träumerei*, dann aus Schuberts *Unvollendeter Symphonie*, mit brutalen Auslassungen, alle Stellen, wo man das allgemein bekannte lyrische Cello-Thema zur Geltung bringen kann, und schließlich den ebenfalls allgemein bekannten *Türkischen Marsch* aus der Mozart-Sonate. Das ging so seit vielen Monaten, seitdem die Konzerte im Hause eingeführt worden waren, mit so geringen Änderungen des Programms, daß etwa an



Stelle einer der Ouvertüren oder eines Potpourris eine andere Ouvertüre und ein anderes Potpourri gespielt wurde, vielleicht auch an Stelle der *Träumerei* Tschaikowskys *Melodie*. Die "Freien" begaben sich ins "Musikzimmer", und die Türen sämtlicher Krankenzimmer wurden geöffnet, auch die Tür des zentral gelegenen Musiksalons blieb offen, so daß auch die Ständigliegenden an dem musikalischen Genuß teilnehmen konnten.

Sœur Anne also, als sie gleichzeitig mit dem ganzen Sanatorium erfuhr, daß Miß Williams "Sängerin" sei, bat Rosie, beim nächsten Konzert zu singen. Die Patienten würden eine große Freude haben und ihr selbst würde es nichts schaden, wenn sie sich ein bißchen übte, redete sie ihr zu. Rosie willigte auch gleich ein. Daraufhin bot Sœur Anne ihr an, einmal vormittags den Pianisten herzubestellen, damit sie zusammen proben könnten. "Wenn er hübsch ist", sagte Rosie, "meinetwegen, dann kann ich ja ein bißchen mit ihm plaudern. Vormittags, wenn alle Sonnenkur halten, langweile ich mich sowieso immer zu Tode. Sonst aber ist das überflüssig. ich kann auch ohne Probe singen." Da fragte Sœur Anne, was sie denn singen würde. Hoffentlich einige schöne klassische Lieder. "Gewiß", sagte Rosie, "auch Klassisches, mir ist das ganz gleich, ich singe, was Sie wollen." Dann verhandelte Sœur Anne mit dem Pianisten des Quintetts über das Mitwirken des Gastes, das gleich am nächsten Donnerstag stattfinden sollte. "Schön", stimmte Rosie zu, und Donnerstag abend, fünf Minuten vor sieben, sagte sie ab mit der Begründung, sie sei ein wenig heiser. Nun gilt dies hier oben als unantastbares Argument, Sœur Anne gab Rosie sogar sofort den Rat, ihre Kehle von Doktor du Martin, dem Halsspezialisten, untersuchen zu lassen. Wenn es nichts Schlimmes sei, könne sie ja dann beim folgenden Konzert singen. Zwei Wochen später sagte Rosie unter dem Vorwand ab, sie sei nicht in Stimmung. Und bei der folgenden Gelegenheit hatte sie, sie wußte selbst nicht wieso und warum, keine Lust. Das nächste Mal war sie zwar gern bereit zu singen, hatte aber keine Ahnung, was sie vortragen solle; auswendig könne sie nichts und in "fremden" Noten finde sie sich nicht zurecht ... Ich ärgerte mich ganz blödsinnig. Nicht, daß mich ihr bestenfalls amateurhafter Gesang so sehr interessiert hätte. Nein, ich war wütend, daß dieses Mädels, diese unbedeutende kleine Person, hier soviel Aufhebens machte, das ganze Haus in Spannung hielt, und nicht etwa dadurch, daß sie eine *Coxitis* hatte oder geheilt war oder starb oder ertappt worden war mit Mister ... sagen wir ... egal, mit irgend jemandem: sondern durch eine Albernheit, die eigentlich

keinen Menschen interessierte — wir waren wirklich bisher alle ganz gut ausgekommen mit der als Salonmusik zurechtgestutzten, nicht endenwollenden *Cavalleria rusticana* und der nicht zu beendenden *Unvollendeten* —, und hauptsächlich war ich aufgebracht darüber, daß sie die öffentliche Meinung des Sanatoriums überflüssigerweise wochenlang beschäftigte. Anstatt sich hübsch bescheiden im Hintergrund zu halten, wie es ihrer Bedeutungslosigkeit zugekommen wäre. Ich ärgerte mich also; Beth tat, als wüßte sie von der ganzen Geschichte nichts; Rosie lachte. "Warum lachen Sie", fragte ich sie gereizt. "Finden Sie es so amüsan, daß Sie die Leute hier zum Narren halten, die armen Kranken, die auf Ihre großartige Kunst wahrhaftigen Gott nicht neugierig waren, die es aber dennoch vielleicht kränkt, wenn etwas, was ihnen als Überraschung, als Neuheit so oft versprochen wird, nachher nicht in Erfüllung geht ... bloß wegen Miss Rosabel Williams' Laune. Im übrigen weiß ich ganz genau über Sie Bescheid. Sie können überhaupt nicht singen."

"Oh ..." sagte sie und blickte reumütig zu Boden. Dann hob sie plötzlich den Kopf. "Fürchten Sie nicht, Herr Schweigsam, daß ich Sie gleich Herr Griesgram taufen werde?"

Aber Miss Rosabel Williams' Konzert blieb dennoch nicht aus. Jedenfalls für mich nicht.

Es war an jenem Tage neblig, und ich machte meinen Spaziergang nur gerade bis zu den Bazaren; dort kaufte ich Zigaretten und Briefpapier. Heute kann ich früh zu Beth hineingehen, dachte ich auf dem Rückweg, heute werde ich ihr erzählen, daß bei uns zu Hause "Inflation" ist und ihr, so gut ich kann, erklären, was das bedeutet. Als ich den Flur entlang schritt, ging Rosies Tür auf. "Wohin gehen Sie?" fragte sie in der Tür. "In mein Zimmer, diese Sachen hier weglegen." "Und dann zu meiner Mutter?"

"Ja, dann zu Beth."

"Ja ..." kurze Stille. "Würden Sie nicht einen Augenblick zu mir 'reinkommen?"

"Warum —?" fragte ich erstaunt. Rosie trat einen Schritt zurück. "Ich will Ihnen was vorsingen."

Da war ich schon in ihrem Zimmer -- ich war noch nie bei ihr gewesen, hatte sie auch noch nie gefragt, ob ich sie besuchen dürfe, auch jetzt war ich nur ihrer Aufforderung gefolgt. Das Grammophon stand geöffnet auf dem

Tisch; auf dem Bett lagen, ausgebreitet, durcheinandergeworfen, mindestens hundert Platten, eine Schachtel amerikanische Zigaretten und eine offene Schachtel Schokolade. "Singen wollen Sie?" fragte ich und übertrieb den Ton der Verwunderung. "Mir etwas vorsingen?!"

"Ja", antwortete sie schlicht, "ich will Ihnen etwas vorsingen."

"Und sind Sie nicht heiser?"

"Nein."

"Und fehlt Ihnen nicht die richtige Stimmung?"

"Nein."

"Und Lust haben Sie auch?"

"Ja."

"Und wissen Sie auch, was Sie singen sollen?"

"Ja", sagte Rosie geduldig, "aber fragen Sie jetzt bitte nicht, ob Sie nicht das Klavier 'raufholen sollen in mein Zimmer, denn ich würde auch dazu ja sagen. Und es ist doch überflüssig. Setzen Sie sich dort auf den Stuhl. Da sind Zigaretten und Schokolade."

Dann trat sie an den Tisch und setzte das Grammophon in Gang. Es erklang ein Foxtrott, ein Tanzstück, aber nicht im Tanzrhythmus: ruhig, nicht schnell, eine einzige akzentuiert sprudelnde Klavierstimme mit leise gleitender Ornamentik. Und Rosie sang wirklich. Sang: der Himmel ist blau, und die Sonne scheint, und heiter wandere ich nach Hause, ich war schon lange nicht daheim, in der Stadt war ich, wo hohe Häuser sind und keine hohen Berge, wo breite Straßen sind und keine unendlichen Felder, wo Autos tuten und keine Vögel singen, wo abends Millionen elektrische Lampen brennen und keine Sterne blinken, aber nun gehe ich nach Hause, wie schön, daheim ist der Himmel blau, und die Sonne scheint, und daheim wartet Mammy mit schwarzem Lächeln und Kiddie mit weiß glänzenden Zähnen, o wie schön, nach Hause, nach Hause wandere ich, morgen abend bin ich daheim, yes Sir! ... Davon sang sie ein dummes, kleines Liedchen, mit sonderbarer leiser Stimme, in sonderbar abgerissenen oder langgedehnten Worten zu der sonderbar wogenden Melodie; sonderbar zog sie die rechte Schulter ein wenig hoch und hielt den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter gesenkt. Sie sang, daß ... ich weiß gar nicht genau, wie sie sang. Sonderbar. So hatte ich noch nie singen hören, auch ein solches Lied hatte ich noch nicht gehört. Das Ganze war sonderbar. Interessant. Rosie legte eine andere Platte auf, und schon spielte das Grammophon wieder. Auch diese Platte war

leise. Rosie sang nun zu einer gedämpften Männerstimme, ein Duett. Ich liege unter dem blauen Himmel unter dem großen grünen Baum, sang sie, ich liege auf dem Rücken, habe die Augen geschlossen und sehe dennoch ein seltsames blaues Leuchten, ich öffne die Augen: über mir auf dem Zweig sitzt der Blaue Vogel! Oh, steh rasch auf, spring auf und fang ihn, denn der Blaue Vogel kommt nur einmal im Leben, einmal und nie wieder. Oh, steh auf und fang ihn, siehst du nicht, wie zahm er ist, er ist doch nur hierher geflogen zu dir, hat sich doch hier niedergelassen über dir, wartet doch nur darauf, daß du ihn fängst. Aber ich liege auf dem Rücken unter dem blauen Himmel, unter dem großen grünen Baum, betrachte noch ein Weilchen den Blauen Vogel, dann schließe ich die Augen wieder und sehe dennoch ein seltsames blaues Leuchten: der Blaue Vogel ist davongeflogen, hallo, Blue Bird! good bye! ... Auch dieses Lied sang Rosie so wie das vorige, vielmehr, sie sang es doch ganz anders. Ich kann nicht sagen, wie. Es war in ihrer Stimme ein eigenartiges Widerhallen, und es war etwas ganz Eigenartiges in der Bewegung, wie sie da am Tisch stand, halb von mir gewendet, und wie sie so eigenartig den Kopf geneigt hielt. Es war in dem ganzen ... wie soll ich nur sagen ... in dieser letzten Endes doch nur unernsthafte Kabarettproduktion etwas ... ich weiß nicht, was. Etwas ganz Unverständlich Ergreifendes. in den dummen Worten, in der trivialen Melodie ... selbst ihre Stimme war nicht schön, auch so noch, stark gedämpft, war sie ein wenig derb, und in den sonderbaren Modulationen überschlug sie sich sogar manchmal.<sup>25</sup> Es folgte eine dritte Platte. Während der wenigen einleitenden Takte steckte Rosie sich eine von den süßlich riechenden amerikanischen Zigaretten an, dann, den Rauch zur Seite blasend und bei den Zwischentakten wieder einen Zug aus der Zigarette tuend, sang sie: Das Abschiednehmen ist mir verhaßt, jeder Abschied ist, als stürbe man ein wenig, jetzt bin ich hier bei dir, dann gehe ich fort, du wirst es nicht bemerken, aber das macht nichts, besser ist zu scheiden, bevor man einander haßt, ich nehme keinen Abschied, denn ich mag nicht Abschied nehmen, glaub mir, ich weiß schon, wie das ist. Und dann sang nur die Männerstimme im Grammophon, Rosie indes summete in seltsamem, fast unmelodischem Kontrapunkt eine Begleitung zu der andern Stimme: begleitete sie, jagte sie, kam ihr zuvor, blieb hinter ihr zurück, begehrte gegen sie auf, schmiegte sich ihr schließlich an. Mit so sentimental,

---

<sup>25</sup> Vielleicht ähnlich wie Melanie Safka?

albernen Liedchen kommt sie mir, raucht noch gar dabei wie eine zehnrangige Kabarett-Disease, wirklich eine blöde Sache ... "Geben Sie acht!" sagte Rosie da, "die Katzenszunge wird nicht brennen, an die halten Sie vergebens das Streichholz, die schmilzt höchstens!" Und während ich in meiner Verlegenheit linkisch das angebrenzelte und aufgeweichte Schokoladestück und das bereits bis an meine Fingerspitzen abgebrannte Streichholz in den Aschenbecher warf, sagte Rosie noch, sie danke mir oftmals, daß ich ihr zugehört habe, es sei sehr lieb von mir gewesen und nun könne ich zu ihrer Mutter, vielmehr zu Beth gehen. Vielleicht erwartete sie, ich würde sie bitten, noch weiter zu singen. Ich tat es nicht. Ich ging aus dem Zimmer. Meine Pakete vergaß ich. Sofort klopfte ich bei Beth an.

Bei ihr brannte schon das Licht; es war ein nebliger Tag, und der Nebel hatte sich schon braun gefärbt. Beth starrte die Decke an, das offene Buch lag vor ihr auf dem Bett. Als ich an die Tür klopfte, zuckte sie ein wenig zusammen. "Guten Abend, Beth. Wie geht es Ihnen?"

"Guten Abend. Danke, leidlich. Ich glaube, Rosie spielt Grammophon, man hört es ein bißchen hier herüber. Wo waren Sie, Boy?"

"Spazieren", antwortete ich, "ich habe mir Zigaretten und Briefpapier gekauft." Da erst fiel mir ein, daß meine Pakete auf Rosies Bett liegengeblieben waren. Und schnell und lebhaft begann ich mich zu erkundigen, ob Beth wisse, was Inflation sei. "Nein", sagte sie, "das Wort hab' ich noch nie gehört. Ist das eine Krankheit?"

Da trat Rosie ein. Weit öffnete sie die Tür und rief laut einen Gruß; an ihrem Finger baumelten meine Pakete. "Bitte sehr, hier sind Ihre Sachen, Herr Vergeßlich." Sie sah Beth an. "Weißt du, Main, ich hätte nie gedacht, daß ich ein so gutes Geschöpf bin. Soeben habe ich Herrn Griesgram vorgesungen, ohne Eintrittsgeld, damit er mir keine Predigten mehr hält wegen meiner abgesagten Konzerte. Er hat sich herabgelassen, zu mir 'reinzukommen. Er hat mich singen gehört." Ich wurde über und über rot. "Oh! Er war bei dir drin?" fragte Beth. "Jawohl", fuhr Rosie fort, "ich habe ihn 'reingerufen, er hatte mich ja sowieso im Verdacht, der Herr Mißtrauisch, daß ich überhaupt nicht singen könne. Jetzt hat er sich überzeugt, daß ich doch ein bißchen kann. Schokolade und Zigaretten habe ich ihm auch gegeben. Überhaupt war ich sehr höflich zu ihm. Aber bedankt hat er sich natürlich nicht, der Herr Undankbar, weder für die Zigaretten, noch ..." Betonung, "für die Katzenszungen, na, und für den Gesang erst recht nicht."

Wieder überströmte mich die glühende Röte. Beth sah mich an. "Oh. Wirklich?" weiter sagte sie nichts.

Schließlich brauchte ich mich ja nicht zu schämen, was war denn dabei, daß ich mir Rosies Gesang angehört hatte, und zwar in ihrem Zimmer? Ich hatte es Beth bloß in meiner Verwirrung verschwiegen. Aber daß ich mir in den nächsten Tagen große Mühe gab, noch netter zu ihr zu sein als sonst, galt nicht so sehr ihr wie vielmehr Rosie, es war eine Art Rache. Weil sie mich verraten hatte ... vielmehr, weil sie so schnell in Beth' Zimmer gekommen war, daß ich nicht einmal Zeit genug gehabt hatte, ihr von meinem musikalischen Besuch zu erzählen. Und außerdem war ich wieder bloß verärgert gegen Rosie, diesmal wegen ihres Gesangs. Die sonderbare Singstimme klang mir noch tagelang in den Ohren, und die einfältigen Worte des Textes fielen mir unangenehm oft ein, während ich in der Sonne lag. *Blue Bird*, dachte ich, man liegt unter einem Baum und ist nicht imstande, die Hand auszustrecken ... oder will man nicht? Blödsinn, dachte ich ärgerlich, Kitsch, rührseliges Zeug, ich mit meinem überlegenen und leider ein wenig zynischen Europäertum bin über solchen Quatsch längst hinaus, überhaupt bin ich nicht lyrisch veranlagt, und wenn es auch eine noch so große Schande ist, ich muß dennoch gestehen, daß ich es nur um der Musik willen ertragen kann, wenn Herr Winkelmann unten anfängt zu singen *Im wunderschönen Monat Mai ...* oder *Ich grolle nicht ...* — ja: die Musik höre ich, aber nicht das Gedicht, sei nicht böse, lieber Heine.<sup>26</sup> Also, ich ärgerte mich, und weil ich meinen Arger irgendwie ableiten mußte, war ich unhöflich gegen Rosie, grüßte sie kaum und sprach tagelang kein Wort zu ihr. Es war doch wirklich nichts dabei, daß ich in ihr Zimmer gegangen war und mir drei kitschige amerikanische Tanzlieder angehört hatte. Aber wenn bloß das dabei herausgekommen war, daß ich so albern und ohne Grund die Sache vor Beth leugnete oder verschwieg und ihr dadurch womöglich Kummer verursachte, dann war das Ganze höchst überflüssig, das ganze Gesänge und überhaupt die ganze Rosie.

Das Sanatorium hat eine sogenannte "peinliche Affäre". Wahrlich eine peinliche und traurige Sensation. Es ist jemand gestorben. Schon die Tatsache an sich ist unangenehm. Die Begleitumstände dieses Todes indessen ... Es handelt sich um Stobowsky, den polnischen Major. Mit einer

---

<sup>26</sup> <https://youtu.be/NG2wvnsFpx0?si=R-cOBIJAnidS9CRI>

leichten Hüftgelenkentzündung war er hergekommen vor ein paar Monaten; nun müssen sich aber entweder die Ärzte geirrt haben oder die Krankheit muß schon viel älter gewesen sein, als Stobowsky ahnte: anstatt hier oben besser zu werden, griff sie weiter um sich. Wie hatte Ryger noch zu mir gesagt, als ich ihn das erste Mal sprach? "Es bilden sich neue Herde." Stobowsky war ein ernster und ruhiger Mann, ein reicher Gutsbesitzer und Junggeselle, im Krieg hat er bei einem vornehmen russisch-polnischen Garderegiment gekämpft und es zum Major gebracht; Stobowsky nun beruhigte eines Tages lächelnd Sœur Irène, wenn auch der Professor und die Ärzte zu überflüssig schonungsvollem Verhalten verpflichtet seien, so möchte er, ein ausgewachsener Mann, der für sich selbst verantwortlich sei und ohnehin alleinstehende in der Welt, dennoch gern wissen, woran er sei und woher das hohe Fieber in den letzten Wochen rühre. Soeur Irène, ein junges Mädchen und Neuling als Pflegerin, war unvorsichtig und indiskret. "Wenn Sie unbedingt wollen, Herr Major..."

"Ja, ich bestehe darauf."

"Ja, also, Herr Major, Sie haben eine beginnende Miliartuberkulose, das, was man hier so "Generalis" nennt."

"Beginnende —?"

"Ja, aber der Professor hat neulich gesagt, die greife mit ungeheurer Schnelligkeit auf alle möglichen Organe über ... "

"So. Und was meinen Sie, kann man davon noch geheilt werden?"

"Möglich ist es immerhin ... Auch das ist schon vorgekommen, daß solche Kranken wieder gesund geworden sind — — "

"So. Danke, Sœur Irène", sagte der Major; dann klagte er wenige Tage darauf über Schlaflosigkeit und bekam abends von Sœur Anne eine Luminatablette. Die Schlaflosigkeit verging nicht; der Major konnte auch am zweiten, dritten, zehnten Abend nur mit Luminal einschlafen, das heißt, hätte einschlafen können, wenn er die Tabletten nicht im geheimen beiseitegelegt hätte; als er zehn Tabletten gesammelt hatte, nahm er sie eines Abends alle auf einmal ein. Eine sichere Dosis. Als morgens Sœur Irène zu ihm ins Zimmer kam, war er längst tot. Soweit es sich machen ließ, wurde der Vorfall verheimlicht. Der Professor schlug Krach im Büro. Sœur Anne machte sich verzweifelt Vorwürfe, nicht achtsam genug gewesen zu sein, nicht allabendlich am Bett des Majors gewartet zu haben, bis er das Schlafmittel eingenommen hatte. Sœur Irène legte gebrochen ein Geständnis ab und flog

sofort. Beth schwieg nachdenklich, als ich ihr den Fall erzählte. "Weiß der Himmel", sagte sie dann leise, "der Major hat recht gehabt. Wenn man dahinterkommt, daß alles vergebens ist ... soll man sich nicht so sehr ans Leben klammern." Ich schwieg betroffen. Beth war fast immer guter Laune, derartige Reden hatte ich noch nie von ihr gehört. Die Worte und der Ton beunruhigten mich. "Beth! Wie können Sie so sprechen! Man hat doch die Pflicht, zu leben!"

"Ja, gewiß", erwiderte sie, "wenn man weiß, wofür man lebt."

Eines Tages fragte Rosie mich wieder, ob ich nicht Lust hätte, in ihrem Zimmer Grammophon zu spielen; wenn ich wollte, würde sie wieder singen, sie würde sogar nicht singen, wenn ich das lieber wollte. Ich dankte für die Einladung und nahm sie nicht an; aber daß sie mich auf dem Spaziergang begleitete, konnte ich ihr nicht verbieten. Die Tage waren noch ziemlich lang, und der beginnende Herbst — mein zweiter Herbst hier oben — färbte die Landschaft mit tausend nie gesehenen, aufregenden, faszinierenden Farben. Die Wetterpropheten des Sanatoriums hatten richtig geweissagt: auf den schlechten Frühsommer folgte jetzt ein schöner Herbst, das Wetter war beständig gut, und allabendlich glühten die Bergspitzen lilarot.

Rosie erklärte, der Promenadenplatz sei ihr langweilig, auch die Bazare und das ganze "Village", und die Salonmusik vor dem "Palace" verabscheue sie; und sie teilte mir mit, sie habe auf einer Landkarte festgestellt, daß es auf dem Plateau hier oben nach Westen einen Punkt gebe, von wo man unbedingt den Genfer See sehen müsse, und da sie sich ausgerechnet habe, daß dieser Punkt nicht sehr weit von uns entfernt liegen könne, würden wir heute dorthin spazieren und die Aussicht auf den See genießen. Wir würden, versprach sie mir, das ganze Rhône-tal überblicken und nach der entgegengesetzten Richtung bis nach Genf sehen können. Gut. Es ist ja schließlich einerlei, wohin man seinen Spaziergang macht.<sup>27</sup>

Ohne Mantel, in einem leichten weißen Kleid, in kurzen Strümpfen und Sandalen begab sie sich auf den Weg, obgleich ich sie darauf aufmerksam machte, daß die Wege nach Westen angeblich schlecht seien und daß es gegen Abend immer stark abkühle. Das mache ihr nichts aus, sagte sie, sie sei nicht so empfindlich. Noch einmal versuchte ich, ihr vernünftig zuzureden, aber sie wehrte wieder nur ab. Und so gingen wir gleich in etwas

---

<sup>27</sup> Nach diesen Hinweisen handelt es sich vermutlich um ein Sanatorium in dem Luftkurort Crans-Montana.



peinlich gespannter Stimmung los. Wir sprachen wenig; ich dachte bei mir, in diesem herrlich schönen Herbst spazierenzugehen, sei in jedem Falle angenehm, selbst zu zweit; doch werde der Ausflug so, wenn auch sie kein Wort redete, bestimmt langweilig werden. Ich war gezwungen, ein paar Plattheiten zu sagen über das gute Wetter und die schöne Landschaft; Rosie stimmte mir zu und schwieg weiter. Von dem schmalen Serpentinweg auf der nördlichen Bergseite waren wir längst abgebogen, wir schritten zuerst über einen schlechten Feldweg und dann quer über die Wiese in der Richtung, wo man nach Rosies Meinung die Aussicht auf den Genfer See haben "mußte". Ich für meinen Teil werde den See wohl kaum sehen, wenn das so weitergeht, dachte ich, denn ich werde bald umkehren, und wenn sie nicht mit zurückkommt, lasse ich sie eben allein. Es kam mir der Gedanke, so ungefähr müsse es sein, wenn die Soldaten nach Tagen ohne Rast und Ruhe beim Marschieren in einen Zustand kommen, der fast Schlaf ist. Ein paar Belebungsversuche machte ich noch, nur aus Höflichkeit. Ich verstünde nicht, sagte ich, warum sie sich nicht mit einigen jungen Amerikanern aus unserm oder einem der andern Sanatorien anfreunde, es gebe doch genug "Freie" unter ihnen. O danke, meinte sie, junge Amerikaner habe sie gerade genug in Amerika, und wenn sie sich schon Amerikaner als Gesellschaft suchen sollte, dann bevorzuge sie die "gesunden" und nicht die "freien". Aber es gebe doch hier auch gesunde Amerikaner, erwiderte ich, solche, die wie auch sie auf Besuch hier seien und sich gewiß sehr freuen würden ... Sie unterbrach mich, ich solle sie in Frieden lassen mit den Amerikanern, aber auch mit den Engländern und Franzosen und Deutschen und den Angehörigen noch einiger anderer Nationen. Ein Vergleich drängte sich mir auf: Beths Worte, Beths Ton. "Nanu", sagte ich ein wenig unsicher, "sind Sie etwa auch so wie Ihre Mutter, daß Sie *unter gewissen Umständen* das Exotische suchen?" Rosie dachte einen Augenblick nach. "Tut meine Mutter das?" fragte sie kurz und fuhr gleich fort: "Nein. Ich suche das Exotische nicht. Ich ... ich weiß eigentlich gar nicht, was ich suche ... ich pflege überhaupt nichts zu suchen." Das war doch nun wieder eine Bemerkung, über die ich, wenn ich keinen Streit anfangen wollte, schweigend hinweggehen mußte. Höchstwahrscheinlich wäre also wieder eine lange Stille gefolgt, wenn Rosie nicht plötzlich gesagt hätte: "Hören Sie mal zu. Ich habe Sie das schon einmal gefragt, aber da waren Sie beleidigt und sind grob geworden. Seien Sie diesmal bitte nicht beleidigt. Wir wollen doch mal

versuchen, vernünftig miteinander zu reden, ohne Aufregung und ohne Unhöflichkeiten. Sind Sie wirklich in meine Mutter verliebt?"

Ja, das hatte sie mich schon einmal gefragt; ich hatte es als Neckerei aufgefaßt und ihr deutlich und energisch zu verstehen gegeben, daß ich dieses Thema nicht wünschte. Wozu fängt sie nun wieder damit an? Wieso beunruhigt sie diese Frage? Und warum ärgert sie mich damit? Es kann ihr doch vollkommen gleichgültig sein, ob ich ja oder nein darauf antworte! Begreift sie denn nicht, daß ... Na, meinetwegen. Wenn sie unbedingt will, bitte schön. "Jawohl", sagte ich in aller Ruhe, "ich bin in Ihre Mutter verliebt."

"Gut. Sehen Sie, so ist mir das viel lieber, wenn Sie aufrichtig sind. Wissen Sie, daß meine Mutter vierzig Jahre alt ist?"

"Jawohl, ich weiß es", antwortete ich spitz, "früher als Sie hat sie mir gesagt, vor einigen Monaten, sie sei neununddreißig."

"Ja, inzwischen ist sie aber schon mehr als neununddreißig ... also gut. Wissen Sie, daß meine Mutter schwerkrank ist, daß sie Nierentuberkulose hat?"

"Auch das weiß ich. Was wollen Sie damit sagen?"

"Wissen Sie, daß ... sie vielleicht nie mehr gesund wird und daß es, wenn sie doch wieder geheilt werden sollte, noch sehr lange Zeit dauern wird?"

"Jawohl, ich weiß es. Ich werde wohl kaum mehr hier sein, wenn sie, hoffentlich vollkommen gesund, eines Tages von hier entlassen wird."

"Ja ... Also was wollen Sie dann von ihr?"

"Nichts!" antwortete ich gedehnt und schluckte dabei meine Wut und die Antworten, die sich mir in den Mund drängten, hinunter: das ginge sie gar nichts an und sie solle mich gefälligst in Frieden lassen. "Nichts will ich von ihr, absolut nichts, ich liebe sie eben bloß, ohne etwas von ihr zu wollen."

"Aha", sagte Rosie, schwieg ein wenig und fuhr dann fort: "Wissen Sie, warum mein Vater noch nicht hier war, meine Mutter besuchen?"

"Natürlich", rief ich aus, "wegen seiner Geschäfte, wegen der Tammany Hall, nicht?"

"Nein. Sondern, weil Beth gewiß in die größte Verlegenheit geraten würde, wenn sie heute von jenen Barbesuchern von vor achtzehn oder neunzehn Jahren ausgerechnet denjenigen Herrn erkennen sollte, der ..." Sie

brach ab und sah mich an. "Williams ... das ist der Familienname meiner Mutter und nicht der meines Vaters..." Ich starrte sie an. "Rosabel ... wie kann man nur so ... so unglaublich ..."

"Beth Williams", sagte Rosie leise und hart, "das ist ein sehr bekannter Name auf dem Broadway, man erzählt sich, es hätten schon Männer Unterschlagungen ihretwegen gemacht, es sollen sich sogar schon welche das Leben genommen haben um ihretwillen."

"Rosabel! Sie sind gemein, Sie sind erbärmlich ..."

"Wissen Sie, daß meine Mutter sehr reich ist?!" Alles Blut wich mir aus dem Gesicht. Meine Stimme stotterte fast. "Nein, das wußte ich nicht ... es ist mir auch gleichgültig ... Aber jetzt muß ich Sie etwas fragen. Halten Sie mich etwa für einen Zuhälter?!" Rosie sah mich von der Seite an. "Wenn Sie sagen, Sie sind keiner ... und wollen keiner sein, dann halte ich Sie auch nicht dafür."

Prügel hätte sie verdient. Für diese letzte Frage und für den Vorbehalt, der in ihrem letzten Satz steckte, und für die unerhörte Rohheit, mit der sie von ihrer Mutter sprach, mit der sie Beth in den Schmutz zog, Beth, die ... jawohl, in die ich seit Monaten verliebt bin! ohne Hintergedanken! ohne Ziel und Zweck, einzig und allein, weil es mir so paßt oder ... weil ich nicht anders kann! Prügel hätte sie verdient, zumindest aber, daß ich ihr ohne ein Wort der Erklärung den Rücken kehre und sie stehenlasse und nie wieder eine Silbe an sie richte und ...

Und doch schritt ich weiter neben ihr her über die Wiese, aufgewühlt, wildes Toben in der Brust. Ich dürfte meinen Zorn nicht zeigen. Ich müßte menschlich sein. Ich müßte ihr alles erklären, ruhig, vernünftig, schlicht; so, daß sie es versteht und einsieht, wie niedrig und ungerecht sie sich benommen hat, daß sie sich auf sich selbst besinnt und bereut — — Auf den Berggipfeln ringsum entzündete sich das lilarote Licht. Noch nie war ich in dieser Gegend gewesen, so hoch oben. Die Wiese vor uns schien sich bis in die Unendlichkeit zu erstrecken; die Berge weit hinten nördlich ragten in ganz andern Linien in die Höhe, als es von unten aussah; und die große Berggruppe im Süden sank langsam tiefer hinter der sanft ansteigenden Wiese. Siehst du, Rosie. Man brauchte doch gar nicht von jenen häßlichen Dingen zu sprechen. Hiervon könnte man sprechen, wenn du nicht so niederträchtig wärest, von dem schönen Landschaftsbild könnte man ganz "ohne Aufregung" reden, von den Bergen und Wiesen, den Farben und dem

unendlichen blauen Himmel könnte man sich etwas sagen, "ohne Unhöflichkeiten", *blue sky* ... könnten wir sagen, so wie du es neulich in deinem dummen kleinen Negerlied gesungen hast, darüber könnte man sich unterhalten, schön und ruhig, ohne so gereizte spitze Worte, wie wir bis heutigen Tages immer miteinander wechseln; freundlich, ohne den ewigen Ärger und Argwohn, ohne persönlich zu werden, zu verleumden, zu verhöhnen ... Das Gras reichte uns fast bis an die Knie. Rosie blieb plötzlich stehen. "Das Gras sticht mich so in die Beine", sagte sie leise. "Kehren wir um", antwortete ich. "Nein, ich will weitergehen, bis zu dem Punkt, von wo man die Aussicht auf den See hat. Seien Sie so gut, tragen Sie mich ein Stück."

"Nein, das tue ich nicht. Kommen Sie. Kehren wir um."

Still gingen wir weiter. Der Himmel wurde noch blauer, gerade über unsern Köpfen schien goldenes Licht auf eine weiße Wolke und färbte sie langsam rot. "Dort ..." sagte Rosie mit einemmal und zeigte nach vorn. Wir erreichten die Stelle. Ein tiefer, wilder Abgrund war dort, eine gigantische Felsenspalte mitten im Hochplateau. Jenseits der Kluft, die gut hundert Meter breit war, setzte sich die klare grüne Wiese fort, allmählich abfallend, weithin, ein wenig schon verschwommen, wahrscheinlich gegen den Genfer See.

"Na, bitte", sagte ich, am Rande des Abgrunds stehenbleibend, "da haben Sie den Genfer See. Ich gratuliere!" Hämisch lächelte ich in meiner Schadenfreude. Rosie sah mich an, ihr Gesicht war gerötet. Still kam sie auf mich zu, ganz bis an den Rand des Abgrundes. Ging an mir vorbei, zwei, drei Schritte noch, wandte sich dann mir zu; und da bemerkte ich plötzlich, daß die Strahlen der sinkenden Sonne, die schon ganz flach über der jenseitigen Wiese und der Felsspalte lagen, Rosie von hinten beschienen ... als stände eine Röntgenplatte vor mir; der helle Hintergrund, der scharfe Lichtschein, der das weiße Kleid und Rosies Gestalt durchleuchtet; schattenhaft und dennoch plastisch sieht man im enthüllenden Sonnenlicht die Umrisse ihrer Figur unter dem leichten weißen Sommerkleidchen .. . Wir blickten einander in die Augen, aber ich sah betäubt bloß den nackten Schatten, eine Sekunde lang; dann verschwand die Sonne hinter dem Rand der Wiese, und die Strahlen sprangen hinauf am Himmel auf die rosa Wolke. Nun wandte Rosie sich jäh um, schaute in den Abgrund. "Und wenn ich hier hinunterspringe —"

"Das werden Sie schön bleiben lassen." Kurze Stille; Rosie beugt sich ein wenig vor. "Und wenn ich es doch tue? ..."

"Rosie ... geben Sie acht!"

"Würden Sie mir nachspringen?"

"Rosie —" Noch einen kleinen Schritt vor. "Und wenn ich wirklich hinunterspringe —" Da durchzuckte es mich, um Gottes willen, wenn sie jetzt ausgleitet oder schwindlig wird, oder wenn der Stein, auf dem sie steht, sich lockert, oder das ganze Stückchen Erde unter ihrem Gewicht zu rutschen beginnt ... "Rosie!" schrie ich, schauernd vor Schreck und Aufregung, "treten Sie zurück!" Sie bewegte sich noch um einen Gedanken weiter vor; mehr Raum war nicht da am Rande; es sah aus, als stände sie schon gar nicht mehr auf der Erde. "Würden Sie mir wirklich nicht nachspringen —?!"

Ich warf mich nach vorn und griff nach ihr, erwischte sie gerade beim Arm: ihr Fuß rutschte in diesem Moment auch schon vom Stein ab, und wie ich sie, mich nach hinten stemmend, gewaltsam auf mich zu zog, war sie schon hingefallen, auf die Knie, — aber sie hatte Boden unter sich, war in Sicherheit, und ich zog und zog sie am Arm, in meiner Brust hämmerte es, in meinem Kopf raste die Wut. "Sie Wahnsinnige!" schrie ich sie an, "Sie wahnsinniges Kind! was für .. . was für Wahnsinn machen Sie da?!" Mit Gewalt riß ich noch einmal heftig an ihrem Arm. Sie kniete noch immer Ich zerterte sie auf die Füße und ließ ihr von meinem harten Griff schon ganz gerötetes Handgelenk noch immer nicht los. Ihr Gesicht war schneeweiß. Ihr Körper bebte. Plötzlich tat sie mir von Herzen leid. Oder ... ich weiß nicht genau. Ich weiß nicht, was geschah. Mit derbem Ruck riß ich sie an mich. Sie war leicht wie eine Flaumfeder, wie sie mir in die Arme fiel. Unter meinem Mund hauchte sie nur: "O Boy." Und auf meinem Gesicht fühlte ich ihre Tränen, während die Wiese aufflammte und die Welt um uns in die Unendlichkeit und Ewigkeit versank.

Seit Monaten geschah es zum erstenmal, daß ich nur für eine Minute bei Beth war. Und ich log ihr etwas vor, nicht zum erstenmal, aber aus tiefstem Innern und ganz niederträchtig: ich sagte, ich müsse mich wohl erkältet haben, denn ich fühle etwas in der Kehle. Dabei fühlte ich etwas im Herzen, fühlte mein Leben wie noch nie.

Jener einzige Augenblick hatte Beth aus meinem Innern hinweggewischt. War ich undankbar? hatte ich die Monate vergessen, die sie

mir von ihrem schwindenden Leben geschenkt hatte? Nein. Nur ... irgendwie war es mir in jenem einzigen Augenblick klar geworden, irgendwie hatte ich es empfunden, daß Beth der Traum war und Rosie das Leben. In Beth war ich verliebt gewesen, doch war ja Beth eigentlich dasselbe wie Rosie. Und vielleicht schmerzte es mich nur, daß ich dies erst jetzt, in jenem Augenblick, erkannte. Daß ich nicht früher und von selbst dahintergekommen war. Daß noch immer der blinde Zufall oder fremdes Wollen mir zeigt, was mein ist. Daß ... ich noch immer nicht meine Hand nach den Menschen, nach dem Gefährten auszustrecken wage, es nicht will oder nicht kann.

Aber jetzt kümmerte ich mich um nichts mehr. Fragte mich nicht, warum es so gekommen sei, dachte nicht mehr, daß die "freien" jungen Amerikaner und die "Gesunden" hübscher, reicher und wahrscheinlich auch besser seien als ich. Zitternd würgte ich ein paar Bissen von meinem Abendessen hinunter; in flammender Aufregung wartete ich darauf, daß es still werde im Hause; ich hatte nur den einen Gedanken, mochte daraus entstehen, was wollte, mochte man mich sehen, mich ertappen, mich aus dem Hause jagen: ich gehe zu ihr, ich breche bei ihr ein, ich muß zurück zu ihr —

Zurück — ? Ja, wird sie mich denn erwarten? Ist in ihr nicht vielleicht die Flamme jenes rauschhaften, wahnsinnigen Augenblicks schon erloschen? Ging es ihr nicht vielleicht nur darum, zu siegen? den Sieg davon zu tragen über Beth und auch über mich zu triumphieren? wollte sie nicht etwa nur uns beide schonungslos niedertrampeln, und wenn ihr das durch die rohen Verleumdungen nicht gelang, dann eben um den Preis eines wahnwitzigen Todessprungs oder einer triumphseligen Umarmung: ging es ihr nicht nur darum, mich Beth wegzunehmen, wie ein Spielzeug, das sie haben wollte und das ihr nun, da sie es bekommen hat, nicht mehr wichtig ist? ... Es mochte wohl schon Mitternacht sein; still war es unter dem herbstkühlen, sternenbesäten Himmel, still auch im Haus: ich hörte ihre Schritte auf dem Flur nicht, auch das Türenöffnen und -schließen hörte ich nicht, — plötzlich war sie da, ein schmaler leuchtender Fleck im Dunkeln, von dem herab etwas Weißes auf die Erde flatterte, — war bei mir, glühend nahe, und flüsterte, aber vielleicht hörte ich nur ihre Gedanken: "Ich habe auf dich gewartet ... du bist nicht gekommen, macht nichts, nun bin ich hier, ich schäme mich nicht, daß ich dich mehr liebe als du mich."

Schwer und entsetzlich war es, zu lügen, nicht zufällig und gelegentlich, sondern systematisch und ausdauernd. Schwer war es, in Beth' Gegenwart Rosie gegenüber den etwas gereizten, ungeduldigen, unfreundlichen und geringschätzigen Ton beizubehalten. Schwer war es, darauf zu achten, daß Beth auch nicht am kleinsten Blick bemerke, wie ich darauf lauerte, ihr Zimmer wieder verlassen zu können. Schwer war es, mich nicht zu versprechen, wenn wir uns nach dem Spaziergang beide zu ihr setzten, so wie früher. Alles war schwer, was ich genau so machen mußte wie früher, nur damit Beth nicht sehe, daß ich glücklich bin.

Bin ich wirklich glücklich? Ich versuchte, mir von allem Rechenschaft zu geben. Da ist Beth, in die ich verliebt war ... in die ich noch immer verliebt hin, Beth mit ihren vierzig Jahren, ihrer bewegten Vergangenheit, ihrem zugrunde gehenden teuren Leben. Da bin ich, der ich gar nichts von ihr will ... auch nichts von ihr wollen kann; da bin ich, ein Paul Hegedüs aus Budapest, der bald einundzwanzig Jahre alt wird, dessen Gelenktuberkulose noch nicht ganz ausgeheilt, und der ein *ziemlich exotischer und auch ein bißchen barbarischer* Mensch ist; da bin ich, in einem zweifachen Taumel, angesichts der Rätsel fremder Leben und angesichts des ersten wahren großen Wunders in meinem eigenen Leben ... Und da ist diese Miss Rosabel Williams, diese kleine New Yorkerin mit ihrer siebzehnjährigen Schönheit, mit ihrem gesunden Leben ... warum will sie mich? und ... will sie mich wirklich?

Es ist doch unendlich gleichgültig. Ich liebe sie ... nicht. nur des Nachts, wenn sie bei mir ist, in der ekstatischen Erfüllung körperlicher Seligkeit, sondern in tausend Sehnsüchten auch dann, wenn sie nicht bei mir ist, wenn ich allein liege in der Sonne und in jedem Sonnenstrahl und jedem bläulichen Schatten ihre Gestalt sehe, in tausend Erfüllungen auch dann, wenn wir nebeneinander über die Straße gehen und uns unsere tausend teuren einfältigen dummen kleinen Worte sagen vom "liebst-du-mich" bis zum "ich-liebe-dich", oder wenn wir rechts und links von Beth' Bett sitzen, einander gegenüber, und wechselseitig die alte gereizte Unfreundlichkeit lügen, sie glatt und lächelnd, ich manchmal fast erstickend. Keine großen Worte, keine Klugheiten, nichts von Büchern, nichts von vernünftigen, tiefgehenden Dingen ... Ich bin, du bist, wir sind: mehr brauchen wir nicht.

Wenn sie allnächtlich in mein Zimmer gehuscht kam, schloß sie stets die Tür zu, schob leise und vorsichtig den Riegel vor. Nicht, daß wir hätten fürchten müssen, es könnte zu so später Stunde jemand über den Flur gehen oder gar zu mir hereinkommen wollen. Vielleicht wollte sie dadurch, daß sie uns so einschloß, nur noch vollständiger mit mir allein sein, jede Nacht.

Niemals sprachen wir dann auch nur ein einziges Wort. Die Wände sind ja aus Holz. Wir fühlten nur unsere Stimmen, jede Nacht.

Ich glaube, es gelang mir, nie auch nur durch das geringste Augenblinzeln zu verraten, daß wir uns auch anders begegneten als bloß in Beth' Zimmer oder auf der Straße.

Und eines Nachmittags auf dem Spaziergang — ich sah von Zeit zu Zeit eine nervöse Unruhe über Rosies Gesicht zucken — sagte sie plötzlich: "Boy. Diese Nacht muß jemand in meinem Zimmer gewesen sein, während ich bei dir war."

"In deinem Zimmer?!" fragte ich erschrocken. "Woher weißt du das?"

"Jeden Abend stehen meine Pantoffeln vor meinem Bett auf ein und demselben Fleck. Heute früh fand ich den einen Pantoffel unterm Bett. Es muß also bei Nacht jemand ins Zimmer gekommen, an mein Bett gegangen sein und dabei in der Dunkelheit den Pantoffel mit dem Fuß unters Bett gestoßen haben." Wir schwiegen lange. "Vielleicht hast du selbst das gemacht ..."

"Nein, nein. Das hätte ich doch gefühlt. Mag sein, daß der nächtliche Besucher es auch gefühlt, sich aber nicht darum gekümmert hat. Wer mein Ordnungssystem nicht kennt, kann nicht auf den Gedanken kommen, daß ich so was gleich bemerke ..."

"Und fehlt nichts aus deinem Zimmer?" fragte ich, obgleich auch ich nicht an einen Dieb glaubte. Rosie schwieg. "Ich glaube", sagte sie dann, "der nächtliche Besucher wollte nicht stehlen, sondern bloß ... feststellen, daß ich nicht im Zimmer war." Stille. "Ich fürchte, es war meine Mutter."

Stille. "Das beunruhigt mich nicht etwa, weil ich meinetwegen Angst hätte ... schließlich bin ich ein erwachsener und freier Mensch und kann tun, was ich will, und ... das weiß auch sie, und sie weiß auch, daß ich erzähle oder verschweige, ganz wie es mir beliebt. Aber ich habe Angst, daß sie es war, weil sie nicht aufstehen darf. Nicht einmal im Bett darf sie sich bewegen. Und ... wenn sie es wirklich war, dann liebt sie dich ja auch."



Wenn es stimmt, daß Beth Rosies mysteriöser nächtlicher Besucher war, der den Pantoffel unters Bett gestoßen hat, dann kann sie genau so gut ein Geheimnis für sich behalten wie wir. Kein Wort fiel über die Angelegenheit; nicht um die geringste Spur änderte sich ihre Miene. Beth war genau so lieb, freundlich und heiter wie sonst. Ich war fest überzeugt, daß Rosie sich geirrt oder halluziniert hatte. Ich war fest überzeugt, daß wir immer klug geschwiegen und uns immer ganz still verhalten hatten, und ich ... hoffte zumindest, Beth würde vorsichtig genug sein, aus keinem Anlaß dem strengen Aufstehverbot zuwiderzuhandeln. Nach zwei Wochen war ich schon ganz sicher, daß Rosie sich geirrt haben mußte: Beth war in jener Nacht nicht in ihrem Zimmer gewesen. Nein: Beth wußte von nichts, war ganz ahnungslos.

Und dann eines Morgens, als ich sie wie gewöhnlich begrüßte — "guten Morgen, wie geht es Ihnen?" —, antwortete sie durch die Balkonwand, danke, es gehe ihr gut, bloß habe sie in der Frühe hohes Fieber gehabt. "Hohes Fieber? Sie haben doch seit Monaten kaum mehr Temperaturerhöhung?! Wieviel Fieber hatten Sie?"

"Achtunddreißig-acht ..."

Noch vor dem Mittagessen kam der Professor. Lange und gründlich untersuchte er Beth, er konnte sich die Sache nicht erklären: nichts war festzustellen, die Ursache des Fiebers nicht zu finden. Am Nachmittag wurde Beth in die Zentralklinik transportiert: das Röntgenbild zeigte keinerlei wesentliche Veränderung. "Weitere Herde" hatten sich nicht gebildet. Im Grunde genommen tat ihr nichts weh. Und ganz unerklärlicherweise stieg das Fieber auf neununddreißig-acht. Doktor Gillard und Sœur Anne tauschten verzweifelte und ratlose Blicke.

Eines Nachts huschte Rosie, wie immer, aus meinem Zimmer; geräuschlos machte ich die Tür hinter ihr zu. Als ich dann wieder im Bett lag, hörte ich irgendwo behutsame Schritte. Ganz vorsichtige, fast lautlose Schritte, so, wie man nur barfuß über das Linoleum gehen kann, beinahe schwebend. Einen Augenblick mußte ich angespannt in die schwarze Stille lauschen, bis ich untrüglich feststellen konnte, daß das Geräusch der Schritte aus Beth' Zimmer kam. Sechs kaum hörbare Schritte, ein leerer Takt, jetzt dreht sie sich um, wieder sechs Schritte und wieder ein leerer Takt: Minuten hindurch ging das so, mit der Unendlichkeit von Stunden in der Nacht.

Am nächsten Morgen berichtete ich Sœur Anne davon. Sie machte ein erstauntes, erschrockenes Gesicht. "Sind Sie dessen sicher, Monsieur?" fragte sie unruhig, "haben Sie sich nicht geirrt oder geträumt?"

Sie verließ mein Zimmer und kam nach wenigen Minuten wieder. "Mrs. Williams möchte Sie sprechen, Monsieur." Ich zog rasch ein Pyjama an und ging zu ihr, in bleicher Aufregung. Sie lag auf dem Balkon, bis an den Hals mit einem weißen Laken zugedeckt, von einem hohen Wandschirm beschattet: wer Fieber' hat, darf nicht in der Sonne liegen. "Sœur Anne sagt mir", begann sie sofort, "Sie hätten mich diese Nacht herumgehen gehört. Sie haben geträumt, mein Lieber, oder phantasiert." Nichts von Arger war in ihrer Stimme; Sœur Anne ging kopfschüttelnd und keineswegs ganz beruhigt an ihre Arbeit. Ich betrachtete Beth im Schatten. Unter dem Laken sah ich genau ihren schmalen, mageren, mädchenhaften Körper, die Wölbung ihrer kleinen Brust. Rosie ... habe ich noch nie bei Tage nackt gesehen, meine Augen kennen ihren Körper nicht. Aber er muß genau so sein. Bloß ... da bemerkte ich, daß Beth' Hände bleich, blaueädet und sehr, sehr alt waren, wie sie zu beiden Seiten das Laken glattstrichen. Und da fiel mir auch auf, daß Beth im Gesicht unter der sonngebräunten Farbe eine große Blässe hatte, daß ihr Gesicht jetzt genau so alt aussah wie ihre Hände.

Beth schwieg eine Weile; ich stand da, betrachtete sie und schwieg auch; dann sagte sie sehr leise und sehr langsam: "Ja, Boy, Dinge, die einen nichts angehen, hat man nicht zu bemerken, und vor allem hat man nicht über sie zu sprechen. Mich geht es nichts an, was drüben bei Ihnen des Nachts geschieht, und Sie geht es nichts an, was ich mache."

Drängendes, fürchterliches Klopfen in meiner Brust.

Jetzt muß ich sprechen. Jetzt muß ich ihr sagen, daß ... hier mit uns dreien etwas ganz Schauerliches vor sich geht. Ich liebe sie, ich habe nie jemanden so geliebt wie sie, und ich werde nie mehr jemanden so lieben wie sie, und eigentlich ist doch sie es, die da altnächtlich ... Nein! Lüge! und nach den unzähligen Lügen, mit denen ich sie bisher hintergangen habe, muß ich ihr doch jetzt die Wahrheit sagen, muß ich ihr sagen, daß ich Rosie liebe, daß ich niemals jemanden so geliebt habe oder lieben werde wie Rosie ...

Ich schwieg; Beth begann wieder zu sprechen, im gleichen Ton wie vorher. "Es war taktvoll von euch, daß ihr es mir verheimlicht habt ... sagen Sie auch jetzt kein Wort. Der Fehler liegt einzig und allein bei mir, weil ich

eine Zeitlang ... weil ich nicht glauben wollte, daß ich alt bin, weil ich geglaubt habe, es lohne sich, wieder gesund zu werden und ..."

"Beth", stöhnte ich, "was reden Sie da! Sie werden ja wieder gesund werden! das jetzt ist doch nur eine vorübergehende Sache, wahrscheinlich eine Influenza, die in Ihnen steckt, darüber werden Sie hinwegkommen ..."  
Beth lächelte. "Ich bin schon darüber hinweg. Es fehlt mir nichts mehr."

Am dritten Tag hatte sie gegen Abend einundvierzig Grad Fieber. Sie phantasierte, war nicht mehr bei Bewußtsein. Der Professor, Doktor Pivalot mit seinen Krankengeschichten, Doktor Gillard und Sœur Anne standen ratlos, mit entsetzten Augen an ihrem Bett, Beth sprach ununterbrochen, manchmal lautlos, nur ihr Mund bewegte sich. "Ich bin noch jung, ich bin noch nicht alt, ich bin jung, ich bin nicht alt", das sagte sie stundenlang hintereinander. Sœur Anne erzählte mir flüsternd in meinem Zimmer, der Professor sei "einfach perplex", er begreife nicht, wie das habe kommen können, was da geschehen sei, die Symptome deuteten auf galoppierende Schwindsucht hin, obschon davon eigentlich nicht die Rede sein könne, denn die Lunge sei ganz intakt, und auch von der Niere aus habe sich die Krankheit nicht weiter verbreitet, und sie, Sœur Anne, habe die Befürchtung, daß die arme Madame wohl doch eine ganz "außerordentliche" Unvorsichtigkeit begangen haben müsse oder ... es müsse etwas ganz Unfaßbares passiert sein, und die Katastrophe, sagte Sœur Anne, sei höchstwahrscheinlich unausweichlich. Und dann sagte sie noch, ihre Mutter, Madame Vindaz, habe soeben Miss Rosabel Williams ins Büro bitten lassen.

Beth starb in den frühen Morgenstunden; ich sah sie noch, bevor sie hinuntergetragen wurde. Auch Rosie war im Zimmer. Bleich, ohne Tränen stand sie dem Bett gegenüber. Beth lag, wie neulich auf dem Balkon, bis ans Kinn mit einem weißen Laken zugedeckt auf dem Bett. Ihre Nase schien ein wenig länger geworden zu sein. Braun glänzte ihr Gesicht in der Morgendämmerung. Sie sah gar nicht aus wie eine Tote.

Auf Rosies Anordnung wurde sie am nächsten Morgen auf dem Dorffriedhof in der Abteilung der Fremden beerdigt. Bei Nacht trug man sie hinunter in die Kapelle; auf ihrer Bahre lagen zwei Kränze aus weißen Rosen und ein Strauß aus Tannenzweigen, den Madame Vindaz im Namen des Sanatoriums geschickt hatte. Der katholische Priester geleitete sie zu Grabe; in der Kapelle tönte das Harmonium. Im Sanatorium erfuhr man von ihrem

Tode erst, als nachmittags jemand die Leute von der Desinfizierungsanstalt auf dem Flur vor Mrs. Mary Elizabeth Williams' verwaistem Zimmer sah, die in der wohlbekanntesten Weise die Ritze über der Schwelle und das Schlüsselloch mit weißen Papierstreifen verklebten, nachdem sie im Zimmer die kurze Zündschnur der Formalin-Kapsel angezündet hatten.

In der Nacht kam Rosie zu mir. Still lag sie neben mir; ich fühlte, wie sie zitterte. Ich preßte sie an mich. "Hab' keine Furcht, Rosie, geliebtes Leben. Zittere doch nicht so. Ich bin ja bei dir. Ich liebe dich." Sie flüsterte.

"Hast du sie geliebt?"

"Dich liebe ich!"

"Hast du sie nicht mehr geliebt?"

"Dich liebe ich!"

"Mehr als sie?"

"Ja."

"Beschwörst du das ... bei ihrem Andenken?"

"Ich schwöre bei ihrem Andenken ... bei deinem Leben, bei meinem Leben ..."

Und später, ganz plötzlich und unvermutet, machte sie die Lampe an. Erschrocken griff ich nach dem Schalter. "Laß brennen!" befahl Rosie. "Sieh mich an! Du hast mich ja noch nie wirklich gesehen!" Da lag sie auf dem Bett, nackt, eine Flaumfeder, ein Hauch, eine unbekannte Blume, ein Traum, der Blaue Vogel. "Nicht wahr, ich bin schöner als sie?" fragte sie leise.

Am nächsten Nachmittag wollte ich mit Rosie spazieren gehen. Es regnete; sie rief durch die Tür, sie sei gleich fertig, ich solle schon vorausgehen bis zum englischen Sanatorium und dort auf sie warten. Und einen Regenschirm solle ich mitnehmen.

Nach einer halben Stunde kam sie beim englischen Sanatorium an. In einem grauen Sportkleid und einem Regenmantel. Wir gingen den gewohnten Weg, auf die Bazaar zu. Auch jetzt sprachen wir nichts anderes als unsere dummen kleinen Worte, nichts als daß wir uns liebten. Nachher sagte Rosie mit einermal etwas anderes. "Ich weiß", begann sie, "daß wir sie eigentlich getötet haben. Nicht wahr? Sie hat es mir nie gesagt, aber ich weiß, daß sie alles gewußt hat. Ist es nicht entsetzlich, Boy, daß man nur leben kann, wenn man andere tötet? ist es nicht gräßlich, daß ... wenn ich

damals in den Abgrund gesprungen oder hinuntergestürzt wäre, daß sie dann vielleicht noch lebte? Boy, wenn du gewußt hättest, daß das daraus wird ... nicht wahr, dann hättest du mich in den Abgrund fallen lassen?"

"Ich liebe dich", sagte ich, denn darauf hätte man doch nichts anderes antworten können.

Im Zigarettenladen kauften wir Zigaretten; dann gingen wir noch eine Weile unter den Arkaden und im Regen auf und ab. "Wir wollen jetzt nach Hause gehen", sagte ich dann. Rosie sah auf die Uhr. "Gut. Aber gehen wir am Bahnhof vorbei." Der Bahnhof lag auf dem Weg, es war mir also einerlei, ob wir diese Straße oder die andere wählten. Als wir auf dem sauberen kleinen Bahnsteig standen, klammerte Rosie sich plötzlich an meinen Arm. "Boy", sagte sie mit stockendem Atem, "Boy ... Boy. Jetzt ... in wenigen Minuten kommt mein Zug, den wartest du noch ab ... und dann gehst du schön nach Hause ..."

Ich war wie versteinert, konnte nicht antworten. Ich glaube, ich verstand gar nicht ganz, wovon die Rede war. Ich starrte sie an, brachte kein Wort hervor. Rosie war inzwischen schon ruhiger geworden. "Boy, ich reise jetzt ab. Ich glaube, wir sehen uns nie wieder, aber ... das ist gut so. Dort ist mein Gepäck ... auch ihres, Ernest bringt es soeben. Ich habe dir nichts davon gesagt, weil ... du weißt doch, das Abschiednehmen ist mir verhaßt. Ich finde, jedesmal, wenn man von jemandem Abschied nimmt, stirbt man ein bißchen und ich ... ich möchte leben, und du sollst auch leben und ... aber vergiß mich deswegen nicht, vergiß mich nie, nie, ich werde dich auch nie vergessen, es war sehr schön, und ich habe dich sehr geliebt."

In diesem Augenblick erschien lautlos die Zahnradbahn in der letzten Kehre vor der Station. Und in diesem Augenblick wußte ich, daß ... alles so kommen mußte, daß es nicht anders hätte sein können.

Dennoch war eine ohnmächtige, schwindelhafte, besinnungslose Abwehr in mir.

"Rosie ... fahr nicht weg!"

"Sprich nicht, Boy —"

"Rosie, also dann fahre ich mit und —"

"Oh, Boy, verdirb es doch nicht ..."

Nein, man durfte es ... durfte den Traum nicht verderben.

Der Zug stand schon da; der Schaffner, vom letzten Waggon her, betrachtete die Einsteigenden. Ernest hatte das Gepäck schon in einem

Abteil untergebracht; der Stationsvorsteher ging den Zug entlang, bis ganz nach hinten, in der Hand die grüne Signalscheibe.

Da umarmten und küßten wir uns; kein Wort sprachen wir mehr; Rosie stieg ein; Monsieur Ernest unter dem Glasdach gaffte uns mit offenem Munde an.

Was gab es nun noch? nichts. Was geschah noch? einerlei.

Beth' plötzlicher Tod und Rosies Abreise beschäftigten das Sanatorium noch einige Tage; einige Tage noch zuckten mitleidvolle und — da Monsieur Ernest offenbar kein Geheimnis für sich behalten konnte — verständnisinnige oder ein wenig spöttische Blicke in den Augen der Menschen auf, wenn sie mir begegneten. Aber mit niemandem sprach ich ein Wort über das Geschehene; und auch dieses Wunder von drei Tagen ging vorüber. Die Sonne schien, manchmal kam der Nebel herauf, es wurde ein strahlender Winter, Kranke wurden gesund, Kranke starben, neue kamen an ihre Stelle, die Tage vergingen, auch die Nächte vergingen. Eines Tages erklärte Doktor Pivalot, ich könne entlassen werden. Der Professeur beglückwünschte mich zu meiner Genesung, sagte aber, es könne nichts schaden, wenn ich, um das Ergebnis zu sichern, noch eine Zeitlang bliebe. Ich weiß nicht, warum ich nicht nach Hause fuhr, ich weiß nicht, was mich noch hier oben hielt. Meine Freunde? ich sah sie kaum; den ganzen Tag lag ich oder spazierte allein durch hohen Schnee, durch Matsch und Regen, und dann, als der Vorfrühling wieder erwachte, wanderte ich über die Wiese, auf der man doch nicht bis zu der Stelle gelangen kann, von wo aus man den Genfer See liegen sieht, man müßte denn über jenen Abgrund fliegen. Auf dem Friedhof war ich nicht mehr. Ich hatte gar keine Veranlassung mehr, hierzubleiben, konnte mich nur nicht zur Abreise entschließen. Viel Mühe gab ich mir auch nicht, die Ursache meines Bleibens zu klären, — manchmal nur kam mir der Gedanke, was mich denn eigentlich hier oben hielt. Verantwortungslosigkeit? weil ich ja versorgt war, solange ich mich hier oben aufhielt und nicht "vollkommen" gesund war? Oder wage ich aus Feigheit nicht, zurückzukehren nach dort unten, in die Welt, ins Leben, weil ich ja nicht weiß, was mir dort bevorsteht? weil ... es mir gleichgültig ist, wie in Chicago der Weizen notiert wird und in London das Kupfer oder wie groß Ungarns Spiritusumsatz im vorigen Jahr gewesen ist? Oder hält mich die Gewohnheit hier fest? ist es das, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie ein Leben möglich ist ohne

besonnte Nacktheit, ohne Zwiebelsuppe und zitternden Mokka pudding, ohne Herrn Winkelmanns Sopran-Arien, Herrn Bennings' sowjetfeindliche Predigten und Sœur Annes allmorgendlichen Gruß: "Bon jour, Monsieur, wie haben Sie geschlafen?" Oder vielleicht ... warte ich hier oben noch auf jemanden? Warte ich darauf, daß Rosie zurückkommt, oder das Beth zurückkommt?

Eines Tages fuhr ich dann doch nach Hause. Ich hatte ebensowenig Grund, gerade an diesem Tage abzureisen, wie ich keinen Grund gehabt hatte, gerade bis zu diesem Tage zu bleiben. Es war Frühling, genau wie damals, als ich angekommen war, vor rund zwei Jahren. Ich begab mich auf die Reise nach unten, nach Hause. Nicht eben traurig, aber auch nicht heiter fuhr ich heim; ich verließ die hohen Berge und ging unter die hohen Häuser, von den unendlichen Wiesen ging ich weg in meine breite Straße, ich schied vom Gesang der Vögel und ging zu den klingelnden Elektrischen, von den Millionen Sternen ging ich zu den Millionen Lampen, der Himmel ist blau, und die Sonne scheint, und zu Hause wartet ... oh Gott! Rosie! davon sing mir, wer und was zu Hause auf mich wartet!

Nichts besaß ich, als ich kam, und mit leeren Händen ging ich wieder fort.

Nein, das ist nicht wahr: ich bin gemein und undankbar. Ich war hier oben glücklich und auch unglücklich gewesen, kann man mehr wollen als das? Und zu alledem überreichte mir der Professor beim Abschied in seinem Büro ein Blatt Papier. Es war meine Aufenthaltsbescheinigung des Sanatoriums. Und darauf stand:

*Name:* Paul Hegedüs.

*Staatsangehörigkeit:* Ungar.

*Ständiger Wohnsitz:* Budapest, Ungarn.

*Geburtsjahr:* 1900.

*Tag der Aufnahme:* 5. Mai 1919.

*Art der Krankheit:* Knochentuberkulose (fungus cubiti).

*Verlauf der Krankheit:* Ohne Komplikationen.

*Ergebnis der Heilbehandlung:* Erfolgreich.

*Tag der Entlassung:* 15. Mai 1921.

*Bemerkungen:* Patient geheilt entlassen.

## Irrgang

Irgendeine Nichtigkeit vermag manchmal die größte Spannung zu lösen und abzuleiten, eine beliebige unbedeutende Sache, die braucht einem nur nahe genug vor die Augen zu kommen, so daß sie nicht nur den Blick auf sich lenkt, sondern ihn auch von allem andern fernhält. Und es genügt dazu unter Umständen eine einzige Sekunde: bloß gerade so viel Zeit, bis die Spannung sich löst.

Diese verhältnismäßig unbedeutende Sache, übrigens ganz privater Natur, war der Umstand, daß die Eltern Paul nicht mit dem Wagen, sondern mit einem Auto am Bahnhof erwarteten. Nicht mit einer Taxe, nicht mit einem Mietauto, sondern mit ihrem neugekauften eigenen Automobil. Nach den begrüßenden Umarmungen war Pauls erste Frage: "Was ist das für ein Wagen?"

"Dieser Wagen?" zog Vater die Antwort in die Länge; Mutter Klara indessen sprach rasch dazwischen: "Das ist unser neues Auto, das heißt, ganz neu ist es nicht mehr, denn wir haben es schon vor etwa einem Vierteljahr gekauft, und auch da war es nicht fabrikneu, aber es ist unseres. Bist wohl überrascht, was?"

Also ein Automobil haben wir, dachte Paul, und spürbar lockerte sich in ihm die aus hunderterlei Fragen, Erwartungen und Vorstellungen gewobene Spannung, die ihn gefangen gehalten hatte von dem Augenblick an, als der Wiener Zug sich in Buchs in Bewegung gesetzt hatte. Bis Buchs war die Reise mit stillem, halb unbewußtem Abschiednehmen vergangen. Der Wagen dritter Klasse, in dem er bis Zürich fuhr, war voll Schweizer Infanteristen und allerhand Volk, das von Station zu Station wechselte. Der Waggon, den er in Zürich bestieg, gehörte bereits zum großen internationalen Zug, war überfüllt und unterschied sich von jenem Zug, in dem er vor zwei Jahren hier angekommen war, höchstens insofern, als er keine zerrissenen Sitze, keine zerbrochenen Fensterscheiben und keine schmutzigen Gänge hatte; die meisten seiner Reisegefährten sprachen auch jetzt von Geld, Geschäft und Gewinn. Paul nahm an jeder Schweizer Station noch einmal besonders Abschied von der Sonne, der Luft, der Geduld, der Tuberkulose, dem



Professeur, von Sœur Anne, Beth und Rosie, und natürlich jedesmal ein bißchen auch von sich selbst; und bei jedem Abschied starb er ein bißchen. Aber nach jedem einzelnen kleinen Auferstehen versuchte er, vernünftiger, überlegener und kühler zu sein, sich von aller Rührseligkeit, ja sogar von allem Gefühl zu befreien. Du mußt an diese Dinge denken, sagte er hart zu sich selbst, wie an einen angenehmen Sommerausflug, wie an ein paar schön verbrachte Stunden an einem Sonntagnachmittag, und nun beginnt der Montag. Der Ausnahmezustand ist zu Ende! Man muß in einem gewissen Rahmen leben, und was außerhalb dieses Rahmens liegt, daran darf man nicht mehr denken, sonst ... sonst müßte man zurückkehren auf den kleinen Schweizer Dorffriedhof zu Beth, den Revolver in der Hand, oder man müßte sich aufmachen, um Rosie zu suchen ... wo eigentlich? Irgendwo. In Europa. In Amerika. In der Welt. Romantik! dachte Paul, und noch dazu ganz unzeitgemäß. Ich bin ja gesund!

Und als der Zug in Buchs abfuhr, änderte sich plötzlich alles. Vielleicht weil Paul es sich so vorgenommen hatte, vielleicht weil er sich diesseits der österreichischen Grenze schon ein wenig zu Hause fühlte: in diesem Augenblick lag alles hinter ihm, was jenseits der Grenze gewesen war, und es begann jene Spannung, die bis Budapest anhielt.

Was mag zu Hause sein? fiel ihm plötzlich ein, und da durchfuhr ihn schreckhaft der Gedanke, er reise jetzt nach Hause, als führe er in ein fremdes Land, von dem er nicht viel mehr weiß als den Namen und ungefähr, wo es liegt. Krampfhaft bemühte er sich, sich zurückzuerinnern an die undeutlichen Zeitungsberichte und an jene Stellen in Vaters Briefen, die von den Vorgängen in der Heimat handelten. Das eine und andere Wort klang ihm unbestimmt in den Ohren, mit gedächtnisauffrischendem Echo. Schwierige Verhältnisse. Die Verstümmelung des tausendjährigen Ungarlandes. Nationaler Wiederaufbau. Energische Konsolidationsarbeit. Was bedeutet all dies in der Wirklichkeit, über die geschriebenen oder gedruckten Buchstaben hinaus? Und in die beginnende Spannung verweben sich sofort hundert andere Fragen an den sentimental Fäden der Familie und der Geburtsstadt. Wie mag jetzt das Leben sein daheim in Budapest? ob die Stadt sich entwickelt hat in diesen zwei Jahren? ob sich das Straßenbild verändert hat? was mag aus den Bekannten geworden sein? wie mögen die Eltern wohl leben? ob sich irgend etwas von Belang im weiteren Familienkreise ereignet hat? ... Und vor allem taucht eine Frage auf,

vielleicht die wichtigste: was wird jetzt aus mir? was werde ich anfangen? In allein, was sich bisher mit ihm begeben hatte, war etwas Zufälliges oder Schicksalhaftes gewesen: etwas, das äußere Kräfte gelenkt hatten, wofür er nicht verantwortlich war; es war von selbst gekommen, er hatte es nicht gewollt, konnte sich zumindest nicht dagegen wehren; bisher war nichts Zielbewußtes in seinem Leben gewesen, nur tastende Versuche. Bequem war das — nicht immer angenehm, aber er brauchte wenigstens nicht ernstlich Rechenschaft darüber abzulegen. Hinter den dahinjagenden Minuten und der vorübersausenden Landschaft, im Eisenbahnlärm und dem eintönig surrenden Sprechen seiner Reisegefährten hob sich die Spannung, alles andere aus seinem Bewußtsein ausschließend, immer schärfer hervor: was soll ich zu Hause anfangen? ... und er fand keine Antwort auf die Frage, konnte sich nicht einmal Vorstellungen irgendwelcher Art machen. Das quälende Gefühl eines häufig wiederkehrenden Angsttraumes befahl ihm: jenes Traumes, er müsse noch einmal das Abiturientenexamen machen und habe keine Ahnung von dem, was er wissen müßte, habe auch keine Bücher, um zu lernen, wisse nicht einmal, was er zu lernen hätte. Und er steht schon vor der Prüfungskommission an dem langen Tisch, der fremde Examinator mißt ihn bereits mit durchdringenden, harten, feindlichen und höhnischen Blicken, und die düsteren Gesichter der fremden Lehrer schimmern ihm unheilverkündend entgegen. Ich werde durchfallen, fühlt er im Traum, ich weiß ja überhaupt nicht, um was es sich hier handelt! Durchfallen? lächerlich, ich, der ich doch einmal schon glatt durchgerutscht bin beim Kriegsabitur, der ich Soldat und beinahe an der Front war, der ich auch in Ostende war und jetzt zwei Jahre lang krank gewesen bin und so manches andere durchgemacht habe ... Und dort im Eisenbahnabteil weiß er gar nicht, was schlimmer ist, dieses unsichere, dunkle Angstgefühl oder das plötzliche helle Auftauchen einer Einzelfrage, wie zum Beispiel: ob Vater gealtert ist? oder: ob ich wohl an der Universität aufgenommen werde? oder: wie mögen wohl die neubezogenen Eßzimmermöbel aussehen?

Und dann mit einemmal läßt aus unersichtlichen Gründen die Spannung nach. Da steht er mit den Eltern vor dem Bahnhofsausgang am Frühlingsnachmittag; die Straße sieht aus wie früher, die Häuser sind dieselben, auch die Menschen haben sich nicht verändert, in der Mitte des Fahrdamms fährt sogar die mit Karabinern bewaffnete Polizistenpatrouille auf Fahrrädern im Gänsemarsch daher, genau wie vor zwei Jahren. Der

einzigster Unterschied ist der, daß die Schutzleute und Soldaten wieder ihre Rangabzeichen tragen. Und die hundert großen brennenden Fragen schrumpfen zu zehn kleinen Belanglosigkeiten zusammen: seit wann habt ihr den Wagen? was hat er gekostet? was für eine Marke? wie ist der Chauffeur? in welcher Garage steht er? ... ja, ein schöner und bequemer Wagen ... er macht mir wirklich Freude.

Wie aber steht es um die "schwierigen Verhältnisse", die Vater in seinen Briefen erwähnt hat? Da ist zunächst einmal das Auto, das doch keineswegs eine Folge der schlechten Verhältnisse und ein Zeichen der Verarmung sein kann. Dann ist da die Wohnung, die man wahrlich nur schwer wiedererkennt: grell schreit die bordeauxrote Lederpolsterung aus dem dunklen Rahmen des Eßzimmers, und auf dem großen Tisch liegt eine prächtige neue Perserdecke. Im Salon stehen viel mehr Möbel als früher; die neuen Sachen stimmen nicht ganz mit dem Stil der alten Einrichtung überein, aber sie stechen auch nicht allzusehr ab: zwei graziöse Sofas und vier Stühle, zwei Vitrinen und ein Spiegel sind die neuen Stücke; nach Muttchen Klaras Angaben außerordentlich wertvolle Möbel. Dann das Schlafzimmer. Ein regelrechtes "Boudoir" ist daraus geworden. An Stelle der beiden ehrbaren "bürgerlichen" Betten steht ein imposantes Doppelbett im Couch-Stil, ein Toilettetisch, ein kleiner Schreibtisch, ein Diwan, ein hoher Spiegel und weiß Gott was alles steht noch im Zimmer. Die Kleiderschränke sind samt der Familiengalerie in das neuerdings "Schrankzimmer" benannte Hofzimmer gewandert, das einst Hänschen bewohnt hatte. Sein jetziges Zimmer, das ehemalige "Studio", gleicht viel eher einem Herren- als einem Knabenzimmer: schöne, ernsthafte, moderne, schwere Möbel stehen darin. Auch das kleine Wartezimmer ist mit einigen Stücken bereichert worden; hier sieht man einen neuen Kronleuchter, dort ein neues Bild oder einen neuen Teppich ... nur das Sprechzimmer und Pauls Zimmer sind unverändert geblieben. Sind die "allgemeinen" Verhältnisse wirklich so schlecht? In der Wohnung in der Andrassystraße deutet nichts darauf hin.<sup>28</sup>

---

<sup>28</sup> Mit der Ernennung Graf Bethlens zum Ministerpräsidenten (1921) begann für Ungarn – nach den Wirren von Revolution und Konterrevolution – eine Phase sowohl der politischen als auch der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Konsolidierung. Vor allem die wirtschaftliche Konsolidierung war Anfang der 20er Jahre – bedingt durch die Veränderungen und Zerstörungen des verlorenen 1. Weltkrieges – von besonderer Bedeutung. Dabei führten die territorialen Veränderungen zu fast noch größeren Problemen, als die Zerstörung der wenigen industriellen Produktionsstätten, denn der Zerfall der Donaumonarchie und die damit einher gehende Zerschlagung des gemeinsamen Zollgebietes bedeutete zwangsläufig den Verlust eines größten Teils der Absatzmärkte. →

Vater ist fast ganz grau geworden, und wo sein Haar noch blond ist, ist es auch fahl, so daß es wie grau wirkt. Sonst aber sieht er gut aus, Gott sei Dank, und fühlt sich frisch und kräftig. Muttchen Klara hat sich unglaublich verjüngt: niemals noch war sie so schlank, nie waren ihre Wangen so rosig; freilich, sie schminkt sich, aber das ist auch ganz in Ordnung, die Engländerinnen und Amerikanerinnen und besonders die Französinen korrigieren und ergänzen ja ausnahmslos die Natur. Hans ist ein richtiger Riese geworden: stark und gesund, und auch in der Wohnung trägt er ständig seinen Pfadfinderanzug. Die Schwester ist alt geworden und noch dicker, auch ihr geht es gut, und sie wird nicht mehr Schwester genannt, sondern Frau Schmidt, ist nicht mehr "Nurse", sondern "Haushälterin". Die alte Käthe geht ein wenig gebückt, hat sich aber kaum verändert; zu Tränen gerührt begrüßt sie Paul mit der Anrede "junger Herr". Die Zofe, feierlich schwarz gekleidet, ein weißes Häubchen auf dem Kopf, dirigiert mit vornehm leisen Worten das Zweitmädchen, wohin sie Pauls Koffer zu stellen habe. Der Chauffeur trägt eine blaue Livree, Ledergamaschen und eine Tellermütze; er war im Krieg bei einem General Chauffeur gewesen.

Gott sei Dank, dachte Paul, es geht uns ja allen gut. Gott sei Dank, alles ist ja in schönster Ordnung.

Wer aus dem "Ausland" kommt, muß erzählen. Außer verschiedenen allgemeinen Fragen interessieren Vater hauptsächlich die medizinischen Dinge. Muttchen Klara hofft, daß Paul mit "vornehmen Ausländern" verkehrt hat. Hans will nur wissen, ob er Ski gelaufen und geschwommen ist, viel Tennis gespielt und chauffieren gelernt hat.

Aber wer aus dem "Ausland" kommt, hat auch zu fragen. Und ebenso wie Pauls Antworten von dem Leben dort oben nur das zeigten, was gerade

---

Mehr als 80% des ungarischen Exports ging nämlich bis dato nach Österreich und in die Kronländer Böhmen und Mähren. Diese Lieferungen waren zollfrei und wurden in einer gemeinsamen Währung abgewickelt, so daß sie de facto einen Binnen- und keinen Außenhandel darstellten. Mit der Entstehung von sieben neuen Zollgebieten und der Aufsplitterung des vorher bestehenden einheitlichen Währungssystems war der gesicherte und störungsfreie Markt für Ungarn schlagartig nicht mehr vorhanden. Exportiert worden waren dabei vor allem landwirtschaftliche Produkte, denn Ungarn war – wie viele seiner neuen Nachbarländer auch – stark agrarisch geprägt; noch 1930 erhielten mehr als 50% der ungarischen Einwohner ihr Einkommen aus der Landwirtschaft. Die territorialen Änderungen hatte ferner zur Folge, daß Ungarn fortan auf rund 89% seiner ehemaligen Eisenproduktionsstätten, auf 84% der Waldbestände, 62% des Schienennetzes und auf etwa 44% der Lebensmittel verarbeitenden Industrie verzichten mußte. Somit mußten fortan nicht nur fast alle Rohstoffe, sondern auch die für die Verarbeitung nötigen Maschinen importiert werden<sup>55</sup>. Hinzu kamen die für Nachkriegszeiten üblichen Probleme der Inflation, Kreditknappheit, Konsumminderung und die der Flüchtlingsströme. Von letzterem war das Land in besonderem Maße betroffen, denn aus den abgetretenen Gebieten strömten in den 20er Jahren etwa 350.000 Magyaren nach Restungarn – fast ausnahmslos öffentliche Angestellte und Angehörige der intellektuellen Berufe. (*Quelle: Internet*)

an der Oberfläche war, so erwiderte auch Muttchen Klara rasch auf seine Frage, was es denn hier zu Hause Neues gebe, was sich inzwischen ereignet habe: im Grunde genommen gebe es keine "besonderen" Neuigkeiten, alles gehe "im großen und ganzen" seinen Gang weiter. Und so fragte Paul auch nicht mehr viel, nachdem er über den ersten Eifer des Erzählens hinweg war. Ich muß mich selbst umsehen, dachte er, und beschloß, sobald er sich wieder ein wenig an die Lebensweise daheim gewöhnt haben würde, Umschau zu halten.

Dies Gewöhnen an die Lebensweise daheim war nicht schwer, denn keine Gebundenheit hemmte, keine Verpflichtung zwang ihn. Schleunigst stellte er im stillen fest, diese Freiheit sei natürlich nur "vorübergehend" und werde natürlich nur solange dauern, bis er sich zu irgend etwas "entschlossen" habe. Doch bis dahin sei ihm Zeit und Gelegenheit genug gegeben, sich umzusehen.

Das Stadtbild hatte sich nicht verändert; von außen sah man keine Spur davon, daß Krieg, Kommunismus und Konterrevolution gewesen waren; nur spürte man im Straßenbild, oder vielmehr nur in der Luft etwas Bedrückendes. Eine leise Hast, eine Art Ängstlichkeit, etwas von Unsicherheit. Eines Nachmittags begegnete Paul einer größeren Menschengruppe; es fielen ihm die Berichte ein, die er in der Schweiz gelesen hatte von Kundgebungen auf der Straße, von Ordnungswidrigkeiten und von jenen gewissen folgenschweren "Einzelaktionen"; dieser Aufmarsch hier wirkte aber viel eher wie ein Festzug denn wie eine Demonstration: auf der einen Seite der. Andrásystraße marschierte ein langer Zug junger Leute mit Studentenmützen, vier in jeder Reihe, den Bürgersteig entlang. In drolligen Kurven vom Rinnstein bis zu den Häusermauern bewegten sie sich in einer Schlangenlinie vorwärts, lachten, riefen und sangen ein judenfeindliches Lied. Alle Leute wichen ihnen aus, die Fußgänger gingen auf den Fahrdamm oder auf die andere Seite und betrachteten von dort aus die Demonstranten. So tat auch Paul. Der Trupp wurde der ganzen Länge nach von Polizisten zu Rad begleitet; und als sich am Oktogon-Platz die Ordnung plötzlich auflöste, Zivilisten sich unter die Studenten mengten, das Rufen, Lachen, Singen in Geschrei ausartete und das Ganze den Anschein bekam, als bereite sich hier nun wirklich etwas Ordnungswidriges vor: da versperren

ebenso plötzlich Polizisten der angeschwollenen Menge den Weg, und in wenigen Sekunden war der Platz leer.

Abends waren nicht viele Leute auf der Straße, nachts noch weniger; seit 1914 hatten die Menschen Zeit genug gehabt, sich das Fröhnachhausegehen anzugewöhnen. An fast allen Straßenecken standen Schutzleute mit Karabinern. Paul hörte während des ganzen Sommers nur einmal Lärm in der Nacht: in einer Seitengasse war ein belangloser Tumult entstanden, wahrscheinlich eine Schlägerei Betrunkener. Ordnung herrscht hier, dachte Paul, mindestens ebenso große Ordnung wie nach dem Krieg in den Großstädten im allgemeinen. Die Stille ist vielleicht hier noch größer.

Die Geschäfte waren voller Ware, alles konnte man bekommen, nur Geld gehörte dazu; hatte man welches, so verbrauchte man tagtäglich mehr von diesem immer dünner und wertloser werdenden Geld. Man sah wieder Aufschriften mit den Worten *Königlich Ungarisch* oder *Hoflieferant*, sogar die Fremdworte tauchten auf den Firmenschildern wieder auf; hier wurde echt französische Seide angeboten, dort echt italienische Gummireifen für Fahrräder, an einer Ladentür stand wieder zu lesen: *English spoken*. Die Theater waren besucht, im Frühling war ein leichtes, sehr pikantes französisches Stück mit Musik der große Schlager des Schauspiel-Theaters; die Kinos brachten amerikanische Filme, gute alte, schon etwas komisch wirkende Stücke, die von neunzehnhundertvierzehn übriggeblieben waren. Überhaupt: am ganzen Stadtbild erinnerte höchstens eins noch an die Zeit des Krieges und des Zusammenbruchs: an den überfüllten Straßenbahnen hingen die Menschen noch immer in dicken Knäueln auf den Trittbrettern.

Die Zeitungen lenkten den Blick bereits ganz anderswohin, viel tiefer: die Stimmung im Lande war aus den bedruckten Blättern schon viel deutlicher ersichtlich. Unter bisher unbekanntem, gut klingenden Titeln schrieben neue Tageszeitungen Artikel von der kommunistischen Gefahr, vom Zerstörungswerk der Freimaurer und der Radikalen, von der Sozialdemokratie, die das Vaterland verseuchte, vom Pseudopatriotismus jüdischer Söldlinge, von den Verrätern des christlichen Geistes, von der dringenden Notwendigkeit, die Judenfrage einmal endgültig zu regeln.

Paul verschlang die Zeitungen, täglich las er fast sämtliche Budapester Blätter und war so bemüht, sich zu orientieren; aus ihnen wollte er so rasch und so gründlich wie möglich die Kenntnisse sammeln, die er brauchte, um wieder irgendeinen Anfang zu machen. Zwei Jahre meines Lebens habe ich

übersprungen, des Lebens hier unten, dachte er. Nach zwei Jahren muß ich jetzt die Zeit einholen und mit ihr mich selbst. Jedoch, was er sah: die verworrenen Gedanken, die undeutlichen Ziele, den keuchenden Rachedurst und die verantwortungslose Rufhetzerei, die nichtssagenden oder unsicheren oder übertriebenen Entschuldigungen, all das verstand er gar nicht ganz, und er hatte das Gefühl, als sei es im Grunde genommen anstatt einer Begriffserklärung nur eine weitere Verwirrung der Begriffe. Ja: zweifellos ist es der nationale Gedanke, der auf den Weg der Zukunft das Licht wirft, dachte Paul, aber daß auch für einen Krieg mit nationalistischen Zielen der jüdische Internationalismus verantwortlich sein sollte — ? Ja: der Grundstein für das neue Land ist der christliche Geist, aber kann der christliche Geist es dulden, daß antisoziale Pläne und Verfügungen, die Einzelinteressen oder Klassenvorrechte schützen, einen Teil der Nation von der nationalen Wiederaufbauarbeit ausschließen? Ja: wenn Verbrechen begangen worden sind, dann gab es auch Verbrecher, und diese haben zu büßen, — aber Gerechtigkeit üben und sich in den Nutzen teilen ist zweierlei.

Zwei bekannten Namen begegnete Paul in den neugebackenen Zeitungen, zwei sehr häufig vorkommenden Namen. Der eine war der Name Béla Szász, welcher in dem als das Sprachrohr des extrem rechten Flügels bekannten Blatt tagtäglich seine ungeheuer scharfen, von kühlem Geist blitzenden Artikel gegen den Liberalismus veröffentlichte. Wenn Béla nicht jeden Artikel unterschrieben hätte, hätte Paul ihren Verfasser nicht erkannt; in der ersten Zeit wollte er es kaum glauben, daß diese Schriften aus der Feder des einst so unbegreiflich verworrenen Béla Szász stammten. Was mag in dem vorgegangen sein? hat er sich endlich selbst gefunden? Seine Artikel waren von um so stärkerer Wirkung, als der Verfasser alle Formeln und Gedankenwaffen billiger Demagogie vermied, diejenigen Dinge indessen, über die er schrieb, nach seinem alten Grundsatz von allen Seiten betrachtete. Und so voreingenommen und ungerecht, so falsch und übertrieben diese Artikel für die eine Seite schienen, so offenbarungshaft waren sie für die andere Seite in der Verkündung neuer historischer Wahrheiten. Alle diese Artikel hingen durch Tonart und Tendenz miteinander zusammen: mit grausamer Hand stieß Béla Szász seine Feder in jegliche Lebenserscheinung des Liberalismus, sowohl bezüglich seines Wirtschaftssystems als auch hinsichtlich seiner Literatur, seiner sozialen

Weltanschauung und seiner Resultate in der Politik. Klare, starke und zielbewußte Schriften waren das, und abgesehen davon, daß der Geist und die Macht der Tagespolitik diese kämpferische Härte unterstützte oder doch zumindest im stillen guthieß, zeugten sie von Mut. Diese Artikel waren mit blendender Gewandtheit geschrieben, waren nicht nur von einer Geschichtsauffassung und Erfahrung durchdrungen, nicht nur lehrreich, sondern auch gefällig, und manchmal waren sie mit ihrer die Logik ersetzenden Dialektik überzeugende Anklageschriften gegen alles, was von 1848 bis zum August 1919 geschehen war. Die zwei- oder dreizeiligen kühlen, oft gar nicht ausgesprochenen, sondern dem Spiel der Gedanken, der Phantasie des Lesers und der auf der Hand liegenden Identifizierung überlassenen Pointen rüttelten heftiger als alle aufrührerischen Volksreden die Gemüter wach, gaben packendere Aufklärung über den liberalen Individualismus, die Dekadenz, den Marxismus, das westliche Kulturgetue, über das Scheineuropäertum mit seiner seelenlosen Zivilisation und über den jüdischen Zerstörungsgeist, der jedes Volk vergiftete. Béla Szász erblickte die neue Welt in nach Rassen abgesonderten Volksgemeinschaften, in der Rückkehr zu den jahrtausendealten Rassentraditionen, in einer Autarkie, die auf ein kollektives Lebensgefühl aufgebaut ist. Eine einzige starke Hand muß die Volksgemeinschaft, die Nation, dahinführen, die von jedem fremden Gedanken befreit, dem völkischen Gedanken ohne Rückhalt unterworfen, aller Selbstherrlichkeit entwöhnt, doch auch jeder belastenden Verantwortlichkeit enthoben, in eine geschlossene unpolitische Gemeinschaft geschmiedet werden muß; sei es auf dem Wege der Diktatur, die, wenn nötig, auch grausam, aber in jedem Fall konsequent zu sein hat und keinen Augenblick lang vergessen darf, daß die unermeßlichen Opfer des Krieges an Menschen und Werten den großen Wendepunkt bedeuten müssen, von wo der Neuordnung entgegen nur zwei Wege ausgehen — der andere führt zum Bolschewismus.

Staunend las Paul diese Artikel in dem Organ der äußersten Rechten. Béla Szász? Jawohl, auch Vater konnte es bestätigen, daß Pauls früherer Freund einer der extremsten geistigen Führer und der unerbittlichste Publizist des neuen Systems sei; jawohl, es ist Béla Szász, der den Liberalismus für die stille Weltkrise der Vorkriegszeit verantwortlich macht und für den Krieg, für den Zusammenbruch, für den Frieden und für die Friedenlosigkeit, für die Verstümmelung des Landes und für die heutigen



Zustände: für alle Übel der Welt macht Béla Szász die ewige Unruhe des Judentums verantwortlich. Béla Szász muß ein sehr wandelbares Gedächtnis haben, dachte Paul, um so gut vergessen zu können, aber dem Anschein nach vergessen die Menschen im allgemeinen leicht und klug und erinnern sich nur dessen, was zu behalten zweckmäßig ist und was sie behalten wollen. Und wenn er an Béla Szász, an den früheren, dachte, so überlegte er, wie lange wohl diese Herrlichkeit dauern würde.

Der andere Name erschien häufig in den Spalten des milder getönten, gemäßigt-konservativen neuen Blattes: der Name Emilie v. Czendrik. Einzelne Wörter verrieten die einstige Tante Mili, aber der Inhalt der Gedichte glich nicht im geringsten ihren früheren melancholischen Poemen. In diesen Gedichten war nicht vom stillen, sondern vom ruhmvollen Tod die Rede, nicht vom leise und traurig verglimmenden Leben, sondern vom Ausrotten schädlicher Leben, nicht von Entsagung, sondern von Rache. Merkwürdig war es, in dem sonst vorsichtig gemäßigten Blatt eine so scharfe "schöne Literatur" zu lesen, denn der Haß, der sich in Tante Milis früherem bleichen, hinkenden Leben angesammelt hatte, brach noch wilder in ihren Novellen und Artikeln hervor und malte ein verblüffendes Bild von Tante Milis wahren oder von ihrem heutigen Wesen. Tante Mili war, wie Vater berichtete, die Führerin einer der größten neuen Frauenorganisationen, und die große Propaganda zur Zügelung der im Krieg, zum Teil sogar schon vor dem Krieg, locker gewordenen Sitten, zur Wiederherstellung der seelischen und körperlichen Gesundheit der unter schädlichem Einfluß verseuchten Jugend, zur Zurückdämmung des Geschlechtslebens in die Grenzen von Wohlanständigkeit und Keuschheit der Familie und der rassenbewußten Zuchtwahl und zur Schöpfung eines neuen national-sittlichen Lebens verdankte zu sehr großem Teil die Stoßkraft ihrer persönlichen Unermüdlichkeit. "Tante Emilie hat nicht geheiratet", sagte Vater nachdenklich, "aber welche ungeheure Wandlungen müssen sich in ihr vollzogen, welche tiefe Erschütterungen muß sie erlebt haben, bis sie so weit gekommen ist!"

Und da nun von Czendriks die Rede war, erzählte Vater noch, er habe gehört, daß auch Onkel Elemér und seine Familie noch immer in Budapest seien, leider als Waggonbewohner wie der größte Teil der siebenbürgischen Flüchtlinge; angeblich gehe es ihnen sehr schlecht, erzählte Vater weiter, denn obschon Onkel Elemér sich während des Krieges gründlich bereichert

haben solle, sei er nun bettelarm, da er als bekannter ungarischer Patriot beim Einbruch der Rumänen habe flüchten müssen und sowohl das Gut wie sein ganzes Vermögen von den neuen Herren beschlagnahmt worden sei. Die übrigen Czendriks seien ungeachtet aller Gefahren, die dem verhaßten ungarischen Namen drohten, nicht von der Stelle gewichen, seien rumänische Staatsangehörige geworden und hätten auf diese Weise ihre Güter zum größten Teil behalten können. Womit Onkel Elemér sich beschäftige, darüber wisse er nichts Genaues; er habe ihn nur einmal mit Tante Martha auf der Straße gesehen, aber entweder hätten sie ihn nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen; er habe gehört, daß Onkel Elemér sich nach politischen Dingen hin orientiere, bei den rechts-extremen solle er einen guten Namen haben und wahrscheinlich demnächst zum Abgeordneten gewählt werden.

In der Hegedüs-Verwandtschaft gab es nichts Neues. Mama Tóth lebte still und friedlich weiter in Baja. Wer war sonst noch da?...

Nachdem Paul sich so über die Familie hatte berichten lassen, begann er nach den alten Bekannten zu forschen.

Zuallererst machte er einen Ausflug nach Rákos, um Amme Eva zu besuchen. Das Haus schien leer zu sein, vergeblich klopfte er an der Tür. Da ging er in den Keller: dort fand er Amme Eva, schmutzig, abgerissen und alt geworden. Grünzeug, Äpfel und Kartoffeln verkaufte sie in der ehemaligen Werkstatt, wo in einer Ecke noch Julius Bocsors Werkzeuge und Drahtbündel sowie Daniel Kiszters paar verrostete Blechplatten standen. Amme Eva brach in Tränen aus, als sie Paul erblickte. Schluchzend konnte sie bloß stammeln, welche Freude, daß Herr Paul doch endlich wieder einmal nach ihr sehen komme, daß er ihr also doch nicht böse sei, daß er ihr also doch verziehen habe ... und sie heulte und heulte, es dauerte eine ganze Weile, bis sie Paul glaubte, daß er ihr schon aus dem Grunde nicht böse sei, weil er gar nicht wisse, weshalb er ihr denn böse sein sollte. auf keinen Fall aber könne etwas Derartiges geschehen sein, was ein Grund wäre, daß Amme Eva ihn sieze und mit Herr anrede. Diese gutgemeinten Worte wirbelten einen neuen Sturm in ihr auf. "Nie wieder, nie mehr", brach das krampfhaftes Weinen wieder hervor, "kann ich mein Paulchen duzen! ich kann doch mein geliebtes, vornehmes Ziehkind nicht beschmutzen ...!" Und dann erzählte sie mühsam, unter beständig sich erneuernden Weinkrämpfen, daß Julius Bocsor

... "Sie erinnern sich wohl an ihn, nicht? der Bocsor ... Jesus und Maria, ich hab' ihn verflucht! ich habe Gottes Strafe auf sein Haupt beschworen! und Gott hat ihn hart gestraft, den Armen! wäre er bloß niemals auf diese jämmerliche Welt gekommen! ... der Julius Bocsor war nämlich hier in Rákos der Hauptkommunist, dabei, Sie kennen ihn doch, eigentlich hat er immer bloß einen großen Mund gehabt. Aber das war nun mal so, hier im Ort kannte ihn jeder als Vorsitzenden vorn Arbeiterrat. Na, und im Kommunismus kamen alle Kaufleute und Hausbesitzer und auch die Herren aus den Fabriken zu ihm, lieber Genosse hin, lieber Genosse her, bitte diese Gefälligkeit, bitte jene Gefälligkeit, so ging das. Bald wollte einer irgendeine Bescheinigung oder Dispens oder Begünstigung haben, bald wollte einer, daß bei ihm nicht requiriert wird, na, und der Bocsor tat ihnen die Gefälligkeiten, o bitte, lieber Genosse, sehr gerne, lieber Genosse, und dazwischen führte er in einem fort große Reden. Jetzt ist die Stunde der Abrechnung gekommen, jeder Feind des Kommunismus soll zittern, und so ... und bloß ein einziges Mal hat er jemanden geschlagen, ihm eigentlich nur eine kleine Ohrfeige gegeben; das war der Buchhalter hier aus der Fabrik, der hat ihm nämlich Geld versprochen, wenn er den Hauptvertrauensmann aus der Fabrik 'rausschmeißt und einen andern 'reinsetzt ... na, und dann eines Tages war die kommunistische Herrlichkeit zu Ende, und da ..." Amme Evas aufgeschwemmtes weißes Gesicht verzerrte sich, "und da haben die Gendarmen den Bocsor gleich als ersten abgeführt. Hier hat er gesessen, im Keller, hat nicht im Traum daran gedacht zu flüchten, dabei waren am Abend vorher Leute gekommen, um ihn zu warnen, es sei die höchste Zeit, sich aus dem Staube zu machen, in Budapest seien die Volksbeauftragten schon alle ausgerückt ... aber er ist geblieben. Und als die Patrouille ihn holen kam, hat er sich draußen auf die oberste Stufe gestellt und gesagt: Wen suchen die Genossen denn? hier bin ich ja, können Sie denn nicht gucken? Und da haben sie ihn trotzdem gefesselt abgeführt. Aber in derselben Nacht haben sie auch den Daniel<sup>29</sup> geholt! weil nämlich der Bocsor auch ihn verrückt gemacht hatte, aber der Daniel war weder Vorsitzender noch sonst so was, bloß hat er auch immer eine zu große Lippe riskiert ... also, trotzdem haben sie auch den Daniel abgeführt, die Hände auf dem Rücken gefesselt, so sind sie mit ihm abgezogen!"

---

<sup>29</sup> Daniel Kiszter, ihr Ehemann

"Und was ist aus den beiden geworden?" fragte Paul mit stockendem Atem. Amme Eva hatte inzwischen aufgehört zu weinen, in ihren Augen flackerte ein trockenes Brennen, und auch ihre Stimme schien zu glühen. "Der Daniel sitzt im Konzentrationslager, ich kann ihm nicht mal einen Brief schreiben, weiß überhaupt nicht, ob er noch lebt oder schon tot ist." Jetzt wurde ihre Stimme ganz heiser. "Den Bocsor haben die Gendarmen aufs Rathaus gebracht, dort war er ein paar Tage, damals war auch der Daniel noch dort in Haft, ich ging zu ihm 'rein und wollte ihm Linsengemüse bringen. Da kam ein Kerl, riß mir den Topf mit Gemüse aus der Hand und schmiß das Ganze auf die Erde. *Was, Linsen für den kommunistischen Hund?! keine Linsen braucht der, sondern einen Strick um den Hals!* schrie er und jagte mich 'raus. Ich lief zum Gemeindevorsteher, der kam dann mit mir, der war immer ein sehr anständiger Mensch gewesen, und sorgte dafür, daß ich den armen Daniel wenigstens besuchen konnte. Schrecklich sah er aus, beide Augen geschwollen und das ganze Gesicht blau. Bloß eine Minute ließen sie mich mit ihm allein, da flüsterte er mir rasch zu, in der Nacht sei er mit dem Bocsor zusammen verhört worden, dabei habe der eine Kerl sie beide mit Fußtritten zu Boden geschmissen, der andere sie wieder aufgerichtet, der erste sie wieder hingeschmissen, so lange, bis sie nicht mehr aufstehen konnten. Na, und dann ..." Amme Eva schloß die Augen, schwieg, ihre Hand bewegte sich, als wollte sie sich bekreuzigen, "dann ging ich nach Hause, und noch am selben Abend, es war schon eher Nacht, da lärmt draußen jemand an der Tür, ich soll aufmachen, es seien Polizisten da, um Haussuchung bei mir vorzunehmen ... den Julius<sup>30</sup> hätten sie auch mitgebracht ... und dann kamen ein paar Kerls 'rein, wühlten alles um und um, schleppten den Julius in den Keller, und zu mir sagten sie, ich solle meine Nase nicht 'rausstecken, sonst würde es mir schlecht ergehen ... Aber der Keller ist nicht so gut gebaut, da hört man jedes Wort 'rauf ... also, auf einmal höre ich, wie der eine brüllt: *Was zitterst du denn so, du kommunistischer Schweinehund, wo hast du denn jetzt deine große Schnauze?! Na, jetzt versuch zu kommunizieren, wenn du kannst! na, was ist denn los mit dir, hast wohl den ganzen Mut verloren, du Held, du Führer des Proletariats!* ... aber der Julius sprach kein Wort, sondern —" In Amme Evas Gesicht zuckt es, ihre Augen starren abwesend in die Luft: "... einmal in Szeles ... da war Fräulein Milis kleines Kätzchen ins Gesindeklosett gefallen,

---

<sup>30</sup> Julius Bocsor

hinten auf dem Hof ... der Knecht konnte das arme Tier nicht 'rausziehen ... und da hat es die ganze Nacht geheult und gewimmert, bis es endlich erstickt ist ... also der Julius ... der hat genau so geheult hier unten im Keller ... und nachher ... am nächsten Tag haben sie ihn bei der Sägemühle gefunden ... keinen heilen Knochen hat er mehr im Leibe gehabt, als hätten sie ihn mit Mühlsteinen zermalmt ... ja ... und da hat der Gemeindevorsteher gesagt, *ja, ja, gute Frau*, hat er gesagt, *ein Volksgericht war das, freuen Sie sich, daß es nicht ihren Mann getroffen hat ...*"

Paul schnappt nach Luft, mühsam findet er die Sprache.: "Also das ... das ist ja fürchterlich, und ... nur ein Glück, daß der Julius Bocsor weder ein Verwandter von dir war noch — — " Schrill fährt Amme Evas Stimme dazwischen: "Weder ein Verwandter —?! Also was war er mir denn, Herr Paul?! Mit wem hätte ich denn die drei Jahre lang leben sollen, während der Daniel draußen im Feld war? Hätte ich mutterseelenallein hier zu Hause hocken sollen?! Oder hätte ich mir einen russischen Gefangenen aus der Gärtnerei 'ranholen oder mich in Budapest an die Straßenecke stellen sollen?! damals war ich ja schließlich noch keine ausgetrocknete alte Schachtel ... ich mußte doch jemanden haben, Herr Paul, wo man mir meinen Mann ... wo man mir den Daniel vier Jahre lang draußen behalten hat an der Front — und da soll der Julius mir nichts gewesen sein?!"

Es kam jemand in den Kellerladen und kaufte zehn Pfund Kartoffeln. Paul zog sich betäubt in den dunklen Hintergrund zurück. Amme Eva schleppte den schweren Korb voll Kartoffeln zur Waage. "Aber beschwindeln Sie mich nicht, Frau Kiszter", sagte die Käuferin, eine magere junge Frau mit einem Schultertuch um, "wiegen Sie gut, sonst kommen Sie auch noch dort ins Lager zu Ihrem Mann!"

Dann sprachen sie noch einige Worte. Amme Eva erzählte, der Junge sei im Tageskinderheim, dafür habe der Gemeindevorsteher gesorgt, Gott vergelt's ihm, diesem braven, rechtschaffenen Herrn! nun, und sie plage sich halt hier im Kellerladen, betreibe dies armselige Geschäft, das ihr mit Ach und Krach das trockene Brot einbringe, denn jetzt könne sie ja leider nicht mehr in die vornehmen Häuser waschen, plätten und saubermachen gehen, aber mit Gottes Hilfe würden ihr die vornehmen Herrschaften, ihre früheren Wohltäter, mit der Zeit vielleicht doch mal verzeihen ... Nach langem Sträuben erst nahm sie das Geld an, das Paul ihr hinreichte, und bedankte sich so überströmend, daß Paul es nicht mehr anhören konnte. Er versprach

ihr, bald wiederzukommen, und sagte ihr, sie solle nur ein paar Zeilen schreiben, wenn sie inzwischen irgend etwas brauche, oder solle einfach kommen; bei ihm zu Hause wisse ja niemand etwas von diesen Geschichten, und er würde selbst Vater kein Wort davon erzählen.

Von seinen früheren Mitschülern traf er zunächst Stefan Alberti. Da dieser während der ganzen Zeit in Budapest gewesen war, konnte er Paul ziemlich genau über alle diejenigen informieren, die ihn interessierten. "Ja, also", sagte Alberti, "wenn ich mich recht erinnere, warst du mit Szilvási gut befreundet. Traurige Sache. Weißt du, der hat bis über die Ohren in den kommunistischen Schweinereien gesteckt. Als dann diese ganze Bande aus dem Tempel gejagt wurde, da haben sie den Szilvási auch erwischt. Er hat noch in der Stadt 'rumgelungert, anscheinend hat er es nicht so weit gebracht, daß seine Volksbeauftragten-Genossen ihn rechtzeitig mitgenommen hätten. Aber geschickt hat er sich eine ganze Weile 'rumgedrückt. Die Rumänen waren schon hier, als ihn eines Tages jemand auf der Straße erkannte, ihm nachging und so herausbekam, wo er sich versteckt hielt. Als er verhaftet werden sollte, hat er den Revolver auf sich abgedrückt, aber es ist ihm nichts Schlimmes passiert dabei. Fünfzehn Jahre hat er bekommen, aber neulich hab' ich gehört, er soll jetzt vor einem halben Jahr als Austauschgefangener für einen hohen Offizier an Rußland ausgeliefert worden sein. Das wäre der. Ja, und Alex Szász. Der studiert in Berlin, erinnere dich, der stand doch immer in Latein so gut; und nun stellt sich plötzlich heraus, daß er Chemiker werden will. Von Risztics weiß ich nichts Näheres, er muß wohl bei den Soldaten geblieben sein, denn ich sehe ihn oft in Uniform in der Stadt. Otto Bencze studiert mit mir zusammen Jura. Lengyel verdient viel Geld; weißt du noch, der hat doch immer mit allerhand Erfindungen 'rumgebastelt, das hat er aufgegeben und sich auf die Börse verlegt; es soll ihm sehr gut gehen. Also, wer ist da noch? ..." Und er erzählt, von diesem Jungen und von jenem; alte Namen, alte Gesichter tauchen vor Pauls Augen auf, — und wie sonderbar ist es, jetzt zu hören, daß der vorzügliche Mathematiker als Schreiber im Rathaus sitzt, daß der "Geschichtsgelehrte" Versicherungsbeamter geworden ist und daß der beste Turner reformierter Geistlicher werden will. "Eigentümlich, nicht?" sagte Stefan Alberti, "mein heißester Wunsch war es immer, auf der Budapester Universität später mal Kunstgeschichte zu lehren ... und jetzt studiere ich

doch Jura, weiß der Kuckuck, warum. Irgendwie hat sich das so ergeben, wie, das weiß ich selber nicht. Und eigentlich, so ähnlich ergeht es allen. Ich glaube, wir sind alle, jedenfalls die meisten von uns, ein bißchen abgerutscht von dem Weg, den wir uns vorgezeichnet hatten. Na, und dann, daß wir es bis jetzt noch nicht gerade weit gebracht haben ..."

"Noch nicht weit gebracht haben?" unterbrach Paul ihn, "was willst du denn, wir sind doch noch jung! die meisten von uns lernen doch noch, wir konnten ja noch gar nicht zeigen ... konnten es noch gar nicht zu etwas bringen, meinst du nicht?"

"Nun ja, meinen tue ich das wohl auch ..." sagte Stefan Alberti und kratzte sich den Kopf. "Es wäre schlimm, wenn ich das nicht meinte. Ja, aber was wollte ich dir noch erzählen? Du, denk dir, unser Direktor ist nicht mehr am Gymnasium, nach der Kommune hat man ihn kurzer Hand 'rausgesetzt, angeblich kriegt er nicht mal Pension. Záborszky soll ihm das eingebrockt haben; offen ist er gegen ihn aufgetreten, und da er ihm nichts Konkretes nachweisen konnte, hat er ihn einfach dadurch abgesägt, daß er behauptete, der Alte hätte sich während der Kommune unpatriotisch benommen, und auch damals schon bei der Galileisten-Affäre, erinnerst du dich, im Winter achtzehn, da hätte er im geheimen auf der Seite der Galileisten gestanden, was sagst du dazu?"

"Unerhört ... und wer ist jetzt Direktor geworden?"

"Záborszky natürlich. Wer denn sonst. Ja, so ist das alles. Du, übrigens haben wir jeden ersten Dienstag im Monat eine Zusammenkunft im Café Ring. Ein paar Jungen aus unserer Klasse sind jedesmal dort. Komm doch auch mal hin. Am ersten Dienstag im Monat, so um halb zehn abends, schreib's dir auf. Na, und jetzt erzähl was von dir, Hegedüs ..."

Muttchen Klara hatte in ihrer Ungeduld schon fünf Zigaretten geraucht, immer eine an der andern ansteckend, bis Vater endlich, nach mehrmaligem Herausziehen der Uhr, sagte: "Na, jetzt können wir aufbrechen."

Es war ja ganz natürlich, daß Muttchen Klara nervös und aufgeregt zu dieser Reise nach Gastein rüstete, — zur ersten Auslandsreise seit dem Krieg. Und es war auch natürlich, daß Paul nicht mit ihnen fuhr. Er war ja eben erst nach Hause gekommen — wie Muttchen Klara zu Vater sagte: "Ich denke, er hat gerade genug Sommerfrische gehabt" —, und für ihn war es jetzt das Wichtigste, daß er sich wieder einlebte und sich umsah. "Er wird es

nicht schwer haben", beruhigte Muttmchen Klara mehr sich selbst als Vater. "Ein Auto steht ihm zur Verfügung, zeig mir doch einen von den jungen Leuten, der es auch nur annähernd so bequem hat! Geld hast du ihm gegeben. Käthe wird für ihn sorgen, als wäre sie seine eigene Mutter", dies sagte sie mit Betonung, "und wenn er zwei ganze Jahre ohne uns hat fertig werden können ... nun ja, gewiß, dort mußte er ohne uns fertig werden ... aber dann wird es diese fünf oder sechs Wochen auch gehen ..."

Die langen heißen Tage und die unruhigen Nächte erwiesen sich indessen keineswegs als geeignet zum Umschauhalten, und besonders waren sie nicht dazu angetan, ihn eine Richtung finden zu lassen. Paul spazierte durch die Stadt, versuchte, irgend etwas zu unternehmen: vor allem gab er sich Mühe, wenn er Bekannte traf, sich ihnen anzuschließen. Es begegnete ihm dieser und jener, und wenn er keine Lust hatte, sich ihre bedrückten, vorsichtigen Klagen immer wieder anzuhören, ging er ihnen das nächste Mal aus dem Weg. Er lernte neue Menschen kennen, empfand es aber unbedingt als ein richtiges Unglück, wenn sie ihn bei der zweiten Begegnung zufällig erkannten und grüßten oder sich ihm gar anschlossen. Hoffnungs- und trostlos ist das, dachte er, und dann suchte er sich stets damit zu beruhigen: nun freilich, es ist ja Sommer, und die Menschen ... Was ist mit den Menschen? sind sie jetzt vielleicht anders als im Herbst oder im Winter oder im Frühling? Ich fürchte, der Fehler liegt nicht bei ihnen. Manchmal ging er in die Küche, setzte sich auf den Schemel und unterhielt sich stundenlang mit Käthe, meist über alte Szeleser Geschichten, — und wenn einmal von neueren Ereignissen die Rede war, so waren auch diese fast immer mit Menschen von früher verknüpft. Wie kommt das nur? dachte Paul, fühle ich mich denn nur dann wohl, wenn ich zurückdenke? wie soll es mir denn in der Welt ergehen, wie soll ich denn mit dem Heute und dem Morgen fertig werden, wenn mir bloß die Vergangenheit behagt? ... Und betroffen fühlte er, daß, je mehr Mühe er dem Selbstzwang opferte, sich vorn Gestern loszureißen, die Ketten nur umso fester wurden; je eifriger er um einen Entschluß rang, desto weniger wußte er, was er anfangen sollte. *Feige bin ich und schwach! ich bin kein Mann!* wütete die Verbitterung in ihm; ja, gibt es denn nichts in der Welt, um das es sich wirklich lohnte zu leben und um das es sich vielleicht auch zu sterben lohnte?! Etwas, das gemeinsame Sache der Millionen wäre, und nicht nur mein eigener Kram?! Etwas, das ... mich



von mir selbst befreit, mich besser und größer, mich mehr zum Menschen macht?!

Eines Abends spazierte er hinaus auf die Stefanien-Allee und ging durch die Villenstraßen nach Hause. Als er an der Bertalanschen Villa vorbei kam, beschloß er, Magda telephonisch anzurufen. Gleich hinterher aber nahm er sich vor, dies nicht zu tun, weil ... er keinen Anlaß dazu hatte. Sie ging ihn nichts mehr an, und sich aus bloßer Höflichkeit bei ihr zu melden, sie zu fragen, wie es ihr gehe, und ihr zu erzählen, daß er zwei Jahre lang in der Schweiz gewesen sei, — nein, dazu hatte er keine Lust. Magda, Frau v. Tólaky, wohnte in einer Villa auf dem Gellért-Berg, nun ja, eine reiche Frau. Und die dumme Kleine, Livia, hoffentlich war sie inzwischen zur Vernunft gekommen. Während er so dahinschlenderte und an diese Dinge dachte, war er gar nicht überrascht, im Gegenteil, er fand es sogar selbstverständlich, daß er wenige Minuten später, in der Andrássystraße, in der Nähe seiner Wohnung Livia Bertalan begegnete. Sie erblickte ihn schon von weitem, winkte ihm und kam auf ihn zu. "Komisch", sagte Paul, "gerade hatte ich an dich gedacht."

"An mich?" fragte Livia. "Vielleicht an Magda?"

"Stimmt, an Magda", bestätigte Paul. "Aber was machst du jetzt im Sommer in Budapest?"

"Nichts. Ich bin ja das ganze Jahr über in Deutschland im Pensionat, also verbringe ich die Sommerferien in Budapest. Jetzt komme ich von der Margareteninsel, und in der Elektrischen kam mir zufällig der Gedanke, hier am Oktogon-Platz auszusteigen und über die Andrássystraße zu Fuß nach Hause zu gehen, so könnte ich dich vielleicht treffen unterwegs. Was sagst du dazu? Telepathie, was? Bist du wieder ganz gesund?"

"Ja, wußtest du denn, daß ich krank war?"

"Natürlich. Tante Klara hat's uns erzählt. Tuberkulose hast du gehabt, im Arm oder in der Schulter, nicht?"

"Ja ... und daß ich schon wieder zu Hause bin, wußtest du auch?"

"Schon zu Hause? ... zwei Jahre warst du doch fort, nicht wahr?"

"Ja. Aber woher wußtest du denn, daß ich wieder hier bin?" "Jemand hat's mir erzählt, ich weiß nicht mehr, wer." Das klang alles so frei und unbefangen, daß Paul über diesen "erwachsenen" Ton geradezu verwundert war. "Sag mal, Livia, wie alt bist du jetzt eigentlich?" fragte er plötzlich. "Vor

kurzem siebzehn geworden ..." Siebzehn, dachte Paul, Rosie war auch siebzehn ... "Jawohl", fuhr Livia fort, "jetzt bin ich schon ein großes Mädchen. Das merkt man bloß, wenn man nicht zu Hause lebt. Noch ein Jahr muß ich in dem deutschen Internat bleiben. Und ich möchte auch unbedingt die Schule dort absolvieren."

"Warum auch nicht?" fragte Paul, "steht dem denn irgendwas im Wege?"

"Im Wege steht dem nichts", antwortete Livia, "bloß möchte ich unter Umständen jetzt ganz gern in Budapest bleiben. Zum Beispiel, wenn du mich heiraten würdest." Paul wurde mißgestimmt. Was soll das? Fängt sie schon wieder an? hat sie sich diese dumme Idee noch immer nicht aus dem Kopf geschlagen? dachte er, so ein Blödsinn, wäre ich ihr lieber nicht begegnet. Es fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ihr kurz adieu zu sagen und sie einfach stehen zu lassen. Aber dann drängte sich ein kindischer und ein bißchen gemeiner Entschluß vor. Warum soll bloß ich mich ärgern, dachte er. "Großartig", sagte er, "du würdest mich also heiraten? ich habe doch weder einen Beruf, noch Geld!"

"Ich hab' ja welches", meinte Livia ernst. "Ich bekomme eine ganz schöne Mitgift." Paul errötete. "Weißt du, Livia, was ein Gigolo ist?"

"Jawohl, das weiß ich. Aber mein Vater würde dir bestimmt eine gute Stellung verschaffen können, er hat fabelhafte Beziehungen. Dann brauchtest du gar nicht das Gefühl zu haben, von der Mitgift zu leben." Paul lachte. "Wunderbar! Aber deine Eltern würden ja nicht einwilligen!"

"Ah", meinte Livia, "mit mir haben sie's nicht so großartig vor wie mit Magda, mit mir machen sie nicht so viele Faxen. Außerdem mögen meine beiden Eltern dich sehr gut leiden."

"Und du natürlich auch?" bemerkte Paul grausam. "Das weißt du doch", sagte Livia leise. Sie schwiegen eine Weile. "Na", sagte Paul dann, "ich bin aber nicht geneigt, dich zu heiraten. Deine Anhänglichkeit ist zwar äußerst rührend, ich war allerdings fest davon überzeugt, du hättest dich längst in Deutschland in deinen Kunstgeschichtslehrer verliebt. Und was gibt's sonst Neues? bei Tólakys? ..." Livias Augen zogen sich zusammen. "Soviel ich weiß, geht's ihnen gut."

"Soviel du weißt? was soll das heißen? kommst du nicht oft mit ihnen zusammen?"

"Nicht sehr oft", war die kurze Antwort. "Also, weißt du, mir zuliebe könntest du mal eine Zusammenkunft herbeiführen ... ich möchte Magda ganz gern sehen ..."

"Die Vermittlerrolle übernehme ich nicht", antwortete Livia kühl. "Wenn du sie sehen willst, bitte, dann besuch sie doch. Im Telephonbuch findest du ihre Adresse. Sie wird sich gewiß sehr freuen ..." Diese Worte sagte das Mädchen mit einer sonderbar scharfen Betonung. Paul sah sie an. "Was soll denn das nun wieder bedeuten? meinst du, daß sie sich wirklich freuen würde, oder meinst du das Gegenteil? nämlich dann ..."

"Wie taktvoll du auf einmal bist!"

"Bin ich immer gewesen. Also wie ist das, würde sie sich freuen oder nicht?"

"Woher soll ich das wissen?" sagte Livia, plötzlich gereizt. "Laß mich in Ruh!"

"Ich soll dich in Ruh lassen?" rief Paul mit boshaft übertriebener Verwunderung. "Du hast mich doch hier auf der Straße angehalten!"

"Guten Tag", sagte Livia da und ging. Lachend wandte sich Paul nach Hause, und verstimmt schloß er die Wohnungstür auf. Da treibe ich nun diese schlechten Späße mit ihr, dachte er verdrießlich und reumütig. Ausgerechnet mit ihr gehe ich so taktlos um. Was hat das für einen Sinn? ich bin wirklich ein unverbesserlicher Dussel. Und dann ging es ihm durch den Kopf, daß Bertalans mit Livia tatsächlich nicht viele "Faxen" machen würden, um sie unter die Haube zu bringen ... recht bedauerlich, wenn von zwei Töchtern die ältere hübsch und die jüngere nicht hübsch ist und höchstwahrscheinlich sich auch kaum verschönern wird.

Am nächsten Morgen rief er Magda an. Sie ließ ärgerlich lange auf sich warten, bis sie an den Apparat kam, entschuldigte sich aber dann so eifrig — sie sei erst soeben aufgewacht, in dem Augenblick, als das Telephon klingelte — und war überhaupt so liebenswürdig, daß Paul sehr erstaunt war. Ganz besonders wunderte er sich darüber, daß sie mehrmals betonte, wie sehr sie sich freue, daß er sich gemeldet habe, und wie gerne sie ihn baldigst sehen möchte; und dann sagte sie noch: "Weißt du was, wir wollen gleich etwas verabreden. Komm morgen abend zu uns zum Essen."

Erst als Paul am folgenden Abend auf dem Gellértberg vor dem mächtigen Gartentor stand, fiel ihm ein, daß er Magda eigentlich ein paar

Blumen hätte mitbringen müssen. Es wäre schicklich gewesen, aber nun war es zu spät. Magda begrüßte ihn mit heller Freude. Fast wäre sie ihm kameradschaftlich um den Hals gefallen. "Du, wenn du eine Ahnung hättest, wie viel wir uns deinetwegen aufgeregt haben, Theo und ich, als wir von deiner Krankheit hörten! Aber Gott sei Dank, wie ich sehe, bist du ja so vollkommen wiederhergestellt, daß du jetzt gesunder aussiehst denn je! darauf wollen wir trinken! Komm. Ich hab' feinen alten italienischen Vermouth, magst du den? Oder willst du lieber Portwein? ... Also prosit!"

Theodor v. Tólkay kam erst spät nach Hause. Er freute sich sehr über Pauls Besuch und entschuldigte sich sogleich, er sei hundemüde, habe heute wieder drei wichtige Verhandlungen im Kartell gehabt, außerdem von acht Uhr morgens im Büro an seinem Schreibtisch gesessen, sei nicht einmal zum Mittagessen zu Hause gewesen, und nun sei es schon neun Uhr durch. Dann ließ er sich in einen tiefen Lehnstuhl fallen, hörte mit erschöpfter, geistesabwesender Miene der Unterhaltung zwischen Magda und Paul zu, fragte zwischendurch dreimal, ob noch nicht angerichtet würde, auf wen sie noch warteten? Auf Walters? was für eine Ungezogenheit, so spät zu kommen! aus dem Klubhaus an der Donau kämen sie? hm, aber trotzdem ... die Köchin sei auch noch nicht fertig mit den Hähnchen? ach so. Immerhin, es sei die höchste Zeit ... und alle Augenblicke zog er aus der Tasche ein kleines Notizbuch, in das er mit nervös zitternden Fingern etwas eintrug.

Walters, ein junges Ehepaar, kamen endlich doch an, — das Gesicht der Frau war Paul bekannt, wahrscheinlich von Magdas Mädchengesellschaften her; die Hähnchen waren endlich auch fertig gebraten, und man konnte zu Tisch gehen; die auserlesensten Gerichte wurden in auserlesenster Weise aufgetragen; Theodor erklärte umständlich dem graulivrierten Diener, aus welcher Reihe des Weinkellers er drei Flaschen Sekt holen solle; dann, gegen elf Uhr, fiel es Magda ein, daß man Egon Vincze noch zu einem Glas Sekt einladen könnte, und ohne sich um die Müdigkeit ihres Mannes zu kümmern, ging sie auch schon ans Telephon. Eine Viertelstunde darauf dröhnte dem Knattern von Maschinengewehren ähnlicher Lärm durch die nächtliche Stille des Gellértberges; Magda hob den Kopf. "Das ist Vincze", sagte sie, "ich kenne schon den Ton seines neuen Rennwagens. Egon ist nämlich so unverschämt, daß er auch durch die Stadt mit offenem Auspuff fährt, aber die Polizisten kommen nie dazu, seine Nummer aufzuschreiben, weil er so schnell vorbeisaust!" Tatsächlich: Egon Vincze trat ein. Paul erkannte in ihm

sofort jenen breitschultrigen, blonden, rotbackigen Jüngling, der sich vor Jahren auf der Nachmittagsgesellschaft bei Magda den Kopf darüber zerbrochen hatte, ob er Kaiserjäger werden sollte oder lieber Ulan. Dieser junge Mann war nichts als überströmende Heiterkeit, strahlende Blondheit, lebhaftige Bewegung, Motorsurren und Hundertzwanzig-Kilometer-Tempo. Er redete davon, was sein neuer Wagen für eine rassige Karre sei, daß er schon jetzt begonnen habe, mit ihm zu trainieren für das Klausenpaß-Rennen im nächsten Jahr, daß der Wagen herrlich auf der Straße liege und in Schuß käme wie eine Gewehrkuugel, bloß bei den Kurven ein bißchen schleudere, aber wenn man das Steuerrad geschickt herumrisse, gehe alles glatt, nur regnen dürfe es gerade nicht ... im übrigen habe er gehört, nächstes Jahr sollten wieder die großen internationalen Tourenfahrten veranstaltet werden, es sei auch die höchste Zeit; die Gebirgsrennen hätten unbedingt etwas für sieh, aber auch die Tourenrennen auf offener Straße hätten ihre Vorteile ... aber das wirklich Gefährliche und Rassige sei doch das Rennen nach Zeit auf geschlossener Bahn ... Das klang alles sehr schön und interessant, und noch bevor das Gespräch etwas eintönig und zu sehr von Benzin durchtränkt wurde, begann der Herr des Hauses dermaßen zu gähnen, daß Walters sich taktvoll erhob und verabschiedeten. Während der üblichen Höflichkeitsfragen — "wann sehen wir uns wieder?" — sagte Magda gleichsam beiläufig und auch nicht ganz laut zu Paul, er möge sie doch wieder einmal anrufen, möglichst bald, damit sie irgendeine Verabredung treffen könnten. Und Paul bemerkte auch, daß sie, als wollte sie ihm ein geheimes kleines Zeichen geben, beim Abschied seine Hand zweimal leicht drückte. Im Weggehen bot Paul Walters zuvorkommend an, sie nach Hause zu bringen. "Ah", sagte Egon Vincze, "dein Wagen ist das also, der da vor dem Tor steht? Aber Walters nehme ich mit, die schwärmen für mein Tempo, nicht? und dein Wagen ..." Da waren sie schon bei den Autos angekommen: "Laß doch mal sehen ... aha. Blitz, Vorkriegsmodell. Was hat er gekostet?"

"Weiß ich nicht."

"Wieso? hast du ihn denn nicht gekauft?"

"Nein. Und außerdem verstehe ich nichts von Autos."

"Aha", sagte Egon Vincze ein wenig geringschätzend. "Na, einerlei. Guter starker Motor, aber schon eine alte Karre, längst überholtes Modell. Wenn du ihn zufällig eintauschen willst gegen einen andern, könnte ich dir zu einem fabelhaften Gelegenheitskauf verhelfen, hast du schon von der

Marke Omega-Antoniuss gehört, kennst du die? Also ein solcher Omega Type X ist jetzt als Probewagen per Achse nach Budapest gebracht worden, gelaufen ist er bloß gerade so viel, wie die Strecke von Turin bis hierher ausmacht, aber die Vertretung würde ihn billig hergeben, weil sie Geld braucht. Ein Mordsding von einem Wagen, das wäre was für dich! Also, überleg dir die Sache und wende dich jederzeit vertrauensvoll an mich. Brauchst mir nur ein Wort zu sagen, ich bin dir gern behilflich, mit Freuden probiere ich den Wagen, den du kaufen willst, selbst aus, sonst schwatzt man dir als Laien womöglich irgendeine alte Dreschmaschine auf, und ehe du dich's versiehst, steckst du in einem Garantieprozeß!"

Am folgenden Morgen, bereits gegen neun Uhr, meldete sich Magda telephonisch. Als Paul ihre Stimme hörte, wurde er aufgeregt. So schnell rief sie an? wartete nicht einmal ab, bis er wieder etwas von sich hören ließ?

Magda sagte, es habe sich ganz zufällig so ergeben, und sie wollte ihn auf alle Fälle fragen, ob er nicht Lust hätte, sich an einem Tagesausflug im Motorboot zu beteiligen. "Aber gerne", antwortete Paul sofort, "wer kommt noch mit?"

"Dora Walter auf jeden Fall", berichtete Magda, "und jetzt will ich noch ein paar nette Leute zusammentrommeln."

"Und Theodor?"

"Der hat leider keine Zeit, er ist heute bis zum Abend beschäftigt. Deshalb dachte ich ja gerade, wir könnten für den ganzen Tag ausfliegen."

In einem Bootshaus oberhalb Budapests bestiegen sie das Motorboot, das den Namen *Magda* trug. "Theo hat das Boot jetzt im Frühjahr gekauft", erzählte Magda, "aber wenn ich nicht ein paar gute Freunde hätte, die im Sommer manchmal Zeit haben, hätte ich überhaupt nichts davon, denn Theo läßt mich nicht mit dem Bootsmann allein fahren, und er selbst ist ja so in Anspruch genommen, daß er sich mir nicht einmal Sonntags den ganzen Tag widmen kann ..." Das klang halbwegs klagend, aber Paul spürte in Magdas Stimme auch einen Unterton von Spott und ... ja, ganz deutlich lag auch etwas wie eine heimliche, an ihn gerichtete Aufforderung darin. Dora Walter und Egon Vincze nahmen noch an dem Ausflug teil, — aha, dachte Paul, die scheinen sich gut zu verstehen ... Sie fuhren donauaufwärts, ein gutes Stück über Vác hinaus, aßen am Ufer zu Mittag aus dem vollgepackten Proviantkorb, den Magda mitgebracht hatte, schwammen, sonnten sich,

lagen im Gras und waren guter Dinge. Egon Vincze machte laut, ein wenig zu unverhohlen, Dora Walter den Hof; Magda plauderte mit Paul. Dann wurde eine Umgruppierung vorgenommen, die Zusammenstellung der Paare gewechselt, — freilich, dachte Paul, man kann das ja schließlich nicht so auffallend betreiben ... Nach einer Weile stiegen sie wieder ins Boot, Magda setzte sich ans Steuerrad und nahm ein Tempo, daß ein Achter-Ruderboot fast von den Wellen umgeworfen wurde. Gegen Abend langte Paul zu Hause in der Andrásystraße mit dem Gefühl an, einen angenehmen, leichten Tag verbracht zu haben. Und es wollte ihm scheinen, als gäbe es alte Bande, die man nicht leicht zerreißen kann .. .

Dies war am Mittwoch gewesen. Am Freitag aß Paul mit Tólakys auf der Margareteninsel zu Abend; sie waren zu sechsen; gegen Mitternacht erschien im Restaurant zufällig eine Gesellschaft von Bekannten, unter ihnen Egon Vincze, der sich natürlich eine Zeitlang zu ihnen an den Tisch setzte. Als er sich wieder verabschiedet hatte, machte Theodor eine etwas abfällige Bemerkung über ihn, nannte ihn einen Auto-Snobisten oder Benzinjüngling, irgend etwas derart; Magda lachte und sagte laut, Theodor solle gefälligst ihre Freunde nicht kritisieren und sich nicht nur einen als Zielscheibe für seine Boshaftigkeit aussuchen, denn dann würde man schließlich denken, er sei eifersüchtig auf den Benzinjüngling, — und da fühlte Paul, wie Magdas Fuß ihn leicht am Bein berührte. Nein: es konnte kein anderer sein, Magda saß rechts von ihm ... und es konnte auch nicht zufällig sein. Er wurde aufgeregt und übermäßig heiter.

Am Sonntag war Theodor ausnahmsweise den ganzen Tag frei: sie fuhren zu dritt im Auto an den Balaton. Vor Stuhlweißenburg holte Egon Vincze sie mit seinem Rennwagen ein und sauste mit Getöse an ihnen vorbei; aber als sie in dem Badeort am See ankamen, hatte Vincze bereits ein schönes großes Segelboot für sie gemietet.

Dienstag rief Magda schon wieder telephonisch an, und Paul erglühte in triumphierender, ungeduldiger Aufregung. "Das kann man doch nicht mißverstehen!" sagte er laut vor sich hin. Und sein Herz klopfte ungestüm, als sie sich nach dem Abendessen in der Villa auf dem Gellértberg auf die Terrasse setzten — die Stadt mit ihren unzähligen funkelnden Lichtern und das dunkle Donauwasser lag zu ihren Füßen wie ein traumhaftes impressionistisches Gemälde —, und Theodor dringend ans Telephon gebeten wurde. Da, mit Magda allein geblieben, ergriff Paul plötzlich ihre

Hand und küßte ihren Arm. Magda sah ihn erstaunt, aber mit so ganz bekanntem Schwabenbergblick an, daß er sie im Dunkeln an sich riß und küßte. Sie erwiderte den Kuß nicht, wehrte ihn aber auch nicht ab. Gegen Mitternacht kam wieder Egon Vincze angebraust; Paul gewahrte deutlich, daß Magda zu diesem indifferent und obenhin, dennoch gleichsam ostentativ lebenswürdig war, hingegen ihn, Paul, mehrmals heimlich lang und tief ansah — zufällig oder absichtlich? Es folgte eine schlimme Nacht. Die Sache ist doch wirklich ganz eindeutig ... ich brauche doch nur die Hand auszustrecken. Aber was will ich denn von ihr? warum habe ich sie geküßt? liebe ich sie? will ich die alte Geschichte wieder von neuem beginnen? oder fortsetzen ... oder war es einfach darum, weil sie dort in der Dunkelheit neben mir saß, eine schöne junge Frau, die man küssen muß, wenn sich einem die Gelegenheit so aufdrängt —?! aber sie hat sich ja küssen lassen! worauf also warte ich noch? bis die Sache wieder verdirbt?! Ich brauche doch jetzt nur zu wollen, dann ist sie mein, wozu also noch zaudern?

Noch ungefähr zwei Wochen ging es so weiter. Er kam Magda nicht näher und sah auch in seinem eigenen Innern bezüglich dieser Frage nicht klarer. Es gelang ihm in diesen Tagen nicht, mit Magda allein zu bleiben, doch er bemerkte auch nicht, daß sie sich zwar sehr lieb ihm gegenüber benahm, aber doch ein wenig zurückhaltender als vorher; es war in ihrer Haltung etwas, daß man genau so gut als stille Ermunterung wie als leicht spöttische Nachsicht oder gar taktvolle Zurückweisung auslegen konnte. Er lebte in einer angenehmen Erwartung und dachte: Übereilen und Drängen tut nie gut; aber wenn diese gewissen Bande tatsächlich stärker sind als die Zeit und die auseinandergelassenen Schicksalslinien, dann läßt es sich ohnehin nicht verhindern, daß man sich eines Tages wieder begegnet.

Und da bekam Paul an einem Morgen einen Brief. In länglichem, blaßgelbem Umschlag einen einmal geknickten feinen blaßgelben Bogen, auf dem in großen Druckbuchstaben nur ein einziges Wort geschrieben stand: *ELEFANT*.

Er betrachtete das unbekannte Papier, die unbekanntenen Buchstaben; starrte lange auf dieses eine Wort und wußte genau, daß Livia ihm den Brief geschickt haben mußte. Daß sie ihm dieses angeberische, dieses aufklärende Wort zurief. Denn er fühlte in diesem Augenblick, daß Livia recht hatte. In völliger Ruhe dachte er an jede Einzelheit in Magdas Benehmen zurück, an



ihre Stimme, an ihr Lachen, an ihren Blick — und mit voller Gewißheit erkannte er, daß all das dem stets anwesenden oder plötzlich auftauchenden Egon Vincze gegolten hatte. Ganz klar: Theodor Tólaky, der überarbeitete, schläfrige Ehemann; Magda, die "unverstandene" Frau; Egon Vincze, der Dritte im Dreieck, und ich wäre also der Elefant, der ... die Aufgabe hat, gegen ein paar Küsse oder vielleicht sogar noch gegen etwas mehr die Aufmerksamkeit vom Wesen der Konstellation abzulenken. Der brave, alte, zuverlässige Elefant, dem man im Notfall ruhig sagen kann: diene nur hübsch gescheit und treu, dann fällt vielleicht zwischendurch auch für dich etwas ab ... Er mußte daran denken, wie ruhig Magda sich neulich abends hatte küssen lassen. Tja, mein Gott, zu welchen raffinierten kleinen Opfern eine junge Frau nicht bereit ist um eines solchen Benzinjünglings willen! Er mußte daran denken, wie auffallend neutral Magdas Liebenswürdigkeit gegen Vincze gewesen war und daß er sich eingebildet hatte, sie habe dadurch die ihm, Paul, zugeworfenen "heimlich auffordernden" Blicke decken wollen. Es fiel ihm ein, daß er Magda auch gestern wieder mit Egon Vincze in der Stadt gesehen und gedacht hatte: der brave Tólaky hat ja keine Ahnung, um wen es sich eigentlich bei diesem Benzinjüngling handelt .. . oder bald handeln wird. Ein elendes, kaltes Gefühl der Scham befiel ihn und erfüllte ihn mit Wut, Traurigkeit und Ekel. Jawohl, jetzt verstehe ich, liebe Magda. Nein. Das mache ich denn doch nicht mit. Er ging in die Küche zu der alten Köchin. "Sagen Sie mal, Käthe, nicht wahr, man hört hier draußen, wenn das Telephon klingelt?"

"Ja gewiß, Herr Paul."

"Also passen Sie mal auf. Wenn das Telephon läuten sollte, dann gehen Sie an den Apparat und nehmen den Hörer ab. Sie können doch telefonieren, nicht? Also gut. Ich will mich nämlich nicht melden. Sollte eine Frau v. Tólaky nach mir fragen, dann sagen Sie, ich sei plötzlich verreist und Sie wüßten nicht, wohin. Haben Sie verstanden, Käthe?"

"Jawohl, Herr Paul. Also wenn Frau v. Tólaky telephoniert ..."

Und wenn ich ihr nun auf der Straße begegne? dachte Paul später, als er unterwegs war in die Stadt. Nun, dann treffe ich sie eben; wenn es nach ihrem vergeblichen Anruf ist, um so besser, dann weiß sie wenigstens gleich Bescheid, woran sie mit mir ist ... Seine Gedanken gerieten ins Stocken. Und ... wenn das Ganze nicht wahr ist, wenn eine Verleumdung dahinter steckt oder ... wenn die Kleine das bloß gemacht hat, um mich von Magda zu

trennen? Und da fiel ihm wieder etwas ein. Ganz scharf und deutlich sah er jetzt Magda vor sich, wie sie, feucht, in ihrem tief ausgeschnittenen, am Körper klebenden Badeanzug, aus der Donau kam, damals beim Ausflug mit dem Motorboot. Egon Vincze lag im Gras und betrachtete versunken ihren schlanken Körper. Mit nicht mißzuverstehenden verräterischen Blicken, die gewöhnlich nicht viel von dem zeigen, was man anschaut, aber den Betrachtenden vollkommen ausliefern. Er sprang dann auf und half Magda in den Bademantel, dabei berührte er ganz zweifellos absichtlich ihre Brust. Erstaunlich, daß er die Geistesgegenwart nicht verlor, Magda nicht in die Arme nahm und ... Nun ja, an solche Dinge erinnert man sich immer erst nachträglich, immer zu spät. Oder sie werden einem nicht bewußt, man hält sie gewaltsam von sich fern, solange es irgend geht ... Mein Gott, als wäre ich ihr ihr Ehemann, dachte er mit leisem Abscheu vor sich selbst. Na, das ist also erledigt ...

Vor dem eleganten Papiergeschäft in der inneren Stadt blieb er stehen. Ich wollte doch hier etwas besorgen ... was nur? In seiner Tasche hatte er den gelben Briefbogen. Es könnte nichts schaden, mit Gewißheit festzustellen, wer den Brief geschrieben hat. Vielleicht hat sie zufällig dieses Papier hier gekauft, der Verkäufer würde es wiedererkennen ... Er stand vor dem Schaufenster, dann betrat er den Laden und kaufte sehr umständlich einen Bleistift. Der Briefbogen blieb in seiner Tasche. Stammte er von Livia oder nicht? eigentlich war das gleichgültig.

Mittags rief er dennoch Livia an. Ihre vibrierende Stimme verriet sofort, daß sie den anonymen Brief geschickt und seinen Anruf erwartet hatte. Paul indessen tat, als sei nichts geschehen. "Entschuldige, daß ich dich störe", sagte er, "ich rufe dich an, um mich zu verabschieden."

"So?" antwortete Livia nach kurzem Schweigen, "verreist du? wohin denn?"

"Ins Ausland", erwiderte er kurz. "Ins Ausland ... nach Indien? nach dem Nordpol? oder ist das ein Geheimnis?" Paul lachte. "Geheimnisse gibt's nicht auf der Welt. Früher oder später werden alle Geheimnisse enthüllt. Oder man kommt von selbst dahinter. Im übrigen fahre ich weder an den Nordpol, der ist mir nämlich zu nahe, noch nach Indien, weil ich nämlich zur Elefantenjagd nicht taugt." Kurzes Schweigen. "Ich fahre nach Berlin."

"Ach, nach Berlin. Wieso? was machst du dort?"

"Einen Freund besuchen", antwortete Paul schlagfertig. "Meinen Freund Ryger. Aber vielleicht bleibe ich überhaupt in Berlin. Studieren oder dergleichen."

"So. Und wann fährst du?"

"Ich weiß noch nicht bestimmt, vielleicht schon morgen."

"Also ... dann sehe ich dich wohl nicht mehr. Oder doch?"

"Ich glaube kaum." "Na, dann gute Reise ..." Kleine Pause; und plötzlich: "Du, wenn du sowieso in Berlin bist, könntest du mich ja mal in Dresden besuchen im Pensionat."

"Ich glaube nicht, daß ich dich in Dresden im Pensionat besuchen werde." Stille. "Na gut", sagte Livia dann langsam und leise. "Also gute Reise."

"Danke schön." Nun war es wieder eine geraume Zeit still im Apparat, dann sagte Livia in müdem, etwas klagendem Ton: "Ich verstehe nicht recht ... weshalb du mich anrufen mußtest. Warum verabschiedest du dich nicht lieber von Magda?" Und jetzt lachte Paul eigentümlich scharf und kurz in die Muschel: "Von Magda? ... von der habe ich mich schon verabschiedet."

Viele Tage war es jetzt ganz still. Paul lag stundenlang auf der Chaiselongue und starrte die Decke an; er dachte bei sich, die Menschen seien doch im allgemeinen recht langweilig und überhaupt nicht wert, daß man sich mit ihnen abgebe; vor allem, meinte er, lohne es sich nicht, daß er sich mit sich selbst befaßte; und bei diesem Gedanken fiel er in einen regungslosen, leeren Dämmerzustand. Alles stand still in ihm, aber diese große Ruhe war nicht unangenehm, und da er an gar nichts dachte, fühlte er sich rein und leicht. Zwischendurch hörte er, daß das Telephon klingelte, daß Käthe an den Apparat ging und die Auskunft gab, der junge Herr sei abgereist und habe nicht hinterlassen, wohin. Und dann scheuchte ihn aus diesem stillen halbschlafartigen Dasein eine unerwartete Minute auf. Am vierten oder fünften Tage erwachte er sehr früh am Morgen. Auf der Straße war es noch ganz still, der Himmel verschlang in seiner blaßblauen Klarheit die von unten auftauchenden ersten roten Sonnenstrahlen. In diesem Morgenlicht hatte alles eine merkwürdige, unwahrscheinliche, entrückte Form. "Zwei Jahre", sagte Paul leise vor sich hin; seltsam klangen diese beiden gedämpft gesprochenen Worte in der großen Stille. "Zwei Jahre", wiederholte Paul etwas lauter, — und da setzte er sich, wie er war, im

Nachthemd an den Schreibtisch und begann zu kramen. In der obersten Schublade rechts fand er, was er suchte: einen großen Stoß leeres Papier; mit einer eiligen Bewegung zog er den Paken heraus, richtete ihn gerade und legte ihn vor sich hin. Nun eine Feder oder einen Bleistift ... nur der Bleistift, den er vor ein paar Tagen gekauft hatte, war da; noch nicht angespitzt; das Taschenmesser ... nicht scharf genug, macht nichts, wird auch so gehen, mit etwas stumpfer Spitze. Eine Fälschung wird dabei herauskommen, Erinnerungen, ein nachträgliches Tagebuch, eine Rekonstruktion .. . einerlei, wenn auch das eine oder andere Datum nicht genau stimmt. Zwei Jahre, angefangen mit dem Tage, als er in Budapest in den Zug gesetzt worden war ... Und dann schrieb er oben auf das erste Blatt:

*Hier oben — Schweizer Tagebuch: ein unzeitgemäßes, romantisches Zwischenspiel.*

Am dritten Tage gegen Abend hörte er auf zu schreiben. Der Kopf brummte ihm, und es war ihm schwindlig. In seinem Magen schrie der Hunger, der, während dreier Tage durch wenige Bissen Speise und wenige Schlucke Wasser betäubt, sich nun als quälender Schmerz meldete; rot umrändert brannten seine Augen in der übernächtigten Erschöpfung. Er klingelte die verzweifelte Käthe herein, bat sie um etwas zu essen und verschlang nun die Nahrung von drei Tagen. Dann packte er die beschriebenen Blätter zusammen, steckte sie unter sein Kopfkissen, legte sich ins Bett und schlief bis zum übernächsten Morgen traumlos in starrer Betäubung.

Ende der Woche kamen die Eltern von der Reise zurück.

In der ersten Viertelstunde, die Paul mit Vater allein war, trug er ihm ohne Umschweife seinen Plan vor. Er habe sich den Sommer über alles gründlich überlegt, sagte er, und sei zu der Feststellung gekommen ... zu mehreren Feststellungen. Der Schwindelanfall seinerzeit im anatomischen Institut sei kein Schwächesymptom der damals bereits in ihm steckenden Krankheit gewesen, auch keine Hysterie oder dergleichen. Er habe seither zwar zur Genüge gelernt, was Krankheit und Tod seien, aber er könne und wolle nicht Arzt werden. Zweitens sei er zu der Meinung gekommen, daß er, da er ja bereits im zweiundzwanzigsten Lebensjahr stehe, sich nun dringendst zu einem Beruf entschließen müsse. Die Universität hier in

Budapest besuchen? Im Notfall könne das ja in Betracht kommen, obwohl es einigermaßen peinlich wäre, das Studium der Rechte oder der Philosophie zu einer Zeit zu beginnen, da seine früheren Mitschüler nach und nach ihren Doktor machten. Dann gehöre zum Studieren auch Geld. Es sei kläglich genug, daß er noch nichts verdiene, und da er wisse, daß er darauf nicht angewiesen sei, würde er auch während der Studienzeit es kaum dazu bringen. Nun käme also ein praktischer Beruf in Betracht. Er könne als Volontär in einer Bank anfangen oder bei einer Industrie- oder Handelsfirma. Er verspüre zwar keine ausgesprochene Neigung zu einer solchen Laufbahn, aber schließlich habe er ja auch keine hervorstechende juristische Begabung. Ein praktischer Beruf biete immerhin den Vorteil, daß er eine baldige Verdienstmöglichkeit mit sich bringe. Seine dritte Feststellung indessen sei folgende: wenn man gewisse Umstände hier in der Heimat in Betracht ziehe, die möglicherweise von historischen Kräften oder Notwendigkeiten gelenkt würden — Vater wisse wohl, was er meine — und wenn er ohnehin Vater noch eine Zeitlang auf der Tasche liegen müsse, und wenn er schließlich ganz aufrichtig behaupten könne, daß es sich bei ihm weder um eine Verbitterung infolge der Verhältnisse in Ungarn, noch um einen Auslandspleen handle ...

Hier unterbrach Vater ihn. "Also, du willst ins Ausland gehen?" Paul gab eine vorsichtige Antwort. Wollen: das sei ein zu starker Ausdruck. Nein, er habe sich nur gedacht, dort draußen böten sich mehr Möglichkeiten ... sowohl für einen akademischen wie für einen beliebigen praktischen Beruf; er habe sogar das Gefühl, als könnte auch etwas in Betracht kommen, woran er bisher noch nie gedacht hätte, nämlich es scheine ihm, als könne er schreiben; Literatur oder, wenn es sich so ergebe, auch Journalistik, und sein altes lebhaftes Interesse für Musik, Musikgeschichte, Musiktheorie und Musikkritik würde in einem andern Land ganz gewiß zu einer bedeutenden Entfaltung kommen ... Zum Beispiel in Berlin, denn Berlin sei ja wohl jetzt für Ausländer die billigste der Großstädte, und außerdem beherrsche er die deutsche Sprache am besten ...

Vater hörte lange schweigend zu. "Also nach Berlin willst du. Gut, dann geh nach Berlin. Du selbst mußt wissen, was du machen willst und kannst. Dich von mir lenken zu lassen, dazu bist du nicht mehr jung genug. Auch ich nicht, um dich zu lenken. Und dann ist es ja einstweilen tatsächlich gleichgültig, ob ich hier oder in Deutschland Geld für dich ausbebe. Noch

verdiene ich genug. Vielleicht lernst du dort draußen auch, zu verdienen, vielleicht sogar, besser mit dem Geld umzugehen als ich. Denn ich verstehe das nicht. Ich werde dir nie ein Hindernis in den Weg legen, du sollst dir dein Leben aufbauen, wie und wo du es am besten kannst. Nur eins macht mir Sorgen ... nicht nur deinetwegen. Meine Vorfahren sind, soweit ich sie kenne, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gewandert, wie ihr Schicksal sie trieb. Dann trat Ruhe ein, zwei Generationen lang, als hätten wir Wurzel gefaßt. Und jetzt ... jetzt sollte die Unruhe, das Umherziehen wieder das Los meiner Söhne sein?! Sollten diejenigen recht haben, die behaupten, wir hätten auf dieser Erde keine wahre Heimat? ... Mein ältester Sohn ist fort und kommt nicht zurück, mein zweiter Sohn ist kaum heimgekehrt, da treibt es ihn schon wieder von hinnen ... nun, aber was ich da rede, hat nichts zu bedeuten, ich will nichts gesagt haben, laß dich nicht beeinflussen von dem, was ein alternder Mann in seiner schlechten Stimmung faselt. Wann willst du reisen? ..."

## **Alptraum**

"Was machen Sie eigentlich in Berlin?" fragte ihn ein schlankes Mädchen mit kurzgeschnittenem schwarzem Haar, das er bereits mehrmals im Kreise seiner Freunde getroffen und dessen knabenhafte Figur, strenge Gesichtszüge und seltsam geschwungene schmale Augenbrauen mit dem eigenartigen gelblich blitzenden Blick darunter er schon neulich eingehend betrachtet hatte. Er erinnerte sich auch, daß das Mädchen Erika Martens oder Hertens oder so ähnlich hieß; als er ihr vorgestellt wurde, hatte sie ihn zweimal gefragt, ob er Ausländer sei, und ihn scharf gemustert. Heute abend nun hatte er schon mehrmals den Versuch gemacht, in ihre Nähe zu gelangen, aber immer hielt ihn auf dem Wege zu ihr jemand an, oder aber sie vertiefte sich gerade mit einem der andern Gäste in ein Gespräch; erst als Ryger die ganze Gesellschaft in das große Eckzimmer hinüberführte, ergab es sich so, daß sie zufällig neben Paul Platz nahm.

Zu fünfundzwanzig oder dreißig waren sie dort im großen Eckzimmer versammelt, junge Leute und junge Mädchen, und aufmerksam hörten sie alle den beiden Diskutierenden zu, sich hie und da durch ein zustimmendes oder widersprechendes Wort an der allmählich recht hitzig werdenden Debatte beteiligend. Ein junger Mann mit mächtiger blonder Mähne, in feiner, aber betont lässiger Kleidung, rühmte César Klein; ein untersetzter schwarzer Jüngling mit niedriger Stirn, von dem einige behaupteten, er sei ein emigrierter russischer Gegenrevolutionär, andere wiederum wissen wollten, er sei ein Geheimagent aus Moskau, gab sich alle Mühe, César Klein herunterzumachen. Jene Erika Martens oder Hertens beugte sich jetzt zu ihm und fragte leise in dem großen Lärm: "Finden Sie die Leute hier nicht langweilig?"

"O doch", antwortete Paul ganz aufrichtig und fügte ein wenig erschrocken rasch hinzu: "Vielleicht, wenn ich all das, wovon sie reden, ein bißchen besser kennen würde ..."

"Kommen Sie mal mit", sagte das Mädchen und stand langsam auf unter den vielen sitzenden Personen wirkte sie jetzt noch größer —, da erhob sich auch Paul, und sie gingen ins Nebenzimmer. "Nicht wahr, Sie sagten doch neulich, daß Sie Ungar sind. Was machen Sie eigentlich hier in Berlin?"

Wenn er auf diese Frage nur eine Antwort wüßte. Kurz und bündig sagen könnte: ich studiere, ich arbeite, ich bin zu meinem Vergnügen hier, ich verdiene Geld ... oder wenn er auch bloß in einem langen und umständlichen Vortrag erklären könnte, was er in Berlin macht. Ein Wort fiel ihm ein, ein einziges aufrichtiges Wort: nichts. Aber das hätte allzu merkwürdig geklungen und auch gar keinen Aufschluß gegeben über die zahllosen kleinen Einzelheiten, aus denen sich sein Nichtstun zusammensetzte. Und außerdem, jetzt, da ihn nach Monaten zufällig einmal jemand fragte, was er eigentlich in Berlin mache, jetzt sollte er beginnen, alle diese Einzelheiten zu beleuchten — ?

Damit anfangen, daß er vor mehr als drei Monaten in Berlin angekommen und von Ryger nicht am Bahnhof abgeholt worden war, obwohl er ihn in dem Brief, in dem er ihm seinen Besuch in Berlin angekündigt hatte, einigermaßen unbeholfen darum gebeten hatte. Ryger war also nicht am Bahnhof. Paul suchte ihn einige Minuten lang in der Menschenmenge und sagte sich dann, sein Brief sei wohl nicht angekommen oder Ryger sei

verreist. Da ließ er seine beiden großen Handkoffer in eine Taxe laden, nannte dem Chauffeur einen Hotelnamen in der Annahme, daß wie in fast allen großen Städten ein Hotel dieses Namens sich auch in Berlin befinden müsse. Es gab dieses Hotel auch, und es war sogar überfüllt. Das nächste, in das der Portier ihn schickte, gleichfalls. Auch im dritten war kein Zimmer frei. Der Portier des vierten Hotels steckte dankend das Trinkgeld ein, das Paul ihm auf den Rat des Chauffeurs im voraus in die Hand drückte, und bedauerte sehr, dennoch kein Zimmer zur Verfügung stellen zu können; hingegen gebe er Paul gerne die Adresse eines möblierten Zimmers, wo er gut und billig ein paar Tage unterkommen könne, bis vielleicht hier im Hotel etwas frei würde. "Es sind sehr anständige Leute, die das Zimmer vermieten", sagte der Portier, "haben immer nur bessere Herrschaften bei sich wohnen."

Die Taxe hielt auf dem Schiffbauerdamm vor einem hohen, düsteren, unfreundlichen Haus. Die vom Portier angegebene Adresse war an einer Wohnungstür in der vierten Etage auf einer schmutzigen Visitenkarte mühsam zu entziffern. Von den "anständigen Leuten" bekam Paul zunächst eine unordentliche, fettleibige, mißtrauisch dreinschauende alte Frau zu sehen, die verstimmt zur Kenntnis nahm, daß Paul nicht geneigt sei, das dritte Bett in dem Zimmer, wo schon zwei andere "sehr anständige" Herren wohnten, zu mieten; und für das kleine im Sezessionsstil eingerichtete salonartige Zimmer forderte sie genau dreimal soviel, wie der Portier ihm angegeben hatte. Für ein, zwei Tage, dachte Paul, meinetwegen. Und als er sich, todmüde von der vierundzwanzigstündigen Reise, von den lästigen Zollrevisionen und Gepäckschleppereien, ans Fenster stellte und hinauschaute auf die regennasse, von trüb blinzelnden Laternen beleuchtete, neblige Straße und auf irgendein ölglatte, stehendes schwarzes Gewässer dem Haus gegenüber, da dachte er bei sich: na, das fängt ja nicht gerade berückend an.

Natürlich setzte es sich auch "nicht gerade berückend" fort. Ryger war tatsächlich nicht in Berlin — er befand sich in Süddeutschland auf einer Geschäftsreise —, und so mußte Paul sich ohne einen einzigen Bekannten aufmachen, um die fremde Stadt kennenzulernen. Das ging nicht leicht. Es war neblig und regnerisches Herbstwetter; die Menschen sahen ganz anders aus als die Budapester. Paul saß in einem großen Bierrestaurant, mit zwei gierig schlingenden, laut schnalzenden fremden Männern an einem



Tisch. Er war traurig, die Umgebung ekelte ihn an, und dann geriet er in Wut. Ich benehme mich ja wie ein Waschlappen! Wenn die Sonne nicht scheint und ich nicht "dort oben" bin und nicht jeder Mensch ein Bekannter von mir ist, der sich benimmt wie ein Lord, dann ekle ich mich gleich und lasse den Kopf hängen! Wenn ich nun Ryger überhaupt nicht kennen würde? und wenn ich kein Geld in der Tasche hätte? und wenn ich nicht aus freiem Willen, sondern gezwungen hierher gekommen wäre ... oder nicht einmal hierher, sondern nach Lemberg oder Konstantinopel oder Rio de Janeiro?! Anstatt mich glücklich zu schätzen, daß ich in Berlin sein kann, hocke ich herum und blase Trübsal! Man kann sich doch diese großartige Stadt ansehen, den Reichtum, den Riesenverkehr, das pulsierende Leben, hier ist ja eine ganz neue Welt im Entstehen! Man muß nur versuchen, dazugehören, sich einzuschalten in den Betrieb — und wenn's nicht geht ... nun, dann muß man halt wieder zusammenpacken und zurückfahren nach Budapest ins warme Nest.

In dieser Weise spornte er sich an, bis ihn wieder der kampfbereite, zuversichtliche Schwung packte, der ihn vor Wochen ermutigt hatte, zu Vater zu gehen und ihm zu sagen, er wolle nach Berlin. Dieser neue Anlauf führte ihn nochmals in Rygers Büro; dort ließ er sich diesmal nicht gleich abweisen, sondern steckte sich hinter einen jungen Angestellten, redete sich ein, der Mann sei außerordentlich sympathisch, und teilte ihm mit, er, Paul, sei ein "intimer Freund" des Junior-Chefs und bitte darum, ihm, bis Herr v. Ryger nach Berlin zurückkäme, behilflich zu sein hier in der fremden Stadt, wo es doch für ihn allerlei Schwierigkeiten gäbe, wie zum Beispiel die Frage der Unterkunft und so weiter. Selbstverständlich werde er nicht versäumen, Herrn v. Ryger junior in entsprechender Weise davon Erwähnung zu tun, daß er, der junge Angestellte, sich seiner angenommen habe. Der also bestürmte Herr Scholtz sorgte dafür, daß Pauls Schwung nicht wieder erlahmte. Er besichtigte mit ihm gemeinsam einige Pensionen, bis sie ein entsprechendes Zimmer fanden. Und noch mehr Schwung brachte dann Ryger in Pauls Leben, der Anfang der folgenden Woche aus Süddeutschland zurückkehrte, sofort zu Paul gestürzt kam, ihn stürmisch umarmte und noch am selben Tage das Pensionszimmer kündigen hieß. "Hier kann man nicht wohnen", sagte er ohne nähere Begründung, "selbstverständlich ziehst du zu mir und bleibst bei mir, bis ich was Anständiges für dich gefunden habe. Himmeldonnerwetterkruzifix, widersprich mir nicht, du ausgedienter

Tuberkeln-Herd!" So kam denn alles in schönste Ordnung. Paul bezog ein Zimmer in Rygers Wohnung; noch am ersten Abend ging er mit ihm in ein Kabarett und nachher in eine Bar; am folgenden Abend lernte Paul etwa acht junge Leute und junge Mädchen kennen, die Ryger zum Essen geladen hatte; am dritten Abend nahm Ryger ihn mit zu einem Kommerzienrat, bei dem eine große Gesellschaft von jüngeren und älteren Leuten bis in den Morgen tanzte, trank und sich vergnügte. Paul begann sich wohl zu fühlen, und er fühlte sich weiter wohl, bis ihm eines Tages einfiel, daß Berlin schließlich nicht bloß aus Theatern, Bars und Gesellschaften bestehe.

Nein, es wurde wirklich Zeit, sich nach einer ernsten Beschäftigung umzusehen. Und da wunderte Paul sich, wie kurz der Weg sei von einem solchen Entschluß bis zu der Frage: aber was soll ich anfangen? Die Universität. Da er jedes andere Studium von vornherein ausschloß, blieb ihm nur die Wahl zwischen Sprachen, Geschichte, Kunstgeschichte oder Musikgeschichte. Es befiel ihn ein unbehagliches Gefühl. Dazu hätte ich mich schon viel früher entschließen müssen, dachte er in unruhiger Beklommenheit. Nun ja, mein Abiturientenzeugnis berechtigt mich zu vielem, aber ich will ja weder Arzt, noch Rechtsanwalt, noch Ingenieur werden; meine Intelligenz befähigt mich zu vielem, aber ich kann eben doch dies und das und jenes nicht werden; viel früher schon hätte ich mich mit der Frage beschäftigen müssen, was denn aus mir werden soll. Warum eigentlich? zu spät ist es ja nicht, es drängt mich niemand, und drei Jahre habe ich ohnehin verloren ... Von da an sagte er sich abwechselnd, es sei nun wirklich schon einerlei, noch ein Monat oder noch drei Monate spielten keine Rolle mehr, oder aber, gerade weil er schon so viel Zeit versäumt habe, dürfe er jetzt keine Minute mehr verlieren. Universität — muß es unbedingt die Universität sein? Soll ich etwa Sanskrit oder Persisch lernen? dachte er zornig und verbittert. Warum denn um jeden Preis die Universität? ich habe doch keinem Menschen ein diesbezügliches Versprechen gegeben, nicht einmal mir selbst! Und dann schämte er sich dieser kindischen Vorwände. Er hielt sich für unbegabt zum Lernen, zum Büffeln und dachte jetzt voll Abscheu und Geringschätzung an jede Art Studium. Und er glaubte, jene Versuche, die ihn halb unbewußt zum Theater, zur Musik und zur bildenden Kunst geführt hatten, die seien das Richtige gewesen ... ja: es interessierten ihn die Dinge, die einen Genuß bieten, aber darüber hinaus bewegten sich seine Gedanken nicht um sie. Wie wäre es demnach mit einer praktischen

Laufbahn bestellt? wie verhält es sich mit der Frage, in einem Betrieb unterzukommen? wenn ich Ryger darum bäte, dachte er, würde er mich ja in seinem Geschäft anstellen, als Laufburschen sagen wir. Aber was dann weiter?!

Er versuchte konzentriert nachzudenken; aufgeregt jagte er Erinnerungen und Neigungen durch seinen Kopf. Dann nahm er das Schweizer Tagebuch hervor, das er in Budapest geschrieben hatte, und las darin. *Kann ich eigentlich schreiben?* dachte er zweifelnd. Sollte Béla Szász recht gehabt haben? Muß man wirklich nur einmal den Anfang machen? O ja: es sind in diesem Tagebuch kleine Abweichungen von der Wahrheit, es kann sein, daß dies oder jenes sich nicht an einem Montag, sondern an einem Dienstag zugetragen hat und daß eine der Personen keine blauen, sondern braune Augen hatte; es kann sein, es ist sogar wahrscheinlich, daß die bereits verflossene Zeit und die Entfernung Figuren und Ereignisse ein wenig von ihrer richtigen Stelle gerückt haben. Aber ... wenn ich diese ganze Geschichte hätte erfinden sollen? wenn ich nichts davon erlebt, sondern alles hätte erdichten müssen, Situationen schaffen, Milieus schildern, Figuren gestalten, kurz: einen Roman schreiben? Hätte ich eine Beth erträumen können, oder eine Rosie, eine Soeur Anne, einen Ryger, einen Bennings? Wenn ich jetzt den Auftrag bekäme, einen Roman zu schreiben, mich hinsetzte und mir ausdächte, daß ... daß zum Beispiel ein Mann, der Hauptheld, aus dem Krieg nach Hause kommt und sich in den Friedensverhältnissen in der Heimat nicht mehr zurechtfinden kann, seine Familie ist verarmt, seine Freunde sind verschollen, er sieht keine Möglichkeit, hat keine Hoffnung, und da beschließt er, nach Amerika auszuwandern; also er fährt von Budapest weg, besteigt das Schiff ... aber was will er in Amerika? wie ist das Schiff? was für Passagiere sind noch da? wie ist die Seereise? was macht er, wenn er drüben angekommen ist? ... Leeren Blickes starrte Paul vor sich hin. Nein, so ist das nicht gut. Der Held geht nicht nach Amerika. Der Held verläßt seine Heimatstadt und weiß selbst nicht, wohin er sich wenden soll; das ist spannend und beunruhigend; er setzt sich in den Zug, in den Abteilen sitzen Schieber und schwatzende Literaten und eine Frau mit einem sonderbaren Gesicht, eine Art Schauspielerin, diese Figur kann dann später wieder auftauchen; endlich kommt der Held irgendwo an, in einer fremdartigen, wunderbaren Gegend, mitten in hohe Berge, in Sonnenschein kommt er hinein, in ein sonderbares

kleines Land, wo eigentümliche Menschen nach einer ganz unbekanntem Staatsverfassung leben ... oder es könnte auch anders sein: der Held gelangt als Fremder in eine große Stadt, es ist Herbst, es regnet, die Straßen sind neblig, er kennt niemanden, steigt in einem gräßlichen Quartier am Ufer eines schmutzigen Kanals ab, in dem Quartier wohnen verdächtige und unsympathische Fremde ... Er schrak auf und warf den dicken Stoß beschriebener Blätter auf den Tisch. Schauderhaft! dachte er betroffen. Immer sehe ich nur mich selbst. Ich, ich und wieder ich! Habe ich denn keinen Happen Phantasie?! Ich weiß nichts anderes als was mir passiert ist oder passiert. Kann mich nicht über mich erheben, mich nicht aufschwingen. Bin an die Geschehnisse gebunden, an die Wirklichkeit und an meine Erinnerungen ...

Ryger kam aus dem Büro nach Hause und rief ihn zum Abendessen. "Was ist denn mit dir los?" fragte er, "hast du schlechte Laune? bist du krank? tut mir leid, heute abend kommen eine ganze Masse interessante Leute her, es wäre schade, wenn ..."

Was wäre schade? wenn er nicht unter Menschen sein könnte, wie seit langen Wochen Abend für Abend? wenn er diese Jünglinge und jungen Mädchen mit ihren freien Reden und ihrem freien Benehmen einmal missen müßte, an die er sich noch immer nicht gewöhnt hatte, wenngleich er sich ganz wohl unter ihnen fühlte? wenn er die scharfen Diskussionen nicht hörte über fernliegende Dinge, von denen er nicht viel verstand und die ihn auch nicht sonderlich interessierten? Das wäre schade? Wäre es nicht vielmehr bedauerlich, wenn er weiter dahinlebte in diesem lauen, ziellosen Nichtstun, wenn er nach wie vor wie ein Schmarotzer die achtzig Dollar in die Tasche steckte, die Vater ihm schickte, in unverantwortlichem Müßiggang weiter in den Tag hineinlebte, innerlich einsam in der nun bald winterlich werdenden fremden Stadt und mit gierigen Augen diese jungen Mädchen musternd, die da frei und hemmungslos in intimster Freundschaft mit den jungen Leuten lebten, während er selbst bald irgendein Barmädchen nachts nach Hause begleitete, bald ohne jedes Schamgefühl eine Straßendirne mitnahm in die Wohnung, hierher in Rygers Wohnung, — zu Ryger, dessen Gastfreundschaft er nun schon den dritten Monat in Anspruch nahm, dem er auf der Pelle saß als Freund, als Parasit, obwohl er doch nicht darauf angewiesen war, also aus purer Trägheit, bloß weil er sich zu nichts aufraffen konnte, weder zum

Lernen, noch zu einer andern Arbeit, noch dazu, einfach wieder nach Hause zu fahren. Ja, weshalb war er denn überhaupt nach Berlin gekommen? ...

"Was machen Sie eigentlich in Berlin?" fragte also das schwarze schlanke Mädchen namens Erika Martens, als sie sich im andern Zimmer niedergelassen hatten. Paul schwieg ein Weilchen. "Bis jetzt habe ich gar nichts gemacht", sagte er dann, "ich habe mich nur ein bißchen umgesehen und versucht, mich zu orientieren."

"Nun und? wozu haben Sie sich entschlossen?"

"Wenn ich ganz aufrichtig sein will: zu nichts noch. Aber für das nächste Semester will ich mich auf der Universität immatrikulieren lassen, Kulturgeschichte und Musikgeschichte möchte ich studieren. Wahrscheinlich werde ich mich auch ein bißchen literarisch betätigen ..."

"So?" sagte Erika. "Ich entwerfe Modelle und Theaterkostüme, ein paar Zeichnungen habe ich schon verkauft an die *Moderne Frau* und die *Neue Bühne*." Dann sprachen sie von etwas anderem; Paul holte Wein vom Büfett, sie tranken; das Mädchen war lebhaft und gab ein paar strenge Charakterbilder von den im Nebenzimmer Debattierenden, auch vom Gastgeber, den sie als unentwegten, aber ziemlich phantasielosen Lügner kannte. Paul hörte ihr zu und fühlte sich in ihrer Nähe wohl.

Ein ganz interessantes Mädel, dachte er. Künstlerin? Später gingen sie ins Eckzimmer zurück —, die Diskussion drehte sich jetzt um den Komponisten Schreker. Dann setzte sich einer ans Klavier, und im letzten Zimmer brachte einer das Grammophon in Gang; in allen Räumen wurde getanzt. Als gegen zwei Uhr die Gesellschaft aufzubrechen begann, kam Erika Martens wieder zu Paul. "Sie wohnen zwar hier", sagte sie, "aber trotzdem könnten Sie mich nach Hause bringen." Paul hielt dies in seiner Ritterlichkeit für ganz selbstverständlich und holte sofort seinen Mantel. "Aha", sagte Ryger, als er diese Vorbereitung sah. "Aha. Sehr in Ordnung." Vor dem Haus stiegen sie in eine Taxe; Erika gab dem Chauffeur an, wohin er fahren sollte; und als das Auto dann hielt, stieg auch Paul aus, um sich geziemlich von Erika zu verabschieden. "Schicken Sie den Wagen weg", sagte sie da. Paul wunderte sich. "Wegschicken — ?" Erika nahm den Hausschlüssel aus ihrer Handtasche. "Ja, natürlich", erwiderte sie ein wenig betroffen. "Wollten Sie ihn etwa warten lassen, bis Sie wieder 'runterkommen? So gegen halb sechs, bevor die andern aufstehen, gehen Sie hübsch leise weg ... drüben an der Ecke ist der Autostand ..."

Drei Tage darauf zog Paul um. Er bedankte sich bei Ryger herzlich, daß er ihm in so freundschaftlicher Weise die ersten Monate in Berlin erleichtert und abwechslungsreich gemacht hatte. Ryger lächelte nett und verständnisvoll. "Ich hoffe, du hast in Fräulein Martens' Nähe eine Wohnung gefunden?" Auch Paul lächelte, ein wenig verlegen, dann ging er aber auf den vertraulichen Ton ein. "Ja, zufällig habe ich ein paar Häuser weiter zwei hübsche Zimmer bekommen."

"Fein", fuhr Ryger fort, "aber hoffentlich heißt das nun nicht, daß du jetzt für keinen andern Menschen mehr Zeit hast. Und nimm mir nicht übel, wenn ich dir einen Fingerzeig gebe. Du bist doch hier fremd, kannst die hiesigen Verhältnisse nach den paar Monaten, die du hier bist, höchstens äußerlich kennen. Es würde mir leid tun, wenn du eine Enttäuschung erlebstest. Nämlich, ich glaube, ich kenne dich ein bißchen, und ich erinnere mich noch an deine Geschichte mit der Amerikanerin, Mrs. Wilson oder wie sie hieß. Ich möchte dir also den Rat geben, nicht gleich alles zu ernst zu nehmen, dir nicht von vornherein einzubilden, so eine Beziehung sei endgültig. Das ist hier im allgemeinen nicht so, und außerdem vergiß nicht, daß die Zeiten ja jetzt ganz anders sind als früher. Das bezieht sich auf Erika ebenso wie auf meine Freundin, auf dich ebenso wie auf mich, folglich brauchst du nicht beleidigt zu sein." Paul dachte an Erika, an die letzten zwei Tage und sah Ryger mit zusammengekniffenen Augen an. Er lügt und verleumdet, dachte er unwillig. Ich weiß Bescheid mit ihm. Er hat keine Phantasie. Kann sich nicht vorstellen, daß Erika anders sein könnte als die andern! Dann dankte er mit freundlicher Miene Ryger für den guten Rat und überreichte ihm ein hübsches goldenes Zigarettenetui. "Ich kann nicht einmal sagen", bemerkte er, als Ryger eine protestierende Handbewegung machte, "als Zeichen meines Dankes und meiner Erkenntlichkeit für deine Gastfreundschaft, denn dann würdest du es vielleicht gar nicht annehmen. Also einfach: zum Andenken." Ryger war halb ärgerlich, halb lachte er. "Na, weißt du, teuer ist dich meine Gastfreundschaft zu stehen gekommen!" sagte er vorwurfsvoll. "Aber herzlichen Dank, ich freue mich sehr über das schöne Geschenk, anscheinend hast du alle Taschen voll Geld, und leichtsinnig bist du auch, aber einen guten Geschmack hast du. Solltest du jedoch irgendwann mal in Verlegenheit kommen oder von deinem alten Herrn

knapper gehalten werden ... na, du verstehst schon, nicht? Dies Zimmer hier steht dir jederzeit zur Verfügung."

Dieses Zimmer und dieses Leben? dachte Paul, als er Ryger verließ; und jetzt war er ernstlich böse auf ihn. Was warnt er mich und was droht er mir da allerhand an? ich bin doch kein grüner Junge mehr, der sich wegen ein paar schöner Worte und wegen einer schönen Nacht verhängnisvoll in ein Mädels vernarrt! Aber er scheint nicht zu bemerken, daß es sich hier um etwas anderes handelt als um ein Abenteuer oder eine flüchtige Liebeständelei! Er hat wohl keinen Sinn dafür, daß ich 'raus mußte aus dem Elend in seinem eleganten Fremdenzimmer samt der vorzüglichen Küche und den lärmenden Gelagen! Er begreift nicht, daß ich jemanden brauche, um dessentwillen ich es fertigbringe, mich aus dem Nichtstun herauszureißen ...

*Jemanden, um dessentwillen?* fragte Paul sich dann erschrocken. Ja, um wessentwillen denn? um eines fremden Mädchens willen, das hübsch und begehrenswert ist und die Hand nach mir ausgestreckt hat?! Nun ist also Erika an der Reihe? Und ihretwegen? muß ich mich denn nicht Vater oder mir selbst oder dem Leben zuliebe aufrufen, nicht aber einer fremden Frau zuliebe? Um einer Frau willen bin ich aus Budapest ausgerückt, hierher nach Berlin, und jetzt will ich um einer Frau willen...

Betroffen blieb er an der Straßenecke stehen. In doppelten Reihen fuhren die Taxen und Privatautos vor ihm vorbei, dazwischen hier und dort ein mächtiger Autobus, ganz selten eine altmodische Pferdedroschke mit einem Kutscher im Zylinder auf dem Bock. In der Mitte der Straßenkreuzung lenkte ein Schutzmann mit weißen Handschuhen den Strom der dichtwogenden Fahrzeuge. Lastwagen fuhren langsam daher. Menschen gingen an ihm vorüber. Geschmackvoll dekorierte, prächtige Schaufenster lockten ganze Häuserreihen entlang das Publikum zum Kauf. Firmenschilder an den Häusern kündeten von hunderterlei Berufstätigkeit. Ein Zeitungsverkäufer lief hinter ihm vorbei und rief ununterbrochen: "Be-Zet am Mittag, Be-Zet, Be-Zet!" Und jetzt blieben zwei Herren neben ihm stehen; der eine sprach: "... auf Grund des Paragraphen hundertelf habe ich sofort Strafanzeige gegen ihn erstatten lassen ... heda! Chauffeur! kommen Sie mal 'ran mit Ihrer Droschke ..."

Das alles dreht sich um Frauen? der Verkehr, die Geschäfte, die Zeitungen, das Lernen, der Paragraph, die Taxe, das ganze Leben? Eine Frau

mußte kommen, um mich Beth und Rosie und ... Magda vergessen zu lassen, — wieder bedarf es der Initiative einer Frau, daß ich mich auffraffe?!

Dann beruhigte er sich mit einemmal. Na, na, sagte er sich, kein Theater machen. Nicht hysterisch tun. Ich bin mir doch über alles im klaren. Und im übrigen ist die Tatsache das Wesentliche und nicht der Grund, der den Anstoß gab. Außerdem ist Erika ganz anders als die anderen.

Natürlich war Erika anders als die andern bis zu dem Augenblick, da sie genau so wurde wie die andern. Ryger hat recht gehabt: man hätte die Sache nicht allzu ernst nehmen dürfen. So indessen war es nicht leicht. Nein, es war sehr schwer. Genau so unerwartet wie Erika ihn eines Tages zu sich hingezogen hatte, schickte sie ihn eines Tages ohne jeden Grund weg; kaum fünfzig Worte sprachen sie darüber, und auch diese wenigen Worte entbehrten jeder Schärfe. "Nimm es nicht tragisch", sagte Erika, "aber ich liebe dich nicht mehr, kann also nicht mehr mit dir zusammenbleiben."

"Nein", sagte sie weiter, "ich habe wirklich keinen andern Grund als den, daß ich dich nicht mehr liebe, wir können aber trotzdem gute Freunde bleiben." — "Ich kann nichts dafür", sagte sie zum Schluß, "aber heutzutage lebt man ja überhaupt so provisorisch ... vielleicht wäre es nicht einmal gut, wenn eine solche Beziehung lange dauerte. Ich hoffe, du wirst nicht viel leiden um mich ... glaub mir, ich bin das nicht wert, beziehungsweise ... die ganze Sache ist es nicht wert." Und damit war es aus. Aus mit der Liebe von einigen Monaten, mit der völligen Hingabe von einigen Monaten, mit dieser sonderbaren Art von Ehe: denn sie waren Tag für Tag zusammen gewesen, hatten von jeder Minute, die sie getrennt verbrachten, genau gewußt; alle Angelegenheiten, Sehnsüchte, Schwächen hatten sie geteilt, das ganze Leben des einen war auch das des andern gewesen; Erika hatte während der Zeit eine ganze Anzahl guter Theaterkostümentwürfe gezeichnet und verkauft; Paul war auf die Universität gegangen und hatte nach den ersten Vorlesungen den Eindruck gewonnen, als befände er sich auf dem richtigen Wege: die Kulturgeschichte und besonders die Musikgeschichte fesselten ihn, es lohnte sich also, dieses Studium weiter zu betreiben. Hätte er sich den Gedanken, Erika vielleicht zu heiraten, bewußt werden lassen, so wäre ihm das wohl selbst lächerlich erschienen. Daß ihm aber im Anschluß an die begonnenen Versuche immer häufiger die praktischen Möglichkeiten für die Zukunft in den Sinn kamen, erfüllte ihn mit Zuversicht. In fünf Jahren bin ich



fertig, dachte er. Die Wissenschaft, die ich mir erwählt habe, hat internationale Möglichkeiten, ihre Literatur interessiert ein großes internationales Publikum. Und wenn ich es in diesem Fach zu etwas bringe, warum sollte ich mich dann nicht auch praktisch durchsetzen können, hier oder in Ungarn oder wo immer.

Als Erika ihm dann den Laufpaß gab, spähte er ängstlich in sich hinein, ob sich im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit nicht etwas in seinem Innern verändere. Ob seine Willenskraft nicht nachlasse, sein schwungvoller Eifer nicht gebrochen sei, ob wirklich das alles nur um Erikas willen geschehen sei oder ob es nicht doch in seinem tieferen, besseren Leben Wurzel gefaßt habe. In der Traurigkeit des Witwers schlenderte er durch die Stadt; in Gedanken stritt er bitterböse gegen Erikas in kühler, überlegener Ruhe urteilhaft gesprochene Worte; er beschloß, sich nicht so einfach in sein Schicksal zu ergeben, Erika jenem Nachfolger, der doch gewiß dahinter steckte, nicht zu überlassen, sie ihm wieder wegzunehmen, einen Skandal zu machen, ihm zu zeigen, daß ... Was zu zeigen? daß Erika dennoch ihn, Paul, lieben werde? Nein: da half keine Gewalt und kein Flehen. Erika liebte ihn nicht mehr, und es wäre dumm, die Sache "so ernst zu nehmen". In den ersten Tagen litt er schwer; er fühlte sich betrogen und gedemütigt. In solcher Stimmung ging er einmal zu Ryger und sagte ihm, er sehe ein, daß er recht gehabt habe. Die Freundschaft mit Ryger hatte er zwar während der ganzen Zeit aufrechterhalten, aber während der Beziehung zu Erika an den abendlichen Vergnügungen nicht teilgenommen, weil ihn nur Erika interessierte und weil er vielleicht auch, eingedenk der Warnung Rygers, das Mädchen von dieser Gesellschaft fernhalten wollte. Als er nun zum erstenmal wieder sich in den Kreis der Bummelanten mischte, fühlte er etwas wie Reue. Ryger empfing ihn herzlich, verhöhnte ihn nicht; Paul saß neben einem Mädchen namens Molly und unterhielt sich mit ihr ein wenig zerstreut und geistesabwesend, so daß sie ihn bald im Stich ließ; in einem Lehnstuhl sitzend, betrachtete er das laute, trunkene, tanzende Gewühl und dachte bei sich, der verlorene Sohn sei zurückgekehrt ... unter die Verlotterten.

Aber als er bereits in den nächsten Tagen die Beobachtung machte, daß, obgleich er Erika nicht mehr hatte, die Universitätsstudien nicht um ein Haar langweiliger und zweckloser geworden waren: schien es ihm, als lindere sich der quälende Schmerz plötzlich, und befriedigt stellte er fest, daß also doch nicht alles nur für sie und um ihretwillen gewesen war. Und

als er kurz darauf eine ziemlich lange, schwermütige und bittere Novelle schrieb, in der er mit dem Erlebnis Erika vor sich selbst abrechnete, und als der sympathische junge Redakteur einer gutrenommierten literarischen Zeitschrift ihm die Arbeit zurückgab mit der Bemerkung, er könne sie wegen des Themas und der Art der Bearbeitung nicht annehmen, halte es jedoch für sehr anerkennenswert, daß ein Ausländer so gut deutsch schreiben gelernt habe, sagte Paul sich, dieser Bescheid bedeute noch nicht unbedingt, daß er nicht schreiben könne, doch sei die Erika-Angelegenheit hiermit sowohl in bezug auf das Leben als auch in bezug auf die Literatur erledigt. Und daß sie erledigt war, und zwar auf diese Weise, sei nur ein Gewinn und ein Glück.

Schon längst hatte er daran gedacht, Ehrharts einmal aufzusuchen. Doch war er bisher über den fragenden Gedanken nicht hinausgekommen, was wohl seine Kusine Gertrud und sein Vetter Kaspar machten. Im Telephonbuch fand er nach langem Suchen Onkel Adalberts Adresse: sie wohnten in Potsdam. Soll ich 'rausfahren zu ihnen? dachte er mehrmals. Seit jener traurigen Nachricht über Wolf habe ich nichts von ihnen gehört. Wer weiß, ob sie uns nicht schon ganz entfremdet oder gar auf uns böse sind? vielleicht ist ihnen mein Besuch nicht einmal angenehm?

Dann brachte der Zufall ihn mit Gertrud v. Ehrhart zusammen. Eines Abends war er bei einem von Rygers Freunden eingeladen — diese Zusammenkünfte verliefen übrigens geradezu langweilig programmäßig, angefangen mit der Tasse Tee bis zum sinnlosen Betrinken — , Paul wußte, daß auch jene Molly dort sein würde, und nahm sich vor, liebenswürdig zu ihr zu sein. Schon allein aus dem Grunde, weil sie nicht groß und schlank, sondern von mittlerer Statur, nicht schwarz, sondern kastanienbraun, nicht knabenhaft, sondern grazil weiblich gebaut war. Er erblickte Molly gleich, als er das Zimmer betrat; ein großes, blondes junges Mädchen stand neben ihr. Er ging auf sie zu und begrüßte sie sehr höflich; dem fremden Mädchen wurde er vorgestellt. "Hegedüs?" sagte die Blonde mit der Etonfrisur verwundert, "Paul Hegedüs aus Budapest?" Sofort kamen ihm ihr Gesicht und auch ihre Stimme bekannt vor: das konnte nur die Tochter von Tante Gisela Ehrhart sein. "Herrgott, wie du dich verändert hast! Du warst doch früher mal auf einem Bild so dick ..."

In der Freundschaft mit Molly ging alles leicht und glatt, so wie Paul es sich immer gewünscht hatte. Obwohl Molly in gewisser Hinsicht "ganz anders war als die anderen", nahmen sie die Sache nicht "sehr ernst", betrachteten nichts als "endgültig", und so konnte Paul hoffen, keine "schmerzliche Enttäuschung" zu erleben. Er hielt sich von Molly viel ferner als damals von Erika, obgleich er in der körperlichen Beziehung Neues und mehr von ihr bekam. Sie waren gute Kameraden, jedoch unabhängig voneinander. Molly war anscheinend ein reiches Mädchen, doch darum kümmerte Paul sich nicht, und daß sie Medizin studierte, interessierte ihn hauptsächlich darum, weil auch Gertrud Studentin der Medizin, sogar im selben Semester, und Mollys beste Freundin war; auf diese Weise kam er jetzt häufig mit seiner Kusine zusammen. Trude stand, wie sie erzählte, mit ihrer Familie nicht sehr gut, erstens weil sie sie nicht Ärztin werden lassen, zweitens, weil sie sie nach lauter dusseligen veralteten Prinzipien erziehen wollte, wie ein Biedermeier-Zuckerpüppchen. "Vater", sagte sie, "ist dermaßen von politischen Dingen in Anspruch genommen, daß er sich überhaupt nicht viel um mich kümmern kann. Mit Mutter hingegen habe ich große Kämpfe auszufechten gehabt, bis ich endlich meinen Willen durchsetzte; aber weißt du, wer an meinsten gegen mich hetzt? Kaspar. Du müßtest dir bloß mal anhören, was der mir alles an den Kopf wirft! na, aber ich mach' mir nichts draus. Er geht auf die Technische Hochschule, aber daß auch bei ihm das Politisieren im Vordergrund steht, brauche ich wohl gar nicht erst zu erwähnen." Paul sagte, er würde sich freuen, sie alle einmal zu sehen, bloß wisse er nicht, ob sie ihm nicht böse seien. "Warum sollten sie dir böse sein?"

"Nun, wegen Vaters zweiter Heirat, und dann, weil wir ja schon lange keinen Kontakt mehr mit der Familie deiner Mutter haben ..."

"Oh, meine Eltern sind auf niemanden böse, bloß auf mich", sagte Gertrud, "das heißt, außer mir hassen sie noch die Kommunisten und die Juden. Aber dich werden sie bestimmt sehr liebevoll empfangen, du mußt dich bloß geschickt benehmen ..."

Das war ein etwas rätselhafter Wink, aber Paul beschloß auf jeden Fall, sich geschickt zu benehmen, als er am Telephon Tante Gisela mit der so bekannt klingenden Stimme seinen Besuch ankündigte. Ehrharts empfangen ihn tatsächlich sehr liebevoll, Tante Gisela fing sogar an zu weinen, als sie Paul erblickte. Sie wunderten sich und schienen fast ein wenig beleidigt zu

sein, daß er schon seit Monaten in Berlin war und sich jetzt erst meldete. Paul schob seine große Inanspruchnahme vor und entschuldigte sich damit, daß er sie nicht habe belästigen wollen. Dann mußte er von zu Hause erzählen: von Vater — nach Muttchen Klara fragten sie taktvollerweise gar nicht —, von Georg und von sich selbst; Tante Gisela erinnerte sich sogar noch an die alte Käthe. Dann meinte Onkel Adalbert, es sei sehr richtig, daß er hier in Deutschland studiere, Deutschland sei das Land der Zukunft, er solle nur auf der Hut sein, daß er nicht unter das "Lumpenpack" gerate. Und damit ging er weg, in irgendeinen Klub. Auch Kaspar — in einer unbekanntem Uniform, in braunem Hemd, um den Arm eine rote Binde mit schwarzem Swastikazeichen, einen Ledergurt um die Taille, in Ledergamaschen und flacher brauner Mütze — verschwand bald aus dem Haus. Paul blieb mit seiner Tante allein. Und da brach plötzlich, wie aus einem brodelnden Vulkan das Feuer und die Lava, aus Tante Gisela heftiges Klagen aus. Zunächst jammerte sie im allgemeinen über die Welt ... über diese wahnsinnig gewordene Welt, die in ihrer Undankbarkeit und Dummheit den Kaiser vertrieben und einen Sattlermeister<sup>31</sup> auf den Thron, beziehungsweise an die Spitze des Staates gesetzt hatte; "liebes Kind", sagte sie weinerlich, "ich schwöre dir, manchmal bin ich so wirr, daß ich überhaupt nicht mehr weiß, ob wir ein Kaiserreich sind oder eine Republik oder eine Aktiengesellschaft oder was sonst ..." Ja, diese Welt, die alle verantwortungsvollen staatlichen Stellen zur größten Schande mit lauter roten Gaunern besetzt hatte. Als ob Deutschland jemals etwas anderes sein könnte oder wäre als ein Kaiserreich, und als ob auf diesen Revolutionsfasching nicht die Fastenzeit folgte ... und was für eine harte Fastenzeit! Und da sprach sie schon von Onkel Adalbert — Paul bemerkte erst jetzt, daß sie ungarisch sprachen: Tante Gisela suchte zwar manchmal nach den Worten, aber ihre Aussprache war tadellos —, also Onkel Adalbert. Er war geradezu närrisch geworden über all den Geschehnissen. Statt daß sie ruhig zurückgegangen wären auf ihr Gut — dieses Gebiet war ja Gott sei Dank nicht in die Hände der Polen gefallen, und die rote Horde hatte das Gut sich nicht zur Beute gemacht —, mußte die ganze Familie nach der Revolution hier in Berlin bleiben, das Gut hatte Adalbert verpachtet, und nun politisierte und konspirierte er, Gott mochte wissen, was für böse Folgen daraus noch erwachsen würden; selbst ihr Geld würde in diese politischen Angelegenheiten hineingesteckt. Natürlich hatte

---

<sup>31</sup> Friedrich Ebert, 1919 bis 1925 Reichspräsident der Weimarer Republik, war Sattler.

nicht viel dazu gehört, daß Kaspar in die Fußtapfen seines Vaters trat. Er hatte sich nur mit Mühe davon zurückhalten lassen, sich als Freiwilliger zum schlesischen Grenzschutz zu melden, anstatt Gott zu danken, daß er nicht mehr mit in den Krieg mußte wie der arme Wolfgang ... Tante Giselas Gesicht wurde hart und finster, und man sah, daß sie mit den Tränen kämpfte, "und jetzt hat der Junge ein neues Ideal, irgendein bayrischer oder österreichischer Volksführer ist das, der in Süddeutschland agitiert, aber auch in Berlin hat er schon Anhänger, und einer der eifrigsten unter ihnen ist unser Kaspar. Er vergöttert seinen Führer und sagt, er sei der Befreier Deutschlands und der Mann der Zukunft. Man kann ja nichts dagegen sagen, schließlich ist der Platz eines jeden anständigen wahren Deutschen dort bei den Rechtsgesinnten, aber die Gesinnung ist doch noch nicht identisch mit diesem fortwährenden Versammlungabhalten, so ein Junge sollte, anstatt ewig zu den Versammlungen zu laufen und in Schutztruppen und Sturmstaffeln zu exerzieren, lieber lernen, er könnte ja schon Ingenieur sein, wenn er das Studium nicht so vernachlässigte ... das Ende vom Lied ist womöglich, daß so ein Kind nicht einmal von den Franzosen oder von Korfantys Leuten<sup>32</sup> erschossen wird, sondern von den schurkischen Kommunisten bei einer Straßenkeilerei, denn Kaspar schreckt auch davor nicht zurück. Na, und Gertrud ..." Tante Giselas Gesicht wurde noch finsterer, und eine schmale, bittere Linie zog sich bis zu ihren Augen hinauf. Gertrud studiere. Sie fürchte, sie lerne gar zu viel. Wer denn schließlich die Verantwortung trage ... mehr sagte sie nicht über ihre Tochter; sie wurde offensichtlich starr und bemühte sich, die Gedanken über sie zu verscheuchen.

Während des Gesprächs betrachtete Paul seine Tante. Die dahingegangenen Jahre sieht man ihr natürlich an, obgleich ihre Haut frisch, ihr Gesicht rot und in ihrem dicken blonden Haarknoten kein einziger weißer Faden zu sehen ist. Ehrharts bewohnen ein einstöckiges, palaisartiges kleines Haus; in den vier oder fünf großen Empfangsräumen lauter wertvolle antike Möbel; an den Wänden imposante Bilder, darunter ein Dürer und ein wunderbarer Holbein; die Straße, nach der die Fenster gehen, ist vornehm

---

<sup>32</sup> Wojciech Korfanty, geboren als Adalbert Korfanty (1873 – 1939) war ein polnischer Journalist, Mitglied des Deutschen Reichstages und Abgeordneter des Sejms.

Seine historische Bewertung ist unterschiedlich; für die deutsche Seite war er ein polnischer Nationalist und Freischärler, für die Polen ein schlesischer Protagonist, für die Schlesier Vater der schlesischen Autonomie in Polen. Als Hauptinitiator des Gründungsstatuts der Woiwodschaft Schlesien trug er wesentlich zur Errichtung der Autonomen Woiwodschaft Schlesien sowie des Schlesischen Parlaments in Kattowitz bei. (WP)

still; der Tee wird von einem Diener serviert; das Geschirr ist edelstes altes Meißner Porzellan; im Rauchzimmer eine gewaltige Waffensammlung und riesige Bärenfelle — in der ganzen Wohnung spürt man gleichsam die Atmosphäre des ostpreußischen Schlosses, fühlt gleichsam die Stimmung des Junkertums von vielen Tausend Morgen —, und Kaspar v. Ehrhart exerziert in irgendeiner Sturmtruppe, während Gertrud v. Ehrhart...

Die Gesellschaft, in der Paul verkehrte, wechselte beständig in einer stillen, ununterbrochenen Bewegung: eine verschwindende Gestalt nahm eine zweite und eine zehnte mit sich; hinter einem neu auftauchenden Gesicht tauchte ein zweites und ein zehntes Gesicht auf. Am Ende des ersten Jahres, das Paul in Berlin verbrachte, fand er in Rygers Kreis keine fünf mehr von den Menschen, die am ersten Abend die Wohnung bevölkert hatten. Trude v. Ehrhart war seit der Molly-Zeit häufig, sogar fast regelmäßig in diesem Kreise anwesend; und wenn ihre körperliche Erscheinung, mit der knochigen, mageren, knabenhaften Figur, mit dem Etonkopf, mit den geschminkten Lippen und gefärbten Wangen, sich von der der anderen jungen Mädchen auch nur so weit unterschied, als es selten zwei ganz gleich aussehende Menschen gibt, sah Paul dennoch, daß ihr Benehmen von dem der übrigen stark abstach. Den Hauptzug, der ja gewöhnlich auch das grundlegende Wesen zum Ausdruck bringt, sieht man manchmal leicht; aber es dauerte eine geraume Zeit, bis Paul sich ein Bild von den Einzelheiten machen konnte. Natürlich begann er damit, daß Gertrud anders sei als die anderen, weil sie ja seine Kusine war ... Dann schämte er sich. Schön, es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die Ehefrau, die Mutter, die Schwester und die Tochter etwas anderes sind als die übrigen Frauen, aber dieses besondere und einmalige Anderssein läßt sich doch schwerlich in einem optimistischen Verwandtschaftsgefühl und Besitzwahn etwa auch ausdehnen auf die Frau des Veters von des Bruders Schwager. Das wäre denn doch ein bißchen zu verantwortungslos, beziehungsweise allzu verantwortungsvoll. Also: nicht darum ist sie anders, weil sie mit mir verwandt ist, sondern weil ... aber hier in dem vorliegenden Fall ist ja auch das Weil nebensächlich, wichtig ist nur das Wie. Kurz, Gertrud v. Ehrhart benimmt sich anders als die übrigen. Ruhiger und feiner, und es sieht so aus, als wäre sie auch ein wenig kälter, — und nicht der kameradschaftlich-freie Ton ist hierbei ausschlaggebend, nicht das Sich-mit-all-und-jedem-Duzen, nicht die kleinen

körperlichen Vertraulichkeiten, sondern, daß sie — in diesem Kreis wenigstens — niemanden hat, der offiziell "zu ihr gehört", der sie immer begleitet, zu dem sie in die Wohnung geht, kurz mit dem sie in der üblichen Kameradschaftsehe<sup>33</sup> lebt. Trude ist sonderbarerweise stets die dritte oder die dreizehnte, wo die Jungen und Mädels paarweise zu zählen sind. Und als Paul einmal, nicht etwa ganz nüchtern, aber immerhin in Anbetracht seiner Beziehung zu Molly nur verwandtschaftlich Trude auf den Hals küßte, fühlte er, daß sie zusammenzuckte, unwillkürlich und unbeherrscht, und zwar in ganz anderer Art, als die sämtlichen übrigen jungen Mädchen auf solch einen unerwarteten Kuß reagiert hätten. Gertrud ist anders als die anderen, dachte Paul zum zehnten- und zum zwanzigstenmal, und einmal, im Gespräch mit Ryger, sagte er nachdenklich zu ihm, ob es wohl zutreffe, daß dieses Nachkriegsfieber, von dem die Jugend verzehrt wird, unterschiedlos die gesamte Jugend ergriffen habe, ob nicht doch gewisse Klassen, sagen wir — an Hand eines lebenden Beispiels — die Abkömmlinge alter Adelsfamilien, selbst wenn sie gewisse Lebensformen angenommen haben, dennoch dieser sogenannten "modernen" Lebensweise gegenüber mehr Widerstandskraft an den Tag legten. Ryger lächelte fein. "Na", sagte er mit einer lässig verächtlichen Handbewegung, "der Hamburger Zweig der Rygers ist zwar erst etwa zweihundert Jahre alt, aber der lettische Zweig mindestens fünfhundert, und ich schäme mich meiner Lebensweise wahrhaftig nicht. Ich kann mich von den Lebensformen der Zeit nicht ausschließen, kann mich als gesunder junger Mann doch nicht in einen elfenbeinernen Turm zurückziehen. Du spielst wohl auf Gertrud Ehrhart an, nicht? Also ja ... deren Be nehmen ist tatsächlich anders als das der übrigen Mädchen unserer Kreise. Aber der Unterschied liegt in erster Linie darin, daß sie sich noch nicht hat frei machen können von aller Unaufrichtigkeit; sie hat Masken, aber sie versteht es, sie zu tragen."

"Mir ist nicht klar", sagte Paul verwirrt, "woran du denkst!"

"Deine Kusine", fuhr Ryger in aller Ruhe fort, "steht nämlich in ihrer Haltung, die übrigens von schätzenswerter Stärke, von Geistesgegenwart und sogar von gewisser Gestaltungskunst zeugt, abseits von den übrigen, angeblich ist sie sogar noch unberührt, das heißt, genauer ausgedrückt: noch Jungfrau. Ist dir nicht aufgefallen, daß sie sich nichts aus Männern macht?"

---

<sup>33</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Ben\\_B.\\_Lindsey](https://de.wikipedia.org/wiki/Ben_B._Lindsey)

Paul errötete tief, schämte sich und protestierte empört gegen die Verdächtigung. Ryger lachte laut. "Weißt du, über zuverlässige, persönliche Erfahrung in dieser Hinsicht verfüge ich zwar nicht ... ich habe das bloß gehört. On dit. Aber eins verstehe ich nicht: wieso bist du deswegen beleidigt? Ich meinerseits habe gegen ihre Einstellung gar nichts einzuwenden. Wenn das ihr Geschmack ist, — bitte. Und wenn du in unserm Kreis nicht bloß der vornehme Fremde bist, als der du mir übrigens manchmal erscheinst, sondern dich tatsächlich mit unseren Lebensprinzipien identifiziert hast, dann kannst du doch an keiner Art von Neigung, sofern sie nicht unsauber und ungesund ist, Anstoß nehmen!"

"Nun ja", sagte Paul in seiner Verlegenheit. "Ich bemühe mich ja, all das zu verstehen, und nehmen wir an, ich glaube das, was du von Gertrud gesagt hast ... Geschmacksache, und bekanntlich de gustibus ... aber ich halte es nicht für wahrscheinlich ... die Leute klatschen doch so manches ..."

Er nahm sich vor, Trude genauer zu beobachten. Nicht, daß er auch nur ein Wort von dem glaubte, was Ryger geschwätzt hatte, dieser blieb für ihn der eingefleischte Lügner und unverbesserliche Verleumder; noch weniger, weil diese Sache mit Gertrud ihn aufgeregt oder interessiert hätte: einzig und allein darum, weil er klar sehen wollte und sich nicht gern etwas auf die Nase binden ließ. Bei der nächsten Begegnung mit seiner Kusine ging er dann offen und tolpatschig auf sie los. "Trude. Ich bin doch dein Vetter und dein Freund. Sag mir bitte aufrichtig, bist du wirklich anormal?!" In Trudes Gesicht verzog sich keine Miene, ruhig und offen sah sie Paul an. "Hat man dir also auch diese Legende erzählt?" sagte sie kalt. "Sie können's nicht ertragen, daß ich nicht alles mitmache, was sie treiben. Im übrigen halte ich dies nicht für eine Schande, eher für eine Krankheit. Eine Art Schicksal, wenn du willst. Die Geschmäcker sind halt verschieden. Erstaunlich, daß man dir nicht erzählt hat, ich sei sodomistisch. Ryger hat dich wohl aufgehetzt, was? Würde mich nicht im geringsten wundern, ich habe nämlich gerade kürzlich seine Annäherungsversuche dankend abgelehnt, — überhaupt, weißt du, ich halte deinen Freund nicht für einen ganz tadellosen Gentleman ..."

Der überlegene, kühle Ton und die ruhige Miene ließen in Paul keinen Zweifel mehr bestehen; die verächtlichen Worte, die ganz wie aus dem Munde einer "vornehmen Fremden" klangen, beruhigten ihn vollkommen. Erst viel später fiel ihm Rygers Bemerkung wieder ein, Gertrud verstehe es, ihre Masken zu tragen, — und da dachte er bei sich, überzeugender als der



verächtliche Ton, die geringschätzenden Worte, die überlegen abweisende Geste und die fast mitleidige Nachsicht wäre es gewesen, wenn Trude auf die Verdächtigung hin ganz einfach gesagt hätte: es ist nicht wahr.

In den Zeitungen findet Paul fast täglich einen Namen, in so vielen und so vielerlei Tonarten zitiert, wie Parteien, persönliche Beziehungen, Interessen und Gegeninteressen sich um diesen Namen gruppieren. *Präsident S. Cocus*: mit diesem Titel beginnt die Skala, dann singt sie weiter von dem genialen, dem wohltätigen, dem mächtigen Finanzmann, von dem Retter des Landes, dem Verderb des Landes, von dem Wucherer, dem Nationalökonom der neuen Epoche, dem Inflationsritter, dem Leichenschänder, dem großen Mäzen, von dem guten Menschen und dem Schurken, und sie endet mit dem Schimpfwort: *Jud Cocus, der Blutsauger*. Manchmal führte Paul sein Weg an dem etwas schäbigen, einstöckigen alten Haus vorbei, an dessen Tor auch nicht das bescheidenste Firmenschild anzeigte, daß dort oben in etwa zwanzig Räumen S. Cocus und sein engster Stab ihr Lager aufgeschlagen hatten, von dem aus sie das gewaltige Bankhaus lenkten; jenes Bankhaus, das, wenn auch nicht aus der Erde, so doch aus der Unbedeutendheit aufgeschossen war und sich zu einem der führenden Finanzfaktoren des Inflationslandes entfaltet hatte. Von dort oben wurden die Geschicke von fünf oder sechs Großbanken in den Hauptstädten der zerfallenen Monarchie und einiger Balkanstaaten gelenkt, und überdies an die hundert Industriefirmen auf dem Kontinent. Hausflur und Treppenaufgang zeugten eher von einer stillen, etwas säuerlichen, weltabgewandten Stimmung als davon, daß auf der Etage hinter einer Tapetentür von einem dunkelgrün tapezierten Zimmer aus, mit zerschlossenen Samtvorhängen und alten unbequemen Biedermeiermöbeln, wo bloß der Pfeifenständer und der Schaukelstuhl fehlten, ein Herr namens S. Cocus im Verein mit seinen acht oder zehn Vertrauensmännern den Wirtschaftskrieg führte; diesen Krieg mit den Tanks der Inflation, dem Trommelfeuer der Spekulation, den Sturmkolonnen waghalsiger Börsenmanöver und den Gasbomben des Bluffs, diesen Krieg gegen die alten Reichen und das Friedensvermögen Mitteleuropas. Das langweilige Haustor und der schläfrige Portier verraten nichts; nur wer die um das Haus herum parkende Automenge sieht, die die ganze Straße geradezu verbarrikadiert, oder wer den zur Panzerkammer umgestalteten, künstlich gelüfteten und nur

durch drei Fahrstühle von innen zugänglichen Keller sähe, mit seinem Geheimarchiv und seiner Telephonzentrale, die fünfzig städtische und direkte Leitungen bedient: nur der könnte auf den Gedanken kommen, daß in diesem verwunschenen Schloß wohl doch kein hoher Offizier oder alter Minister aus des Kaisers Zeit hinter den niedrigen engen Fenstern auf das Vergehen dieser "sonderbaren" Zeiten wartete.

Paul dachte daran, "seinen alten Freund" zu besuchen. Einmal erblickte er auf der Straße in einem mächtigen offenen Auto das bekannte Gesicht, ein anderes Mal sah er den Eber-kopf im Theater in einer Parkettloge. Beide Male nahm er sich vor, die Sache nun nicht mehr aufzuschieben, sondern sich bei Cocus zu melden. Soll ich ihn besuchen ... aber warum? Ihm mal guten Tag sagen, dachte er. Aber als er Tag für Tag seinem Namen in den Zeitungen begegnete, ahnte er, daß es sich hier nicht mehr um den stillen Sommergast von Ostende oder um den unerwarteten Besucher in Budapest mit seinem Blumenstrauß handelte; er fühlte, daß man zu diesem andern S. Cocus im allgemeinen nicht so einfach "aus Freundschaft" hinging, daß man sich bei ihm nicht meldete, bloß um ihm mal guten Tag zu sagen, — er würde mich ansehen, dachte Paul, und wenn auch nicht offen fragen, so doch in meinem Gesicht forschen, was ich denn von ihm wolle. Nun, ich will nichts von ihm. Und er ging nicht hin.

Es war nicht einmal der Zufall, der ihn dennoch mit Herrn Cocus zusammenführte, sondern einfach der Umstand, daß Cocus mittlerweile in Budapest gewesen war zur Generalversammlung seiner Bank zwecks Kapitalerhöhung und bei dieser Gelegenheit Vater getroffen hatte; Vater hatte ihm erzählt, daß Paul in Berlin sei. Eines Morgens erhielt Paul dann einen Brief: in einem schmalen, mit der Hand adressierten Umschlag kamen ein paar Zeilen auf einem einfachen weißen Briefbogen (der am Kopf nichts anderes als die beiden Buchstaben *S. C.* zeigte): *Es ist nicht schön von Paul Hegedüs, daß er, obgleich er in Berlin lebt, seinen alten Freund S. Cocus vergessen hat. Aber alles läßt sich wiedergutmachen, wenn er meine Einladung für heute abend zum Essen annimmt.* Das stand in dem Brief. Es lag indessen noch ein mit der Maschine geschriebener Zettel bei: eine Sekretärin mit unleserlicher Unterschrift bat Paul, ihr seine Antwort bis elf Uhr telephonisch mitzuteilen. Aufgeregt rief Paul die angegebene Nummer an. "Privatsekretärin von S. Cocus!" meldete sich eine energische weibliche Stimme. "Hier Paul Hegedüs ..."

"O, Herr Hegedüs. Wir danken vielmals für Ihren Anruf. Was darf ich Herrn Cocus melden?"

"Daß ich seine ... seine gütige Einladung mit Dank annehme."

"Einen Moment, ich notiere. So. Also bitte. Herr Hegedüs. Herr Cocus läßt Sie um zehn Uhr in seine Privatwohnung bitten, die Adresse wissen Sie, nicht? Sie steht übrigens auf der Rückseite des Kuverts. Zum Essen bitte. Es sind sonst keine Gäste da, aber Herr Cocus zieht auch dann den Smoking an, wenn er allein ißt. Danke verbindlichst."

Die Villa, vor der die Taxe im Tiergartenviertel hielt, war dunkel und sah so als schwarzer Fleck sehr einfach und ältlich aus. Als jedoch der Diener Paul durch die Halle führte, in der sich die Sammlung gotischer Holzskulpturen befand, als er ihn weiterführte durch das Rauchzimmer voller Kleinplastiken aus Bronze und Elfenbein, dann durch das Bibliothekzimmer, an dessen vier Wänden auf riesigen glatten Holzregalen Tausende von Bänden nebeneinander gereiht standen, durch die Bildergalerie, wo außer Dürer und Holbein auch Rembrandt, Greco, Goya und Manet vertreten waren, und schließlich ins gotische Eßzimmer mit den Prachtstücken alter Goldschmiedekunst: da fühlte Paul sich beklommen und beschämt beim Gedanken an Herrn Cocus' anerkennende Worte über die Wohnungseinrichtung in der Andrásystraße. Mein Gott ... und das Szeleser Herrenhaus mit seinen sechsundzwanzig Zimmern, und die Tólakysche Villa auf dem Gellértberg, und die Ehrhartsche Wohnung in Potsdam, und das Zimmer im Schweizer Sanatorium, und das Rygersche Lotternest ... Unbehaglich fühlte er sich; während er durch die weiten Räume schritt, glaubte er, die bedrückende Luft eines Museums oder eines historischen Schlosses zu atmen. In einem hinter dem Speisezimmer gelegenen kleinen Empfangszimmer bat der Diener ihn, Platz zu nehmen; dort waren die Wände dicht mit Miniaturen behängt. Paul blieb nur einen kurzen Augenblick allein, da kam Herr Cocus schon, tatsächlich im Smoking. "Nun, ich hoffe, das wird einmal ein angenehmer, ruhiger Abend", sagte Herr Cocus nach der Begrüßung. "Diesen Luxus kann ich mir nämlich leider selten erlauben. Was, Sie haben sich in den Smoking geworfen, junger Mann? Mir scheint, meine Sekretärin war wieder übereifrig, hat sie Ihnen das gesagt?"

"Sie hat bloß gesagt ..." begann Paul, aber Cocus unterbrach ihn: "Daß ich im Smoking sein werde, mehr hat sie nicht gesagt, ich weiß. Das heißt aber nicht, daß für meine Gäste auch der Abendanzug Vorschrift wäre. Meine

Sekretärin übertreibt, sagen wir, sie ist übertrieben taktvoll. Na, macht nichts. Ich komme tagsüber mit so viel Schmutz zusammen, daß ich mich abends umziehen muß, auch wenn ich allein bin. Und ob ich mir nun einen Pyjama oder einen Panzer anziehe, das macht schon keinen großen Unterschied, allzuviel Bequemlichkeit liegt mir nicht. Nun erzählen Sie mir mal zunächst, junger Freund, womit beschäftigen Sie sich hier in Berlin?"

Im Morgengrauen fuhr Paul nach Hause, in Herrn Cocus' Wagen. Während sie allein in dem kleinen Empfangszimmer saßen und sich unterhielten, hatte er manchmal das Gefühl gehabt, als säßen sie gar nicht inmitten der zahllosen Miniaturen: die Wände rückten in die Ferne, der Raum weitete sich, und an der Stelle des mächtigen Gartenfensters blitzte die Nordsee auf, fast hörte man sogar das stete eintönige ferne Rauschen des Wellenschlags. Hinter Herrn Cocus' Worten vom Heute — seltsamen, manchmal unverständlichen, manchmal verblüffenden Worten von diesem verworrenen, unheimlichen Heute — drang leise eine alte Stimme an Pauls Ohr: "Kaufen ... Eisen, Kupfer, Stroh, Kohle, Zucker, Zinn, Holz, Glas, Seide, Leinen ... kaufen, kaufen ..." Und diese leise Stimme, die seinerzeit, Ende Juli 1914 in Ostende, inmitten des Kriegsalarms, dem strahlenden Muttmchen Klara und dem vornehmen Baron Härtlein eher wie der weinerliche Gesang eines von Haus zu Haus ziehenden Althändlers geklungen hatte denn wie das Wort eines Propheten, der viele Wochen oder gar zehn Jahre voraus in die sich auftürmenden Tage sah, — diese alte Stimme war ein seltsamer, stummer Kontrapunkt zu der andern, der jetzigen Stimme, die davon spricht, daß in dem altmodischen kleinen Zimmer eines altmodischen Berliner Hauses ein stiller Mann mit einem Eberkopf sitzt, der jetzt Banken kauft und Bergwerke, Grundstücke und Fabrikgelände, Theater, politische Parteien, überschäumende Massengunst und finster drohenden Massenhaß, und der wie ein wunderbarer Zauberkünstler seine leere Hand in die Luft ausstreckt, um im nächsten Augenblick Geld, Werte, Macht, Ruhm, Leben und Tod in ihr zu halten. Cocus sprach, und Paul begriff nicht recht, warum er sprach. Er wußte auch gar nicht mehr, wer und was er selbst eigentlich sei, er, der vor einer Stunde noch in unbeholfenen Worten von seinem Berliner Leben erzählt hatte und dem nun ein S. Cocus genanntes Phantom im Smoking in lebhaften, aufregenden und manchmal gruseligen Worten erklärte, was das sei: Wirtschaftsleben der Nachkriegszeit und heutige Volkswirtschaft und Geld ... Und Paul wußte gar nicht mehr, wer und was dieser sonderbare Herr

sein könne, der ihm hier gegenüber saß, der einst so viel und so gut zu schweigen verstanden hatte und der ihm jetzt, ihm, einem Paul Hegedüs, einem kleinen Studenten und Müßiggänger, die tausendfältige oder vielmehr alleinige Wahrheit zeigte, die hinter den tausend Zeitungsartikeln, den tausend Gerüchten und tausend Legenden steckte. Er fuhr nach Hause in dem imposanten Wagen, sein Kopf brummte stärker als der Motor in der Stille der nächtlichen Straßen. Plötzlich fühlte Paul sich von großem Stolz erfüllt. Alles hat er mir gesagt! dachte er, hat sich mir eröffnet, hat aufrichtig zu mir gesprochen, weil er weiß, daß ich sein Freund bin, daß er auf mich bauen, sich auf meine Klugheit, meine Anständigkeit und Diskretion verlassen kann! ... Und dann schämte er sich wie ein beim Prahlen ertapptes und beschämtes Kind. Gesprochen hat er mit mir ... weil er vielleicht sehr viel schweigen muß und weil er vielleicht das Bedürfnis hatte, einmal mit jemandem zu reden, und gerade zu mir hat er gesprochen, weil er genau weiß, daß ich gar nicht imstande bin, alles zu verstehen, was er gesagt hat...

Seit Monaten ging Paul etwas durch den Kopf: das ganze rührte von einem augenblicklichen Einfall her. Er saß im Beethovensaal und hörte dem jungen Pianisten zu, der Bach, Mozart und Beethoven spielte. Während des Adagio-Satzes der Hammerklavier-Sonate fiel ihm plötzlich ein Bild ein, die Himmelfahrt Jesu, in gedämpft glühenden Farben, in einer frappierend feurigen Mischung von Weiß und Gelb. Dieses Bild und das Adagio-Thema verfolgten ihn den ganzen Abend; die Melodie klang ihm in den Ohren, und die Farben spukten ihm vor den Augen, aber er wußte nicht, welches Gemälde er vor sich sah. Es vergingen Tage, bis er in einem seiner Bücher auf die gesuchte farbige Reproduktion stieß: es war ein Bild von Rembrandt aus der alten Pinakothek in München, nicht einmal eins der berühmtesten des Meisters: Die Himmelfahrt Christi. Als nun sein Blick auf dieses Bild fiel, hörte er sogleich wieder das Adagio der Hammerklavier-Sonate, und da stieg das Gefühl in ihm auf, daß — wenn er auch die äußeren Zusammenhänge zwischen der überirdischen Musik und dem überirdischen Bild nicht wahrnehmen konnte — es zwischen diesen beiden einen Zusammenhang geben müsse; irgendwo im Übermenschlichen, in der reinen Geistigkeit müssen sie sich begegnen, um sich entweder zu ergänzen oder umzustoßen. Langsam, langsam, dachte er klopfenden Herzens, der Gedanke ist verlockend, aber man muß vorsichtig sein, sehen wir doch mal näher zu ...

Er dachte nach, er rang, er quälte sich. Farbe und Ton schwirrten wie ein Zwillingsspaar ihm tagelang durch den Kopf, — er kam zu wirren, falsch klingenden, fahlfarbenen, leeren Assoziationen: menschliches Leben, dachte er, Seele, Geist, Verklärung, aber das Wesen der Sache ... was ist das Wesen der Sache?! dachte er unter Qualen, sooft er sich an den Schreibtisch setzte vor ein dickes schwarzes Heft, von dessen erster Seite ihn eine aufgeregt hingeschriebene, pathetische Überschrift angrinste: "Rembrandt und Beethoven — Geheimnisse und Zusammenhänge" ... ja! jawohl, es gibt Geheimnisse, nur komme ich ihnen nicht auf die Spur, ich fühle und sehe sie nicht! ja, es gibt Zusammenhänge, nur ich kann sie nicht deuten ... Er litt und kämpfte. Das übermenschliche Zwillingsspaar vergiftete ihm jede Minute. Ryger ging er aus dem Weg, mit Molly kam er selten zusammen, und auf der Universität hatte er das Gefühl, als gleite alles unter ihm hinweg: diese ganze Sache hat nicht viel Sinn.

Und dann stürzte er sich noch einmal trotzig, verbittert und gleichsam voll Rache gegen Rembrandt und Beethoven, die Unerreichbaren, in die Literatur: wenn ich zu den Großen, zum Ewigen nicht hinaufgelangen kann, sind ja hier die Kleineren, ich und du, und es ist hier das Alltägliche und Vergängliche, dachte er, während er seine verärgerten, traurigen kleinen Novellen schrieb. Jedoch hatte er auch mit diesen Versuchen kein Glück. Der Schriftleiter jener Zeitschrift, den er bereits einmal aufgesucht hatte, las diesmal seine Arbeiten mit viel weniger Zuvorkommenheit und gab sie ihm viel schneller zurück, und zwar ohne ein Wort der Ermutigung. Die andere, kleinere Zeitschrift, an die er sich wandte, schickte ihm höflich dankend ebenfalls seine Novellen zurück. Bei der großen Tageszeitung gingen die Manuskripte dann verloren; auf seine telephonische Reklamation antwortete eine eilige und unhöfliche Männerstimme, für unverlangte Manuskripte übernehme die Redaktion keine Verantwortung und sei auch zu deren Rücksendung nicht verpflichtet. Nein ... anscheinend mußten diese Versuche verlorengelangen, anscheinend hat die ganze Sache keinen Sinn. Ja aber ... in welcher Richtung soll er nun weitergehen? Rembrandt und Beethoven sind zu hoch für ihn, sich selbst zu zeigen, gelingt ihm nicht, auch in der bescheidensten und einfachsten Form vermag er sich nicht zu gestalten. Steht es um ihn demnach so, daß er — sagen wir: die Genialität eines Cocus anerkennt und anstaunt, selbst aber nicht imstande ist, auch nur einen Heller zu verdienen? daß es ihn zu den großen Problemen der Farben und

Formen hinzieht, er jedoch nicht in die Tiefe dieser Fragen vordringen, ihren grundlegenden Sinn nicht erfassen kann? daß er versunken und selig im Rausch ewiger Musik schwelgt, aber auch auf diesem Gebiet über den Genuß nicht hinauskommt? daß es weder einen Menschen noch eine Sache gibt, ihn zu der erlösenden Erkenntnis zu bringen: du bist für mich da und ich bin für dich da?! Anscheinend steht es so.

Einmal besuchte ihn Kaspar v. Ehrhart; Paul war gerade im Begriff, sich für den Abend umzuziehen, als Kaspar kam. "Du willst weggehen?" fragte dieser ein wenig verdrossen und zeigte auf den Smoking und das steife Hemd, die auf dem Bett bereitlagen. "Oh, erst später", antwortete Paul, "ich freue mich, daß du gekommen bist. Schade, daß ich es nicht vorher gewußt habe, dann hätte ich mir gern den Abend für dich freigehalten."

"Ich wußte es selbst nicht", sagte Kaspar, "ich war gerade hier in der Gegend. Und da ich schon lange gern mal mit dir sprechen wollte, dachte ich, ich seh' mal nach, ob du zu Hause bist."

"Bitte, nimm Platz", sagte Paul, "Zigarette?" Kaspar setzte sich auf die Chaiselongue und wies die angebotene Zigarette verächtlich zurück. "Ich trinke nicht, und ich rauche nicht. Aber du scheinst recht gut zu leben. Ich wußte gar nicht, daß du zwei Zimmer hast. Bezahlst das dein Vater?" Das war eine peinliche, taktlose und unbehagliche Frage; Paul hätte gern geantwortet, du verdienst dir ja dein Geld auch nicht selbst ... aber dann sagte er nur leise: "Jawohl."

"Schön. Aber wozu eine solche Luxuswohnung?" fragte Kaspar weiter. "Zwei Zimmer und Badezimmer. Du gehst doch gewiß Tag für Tag aus. Wirfst mit dem Geld um dich, lebst gut, lebst leichtsinnig, lebst unverantwortlich!" Dies klang schon ganz scharf. "Was soll das?" fragte Paul ein wenig ungeduldig, "was sollen diese Vorwürfe? bist du deswegen gekommen? du lebst ja schließlich auch nicht in einem Stall da draußen in Potsdam, und wenn ich mir mein Vergnügen gönne, sei beruhigt, ich arbeite auch, und hast du etwa nicht deine Passionen? deine Mutter hat mir erzählt, daß du in politischen Dingen ..."

"Nun ja", unterbrach ihn Kaspar, "ich bin übrigens gerade aus diesen Gründen zu dir gekommen. Ich wollte wissen, ob du dich schon einer Partei oder Vereinigung angeschlossen hast." Paul zuckten Tante Giselas Worte über Kaspars politisches Treiben durch den Kopf. "Ich bin doch hier fremd",

antwortete er vorsichtig. "Das tut nichts zur Sache! Jetzt lebst du hier unter uns! Die russischen Emigranten sind auch fremd hier, ebenso die kommunistischen Agenten aus Moskau!" Er stand auf und stellte sich vor Paul hin. "Also zur Sache. Ich habe den Wunsch, daß du dich unserer Bewegung anschließt. Dabei ist es ganz gleichgültig, was du bist. Der Führer ist auch kein Reichsdeutscher. Die Hauptsache ist, daß du an den Führer glaubst und an der Bewegung teilnimmst, ob du Deutscher bist oder nicht, spielt keine Rolle, wenn du unseren Rassenforderungen entsprichst und ein anständiger Mensch bist." Paul blieb vorsichtig. "Gut, ich verstehe ungefähr, was du meinst. Ich vertrete zwar die Ansicht, daß ein Ausländer sich in die innerpolitischen Angelegenheiten eines Staates nicht einzumischen hat. Aber angenommen, ich ginge auf deine Aufforderung ein. Angenommen, sage ich. Ich kenne doch eure Bewegung gar nicht." Kaspar griff rasch in die Tasche und zog eine rot-schwarz geheftete Broschüre heraus. *Deutschland, erwache!* lautete der Titel, und darunter war das Swastikazeichen. "Bitte", sagte er, "lies das, dann wirst du alles wissen." Paul drehte und wendete das Heft in der Hand, blätterte darin, las ein paar Stellen. "Eine reaktionäre Bewegung?" fragte er unsicher, aber außer Tante Giselas Worten fielen ihm nun auch schon Gerüchte und Zeitungsartikel ein, die von der Bewegung der Hakenkreuzler berichtet hatten. "Blödsinn!" fuhr Kaspar auf. "Was soll das heißen, reaktionär? Nennst du es eine reaktionäre Bewegung, daß wir Deutschlands Einheit schaffen wollen? oder ist es etwa reaktionär, daß wir dem wucherischen Großkapital den Hals brechen und mit dem zerstörenden internationalistischen Geist aufräumen wollen? ist es vielleicht Reaktion, daß wir die Massen des deutschen Volkes von den Sklavenketten innerer und äußerer Feinde befreien, daß wir ein rassenreines, auf die uralte sittliche Höhe erhobenes, wirtschaftlich gesundes, einiges deutsches Volk erziehen wollen, das an der Spitze von Europa steht? ist es Reaktion, wenn wir zu diesem Zweck das Land von den Juden, den Kommunisten und dem Schwindlerpack der Sozialdemokraten säubern wollen? Wenn du das für reaktionär hältst, bist du ein Kommunist!" Der redet genau wie Béla Szász, dachte Paul. *Hier Deutschland, erwache, dort Ungarn, erwache.* Er trat einen Schritt näher auf Kaspar zu. "Wieso?" fragte er scharf, "entweder Hakenkreuz oder fünfzackiger Stern? ein Mittelding gibt es nicht?! Ich bin ein Bürger!" betonte er hart. Kaspar lachte laut, ein wenig gezwungen. "Bürger! wie naiv! in dem Sinne nämlich, wie du das offenbar meinst. Ja, in diesem



Sinne gibt es kein Bürgertum! In einigen Jahren wird auch jener morsche Rahmen verschwunden sein, den du, wie mir scheint, Bürgertum oder bürgerliche Mittelklasse nennst. Aber in anderem Sinn gesprochen: wir kennen weder Bürger, noch Proletarier, noch Adel. Für uns gibt es nur Deutsche und Fremde, reine Arier und Juden, Hakenkreuzler und Kommunisten, wir teilen die Welt in zwei Teile ein: auf der einen Seite sind diejenigen, die mit uns oder ähnlich wie wir fühlen, auf der andern Seite diejenigen, die gegen uns sind. Wir haben uns bloß um einen Schritt verspätet: in Italien hat der Befreiungskrieg schon angefangen, aber vielleicht werden wir diese Weltbewegung vollenden, denn unsere Idee, überall dem nationalen Rahmen angepaßt, wird die Welt erobern! Bei euch ist die Sache doch schon im Gange ... wir bewundern eure nationale Bewegung und haben die größte Anerkennung für sie!" Paul warf ärgerlich dazwischen: "Unsere nationale Bewegung will dem Bürgertum wieder auf die Füße helfen, unsere nationale Bewegung will den Frieden zwischen den Nationen, den Rassen und den Konfessionen, will die Konsolidierung der bürgerlichen Weltordnung in dem zu Tode geplagten kleinen Stückchen Land ..."

"Dann hat eure nationale Bewegung sich ein irriges Ziel gesteckt, oder du kennst sie nicht richtig! Die bürgerliche Idee ist tot, die bürgerlich-kapitalistische Weltordnung ist gescheitert, die bürgerliche Lebensform hat ausgespielt und einen stinkenden Trümmerhaufen hinter sich zurückgelassen. Das Bürgertum ist zum Tode verurteilt, weil es an falsche Konzessionen glaubt und weil es seinen Kampf nicht zu Ende führen konnte!" In Paul regte sich ein Schimmer von altem Bürgerstolz, eine ferne schmerzliche Sehnsucht nach Europäertum. "Gut", sagte er mit gepreßter Stimme, "gut, also wir sind zum Tode verurteilt. Aber wie ich sehe, seid ihr es, die uns zum Tode verurteilen, ihr und die Kommunisten! Aber wir Bürger akzeptieren dieses Urteil nicht, und wir werden uns wehren! Wir werden unsere Kultur und unsere Zivilisation schützen, die ihr in Trümmer schmeißen wollt!"

"Die Urkraft und die Urmoral pfeifen auf Kultur und Zivilisation ..." sprach Kaspar dazwischen, aber Paul verstärkte die Stimme. "Der Weg der Kultur und der Zivilisation ist der Frieden!" rief er. "Ihr mit eurer Urkraft wollt wohl gar wieder Krieg ... genau wie die Kommunisten?!" Kaspars Worte fielen jetzt wie Hammerschläge. "Wir wollen den Frieden, aber wenn's sein

muß, führen wir auch wieder Krieg, jawohl! Wenn's sein muß, sind wir eben auch bereit, wieder gegen äußere Feinde zu kämpfen, auf jeden Fall aber machen wir unsern Krieg im Innern! Unsern Reinigungskreuzzug!"

"Und fürchtet ihr nicht, daß die Welt, die vom Krieg genug hat, wenn es wieder einmal zum Weltenbrand kommen sollte, euch über den Haufen rennt? Fürchtet ihr nicht, daß ihr, die ihr stolz darauf seid, die bürgerliche Weltordnung zum Tode verurteilt zu haben ..."

"Was?! wir hätten sie zum Tode verurteilt und nicht sie sich selbst?! ja, bist du denn blind? Sind hier bei uns die Herrschaft der Schieber und das Elend der hungernden, ausgewucherten deutschen Massen kein hinlängliches Todesurteil für die bürgerliche Weltordnung? ist der fremde Geist, der die unwissenden, versklavten Massen vor jenem andern feindlichen Gedanken in die Knie zwingt, kein hinlängliches Todesurteil? Wir kommen, um sie zu befreien ..."

"Woher weißt du denn, daß ihr kommt? Die Kommunisten verkünden ja auch, daß sie kommen werden und die Massen befreien! Warum also ihr?"

"Weil wir daran glauben und ..."

"Sie glauben auch daran!"

"Also dann glauben wir eben auch daran, daß wir die Stärkeren sind! Und weil dieser Krieg ein Krieg des ganzen Deutschtums, des urgermanischen Geistes sein wird und die siegreiche Erfüllung des deutschen Schicksals!"

"Ihr glaubt also, eure Jugend wird sich noch einmal opfern lassen? paßt nur auf! das wird nicht gehen!"

"Mit unserer Jugend wird es gehen, weil es für sie kein Opfer, sondern die Selbsterlösung ist!" schrie Kaspar, "bloß mit eurer geht es nicht, mit eurer bürgerlichen Jugend, die da auf dem Vulkan ihren Veitstanz tanzt! Die werden wir als erste 'rausfegen! ..." seine Stimme wurde geradezu brüllend, "sieh dir meine Schwester an! sieh dir Gertrud v. Ehrhart an, einen Sprößling von neun Generationen! Die Haare läßt sie sich abschneiden wie eine Hure ..."

"Vielleicht ist das nicht dein Geschmack, aber deine Schwester ist dadurch kein bißchen häßlicher geworden!"

"Ihre Erziehung verleugnet sie, die Traditionen der Familie ..."

"Du etwa nicht?!" rief Paul dazwischen. Kaspars Wut schäumte weiter. "Verkommen ist sie unter den Verkommenen, in eurem erbärmlichen,

gierigen, unersättlichen Leben! Ein modernes Mädchen! entehrt ihren Geist und beschmutzt ihren Körper! ..." Paul trat zurück. "Nicht so hitzig!" rief er aus und fuhr dann ganz ruhig fort: "Wenn du eifersüchtig bist auf deine Schwester, so ist das ja deine Privatangelegenheit. Aber wenn du mich mit dieser Broschüre hier nicht überzeugen kannst", und er hob die rotschwarze Propagandaschrift in die Höhe, "dann wird dir das noch weniger gelingen dadurch, daß du deine eigene Schwester schmähest!" Da wurde plötzlich auch Kaspar ruhig. "Du irrst dich, Paul", sagte er. "Das ist keine Privatangelegenheit. Trude ist eine von hunderttausend, ja und ... kannst du es denn gutheißen, wie diese Leute leben?"

"Jeder lebt, wie er will und wie er kann, wie seine Natur und der Zeitgeist es ihm vorschreiben. Ich heiße diese Lebensweise nicht gut, aber ich verstehe sie. Auch diese jungen Menschen haben Fesseln von sich abgeschüttelt ..." — er brach ab; eine Weile schwiegen sie beide; Kaspar sah Paul unsicher an; plötzlich trat dieser ans Bett und drückte mit einem kleinen Knall die Knöpfe in die steife Hemdbrust. Bei dem Geräusch verzerrte sich Kaspars Gesicht. "Sieh mal", sagte er mit fahler Stimme, "ich will doch nicht mit dir streiten, denn entweder verstehst du unsere Idee, oder aber es erübrigt sich jede Erklärung. Ich weiß nicht, was deine weiteren Absichten sind, ob du hier lernst oder bloß herumbummelst, ob du wieder zurückfährst nach Ungarn oder hierbleiben willst. Aber eins ist sicher. Wenn du hier leben willst unter uns, dann überleg dir die Sache, ehe es zu spät ist. Denn schon jetzt ist der Tag nicht mehr fern, an dem man dich nicht mehr brauchen wird, an dem du, selbst im besten Glauben, vergebens die Wahrheit unserer Sache erkennen würdest. Bedenke, daß es keinen Mittelweg geben wird, daß es schon jetzt keinen mehr gibt. Wir werden unbedingt das letzte Wort haben. Ich will dir keine Angst machen, ich sage dir bloß, das neue Deutschland werden wir aufbauen; für dieses Werk werden wir viel von unserm Blut opfern, aber an diesem Werk werden alle unsere Feinde und jeder, der neutral und zurückhaltend, mit opportunistischer Vorsicht unserm Kampf bloß zugesehen hat, zugrunde gehen." Er schwieg einen Augenblick. Ganz leise fuhr er fort: "Wir wissen um die Heiligkeit der Familie, aber Familiensentimentalität lassen wir nicht gelten. Ich rate dir, schließ dich uns an."

"Sieh mal, Kaspar", sagte Paul, "ich könnte dir erwidern, daß eure Grundsätze mit meiner Lebensauffassung unvereinbar sind, daß ich eure

Ziele unsympathisch und empörend finde, also nicht zu den meinen machen kann. Aber bevor ich dir das erläutere, will ich dir etwas anderes sagen. Du weißt doch, daß mein Vater aus einer jüdischen Familie stammt? ..." Kaspar riß den Kopf hoch. "Dein Vater ... also dein Großvater war Jude? mach doch keine Witze."

"Deine Eltern waren also so taktvoll, dir das zu verheimlichen, oder sie wollten vielleicht selbst nichts davon wissen ... nimm also bitte zur Kenntnis, daß Gisela v. Ehrharts Schwager, mein Vater, der erste in unserer Familie war, der erste Hegedüs, der gleich nach der Geburt katholisch getauft wurde ..." Kaspar schwieg eine Weile. "Aha", sagte er dann. "Das ist was anderes." Stille. "Sag ... brauchst du lange zum Umziehen? Wir könnten zusammen weggehen ..." Paul lachte innerlich. "Na, warte noch ein bißchen, Kaspar. Also meine nächsten Vorfahren waren Juden. Ich aber bin katholisch und bin Ungar. Wenn ich nun sagen würde, führ mich ein bei euch, ich möchte mich eurer Bewegung anschließen ..."

"Du warst aufrichtig zu mir", sagte Kaspar mit einer abwehrenden Handbewegung, "ich will auch aufrichtig sein. Wir wollen keine Juden und keine Judenabkömmlinge. Und so ... muß ich dir sagen, glücklicherweise bist du ja ohnehin ein Ausländer ..."

"Glücklicherweise?" lächelte Paul Kaspar an. "Also ein Rest von Familiensentimentalität ist doch noch in dir vorhanden?"

"Es wird dir nicht gelingen zu provozieren, daß ich dich einfach stehenlasse", sagte Kaspar kalt. "Wenngleich meine Überzeugung es nach dem, was ich soeben erfahren habe, nicht zuläßt, daß ich auch nur den verwandtschaftlichen Verkehr mit dir aufrechterhalte, so berücksichtigen wir doch, daß du Ausländer bist, und wenn du dich gutgesinnt zeigst, jedenfalls neutral verhältst ..."

Paul hatte sich unterdes umgezogen; sie gingen zusammen hinunter. Aus der Nebenstraße kamen sie auf den Kurfürstendamm: an der Ecke strahlte die Lichtreklame eines Kabarett; zwei Häuser weiter lockte mit wilden, verdrehten Buchstaben in buntesten Farben eine neue Bar das Publikum heran; an der nächsten Ecke verkündeten Hunderte von Lampen eine nackte Revue; dann ein Café, mit beschlagenen, trüb leuchtenden Spiegelfenstern; ein Theater, mit Plakaten einer Operette mit viel Frauenfleisch; noch eine Bar und noch ein Vergnügungsort; noch hundert und noch tausend funkelnde Lichter, die sämtlich Alkoholrausch, Lachen,

nackte Körper, Ersticken in Wollust, schwelgendes, üppiges Wohlleben verhiessen; die ganze Straße entlang, hier dicht gestaut, dort locker dahinfließend, die Menschenmenge; Herren in Stadtpelzen und Damen in kostbaren Abendmänteln entsteigen den Autos; Jünglinge und junge Mädchen Arm in Arm; ein frühzeitig Betrunkener zwischen zwei kichernden Weibern torkelt im Zickzack hin und her; Straßendirnen; heitere Stimmung, gespannte Sinnlichkeit, sich öffnende Portemonnaies, ungehemmtes Gelächter; die Lichter fließen ineinander, und alles beginnt, sich in einem wahnsinnigen Wogen zu drehen; und neben dem Eingang zu einem der Vergnügungslokale ein magerer Mann in Soldatenmantel und Soldatenmütze, mit herabhängendem Kopf, mit einem Eisenhaken an Stelle der rechten Hand: am Eisenhaken hängt ein kleines Tablett voll Streichholzschachteln.

"Na", sagte Kaspar, als sie, stumm nebeneinander hergehend, an einer Autobushaltestelle angekommen waren und Paul stehenblieb, um sich zu verabschieden. "Siehst du ... dafür hat nun Deutschland vier Jahre lang geblutet! Aber ... das kannst du ja nicht verstehen."

Alles lockerte sich sachte und unmerklich, und Paul wurde, von heute auf morgen, erst dann gewahr, daß alles um ihn herum knarrte und wackelte, als er einmal, nachdem er sich in seiner Wohnung tagelang mit Rembrandt und Beethoven, mit dem unlösbaren Geheimnis und den unfäßlichen Zusammenhängen des magischen Zwillingspaars abgequält hatte, in einem ohnmächtigen Wutanfall die Feder auf die Erde und das schwarze leere Heft mit der protzigen Überschrift in die Ecke schmiß und seine sämtlichen Notizen und Schriften, fast sogar das Schweizer Tagebuch, in kleine Stücke riß und ins Feuer warf. Von hier war es nun nicht mehr weit bis zu dem Punkt, wo er sich sagte, alles, was er auf der Universität erreicht habe, sei gleich Null, was er gelernt, sei uninteressant und nutzlos, was er erlebt, sei unwichtig und dumm gewesen, und wie er gelebt, das habe ihn keinen einzigen Schritt näher geführt an sein wahres Leben. Sein wahres Leben ... gab es so etwas überhaupt? vielleicht ja, aber in diesen Tagen wußte er nichts davon und glaubte nicht daran. Er hatte das Gefühl, die einfachste und abständigste Lösung wäre es unbedingt, das Ganze aufzugeben, mit einer entschlossenen Geste radikal die Probleme zu erledigen, die sein vergebliches Leben bloß noch unerträglicher machten. Und da entstand, als er der Worte Kaspars gedachte, eine unabwendbare,

über seine eigene Person hinausgehende, tiefe Unruhe in ihm. Sollte es wirklich keinen anderen Weg geben, als Hakenkreuzler oder Kommunist zu werden? müssen wir wirklich uns vom eigenen Ich losmachen, auf alle selbstherrliche Erfüllung verzichten, alle praktischen oder angenehmen Nebendinge beiseite lassen, unser persönliches Dasein restlos aufgeben, um irgendwo im Hinstreben der Massengefühle nach dem obersten Gebot, nach dem Wunder, nach dem Mysterium das neue gestaltlose, ich-lose bessere Leben zu finden? Ist es dann nicht besser und wertvoller, zurückzukehren ... eigentlich nicht einmal zurückzukehren, denn er hatte sich ja nie von ihm entfernt ... sich zurückzuziehen zu Gott in eine blinde empfindungslose Seligkeit und sich um nichts anderes zu kümmern? In brennender Unruhe dachte er an Athos, an die tibetischen Klöster und die stummen Bettelmönche; und da war es ihm, als fühlte er einen unerträglichen Abscheu vor Ryger, vor den Kameradinnen mit den kurz-geschnittenen Haaren und vor diesem ganzen verwilderten Lotterleben — und Molly ... ja: mit Molly hatte die Sache mit dem Vorsatz angefangen, sie ja nicht ernst werden zu lassen, und mittlerweile hatte er natürlich schon des öfteren gedacht, Molly sei dennoch "anders als die übrigen", und er müßte sie eigentlich heiraten. Nicht aus dem kindisch sentimentalischen Grunde, weil sie noch unberührt gewesen war, als sie die Seine wurde, nein, keineswegs. Darüber waren sich ja hier alle im klaren, daß jede einmal den Anfang machen mußte, irgendwo, mit irgendeinem, und um diesen ganzen Punkt machten sie nicht viel Aufhebens. Sondern, weil Molly ... eben doch anders ist. Ausdauernder und treuer als Erika war; in ihrer kühlen Zurückhaltung, in ihrer Verschämtheit ist sie reizvoller, begehrenswerter, vermag mehr zu befriedigen als jene übrigen, die ihre Gier offen zur Schau tragen, sich wahllos hingeben und auf ihre sexuellen Abwege noch stolz sind; sie ist eine richtige Kameradin und ... hört sich wie eine richtige Ehefrau zärtlich und aufmerksam, voll Interesse und ohne alle Ungeduld seine peinlich aufrichtigen Selbstbekenntnisse an von dem blinden und tauben Heute und dem fahlen Gestern und davon, daß er in seinem ganzen Leben nur eine einzige Frau wirklich geliebt hat, seine Mutter; daß er nur eine einzige Frau wirklich begehrt hat: das Dienstmädchen Julie; und daß er nur mit einer einzigen Frau glücklich gewesen ist: mit Rosie ... Und wenn Molly ihn auch nicht beruhigen kann, so tröstet sie ihn doch, wenn sie ihm auch keinen Mut einflößen kann, so verschließt sie sich doch nicht vor seinen Klagen mit den üblichen verhaßt

oberflächlichen, hedonistischen Redensarten im Stil "man lebt nur einmal". Na also, sagte Paul, als er einmal gegen Morgen allein von Mollys Wohnung nach Hause trottete durch die dunklen, vom Frühlingsregen nassen Straßen, wären wir also wieder einmal da angelangt, daß eine Frau meine ganze Stütze ist?! Soll ich sie heiraten ... oder soll ich mir nicht doch lieber das Leben nehmen?

Die Katastrophe ... mein Gott, *Katastrophe*: wozu dieses große Wort. Aber wenn man darauf bestehen will, nun gut: Katastrophe in dem Sinne, wie das Universum davon berührt wird, wie das Weltall es wahrnimmt, daß an einem Punkt des unendlichen Raums und in einem Augenblick der unendlichen Zeit ein Stern explodiert und vergeht.

Zwei Tage lang rührte er sich nicht aus seiner Wohnung; auch die Aufwartefrau ließ er nicht herein; er wollte keine Menschen sehen, und im Grunde genommen hielt ihn nur noch seine Feigheit, seine Unentschlossenheit am Leben; am dritten Tage erschienen zwei Detektive und forderten ihn auf, mitzukommen aufs Polizeiamt. Mit der geistesabwesenden Ruhe eines Nachtwandlers folgte er den Geheimpolizisten, ohne überhaupt nach dem Grund ihres Kommens zu fragen. Habe ich einen Mord begangen? dachte er, beinahe gelangweilt. Ich weiß nichts davon. Möglich. Der Polizeibeamte empfing ihn höflich, ein wenig bedauernd, und teilte ihm sofort mit, daß es sich lediglich um gewisse Aufklärungen handle, die er vielleicht der Polizei geben könne; dann überreichte er ihm einen geschlossenen Brief, der an ihn adressiert war. Sogleich erkannte er Trudes Handschrift; betroffen sah er bald den Beamten, bald den Briefumschlag an; dann riß er mit zitternden Händen das Kuvert auf. In Gertrud v. Ehrharts steifen Buchstaben stand in dem Brief:

*Vergib uns. Es gab keine andere Lösung. Sie hat auch dich wirklich geliebt, und vielleicht mußte gerade deshalb alles so kommen. Wir konnten die Zwiespältigkeit nicht mehr ertragen, es hätte auch keinen Sinn gehabt. Aber auch anders hatte es keinen Sinn mehr.*

*Trude.*

Atemlos, betäubt sah er den Polizeibeamten an, der sich nun erhob. "Kennen Sie die Schreiberin des Briefes, beziehungsweise sie und ihre Freundin, eine Studentin der Medizin namens Molly Koch?"

"Meine Kusine und meine Freundin ..."

"Hm. Bedauerlicher Fall. Dies ist das einzige Schreiben, das sie hinterlassen haben. Ihr Name ist der einzige Anhaltspunkt in der Sache. Es bestand übrigens von vornherein kein Zweifel, daß es sich hier um einen Doppelselbstmord mit sexuellen Hintergründen handelt. Ich bedaure, daß ich Sie bemühen muß, aber wir brauchen gewisse Daten und Angaben. Zunächst müssen wir Sie bitten, uns bei der Agnoszierung behilflich zu sein. Fräulein Molly Koch war die Mieterin der Wohnung, sie war ordnungsgemäß angemeldet, hier also ist die Identität klar. Aber den Namen des anderen unglücklichen Mädchens kennt niemand im Hause, man hat sie nur häufig ein- und ausgehen sehen, und da beim Hauptpolizeiamt bis heute mittag bereits die Meldungen von nicht weniger als sechs verschwundenen jungen Mädchen eingelaufen sind ..."

Auf der Treppe gaffende, aufgeregte, erschrockene Hausbewohner; in der Diele Polizisten; Mollys Wohnung ... das kleine Zimmer, wo er noch vor drei Tagen im Begriff gewesen war, ihr zu sagen, daß er sie heiraten wolle ...

Das Fenster des Zimmers stand weit offen, aber man spürte noch ganz schwach, als ströme er aus den Wänden und den Möbeln, den bitterlich-süßen Gasgeruch; und auf Trudes und Mollys Gesichtern, wie sie umschlungen dalagen auf der breiten Couch, schien ein stilles, ausgesöhntes Lächeln des Glücks zu schimmern.<sup>34</sup>

---

<sup>34</sup> Zur lesbischen Szenerie in Berlin dieser Zeit vgl. den dreibändigen Roman DER SKORPION von Anna Elisabet Weirauch (erschienen 1919, 1930, 1931).



### **Ein Ende und ein Anfang**

Paul flüchtete in solcher Hast aus Berlin, daß er kaum seine Sachen zusammenpackte und von niemandem Abschied nahm.

Kann man so weiterleben? fragte er sich, als er erschlaft den Budapester Eisenbahnwagen bestieg, kann man leben mit solchen Erinnerungen? kann man nach solchen Ereignissen noch leben? wird man den Alptraum je vergessen können?

Und als der Zug im sonnigen deutschen Frühlingsmorgen dahinsauerte, glaubte Paul wieder, dennoch leben zu können, und er entschloß sich auch dazu, weil ... einfach, weil man leben muß — und da schwang mit einem kühnen Ruck all seine Todessehnsucht, all seine Schwäche, all seine Unsicherheit und Unschlüssigkeit um in ein einziges lebendiges Wollen: leben und Berlin vergessen, es gründlicher vergessen als die Krankheit und gründlicher geheilt werden von diesem Taumel, als jemals Sonne, Luft und Geduld einen vom schlimmsten Leiden zu heilen vermögen. Eine Operation! dachte er, eine einzige energische, vernünftige Bewegung ... Nichts ist passiert! Ein und ein halbes Jahr meines Lebens habe ich vergeudet, ein und ein halbes Jahr war ich verschollen; jetzt ist auch diese Krankheit vorbei, die da hieß: Nachkriegsjugend — ich denke nicht mehr daran! Ich werde vor Vater hintreten und ihm sagen: ich habe nichts geleistet, nichts ist gewesen, sei nicht böse, verzeih mir, wie ich mir selbst verzeihe, ich beginne nun von neuem! Noch einmal und noch einmal beginne ich von neuem, wenn es sein muß! ... Der Zug raste dahin, der Taumel schwand, die Seele fand ihren Frieden wieder. Im Krieg bin ich nicht gefallen, dachte Paul voll frischen Mutes, und der schleichende Tod hat mich nicht bezwungen, also werde ich auch dieser Gefahr entkommen! ich bin stark, und ich habe Glück!

In Budapest trat er dann tatsächlich vor Vater hin — ruhig, vielleicht sogar allzu ruhig gestand er ihm, daß sein Plan gescheitert sei, aber nicht er allein trage daran die Schuld: er habe ja von hier aus die Verhältnisse dort draußen nicht übersehen, folglich nicht wissen können, daß das dortige Leben seiner Natur, seinen Vorstellungen, seinen Zielen nicht entsprechen

würde ... "Ein bißchen lange hat es gedauert", sagte Vater betrübt, aber nicht vorwurfsvoll. Das stimmt, ein bißchen lange hat es gedauert. Doch war auch diese lange Zeit von Nutzen, wenn auch nur insofern, als er Menschen gesehen, neue Leben kennengelernt hat, und das war wichtig, vielleicht sogar notwendig, damit er nun leben und arbeiten könne ... "Denn jetzt werde ich leben und arbeiten!" sagte er kampfbereit und wollte in Vaters Augen den sehr still, sehr versteckt und sehr schmerzlich schimmernden Zweifel nicht bemerken.

Von dem eigentlichen Grund, der ihn aus Berlin vertrieben hatte, schwieg er natürlich, als hätte er ihn vergessen.

Vor zwei Jahren war er auch um diese Zeit im Frühjahr heimgekehrt. Seitdem ...

Man ist gezwungen, die Dinge fortwährend von neuem kennenzulernen; denn alles bewegt sich, alles geht vorwärts, alles wechselt die Gestalt; manchmal dringen mit der Bestürzung einer Unerkenntnis fremde Figuren in unser Inneres, manchmal taucht hinter oft gehörten Worten in traumartiger Verschleierung ein unbekanntes Gesicht vor uns auf. Und selbst das unverändert Gewohnte hat sich verändert.

Vater hat einen ehrenvollen Titel bekommen: Medizinalrat ist er geworden. Aber vielleicht ist nicht einmal dies von Wichtigkeit, denn Vater hat niemals Titeln nachgejagt und Rang und Auszeichnung stets für leere Eitelkeit gehalten. Das Wichtige ist, daß Muttchen Klara stolz darauf ist und nun einherschreitet wie eine Gräfin. Der Klatsch in seiner Dummheit und Boshaftigkeit flüstert davon, daß Vater Muttchen Klara zuliebe, auf ihren Wunsch, ja sogar auf ihr Drängen diesen Titel für schweres Geld gekauft habe. Doch ist dies freilich nichts als Verleumdung eifersüchtiger Neider, die schon mit scheelen Blicken Frau Dr. Hegedüs im eigenen Auto hatten fahren sehen; dann folgte der Titel; und obendrein hatte Muttchen Klara sich noch das Haar kurz schneiden lassen, als eine der ersten, die diese neue Auslandsmode in der Heimat einführten. Niemand hätte behaupten können, daß Frau Medizinalrat Hegedüs eine kommunistisch gesinnte Studentin oder eine Animierdame in einem Nachtlokal sei: man mußte also die Vermutung hegen, daß diese neue Mode sehr bald auch die weiteren vornehmen Kreise erobern werde; aber so ganz zu Anfang wirkte die Sache denn doch ein wenig seltsam, und man konnte nicht umhin, aus der Bezeichnung "die

schöne Medizinalrätin mit dem Bubenkopf" die aggressive Absicht herauszuspüren. Darüber indessen, daß Muttchen Klara, seitdem sie sich ihr schönes schwarzes Haar hatte abschneiden lassen, bedeutend jünger aussah, konnten sich höchstens die Feinde ärgern; niemand hätte angenommen, daß sie bereits sechsunddreißig sein und einen dreizehnjährigen Sohn haben könne. Nein, Muttchen Klara wirkte wie fünfundzwanzig und war bewunderungswürdig in ihrer hoheitsvollen, selbstbewußten, dem neuen Titel durchaus adäquaten Haltung und Denkungsweise, in der sie anscheinend die entsprechende Form gefunden hatte, mit den Erscheinungen der heutigen "sonderbaren Zeiten" fertigzuwerden.

Denn jetzt wimmelt es wieder von Gästen im Haus. Die Kattelburgers und die Lehnwalds kommen zwar nicht mehr zu Hegedüs', aber wer kümmert sich denn heute noch um die Kattelburgers und die Lehnwalds? Es ist im Laufe der letzten Jahre in der Bank eine ganz neue Direktorengeneration erschienen; junge Männer mit tatkräftiger Energie, mit Geistesgegenwart und raschem Entschlußvermögen und mit dementsprechenden großen Geschäftserfolgen. Ein Teil dieser Männer ist aus der Unbekanntheit aufgetaucht, mit ausgezeichnetem kaufmännischen Spürsinn und voll Wagemut; ein anderer Teil trägt gute alte Namen und beweist, daß der wirtschaftliche Erfolg keine schwierigere und kompliziertere Sache ist als die Erledigung der Akten in den Ministerien, Bezirksämtern oder Rathausbüros. Aber auch einige Grafen mit historischen Namen sind keine seltenen Gäste in Muttchen Klaras Salon, und nur der gemeine Klatsch ist imstande zu verbreiten, diese wirtschaftlich stark herabgekommenen Aristokraten suchten sich mit Vorliebe solche Kreise aus, wo sie sich in vornehmer Herablassung mit freigebigen jungen Finanzleuten auf guten Fuß stellen können. In Muttchen Klaras Bekanntenkreis kann der hohe Ministerialbeamte oder der angesehene rechtsgerichtete Politiker ohne alle Verantwortung oder Unbequemlichkeit, jedoch oft mit sehr nützlichen Folgen jene Herren treffen, die er durch freundschaftlich-kameradschaftlichen Umgang dankbar und glücklich macht, um so mehr, als diese Herren in jene Klubs, Parteien und Sportvereine, wo ein solcher Umgang üblich ist, niemals aufgenommen werden. In diesem Kreis herrscht ein untadelig vornehmer Ton; hier ist jeder heilig, der auch nur das Geringste zu tun hat mit einer mehrzackigen Krone, mit einer hohen staatlichen Stellung und vor allem, der einen dicken

Geldsack hat. In diesem Kreis fällt nur in sehr aufrichtigen Momenten auf der einen Seite das Wort: "ja freilich, wegen meiner Abstammung ..." und auf der andern Seite: "nun ja, für mein Geld ..." In diesem Kreis findet man die gefeierte, neuerdings "Star" genannte Primadonna oder den jugendlichen Liebhaber; man findet dort die jungen Mädchen, die in dieser Saison die Ballköniginnen werden, und jene, die es schon gewesen sind und für die es nun, nachdem sie den Eröffnungs-Csardas mit dem "auserwählten" Tänzer bereits hinter sich haben, an der Zeit ist, sich nach einem "entsprechenden" Ehemann umzusehen. Die ersten Fäden mancher Ehe und mancher großen Transaktion werden hier gewoben. In diesem Kreis herrscht Muttchen Klara mit ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrem Reichtum und der Würde ihres neuen Titels. In diesem Kreis traf Paul das Ehepaar Tólaky wieder. Er wurde ein wenig verlegen, begrüßte jedoch Magda höflich und wich ihr dann den ganzen Abend aus — und vor der nächsten Gesellschaft bat er Muttchen Klara, sie möge heute abend nicht auf ihn rechnen, er habe zu tun, er könne nicht zu Hause bleiben. "Zu tun hast du? aber irgendwann wirst du doch zurückkommen, nicht? im Badezimmer ziehst du dir rasch den Smoking an und ..."

"Nein", sagte Paul, "ich habe die ganze Nacht zu tun." Muttchen Klara wurde gereizt. "Das hättest du mir wirklich schon früher sagen können! Und überhaupt nimm zur Kenntnis, daß ich sehr wohl sehe, wie du dich benimmst! Ich begreife nicht, weshalb du dich so auffallend von unserer Gesellschaft fernhältst! Auch heute abend werden wieder eine Menge vornehme Leute hier sein, viele hübsche junge Frauen und Mädchen, junge Männer aus den besten Kreisen, ich weiß wirklich nicht, mit wem du eigentlich verkehren willst, wenn die alle dir nicht passen! Es wäre wahrhaftig an der Zeit, daß du endlich hier zu Hause Wurzel faßtest und dich an ein ordentliches geselliges Leben gewöhntest! Oder bildest du dir ein, das Hin- und Herreisen, das unstete Leben bald in diesem, bald in jenem Land könne ewig dauern!? Irgend etwas mußt du doch früher oder später anfangen! Vater geht schließlich schon auf die Sechzig zu! ..."

"Darin hast du recht", antwortete Paul, "zu irgend etwas muß ich mich nun bald entschließen."

"Na siehst du. Wenn du aber der Meinung bist, du könntest es in irgendeinem Beruf zu etwas bringen ohne gesellschaftliche Beziehungen, mit deinem ewig sauren Gesicht und deinem Einsiedlerleben, dann irrst du dich!

Und da du doch das Glück hast, in meinem Hause die beste Gesellschaft zu finden ..."

"Entschuldige, das stimmt nicht ganz", sprach Paul dazwischen. Muttchen Klara warf empört den Kopf hoch. "Was sagst du da? das stimmt nicht?! gefällt dir etwa unser Bekanntenkreis nicht?! ..."

"Nein, er gefällt mir nicht", sagte Paul mit der größten Ruhe, ließ Muttchen Klara stehen und kam am Abend nicht nach Hause.

Es schien ein ernsthafter Zwist daraus geworden zu sein: Muttchen Klara sprach eine volle Woche lang kein Wort mit Paul. Vater beobachtete diese Feindseligkeit voll Unwillen, es geschah jetzt zum erstenmal, daß sowohl Muttchen Klara als auch Paul verstockt blieben. Paul bat nicht um Entschuldigung, auch dann nicht, als Vater ihn zu sich ins Sprechzimmer rief, ihn "vornahm" und ... ihm auseinandersetzte, daß er, Vater, seinerseits vollkommen Pauls Meinung sei, daß aber dennoch auch Muttchen Klara in gewissem Sinne recht habe, besonders was das Vorwärtskommen durch gesellschaftliche Beziehungen betreffe; aber selbst wenn dem nicht so sei, habe Paul die Pflicht ... "Ich bin bestrebt, meine Pflicht in jeder Hinsicht zu erfüllen", sagte Paul finster, "aber sag mir, Vater, hätte man dich jemals zwingen können, an etwas teilzunehmen, wozu du nicht die geringste Lust verspürt und wovor du dich, entschuldige, bloß geekelt hast?!" Dagegen hatte nun auch Vater kein Argument. Muttchen Klara aber kam eine Woche darauf mit etwas Neuem. Sie begann, Paul zu siezen — nicht eben vorsätzlich, bloß das "Sie" entschlüpfte ihr immer häufiger. Paul ging auf diese übrigens in vornehmen Familien nicht selten gebräuchliche Form ein. Anfänglich lachte Vater darüber. "Nanu? ewige Feindschaft und Siezen?" fragte er scherzend; aber als ihn diese Albernheit allmählich ärgerlich, nervös und besorgt zu machen begann, hatten Muttchen Klara und Paul sich schon ganz daran gewöhnt, und es fiel ihnen gar nicht mehr auf, daß sie einander nicht mehr du sagten.

Die Zeitung, in der Béla Szász seine blutigen Artikel veröffentlicht hatte, war mittlerweile eingegangen. Paul hatte lange nichts von Béla gehört. Dann traf er ihn einmal auf der Straße. Verwundert stellte er fest, daß Béla, seitdem er ihn zuletzt gesehen — vor fünf Jahren! — sich überhaupt nicht verändert hatte. Es war ihm, als hätte er gerade erst gestern von ihm Abschied genommen; auch seine Stimme klang so, und ... als hätte er, was

er sagte, auch schon gehört, nur nicht mit denselben Worten. Béla erzählte, er schreibe jetzt ein Buch, in dem er der Welt die Wahrheit über die unterdrückten europäischen Völker einschärfen wolle und gleichzeitig darauf hinweisen, daß es für Europa einen einzigen gangbaren Weg gebe ... und im nächsten Augenblick begann er schon — mit der Wucht des lebenden Wortes, aber verworrener und ungeformter als das geschriebene Wort — einen Leitartikel herzusagen. "Mein Buch wird das schlummernde Gewissen der Welt aufwecken!" beendete er seinen Vortrag an der Straßenecke. Also noch immer dasselbe Lied, dachte Paul und verspürte Lust, sich in eine Debatte mit Béla einzulassen, ihm von seinem Gespräch mit Kaspar Ehrhart und von Bennings zu erzählen, von der Schweiz und von Berlin, ihn irgendwie in eine große Diskussion hineinzuhetzen. Aber dann schrumpfte plötzlich das Wort auf seinen Lippen zusammen. Darüber bin ich hinaus, dachte er, und überzeugen werde ich ihn ja doch nicht. Nichts als Worte, keine Tat, für die man sich ereifern kann oder gegen die zu kämpfen der Mühe wert wäre. Und da stutzte er: ich rede von Taten, ich, der ich mich nicht einmal dazu entschließen kann ...

Dazu, nicht immer das Gefühl zu haben, alles sei gleichgültig und vergebens. Dazu, sich wenigstens von den Gewissensbissen antreiben zu lassen, wenn schon der Schwung der Heimreise längst wieder gewichen war. Dazu, Magda wenigstens zu zürnen, die ihn mit herablassendem Kopfnicken neulich aus ihrem eleganten offenen Auto begrüßt hatte. Dazu, wenigstens Livia Bertalan aus dem Wege zu gehen, die ihn angehalten hatte, wiederum zufällig gerade in der Nähe seiner Wohnung, sich in ihrem traurig unterwürfigen Ton nach seinen Angelegenheiten erkundigt und mit geradezu erschreckender Selbsterniedrigung sich ihm wieder angeboten hatte. Dazu, wenigstens einmal ins Theater, ins Konzert oder in die Bildergalerie zu gehen; wenigstens ein Buch in die Hand zu nehmen; wenigstens sich nach einer bescheidenen Stellung umzutun; wenigstens daran zu denken, zu welcher Betätigung er eigentlich Lust hätte oder geeignet wäre.

All dies geschah nicht: es geschah höchstens so viel, daß er in langen schlaflosen Nächten versuchte, die Ursachen herauszufinden, die ihn lähmten. Er begann bei dem weißen, lauen Kinderzimmer und endete bei der Berliner Wohnung mit den beiden glücklichen Toten auf der Couch. Alle Menschen ließ er in Gedanken vorbeiziehen, bekannte und fremde; alle Ereignisse führte er sich vor Augen, alles, was ihm selbst und den Menschen

seiner Umgebung widerfahren war; und dann sagte er sich einmal weiß Gott, vielleicht kann das alles nicht anders sein, und vielleicht hätte es bloß anders sein können, wenn ... zum Beispiel Amme Eva nicht gewesen wäre. Oder Georg. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre. Wenn ich nicht krank gewesen wäre. Wenn ... ich nicht so geboren wäre, wie ich bin. Aber wen könnte man für diese Dinge verantwortlich machen? Die Eltern? Amme Eva? den Krieg? die Tuberkulose? Trude Ehrhart?! Mich selbst auf keinen Fall ... winselte in ihm eine kläglich und erschrocken abwehrende Stimme.

Es war ein seltsamer, beängstigender Anblick. Vater stand im kleinen "Schrankszimmer", an dessen Wänden jetzt jene alten Bilder hingen. Neben dem Ofen zuerst die Porträts der Urahnen Heinrich und Fanny; am Fenster, als letztes, eine alte Photographie, eine Gruppenaufnahme: Vater, Mutter, Georg und Paul. Anno 1906. Vater stand vor den Bildern, in die Betrachtung versunken, und bemerkte nicht, daß Paul zuerst durch die Türspalte guckte und dann ins Zimmer trat. Vater fuhr zusammen, als Paul ihn ansprach. "Du bist hier?" fragte er, und diese Frage klang verlegen und gleichsam wie eine Entschuldigung. Und als antwortete er auf Pauls nicht ausgesprochene Frage, fuhr er fort: "Ich sehe mir da die Bilder an. Ein langer Weg ist es von meinem Ahnen Heinrich bis zu meinem Sohn Paul Hegedüs. Sechs Generationen. Rechne jede mit einem Drittel Jahrhundert ... zweihundert Jahre. In Wirklichkeit sind es wohl noch mehr ... ich weiß nicht, wann dieser Älteste da geboren ist." Er zeigte auf die Bilder. "Von mir aus rückwärts gerechnet, fünf Menschenalter. Ich kann nicht von ihnen loskommen. Nein ... man kann nicht loskommen." Er stand vor den Bildern, dann setzte er sich plötzlich auf einen etwas schadhaften weißen Korbessel, der einst in der Diele gestanden hatte. "Setz dich auch. Wir wollen ein bißchen plaudern. Hast du wohl eine Ahnung, Freundchen, was einem manchmal für sonderbare Gedanken kommen, besonders wenn man alt wird? Und zumal in den heutigen seltsamen Zeiten. Wenn man abends allein ist, zu Bett geht und nicht gleich einschlafen kann. Zum Beispiel ... was würdest du dazu sagen, wenn dein Vater zum jüdischen Glauben zurückkehren würde? beziehungsweise ... nicht zurückkehren, denn ich war ja nie Jude, also wenn ich übertreten würde zur jüdischen Religion? Nein, es ist doch nicht richtig, wie ich sage. Zurückkehren stimmt schon. Denn wie mir scheint, habe ich sie ja nie verlassen", er zeigte auf die Bilder, "und auch sie lassen mich nicht

los. Ich habe mich ihrer nie geschämt, war immer stolz auf sie. Wenn sie Christen gewesen wären, hätte ich nicht mehr Ehrfurcht vor ihnen gehabt, aber dann verstaubten wahrscheinlich diese Bilder jetzt nicht hier, sondern hingen in einem Museum." Stille. "Ich habe geglaubt, ein Christ zu sein, habe geglaubt, das sei nicht von der Wiege und vom Geburtsschein abhängig, sondern von der Seele; ich habe geglaubt, daß sechzig Jahre, die sechzig Jahre meines Christentums, den zweitausend Jahren, seitdem es ein Christentum gibt, näherstehen als diese zweitausend Jahre jenen zweihunderttausend, seitdem es vielleicht Menschen gibt auf der Welt. Aber anscheinend habe ich mich geirrt. Ja ... was ist nun eine größere Sünde. Was mein Vater getan hat, indem er dem alten Glauben untreu wurde, oder wenn ich meinen Glauben an Christus verleugnen würde." Jetzt schwieg er lange, mit gerunzelter Stirn, in Gedanken versunken. "Ja, meinen Glauben, mein Christentum." Stille. "Ich will nicht klagen, ich bin nicht unzufrieden, Gott ist mir bisher gnädig gewesen. Ich habe Menschen, die mich lieben, und Menschen, die ich liebe. Aber irgendwo in meinem Innern habe ich ein schlechtes Gefühl. Das Gefühl von halber Arbeit. Als hätten wir nicht Zeit genug gehabt, die begonnene Arbeit zu vollenden. Hätte der Lauf der Welt sich anders gestaltet, dann vielleicht ja, so aber war für uns die Zeit zu kurz, uns zu assimilieren. Sollten dazu auch fünf oder sechs Menschenalter nötig sein? Wenn mein Sohn, der von einer nichtjüdischen Mutter stammt und den ich im katholisch-christlichen Geist zu erziehen bemüht war, auch eine Christin heiratet, ebenso mein Enkel und mein Urenkel: dann würde dessen Sohn vielleicht schon ein richtiger Christ sein ... und nicht bloß der Sohn eines getauften Juden. Möglich, daß es sogar so sein wird ... aber ich habe zu wenig Zeit gehabt, ich bin noch zu nahe an der Quelle, den Ahnen noch zu nahe. Sie lassen mich nicht" — ein Wink nach den Bildern — "und auch die anderen lassen mich nicht" — eine weite Bewegung im Kreise mit dem Arm — "sie, die es nicht glauben wollen, daß ich Christ bin und Ungar bin, die behaupten, ich sei kein Christ, sondern ein Jude, ich sei nicht Ungar, sondern Jude! Und ihr ... die Erben, du und deine beiden Brüder, in bezug auf euch habe ich manchmal schauerliche Gedanken. Ich habe es dir schon einmal angedeutet, damals, bevor du zum zweitenmal ins Ausland fuhrst. Für mich ist es dieser Boden hier, auf dem ich leben und sterben muß, und mein ältester Sohn kehrt nicht zurück zu diesem Boden. Auch mein jüdischer Großvater hat mit seinem Blute diesen Boden geweiht, von dem es dich



immer wegzuziehen scheint. Welche von den Ahnen überkommene Bestimmung hält den einen draußen in der Fremde, welche geheimnisvollen, mit den Ahnen verflochtenen Bande treiben den andern unruhig wie Ahasverus von Land zu Land, von Gedanken zu Gedanken? ...

Warum kannst du dich nicht begeistern für eine Sache, die nicht schlechter sein kann als die, für die du bereit gewesen wärest, im Kriege zu sterben?! Warum kannst du keine Idee finden, kein Ideal, welches sie, die echten Christen und die echten Ungarn, als ihr eigenes anerkennen?! Erschwere deinen Nachkommen den Weg nicht! Assimiliere dich ... für dich ist das noch leichter, als es für mich war! Aber verleugne dich nicht selbst, sondern werde ihnen in der Seele gleich, damit du deinen Erben den Weg ebnest! Und ... wenn ich einmal nicht mehr sein werde, verbrenne diese Bilder und laß es dir nicht einfallen, ein Porträt von deinem Vater malen zu lassen ... siehst du, auch das ist ein jüdisches Gebot. Dem Juden ist das Wort und die Stimme heilig, das Abbild aber verhaßt, denn so befahl es Jehova seinem auserwählten Volke .. . Es ist ja nicht wahr! wir sind kein auserwähltes Volk! oder aber unsere Auserwähltheit ist ein Fluch! Fünfzehn Millionen können nicht von tausend Millionen vertrieben und verfolgt werden, wenn diesem Verfolgen nicht ein Urprinzip zu Grunde liegt, wenn es nicht aus einem Urzwang heraus geschieht ... Wo werde ich meine Ruhestätte finden?! in einem Grab zusammen mit deiner Mutter oder ... muß ich vielleicht zurückkehren zu ihnen, zu jenen in der Welt verstreuten Gräbern ... Wird meine Seele umherirren, Jehovas zürnender Drohung gemäß, um einst in das Land der Verheißung zu gelangen, wie Jehova es versprach? Ich bin Jude ... ich fühle es, ich weiß es! Aber ich weiß nicht, ob ich es fühle, weil jene es behaupten, weil jene mich zurückjagen in mein Judentum, oder aber ob sie das tun, weil ihnen und auch mir klar geworden ist, daß ich doch ein Jude bin und nie etwas anderes sein kann als Jude? Mein Herr und Gott, warum strafst du mich?! Warum nimmst du mir meinen Glauben und mein Vertrauen?! Mein Herr und Gott ... du hast die Zweifel in meiner Brust wiedererweckt, kannst du mich aber erlösen vom Übel?!" Er ließ den Kopf sinken und weinte, mit zitternden Lippen, lautlos; langsam rollten die Tränentropfen über seine Wangen. Paul schaute ihn versteinert an, stumm und ratlos. Und nach einer langen Weile begann Vater wieder zu sprechen. "Siehst du, mein Sohn", sagte er leise, wieder zu sich kommend. "Das ist die Nervosität, die Erschöpftheit ... da sündigt man am Ende gegen Gott und

gegen sich selbst. Man jammert und klagt, ohne eigentlich Ursache dazu zu haben. Alle diese Dinge gehen ja vorüber, und es ist ein Unrecht, aufzuwühlen, was ruhen muß. Aber ... ich werde alt, natürlich werde ich alt. Und wenn ich als Arzt einer ähnlichen Szene beizuwohnen hätte, würde ich sagen: so ein sentimentaler alter Esel ... Nein, ich würde sagen: die Urangst hat sich in ihm geregt, die Furcht vor dem Tode." Jetzt war sein Gesicht unter dem schneeweißen Haar wieder ganz ruhig. "Und dazu habe ich doch vorläufig, Gott sei Dank, noch keinen Grund."

*Dr. Alexander Szász — Oberchemiker:* so lautete die Visitenkarte, die Alex beim Abschied Paul überreichte; auch die Adresse und Telephonnummer seines Büros standen darauf. "Vorläufig wohne ich noch zu Hause bei meinen Eltern", sagte er, "aber wenn alles klappt, ziehe ich bald aus. Das mußst du so verstehen", fügte er hinzu, "daß ich heiraten werde, sobald meine Braut ihren Doktor gemacht hat. Sie studiert auch Chemie, hat noch ein Semester. Vielleicht gelingt es mir, sie in der Fabrik unterzubringen, wo ich angestellt bin. Ja, weißt du, heutzutage ist es nicht zu verachten, wenn auch die Frau ein Stückchen sicheres Brot in der Hand hat. Und dann, ich schufte von morgens acht bis abends sechs draußen in der Fabrik, manchmal sogar noch länger. Also, was für einen Sinn hat denn solch eine Ehe, wo der Mann bloß gerade zum Abendessen und zum Schlafen nach Hause geht, so als ob er seine Freundin besuchte, nicht wahr?"

Auch Risztics begegnete Paul. Iwan war schon Oberleutnant und arbeitete im Honvedministerium. "Mit wirtschaftlichen Dingen habe ich dort zu tun", erzählte er, "du hast vielleicht gehört, daß ich inzwischen Nationalökonomie studiert habe. Ich glaube, ich habe die besten Aussichten, gut vorwärtszukommen. Gott sei Dank. Weißt du, man wird ernster, wird älter, und außerdem haben mich ja, wenn du dich noch erinnerst, die wirtschaftlichen Fragen schon immer interessiert. Tjaja, jetzt werde ich bald vierundzwanzig. Wenn's so weitergeht, heirate ich am Ende noch gar. Wenn ich bloß ein ordentlich reiches Mädel fände! ..."

Und häufig tauchte hier oder dort das eine und andere altbekannte Gesicht auf. Ernst umrahmt von der Würde des Dokortitels, die Zufriedenheit des Geldverdienens und des Berufs ausstrahlend ... Zufriedenheit? zumindest sind sie nicht alle unzufrieden; der große Durchschnitt hat es bis zum guten Durchschnitt gebracht, einige sogar durch

Geld, Glück oder Talent noch weiter; oft bekam man mitten in den Klageliedern zu hören: "... in Anbetracht der außerordentlich schweren Verhältnisse ist es noch immer sehr schön, daß es einem wenigstens so weit gelungen ist ..." und lange große Aussprachen wären dazu nötig gewesen, aus dem vorsichtigen Prahlen, der stillen Zufriedenheit ein Wort herausklingen zu lassen wie: "Aber weiß der Teufel, irgendwas ist dennoch nicht ganz in Ordnung ..."

Zu längeren Aussprachen indessen kam es nicht, weil gewöhnlich schon gleich im Anfang die Frage gestellt wurde: "Na und was machst du?"

"Nichts", antwortet man dann zuerst schlicht und aufrichtig, "weißt du, die Sache war so, ich bin lange Zeit im Ausland gewesen ... ich war nämlich krank."

"Ach nein? das ist allerdings unangenehm. Eine längere Krankheit?" Dann schluckt man, überlegt ein bißchen und antwortet bereits weniger aufrichtig: "Etwa dreieinhalb Jahre ..." Aber, wenn man die Sache recht bedenkt, ist die Lüge viel kleiner als die fast doppelte Übertreibung. War denn Berlin keine Krankheit?! Beim fünften- und beim zehntenmal jedoch bekommt man die Antwort, man mache nichts, gräßlich über und fängt an, um die Sache herum zu reden. Man sagt, man mache dies und mache jenes, so allerhand, sei auf Reisen gewesen, habe sich ein bißchen in der Welt umgesehen. "Ich habe in Berlin auf der Universität studiert", gibt man zur Antwort, wenn ein sehr entschlossener Augenblick einem diese krasse Lüge in den Mund legt. Dann gibt man bald der Sache wieder eine andere Wendung, antwortet nicht auf die Frage, sondern erzählt einfach davon, was man zu tun plane. "Ich möchte doch am liebsten hier zu Hause irgend etwas anfangen", sagt man aufrichtig, oder man lügt: "Ich bin jetzt gerade im Begriff, mich für eine akademische Laufbahn zu entscheiden, vielleicht irgend etwas, das mit wirtschaftlichen Dingen zu tun hat ..."

Peinliche Minuten, peinliche Begegnungen. Ist es zu verwundern, wenn man den Bekannten nach Möglichkeit aus dem Wege geht? Kann man aber auch sich selbst ausweichen, zu Hause, in den Nächten?

Ein gemeiner Schuft bin ich! sagt Paul sich in diesen Nächten. Ein verantwortungsloser Kerl bin ich! Habe Hände und Füße, bin auch kein Idiot und lasse mich trotzdem jahrein, jahraus von meinem Vater erhalten ... und finde das so ganz in Ordnung, weil ich ein Dach überm Kopf und meinen Futternapf habe! Was wäre denn, wenn ich selbst dafür sorgen müßte, daß

ich einen Bissen zu essen bekäme, oder gar noch Weib und Kind zu ernähren hätte?! oder wenn ich etwa meinen Vater unterstützen müßte?! würde ich dann auch den lieben langen Tag hier auf der Chaiselongue 'rumlungern oder müßig durch die Stadt bummeln?! Ich mache ja noch nicht einmal einen Versuch! habe mich ja noch nicht einmal irgendwo als Stellungsuchender 'rausschmeißen lassen! Ich sitze ja bloß da und warte auf ein Wunder, während die anderen um mich herum das Wunder selbst vollbringen, ihr bürgerliches kleines Wunder, nämlich daß sie leben, ihr Auskommen haben, arbeiten und wenigstens sich selbst einreden, was sie machen und wie sie leben, sei gut ... Und ich sollte der einzige sein, der nichts, aber auch gar nichts zuwege bringt?!

Béla Szász wohnte nicht mehr in seiner früheren Wohnung, sondern in einer ziemlich erbärmlichen kleinen Pension in der inneren Stadt. Erstaunt, ein bißchen argwöhnisch und mit sehr wenig Interesse empfing er Paul. Paul machte nicht viele Umschweife. "Ich bin zu dir gekommen", begann er, "um dich zu bitten, mir ein bißchen behilflich zu sein. Ich will keine Protektion von dir, bloß einen Rat. Du hast bei der Presse eine aktive, sogar führende Rolle gespielt, weißt also wahrscheinlich dort Bescheid. Paß mal auf. Ich möchte gerne bei einer Zeitung unterkommen."

"Ach nein?" fragte Béla lebhafter, "schreiben willst du? hast du schreiben gelernt oder ... ist dir bloß die Lust dazu gekommen?"

"Ich muß eine Betätigung finden", sagte Paul aufrichtig. "Bis jetzt habe ich nichts getan. Es wäre vielleicht übertrieben, wenn ich sagen würde, ich habe allerlei angefangen und mit nichts etwas erreicht, außerdem würde es zu weit führen, wenn ich dir das alles erzählen und erklären wollte. Es handelt sich darum, daß ich Geld verdienen muß."

"Ich verstehe. Du brauchst einen Beruf. Und .. glaubst du, die Journalistik sei der Beruf, sei die ultima ratio, zu der man sich notgedrungen bequemt, an die man sich wie an den letzten Strohhalm klammert, wenn einem alles andere mißglückt ist?"

"Nein", antwortete Paul ein wenig beschämt. "Wenn ich sie dafür hielte, würde ich es gar nicht mit ihr versuchen. Die Sache ist die: ich habe in der Zwischenzeit viel gelesen und gelernt und auch das eine und andere geschrieben. Ich glaube, ich kann schreiben."

"Ich verstehe", sagte Béla in ziemlich scharfem Ton. "Und was möchtest du schreiben? hoffentlich nicht Politik?" Paul lächelte. "Nicht einmal zwischen den Zeilen", sagte er mit Betonung. Auch Béla lächelte. "Verstanden, mein Lieber. Also was denn? Literatur, Berichte, Volkswirtschaft?"

"Über Musik möchte ich schreiben." Béla lächelte wieder. "Oh, was du nicht sagst! Doch nicht etwa über Monteverdi?"

"Nein", erwiderte Paul freundlich. "Nicht einmal über Strawinsky. Sondern gerade über diejenigen, die dazwischen sind. Die heutzutage in den Konzerten gespielt werden. Und die in Konzerten spielen. Also, ich glaube, ich könnte gute Musikkritiken schreiben. Jedenfalls würde ich mich da rasch einarbeiten."

"Die Zeitungen haben alle ihre alten Mitarbeiter, und bei dem geringen Umfang, den die Blätter heute haben, wird die Rubrik Musik als Stiefkind behandelt, aber immerhin, unmöglich ist die Sache nicht. Mit deinem Namen ..."

"Mit meinem Namen?" fragte Paul erstaunt. "Ja, vielmehr mit dem Namen deiner verstorbenen Mutter. Die Czendriks sind heute mächtig obenauf, wenn auch nicht pekuniär, so doch was den Ruf betrifft. Emilie Czendrik hat mit ihrem letzten Gedichtband Riesenerfolg gehabt. Das Erscheinen des Buches war geradezu ein gesellschaftliches Ereignis. Außerdem haben sämtliche Schulen, Vereine, Institute und was es sonst an öffentlichen Bibliotheken gibt, das Buch gekauft. Auf Befehl, aber das ist gleichgültig. Sie schreibt nicht schlecht, schreibt sogar von gewissem Gesichtspunkt, für gewisse Kreise sehr gut. Was mich betrifft, so habe ich die Sache nicht eben von der lyrischen Seite angepackt, aber Béla Szász ist schließlich nicht Emilie Czendrik. Jener Elemér v. Czendrik, den die Regierungspartei voriges Jahr bei den Abgeordnetenwahlen hat durchfallen lassen, ist wohl auch in Verwandter von dir. Ein großer Mann in seiner Partei. Ich empfehle dir folgendes: geh zu einer beliebigen Zeitung, biete deine Mitarbeit an und verschweige nicht, daß du mit den Czendriks was zu tun hast. Die Linksblätter nehmen gern rassereine Mitarbeiter, und dort wird man sich höchstens daran erinnern, daß dein Großvater ein hoher Militärarzt, nicht aber daran, daß er Jude war. Du kannst aber auch ruhig zu den Rechtsblättern gehen, dort ist der Name Czendrik unbedingt ein gutes Empfehlungsschreiben. Aber das Gescheiteste wird sein, wenn du's in der Mitte versuchst. Da sind die beiden Namen gut, Hegedüs und Czendrik, und

du exponierst dich in keiner Richtung. Wirst keine Aufregungen haben ... denn ich denke, es geht dir nicht um literarische oder politische Emotionen, sondern um den Broterwerb. Wenn du willst, gebe ich dir einen Empfehlungsbrief mit, obgleich ich heute einigermaßen als krepierter Löwe gelte. Aber es ist auch überflüssig. Bloß ... in der ersten Zeit wird man dir kaum etwas zahlen ..."

"Ich suche doch keine Spielerei!" sagte Paul da mißmutig, "ich will doch nicht meinen Namen gedruckt sehen, sondern Geld verdienen, verstehst du denn nicht?!"

"Doch, natürlich", meinte Béla besänftigend, "ich sage ja auch nicht, daß sie, wenn sie dich gebrauchen können, deine Arbeiten unentgeltlich werden abdrucken wollen. Bloß, schlecht werden sie zahlen, solange du noch nicht durchgedrungen bist ..." Macht er mir nun Mut? dachte Paul, oder hält er mich zum Narren? Na, ich werde ja sehen. Und dann sagte er, das Gespräch beendend: "Das genügt mir. Ich gebe mich zufrieden, wenn ich sehe, daß ich etwas leisten kann und nicht vergebens arbeite."

Seine erste Besprechung schrieb er über das Konzert eines ausländischen Künstlers, lang, mit weitschweifigen Ausführungen, verwickelten Vergleichen und Beispielen, voller Musikfachausdrücke; sowie er nach dem Konzert in einem Café den Artikel beendet hatte, rannte er damit in die Redaktion, übergab ihn dem Nachredakteur, und am nächsten Morgen lief er schon um sieben Uhr auf die Straße, um sich die Zeitung zu kaufen. Seine Besprechung stand zwar drin, mit der verabredeten Unterzeichnung *H—s*, jedoch vollkommen umgestaltet und verstümmelt: die langen musikalischen Darlegungen fehlten ganz, und von dem Teil, der die Leistung begutachtete, war nicht mehr übriggeblieben als etwa, daß der betreffende Künstler zwar nicht besonders gut, aber auch nicht besonders schlecht gespielt habe. Paul zeigte Vater die Zeitung nicht; gegen Mittag rannte er wuterfüllt in die Redaktion. Ich werde Krach schlagen! dachte er zähneknirschend, meinen Namen darunter zu setzen, unter einen solchen Blödsinn, gleich das erste Mal, unerhört!

Der Chefredakteur hatte Paul, als er vor ungefähr zwei Wochen sich bei ihm gemeldet und gleichsam zufällig den Namen seiner Mutter erwähnt hatte, sehr zuvorkommend empfangen und ihm zugeredet, er solle nur schreiben und, was er geschrieben habe, herbringen, die Zeitung habe zwar einen Musikkritiker, den alten Herrn Háy, aber jeder begabte Ungar werde

mit Freuden aufgenommen, sagte der Chefredakteur wohlwollend, und jeder begabte Ungar könne stolz darauf sein, wenn sein Name in dieser Zeitung, dem Blatt der intelligenten, vornehmen Mittelklasse, ans Tageslicht, beziehungsweise an die Druckerschwärze käme. Herr Hány kam auch zufällig zum Chefredakteur ins Zimmer, er begrüßte Paul ebenfalls in lebenswürdigster Weise, — Paul gefielen beide alte Herren recht gut, und er dachte, gewiß werde es auch Vater freuen, wenn er gerade durch diese zuverlässig gemäßigte, ausgesprochen konservative, vornehme Zeitung, die die Regierung stützte, Kontakt suchen und finden würde ... mit der Epoche und der heutigen Welt.

Während er nun aufgebracht und gereizt nach der Redaktion eilte, hatte er vor, auf das energischste gegen die vorgefallene Gemeinheit zu protestieren, den Leuten seine Meinung zu sagen. Aber die Art und Weise, wie er empfangen wurde, bot keine Gelegenheit zum Krachschlagen. Der Chefredakteur war im Parlament beim Minister; sein Sekretär sprach mit Paul, ein eleganter junger Mann mit guten Manieren. "Wollen Sie die Güte haben, auf den alten Herrn zu warten", sagte er zuvorkommend, "obgleich es vollkommen unbestimmt ist, wann er von Seiner Exzellenz loskommt. Wenn Sie vielleicht wegen des Honorars gekommen sein sollten ... ich habe Ihre Besprechung gelesen, sehr hübsch und gefällig ..." In Pauls Innern tobte noch der Ärger. "Das ist es ja gerade. Ich habe eine gründliche und erschöpfende Kritik hergebracht, und keine hübsche und gefällige kleine Sache ..." Der Sekretär neigte den Kopf nach links und lächelte sanft. "Aber ich bitte Sie, deswegen lohnt es sich wirklich nicht, auf den Chefredakteur zu warten! Rauchen Sie? bitte sehr. Deswegen dürfen Sie sich nicht grämen. Sie sind noch ein sehr junger Journalist, wenn Sie sich über so etwas ärgern. Zumal bei unserm Blatt, nicht wahr, Sie sind doch noch, um mich so auszudrücken, ein Neuling, ein Rekrut. Musikrekrut, ganz guter Ausspruch, nicht? Es wäre auch nicht ratsam, sich deswegen mit Hány zu zerschlagen. Bloß keine Aufregung. Das beste ist, man schluckt den Ärger 'runter und schreibt eine neue Kritik. Wird in der dann auch gestrichen, schluckt man's wieder 'runter. Wenn Sie sich durchsetzen wollen, denken Sie nur an das alte k. u. k. habsburgische Wort: Maul halten und weiterdienen! Wenn Sie später mal die Rubrik redigieren, du lieber Gott, wie viel werden Sie dann streichen in den Artikeln der derzeitigen Neulinge! Nichts für ungut, Herr Hegedüs. Übrigens bin ich beauftragt, Ihnen diese kleine Anweisung zu übergeben.

Lassen Sie sie bitte von Hány signieren, die Kasse ist hinten am Ende des Korridors, gleich rechts ..."

Die vornehm-kühle Umgebung, die angenehm und gar nicht dumm klingenden Worte des Sekretärs leiteten Pauls Ärger ab in eine Art gleichgültiger Ergebung. Er nahm die Anweisung entgegen, und unter beiderseitigem Hackenzusammenschlagen verabschiedete er sich vom Sekretär. Dann begab er sich zu Hány, bedankte sich vielmals, daß er seinen Artikel in so gefälliger Form gebracht habe, und fragte, wann er wieder etwas schreiben solle. "Nehmen Sie mal Ihren Kalender vor, junger Freund, wenn Sie einen haben", sagte der alte Musikkritiker mit dem Schulmeistergesicht, "und notieren Sie: am Zehnten abends Redouten-Saal, am Zwölften abends Redouten-Saal, da hören Sie sich die erste Hälfte an und gehen dann 'rüber in die Musikakademie ... einen Augenblick, wo sind die Billetts ..." Dann trug ihm der alte Herr einen schönen Gruß auf an seinen alten Freund Doktor Hegedüs, und Paul wurde in Gnaden entlassen. Sein Ärger war verflogen. Die Sache war ihm zwar ein wenig widerlich, aber, mein Gott, anscheinend muß man auf diese Weise den Anfang machen. Den gekürzten Artikel versteckte er auch weiterhin vor Vater, aber das Geld, das er dafür bekommen hatte, zeigte er ihm, und bei dieser Gelegenheit erzählte er, daß er "Mitarbeiter" der angesehenen konservativen Zeitung geworden sei, Musikkritiken schreibe, ordentlich "beschäftigt" werde und das Gefühl habe, sich hier gut einarbeiten zu können. Und wenn er für sein erstes etwas holpriges Geschreibsel auch nicht mehr Geld bekommen habe, als man etwa für ein anständiges Abendessen ausbebe, so bedeute dieses erste selbstverdiente Geld vom psychologischen Standpunkt mindestens das Hundertfache der wirklichen Summe.

Beim zweiten Konzert stellte er sich höflich und bescheiden den in seiner Nähe sitzenden übrigen Musikkritikern, seinen "Kollegen", vor. Nach seiner zehnten Besprechung — seine Artikel wurden mit immer weniger Streichungen veröffentlicht, aber er faßte sie auch bereits von vornherein kürzer ab, nicht so großtuerisch, sondern sachlich — wagte er schon, eine eigene Meinung zu betonen und mit den Kollegen zu polemisieren, die dies mit neutraler, ja sogar wohlwollender Milde aufnahmen. Hány wälzte nach den ersten Wochen sozusagen die ganze Arbeit auf Paul ab; er war offenbar froh, keine Musik mehr hören zu müssen.



Paul kam es vor, als würde die Sache ernst. Er hatte das Gefühl, sie gut oder wenigstens nicht schlecht zu machen. Für den Anfang geht's, dachte er, als ihn eines Tages ein junger Künstler, ein Anfänger, telephonisch anrief, um ihn persönlich zu seinem Konzert einzuladen; und er war stolz, als eine junge Sängerin ihn in einem sehr lieben Brief bat, von ihrer Kunst eine "gutgesinnte und nachsichtige" Meinung abzugeben, jedes seiner Worte sei, so betonte sie, "von ausschlaggebender Wichtigkeit im ungarischen Musikleben". Es fiel ihm wirklich schwer, nicht wenigstens ein bißchen zu glauben, was die junge Dame hier schrieb.

Eines Abends hatte er zu einem gemischten Konzert zu gehen; er sah sich das Programm an: eine Klaviernummer, eine Gesangsnummer, und dazwischen die Vorführungen neuartiger Bewegungskunst einer modernen Tanzschule; sofort fiel sein Blick auf einen Namen unter den vielen: *Livia Bertalan*. Was? Livia Bertalan tanzt? macht in Bewegungskunst? dachte er. Er wurde mißgestimmt. Livia Bertalan mit ihrer Tanzkunst interessiert mich nicht. Nach der Pause ging er weg; in der Redaktion schrieb er auf Geratewohl seine Kritik über die Tanzproduktion, in dem wohlwollend lauen Ton, der der allgemeinen Haltung des Blattes entsprach. "Auch einige Vorführungen sogenannter moderner Tanzkunst bekamen wir zu sehen", schrieb er, "die gewiß die besten Absichten verrieten, jedoch unserm Geschmack recht fernstehen". Einen Augenblick überlegte er, ob er nach dieser Lüge noch schreiben solle, im übrigen sei auch eine Tanzschülerin namens L. Bertalan aufgetreten ... aber dann begnügte er sich damit, daß er diese Besprechung mit vollem Namen unterschrieb. Mit saurer Miene gab er den Artikel dem Boten aus der Druckerei, der schon zum zweitenmal kam, um ihn zu holen. Also ... — nach und nach lerne ich auch schwindeln. Wenn Livia Bertalan das nächste Mal wieder auftritt, werde ich sie mir wieder nicht ansehen, vielleicht aber schreibe ich dann, ihre Kunst überrage die der übrigen. Oder aber ich schreibe, ihr Können bleibe weit hinter dem der übrigen zurück. Also ... vielleicht wird sie es sein, die mich lehrt zu schwindeln.

Der Herbst und die ersten Winterwochen flogen sehr rasch dahin bei der neuen, angenehmen Arbeit. Paul fühlte sich wohl und war guter Laune; er suchte nun auf der Straße nach den Bekannten, den einen oder andern rief er sogar an, um ein Zusammensein zu verabreden. "O danke, es macht

sich. Ich bin jetzt bei der *Allgemeinen Zeitung* tätig ... die Musikkritik ist mein Fach ..." Wie anders klang das als früher jene Worte vom Nichtstun und Gerade-Umschau-Halten. O ja, aus dieser Sache wird was werden. Leben kann man zwar noch nicht davon, aber man ist nicht ungeduldig, wenn man weiß, worauf man wartet. Während dieser Zeit nahm er von Vater keinen Heller an, lieber fuhr er nicht mit der Straßenbahn und ging außer in die Konzerte nirgends hin, als daß er Vater um Geld gebeten hätte. Es wird ja nicht lange dauern: der Chefredakteur hat mir versprochen, mich im Januar in den Status aufzunehmen, mit festem Gehalt. Dann trete ich gleich dem Journalistenverein bei, auch dem Verband der Fachschriftsteller, verkehre mit diesen Leuten, werde ihnen gleichgestellt sein, sogar unter ihnen einen Ruf genießen. Jetzt stelle ich doch schon was vor, bin etwas! dachte er, wenn auch noch nichts Bedeutendes, aber den Anfang habe ich gemacht! Und nun sah er die Menschen seiner Umgebung mit ganz anderen Augen an. Es befiel ihn nicht mehr jenes unsichere, unruhige Gefühl der Beschämung, wenn er Vater gegenüberstand; über Muttchen Klara ärgerte er sich nicht mehr; er lächelte. Täglich ging er in die Redaktion, zu Hause sprach er nach der Art der Eingeweihten und Wohlinformierten über die Tagesereignisse, bildete sich ein eigenes Urteil über die Dinge im allgemeinen und hatte das Gefühl, eigentlich schon außerhalb des "bürgerlichen" Rahmens zu stehen. Wenn niemand in der Wohnung war oder höchstens bloß Hans, setzte er sich manchmal an den Flügel, quälte sich stundenlang mit dem Instrument herum, lernte, wälzte Bücher, forschte, las. In einem Konzert wurde er mit einer nicht mehr ganz jungen und nicht sehr bedeutenden Sängerin bekannt; weder aus der raschen Annäherung, noch aus der baldigen Trennung machte er eine große Sache. Hübsch ruhig muß man leben, dachte er, es kann sich auch alles glatt abwickeln, man darf nur nicht in den Dingen wühlen. Und nicht abgleiten von den Schienen, die auf sicheren, ruhigen, unbedeutenden Wegen führen ..

So lange, bis dieses ruhige Tempo unterbrochen wird. Durch Vaters Tod.

Bestimmt war es etwas wie eine dunkle Vorahnung, die Paul an jenem Abend zu Hause hielt, obgleich er sonst allabendlich um diese Zeit in der Redaktion war. Er wußte natürlich den Grund nicht, weshalb er nicht fortgegangen war; er suchte etwas in Vaters Bücherschrank, kramte unter

seinen eigenen Büchern herum, räumte in seinem Schreibtisch und hatte andauernd das Gefühl, als hätte er zu Hause etwas zu tun, könne sich nur nicht darauf besinnen, was es sei.

Vater kam zur gewohnten Stunde aus dem Ärztekclub zurück; sie setzten sich ins Sprechzimmer; von indifferenten, alltäglichen Dingen sprachen sie. Vater fiel zwischendurch etwas ein, das er sich notieren wollte. Paul hatte bloß einen Bleistift bei sich, Vater wollte gern eine Feder haben; er rief hinüber zu Hans, der sofort ins Zimmer kam. "Gib mir doch mal deine Füllfeder, Kind", sagte Vater. "In meiner ist nämlich keine Tinte mehr."

"Ich bring dir Tinte", sagte Hans sofort dienstbereit. "Nein, mein Junge, nicht die Tinte will ich haben, ich will mich jetzt nicht mit dem Füllen aufhalten, wir gehen doch gleich zu Tisch; deine Feder gib mir für einen Augenblick, da aus deiner Tasche."

"Nein, die geb ich nicht", sagte Hans entschlossen. "Entschuldige, Vater, aber meine Feder ist an meine Hand gewöhnt." Vater sah Hans befremdet an. "Was heißt denn das ... ist es der Feder nicht gleich, wer mit ihr schreibt?"

"Nein", antwortete Hans, "es ist nicht gleich, weil jeder die Feder anders hält, und die Spitze ..." Vater unterbrach ihn, ein wenig ungeduldig: "Gut, gut, aber wenn ich dich um deine Feder bitte — ?!" Hans' Stimme klang hart: "Ich gebe meine Feder niemandem, Vater. Sei nicht böse ... aber auch dir nicht."

"Nun, dann nicht", sagte Vater da mit einer abwehrenden oder eher besänftigenden Handbewegung zu Paul hin, "wenn du so streng bist, dann bring mir also die Tinte. Statt dieser vielen Reden hätte ich schon längst meinen Federhalter füllen können." Hans kam mit der Tinte; Paul füllte Vaters Feder; Vater schrieb etwas auf einen Zettel, "die *Volkshygiene* hat mich um einen Artikel gebeten", sagte er, "im Zusammenhang damit ist mir etwas eingefallen ... Warum kommt das Mädchen noch nicht decken?" Paul klingelte; das Hausmädchen kam herein und fragte wohlgezogen nach den Befehlen des Herrn Medizinalrat, dann begann sie, leise den Tisch zu decken. Muttchen Klara war mit Bekannten im Theater. Vater saß noch am Schreibtisch; sein Gesicht war, wie in der letzten Zeit immer, ein wenig müde, ein wenig blaß. Die Familiensprache hatte dafür das Wort "Winterfarbe". Muttchen Klara lauerte übrigens schon ungeduldig auf Mitte Februar, um endlich an die Riviera fahren zu können. Wie Vater dort saß —

Paul kam es plötzlich so vor —, glich er auf einmal im Gesicht stark Großvater Hegedüs und vielleicht mehr noch jenen noch älteren ... "Siehst du", begann Vater und hob die Hand, "so sonderbare Dinge gibt es im Leben. Eigentlich müßte ich mich doch darüber freuen, daß Hans eine solche Natur hat, denn im Kampf ums Dasein und ums Vorwärtskommen, ganz besonders, wenn es sich um Vermögen handelt, oder zum Beispiel ... zum Beispiel um eine Frau, die man sehr liebt ..."

Er brach ab und wurde im selben Augenblick ganz bleich. Paul blickte auf, als Vater zu sprechen aufhörte. "Was ist, Vater?" fragte er rasch und stand auf. Vaters gehobene Hand sank langsam auf die Schreibtischplatte. Sein Gesicht war fast weiß. "Nichts", antwortete er, "wieso? was sollte denn sein?"

"Nichts ..." sagte nun auch Paul, etwas verwirrt. "Du sahst auf einmal so bleich aus ... ich dachte, du ... seist vielleicht sehr müde."

"Ja, weißt du", sagte Vater langsam, "es wäre übertrieben zu behaupten, daß ich mich sehr ausgeruht fühlte. Aber jetzt dauert's ja nicht mehr lange. Im Februar nehme ich mir unbedingt Urlaub ... was hatte ich noch sagen wollen vorhin? Ach ja. Also, die Kraft und Entschlossenheit, die sich schon jetzt in dem Jungen zeigt, ist wahrscheinlich unumgänglich notwendig, wenn man im Leben etwas erreichen will, und auch weiterhin, um das, was man sich erobert hat, zu ha ... hal — "

Mit einem sonderbaren gurgelnden Laut brach er wieder ab, mitten im Wort, und während Paul ihn ansah und sofort aufsprang: fiel Vaters Kopf plötzlich, mit einem kurzen Ruck, auf die Brust. Und dann sagte er noch mit ganz fremder, unheimlich tiefer Stimme: "Jetzt ... geht es ... zu Ende ..." und da brach er auch schon zusammen und fiel mit einer erstaunlich langsamen, müden Bewegung vornüber auf den Schreibtisch. Sein schneeweißes Haar leuchtete hell auf der grünen Tuchbespannung. Er regte sich nicht mehr.

Eine gute Stunde wartete der Hausarzt im Hausflur auf Muttchen Klara, bis sie um Mitternacht aus dem Restaurant nach Hause kam, wo sie mit ihren Bekannten nach dem Theater zu Abend gegessen hatte. Sie wurde also nicht vom Portier oder von den Dienstboten mit der Trauernachricht überfallen, sondern durch die behutsamen Worte des Arztes langsam auf sie vorbereitet; und dort im Hausflur fiel sie in Ohnmacht, der Arzt und das Dienstmädchen trugen sie die Treppen hinauf in die Wohnung, wo sie bis

zum Morgengrauen in einem fast besinnungslosen Zustand lag. Der Hausarzt, ein paar schnell herbeigerufene gute Freunde und Frau Bertalan blieben die ganze Nacht über bei ihr. Sie konnte Vater, der schon, als sie nach Hause kam, im Sprechzimmer zugedeckt auf der Chaiselongue lag, auch am nächsten Tage nicht ansehen: ängstlich wollte sie die tausend lieben Erinnerungen des lebenden Gesichts vor der Einmaligkeit des toten Antlitzes hüten, vielleicht aber fehlte ihr auch die Nervenkraft, diesem Tode ins Auge zu schauen. Das ganze Haus war bis in die späte Nacht hinein in Bewegung. Es kam und ging der Bezirksarzt; Muttchen Klara mußte gepflegt und belebt werden; später dann, als der Hausarzt sich auf dem Salonsofa ausgestreckt hatte und Irene Bertalan neben Muttchen Klaras Bett im großen Lehnstuhl eingenickt war, also in der Wohnung Stille herrschte — aufgeregte, schreckhafte, aufheulende, gespensterhaft pochende, drückend schwere Stille —, setzte Paul sich an Vaters Schreibtisch, der Chaiselongue gegenüber, auf der Vaters toter Körper lag. Der vergängliche Leib ruht jetzt, dachte er in aufgestöberten Erinnerungsbrocken an Worte aus der Kindheit, und die ewige Seele lebt weiter. Lebt sie auch in uns weiter? in den Erben? in Georg und mir und Hans? können wir seine Seele weiterleben? und können wir sie tragen ... sind wir dessen würdig, seine Seele weiterzutragen in die Zeit, wie er sie gebracht hat aus der Zeit ... von jenen alten Bildern her ... bin ich überhaupt etwas ohne ihn? werde ich ein besserer Mensch sein jetzt, da sein Blick nicht mehr auf mir ruht und darauf wartet, daß ... ich klage und mich brüste und lebe .. . besser lebe, als er gelebt hat?! Vater!! schrie jetzt eine panische Angst in ihm auf, Vater!! Weißt du es, daß ich nicht dafür kann, daß ich schuldlos so bin, wie ich bin?! Mein Vater! glaubst du es mir, daß ich es versuchen werde, wieder und wieder und .. . nicht ich habe dich getötet! ich wollte nicht, daß du stirbst! ich ... will versuchen, dir zuliebe nach deinem Gebot zu leben! will versuchen, von meiner Vergangenheit loszukommen und .. . auch von deiner Vergangenheit! ich will versuchen, mir eine Zukunft aufzubauen, so, wie du es gewollt hättest! ich will versuchen, besser zu werden ... dir zuliebe, glaub es mir, denn .. . ich habe dich geliebt, mehr vielleicht als sonst jemand auf der Welt ... ich habe dir die toten Augen zugedrückt, und ich habe deine toten Hände geküßt und ... ich will nun auch dich vergessen, damit etwas aus mir wird ... damit ich leben kann, wie du es mir befohlen hast, Vater ... — und da lag sein Kopf auf der Schreibtischplatte, an derselben Stelle, wo vor Stunden Vaters Kopf

geruht hatte im seligen großen Frieden der Heimkehr; da lag Pauls Kopf, mit den Händen bedeckt, auf dem Schreibtisch — Vater ... lebe wohl, mein Vater ... ruhe sanft, Vater ... dachte er in schwirrender Unablässigkeit, und noch im Morgengrauen rannen seine Tränen.

Es war ein imposantes Leichenbegängnis. Die Bank veranstaltete es mit einer solchen fiberfülle an Trauerpomp, daß es fast profan, theatralisch wirkte. Eine hohe versilberte Bahre, vierundzwanzig Kerzen, Kränze und Blumen, wehende schwarze Schleier und Draperien in erdrückender Menge, Verwandte, Freunde, Bekannte und Fremde in unabsehbaren Scharen. Jeder Laut, jede Farbe, jede Bewegung zeigte, daß der Verstorbene nicht spurlos aus dem Leben schied.

Muttchen Klara, auf Hänschen und die eingeschrumpfte kleine alte Mama Tóth gestützt, ging unter ihrem dichten Schleier hinter dem Sarg her; es war nicht zu verwundern, daß sie noch immer nicht recht bei Besinnung war. Neben ihnen schritt Paul. Ganz hinten folgten zwei schwarz gekleidete alte Frauen: Käthe und Amme Eva.

"Sieh doch mal den größeren Sohn an", sagte leise jemand im Leichenzug, "schon drin habe ich ihn beobachtet: keine Träne hat er vergossen, unglaublich."

"Einfach unbegreiflich", sagte jemand anders, "als berührte ihn das Ganze gar nicht."

"Ich sehe da nur zwei", bemerkte noch jemand, "soviel ich weiß, hat er doch drei Söhne, nicht? zwei von der ersten Frau und dann diesen Kleinen, nicht?"

"Doch, ja", erwiderte der Angeredete, "aber der Altteste lebt, glaube ich, irgendwo in Amerika. Was für ein schönes Geschöpf seine Frau ist ..."

"Seine Witwe?" meinte der andere berichtend, "schön? das will ich glauben. Man sagt, sie soll zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre jünger sein als er ... Und wer ist das magere alte Mütterchen neben ihr?"

"Die? hab' ich noch nie gesehen. Wird wohl eine Verwandte sein. Oder irgendeine alte Magd."

Dann stehen sie vor dem offenen Grab — vor Mutters Grab. Die Frauengestalt aus weißem Marmor winkt von nun an über zwei Särgen den Hinterbliebenen Abschied. Paul war im vorigen Oktober, an Mutters fünfzehntem Todestag, zum letztenmal auf dem Friedhof gewesen; der große

Strauß weißer Rosen lag jetzt noch auf dem Sockel des zur Seite gerückten Grabmals. Nun sind sie wieder vereint, dachte Paul. Nun haben sie uns beide verlassen, aber ... dort drüben begegnen sie einander wieder ... denn sie gehören zusammen, Mutter und Vater ...

"Unglaublich!" sagte eine vorsichtig flüsternde Stimme, als die erste Schaufel Erde auf dem Sargdeckel aufschlug, "was ist das nur bei diesem jungen Hegedüs? seelische Kraft? Zynismus? als wäre es gar nicht sein eigener Vater, der da beerdigt wird ... unerhört."

Paul wollte nach der Beerdigung Georg nach Shanghai telegraphieren. Georg schrieb alle vier bis fünf Monate einen kurzen Brief; sie wußten kaum mehr von ihm, als daß er lebte und existierte, und sie ahnten, daß er überhaupt nie mehr nach Hause zurückkehren wollte; verstanden sie ihn oder nicht? hielten sie es für richtig oder verurteilten sie es? sie sprachen nicht darüber, und Paul hatte nie daran gedacht. Und jetzt .. . ihm telegraphieren — ? Er telegraphierte nicht. Lebend kann er Vater sowieso nicht mehr sehen — ein Telegramm bekommt er rasch, aber einen Brief, in dem man genau über das Geschehene berichtet, erst nach Monaten. Mittlerweile — ?

Tagelang mühte er sich ab mit dem Schreiben: und der Brief, nach neun verdorbenen und zerrissenen der zehnte, klang dennoch beinahe kalt. Kein einziges persönliches Wort enthielt er, keinen brüderlichen Laut: nichts als die nackte Tatsache. Nicht einmal die Frage schrieb er an den Schluß des Briefes: also, wann sehe ich dich endlich wieder? werden wir uns überhaupt in diesem Leben noch einmal sehen?

Vater hatte kein Testament hinterlassen; aber weder Muttmchen Klara, noch die Herren in der Bank, noch die nächsten Freunde ahnten etwas davon, daß ein Testament überflüssig gewesen wäre: es war kein Vermögen mehr da. Nur der Schein oder der Schatten des großen Vermögens: die "hochherrschaftliche" Achtzimmerwohnung und im Safe der Bank Kriegsanleihe für fast eine Million Kronen, ein paar hundert Aktien von zweifelhaftem Wert, das Auto und Vaters persönliche Sachen — und die Erinnerung an das schöne Leben, das Vater ein Menschenalter hindurch seiner Familie geschenkt hatte, manchmal über das höchste bürgerliche Niveau hinausgehend, aber immer mit der für bürgerliche Begriffe einfach

unverständlichen, ganz unbürgerlichen Geste eines in seinem tiefsten Wesen durchaus Unbürgerlichen, der zwar die Kraft und das Wollen aus dem Gestern schöpft, aber nur dem Heute lebt und an das Morgen nicht denkt.

Die Regelung der Hinterlassenschaftsangelegenheit vertraute Muttchen Klara einem von Vaters Freunden, einem Bankdirektor, an, der sich nach etwa vierzehntägiger Arbeit zur Berichterstattung meldete; er brachte Papiere und amtliche Schriftstücke mit, tat sich wichtig, obgleich das, was er mitzuteilen hatte, sehr einfach war. Der subjektive, gefühlsmäßige Wert der Hinterlassenschaft sei natürlich nicht abzuschätzen, sagte er pathetisch, und dann wurde sein Ton plötzlich geschäftsmäßig: "Der objektive, der Realwert ist leider unbedeutend. Der Wert der Kriegsanleihen ist gleich Null, die Aktien sind etwa fünfzig Millionen Kronen wert, das Auto in seinem heutigen Zustand, sagen wir, dreißig Millionen ... das einzige, was überhaupt von Belang ist, ist die Tatsache, daß, obgleich mein verstorbener Freund als Arzt ja nicht in den Status unserer Bank aufgenommen war, die Direktion — vornehmlich auf Wunsch des Herrn Präsidenten Cocus — die jahrzehntelangen Verdienste des Verstorbenen zu würdigen geneigt ist, indem sie Ihnen, gnädige Frau, eine entsprechende Gnadenpension zukommen lassen will ..."

"Eine Gnadenpension?" fragte Muttchen Klara betroffen und schmerzlich berührt von dem wenig schön klingenden Wort. "Gnadenpension ... nun ja, würde es sich um eine zum Status gehörende Persönlichkeit handeln, dann gebührte der Witwe eine reguläre Pension ... aber die Benennung ist ja gleichgültig ... die Hauptsache ist, daß ..."

"Und mit wieviel kann ich rechnen?" fragte Muttchen Klara beunruhigt. Die Stimme des Bankdirektors wurde unsicher.

"Ziffernmäßig weiß ich die Summe noch nicht, aber ich glaube, es werden zwischen drei und vier Millionen monatlich sein ..." Muttchen Klara wandte sich ab. Zwischen drei und vier Millionen monatlich<sup>35</sup> ... "Ich verstehe bloß nicht", sagte sie plötzlich, "daß mein Mann ... mir nie etwas davon gesagt hat, daß wir eigentlich kein Vermögen mehr haben ..."

"Jawohl", sagte der Direktor, "auch wir, seine nächsten Freunde, waren der Meinung, daß ... er ein großes Vermögen hinterlassen habe. Aber anscheinend muß, unabhängig von der Entwertung der Kriegsanleihe, ein großes Vermögen verbraucht worden sein .. . Doch ist immerhin der Betrag

---

<sup>35</sup> Auch in Ungarn ist Inflation.



der Gnadenpension, wenn wir ihn als eine bescheidene Existenzbasis betrachten ..."

Die dreißig Millionen Kronen jährlich, die die Direktion der Bank Muttchen Klara als Gnadenpension bewilligte, bedeuteten tatsächlich nicht mehr für sie als eine "bescheidene Existenzbasis" und waren viel weniger, als sie bisher monatlich hatte ausgeben können. Es mußten also durchgreifende Änderungen der Lebensform vorgenommen werden.

Bei der Durchführung dieser Änderungen zeigte Muttchen Klara bewundernswerte Stärke. Die erste Woche nach Vaters Tod war sie kaum bei Besinnung; zwei Wochen lebte sie in einer schweren Depression; und dann eines Tages stellte sich heraus, daß sie sich vollkommen aufgerafft hatte. Sie nahm Papier und Bleistift zur Hand und begann zu rechnen. Das Auto ließ sie verkaufen. Die Wohnung übergab sie von den sechs Reflektanten, die sich meldeten, demjenigen, der die höchste Abstandssumme zahlte. In einem Haus aus dem Besitz der Bank bekam sie zu ermäßigter Miete eine Dreizimmerwohnung. "Ich lasse mich nicht unterkriegen!" sagte sie zu dem höchst verwunderten Paul, der geglaubt hatte, sie würde nach Vaters Tod und infolge der überraschenden Wendung der Dinge überhaupt nicht mehr aufkommen. "Ich lasse mich nicht unterkriegen. Ich habe einen Sohn, den ich großziehen muß .. Für die erste Zeit werden wir keine Sorgen haben! Wir werden eben leben, so gut es geht ... wir wollen leben! Ich habe ja meinen Schmuck! der ist ein Vermögen wert! wenn es sein muß, verkaufe ich ihn, und dann sind wir auf Jahre hin versorgt! und ... wenn nur dieser entsetzliche ... entsetzliche Schmerz ..." Sie brach in Weinen aus und fuhr erst nach einer langen Weile fort: "Wenn's sein muß, werde ich eben arbeiten für meinen Sohn, bis später einmal er für mich sorgen kann! ..."

Darf ich unfähiger und schwächer sein als sie? fragte sich Paul, als er Muttchen Klaras Entschlossenheit sah; darf ich zusammenbrechen, wenn sie, die verwöhnte, schwache Frau, sich aufrichtet? Darf ich hinter ihnen zurückbleiben, wenn sie imstande sind vorwärtszugehen? darf ich untersinken, wenn sie sich aufrechterhalten können? Habe ich nicht stets das Gefühl gehabt, darum lahm und träge zu sein, weil ich einen Rückhalt hatte ... aber wenn ich einmal auf mich selbst angewiesen sein würde .. .

Vielleicht war es so, vielleicht aber auch nicht. Doch Paul glaubte, Kraft zu haben und leben zu können.

Er ging zum Chefredakteur und bat ihn, er möge schon jetzt sein Versprechen einlösen und ihn als ständigen Mitarbeiter anstellen. Als der alte Herr unter Bedauern Umschweife zu machen begann und sagte, wie leid es ihm täte, daß er ihn noch immer nicht mit der Musikrubrik betrauen könne, weil Herr Háry nicht geneigt sei, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, dankte Paul dem Herrn Chefredakteur für das ihm bisher bewiesene Wohlwollen und verabschiedete sich von Háry und den übrigen Kollegen. Drei Tage lang dachte er über seine Lage nach; am vierten Tage schrieb er einen Brief an Herrn Cocus nach Berlin. Knappe fünf Zeilen. "Mein Vater ist gestorben", schrieb er, "Vermögen besitze ich nicht, einen ordentlichen Beruf habe ich nicht, vom Bankwesen und von kaufmännischen Dingen verstehe ich nichts, aber ich glaube, alles lernen zu können; ich kann gut Deutsch und Englisch, auch ein bißchen Französisch, das genügt vielleicht für einen Anfang. Ich muß mir eine Existenz schaffen, kann ich auf Sie rechnen?"

Nach einer Woche kam die Antwort von Cocus: er käme in allernächster Zeit nach Budapest, schrieb er, dann würde er alles mit Paul besprechen, sollte er aber bis dahin Geld nötig haben...

Paul besaß kein Geld, hatte aber auch "bis dahin" keins nötig ... Er sagte sich, auf Cocus könne er rechnen, und das genügte ihm einstweilen vollkommen.

Geduldig wartete er Herrn Cocus' Ankunft ab. Muttchen Klara war mit hitzigem Eifer damit beschäftigt, ihr und ihres Sohnes neues Leben zu ordnen; sie lauerte geradezu auf den ersten Mai, an dem die neue Wohnung bezogen werden sollte. Paul war bemüht, so wenig wie möglich von ihrem Geld zu verzehren, da er ihr aber für seine Verpflegung nichts zahlen konnte, erklärte er als Gegenleistung, daß er auf seinen "Erbteil" zu ihren und Hänschens Gunsten verzichte. Außer seinen Kleidungsstücken nehme er nur seine Bücher und die Möbel aus seinem Zimmer mit; von Vaters Sachen möchte er bloß einen wertlosen goldenen Ring mit einem kleinen blauen Stein als Andenken behalten. Muttchen Klara nahm diesen Entschluß Pauls ohne besondere Rührung zur Kenntnis. Sie schien sein Vorgehen für selbstverständlich zu halten. "Sie sind ja ein arbeitender und verdienender Mann", sagte sie mit starkem Nachdruck, "und Ihre Haltung ist Vaters Andenkens würdig." Und dann fügte sie noch leise hinzu: "Ich danke Ihnen in Hänschens Namen."

Cocus kam Anfang April in Budapest an und ließ Paul sofort zu sich in die Bank rufen. Sie sprachen nicht viel miteinander. "Sie haben gut daran getan, junger Freund, sich an mich zu wenden. Ich weiß nicht, ob das ein bloßer Zufall war, aber auch dazu gehört ein gewisses Talent, sich die richtigen Menschen auszuwählen. Sie haben mir geschrieben, nicht wahr, daß Sie gut Deutsch und Englisch und auch ein bißchen Französisch können, und sicherlich sind Sie imstande, einen vernünftigen Brief zu schreiben; hoffentlich haben Sie Augen im Kopf, dann werden Sie alles lernen. Wichtig ist eins. Man muß an das, was man tut, glauben. Verstanden?" Er nahm den Telephonhörer von der Gabel. "Bitte die Personalabteilung, Herrn Direktor Szebeny. Direktor Szebeny? Guten Morgen. Hier Cocus. Würden Sie sich bitte zu mir herüberbemühen."

Herr Szebeny kannte Paul, — er war derjenige, von dem Vater einst gesagt hatte, er sei ein "Lebenskünstler". Der Lebenskünstler war ein wenig dick geworden und hatte eine Glatze bekommen, war aber noch genau so elegant wie damals, vor fünfzehn Jahren. "Herr Direktor Szebeny", sagte Cocus ruhig, "dieser Herr hier ist der Sohn meines verstorbenen Freundes Ludwig Hegedüs, Paul mit Namen."

"Oh, Herr Präsident, wir kennen uns schon!" beeilte sich Herr Szebeny freundlichst zu betonen, "ich war ein häufiger Gast im Hause unseres guten Doktors ..." Er wandte sich an Paul, eifrig und im Amtston: "Ich nehme an, Herr Hegedüs, Sie sind in der Angelegenheit der Pension gekommen ... bitte sehr, ich habe bereits verfügt, daß die erste Rate Ihrer Frau Mama zugestellt ..."

"Gut", sagte Cocus, "es handelt sich nicht darum. Haben Sie die Güte, mir zuzuhören. Unsere Gesellschaft hat Herrn Hegedüs als Beamten angestellt. Ich empfehle Herrn Hegedüs, dessen Schicksal mir besonders am Herzen liegt, Ihrer gütigen Obhut. Unsere Gesellschaft setzt große Hoffnungen auf die Tätigkeit des Herrn Hegedüs ... im Hinblick auf die Zukunft meine ich. Herr Hegedüs wird dem Industrie-Sekretariat zugeteilt. Mit dem Herrn Generaldirektor habe ich bereits über die Angelegenheit gesprochen. Ich werde Ihnen zu Dank verpflichtet sein, Herr Direktor Szebeny, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit über die Arbeit und die Erfolge meines Freundes Hegedüs berichten."

"Ich werde es mir angelegen sein lassen, Herr Präsident", sagte Herr Szebeny mit einer höflichen und eleganten Verbeugung. "Danke, Herr Direktor", sagte Herr Cocus. "Danke", sagte Paul.

Also ... ich habe einen ordentlichen Beruf und eine Stellung, dachte Paul, als er eine Stunde später Direktor Szebenys Zimmer verließ, das Bestätigungsschreiben seiner Anstellung in der Tasche. Ich habe eine anständige Arbeit, die ich redlich erlernen werde, habe ein anständiges Gehalt, von dem ich leben kann ... und vielleicht werde ich es sogar zu etwas bringen. Man muß nur an das, was man tut, glauben ... ich glaube daran und ... ich muß mich von allem losmachen, was bis jetzt gewesen ist .. — muß das Gestern vergessen, muß alle Erinnerungen loswerden, um mich selbst zu finden ... im Heute, in diesem neuen Leben ... Es wird mir gelingen!

### **Noch einmal: die Flucht**

Aus tiefem, reinem, ruhebringendem Schlaf wachte er auf, als an seiner Zimmertür geklopft wurde. Hastig hob er den Kopf vom Kissen: durch das offene Fenster starrte ihn ein unbekanntes, fremdes Haus an. Diese Gardine ... er hatte sie nie gesehen. Das Bett ... was ist das für ein Bett? und das ganze Zimmer ...?

Einen Augenblick lang wußte er nicht, wo er war. Aber sehr bald besann er sich, wurde ganz wach, sprang aus dem Bett und ging an die Tür, an die jetzt zum zweitenmal geklopft wurde.

"Ja?"

Eine unbekannte weibliche Stimme von draußen ... ach nein, nicht unbekannt. Natürlich. Die Stimme der Witwe Mantsits: "Herr Hegedüs? Es ist neun Uhr! Kann das Mädchen hereinkommen und Ihren Anzug holen, um ihn auszubürsten?"

"Ja, bitte! Einen Augenblick bloß ..." Er kroch ins Bett zurück und zog die Decke hoch. "So, bitte."

"Susanne!" erklang es draußen, "holen Sie rasch den Anzug des Zimmerherrn 'raus und bürsten Sie ihn mit einer feuchten Bürste ab!"

"Guten Morgen!" sagte das kleine Dienstmädchen, als es eintrat. "Wünscht der gnädige Herr ein Bad?"

"Nein!" sagte Paul rasch; und dann überlegte er es sich anders. "Oder haben Sie vielleicht im Badezimmer schon eingeheizt?"

"Ja, es ist schon geheizt."

"Gut, dann werde ich baden, aber ... das Wasser lasse ich mir selbst einlaufen."

Ohne besonderen Anlaß fing das Mädchen an zu kichern. "Jawohl, bitte ... und den Anzug hängen Sie doch bitte immer abends draußen vor der Tür über den Stuhl, damit ich ihn schon früh abbürsten kann. Wenn ich dann wecken komme, bringe ich ihn gleich sauber mit, auch die Schuhe stellen Sie bitte abends 'raus ..." Unterdessen nahm sie die Kleidungsstücke zusammen, die Paul gestern abend auf alle Stühle verstreut hatte. Und dann grinste sie wieder; ihr Mund reichte plötzlich bis an beide Ohren, und sie sah Paul an: "Schläft der gnädige Herr jeden Tag so lange?"

Paul lächelte, freundlich und gut gelaunt.

"O nein, mein Kind, ich schlafe nicht jeden Tag so lange. Vielleicht ... morgen noch, aber von übermorgen an werden Sie mich um Punkt sieben Uhr wecken. Denn übermorgen —" Er brach ab.

Das Mädchen sah ihn wartend an. "Was soll übermorgen sein?" fragte sie dann.

"Nichts, nichts", antwortete er, "jetzt gehen Sie bitte mit dem Anzug 'raus, damit ich aufstehen kann." Und dann sagte er leise, gar nicht mehr ganz an das Mädchen gerichtet: "Danke . . es ist alles in Ordnung."

*Vierter Teil*

HEIMGEFUNDEN ZU SICH SELBST

## Aufwärts

"Gratuliere, Herr Kollege, gratuliere", sagte der Chef der Industrieabteilung zu Paul, als Herr Direktor Szebeny ihm persönlich "den neuen jungen Kollegen" vorstellte, den er selbst "übrigens seit langen Jahren gut kenne" und dessen Vorwärtskommen der Herr Präsident — dies betonte er — "mit wohlwollendem und wachsamem Auge verfolge".

"Gratuliere", wiederholte Herr Halasz, bot Paul Platz an und schob ihm eine Schachtel ägyptische Zigaretten hin. "Bitte, bedienen Sie sich, Herr Kollege. Ich weiß natürlich von der Sache, der Herr Generaldirektor hat mir bereits avisiert, daß Sie am Ersten in meiner Abteilung Ihre Stellung antreten werden. Und was die langjährige Bekanntschaft betrifft, so kann ich sagen, ich stand mit Ihrem verstorbenen Herrn Vater auf genau so freundschaftlichem Fuße wie Kollege Szebeny. Wie geht es Ihrer Frau Mama? hoffentlich hat sie den furchtbar schweren Schicksalsschlag schon einigermaßen überwunden." Er steckte sich eine Zigarette an, stand auf, trat ans Fenster und blickte auf die Straße. "Tja, das Leben vergeht. Ihr Herr Vater war schon lange der Arzt unseres Bankhauses, als ich herkam, jaja, nächstes Jahr feiere ich schon mein zwanzigjähriges Dienstjubiläum. Als Lehrling habe ich angefangen in der Filiale auf dem Josef-Ring, jaja, *multa tuli et sudavi*, bis ich es so weit gebracht habe. Sie, Herr Kollege, fangen anders an. In anderen Zeiten und unter anderen Dings ... Voraussetzungen. Mißverstehen Sie mich nicht, die Protektion können wir in diesem Falle im besten Sinne auffassen, da wir ja wissen, daß es sich um keinen Unwürdigen handelt, der sie genießt. Denn wessen Vorwärtskommen der Herr Präsident mit Interesse verfolgt, dessen Weg führt aufwärts. Also, Herr Hegedüs, Sie

gehen jetzt in das Zimmer gegenüber zu meinem Stellvertreter, Herrn Vizedirektor Farkas. Er wird Sie in der Abteilung vorstellen und dafür sorgen, daß Sie einen Oberblick über alles bekommen. Glückauf zur Arbeit. Meine ergebensten Empfehlungen an Ihre Frau Mama." Verabschiedend hob er die Hand; Herr Szebeny und Paul verließen das Zimmer; Direktor Halász nahm den Telephonhörer von der Gabel. "Herrn Vizedirektor Farkas, bitte .. . danke schön. Farkas? Hier Halász. Ich hatte Ihnen schon gesagt, nicht wahr, daß der Präsident uns wieder einen jungen Mann aufgehalst hat. Diesmal ist es der Sohn vom alten Doktor Hegedüs, er ist eben unterwegs zu Ihnen, bei mir hat er sich schon gemeldet, scheint ein höflicher, stiller Junge zu sein, natürlich einstweilen noch ein bißchen eingeschüchtert. Sehen Sie mal zu, was er kann. Meiner Ansicht nach gar nichts. Na ja ... ich kann mir doch nicht helfen. Lassen Sie ihn Briefe schreiben, ich glaube, er kann Französisch oder Deutsch ... Gut. Was ist mit der Kapitalserhöhung der Westungarischen Eisenwerke? Kümmern Sie sich bitte darum, damit ich die Generalversammlung einberufen kann ... Was? die Minoritätsgruppe will dagegen an? Kommen Sie doch bitte gleich zu mir 'rüber, wenn Sie den Hegedüs erledigt haben."

Vizedirektor Farkas sprach noch am Telephon mit seinem Vorgesetzten, als Szebeny und Paul bei ihm eintraten. Er deutete mit der einen Hand auf das Telephon, dann auf Paul und winkte zum Schluß Herrn Szebeny, was heißen sollte, er danke bestens, Herr Szebeny möge nicht warten, Direktor Halász kündige ihm gerade die Ankunft des neuen Angestellten an. Herr Szebeny wartete indessen doch, bis das Telefongespräch beendet war, und als Herr Farkas sich von seinem Schreibtisch erhob, stellte er auch ihm Paul vor.

"Ich bin über alles informiert, lieber Szebeny", sagte Vizedirektor Farkas. "Willkommen, Herr Kollege. Ich will Sie jetzt gleich in der Abteilung einführen. Und dann wollen wir Ihr Arbeitsressort besprechen. Kommen Sie mit, Szebeny? ich glaube, es ist überflüssig."

Da verabschiedete Paul sich höflich und mit verbindlichem Dank von Herrn Szebeny und folgte Vizedirektor Farkas aus dem Zimmer.



Herr Farkas begleitete Paul nur hinüber ins Nebenzimmer. Als sie eintraten, telephonierte gerade der am Schreibtisch sitzende Herr, mit dem Rücken der Tür zugewandt.

"Herr Bauer", sagte Vizedirektor Farkas; der telephonierende Herr drehte sich sofort um, hängte ab und stand auf.

"Dieser Herr", sagte Farkas, "Kollege Hegedüs, ist der neue Beamte der Abteilung. Herr Doktor Bauer, unser Prokurist. Wollen Sie bitte unsern jungen Freund Hegedüs unter Ihre Fittiche nehmen, er wird zunächst an Ihrer Seite arbeiten. Ich denke, es ist das beste, wenn Sie Herrn Hegedüs erst mal im allgemeinen über die Geschäftsführung informieren, und ich glaube, mit Korrespondenzarbeiten werden wir den Anfang machen. Können Sie stenographieren, Herr Hegedüs? Nein? Na gut, macht nichts. Wir sehen ja in Ihnen keine mechanische Arbeitskraft, lieber Freund. Also, Herr Bauer, vielleicht sprechen Sie mit ihm die Briefe durch, die Sie schreiben lassen wollen. Herr Hegedüs wird bei der gütigen Unterstützung des Herrn Präsidenten Cocus ..." er winkte dem Prokuristen, "also, Herr Bauer, sorgen Sie für eine angemessene Arbeit für Herrn Kollegen Hegedüs. Stellen Sie ihn in der Abteilung vor. Ich glaube, beim kleinen Bartha ist ein Schreibtisch frei, nicht? den kann also Herr Hegedüs bekommen."

"Wird geschehen, Herr Direktor", sagte Prokurist Bauer zuvorkommend; und als Vizedirektor Farkas das Zimmer verlassen hatte, wandte er sich an Paul: "Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Freude ausdrücke, Herr Hegedüs. Sie sind in die beste Abteilung geraten. Sie werden zwar viel und schwer zu arbeiten haben, aber in dieser Abteilung steckt Leben, hier kann man vorwärtskommen. Besonders, wenn der Herr Präsident hinter einem steht, das will ungeheuer viel heißen. Da ist es überhaupt ausgeschlossen, nicht vorwärtszukommen. Also bitte, gehen wir jetzt vielleicht gleich hinüber in die Abteilung."

Herr Prokurist Doktor Bauer führte Paul in der Abteilung herum, stellte ihn den Kollegen und Kolleginnen vor, wobei er kein einziges Mal versäumte, Cocus' Namen in Zusammenhang mit Paul zu erwähnen; dann übergab er ihn einem kleinen, bebrillten jungen Mann namens Bartha mit den Worten, er möge sich, bis er selbst vielleicht am Nachmittag wieder Zeit habe, ein wenig mit dem neuen Kollegen befassen, sich mit ihm unterhalten, ihm alles zeigen, kurz und gut ihn auf die Arbeit vorbereiten. Herr Bartha stand höflich

neben seinem Schreibtisch. "Sind Sie ganz neu im Bankfach, Herr Kollege?" fragte er, als er mit Paul allein geblieben war. "Bitte, setzen Sie sich dort an den Schreibtisch, das wird Ihr Platz sein. Haben Sie das Gymnasium absolviert oder die Handelsschule? Ah, das Gymnasium. Und sind Sie ganz ohne Prüfung hier bei uns aufgenommen worden? Ah, fabelhaft. Wie es scheint, starten Sie gut. Wenn Sie gleich hierher gesetzt worden sind in die Industrieabteilung, dann haben Sie gerade Bahn vor sich. Darf ich fragen, wie alt Sie sind, Herr Kollege? Ah, vierundzwanzig. Da bin ich jünger, ich werde erst zweiundzwanzig, bin aber schon seit vier Jahren in der Bank tätig, also darf ich mir wohl erlauben, Sie hier einzuweihen und außerdem ... Sie auf gewisse persönliche Umstände aufmerksam zu machen."

"Aber gerne", antwortete Paul. Der junge Bartha gefiel ihm, und ganz besonders freute er sich darüber, daß er einen so freundschaftlichen Ton anschlug und nichts von Feindseligkeit oder Neid ob der "hohen Protektion" zeigte.

"Wollen wir gleich den Anfang machen?" fragte der bebrillte Bartha. "Gut, also dann ziehen Sie sich mal den Stuhl hierher neben mich. Unsere Abteilung kontrolliert sämtliche Industrieunternehmen, die der Bank gehören. Ich will nicht sagen, daß die Arbeit der Bankabteilungen unwichtig wären; besonders heutzutage sind sie es nicht. Aber das Geld, die Devisen, die Börse, die Produktenwaren sind dennoch heute bloß Spekulationsobjekte, an denen man viel verdienen, aber auch alles verlieren kann. Die wahre Aufbauarbeit des Kapitals, die wahre Produktion ist die Industrie. Und damit befassen wir uns. Zunächst also wollen wir mal sehen, welche Unternehmen unter dem Patronat unseres Bankhauses stehen ..."

Paul aß in der Kantine der Bank zu Mittag; nach dem Essen ging er nicht mit Bartha in das nahe gelegene Café, sondern eilte zurück ins Büro. Dort las er zuerst noch einmal die Liste der Industrieunternehmen durch, die er sich am Vormittag aufgestellt hatte, um so zu lernen, mit welchen Firmen er künftig zu tun haben werde. Dann nahm er den Aktenstoß vor, der auf Barthas Schreibtisch lag, um nach dessen Rat den ganzen "Komplex einer Angelegenheit" durchzustudieren. Das Aktenbündel trug die Benennung: *Transdanubische Steinbruch-A.-G. — Syndikats-Verträge*. Über dem ersten Schriftstück stand: *Vertrauliches Protokoll der Syndikatssitzung vom 22. März 1924, persönlich für Herrn Präsidenten Cocus*.

Für Herrn Präsidenten Cocus ... dachte Paul, und ich sitze hier in Cocus' Bank und lese ein vertrauliches Schriftstück, und bald werde ich vielleicht diese vertraulichen Schriftstücke anfertigen, vielleicht werde ich auch das künftig einmal machen, was Herrn Cocus in solchen vertraulichen Schriftstücken mitgeteilt wird ... seltsam, bald sind es genau zehn Jahre, daß ich Herrn Cocus kenne ... es hat sich gelohnt! Aber jetzt ist es an mir, zu zeigen, daß auch er mit mir nicht schlecht gefahren ist.

Später, am Nachmittag, kam Herr Doktor Bauer ins Zimmer, um zu sehen, ob die Arbeit begonnen habe; es kam Herr Vizedirektor Farkas, zu fragen, ob Paul sich schon ein bißchen einlebe; und es kam auch Herr Direktor Halász für einen Augenblick und erkundigte sich freundlichst, ob Paul schon einen Schreibtisch habe und sich schon ein Bild von dem Betrieb machen könne; schließlich, gegen Abend, guckte auch Herr Direktor Szebeny noch ins Zimmer. "Mein lieber Hegedüs, die Sekretärin des Generaldirektors hat soeben telephonisch bei mir angefragt, ob Sie eingetreten seien und ob alles mit Ihnen klappe. Das ist gleichbedeutend mit einer persönlichen Erkundigung des Führers! Große Sache, mein Lieber! ..."

Und als Paul gegen halb acht nach Hause ging, dachte er bei sich, es sei tatsächlich eine große Sache, wenn so viele wichtige Herren sich in einem fort nach ihm erkundigten; nicht leicht, so von allen Seiten beobachtet und von allen möglichen Erwartungen begleitet zu starten; die "hohe Protektion" ist für den, der sie genießt, eine recht verantwortungsvolle Sache, denn sie muß ja viel Neid und Feindseligkeit mit sich bringen, und mehr noch fordert sie gute Arbeit ... aber es sieht so aus, als führe dieser Weg tatsächlich aufwärts.

Ein wenig hatte Paul das Gefühl, als sei er jetzt in eine neue Stadt gekommen, und als er bemerkte, daß dieses Gefühl des Fremdseins angenehm und beruhigend auf ihn wirkte, übertrieb er es noch. Morgens auf dem Weg von seiner Wohnung in die Bank sah er sich genau alle Firmenschilder an, blieb an den Straßenecken stehen, schaute um sich, als müsse er sich orientieren und als wolle er sich den Weg dadurch merken, daß er ihn sich visuell einprägte. Hier muß ich rechts gehen; bei dem Herrenmodengeschäft dort muß ich einbiegen; dann kommt der große Blumenladen ... sagte er sich, wenn er abends durch die wohlbekanntesten Straßen nach Hause ging. Diese Milchhalle hier liegt ziemlich nahe an meiner

Wohnung, dachte er im Vorübergehen; in diesem Geschäft hier gibt es schönes Obst; ich glaube, in dem kleinen Restaurant da drüben werde ich oft zu Abend essen. Dieses betonte Bekanntwerden war natürlich überflüssig, das eifrige Plänemachen ein wenig kindisch, — aber Paul war das gleichgültig, denn wenn er sich auch innerlich über die Bedeutung dieser Haltung im klaren war, so glaubte er doch, diese kleine Spielerei nötig zu haben. Ich muß es mir in jeder erdenklichen —meinetwegen auch in der naivsten — Weise betonen, daß ich ein neues Leben begonnen habe, und dabei ist es ganz gleichgültig, daß ich vielleicht schon tausendmal durch diese Straßen gegangen bin ... nicht in der Stadt orientiere ich mich, sondern in meinem neuen Leben. Da ist dieser kleine Bartha, von dem erwarte ich Freundschaft und Herzlichkeit; da ist der Prokurist und der Vizedirektor und der Direktor, auch sie werden mir helfen, wenn aus keinem andern Grunde, dann um Cocus' willen; da sind die hundert und aber hundert Mitarbeiter, zu denen ich gewiß den Weg der Kollegialität oder gar Freundschaft finden werde; da ist die liebenswürdige und aufmerksame Frau Mantsits mit ihrem reizenden, drolligen Töchterchen ... ja: alle Menschen, die ich jetzt um mich habe, sind gut und sind anders als meine frühere Umgebung. Ich werde mich zurechtfinden in meinem neuen Leben!

Dies war ein beruhigender Entschluß, und zu der Spielerei gehörte auch, daß er in den ersten Tagen nur durch die "neue Gegend" ging, so vorsichtig, als könnte ihn ein unbedachtsamer Streifzug tatsächlich in die verdächtigen und gefährlichen Straßen einer unbekannt, neuen Stadt führen, aus denen man schwer wieder zurückfindet in das vornehme, sichere Viertel der Fremden. Später, wenn ich schon besser Bescheid weiß, kann ich mich überall hinwagen, vertröstete er sich mit einem solchen Ernst, daß er lächeln mußte. Spielerei. Macht nichts ... besser, wenn ich vorsichtig bin, wenn ich fremd bin in den neuen Dingen und mich allmählich an sie gewöhne. Ich darf nicht ... ich will nicht zurückfallen!

Seine Kleiderkisten ließ er aus der Andrásystraße abholen; zwei oder drei Tage später schickte er aus dem großen Blumenladen in der Nähe Muttchen Klara einen hübschen Strauß in ihre neue Wohnung. Die Blumen galten natürlich der neuen Wohnung, aber er selbst hatte auch das Gefühl, als stecke in dieser Höflichkeit etwas von versöhnlicher Absicht. Muttchen Klara oder sonst irgend jemand sollte nur ja nicht denken — etwa wegen seines plötzlichen Verschwindens oder des sonderbaren Abschiedsbriefes —,

er zürne ihr oder ... kurz, es sei nicht alles in schönster Ordnung. Und dann bedeutete der Blumenstrauß auch einen kleinen Aufschub: auf die Visitenkarte schrieb er ein paar Zeilen an Muttchen Klara: er hoffe, der Umzug sei glatt vonstatten gegangen; ihm gehe es gut, seine Arbeit in der Bank habe er bereits begonnen; in den nächsten Tagen werde er sie besuchen kommen.

Am folgenden Abend empfing ihn Frau Mantsits mit der Nachricht, nach Tisch habe ein hübscher kleiner Junge nach ihm gefragt; sie habe ihm gesagt, daß Herr Hegedüs nie zum Mittagessen nach Hause komme, aber abends zwischen sieben und acht bestimmt anzutreffen sei. Das war gewiß Hans, dachte Paul; er ging in sein Zimmer, machte Ordnung und wartete auf Hans, der dann auch gegen halb acht Uhr erschien. Voll flackernder Neugierde sah er sich in Pauls Zimmer um. "Weißt du, Paul, das ist ja ein sehr schönes Zimmer!" sagte er ein wenig zweifelnd. "Ist das dein Zimmer? Weißt du, ich dachte ..." Paul lachte; o ja, er verstand: in einem möblierten Zimmer wohnen, darunter hatte auch er sich früher einmal etwas anderes vorgestellt; irgendein dunkles, nach dem Hof gelegenes Loch mit Gas- und Küchengeruch und Wanzen, mit einer schmuddligen, dicken Zimmervermieterin und verdächtig aussehenden Hausgenossen. Auch er hatte sich erst daran gewöhnen müssen, daß das Fenster seines Zimmers nach der stillen, schmalen Molnárgasse lag und nicht nach der breiten Andrásystraße ... das war der ganze Unterschied — denn daß das Leben sich unsichtbar und mit nicht zu durchschauenden Folgen in ihm und um ihn verändert hatte, hielt er für selbstverständlich. Das hübsche, saubere und ruhige Zimmer indessen konnte er um so mehr sein eigen nennen, als er die Miete dafür bezahlte, von seinem eigenen Geld, von dem Geld, das er selbst verdiente.

Hänschen sah sich zunächst alles genau an, wunderte sich über alles und fand die Sachen und die Situation so romantisch, daß sie ihm Spaß machten. Im übrigen war er gekommen, um Muttchen Klaras Dank für die schönen Blumen zu überbringen. "Mutti läßt dir sagen, sie hätte sich über deine Aufmerksamkeit noch mehr gefreut, wenn du die Blumen nicht geschickt, sondern persönlich gebracht hättest, und dann läßt sie noch sagen, du möchtest doch so bald wie möglich kommen, wir sind nämlich schon ganz in Ordnung."

"Nächste Woche, Hänschen", versprach Paul. "Jetzt habe ich noch sehr viel zu tun, das heißt, im Anfang empfindet man jede Arbeit als furchtbar viel, weißt du? Und dann, das mit der Ordnung bei euch wird wohl ein bißchen übertrieben sein. Gewiß gibt's noch eine ganze Menge zu räumen."

"Na, dann hilfst du eben Mutti", erwiderte Hans schlagfertig. "Weißt du, sie hat ein bißchen gedacht, du wärest vielleicht beleidigt oder so ..."

"Wegen meines Briefes?"

"Ja."

"Aber ich hoffe, sie denkt es jetzt nicht mehr."

"Nein. Sie hat gesagt, du hättest auch gar keinen Grund, beleidigt oder böse zu sein. Mir bist du doch wohl nicht böse?" fügte er rasch hinzu.

Paul betrachtete den Jungen. Er war auch jetzt im Pfadfinderanzug, am Arm ein breites schwarzes Trauerband. Sein Gesicht ist klar und schön, jeder Zug gleicht Muttchen Klara; aber wenn man den Kinderkopf nicht sähe, würde man glauben, ein sportstüchtiger, erwachsener junger Mann stehe vor einem. Vater mag so ausgesehen haben in seinen jungen Jahren, dachte Paul.

"Warum sollte ich dir denn böse sein?! Und deiner Mutter?"

"Das weiß ich auch nicht", antwortete Hans, "wir haben dich doch immer sehr liebgehabt ..." und wie er das sagte, hätte Paul lächeln mögen: ja, auch die Stimme ist genau wie Muttchen Klaras Stimme von früher; und drollig, wie erwachsen er spricht. Hat schon ein Urteil, hat Erinnerungen, wertet, weiß genau Bescheid über die Dinge und über sich selbst; ein Kind von heute ... wir waren nicht so ... "Also", fuhr Hans fort, "Mutti wünscht dich bald bei uns zu sehen. Ich mag unsere neue Wohnung gern. Du wirst ja sehen, wie schön sie ist. Aber", er machte ein Zeichen, "das hier gefällt mir auch sehr gut. Wirklich ein anständiges Zimmer. Es ist sogar deinem früheren Zimmer ein bißchen ähnlich "

"Das finde ich nicht", sagte Paul rasch. "Aber ... es freut mich, daß es dir gefällt. So kannst du wenigstens auch deine Mutter beruhigen." Es fiel ihm etwas ein. "Wartet sie jetzt auf dich zu Hause?"

"Ja. Wieso?"

Paul überlegte einen Augenblick. "Du hättest hier bei mir essen können. Ich gehe heute abend nicht weg, ich hab' mir nämlich eine Arbeit aus der Bank mitgebracht, die ich nachher ... ein bißchen durchstudieren will. Ich habe mir kalten Aufschnitt und so was besorgt, das würde für uns beide

reichen. Eigentlich bin ich zwar auf Besuch noch nicht eingerichtet, aber Teller und Bestecke bekommen wir sicher hier ... na, hast du Lust?"

Man sah Hans an den Augen an, daß er Lust hatte; daß er es für eine interessante und spaßige Sache, für ein brüderliches, männliches, sogar ein bißchen abenteuerhaftes Erlebnis halten würde, sich hier mit Paul an den Tisch zu setzen und von geborgten Tellern Schinkenwurst und Butterbrot zu Abend zu essen.

"Du brauchst ja nicht lange zu bleiben", redete Paul ihm zu, "wir essen, plaudern ein bißchen, und dann kannst du gehen. Wenn du willst, begleite ich dich bis zu eurem Haus."

"Das nicht", wehrte Hans ab. "Ich bin ja auch schon von Ausflügen um Mitternacht allein nach Hause gekommen. Aber ich hab' Mutti versprochen, früh zurück zu sein, und außerdem war heute nachmittag Pfadfinderparade auf der Generalwiese, und ich habe für morgen noch keine Silbe gelernt."

"Na gut, dann geh. Grüß deine Mutter schön und ... in den nächsten Tagen komme ich euch besuchen."

"Schön. Also auf Wiedersehen, Paul." Er ging an die Tür. "Du, sag mal. Was wohnt denn hier für ein kleines Mädels mit einem Hund?"

"Na, so was! Das weißt du auch schon? Interessieren dich etwa schon die kleinen Mädels?"

"Die Mädels?" sagte Hans verächtlich, "keine Spur. Die Hunde interessieren mich. Wenn ich richtig gesehen habe, hat sie einen echten Pekineser Palasthund ..."

Der Anfang brachte natürlich kleine Schwierigkeiten und Hemmnisse, aber nach zwei bis drei Monaten ging alles bereits glatt und wie selbstverständlich.

Gustav Bartha ging Anfang September auf Urlaub, mittlerweile hatte Paul sich schon so weit eingearbeitet, daß er einen Teil von des Kollegen Arbeit übernehmen konnte. Die Aktenbündel waren ihm nicht mehr unheimlich, erschienen ihm nicht mehr wie komplizierte Rätsel; er vermochte dem Verlauf der einzelnen Angelegenheiten zu folgen, sogar seine Ansicht darüber zu äußern. Aufmerksam beobachtete er Herrn Farkas, in dem er eine Persönlichkeit und einen begabten Menschen sah, und er versuchte sogar, in Haltung und Denken ihn nachzuahmen; taktvoll stimmte er zu, gewissenhaft hielt er sich an die Weisungen, vorsichtig äußerte er eine Gegenmeinung,

wenn es ihm angebracht erschien. So wunderte er sich denn auch kaum, als Direktor Szebeny ihn eines Tages rufen ließ und ihm "streng vertraulich" den Durchschlag jenes Privatbriefes zeigte, in welchem er, mit Zustimmung des Generaldirektors, Herrn Präsidenten Cocus Bericht erstattete über Pauls "alle Erwartungen befriedigenden" Fortschritte. "Ich bitte Sie, junger Freund", sagte Direktor Szebeny in einem so sonderbaren Ton, als wollte er sich entschuldigen oder rechtfertigen, und mit dem rechten Mittelfinger tippte er sich auf die Brust, "ich habe Ihnen ja gleich am ersten Tage gesagt, wenn Sie die Sache richtig anpacken und fleißig sind, haben Sie die besten Aussichten ... uns kann es nur freuen, wenn wir einen begabten Menschen vorwärtsbringen! Also nur so weiter!"

Paul kannte um diese Zeit schon alle Leute in der Bank, die zu kennen nötig oder lohnend war; auch ihn kannte man bereits, und er war auch über das Gemunkel hinaus, das sich um seine Bevorzugung hinsichtlich des Wirkungskreises und besonders des außerordentlich hohen Anfangsgehaltes drehte und sozusagen jedem einzelnen Angestellten zu Ohren gekommen war: es hatte sich herumgesprochen, daß der Präsident "noch von Berlin her" den jungen Hegedüs gut, sogar sehr gut kannte; beziehungsweise, daß der Präsident "schon im Frieden" mit dessen schöner Stiefmutter gut befreundet gewesen war. Paul war hinaus über die feindlichen Blicke, die ihn von allen Seiten trafen; aber er war auch über das Vorhaben hinaus, der sozialistisch gefärbten Vereinigung der Bankbeamten beizutreten: wochenlang hatte er dazu große Lust gehabt, aber Direktor Szebeny machte ihn darauf aufmerksam, daß dies sich mit der Vertrauensstellung eines "höheren Beamten" nicht gut vereinigen ließe, der außerdem darauf nicht angewiesen sei, denn seine Kraft sei nicht in der rohen Masse, sondern ganz im Gegenteil: in den persönlichen Eigenschaften. Es ging also alles glatt, so weit sogar, daß Cocus, als er im Herbst wieder in Budapest war, Paul bereits am zweiten Tage seines Hierseins zu sich rufen ließ und sich eine gute halbe Stunde mit ihm unterhielt. Daraufhin hielt Direktor Halász die Zeit für gekommen, mit Paul, dessen "Ausnahmestellung", dessen "vertrauliches Verhältnis zum Präsidenten", also dessen "Karriere" nicht mehr zweifelhaft war, den Privatverkehr aufzunehmen; er lud ihn zu einer großen, glänzenden Soiree ein, wo mehrere hochgestellte Herren der Bank und auch der Generaldirektor mit Familie anwesend waren. "War Farkas auch da?" fragte Bartha Paul am folgenden Morgen. "Ja."



"Und Bauer?"

"Nein."

"Und Szebeny?"

"Auch nicht."

"Also", riet der kleine Bartha, "dann freuen Sie sich über die Ehre, aber reden Sie nicht viel davon. Eine solche Auszeichnung ist eine Privatsache, sehen Sie sich vor, daß nicht die Meinung entsteht, Sie wollten auf diesem Wege den anderen über den Kopf wachsen. Außer in Geldangelegenheiten sind sie nämlich in diesen Dingen furchtbar empfindlich." Paul wollte widersprechen. Er wollte sagen, ihm sei es ja auch gleichgültig, mit wem Herr Bauer oder Herr Szebeny oder sonst wer im Privatleben verkehrten, er sei nicht neidisch, wenn sie von ihren gesellschaftlichen Beziehungen redeten, — aber dann sah er ein, daß Bartha recht hatte. Er schwieg. So gründlich schwieg er, daß der kleine Bartha bloß nachträglich von einem Bankboten, der an jenem Abend die Garderobe versehen hatte, erfuhr, daß auch der Generaldirektor Paul kurz darauf zu einer Abendgesellschaft eingeladen hatte.

Paul hatte sich an sein möbliertes Zimmer vollkommen gewöhnt und kam sich im Hause gar nicht wie ein Zimmerherr vor, sondern wie ein Familienmitglied. Frau Mantsits kam zu ihm mit jeder Klage, jeder Sorge und jeder Freude, als sei er ihr Sohn; das "kleine Mädchel mit dem Hund" war täglicher Gast in Pauls Zimmer, — ihre Mutter bat ihn sogar, das Kind nicht allzusehr zu verwöhnen, denn neulich, als sie es wegen einer versäumten Schulaufgabe ausgescholten habe, sei das kleine Gör ihr mit der Antwort gekommen: "Du hast mich ja gar nicht wirklich lieb, Mutti, wirklich lieb hat mich bloß Onkel Paul!"<sup>36</sup> Paul lachte und verwöhnte Marischka Mantsits weiter; aber auch der Witwe gegenüber war er aufmerksam; manchmal brachte er so viele Blumen mit, daß er nicht nur seine Vasen, sondern auch die in den beiden Zimmern der Frau Mantsits füllen konnte; er verschaffte ihr auch einen vorübergehenden Mieter für das Hofzimmer, einen jungen Kollegen aus der Bank, der jedoch nach kurzer Zeit in die Filiale nach Ödenburg versetzt wurde; und an manchen Abenden in der Woche setzte er sich nach dem Essen zu Frau Mantsits ins Eßzimmer, um ein Stündchen mit ihr zu plaudern. Es war eine angenehm ruhige Atmosphäre. Keine

---

<sup>36</sup> Als Tante (néni) und Onkel (bácsi) wurden in Ungarn gewohnheitsmäßig auch vertraute oder verehrte Personen der älteren Generationen bezeichnet.

Aufregung, keine übertriebenen Ansprüche, kein böses Zurückdenken an die Vergangenheit. Ein richtiges Heim.

Auch bei Klara und Hans herrschte schon Ordnung. Die Dreizimmerwohnung hatte Klara hübsch, wenngleich ein bißchen überladen eingerichtet; die großen, massiven Eßzimmermöbel hatte der neue Mieter der Wohnung in der Andrássystraße ihr zu hohem Preis abgekauft, und alles sonstige, was sie nicht hatte mitbringen wollen oder können, war auch zu Geld gemacht worden. Es herrschte in dieser Zeit allgemeine Kauflust, und als Klara die hohen Preise hörte, die zu erzielen waren, konnte sie kaum widerstehen, nicht auch ihre Teppiche zu verkaufen. Dann aber beschloß sie dennoch, alles zu behalten, wovon sie sich noch nicht unbedingt trennen mußte; in der kleinen Wohnung lagen nun die Teppiche doppelt und dreifach übereinander, und in der Kammer stand noch eine Anzahl, sorgfältig zusammengerollt. "Teppiche sind von bleibendem Wert", sagte Klara, "genau wie Schmuck. Man braucht nichts zu überstürzen. Wer weiß, was noch kommt ... später." Das war klug und voraussehend gesprochen, wie denn Klara, die doch nach Vaters Tod völlig zusammengebrochen war, sich überhaupt nach wenigen Wochen bewundernswert aufgerafft hatte: sie arbeitete, teilte ein und bereitete sich mit erstaunlicher Kraft und geradezu mit Lust auf das neue Leben unter so ganz veränderten Voraussetzungen vor.

Dieser Schwung dauerte, bis sie die neue Wohnung bezogen hatten; hier ließ Klara sich wieder ein bißchen gehen. Im Herbst bereits befanden sich ihre Körperkräfte und ihre Gemütsverfassung in sehr schlechtem Zustand. Möglich, sagte sie einmal zu Paul, daß sie so heruntergekommen sei, weil sie den Sommer in der Stadt zugebracht habe, aber viel zu forschen nach dem Grund ihrer Nervosität und ... der ganzen schlechten Stimmung brauche man ja wirklich nicht! Und als sie das sagte, begann sie auch schon zu weinen. Wie hätte man auch trockenen Auges an Vater denken können?! Wenn Paul sie zu trösten versuchte, so bezog sich das nur darauf, daß sie letzten Endes froh sein könne über die Gestaltung ihrer Lage: denn wenn sie auch kein solches Leben mehr habe wie früher, so lebe sie doch immerhin in ganz geordneten Verhältnissen. Und als sie über diesen Punkt sprachen, stellte sich heraus, daß gerade hier der Kern der Sache lag: ja, ihr ordentliches Auskommen hatte sie, schön. Aber wenn sie an die großen Gesellschaften dachte, die voriges Jahr um diese Zeit begannen, an die

Theaterabende und Vergnügungen, an alle die schönen Zukunftsträume und an den sicheren Reichtum, an den sie blind geglaubt hatte ... Paul fühlte, daß hier die eigentliche Ursache ihrer Traurigkeit lag und daß Klara, auch wenn sie von Vater sprach, nur an sich selbst dachte. Und er fühlte auch, daß die schöne, elegante, mondäne, kaum siebenunddreißigjährige Frau Medizinalrat sich nicht würde damit abfinden können, daß ihr Witwentum Entsagung, endgültigen Verzicht und ein völlig zurückgezogenes Leben bedeuten sollte; daß ihr Leben nunmehr nur noch aus dem bestehen sollte, was die von dem Schein des Vermögens gerettete, verhältnismäßig geringe Summe Geldes, die Möbel und die gewisse Gnadenpension ihr gestatteten. Der Schmuck — Mutters zahlreiche wertvolle Juwelen und diejenigen Stücke, die sie bereits selbst von Vater bekommen hatte — ja: der Schmuck stellte einen Wert, sogar ein Vermögen dar, das jedoch ohne den entsprechenden Lebensrahmen überhaupt nicht zur Geltung kam; und die Juwelen verkaufen, das war in Klaras Augen bereits die völlige Verarmung, der wahre und nicht wiedergutzumachende Zusammenbruch. Mit unleugbarer Spannung verfolgte Paul in diesen Wochen die weitere Entwicklung der Dinge. Ob Klaras Depression wohl vorübergehen, ob ein neuer Schwung und vielleicht das Glück ihr noch einmal zu gesellschaftlicher Geltung, zum Leben großen Stils und vielleicht zu einer zweiten Heirat verhelfen würde; oder aber, ob diese Depression eben der Beginn der absteigenden Lebenskurve war, die nach der magischen Ordnung der ewigen Wellenbewegung Klara frühzeitig, unerwartet und ohne wahre Erfüllung zurückführen würde nach dem Häuschen mit dem Bäckerladen in Baja.

Das stille und ereignislose Dasein erweckt bei Menschen, die eine solche Lebensweise lieben und wünschen, leicht und schnell das Gefühl der Sicherheit. Sie finden die Dinge, wie sie sind, in Ordnung und stellen sich leicht darauf ein, vorsichtig, oft geradezu mit Virtuosität allem auszuweichen, was die Stille unterbrechen, die Ereignislosigkeit stören könnte. Dies ist vor allem bestimmend für das Privatleben dieser Menschen. Paul teilt sich sein Gehalt genau ein; er weiß, daß er auch ohne unerwartete Gratifikationen und Geschenke damit auskommen kann, so bescheiden, wie es zu ihm paßt. Eine Geldkarriere ... man kann den Lauf der Dinge nicht beschleunigen und darf nichts übereilen. Er braucht auch nicht auf der Börse zu spekulieren, um hier und da ins Konzert oder ins Theater gehen, sich das eine und andere

Buch kaufen und sich gut kleiden zu können; er kann es sich sogar leisten, eine hübsche Kollegin namens Edith aus der Kreditabteilung hin und wieder mit kleinen Geschenken zu überraschen, diese junge geschiedene Frau, die "nie wieder heiraten" will, die "von ihrer eigenen Hände Arbeit lebt, wie es ihr Spaß macht", und die mit ihrem unbedeutenden Wesen, ihrer bescheidenen Schönheit, ihrer Durchschnittsbildung und ihrer phantasielosen Anhänglichkeit eine um so bessere Gefährtin in diesem grauen kleinen Leben ist, als sie beide genau wissen: solange die Beziehung dauert, dauert sie eben; eines Tages wird sie aufhören, und auch das wird kein großes Unglück sein. Aber die nach Stille suchende Vorsicht ist auch das Schlagwort für all das, was man im Beruf zuwege bringt. Direktor Halász ist Cocus' hingebungsvoller Anhänger und Schüler, folglich der Geist der Initiative und Kühnheit: und obgleich Paul Cocus' Geschöpf ist, fühlt er dennoch, daß sein Platz an der Seite des Herrn Vizedirektor Farkas ist, der, wenn es zu handeln gilt, die Vorsicht, das zwanzigmalige Erwägen und den zehnmaligen Rückzug vertritt. Paul sieht, daß Kühnheit und manchmal Waghalsigkeit in diesen Zeiten die Menschen emporgetragen haben; dennoch hat er eine unbezwingbare Angst vor allem, was Hasard ist, und empfindet die Scheinmonumentalität der Inflationszeit im Grunde genommen als etwas Ungeheuerliches, das nicht die Basis des Aufbaus, vielmehr die des Zusammenbruchs sein muß. Dies äußerte er auch einmal Herrn Direktor Farkas; Farkas gab keine Antwort, rief aber von da an Paul immer häufiger zu sich ins Büro, unterhielt sich mit ihm, und die Unterhaltung begann sehr oft damit: "Na, lieber Hegedüs, was meinen Sie, wie sollen wir das machen ..."

Mitten im großen Wogen der Welt ist ein solches stilles Leben eine eigenartige kleine Insel, und das beste daran ist vielleicht, daß man nur mehr selten Pläne macht und wenig mit sich selbst diskutiert: verläuft tatsächlich alles so, wie es verlaufen müßte und wie es gut wäre? ist das möblierte Zimmer wirklich ein angenehmes Heim, mit den taktvollen, aber unaufhörlichen Klagen der Frau Mantsits? ist es wirklich das Richtige, sich so sehr fernzuhalten von Vaters Witwe und dem kleinen Jungen, der ja schließlich doch der Halbbruder ist? führen die Herrn Präsidenten Cocus so häufig gemeldeten "eifrigen und ausgezeichneten Fortschritte" — ehrenvolle und rühmende Worte, hinter denen sich eine mutlose, laue Gräue verbirgt — wirklich zur Karriere? ist die Bekanntschaft mit dem kleinen Bartha und der

Umgang mit den übrigen Angestellten, unter denen man eintönig und farblos wird und, wie Klara sagt, einseitig fachsimpelt, wirklich Freundschaft? Und schließlich: ist es nicht nur Gewohnheit und Bequemlichkeit, was einen bei der kleinen Edith hält?

Über diese und ähnliche Fragen dachte Paul selten nach. Man braucht sich über all das gar nicht den Kopf zu zerbrechen. Es geschieht ja doch das, was geschehen muß; ein Mensch von der Art eines Paul Hegedüs kann auf den unendlichen Wassern der Geschehnisse nur sehr kleine Wellenringe schlagen; und wenn es einem wider Erwarten bestimmt sein sollte, die Dinge aufzuwühlen oder von hochwogenden Ereignissen umgeben zu werden: auch darauf braucht man sich nicht vorzubereiten. Es kommt alles von selbst. Und wenn man ein Ziel haben kann, so sei es dies: ruhig zu leben ...

Doch eine solche vorsätzliche Ruhe kann am allerleichtesten gestört werden. Eines Tages klopft jemand an die Tür des Bürozimmers; "Herein!" ruft man, ohne aufzublicken, und liest ruhig den Satz des zu signierenden Briefes zu Ende, erst dann wendet man den Kopf dem Besucher zu; und da stockt einem der Atem und man tut einen Schrei —

Georg ist gestern abend in Budapest angekommen; heute war er schon frühmorgens in der Andrásystraße, ist von dort in die Molnárgasse zu Frau Mantsits gegangen und dann geradeswegs hierher in die Bank. Da steht er vor Pauls Schreibtisch, ein wenig blaß, mit etwas gelichtetem Haar und einer großen runden Brille; derselbe, der er gewesen war, als er fortging, großer Gott! genau vor zehn Jahren. Zehn Jahre ... aber der Augenblick, da er den Mund aufmacht und mit der ganz bekannten alten Stimme sagt: "Tag, Paulchen ... nun bin ich doch zurückgekommen ..." — dieser Augenblick wischt zehn oder auch hundert Jahre des Lebens hinweg und läßt von Vergangenheit und Zukunft nichts anderes übrig als den aufschluchzenden Schrei: "Georg — ?!" und die besinnungslose Umarmung, die in ihrem Nichtendenwollen allein schon dem Kollegen Bartha oder der Stenotypistin Anna Ács oder dem Bankboten Juhos hätte komisch vorkommen müssen, wenn man auch nicht geschluchzt hätte vor Lachen und Weinen, — vor Freude darüber, daß Georg wieder da war.

Das Bürozimmer ist natürlich der ungeeignetste Rahmen für derartige Familienszenen. Georg ist gezwungen, in Gegenwart einiger fremder Personen zu erzählen, daß die Reise von Shanghai bis Triest sechs und eine

halbe Woche gedauert hat, daß das Meer verhältnismäßig ruhig war, daß es aber immerhin drei gewaltige Stürme gegeben hat, daß er eine Menge Schwierigkeiten gehabt hat, bis er in Shanghai die Genehmigung bekam ... Unterdessen ist Prokurist Bauer ins Zimmer getreten, es folgt das Vorstellen und Erklären; auf Herrn Bauers Frage antwortet Georg, danke, die Reise sei verhältnismäßig gut verlaufen, die Seefahrt von Shanghai bis Triest habe mehr als sechs Wochen gedauert, das Meer sei im großen und ganzen ruhig gewesen, immerhin ... — und da klingelt Pauls Telephon, "einen Augenblick, Herr Direktor, sofort ... entschuldige einen Moment, Georg ... ja, bitte, Herr Direktor, die Metall- und Schmelzhüttenwerke haben bisher vier Milliarden von ihrem Kredit in Anspruch genommen, genau vier Milliarden zweihundertsechundachtzig Millionen Kronen, ja bitte, ich bringe die Aufstellung gleich 'rüber ... entschuldige, Georg ... ach was, das hat zehn Minuten Zeit, der Farkas kann ein bißchen warten ... also du hast gesagt, drei große Stürme habt ihr gehabt ..."

"Ja, drei große Stürme, den ersten gleich vor Formosa ..."

"Entschuldige ... ah, guten Morgen, Herr Direktor!"

"Guten Morgen, lieber Hegedüs, na, was gibt's Neues? ich war im Begriff, zu Halász 'reinzugehen, mich ein bißchen mit ihm zu zanken, was ihr mir da für Briefe schreibt! aber es ist gerade Konferenz bei ihm, ich muß ein bißchen warten, so lange setze ich mich zu Ihnen auf einen kleinen Schmus ..."

"Sehr liebenswürdig, Herr Direktor. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Bruder vorstelle, er ist soeben aus Shanghai angekommen .. . Herr Direktor Stern von den Metall- und Schmelzhüttenwerken ..." — Nein, so hat das wirklich keinen Sinn.

Paul ging zu Vizedirektor Farkas, sagte ihm, daß soeben sein Bruder aus Shanghai angekommen sei, und da sie sich zehn Jahre nicht gesehen hätten, bitte er um Urlaub für den ganzen Tag. Farkas willigte natürlich sofort ein, knüpfte nur die Bitte daran, Pauls Bruder möchte er unbedingt kennenlernen, sie sollten doch beide an einem Abend zu ihm kommen. Vielen Dank, sagte Paul, selbstverständlich würden sie gern der freundlichen Einladung Folge leisten ... Dann verließ er rasch mit Georg das Bankgebäude.

Und nun stehen sie am trüben Wintervormittag auf der feuchtschmutzigen Straße. Was soll jetzt geschehen? wohin sollen sie gehen? wo

können sie in Ruhe eine Stunde miteinander plaudern? bei Klara — ?! "Gestern bin ich angekommen, die Reise hat mehr als sechs Wochen gedauert, das Meer war ruhig, aber ..." Nein, das kann man sich nicht noch einmal anhören. Zu Hause, bei Frau Mantsits? das Mädchen räumt jetzt das Zimmer auf und heizt erst gegen Mittag ein, — sollen sie sich ins Eßzimmer setzen, wenn dort schon Ordnung ist, mit Frau Mantsits zusammen? "Mein Bruder ... er ist gestern aus Shanghai angekommen ..." — also, was soll sein? sollen sie durch den Sprühregen spazieren oder nach dem Bahnhof gehen, in das drittrangige Hotel, wo Georg gestern abgestiegen ist?! oder sollen sie ...

Nach einer Weile sitzen sie in dem verschlafenen, leeren kleinen Restaurant, in dem Paul kein einziges Mal gewesen ist, seitdem er damals beschlossen hatte, hier werde er häufig zu Abend essen. An dem nach der stillen, schmalen Gasse gelegenen Fenster sitzen sie nebeneinander in zwei schäbigen Sesseln, und jetzt, da sie endlich allein sind und von niemandem gestört werden ... was nun? Kann man nach zehn Jahren damit beginnen: also Georg, erzähl!?

Georg indessen fing ohne Aufforderung an zu sprechen, so lebhaft, wie er dies früher nie getan hatte. Das erste Wort aus Georgs Mund nach zehn Jahren, das erste lebende Wort. Aber nicht davon sprach er, was an der Front gewesen war vor zehn Jahren, wie er gekämpft und ob er Menschen getötet hatte und ob er tatsächlich durch einen Schlag mit dem Gewehrkolben niedergestreckt worden war, als man ihn gefangennahm, und wie die Gefangennahme vor sich gegangen war und wie er ins Gefangenenlager kam und was er fast drei Jahre lang in Ostsibirien gemacht hatte und wie er geflüchtet und nach Shanghai gelangt war und ... mein Gott, wie er diese ganzen zehn Jahre gelebt hatte, während deren Paul nichts weiter gewußt hatte, als daß er eben am Leben sei, und auch das nicht immer mit Bestimmtheit.

Nein: von all dem sprach Georg nicht. Er begann bei Pauls Brief, der ihm die Nachricht von Vaters Tod gebracht hatte. Von dem Tage an hatte er zur Heimreise gerüstet. Von dem Tage an hatte er jeden Groschen halbiert, um die Hälfte auf die Seite zu legen. Von dem Tage an war er der Beschaffung des Reisepasses und der nötigen Genehmigungen nachgegangen. Von dem Tage an war er in Shanghai nicht mehr richtig zu Hause gewesen. Von dem Tage an hatte er hundertfache Nervenkraft und

Selbstbeherrschung gebraucht, um unverändert gut oder möglichst noch besser in der Broadway-Bar arbeiten zu können; denn er mußte ja viel verdienen, mehr, als eben zum Leben notwendig war, so viel, daß er sich das Geld für die Schiffskarte und für ein paar Kleidungsstücke zurücklegen konnte, außerdem noch eine kleine Summe, um in der ersten Zeit hier zu Hause leben zu können ...

Paul hört aufmerksam zu, verschlingt jedes Wort von Georgs Erzählung; und wie das Thema sich noch immer und immer nicht weitert, wie der Sinn aller Reden sich unaufhörlich um das einzige Wort staut: nach Hause fahren! — steigt in Paul eine stille, kühle Angst auf und gleitet über seinen ganzen Körper, wühlt seine Gedanken und Erinnerungen auf; und wie die reichlich strömenden, das Ohr bestürmenden Worte sich in seinen Gedanken zu einem einzigen Sinn verweben: "um jeden Preis nach Hause kommen!" — ruft dies kühle Angstgefühl jenes andere, frühere, einzige Wollen Georgs in ihm wach: "um jeden Preis fort von zu Hause!" Und wie auch damals, früher, am Ende einer jeden Frage noch eine letzte, zusammenfassende Frage gestanden hatte, die Frage: *warum?!* — fragt er das heutige Warum gar nicht mehr: er weiß ja die Antwort. Denn wie es ihm kein Geheimnis mehr ist, warum Georg vor zehn Jahren fort mußte um jeden Preis, in den Schützengraben, in die Gefangenschaft, in das unheimliche fremde Leben: so ist es auch kein Geheimnis mehr, warum er jetzt um jeden Preis zurückkommen mußte. Doch wie damals das Schweigen das erste Gebot gewesen war: so muß er jetzt sprechen. Und Georg spricht auch. Als er alles erzählt hat, fragt er noch leise: "Sag mal, Paul. Nicht wahr ... meine alten Sachen von damals hast du verbrannt?"

"Ja", antwortet Paul und weiß bereits, was die nächste Frage sein wird: "Aber vorher ... hast du wohl nachgesehen, was in der Schachtel war?"

"Ja", sagt er und sieht Georg in die Augen. "Und hast du auch alles gelesen?"

"Ja."

"Nun, dann weißt du ja, daß — "

"Ja, ich weiß", unterbrach ihn Paul. "Du bist zurückgekommen, um sie zu heiraten."

Jawohl: dies war der einzige Zweck und Sinn all seines Tuns; mehr sprachen sie auch nicht darüber. Aber jetzt, da das Wort gesagt worden war, offen und eindeutig, löste sich auch alles andere in Georg: alle Geheimnisse



und alles Schweigen der vergangenen zehn Jahre und der dahinterliegenden weiteren zwei Jahrzehnte. Die Vormittags- und die Mittagsstunden, die sie in dem stillen Restaurant mit Sprechen verbrachten, zeigten ohne den Zwang von Fragen und die Last von System und Zeitordnung jenes ferne Leben, welches, am ersten, noch in der Kindheit eintretenden Erlebnis gescheitert, fünfzehn Jahre hindurch die Stille und die Vernichtung gesucht hatte, um dennoch nie-aussetzenden Lärm, immer-neues Bestehenbleiben oder unerwartete Auferstehung, niemals-ruhendes Weiterschleppen zu finden in der dahingehenden Zeit. Im Mosaik kleiner Flammen erstet das feurige Bild, das Georg Hegedüs' Leben darstellt, angefangen von der Minute, da Klärchen Tóth ihm ins Bewußtsein drang, bis zu der Stunde, da er als Soldat am Ostbahnhof verladen und nach der russischen Front verschickt wurde, auf daß dieses Leben abgeschlossen würde, das, wie er glaubte, ihm alles genommen hatte, und weiter, bis zu dem Tag, da er zehn Jahre später wieder in Budapest am Ostbahnhof ankam, mit zwei leichten Handkoffern, doch mit den Tonnen von Zeit und Entfernung beladen, um jenes Leben zu beginnen, das, wie er glaubt, ihm nunmehr alles geben wird.

Und während Paul im Laufe dieser Stunden Georg beobachtete, seinen Bruder, der ihm mit nie erwarteter Offenheit das einzige schicksalhafte, manische Ziel seines Lebens zeigte: jetzt gab es Augenblicke, in denen auch Paul glaubte und das Gefühl hatte, daß ein Mensch, der so ausschließlich um Eines willen, um des Lebens einzigen Sinnes willen, die erlösende Vernichtung gesucht und den vielleicht schicksalhaft und unbewußt eben dieses Eine, des Lebens einziger Sinn, unversehrt erhalten hatte inmitten von unzähligen der Vernichtung anheimgegebenen Leben: daß dieser Mensch den einzigen Sinn seines Lebens erreichen müsse in der beseligenden Erfüllung.

Nach dem Mittagessen holten sie Georgs zwei Handkoffer aus dem Hotel am Bahnhof und fuhren damit zu Frau Mantsits, wo Georg das vor wenigen Tagen frei gewordene Hofzimmer bezog; um vier Uhr gingen sie zu Klara. Georg schien gelassen heiter zu sein, als sie hinaufstiegen in die dritte Etage; Paul indessen war fast schwindlig vor Aufregung, als sie an der Wohnung klingelten. Hans machte die Tür auf; Pauls Gesichtsausdruck entnahm er, wer der fremde Besucher war; seinen Aufschrei hörte Klara drin im Zimmer; sofort kam sie herbeigelaufen, und als sie Georg erblickte, der gerade Hänschen herzlich umarmte, sagte sie ganz leise bloß: "Großer

Gott ..." Im nächsten Augenblick wurde sie schon von einem furchtbaren Weinkampf geschüttelt, der mit plötzlichem Aufschluchzen, mit einigen dicken Tränen bald gelinder, bald heftiger im Laufe des Nachmittags mehrmals wiederkehrte. "Seit Vaters Tod habe ich nicht so geweint", sagte sie mit feuchter Stimme. "Bei Vaters Beerdigung war mir so schwindlig wie jetzt", sagte sie später. "Nur wenn ich an den armen Vater denke, krampft sich mir so das Herz zusammen wie jetzt, als ich dich erblickte", sagte sie dann noch; und sonderbarer Weise führten Georgs Gestalt, alle seine Worte und Bewegungen Klaras Gedanken immer irgendwie zu Vater, in Vergleichen, in Fragen, in Erinnerungen.

Dann verabschiedete Paul sich unter dem Vorwand, sich in der Bank umsehen zu müssen. "Sprecht euch unterdessen aus", sagte er mit heiterer Stimme, aber innerlich ein wenig zitternd. Er lief fort, weil er nicht dabei sein wollte, wenn selbstverständlich auch Klara ihr Warum fragen und Georg darauf antworten würde.

Georg hatte nicht anderthalb Jahrzehnte lang geschwiegen, um nun nicht im ersten Augenblick, den er mit Klara allein war, offen zu sprechen, jeder Frage zuvorkommend und alles Herumraten überflüssig machend. Bald nachdem Paul sich verabschiedet hatte, ging auch Hans fort, zu irgendeiner Pfadfinderversammlung. Da stand Georg ohne jede Vorbereitung, ohne jeden Übergang vom Stuhl auf.

"Klärchen", sagte er langsam und ruhig, "ich bin nach Hause gekommen."

Das waren schlichte Worte, und sie klangen dennoch so sonderbar; Klara sah ihn an, und wie sie jetzt das altbekannte Gesicht mit seiner alten Blässe betrachtete, ergriff sie eine plötzliche Unruhe.

"Gott sei Dank, daß du endlich nach Hause gekommen bist", sagte sie rasch. "Wärest du ein Jahr früher gekommen ...", da glänzten in ihren Augenwinkeln auch schon die Tränen, "dein armer Vater ... ich glaube nicht, daß er seit dem Krieg einen einzigen Tag gehabt hat, an dem er nicht an dich gedacht hätte ..."

Scharfe Falten durchfurchten Georgs bleiches Gesicht.

"Ich konnte ja nicht früher nach Hause kommen. Du weißt doch sehr gut, Klärchen, daß ich erst jetzt kommen konnte."

"Gewiß", antwortete sie sehr unsicher. "Du hast es ja erzählt. Das Geld und der Reisepaß und ... deine sonstigen Angelegenheiten ..."

Georg sah ihr ins Gesicht, mit hartem, engem Blick. "Nein, nicht das war der Grund. Du weißt doch sehr gut, daß ich darum nicht nach Hause kommen konnte, solange er lebte, weil das keinen Sinn gehabt hätte. Ich konnte so lange nicht kommen. Und ich wollte auch nicht."

"Herrgott ... wie kannst du so reden?!"

"Du weißt ganz genau, warum ich bisher nicht zurückkommen konnte, und du weißt auch, warum ich jetzt gekommen bin."

In ihrer Stimme klang eine Abwehr, ein überflüssiger und ohnmächtiger Rettungsversuch: "Ich weiß gar nichts ... ich verstehe dich nicht und ..."

"Du wirst jetzt meine Frau werden", sagte Georg da, sehr schlicht, langsam und leise.

"Du bist ja wahnsinnig!" Aber dies Wort kam schon wie ein Entsetzensschrei aus Klaras Mund.

Georgs Blick brannte mit eisigem, blauem Glanz auf ihrem Gesicht; seine Stimme klang kalt, hart und bestimmt: "Klärchen. Du hast mich vielleicht einst gehaßt, weil du dachtest, daß ich dir etwas in deinem Leben zerstören könnte. Aber inzwischen mußt du mir verziehen haben, selbst wenn du mich gehaßt hast, denn ich habe dir doch bewiesen, daß ich niemals etwas anderes wollen kann, als du willst und als gut für dich ist. Ich habe einen großen Teil meines Lebens dir geopfert. Und während dieser Zeit habe ich immer darüber nachgedacht .. . fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit, zehn davon war ich in der Fremde, ganz allein ... da habe ich Zeit genug gehabt, mir klar zu werden darüber, was das Richtige ist. Ich bin dir aus dein Weg gegangen, als es für dich gut war, mich nicht um dich zu haben. Ich bin aus deinem Leben verschwunden. Ich hätte auch sterben können, wenn ... wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich doch einmal würde zurückkommen können. Also jetzt bin ich gekommen und jetzt ist mein Platz hier." Er schwieg ein Weilchen. "Du wirst mich jetzt heiraten."

"Jesus Maria", sagte Klara, "Herr des Himmels ... sag mal .. . sag mal, schämst du dich nicht, Vaters Andenken so zu entweihen ..."

"Ich habe Vaters Leben geehrt und höher gehalten als mein eigenes", antwortete er ernst, "aber das Andenken an meinen Vater darf meinem Leben nicht im Wege stehen ..."

"Du mein Gott ... ja, fürchtest du denn nicht, sein Andenken zu schänden?!"

"Ich tue niemandem etwas zuleide", sagte Georg beharrlich. "Ich weiß, wenn ich zehn Jahre älter gewesen wäre und wenn Vater nicht gewesen wäre ... ich weiß, du hast mich bloß darum nicht leiden mögen, weil du Angst vor mir gehabt hast ... Angst, ich könnte dir dein Leben verderben, das meinem Vater gehörte. Ich ... mir ist es inzwischen klar geworden, daß nicht nur ich auf dich warte, sondern daß auch du auf mich wartest. Ich weiß es lange, daß wir beide ein Leben haben, ich bin dein Schatten und existiere nicht ohne dich, aber auch du wirst deinen Schatten nicht loswerden, selbst wenn du ihn nicht siehst ..."

Klara sprang auf, schwankte vom Stuhl empor. "Herr des Himmels ... du ... du bist ja nicht bei Verstand ..."

Georg achtete nicht auf ihren Zwischenruf. Bleich brannte sein Gesicht. "Und du kannst nur dafür leben, daß die wahre Bestimmung deines Lebens sich erfülle ..."

Klara flüchtete gleichsam in glühender Aufregung. "Ich halte das nicht aus und ... ich kann das nicht länger anhören und .. . ja bist du wirklich deshalb zurückgekommen?! um wieder mit deinem Wahnsinn anzufangen und mich zu quälen und — "

"Ich bin gekommen, um mir dich zu holen ... Du warst es, die mich einst, ohne es zu wissen, auf den Weg zu Gott geführt hat, und jetzt hat mir Gott den Weg zu dir freigegeben ... du wirst jetzt meine Frau werden, aber wenn du jetzt noch nicht willst ... nun, dann warte ich eben weiter, warte, bis du zu mir kommst und ... wenn du mir hier in der Heimat nicht angehören willst, dann gehen wir zurück nach Shanghai und .. . wenn du dich nicht mit mir trauen lassen willst, dann wirst du eben so mit mir leben — "

Da war Klara nicht mehr im Zimmer; Georg blickte nach der zuschlagenden Tür; er lächelte starr; reglos stand er noch ein paar Sekunden da; dann ging er still fort.

In der Industrieabteilung hatte sich noch am Vormittag die Nachricht von dem unerwarteten Besucher verbreitet, und nachmittags kamen die Kollegen der Reihe nach zu Paul ins Zimmer, um sich nach dem exotischen Verwandten zu erkundigen. Direktor Szebeny rief aus: "Ich kenne ja Ihren

Bruder sehr gut, er war doch der kleine Junge, der Ihren Vater so gewandt am Flügel begleitete, nicht war?" Direktor Halász ließ Paul zu sich rufen, fragte ihn über Georg aus, und als er von den Tatsachen Kenntnis genommen hatte, bedauerte er lebhaft, daß sein armer alter Freund Hegedüs diese Freude nicht mehr erleben konnte, "aber ich kann mir vorstellen, wie glücklich die Frau Mama jetzt ist!" Paul stellte sich freilich etwas ganz anderes vor, und sooft er nur an Klara und Georg dachte, zuckte er nervös zusammen; dann wollte er auch bald das Büro verlassen. Inzwischen haben sie sich wohl zur Genüge aussprechen können, dachte er, als er aufbrach. Ich werde nicht sehr eilen, obgleich ... es vielleicht wichtig sein könnte, wenn ich gerade jetzt bei ihm wäre, — denn er hatte das Gefühl, als bedürfe Georg jetzt einer Stütze, Budapest war ja eine fremde Stadt für ihn geworden, alles hatte sich hier verändert, während er fort war, und dann ... es braucht ja jeder Mensch eine Stütze, der ein treues Leben anfängt, so wie jetzt Georg. Beklommen dachte er, was die beiden wohl miteinander gesprochen haben mochten. Was Klara wohl geantwortet hatte, wenn Georg gleich mit der Sprache herausgerückt war ... Aber warum gehe ich jetzt eigentlich hin? fragte er sich dann, ein wenig verwirrt; gut, ich möchte ihm helfen ... aber kann ich ihm überhaupt helfen und wäre es nicht gescheiter, wäre es nicht ... eine Pflicht gegen mich selbst, mich in die Sache der beiden nicht einzumischen?

Als er bei Klara ankam, war Georg längst fort; Klara aber rief aufgeregt aus dem Zimmer, Paul solle sofort zu ihr 'reinkommen. Ihr Gesicht war gerötet, ihren Augen sah man an, daß sie geweint hatte; und es bedurfte keines besonders scharfen Blickes, um festzustellen, daß sie nicht nur aufgeregt, sondern geradezu aufgewühlt und verzweifelt war.

"Ach Paul ... ich lauere schon so sehr auf Sie! Hans wird gleich nach Hause kommen, vor ihm kann ich nicht reden, und ich muß unbedingt mit Ihnen sprechen."

Also ... er hat ihr schon gesagt, weshalb er zurückgekommen ist, dachte Paul. "Na, was ist denn los?" fragte er mit mühsam erzwungener Ruhe.

"Wohnt Georg bei Ihnen? ... haben Sie das nicht heute nachmittag gesagt? Ich möchte Sie um etwas bitten ... selten habe ich Sie um etwas gebeten, aber jetzt ..."

Paul fühlte, wie die künstliche Ruhe in ihm zerrann und wie Klaras Aufregung auf ihn überging. "Ja, was ist denn? bitte, was wünschen Sie? was soll ich für Sie tun?"

"Ach ... ich kann mich kaum zusammennehmen! Ich weiß gar nicht recht, was ... wie ich es Ihnen sagen soll ... Sprich doch mit ihm", sagte sie und bemerkte nicht, daß sie Paul auf einmal duzte, "und sag ihm, ich flehe ihn an, er soll doch bedenken, daß meine Nerven in den letzten Jahren ohnehin schon sehr gelitten haben, und seit Vaters Tod ..." da fing sie an zu weinen, "hat sich mein Zustand wahrlich nicht gebessert und ... sag ihm rund heraus, wenn er mich nicht völlig zugrunde-richten will, dann soll er aufhören mit seinem kindischen und ... wahnsinnigen —"

Sie stockte; sie suchte nach Worten; man sah an ihren Augen und ihrem Mund, daß sie ein Wort suchte, welches in dieser unerhörten Situation gewichtig, vernichtend und endgültig genug war. Paul unterbrach sie nicht, fragte nichts, half ihr nicht. Und da brach ihre Stimme, und durch die Tränen hindurch fuhr sie ganz leise und unsicher fort:

"Ich halte das nicht aus ... er sagt, er sei nach Hause gekommen, um mich zu heiraten ... mich, die Witwe seines Vaters! wenn Vater nicht gestorben wäre, wäre er nicht nach Hause gekommen, sagt er, und er habe bis jetzt auf mich gewartet ... sei bloß weggegangen mir und Vater zuliebe, um uns nicht im Wege zu stehen ... das ist doch reiner Wahnsinn! ... und jetzt soll ich mit ihm nach Shanghai gehen ... und wenn ich ihn jetzt noch nicht heiraten will, wartet er weiter auf mich ..." Sie schwieg, mit starrem Blick sah sie in die Luft und machte eine sonderbare, abwehrende Handbewegung: "Ich wußte ja immer, daß er nicht normal ist, bloß Vater wollte es mir nicht glauben! er hat alles darauf zurückgeführt, daß Georg Künstler ist ... na, und nun haben wir's! Aber ich bin schuld .. . mein Gott, warum habe ich nicht darauf bestanden damals, daß der Junge gründlicher untersucht und behandelt wurde ... jetzt haben wir's ... Warst du nicht auch als kleiner Junge mal verliebt? nicht wahr, du hast das längst vergessen?! Ich hatte ja auch mal eine Jugendliebe ... aber daß jemand von seinem dreizehnten Lebensjahr an ... oder, wann war das, als ich zu euch kam ... als ich euch kennenlernte ... aber weißt du noch, wie er mich einmal überfallen hat vor Jahren am Balaton, wie er sich da im Zimmer auf mich gestürzt hat, du hast mir noch geholfen, ihn abzuschütteln ... gewiß ist dir dann später auch klar geworden, was das zu bedeuten hatte ... aber ... ob er nun

verrückt ist oder ich weiß nicht was, mir ist das gleichgültig, mich soll er in Ruhe lassen und ... es wäre ja einfach zum Verzweifeln, wenn er wirklich bloß deshalb zurückgekommen wäre ... sag ihm, ich habe ihn sehr lieb, weil auch er Vaters Sohn ist, und ich wäre glücklich, wenn ich in guter Freundschaft mit ihm leben könnte, schon Vaters Andenken zuliebe ..." und sie weinte wieder, "aber wenn er dazu nicht imstande ist, wenn er sich diese wahnsinnige Idee nicht aus dem Kopf schlagen oder sich zumindest nicht so weit beherrschen kann, daß er mit mir nicht mehr davon redet ... du verstehst mich doch, nicht? ... also ... meine Nerven sind vollkommen kaputt, also ... dann soll er lieber überhaupt nicht mehr herkommen, soll zurückfahren nach Shanghai und — " Plötzlich trat sie zu Paul hin und ergriff seine Hand; kaltfeucht war diese Berührung. "Gott vergelt's dir, du hast dich ja immer gut mit ihm verstanden ... also erklär ihm das ... er soll wieder verschwinden oder mich in Ruhe lassen ... er soll begreifen, daß ich ... wo ich doch schon gerade genug durchzumachen habe, wenigstens in Frieden leben möchte, aber so kann ich ja überhaupt nicht leben, wenn mich der Gedanke verfolgt, daß er mich — — daß er meinetwegen — — "

Paul wußte nicht, ob er diese Frau jetzt bedauerte oder haßte; und er wußte auch nicht, ob er Georg wegen der unheilbaren fixen Idee seines verpfuschten Lebens bemitleiden, oder ob er ihn hassen sollte, weil er ihn aus seiner eigenen Ruhe aufgescheucht hatte; wieder einmal wußte er nichts außer dem einen, daß im gemächlichen Vorwärtsschreiten auf seinem sicheren, glatten Weg ihm plötzlich ein brennendes Scheit in die Quere gefallen war ...

Es klingelte; wahrscheinlich war es Hans, der nach Hause kam; Klara rannte nach dem Badezimmer, um sich die verweinten Augen und das gerötete Gesicht zu waschen; Paul dachte, es wäre das beste, durch das Eßzimmer heimlich zu entschlüpfen.

Georg war nicht da, als Paul in seinem Zimmer ankam. Aber obgleich sie nicht verabredet hatten, sich am Abend hier zu treffen, entfachte der erste Blick in das leere Zimmer gleich die wildeste Unruhe in ihm. Er wird sich auf der Straße verirrt haben: das war das erste, was er dachte, und von da führte eine sehr kurze Gedankenreihe zu der ängstlichen Frage: es wird ihm doch nichts passiert sein? *Wenn mir etwas passieren sollte* — das hatte Georg damals vor Jahren gesagt, und es bedeutete von hundert

Möglichkeiten letzten Endes doch nur diese: *wenn ich sterben sollte*. Georg war nicht gestorben, war nicht gefallen im Krieg, hatte keinen tödlichen Flecktyphus bekommen in der Gefangenschaft, war nicht bei einer Schiffskatastrophe ums Leben gekommen auf der Überfahrt und war nicht ermordet worden in Shanghai in irgendeiner Spelunke ... Georg lebte und hatte alles überlebt, weil es etwas gab, das ihn am Leben hielt. Für einen Gedanken lebte er, für eine fixe Idee, für ein unerreichbares, nicht zu verwirklichendes, tragisch-schicksalhafteres Ziel — und wie lange lebt man, wie lange soll man leben? solange man weiß, wofür: Beth hatte das einmal gesagt ... und sie hatte es genau so aufgefaßt, wie Georg es jetzt auffassen mußte: wenn man nichts hat, das einen am Leben hält, dann soll man nicht mehr leben! Er hat sich das Leben genommen! durchfuhr ihn die Angst. Wenn ich jetzt bei der Unfallstation oder bei der Polizei anfragen würde, bekäme ich vielleicht die Auskunft, ein Mann mittleren Alters, in dessen Tasche man einen auf den Namen Georg Hegedüs lautenden Paß und tausend Dollarbanknoten gefunden habe ... Paul starrte ins Leere, dann lief er aus dem Zimmer; der Aufhänger an seinem Mantel riß krachend entzwei, wie er diesen hastig vom Kleiderhaken nahm; Frau Mantsits steckte aufgeregt den Kopf heraus, als er mit lautem Knall die Entréetür hinter sich zuwarf.

Zur Polizei — ? darf ich denn Alarm schlagen ... und wenn nun doch nichts passiert ist? und wenn ich ihn dadurch bloß überflüssigerweise in Verdacht bringe oder ... es ist ja noch nicht acht Uhr! vielleicht kommt er gleich nach Hause? ... Er rannte zu der kleinen Edith, vielleicht, um sich bei ihr Rat zu holen. Die Wohnung war geschlossen, Frau Edith war noch nicht aus der Bank nach Hause gekommen. Soll er auf sie warten? dort auf der Treppe oder im Hausflur? soll er ihr entgegengehen? Und wenn er sie trifft? und wenn er den Abend oder die ganze Nacht mit ihr zusammen ist: wird sie ihm einen Rat geben können, wird sie ihn besänftigen können mit ihren lauen Umarmungen und ihrem ruhigen, indifferenten, meist uninteressanten Geplauder ... wird sie ihn über diesen sehr schmalen, sehr glitschigen und gefährlichen Steg führen können, der, was auch immer sich ereigne, in jedem Fall zurückführen würde zu Georg! Zehn Jahre lang hat er ihn nicht gesehen, jetzt ist er seit zwei Tagen zu Hause, und gleich am ersten Tage ihrer Begegnung .. .



Ja, gibt es denn keinen Frieden, wo sie sind?! stöhnte schwer eine gequälte Stimme in Paul auf. Ja, gibt es denn keinen Frieden, wo ... Menschen sind? ja, kann man denn nicht von ihnen loskommen ... kann man sich nicht vor ihnen flüchten?!

Georg schlief bereits, als Paul nach fast dreistündigem ohnmächtigem, ratlosem Umherstreifen nach Hause kam und vorsichtig in das Hofzimmer spähte; auf dem Nachttisch brannte das Licht; Georg lag auf dem Rücken und schnarchte leise; seine Kleider lagen verstreut auf dem Fußboden und auf den Stühlen. Paul blieb einen Augenblick auf der Türschwelle stehen — Georg wachte nicht auf —, dann trat er näher ans Bett heran — Georg atmete schwer im Traum —, Paul betrachtete den Schlafenden: sein Gesicht war faltig und sah müde aus, die etwas geschwollenen Augenlider schimmerten rot unter den dichten Brauen, durch die schmale Öffnung zwischen seinen Lippen kam stoßweise der röchelnde Ton des schweren Traumes; Paul stand da, ein wenig vorgebeugt, und schaute lange den schlafenden Menschen dort im Alkoholdunst an, der sich bei jedem Atemzug um seinen Kopf verdichtete.

Elemér v. Czendrik gelang es nicht, eine politische Karriere zu machen. Die extreme Partei, die hinter ihm stand, verlor nach und nach an Bedeutung und Ernsthaftigkeit. Der Antisemitismus, — nun ja; aber hinter den judenfeindlichen Schlagworten steckte keine soziale Idee, sondern das Gezänk der Führer, der von den Anhängern als Unfähigkeit qualifizierte politische Opportunismus, allerlei Mißbrauch und kleinere Skandale; und den Schein der Kraft und Zielbewußtheit hatte die Partei dadurch eingebüßt, daß sie die Teilnehmer einiger ernster, schwerwiegender Aktionen bei den Vergeltungsmaßnahmen verleugnete, sie nicht als zu sich gehörig anerkannte, anstatt sich offen und stolz zu ihnen zu bekennen. So wandten sich denn die Massen, die sich in den hitzigen Wochen der Gegenrevolution in der Erwartung einer raschen Erlösung tatbereit im Rücken der Partei angestaut hatten, allmählich von ihr ab. Ihr Organ, das einst Béla Szász' Artikel zu einer spannenden Lektüre gemacht hatten, war längst eingegangen. Es gehörte eine wahrhaft heroische, in ihrer Treue ehrenwerte Blindheit dazu, daß Elemér weiterhin die unrühmliche Würde des geistigen Führers in dieser Partei übernahm, die nun ungefähr im Jünglingsvereins-Stil weiterwirkte. Und wenn auch die Massen dem Gedanken nicht abtrünnig

wurden, bloß einen würdigeren Rahmen und stärkeren Führer wünschten: Elemér fühlte, daß er in der Politik keine Rolle spielen würde; bei den allgemeinen Wahlen fiel er durch, und zwar gerade gegenüber den Kandidaten der Regierungspartei. Aber Elemér wußte auch, daß trotz seiner politischen Mißerfolge die Kompetenten mit seiner Person rechnen mußten: und tatsächlich bekam er zur Belohnung für seine aktiven und passiven politischen Verdienste einen hohen Posten als Wirtschaftsfachmann bei einer neugegründeten, zur Gleichschaltung des Wirtschaftslebens bestimmten Bank.

Elemér machte häufig von sich reden durch seine Tätigkeit, seine Zeitungsartikel und Deklarationen, und Paul konnte den Aufschwung im Leben seines Onkels nicht nur daran feststellen, daß er ihn manchmal — in wohl dreizentnerschwerem Körperumfang eine erschreckendere Erscheinung denn je — in einem funkelneuen, eleganten Auto sitzen sah, sondern er entnahm es auch daraus, daß man Elemér in Bankkreisen viel erwähnte und sehr oft in der volkswirtschaftlichen Klatschrubrik von seinen Verhandlungen im Ausland, von seinen Reisen und großen Empfängen las, auf denen eine ganze Reihe prominenter Persönlichkeiten des neuen Wirtschaftslebens zu erscheinen pflegte.

Später war Elemér einer der ersten aus jenem vornehmen Kreise, die in der weltberühmt gewordenen, naiv-ideal gemeinten, kindisch-romantischen Geldfälschungsaffäre verhaftet wurden.<sup>37</sup> Während indessen die meisten der Täter durch ihre blinde und taube, ziel- und sinnlose Heldenhaftigkeit niemals die Sympathie eines großen Teils der Gesellschaft verloren, sich zumindest deren verzeihende Nachsicht erhielten und höchstens darob verurteilt wurden, mit ihren persönlichen Beziehungen den falschen Schein der Amtlichkeit erweckt und mit ihrem Don Quichotte-haften Abenteuer dem schwer kämpfenden Land auch politisch geschadet zu haben, bedeutete für Onkel Elemér die Unterbrechung seiner wirtschaftlichen Laufbahn, mochte es sich auch nur um zwei Wochen handeln, die persönliche Katastrophe. Ja: vor Elemérs Augen hatte sich in der schnell errungenen hohen Stellung die Grenzlinie zwischen Mein und Dein ein wenig verwischt — aber durch diese kleineren und größeren Manipulationen hätte auch er mit heiler Haut hindurchschlüpfen können, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, seinen

---

<sup>37</sup> Mit gefälschten französischen Francs wollte Ungarns Elite 1925 eine Kampagne gegen schmachvolle Gebietsverluste bezahlen – und ganz nebenbei das verhaßte Frankreich ruinieren. Initiatoren waren Imre Nádosy (Landeschef der ungarischen Polizei) und der ehemaligen Ernährungsminister Fürst Lajos Windischgrätz.

Direktorenstuhl, seine Bewegungsfreiheit und Dispositionsmöglichkeit mit der Einsamkeit der Untersuchungshaft zu vertauschen. Daß indessen, nachdem er auf diese Weise kaltgestellt war, die Affäre nicht durch Böswilligkeit persönlicher Neider und politischer Gegner zu einem lauten und verwickelten Strafprozeß answoll, lag daran, daß in dieser ersten Zeit der Geldstabilisierung, des Sterbens der Konjunktur und des Inflationssystems vielerlei geschah, das dazu angetan war, Elemérs Affäre zu einer im Stillen und Dunkeln endenden persönlichen Tragödie zu degradieren. Unter den gegebenen Umständen verdiente seine Affäre, mit wohlwollender Klugheit unbedeutend und "uninteressant" gemacht zu werden. Die Untersuchung verlief in aller Stille; man zweifelte nicht daran, daß Herr Elemér v. Czendrik in seiner "Privataffäre" der gerechten Strafe nicht entgehen würde, jedoch war seine wohlbekannte, ungeheuerliche Figur gewissermaßen ins Licht der Sympathie und des Mitleids gerückt: die öffentliche Meinung wußte, was die Czendriks an Szeles verloren und was sie mit Tausenden von Flüchtlingen gemeinsam als Waggonbewohner draußen auf dem Rangierbahnhof drei fürchterliche Jahre hindurch gelitten hatten; welche politischen Dienste Elemér aus der Zeit des nationalen Erwachens zu verdanken waren; wie sympathisch Frau v. Czendrik war, die die Armut würdevoll, ohne zu klagen, und den neuen Reichtum mit der edlen Bescheidenheit der alten Reichen trug; wie hoch es zu schätzen war, daß Nikolaus v. Czendrik, nachdem er sich rechtschaffen durch die Jahre des Elends hindurchgekämpft hatte, auch in der darauf folgenden Glanzzeit anspruchslos und zielbewußt als angehender Arzt seine praktische Ausbildung an der Klinik vollendete; und das reizende, hübsche junge Mädchen, Elemérs Töchterchen ... vom Szeleser Gut in den Flüchtlingswaggon, von dort wieder ins heitere Wohlleben als umworbene Ballkönigin, und von dort wieder ... O Gott, es war entsetzlich, an das Los dieses armen Kindes bloß zu denken.

Aber es gab hier noch eine "Privatangelegenheit", die die Ausmaße einer öffentlichen Affäre annahm und neben der Elemérs Sache wahrlich nicht bedeutender erschien als ein langweiliges Patiencespiel: es war der Untergang des S. Cocus. Er ereignete sich genau so plötzlich und unerwartet wie seinerzeit sein Aufstieg; aber die Leute sagten einander genau so, daß sie Cocus' Zusammenbruch hätten kommen sehen, wie sie vor einigen Jahren behauptet hatten, schon "im Frieden" seine bevorstehende Größe

prophezeit zu haben. Die Sache begann mit dem Bankrott von Cocus' Wiener Bankhaus, der gleich in den ersten Stunden der Geldstabilisierung und des Zusammenbruchs der Börsenspekulationen erfolgte. Man konnte nicht einmal sagen, daß im Anschluß daran das alte Friedensvermögen einen entscheidenden Streich gegen das neue Nachkriegskonjunkturvermögen ausgeführt hätte. Nein: es kam ganz von selbst. Der Kieselstein war auf einen Abhang geraten, wurde zur Lawine, und der herniedersausende Schneeberg zerstörte alles, was ihm in den Weg kam. Einige tausend Kleinkapitalisten weinten ihren geringen Spareinlagen nach, einige tausend Kleinaktionäre begannen plötzlich nachzuforschen, wo denn eigentlich sich die Fabrikgelände der verschiedenen Phantasie-Aktiengesellschaften befänden; und während all dies kleine Weinen und Klagen die aus der Realität zur Irrealität verdampfenden, aus der Wirklichkeit zum Traum verflüchtigen Cocus'schen Schanzen vergebens bestürmte, glitt der für das beginnende Zeitalter charakteristische neue Begriff "Realwert" still und unbemerkt an Hand klangvoller, beinahe wohlthätigkeitartiger "Sanierungsaktionen" hinüber in den Besitz der Geldmächte aus der Friedenszeit. Die Cocussche Konzeption basierte auf dem Prinzip der Einheit, Gleichheit und des zentralen Willens, jedenfalls in dem Sinne, daß Tausende von Werten, Menschen und Dingen nur als Schatten der einzigen lebenden Gestalt des S. Cocus existierten. Die Zerstörung hatte also bei den auf gleiche Wellenlänge gestimmten Instrumenten keine schwere Arbeit. Und wie einst die Zeitungen berichtet hatten, Cocus habe gegründet, vermehrt, erweitert und ausgebaut, wie einst alle Welt gewußt hatte, daß, was Cocus nur ansieht, Gold ... beziehungsweise die Illusion des Goldes erweckenden Scheinreichtum bedeutete, so konnte man jetzt tagtäglich davon lesen, daß Cocus hier und dort und überall Bankrott gemacht habe, daß Cocus' ganzer Konzern ins Wanken geraten und eingestürzt sei. Die Berichte und Artikel nahmen Cocus zuallererst den legendenhaften Buchstaben "S." weg; aber bald darauf erschien — als Schadenersatz — ein Artikel unter dem Titel: *Glanz und Elend des Samuel Cocus*, und nach sehr kurzer Zeit gab es Leute, die behaupteten, hinter Cocus' geheimnisvollem Buchstaben S. stecke nicht einmal ein Samuel, sondern der Name Schaje. Der Cocus-Sturm fegte über ganz Mitteleuropa dahin, zerstörte alles, was zerstörbar war, und riß schließlich auch das Berliner Stammhaus um; es entstanden Skandale, es begannen Strafverfahren, es geschahen Selbstmorde, es kamen Gerüchte in

Umlauf, die verbreiteten, Cocus sei nach Mexiko geflüchtet — und während die kleinen Leute, die sich einst freudestrahlend hatten hineinreißen lassen, verbluteten, unter den gierigen Großen indessen mit fletschenden Zähnen, raffenden Fingern, im Munde zusammengelaufenem Wasser und unersättlichem Wanst das Aufteilen auf dem Cocusschen Trümmerhaufen begann, der für diejenigen, die es geschickt machten, noch immer reiche Werte darstellte: öffnete S. Cocus seine Tresore, verkaufte seine Häuser und Güter, verauktionierte seine Kunstschatze und seine Bibliothek, seine Juwelen und Möbel — und als er seine Tasche und sein Gewissen auch vom letzten Heller befreit hatte, fuhr er nach Zürich und trat noch am Tage seiner Ankunft bei einer neugegründeten Radioröhrenfabrik als Reisender ein.

Die Budapester Bank überlebte Cocus' Zusammenbruch verhältnismäßig ruhig. Der Generaldirektor, dieser kalte und zugleich erstaunlich impulsive Mann, den hundert Fäden mit dem wirtschaftlichen und politischen Leben und dem ausländischen Kapital verknüpften, fand in Zeit von wenigen Stunden den neuen Orientierungsweg; die Säulen hatten nicht einmal Zeit zu krachen: unter dem Zauberhauch des neuen Geldes streifte die Firma die zerschlossene Cocus-Haut ab; aus dem invaliden Drachen wurde ein junger Recke in goldschillernder Rüstung. Die Hauptveränderung in der Industrieabteilung war, daß Direktor Halász mit einer hübschen Abfindungssumme von dannen ging und der vorsichtige Vizedirektor Farkas seine Stelle einnahm; Paul, als einem der Cocusschen Günstlinge, wurde gleichfalls gekündigt, doch einige Tage später wurde die Kündigung wieder rückgängig gemacht: angeblich hatte Direktor Farkas in seiner neuen Machtstellung darauf bestanden, seinen "Schüler in der Vorsicht", diesen "intelligenten und zuverlässigen Menschen" nicht missen zu wollen. Paul bedankte sich für das ihm bewiesene Vertrauen, das ihm seine Stellung rettete, bei Direktor Farkas, Direktor Szebeny und durch Vermittlung der Sekretärin beim Generaldirektor. Aber es hatte den Anschein, als könne er sich über diese glückliche Wendung nicht recht freuen: wegen des kleinen Bartha, der das Gehalt von sechs Monaten ausgezahlt, ein schönes Zeugnis in die Hand gedrückt bekam und fortgeschickt wurde. Was nützten da die schönsten Trostworte, der beste Zuspruch? Aus den Augen des nun brotlos dastehenden jungen Mannes schimmerte anklagend Paul die Frage entgegen: warum ich? warum nicht du? Und man konnte nicht einmal etwas zu seiner Entschuldigung vorbringen: man mußte von dem verwirrten,

traurigen, stillen kleinen Bartha, dem alle Hoffnung genommen war, die Arbeit, den Schreibtisch, die schwebenden Angelegenheiten übernehmen — und sich von ihm verabschieden; und ein knappes halbes Jahr später kam der frühere Kollege in die Bank auf Besuch und sah an der Tür, hinter der Paul nun allein im Zimmer saß, das neue schwarze Schild mit den goldenen Buchstaben: *Sekretär Hegedüs*. Farkas konnte sich anscheinend nicht nur an seine Leute klammern, sondern sie auch vorwärtsbringen.

Drei Monate lang wohnte Georg Paul gegenüber bei Frau Mantsits; diese Zeit verstrich in der Weise, daß Georg im Hofzimmer hockte, nichts tat, manchmal das Haus verließ, aber niemals sagte, wohin er ging. Dann zog er um nach dem Museums-Ring, ebenfalls in ein möbliertes Zimmer. Damit hörte die Spannung auf, die durch seine Nähe und sein neuerliches hartnäckiges geheimnisvolles Schweigen entstanden war: Paul hatte das Gefühl, als weiteten sich die Straßen zu unendlichen Meeren, welche die Brüder nun wieder für Wochen voneinander trennten, vor allem, weil Georg es so wollte: Paul kannte ja seinen Bruder. Wenn er es so will, sagte er sich, wenn es so gut für ihn ist, dann muß ich mich halt damit abfinden.

Zu Frau Mantsits' Verzweiflung stand das Hofzimmer nun wieder nahezu zwei Monate leer. "Es soll doch Wohnungsnot in Budapest herrschen", sagte sie klagend, "aber wir merken nichts davon, Herr Hegedüs! Unser Zimmer gefällt keinem, bei uns findet jeder die Miete zu teuer!" Das sagte sie so, in der Mehrzahl, und dazu war sie insofern berechtigt, als Paul an den Zimmervermietungskampagnen gewöhnlich teilnahm: durch den Pressereferenten der Bank ließ er billige Annoncen in die Zeitungen setzen von dem *sauberen Hofzimmer mit Badezimmerbenutzung*, das an einen *distinguierten alleinstehenden Herrn zu vermieten* sei, und wenn sich dann ein Reflektant meldete, zog er Erkundigungen ein über dessen Zuverlässigkeit und Zahlungsfähigkeit; zum Schluß, wenn der Betreffende das Zimmer aus diesem oder jenem Grunde dennoch nicht mietete, grämte er sich gemeinsam mit Frau Mantsits.

Nach einiger Zeit fand sich endlich doch ein Mieter. Ein bleicher, hagerer junger Mann mit etwas krummer Körperhaltung sah sich das Zimmer an; er fand es nicht allzu teuer, so daß man nur ein wenig von der geforderten Summe nachzulassen brauchte; und als er über seine Person den Aufschluß gab, er sei "Kaufmann" und habe sich bisher "im besetzten

Gebiet" aufgehalten, empfahl Paul, sich diesmal nicht erst lange zu erkundigen, sondern ihm das Zimmer zu geben; "wenn er nicht zahlt", meinte er, "setzen wir ihn einfach 'raus."

Viel konnte man nicht erfahren von diesem jungen Mann namens Árpád Lantos: er war fast so still und geheimnisvoll wie Georg; nie machte er Geräusch in seinem Zimmer, wenig hielt er sich zu Hause auf, und nirgends fand man einen Anhaltspunkt dafür, daß er sich irgendwie kaufmännisch betätigte. Geschäftsbücher hatte er nicht, niemals besuchte ihn jemand, auch Post bekam er nicht. Nach Frau Mantsits' Aussagen war er mit einer einzigen kleinen Handtasche angekommen, trug beständig ein und denselben Anzug, und in seinem Schrank, den er nie abschloß, lagen außer ganz wenigen Wäschestücken ein paar Bücher und Noten herum. Wenn er den Hausbewohnern begegnete, grüßte er untertänig mit so tiefen Bücklingen, daß sie geradezu fest davon überzeugt waren, am nächsten Ersten würde er bereits nicht zahlen. Erstaunlicherweise bezahlte er jedoch sogar zweimal ordnungsgemäß seine Miete; vorübergehend konnte Frau Mantsits ruhiger schlafen; Paul kümmerte sich nicht um seinen selten sichtbaren, stillen Zimmernachbarn, der manchmal spät nachts, wenn im Hause schon alle schliefen, bloß Paul hin und wieder aufwachte, zu dessen Erstaunen ganz leise Themen und Motive, ja sogar lange Passagen aus Symphonien pfiiff. Da geschah es denn eines Abends, daß Georg bei Paul erschien. Er wollte, wie er sagte, nichts, bloß ein bißchen plaudern, da sie sich ja so lange nicht gesehen hatten. Und Paul tat das sehr wohl. Angenehm waren diese zwei Stunden mit Georg, der jetzt ruhiger schien und die sonderbarsten Pläne hatte; er erzählte, von den tausend Dollar, die er sich aus Shanghai mitgebracht hatte, habe er zwar noch einen Teil, aber es wäre doch unvernünftig, auch diese paar Millionen Kronen aufzuessen, er müsse sehen, etwas zu verdienen; zum Beispiel ... er könnte Klavierstunden geben, obgleich er seit Monaten nicht gespielt habe und Paul wahrscheinlich schwer enttäuscht sein würde, wenn er ihn jetzt wieder spielen hörte: er spiele ja eigentlich seit zehn Jahren nicht mehr ordentlich und regelmäßig, vor allem keine richtige Musik, bloß solch wertloses Zeug, Jazz-Musik ... Paul konnte sich gar nicht vorstellen, wie Georg diese "nicht richtige" Musik spielen mochte, aber er fürchtete, daß es schwer, vielleicht sogar unmöglich sein würde, zur ernsten, "richtigen" Musik zurückzukehren. Einerlei, dachte er, die Hauptsache ist, daß er wieder irgend etwas unternehmen will. Gegen elf Uhr

stand Georg auf, um zu gehen; Paul begleitete ihn in den Flur; da kam gerade der Hofzimmerbewohner, Herr Lantos, nach Hause; er machte seinen untertänigen Bückling im fahlen, gelben Lampenlicht; Georg sah ihn an.

"Na, so was!" rief er aus, "sieh mal einer an! Du hier, Lantos?!"

Árpád Lantos blickte erschrocken auf, dann sprang plötzlich ein freundliches Lächeln über sein farbloses Gesicht. "Hegedüs! na, so eine Überraschung! guten Abend, wie geht's dir denn ... bist du vielleicht mit dem Herrn hier verwandt? ja natürlich ... erst jetzt fällt mir ein, daß du einen Bruder hattest, vielmehr hast, wie ich sehe. Was machst du denn? Wenn ich mich recht erinnere, warst du doch in Gefangenschaft, nicht? Seit wann bist du denn wieder in Budapest?... Ich hab' ja seit damals nichts von dir gehört ..."

Seit damals: seit 1914. Árpád Lantos war ein Mitschüler Georgs auf der Musikhochschule gewesen, sie hatten zusammen den Kompositionskursus absolviert; der "untaugliche" Lantos hatte um die Zeit, als Georg zu den Soldaten kam, mit dem Komponieren seiner Oper begonnen. Diese plötzliche Begegnung ließ sich natürlich nicht mit zehn Worten vor der Entréetür erledigen. Sie gingen zurück in Pauls Zimmer, um sich noch ein halbes Stündchen zu unterhalten; Lantos bat um Entschuldigung, daß er Georg zum Bleiben veranlasse, aber er freue sich so sehr, ihn getroffen zu haben; dann bat er wieder um Entschuldigung, bloß für eine Sekunde, und holte aus seinem Zimmer eine Flasche Kognak, die er, ebenfalls unter Entschuldigungen, aufmachte, "aber dies Wiedersehen kann man doch nicht trocken feiern, meinst du nicht auch?" Dann bat er unter Entschuldigungen Georg, er möge erzählen, was er in den vergangenen zehn Jahren alles erlebt habe, und als er hörte, daß Georg in Shanghai Klavierspieler in Bars gewesen und erst ganz kürzlich nach Budapest zurückgekommen sei, meinte er unter häufigem "hm" und "entschuldige", nunmehr interessiere ihn in erster Linie, was Georg für Pläne habe für die nächste Zukunft ...

"Übrigens hätte ich eine Idee, die dich vielleicht auch näher interessieren könnte", sagte er, "nämlich ich zerbreche mir auch gerade den Kopf darüber, was ich anfangen soll, nämlich ich bin auch kürzlich erst nach Budapest zurückgekommen ..."

"Warst du im Ausland?" fragte Georg.

"Im besetzten Gebiet", warf Paul gutinformiert dazwischen. "Nun ja, entschuldigen Sie", sagte Árpád Lantos, "diese Bezeichnung müßte nämlich



präziser bestimmt werden ... ich darf doch ganz offen sprechen, also unter alten Kollegen und guten Freunden, nicht wahr ... sagen wir es so: ich habe bis jetzt in einem von Sträflingswärtern besetzten Gebiet gelebt, ich hatte mich nämlich ein bißchen vergaloppiert. Aber ... das ist eine alte Geschichte. Soll ich bei Adam und Eva beginnen? Also bitte, ich war gerade mächtig dabei, meine Oper zu schreiben, vielleicht erinnerst du dich noch an sie, *Herakles* war der Titel, und zwei ganze Akte waren schon fertig, ich lebte in aller Ruhe dahin, bei jeder Musterung wurde ich 'rausgeschmissen, ich war ja auch tatsächlich ein bißchen lungenkrank, aber weißt du, mein alter Herr, Gott hab' ihn selig, lebte damals noch und verdiente ganz schön, kurz und gut, auch mir ging's nicht schlecht, Geldsorgen hatte ich nicht, ich arbeitete ungestört und träumte davon, vielleicht erinnerst du dich noch daran, in zwei Jahren meine Oper fertigzumachen, sie 'rauszubringen nach Deutschland, wo man sie annehmen würde: Uraufführung in Leipzig oder Dresden, dann käme Berlin, dann Wien, London, die Scala in Mailand, das Metropolitan in New York, die ganze Welt würde erfüllt sein von meiner Oper, Karriere und so weiter ... na schön. Also bitte, mein alter Herr, Gott hab' ihn selig, starb gerade nach der Kommune; er war fürchterlich verbittert, weißt du, wagte kaum, auf die Straße zu gehen, hatte auch gar keine Lust dazu, so sehr kränkten ihn die Judenhetzen damals; also eines Tages starb er dann, der Arme, sechshundsechzig Jahre alt war er. Vierunddreißig Jahre lang hatte er an ein und demselben Schreibtisch gearbeitet, er war Oberbuchhalter gewesen bei der Bierbrauerei Hunnia. Und, was soll ich dir sagen, die Brauerei hat sich schweinemäßig benommen nach seinem Tode. Nämlich nach dem Sturz der Räteregierung wurde der frühere alte Generaldirektor pensioniert, irgendein junger Kerl kam an seine Stelle, der sich zwar während der Diktatur mächtig mausig gemacht hatte, Genosse hier und Genosse da und so weiter, aber der Baron Strauß und seine Leute hatten großes Vertrauen zu ihm, hielten ihn für einen ausgezeichneten Fachmann, zogen ihn aus dem Wasser und machten einen großen Mann aus ihm. Nun, und besagter feine Herr brach uns das Genick. Er verkürzte die Pension meiner armen Mutter dermaßen, als hinge das ganze Los der Hunnia davon ab, ob die Witwe des Emanuel Lantos ein Viertel oder ein Drittel von dem bißchen Geld bekomme, das ihr gebührt hätte. Meine Mutter verklagte die Fabrik, und in der ersten Instanz gewannen wir auch den Prozeß; aber mittlerweile fing die Krone an zu fallen, es kam die Inflation, die ganze

eingeklagte Summe war keine zwei Groschen wert, und zum Schluß mußten wir noch der Hunnia dankbar sein, daß sie meiner Mutter verzieh, sich mit ihr ausglich und ihr gerade so viel zahlte, daß sie und die Ella nicht verhungerten. Die Ella, das ist meine Schwester, vielleicht erinnerst du dich noch an sie, nein? Entschuldige, ich dachte, du erinnerst dich noch. Sie ging schon langsam auf die Vierzig zu, die Arme, sie war das erste Kind, zwischen uns ist ein ziemlich großer Altersunterschied. Also, die beiden konnten gerade leben von der Pension, aber frag nicht, wie. Und für mich fiel gar nichts ab, ich mußte mich also dahintermachen, irgendwie Geld zu verdienen, mit dem Operschreiben war es aus. Nun, und damals war ja gar nicht daran zu denken, daß ich, als Jude, an der Musikhochschule als Lehrer untergekommen wäre oder bei der Oper als Korrepetitor, oder daß vielleicht die Philharmoniker meine Orchesterkompositionen gespielt hätten, ah, davon konnte keine Rede sein. Und außerdem, hätte man denn davon leben können? nein. Klavierunterricht? kam nicht in Frage; erstens war ich nie ein besonders guter Pianist, zweitens erinnerst du dich vielleicht noch, wie der alte Professor Chladnig mich immer damit getriezt hat, einen unbegabteren Musikpädagogen als ich hätte er noch nie in der Hochschule sitzen gehabt, denn für ihn waren ja Pädagogie und Methodik das Wichtige, und daß ich schon als zwölfjähriger Junge eine Symphonie für großes Orchester komponiert hatte, machte auf ihn gar keinen Eindruck. Aber das stimmt schließlich, Schulmeistertalent besitze ich nicht. Ich lief also damals äußerst verbittert in der Stadt 'rum, ich meine, soweit es ratsam war, zu der Zeit mit solch einer Nase in der Stadt 'rumzulaufen, besonders des Nachts.

Das war im Winter 1919, und weißt du, als ich dann las, daß der Zigeunerprimas Lad Rácz mit seiner ganzen Kapelle nach Amerika gegangen sei und dort klotziges Geld verdiene, war ich ganz außer mir und fluchte, warum ich, wenn ich nun einmal Musiker war, kein Zigeuner oder Neger sein konnte, warum ausgerechnet ein Jude?! In solcher Stimmung traf ich dann einmal, genau so zufällig wie jetzt dich, einen früheren Mitschüler von der Handelsschule, einen ganz gewöhnlichen Schwarz; aber, was soll ich dir sagen, so dick hatte er die Taschen voll Geld. Er sei Bank- und Börsenmakler, sagte er. Gehe auf die Börse, reise ein bißchen hierhin, ein bißchen dorthin, mache Geschäfte in Papieren, Produkten, Devisen. Also ein Schieber. Aber er schwatzte mir die Ohren voll mit all solchem Zeug wie Emission und Kontreminieren und Arbitrage, daß ich mir schließlich sagte:

davon, daß ich wunderbar vierstimmige Fugen komponieren kann, werde ich kaum leben können, dabei kann ich höchstens schön still vor Hunger verrecken, aber wenn sich mit diesem Schwarz was machen ließe ... Und, entschuldige, es ließ sich was mit ihm machen. Ich will nicht gerade sagen, daß ich sein Kompagnon war, aber er nahm mich mit auf die Börse, schickte mich hin und her und ließ mich ein bißchen verdienen. Dann gingen mir allmählich die Augen auf, ich bitte dich, in den Zeiten damals war es ja leichter, an einzelnen etwas lebhafteren Tagen einige zehntausend Kronen zu verdienen, wovon ich mindestens ein Vierteljahr fein hätte leben können, als den einfachsten Kanon zu schreiben. Na also, was soll ich viel erzählen, ich kam sehr schön 'rein in die Sache, hatte Ideen, den Schwarz hatte ich natürlich schon längst laufen lassen, und nach einer Weile, ich wußte selbst kaum wie, war ich mit einemmal das Bankhaus Lantos & Co., hatte ein offenes Bankgeschäft auf dem Freiheitsplatz, bloß einen Schritt von der Börse entfernt. Das Geschäft blühte, kann ich dir sagen, daß, wenn die Berliner Staatsoper mir eine Deputation geschickt hätte, um mich und den Herakles zu holen, ich meinen hübschen kleinen Laden auch nicht aufgegeben hätte. Weißt du, ich will nicht übertreiben, aber als der Schwarz ein halbes Jahr später sich an der polnischen Mark den Hals brach, nahm ich ihn zu mir als Disponenten mit einem Monatsgehalt von sechzigtausend Kronen, der arme Kerl hatte sich ja dermaßen die Finger verbrannt, daß er auf eigene Rechnung nicht um die Welt mehr auf die Börse gegangen wäre. Aber ein geschickter Mensch war er, das muß ich ihm lassen, ich konnte ihn sehr gut gebrauchen, einen famosen Riecher hatte er, bloß war er eben ein bißchen leichtsinnig und nicht ganz koscher, man mußte sehr auf ihn achtgeben. Und das tat ich auch. Also das ging so eine Weile, bis dann eines schönen Tages ... auf mein Wort, ich weiß selber nicht, was passierte und wie es passierte. Es war gegen Ende des Sommers, im September, ich war gerade mit meinem Wagen am Balaton, in Siófok, es war damals nicht mehr sehr voll dort, aber herrliches Wetter war. Also, was soll ich's leugnen, zu vieren waren wir, zwei Herren mit zwei Damen, und heute sehe ich ja schon ein, es war unerhört, was wir da getrieben haben; zum Beispiel mieteten wir uns ein Motorboot, und das wollte nicht losfahren, weil wir statt Benzin Sekt 'reingefüllt hatten ... und stell dir vor, in so einer Stimmung ruft mich plötzlich mein braver Schwarz ans Telephon und sagt, ich solle sofort zurückkommen nach Budapest und was nur 'reingeht die Wasserkraft-Aktien

kontremiinieren, denn Cocus gebe sie. Nun stand aber die Sache so, daß ich damals in Siófok gerade mächtig hinter einem Weibsbild her war, einer blonden Dänin namens Clarissa aus dem Parisien Grill, ganz verrückt war ich nach ihr, aber sie zog und zog die Sache hin, das war ihre Technik, doch ich wußte das leider nicht, und anstatt ihr ein paar Ohrfeigen zu verabreichen und sie laufen zu lassen, damit sie dann hübsch kleinlaut zu mir gekommen wäre, machte ich ihr den Hof wie ein mondsüchtiger Ritter, wie ein Troubadour, ihr werdet mich auslachen, aber fast schrieb ich für sie eine Cello-Berceuse ... Also natürlich brüllte ich ins Telephon, der Schwarz solle mich in Frieden lassen und mit den Wasserkraft-Aktien machen, was er wolle. Na, und das machte er auch. Als wir nach einer Woche wieder nach Budapest zurückfuhren, nebenbei bemerkt, hatte die Sache mit der Clarissa inzwischen geklappt, und stantepede kaufte ich ihr von einem Vermittler für anderthalb Millionen ein schweres Schmuckstück, eine Perlenkette aus dem Besitz einer 'runtergerutschten Gräfin, ein feines Ding, kann ich euch sagen, war mindestens das Doppelte wert, bestimmt aber mehr als die Cello-Berceuse ... Also, wo war ich noch stehengeblieben? Ach ja. Ich komme in Budapest an wie ein glückstrahlender junger Ehemann — vier Tage lang hatte ich keinen Blick in die Zeitung getan und auch auf keinen Telephonanruf reagiert—, gehe ins Büro: da sitzt mein Schwarz am Schreibtisch mit einer Leichenbittermiene. Was ist los, Schwarz? frage ich.

Eiwah, sagt er, fragen Sie lieber nicht. Na, erschrecken Sie mich nicht, was ist los? Sehen Sie mal, antwortet er, hier ist eine gemeine Gaunerei passiert. Ich versteh's überhaupt nicht. Dienstag, als ich mit Ihnen telephonisch sprach, stieg ich 'rein in die Wasserkraft-Kontremine. Da wußte schon alle Welt, daß Cocus die Papiere wirft. Mittwoch hatten wir gut zweieinhalb Millionen plus. Donnerstag bei Börsenschluß fast vier Millionen. Da habe ich mir ausgerechnet, bis Freitag werden wir acht oder zehn Millionen plus haben, dann steig ich aus, decke mich ein zum Kassentag, und fein stehn wir da. Aber was denken Sie, was passiert daraufhin? Donnerstag bei der Nachbörse fangen die Wasserkräfte an zu steigen. Werden wohl bloß ein bißchen anzieh'n, denk ich, Cocus gibt sie ja, jetzt will er bloß mal den Leuten ein bißchen Bauchschmerzen machen. Aber es kam ganz anders. Freitag bei Börseneröffnung war der ganze Gewinn futsch, wir standen auf Pari. Ich rief Sie an in Siófok, Sie kamen nicht ans Telephon. Das kann doch nicht sein, dachte ich, Cocus schmeißt doch die Papiere, na, Montag wird

schon der große Krach kommen. Also ich wartete. Samstag im Privatverkehr hatten wir schon ein Minus von zwei Millionen. Jetzt kann ich doch wirklich nicht aussteigen, sagte ich mir, Cocus schmeißt doch die Papiere, und ich hab' schließlich das Geld nicht gestohlen, ich kann's mir nicht leisten, an den Wasserkräften zwei Millionen zu verlieren! Samstagabend nahm ich eine doppelte Dosis Luminal ein, um schlafen zu können. Ich schlief auch den ganzen Sonntag. Montag geh ich wieder auf die Börse, bei Eröffnung tanzten die Wasserkräfte ein bißchen, schwankten; na, denk ich, jetzt werden sie wohl endlich in Schwung kommen nach unten zu, also sie kamen auch in Schwung, aber nach oben, bei Börsenschluß saßen wir drin mit rund sieben Millionen. Bloß da wußten schon alle, daß die ganze Cocus-Aktion ein Majorisierungsmanöver war, und jetzt, wo die Sache klappte, jetzt wird er die Papiere bis in die Wolken steigen lassen. Ich fing an, mich einzudecken, konnte aber nicht genug bekommen, alle kauften, alle zwei Minuten wurde die Notierung eingestellt, die Papiere sprangen in die Höhe, daß mir ganz schwindlig wurde, die ganze Börse balgte sich im Nahkampf auf dem Wasserkraft-Markt. So sehen wir also aus ... Das berichtet mir mein Schwarz und schweigt. Mir lief es kalt über den Rücken. Na und, sag ich zu ihm, jetzt hören Sie auf zu reden, wo die Sache anfängt, mich zu interessieren?! was war denn das Ende?! Das ist schon höchst uninteressant, sagt er, per Saldo neun und eine halbe Million futsch. Na, und wieviel haben wir? fragte ich aufgeregt. Wieviel, wiederholt der Schwarz, also wenn's gut geht, drei. Aber das weiß man noch nicht ... Also so fing's an. Da an dem Morgen wurde ich plötzlich nüchtern von meinem Clarissa-Rausch. Aber es war schon zu spät, und ... weiß der Teufel, die Geschichte war vorn Pech verfolgt. Es gingen die verschiedensten Flickversuche los. Mit Leihstücken, mit Wochengeld zu irrsinnigem Satz, mit dem Depot der Kommittenten, wie das so üblich war. Na, was soll ich die Sache viel bemänteln, ich war mächtig 'reingefallen. Und das Schlimme war, daß man prompt verhaftet wurde. Ehe ich mich's versah, saß ich schon.

Wär ich nur lieber bei den Sonaten geblieben, aber da half kein Weinen mehr. Damals um diese Zeit, im Frühjahr 22, war die Stimmung sowieso schon stark gegen uns junge Börsenleute. Und gerade in der Zeit fand die Hauptverhandlung statt. Fünf Jahre bekam ich, dann wurde die Strafe auf zwei herabgesetzt, in letzter Instanz wieder auf drei erhöht, also drei Jahre inklusive Untersuchungshaft. Herrgott, hab' ich da die Welt gehaßt und mein

ganzes Leben verflucht ... der Schwarz, als mein Disponent, ist mit acht Monaten davongekommen, hat nach der Untersuchungshaft kaum noch zu sitzen brauchen ... ja, weißt du, er hat einfach unter Eid ausgesagt, ich hätte ihm jeden Tag telephonisch die entsprechenden Instruktionen erteilt ... und dann hat er auch darauf noch den Eid abgelegt, daß er von den späteren Manipulationen keine blasse Ahnung gehabt habe. Und Clarissa, die genau wußte, was ich während der Woche damals jeden Tag oder vielmehr den ganzen Tag gemacht habe, die hat mich überhaupt nicht mehr angeguckt, hat meine gräfliche Perlenkette genommen und ist damit abgedampft nach Paris. Ist ihr nicht eingefallen, mich in der Haft mal zu besuchen. Na, das also waren meine volkswirtschaftlichen Abenteuer. Immerhin habe ich einiges dabei gelernt, manches auch wieder vergessen, aber nicht alles. Unterdessen ist's ja auch Cocus schlecht ergangen, aber der ist entwischt; dabei hätte er, wenn wir ein bißchen nachrechnen, ungefähr dreihunderttausend Jahre verdient, an meinen drei Jahren gemessen. Na, aber jetzt genug vom Historischen.

Das Gefängnis hab' ich hinter mir, bin von dort hierher gekommen, zufällig in Zimmernachbarschaft mit deinem Bruder, habe bis jetzt von der Luft gelebt, aber nun geht auch die mir aus. Ich überlege und überlege, irgendwas Neues müßte ich anfangen, etwas, womit man unserer stabilisierten Stadt das Geld aus der Tasche ziehen könnte, aber auf anständige Weise, nicht so wie anno Inflation, sondern mit rechtschaffener Arbeit. Ein gescheiter Kopf kommt schließlich nach langem Nachdenken auf eine brauchbare Idee. Also paß mal auf, neulich geh ich durch die Stadt und verirre mich zufällig in eine Notenhandlung, wo gerade vor kurzem eine Grammophonabteilung eingerichtet worden ist. Fast wäre ich vorbeigegangen, aber als ich das Schaufenster sah, da zogen mich mit Macht die alten Erinnerungen 'rein ... du kennst ja den Laden auch, weißt du noch, wieviel Noten und Notenpapier wir seinerzeit dort gekauft haben? Die Verkäufer kannten mich alle noch, ich kann dir sagen, Georg, ich fing fast an zu heulen, als ich den netten alten Kovács erblickte ... vielleicht wußte er nicht, was ich hinter mir hatte, denn er war genau so freundlich zu mir wie früher und erzählte mir gleich, es sei soeben eine ganz neue Sendung Platten aus Amerika angekommen, die solle ich mir anhören, so was hätte ich bestimmt noch nicht gehört, meinte er, in Amerika sei das Grammophon jetzt das blühendste Geschäft. Also, er setzte so einen Apparat in Bewegung,

legt den ersten Satz der *Eroica* auf, mit Toscanini und den New Yorker Philharmonikern. Weißt du, da stieg so alles in mir auf, mein ganzes Leben und die Musik und alles ... Gott soll den Kerl verfluchen, der die ganze Schweinerei mit der Inflation und der Börse erfunden hat und .. den ganzen Krieg, der ja eigentlich an allem schuld ist, du, wäre kein Krieg gekommen, dann würde ich vielleicht heute das Philharmonische Orchester in New York dirigieren, dann würde vielleicht meine Symphonie auf Grammophonplatten gespielt werden ... Na, ich saß da in dem Laden und lauschte der *Eroica* und heulte innerlich, und mein ganzes Innere war lauter Musik, und mein alter Herr fiel mir ein, Gott hab' ihn selig, wie stolz war er, als ich zum Kompositionskursus aufgenommen wurde ... und was ist nun aus mir geworden?! Bin ich das wirklich?! brüllte etwas in mir, war es denn mein Wille, die Musik aufzugeben und Menschen zu betrügen und zu bestehlen?! wollte ich denn, anstatt Musik zu machen, auf der Börse schreien, Hausse und Baisse und all den Krempel, wollte ich denn ein Auto und Sekt und Clarissa? ich, der ich keinen andern Wunsch gehabt hatte als Notenpapier und Dirigentenstab und die Mimi Zombori ... vielleicht Erinnerst du dich noch an sie, sie lernte Violine bei uns auf der Hochschule, und wir hatten vor zu heiraten, sobald ich fertig war und aus meiner Oper etwas würde. Weißt du, wenn der goldige Kovács nicht so kurzsichtig wäre, hätte er bestimmt bemerkt, was in mir für ein Erdbeben tobte, auf Konto der *Eroica*. Na, das legte sich dann. Er war gerade im Begriff, die Platte umzudrehen, da hör ich aus einem Grammophon-Box durch die offene Tür Musikklänge, aber ganz anders als die *Eroica*, ein Unterschied wie Tag und Nacht, weißt du, irgendein Schmachtfetzen war das, ein alter Schlager, ich kannte ihn sogar noch ... aber nicht so ganz einfach klang das, anders. Mit zwei Klavieren. Aber ausgezeichnet gemacht, und meines Meinung nach von erstklassigen Pianisten gespielt. Gehör und Geschmack habe ich doch immer gehabt, ich meine, was Musik betrifft, und auch ein gutes Urteil, nicht wahr? Also wie unser Freund Kovács mit der andern Seite der *Eroica*-Platte loslegen will, sag ich zu ihm, lassen Sie mal, warten Sie damit einen Moment ... was ist das, was dort gespielt wird? Und er berichtet: zwei junge Franzosen, ernste Musiker, haben sich zusammengetan und spielen in Paris in einer Bar, leichte Musik und ernste Musik, aber alles auf Jazz parodiert, und haben damit unerhörten Erfolg. Da fuhr mir gleich etwas durch den Kopf, weißt du, wie eine Eingebung. Ich sagte mir, auf dem Gebiet der ernsten Musik kann ich

nichts machen, ich bin zu sehr 'raus aus der ganzen Sache, mit Unterrichten ist es nichts, in den Bars gibt's genug Pianisten, und ich kann ja auch nicht singen, als blinder Klavierspieler in ein gewisses Etablissement zu gehen, weiß Gott, dazu bin ich mir doch ein bißchen zu gut. Aber so was zu machen, was hier noch kein anderer gemacht hat, was hier noch neu ist, das wäre was; Begabung und Invention braucht man dazu; zum Beispiel so was halb Witziges, halb Ernstes mit zwei Klavieren ... Nun steht aber die Sache so: wenn ich jetzt losgehe auf die Suche nach einem Partner oder nach einem Engagement, was soll ich dann sagen? Bitte, meine Herren, ich bin der ehemalige Opernkomponist Árpád Lantos, komme im übrigen soeben aus dem Gefängnis, aber ich kann was Neues, wollen Sie gütigst mal zuhören ... also das ist doch unmöglich, nicht? Hingegen wenn ich schon einen Partner habe, der ein bißchen Routine besitzt in diesem Stil und der ... nicht zimperlich ist, sondern offen und vernünftig mit sich reden läßt, dann liegt die Sache anders. Man übt sich ein bißchen zusammen ein und tritt dann auf mit irgendwas ganz Neuem ... vielleicht unter Decknamen ... du, Georg, was sagst du dazu, eine solche Idee hab' ich! *Die beiden Namenlosen* oder *Die beiden Unbekannten* ... so irgendwie, eventuell englisch, und auftreten könnte man mit schwarzen Seidenmasken vor dem Gesicht, das finden die Leute aufregend, und da würden sie sich's am Ende sogar noch gefallen lassen, wenn man was ganz Ernstes vorträgt ... was hältst du davon?"

Georg sagte eine Weile nichts; auch Paul schwieg; ein wenig befremdet und ergriffen saß er diesem wirren, fremden Schicksal, der fremden Stimme, dem fremden Leben gegenüber. Erst nach geraumer Zeit öffnete Georg den Mund.

"Damit wäre vielleicht was anzufangen", sagte er leise.

Elemérs Privatstrafsache kam früher vor Gericht als die Geldfälschungsaffäre. Schon am ersten Tage der Hauptverhandlung war Elemér geständig; sein Geständnis war kurz, aber sensationell. Auf der Polizei und vor dem Untersuchungsrichter leugnete er noch heftig und beleidigt, auf alle belastenden Indizien hatte er die spitzfindigsten Gegenbeweise, und seine Verteidigung wandelte er gleich von Anfang an in einen heftigen Angriff um. Er versuchte, seine Privatsache in Zusammenhang zu bringen mit dem großen Geldfälschungsprozeß, wies auf politische Verknüpfungen, auf Racheakte mit politischen Motiven hin und war nicht



geneigt, auch nur für einen Augenblick anders als rein und makellos dazustehen. Seine beiden Verteidiger beobachteten diesen Hergang manchmal geradezu verwirrt und fühlten genau, daß, wenngleich Elemérs selbstsicheres Auftreten, die politische Atmosphäre und vor allem der Zusammenhang dieser kleinen Privataffäre mit der großen Affäre Gelegenheit boten zu einer glänzenden Anwaltsbetätigung, selbst sie die Sachlage weder in ihren tiefsten Gründen kannten, noch deren Tragweite überblickten; jede Vorstellung, die sie sich von einem Kondemnierungs- oder einem Freisprechungsurteil machten, konnte nichts anderes sein als blinde Kombination oder Einbildung. Nach einem solchen Vorspiel trat Elemér v. Czendrik vor den Richterstuhl; er gab seine Personalien an; auf die Frage, ob er Vermögen besitze, antwortete er, er glaube, jetzt besitze er keines mehr; und als aus des Richters Munde die Frage erklang, ob er sich schuldig bekenne, antwortete Elemér zur unbeschreiblichen Aufregung der vornehmlich aus Juristen, Politikern und Finanzleuten bestehenden Zuhörerschaft und zur größten Betroffenheit seiner beiden Verteidiger folgendes:

"Jawohl, ich bekenne mich schuldig. Ich habe betrogen und gestohlen, was keineswegs dadurch entschuldbar ist, daß zur selben Zeit auch andere betrogen und gestohlen haben, bloß mit mehr Geschicklichkeit oder mit mehr Glück. Ich habe betrogen und gestohlen, und dies ist um so schwerwiegender, als ich gleichzeitig auf der andern Seite meinem Vaterlande zu nützen bestrebt war; auch das ist mir nicht gelungen, ich habe mich geirrt, und so habe ich nun meinem Vaterland doppelt geschadet. Ich bitte darum, mich schwer zu verurteilen."

Nach diesen Worten verbeugte er sich, soweit sein Dreizehntnerkörpergewicht eine solche Bewegung zuließ, setzte sich wieder auf seinen Platz auf der Anklagebank und sprach kein Wort mehr. Mit indifferentem, starrem Gesicht saß er da und blickte in die Luft; er rührte sich nicht und reagierte auf nichts; im Gerichtssaal loderte die Aufregung, löste sich die Ordnung auf, und alle Anwesenden hatten den Gedanken, es wäre die höchste Zeit, den Angeklagten als Kranken abführen zu lassen. Da erhob sich der eine Verteidiger, bat mit zitternder Stimme um Vertagung der Verhandlung und beantragte auf Grund der eingetretenen offenbar sehr bedenklichen und tragischen Wendung, daß der Geisteszustand seines Mandanten untersucht werde. Diesem Antrag seitens des Verteidigers schloß

sich auch der Staatsanwalt an; die Richter zogen sich zur Beratung zurück, und der Vorsitzende verkündete bald darauf den Beschluß, die Hauptverhandlung zu vertagen; gleichzeitig ordnete er an, daß der Angeklagte zwecks Beobachtung seines Geisteszustandes in die Sträflingsheilanstalt einzuliefern sei. Sitzend, vollkommen ruhig und schweigend, nahm Elemér den Beschluß zur Kenntnis, wenn er ihn überhaupt hörte, denn sein maskenhaftes Gesicht verriet nichts davon. Die Gefängniswärter führten ihn in seine Zelle zurück; bevor indessen der gerichtsärztliche Sachverständige die Überführung des Angeklagten ins Häftlingskrankenhaus vornehmen konnte, bekam Elemér in seiner Zelle einen Anfall, fing an zu toben, rannte mit dem Kopf gegen die Wand, so daß er mit einer blutenden Wunde am Schädel nach schwerem Kampf gefesselt ins Krankenhaus transportiert wurde. Nur mit der größten Mühe gelang es, die Wunde, die im übrigen harmlos war, zu desinfizieren und zu verbinden; Elemér tobte und brüllte und wurde schließlich in einem Einzelzimmer untergebracht; den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend und die ganze Nacht stieß er unartikulierte Laute aus; erst gegen Morgen wurde es still in seinem Zimmer; der Pfleger rief sofort den Inspektionsarzt; dieser fand Elemér bereits bewußtlos vor; nach zweistündiger starrkrampfartiger Ohnmacht, ohne das Bewußtsein auch nur für eine Sekunde wiedererlangt zu haben, starb Elemér infolge einer Gehirnblutung, im Alter von sechzig Jahren, in der Anwesenheit eines mürrischen Krankenpflegers in der Isolierzelle des Sträflingsspitals.

So unerwartet die Wogen entstehen, so schnell können sie sich auch wieder glätten, und wenn man sehr stark den Wunsch hat, zieht die Ruhe bald ins Innere ein. Und Paul wünschte sich nichts so sehr wie innere Ruhe. Er saß an seinem Schreibtisch und lebte sich gut in seine Arbeit ein; mit bescheidenem Selbstbewußtsein stellte er fest, daß er dennoch Glück habe, und mit hartem Wollen versuchte er, sein Glück zu festigen. Er nahm sich vor, gescheit zu sein. Direktor Farkas konnte zum Beispiel nicht Englisch, und als nach der ersten Zeit der Geldstabilisierung die Augen des Auslands nach Budapest zu spähen begannen, als das internationale Kapital auch hierzulande die Möglichkeit für ein Plus an Gewinn suchte, welches ein gewisses Risiko lohnend machte; als nach dem Scheinwohlleben der Inflation und Börsenspekulation die Leichen der mißlungenen Frank-Kontremine und

der Stabilisationskrise weggeschafft waren; als an die Stelle des Phantasiesystems von den zehn Telephonapparaten auf einem Schreibtisch die Realität der tausend Bürotische getreten war; als die *Prosperity* von jenseits des Ozeans ihre beglückende Eroberungsreise um die Welt antrat; als die ersten großen Auslandsanleihen zustande kamen und die ersten großen Nachkriegshäuser gebaut wurden und es den Anschein hatte, als sei die Welt, wenn auch bis an die Zähne bewaffnet, wenigstens in bezug auf Geldsachen klüger geworden; als also englische und amerikanische Geldleute in der Bank verhandelten, nahm Paul an sämtlichen die Industrieabteilung betreffenden Konferenzen teil; die ausländischen Herren, die außer Englisch keine andere Sprache beherrschten, unterhielten sich sogar am liebsten mit ihm. Erstens, weil er gut Englisch konnte. Zweitens, weil er vor den Geschäftsverhandlungen mit ihnen darüber plauderte, ob schönes oder schlechtes Wetter sei, wer von ihnen Kricket spiele, wer hingegen das Fußball- oder Rugbyspiel bevorzuge, und weil er seine Erkundigungen nach ihrem persönlichen Leben auf die Fragen beschränkte, in welchem Hotel sie in Berlin oder Paris abgestiegen seien. Herrn Farkas' ausgesprochenen Wunsch unbeachtet lassend, fragte er den einen englischen Herrn nicht, wieviel Jahreseinkommen er habe und wieviel Steuern er zahle, und von dem andern Herrn, einem Amerikaner, brachte er nicht in Erfahrung, seit wann er bei seiner Bank tätig sei, in was für einer Stellung er dort begonnen habe und wieviel Vermögen er heute besitze. Demgegenüber sorgte er dafür, daß die ausländischen Herren nach den langen Verhandlungen auch Erholung und Vergnügen fanden: daß sie sich in bezug auf Alkohol wie zu Hause, in bezug auf Damengesellschaft nicht wie zu Hause fühlten. Budapest begann sich zu erholen, begann zu strahlen und begann in mancher Hinsicht recht westeuropäisch zu werden. Und Paul befließigte sich gewandt in seinem kleinen Bereich. Den Ruhm der Erfolge trug offiziell der energische und vorsichtige Geschäftsmann Farkas davon; aber Farkas war nicht undankbar, und in Widerlegung der Theorie von der für jeden Bankbeamten unvermeidlichen Eselsleiter avancierte Paul bereits bei der folgenden Generalversammlung zum Prokuristen, an die Stelle von Herrn Doktor Bauer, der in eine andere Abteilung versetzt wurde. Diese Ernennung erregte natürlich großes Aufsehen in der Bank. "Unerhört", sagten Pauls Feinde, "jetzt haben sie also um dieses jungen Bengels willen schon eine bewährte, alte Arbeitskraft kaltgestellt!"

"So schamlos", sagten die fünfzigjährigen Prokuristenkollegen in den Kuliabteilungen, "kann man eigentlich doch nicht vorgehen! es handelt sich hier schließlich um einen sechszwanzigjährigen Grünling, der erst seit zwei Jahren im Betrieb ist, und es gibt doch schließlich Regeln und Gesetze für das Avancement, oder aber ..." Bei diesem "oder aber" blieb es. Die Murrenden fürchteten, ihr Brot zu verlieren, und bekehrten sich zu besserer Einsicht. Wie verhält sich das nur, fragten sie sich; dieser junge Mensch ist als ein Schützling von Cocus zu uns gekommen, er hätte also Gelegenheit gehabt, mit Cocus zusammen wieder von hier zu verschwinden; wenn er nun nicht verschwunden, vielmehr hinaufgerückt ist, muß er entweder tatsächlich begabt sein oder auch von anderer Seite unterstützt werden — und das war auf jeden Fall etwas, worüber auch der unzufriedenste Kollege mit einem "na ja" und einem heimlichen Achselzucken zur Tagesordnung überzugehen gezwungen war. Die zur Eselsleiter verurteilten jungen Kollegen titulierten ihn so untertänig "Herr Prokurist", die alteingesessenen Prokuristen und greisen Direktoren, denen das Pensioniert- oder Abgebautwerden drohte, nannten ihn so liebenswürdig "Herr Kollege", alle ließen ihn gegen ihre bessere Überzeugung so betont fühlen, daß sie ihm vertrauten, ihn anerkannten und sogar wußten, inwieweit sie von ihm abhingen, daß Paul sich für sie schämte. Doch dies war seine kleinste Sorge. Man muß hart werden. Man darf es sich nicht zu Herzen nehmen, wenn eines Tages ein ehemaliger Kollege namens Bartha im Büro erscheint und die gesammelten Werke ungarischer Schriftsteller in Prachtausgabe auf Abzahlung zum Kauf anbietet. Man muß darüber hinweggehen, daß der Lebensstandard der großen Beamtenmengen von Stufe zu Stufe sinkt, daß von Tag zu Tag Unzufriedenheit und Unsicherheit sich mehren; wie von Monat zu Monat der eisige Sturm der Reorganisation, der Rationalisierung, der Mechanisierung schneidender durch die verkleinerten Abteilungen fegt. Die Zeiten haben sich geändert! sagt man sich auf dem glatten aufwärtsführenden Weg, an seinem sicheren Schreibtisch, man muß die Ziele und Vorstellungen umstimmen. Die freien Berufe stehen für jedermann offen, mit der lügnerischen Konjunktur, der Ära des Schwindels ist es aus, aber wer energisch und tüchtig ist ... für den gibt es viele neue Möglichkeiten, die Industrie entwickelt sich, der Handel blüht, mit einer Vertretung kann man Gold aufhäufen, heute gibt es keine gewöhnlichen Reisenden mehr, sondern *Salesmen* — wer hätte je gedacht, daß man bei uns zu Tausenden Autos verkaufen könne, Motoren,

Nähmaschinen, Grammophone, alles, was man nur mag, die unzähligen nützlichen und angenehmen Produkte der Zivilisation. Die Bank entläßt noch zweihundert Angestellte? was tut's, das Leben kann noch zweitausend, noch zweihunderttausend aufnehmen ... Es blüht die *Prosperity*, nur wer schwach und untüchtig ist, geht unter.

Jawohl, das läßt sich sagen, als Entschuldigung, als Rechtfertigung, zur Beruhigung; es genügt oft, an diese Dinge bloß zu denken, um sogleich getröstet über alle Bedenken hinwegzugehen; aber manches Mal kostet es große Überwindung, sich im Grunde seiner Seele nicht vor sich selbst zu ekeln und die unbestimmten, fast gegenstandslosen, aber sehr heftigen Gewissensbisse zu unterdrücken.

Außer Landauer, dem uralten Artisten-Impresario mit greisem Künstlerkopf, wußte nur die Inhaberin des mondänen Nachtlokals, die "Alte Angela", welche bürgerlichen Namen der Titel *The Two PianoDevils* deckte; und daß der eine im Zivilleben und im geheimen Hegedüs, der andere Lantos hieß, war ihr um so gleichgültiger, als sie fest davon überzeugt war, daß das Publikum diese Nummer auspfeifen würde. Mit hämischer Genugtuung beobachtete die vortreffliche Dame hinter ihrem Bartisch das geringschätzige Interesse, mit dem das vollbesetzte Lokal die beiden befrackten und getarnten jungen Leute begrüßte, die an den beiden einander gegenübergestellten Flügeln Platz nahmen; und etwa mit dem Gefühl "ich hab's doch gleich gesagt", hörte sie, wie in der Loge Nummer sechs rechts Graf Bobby streng dem Oberkellner zurief: "Sagen Sie mal, Julius, was ist denn das schon wieder für ein alberner Blödsinn? bilden Sie sich vielleicht ein, Ihr Schundlokal wird besser gehen, wenn Sie nächstens Harfe spielende Seehunde im Talar auftreten lassen?" Oberkellner Julius dachte im stillen an die dreitausendvierhundert Pengö, die Graf Bobby ihm bereits schuldete, und zwar schon seit einigen Monaten, aber dann verbeugte er sich tief, weil ihm die zweiundvierzigtausend Joch Grundbesitz des alten Grafen Konrad eingefallen waren, spreizte entschuldigend die Hände und sagte bloß: "Tja, Herr Graf ..." was so viel hieß, daß er vollkommen des Grafen Meinung, doch für das Programm nicht verantwortlich sei. Aber als die Alte Angela dieses kurze Zwiegespräch hörte, dachte sie: Der Teufel soll den Landauer holen, diesen verknöcherten alten Gauner, was hat er mir da wieder für Dreckskerle aufgeschwatzt, ich bin wirklich die größte Kuh in Budapest, aber ich kann mir

nicht helfen, ich werde nun mal immer weich, wenn der alte Knabe zu mir kommt, immer muß ich dann an die schönen alten Friedenszeiten denken, jaja, das schöne alte Budapest ... aber diese *Devils* oder wie sie sich nennen, die schmeiß ich am Ersten vierkantig 'raus ... Mit wütender Miene beobachtete sie die beiden jungen Leute mit den Masken. Was machen die für Quatsch?! dachte sie weiter, als der eine in leisem Lauf die Finger über die Tasten huschen ließ, was klimpert der da, wir veranstalten doch hier kein Galakonzert wie im Redoutensaal. wir sind in einem anständigen Nachtlokal, wo die Gäste ihr Vergnügen haben und saufen sollen; na, wird's bald, fangt endlich an, sonst schlag ich Krach! So meditierte die würdige Dame und wunderte sich ein wenig, horchte sogar ganz verdutzt und ungläubig nach dem Saal hin, als nach der ersten Nummer der Beifall zu toben begann. Als erstes hatten die beiden ein virtuos transponiertes Jazzstück gespielt, das in Budapest allgemein bekannt und schon ziemlich abgedroschen war; aber in der neuen Aufmachung klang es ganz anders und erregte solches Aufsehen, daß es wiederholt werden mußte. Graf Bobby steckte aufgeregt seinen Kopf durch den Logenvorhang. "Julius!" sprach er laut und gewichtig, "was ist das? das ist doch ein Schlager!" Auch durch das Klatschen hindurch hörte die Inhaberin diese Worte; im Nu hatte sie sich durch das Gewühl gedrängt und stand vor des Grafen Loge. "Aber Herr Graf!" sagte sie mit breitem Lächeln und süßlichem Vorwurf, "aber lieber Herr Graf! läßt denn die Alte Angela in ihr Lokal überhaupt was anderes 'rein als Schlager?! hatten Sie etwa gedacht, Herr Graf ... na, aber wirklich ..." und gewiß nur darum steckte sie ihren rechten Zeigefinger nicht in den Mund, weil Graf Bobby, Schweigen gebietend, die Hand hob: die *Devils* begannen die zweite Nummer. Ihre Vorführung bestand aus sechs Nummern; als die sechste verklungen war, verlangte das ganze Lokal tobend nach Fortsetzung und Zugabe, brachte durch heftige Pst-Rufe die Jazzband zum Verstummen, und der Skandal war nur dadurch zu vermeiden, daß die Alte Angela persönlich den Grafen Bobby ins Artistenzimmer geleitete, wo er die maskierten Pianisten voll größter Anerkennung, sehr höflich und sehr großgrundbesitzerhaft und zugleich auch im Namen des gesamten Publikums offiziell und energisch aufforderte, noch ein bißchen weiterzumusizieren. Georg und Árpád Lantos setzten sich wieder an die Flügel, ausnahmsweise, denn dies stand nicht im Vertrag; und vertragswidrig spielten sie bis zur Polizeistunde auf allgemeinen Wunsch des tanzenden Publikums. Angela an ihrem Barpult zerfloß in Freudentränen; das

Oberhaupt der Jazzband faselte erschrocken von Vertragsbruch und Verklagen; die Alte Angela teilte ihm mit, daß sie ihn am Ersten vierkantig 'rausschmeißen werde; der greise Bohémien Landauer forderte ohne sentimentales Zurückdenken an vergangene Zeiten unverzüglich die Erhöhung der Gage von tausend auf zweitausend Pengö, widrigenfalls zöge er mit den *Devils* schon am nächsten Ersten ins Konkurrenzlokal; Angela drückte ihm — "da, nimm, alter Gauner, steck das rasch ein, damit's keiner sieht ..." — zwei geheime Extra-Hundertpengö-Scheine in die Hand, und bezüglich der Gage versprach sie, sie werde sehen, was sich machen ließe. Das Publikum glühte und tobte; die beiden Devils schwitzten am Klavier; Árpád Lantos hob den Kopf, und sein Blick blitzte in Georgs Augen: na, hab ich's dir nicht gesagt?! Und Paul saß in seiner Loge und mußte daran denken, daß vor ungefähr fünfzehn Jahren Georg zum erstenmal sich vor der Öffentlichkeit an den Flügel gesetzt hatte, um Mozart zu spielen und sein eigenes Klavierquintett ... "Darf ich?" fragte in diesem Augenblick ein hellblau gekleidetes schlankes Mädchen mit hellblauen Augen und kohlschwarzem Haar und deutete mit ihrer Zigarette auf den freien Stuhl an Pauls Tisch. "Kann ich mich ein bißchen zu Ihnen setzen? wie ich sehe, sind Sie allein. Bestellen Sie mir auch ein Gläschen irgendwas zu trinken?"

"Bitte schön", sagte Paul höflich und zog den Stuhl vor. "Was möchten Sie trinken?"

"Wissen Sie", sagte das Mädchen, "ich will's ja nicht forcieren ... um Gottes willen, bloß die Alte darf das nicht hören! aber ich bin nicht so um jeden Preis fürs Animieren. Und dann, entschuldigen Sie, Sie sehn mir auch nicht so aus, als ob Sie's so dicke hätten. Gucken Sie mal in der Weinkarte nach, was das Billigste ist, und bestellen sie das, bloß damit der Julius mich nicht bei der Alten Angela verpetzt, ich arbeitete nicht und so, dann schmeißt sie mich nämlich 'raus. Eigentlich möchte ich mich bloß deshalb ein bißchen hierhersetzen, weil's mir drüben in der trockenen Loge bei den Mädels schon mächtig langweilig ist."

Paul lächelte; raffinierte kleine Hexe, dachte er, aber keine schlechte Methode. Er bestellte eine Flasche Wein und wandte sich an das Mädchen: "Eine sonderbare kleine Dame sind Sie, meine Liebe. Glauben Sie etwa, mit solcher Bescheidenheit kann man in diesem Beruf Karriere machen?"

Sie beugte sich ein bißchen näher zu ihm. "Wissen Sie, ich will Ihnen ganz aufrichtig sagen, wie sich die Sache verhält, aber bilden Sie sich nicht

etwa ein, ich tu das um Ihrer schönen Augen willen; ich würde das auch jedem andern sagen, weil meine Natur nun eben mal so ist. Ich habe die Geschichte hier erst ganz kürzlich angefangen, vor einem halben Jahr vielleicht, und ich weiß noch gar nicht, ob sie überhaupt für mich paßt. Bloß, wissen Sie, irgendwas mußte ich machen, und was anderes verstehe ich noch weniger. Außerdem ist es heutzutage so schwer, in einem Geschäft oder Büro unterzukommen. Und viel Lust habe ich auch nicht dazu. Ich weiß nicht mal, ob ich zu solcher Arbeit tauge, ob ich überhaupt arbeiten kann, wissen Sie, ich hab's nämlich bisher nicht nötig gehabt. Ich war verheiratet, bin also Witwe, mein Mann ist vor anderthalb Jahren in Südamerika gestorben. Wissen Sie, ich bin hier die erste Nummer, aber Valy Holay ist bloß mein Künstlername. Furchtbar blöder Künstlername, finden Sie nicht? In Wirklichkeit heiße ich Vera Szabó, geborene Holosovszky."

Natürlich — Vera Holosovszky, die Brötchen-Vera vom Gymnasium. Natürlich, dachte Paul, sie kam mir doch gleich so bekannt vor, bloß kam ich nicht gleich auf den Gedanken, weil ich sie früher immer nur in der dunkelblauen Trägerschürze und ungeschminkt gesehen habe, und mit dem dicken schwarzen Haarknoten, nicht mit Bubenkopf und blauuntermalten Augen. Natürlich, die Brötchen-Vera ... Frau Szabó, Viktor Szabós Witwe — ?

Das Einfachste wäre gewesen, ihr gestern abend im Lokal gleich zu sagen, aber Vera, ich kenne Sie ja, noch von der Schule her, in den acht Jahren damals habe ich mindestens tausendmal bei Ihnen mein Zehnuhrbrot gekauft, und die zwei Kreuzer dafür habe ich Ihnen immer so in die Hand gelegt, daß meine Finger Ihre Hand ein bißchen dabei berührten; und geträumt habe ich auch von Ihnen, als ich schon größer war, öfters sogar, und mit Ihnen anzubändeln habe ich bloß deshalb nicht versucht, weil ich wußte — wie wir Jungen alle —, daß Sie mit Viktor Szabó ein Verhältnis hatten. Wozu soll ich's leugnen, ich habe Viktor Ihretwegen beneidet, und Ihre Beziehung veranlaßte mich zu manchem Grübeln, Erwägen und Vergleichen. Ich hatte selbst Beziehungen, die, wenn sie sich auch nicht ähnlich wie die Ihrige oder gar durch sie beeinflußt gestalteten, doch immer von dem Gedanken an die Ihrige begleitet waren. Und jetzt sitzen Sie hier neben mir im Nachtlokal, der Weinpantsch, den ich auf Ihre Bitte als billigstes Getränk bestellte, damit der Oberkellner Sie bei der Inhaberin nicht verpetzt, schmeckt Ihnen, wie ich sehe, nicht besonders, Sie machen sich



nichts aus dem Trinken, und das Animieren zum Trinken liegt Ihnen nicht. Da sitzen Sie neben mir nach abermals verflissenen acht Jahren, und es würde, nehme ich an, weder viel Mühe, noch einen großen Betrag kosten, mit Ihnen nach der Polizeistunde nach Hause zu gehen ... und da sagen Sie plötzlich, Sie seien Viktor Szabós Witwe. Die einstige jugenhafte Handberührung gilt längst nicht mehr, Sie wissen doch, ich bin nicht mehr fünfzehn, sondern fast siebenundzwanzig, in letzter Zeit träume ich selten, und von Ihnen nicht einmal mehr zufällig. Ich werde nicht mit Ihnen nach Hause gehen, ich will überhaupt nichts von Ihnen, mich interessiert nur das eine, wieso Sie Viktor Szabós Witwe sind.

Das wäre einfach und vernünftig, aber vielleicht ziemlich taktlos gewesen; Paul gab sich also nicht gleich zu erkennen und wies nicht auf die alte Bekanntschaft hin. Ich werde doch nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. Daß sie mit mir, einem wildfremden Menschen, wie sie meint, von vornherein so offen geredet hat, kann auch ein Trick gewesen sein, aber ich neige eher dazu, anzunehmen, sie tat es darum, weil sie sprechen wollte, sprechen mußte. Also ein andermal, wenn ich wieder hingehere, um mir Georg anzuhören ... Und dann dachte er noch ein wenig verschämt, daß er wohl um Georgs willen ziemlich oft hingehen werde, daß es aber völlig überflüssig sei, Georg als Vorwand zu gebrauchen, denn er könne ja auch so das Lokal aufsuchen, einfach um sich mit der Brötchen-Vera zu unterhalten. Ohnehin sei er seit Jahren in keinem Nachtlokal gewesen, wenn er also jetzt Lust und Geld dazu habe, warum dann nicht?...

Am Abend ging er wieder hin. Der Erfolg des Klavierduos hatte sich an einem Tage herumgesprochen in den Kreisen, die über derartige Ereignisse auf dem laufenden sind; eine Tageszeitung brachte sogar einen längeren und nicht bezahlten Artikel über die beiden *Devils*, hinter deren schwarzen Masken man wohl ernsthafte Pianisten, ja sogar ernsthafte Musiker zu vermuten habe: so sehe das heutige Zeitbild aus, selbst die wahren Künstler müßten sich Narrenkleider anziehen, um ihr tägliches Brot zu verdienen, zum Glück aber bleibe ein echter Künstler auch im Narrenkleid das, was er sei, und so weiter. Natürlich war das Lokal gedrängt voll; natürlich war der Erfolg von Bestand.

Die Brötchen-Vera war durch einige Herren in Anspruch genommen, denen man unverkennbar ansah, daß sie vom Lande kamen; aber als sie später Paul im Gewühl erblickte, schlängelte sie sich sofort aus der Loge, wo

der Sekt floß, und setzte sich zu ihm. Auch Paul bestellte Sekt, Georg und Lantos spielten heute nur ihre Nummer, zum Tanz lieferte die Jazzkapelle die Musik — und der Oberkellner kam vergebens in die kleine Loge, um Miss Valy zu holen, die von dem Gutsbesitzer drüben wütend reklamiert worden war: Vera erklärte, der Onkel vom Lande, selbst wenn er noch so vornehm und reich sei, solle ihr den Buckel 'runterrutschen, wobei ihm allerdings sein Bierbauch wohl hinderlich sein würde, sie bleibe hier und damit basta. Der Oberkellner warf einen Blick auf den Sektkühler und die Gläser, sagte mit komischer englischer Aussprache: "All right, Miss Valy!" und schickte eine zweite Flasche Sekt. Der Kellner löste den Pfropfen, goß rasch ein Drittel des Inhalts in den Kühleimer, zwinkerte Vera zu und zog im Weggehen diskret den Logenvorhang zusammen. Nun, nun, so hatte ich's nicht gemeint, dachte Paul; und Vera mißverstand tatsächlich schon die Situation. Sie erhob sich, stellte sich vor Paul hin, ganz nahe, ihr halbnackter Körper in dem hellblauen Kleid spannte sich in dienstbereiter Erwartung; da konnte Paul trotz seines Entschlusses und trotz seiner besseren Absicht nicht widerstehen; er zog Vera an sich und suchte ihren Mund; sie riß den Kopf ein wenig nach hinten, es war nur ein ganz kleines Zucken, schloß die Augen mit den langen schwarzen Wimpern und biß sich in die Unterlippe. Es war in diesem dreifachen kleinen Vorbereitungsmanöver zum Kuß nichts von schlechter Absicht, und das Naiv-Berufsmäßige daran konnte man auch leicht verstehen: aber Paul ließ sie sofort los, sein Arm lockerte sich sanft von ihrem Körper, und sein Gesicht zog sich von ihren Lippen weg. Den Kopf nach hinten gelehnt, die Augen geschlossen und die Lippen befeuchtet, stand die Brötchen-Vera einen Augenblick da, in ihrer Bereitschaft beinahe unterwürfig, dann machte sie plötzlich ihre hellblauen Augen weit auf, ein erschrockener Blick blitzte Paul ins Gesicht, und sie sagte: "Na?"

"Verachen", sagte Paul da leise, "kleine Brötchen-Vera ..."

"Was — ? Was sagen Sie da — ?!"

"Wissen Sie", fuhr Paul fort, "ich kenne Sie nämlich, noch vom Gymnasium her. Ich habe Sie schon gestern erkannt ... bloß wollte ich nichts sagen, weil ich dachte ... ein andermal. Oder vielleicht überhaupt nicht. Aber jetzt hat sich hier zwischen uns ein kleines Mißverständnis einschleichen wollen ... nämlich der Viktor Szabó ist mein Schulfreund gewesen."

"Großer Gott", sagte Vera leise und setzte sich hin. "Großer Gott. Ich bin ja so überrascht. Sie sind mit meinem Viki in eine Klasse gegangen? ..."

und an den geschminkten langen Augenwimpern glänzte plötzlich eine dicke Träne; Vera riß aus ihrer Handtasche ein Hirschlederlappchen und trocknete damit die Träne. "Ich bin ganz außer mir ... wie heißen Sie denn?"

Paul nannte seinen Namen.

"Paul Hegedüs?" wiederholte sie. "Paul Hegedüs ... ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, mein Gott, ich habe doch damals immer so viele Jungen auf dem Schulhof gesehen. Um welche Zeit waren Sie denn mit Viktor zusammen? denn er hat doch einige Klassen zweimal durchgemacht ..." und da fing sie an zu lachen, laut und nervös, "ach Gott, was lache ich bloß, aber wenn ich jetzt nicht lachte, dann ... dann müßte ich heulen ..."

Der Kellner schaute später diskret in die Loge; er war mit Miss Valy sehr zufrieden, die anscheinend dem Wurzen gründlich den Kopf verdrehte, gewiß hatte sie ihn schon dusselig geredet, und wie sie da dicht beisammen hockten, ließ vermuten, daß sie sich auch schon geknutscht und geküßt hatten; sofort schickte er die dritte Flasche Sekt in die Loge und stellte zur Sicherheit eine vierte, leere Flasche neben den Kühler. Nanu, dachte er, was guckt die Dame mich denn so wütend an? ihren Verehrer sehe ich heute zum zweitenmal in meinem Leben, sie hat ihn auch erst gestern kennengelernt, und schon ist die Liebe so groß? oder steckt dahinter vielleicht ein Komplott? ... und auf alle Fälle blieb er neben der Loge stehen, um ein bißchen zu lauschen.

Vera wandte das Gesicht Paul wieder zu, rückte noch etwas näher an ihn heran und sprach leise weiter. Von ihrem Mann, Viktor Szabó, der im Sommer 1916 eingezogen worden und, wie er es sich schon lange gewünscht hatte, zu den Fliegern gekommen war; nach knapp einem Jahr — er war erst neunzehn — wurde er schon Oberleutnant und war einer der waghalsigsten, geschicktesten und glücklichsten Kampfflieger. Die Brötchen-Vera erblaßte und errötete abwechselnd unter der Schminke, während sie von ihrem Viki sprach, und in ihren Augenwinkeln schimmerten wieder die Tränen. "Viki ... bis Oktober 1918 ist er fast zweihundertmal aufgestiegen, neun feindliche Flieger hat er abgeschossen, dreimal ist er abgestürzt, bei dem einen Sturz stand sein Apparat in Flammen, zweimal ist er mit dem Fallschirm 'rausgesprungen, nie ist ihm was passiert; als er wegging", erzählte Vera, "habe ich ihm mein Amulett um den Hals gehängt, das ich als kleines Mädchel von meiner Großmutter bekommen hatte ... na, und im Krieg ist er auch nicht ums Leben gekommen. Als dann der Krieg zu Ende war,

kam Viktor nach Hause. Da fing's gleich damit an, daß sie ihm schon an der Grenze die Sterne und die sieben Auszeichnungen 'runterreißen wollten, aber das hat er sich nicht gefallen lassen. Wie er aus dem Zug ausstieg, haben sie sich auf ihn losgestürzt, ihn umringt, einen hat er in die Fresse gehauen, einem andern einen Fußtritt versetzt, hat sie alle abgeschüttelt und ist nach der Stadt zu gerannt; da hat von hinten einer nach ihm geschossen. Im Krieg war er nicht verwundet, und da zum Schluß hat ihn die Kugel getroffen, in die linke Kniekehle ist sie gegangen. Aber er ist trotzdem weitergelaufen, blutend und humpelnd, und die ganze Bande hinter ihm her. Aber sie haben ihn nicht eingeholt, dabei rannte er doch bloß so aufs Geratewohl in die Stadt, er wußte ja in Ödenburg gar nicht Bescheid, hat sich bloß umgeguckt, ob er nicht irgendwo an einem Haus ein Schild entdeckt, eine Aufschrift von irgendeiner Militärbehörde oder so was. Also, da hat er Glück gehabt, denn er begegnete einer Gendarmenpatrouille; die nahmen ihn gleich in ihre Mitte, Viki hatte nämlich dem Patrouillenführer, einem jungen Gen-darmerieoffizier, sofort gesagt, ich werde verfolgt, Kamerad, weil ich mir nicht Gewalt antun lassen wollte, aber freiwillig bin ich geneigt, meine Sterne und Auszeichnungen bei dir zu deponieren, wenn sich's darum dreht; du kennst vielleicht sogar meinen Namen, ich bin Fliegeroberleutnant Szabó ... und da brach er zusammen, weil er den Schmerz im Knie nicht mehr aushalten konnte. Vier Monate hat er in Ödenburg im Krankenhaus gelegen, ist operiert worden, die Kugel haben sie ihm aus dem Knie genommen und ihn dann noch einmal operiert wegen einer Komplikation. Na, und zwischendurch hat er mir geschrieben, ich soll nach Ödenburg kommen; ich bin auch hingefahren und bei ihm geblieben. Ein bißchen Geld hat er noch gehabt von dem, was er sich im Krieg erspart hatte, denn er hat nie getrunken, auch nicht Karten gespielt. Und als er dann wieder ausgehen konnte, haben wir geheiratet. Ein bißchen gehumpelt hat er, und der Arzt sagte, das würde jetzt schon so bleiben, weil er nämlich beim Rennen das verwundete Knie zu sehr angestrengt hätte. Mein Gott, dachte ich mir, wenn's weiter nichts ist als das bißchen Humpeln, Hauptsache, daß er lebt! Also schön. Dann fragten wir uns, was soll nun aus uns werden, und da meinte Viki, wir werden halt in Budapest in Mutters Laden Obst und Grünzeug verkaufen, bis sich was besseres findet. So kamen wir denn nach Hause, mitten in den kommunistischen Rummel 'rein. Und das hat mein Viki nicht ausgehalten. Hat mich in Budapest sitzen lassen; wie er

wegging, hat er zu mir gesagt, ich soll schön auf mich achtgeben, er hat genug von dem Betrieb, er macht, daß er wegkommt, hat sogar schon ganz bestimmte Pläne. Ober die serbische Grenze ist er geflohen, dort in der Gegend hat er sich eine Weile 'rumgedrückt und ist dann zurückgegangen nach Szeged, da saßen nämlich damals schon die Franzosen drin. Dort traf er eine Menge alte Freunde und Kameraden, aber in die Armee ist er nicht eingetreten, wissen Sie, das hat er mir alles später hier zu Hause erzählt; er hat was anderes vor, hat er gesagt. Na, und was Schönes hat er vorgehabt: zu siebzig ungefähr haben sie sich zusammengetan, und als die Kommune vorbei war, da sind die auch zurückgekommen, aber nicht mit der Armee auf Budapest zu und nach Transdanubien, sondern in der Theißgend haben sie sich geduckt gehalten, bis schließlich auch die Rumänen wieder abgezogen waren aus Ungarn. Na ... das übrige wissen Sie wohl, nicht?"

"Nein ... ich war damals auf Reisen. Wieso? was ist denn nachher gewesen?"

"Was ... Sie wissen das wirklich nicht?" fragte die Brötchen-Vera ungläubig. "Denken Sie mal nach, vielleicht fällt's Ihnen doch ein ... Viktor Szabó ... also er und seine Freunde waren diejenigen, die dort in der ganzen Gegend in den verschiedenen Städten die Juden ... also, das wissen Sie doch sicher."

"Nein, ich hatte keine Ahnung, daß Viktor — "

"Dann werd ich weitererzählen. Also dort im Theißgebiet ging das große Ordnungmachen los. Wissen Sie, ich will ja nicht sagen, es ist ja möglich, daß sie's nicht immer gerecht betrieben haben, aber die Juden waren schließlich doch ... Sie sind ja kein Jude, nicht wahr? also ... es ist ja begreiflich, daß Viktor und die anderen sehr verbittert waren gegen die Juden, aber von oben herab haben sie eine strenge Verwarnung bekommen, mit ihren Aktionen schadeten sie dem Land und so, doch wer im Krieg ein solch tapferer Soldat gewesen sei, der wäre auch jetzt wieder gern gesehen beim Heer, bloß müßte er heilig geloben, keine Sprünge zu machen, denn die Disziplin sei jetzt noch größer als früher bei der alten Armee, weil die Ehre unseres Vaterlandes das so fordere. Aber Viktor sagte, nein und nein, er wolle keine Gnade und keine Gunst, solange die Dinge so lau betrieben würden. Er kam nach Budapest zurück, auch seine Freunde, und da haben sie des Nachts immer die Juden und die Schieber ein bißchen verprügelt; ich hab' dem Viktor auch gesagt, komm doch endlich zur Vernunft, ich hab's

schon über, mit der Mutter im Gemüseladen allein zu hocken, such dir doch endlich eine anständige Beschäftigung! Aber er war damals schon ganz besessen. Jetzt würden sie bald die Macht an sich reißen, hat er gesagt, das ganze Land sei schon durchorganisiert und vorbereitet zum wahren Aufstand, die ganze gesinnungslose, feige Rattenschar würde 'rausgejagt werden, das wahre Ungarn sei im Entstehen, und dann würde er, Viktor, Kriegsminister werden. Aber ich hab' ihm das natürlich nicht geglaubt, ich hab' geheult und mich nicht mehr von ihm anrühren lassen, lange Zeit, denn ich hab' ihm gesagt, ich kann nicht bloß so in den Tag hineinleben, was soll denn werden, wenn wir ein Kind kriegen? Er war furchtbar böse, hat mich auch geschlagen, und einmal hat er dann so ein gewöhnliches Weibsbild von der Straße mit nach Hause gebracht, aus Rache, um mich zu quälen, wissen Sie; er wollte mir zeigen: wenn ich nicht will, dann sind ja genug andere Frauen da ... ich habe damals geglaubt, ich ermorde ihn, oder ich werde verrückt .. . aber nachgegeben habe ich trotzdem nicht. Na und ... möglich, daß er es doch mir zuliebe getan hat, vielleicht aber auch nicht, kurz: mit einemmal schien er wirklich vernünftig zu werden und sagte, er habe beim Zollamt ein Gesuch eingereicht, er wolle Zollbeamter werden, das sei ein ordentlicher Beruf, eine friedliche Zivilsache, und doch auch ein bißchen soldatisch. Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich war! Viktor in einem anständigen Beruf, wir ziehen von der Mutter weg, werden eine eigene kleine Wohnung haben und schließlich auch ein Kind ... Und da krachte plötzlich alles zusammen. Viktor ging abends immer weg, mir sagte er, er gehe bloß ein Bier trinken in der kleinen Kneipe in der Nähe vom Zollamt, wenn ich wolle, könne ich ihm ja nachspionieren. Das tat ich auch. Eines Abends ging ich nachsehen, ob er wirklich dort sitzt .. . also er saß tatsächlich dort, zu zwanzig ungefähr waren sie, sangen leise und flüsterten, lauter junge Leute. Na und da .. . stellen Sie sich vor. Eines Nachts kommt er nicht nach Hause. Es wird Morgen, er kommt noch immer nicht. Mir war abwechselnd kalt und heiß so allein im Bett, ich hielt's kaum mehr aus. Und wie morgens die Zeitung kommt, lese ich, daß in der Nacht auf dem Zollhaus-Ring eine Keilerei gewesen ist, wobei ein Schutzmann erschossen wurde. Lieber Gott, mach, daß nicht er es gewesen ist, der den armen Schutzmann erschossen hat, so habe ich gebetet; in der Zeitung stand nämlich nicht, wer der Täter war, aber ich hatte solch ein Gefühl, daß er mit

in die Sache verwickelt ist. Es wurde Mittag, und er kam nicht nach Hause ... also ... wissen Sie noch immer nicht weiter?"

"Nein", sagte Paul, und an Hals und Stirn begann er leicht zu schwitzen. Vera zündete sich eine neue Zigarette an und fuhr fort:

"Mein Gott, in welchem versteckten Winkel haben Sie denn gelebt, daß Sie von nichts eine Ahnung haben ... Nun also, wenn ich schon bis hierhin erzählt habe, erzähl ich's auch noch zu Ende. Erst am Abend bin ich aufs Polizeirevier gerufen worden, denn es war wirklich Viktor gewesen, der den Schutzmann erschossen hatte. Am nächsten Tag wußte es schon die ganze Stadt. Als ich zu ihm 'reinging, wo er in Haft saß, hat er gesagt, er schwöre beim allmächtigen Gott, daß er den braven, rechtschaffenen Ungarn nicht habe töten wollen, aber der Mann habe ihm so mit dem Karabiner vor der Nase 'rumgefuchelt, und die Juden seien inzwischen aus der Kneipe getürmt, daß sie gar nicht mehr zu erreichen gewesen wären, und da sei ihm plötzlich alles rot geworden vor den Augen, und er habe dreimal auf den Schutzmann abgedrückt. Dann hat er seinen Revolver weggeschmissen und sich von den übrigen Polizisten gefangennehmen lassen. *Na, Vera, mein Liebling*, hat er dort im Gefängnis zu mir gesagt, *ich glaube, jetzt ist's aus mit der Herrlichkeit!*"

Sie hört für einen Augenblick auf zu sprechen; ganz blaß ist sie jetzt unter der Schminke.

"Ja ... und das wissen Sie auch nicht, daß der Viki zum Tode verurteilt worden ist?"

Paul blieb der Atem aus.

"Zum Tode? und — ?"

"Er ist vor der Hinrichtung begnadigt worden. Bekam lebenslänglichen Kerker. Also da habe ich mir gesagt, na, Vera, jetzt bist du noch nicht mal zweiundzwanzig, und schon ist dein Leben vorbei."

"Und ..."

"Ja, warten Sie nur. Die Sache kam nämlich dann ganz anders. Wir konnten den Prozeß wieder aufnehmen. Und da stellte sich nachher heraus, daß es sich nicht um vorsätzlichen Totschlag oder Mord oder Tötlichkeit gegen die Staatsgewalt, oder wie das heißt, gehandelt hatte, sondern daß das bei Viktor bloß Aufwallung und unzurechnungsfähiger Zustand gewesen war, auch Notwehr, weil nämlich der bedauernswerte Schutzmann angeblich zuerst auf ihn abgefeuert, bloß nicht getroffen hatte. So bekam Viktor

schließlich bloß sechs Jahre. Na, dachte ich mir, dreiundzwanzig und sechs, das sind neunundzwanzig, so lange werden wir uns schon irgendwie durchschlagen, und so sehr alt werde ich ja noch nicht sein, wenn Viktor seine sechs Jahre abgesessen hat. Und, stellen Sie sich vor, dann passierte ein Wunder. Überall redete und schrieb man davon, daß der Viki doch im Kriege einer der tapfersten Kampfflieger gewesen sei, wenige Offiziere hätten so viele Auszeichnungen ... daraufhin hat er jetzt vor zwei Jahren Amnestie bekommen. Mein Gott, aber wie alt war er geworden, als er aus dem Gefängnis kam ... Am Weihnachtstag war das. Geheult habe ich, daß ich kaum sprechen konnte, ich hab' bloß immerfort gestammelt, er solle doch jetzt endlich ein vernünftiger Mensch sein, er sehe doch, daß Gott ihn lieb habe, schon auf Erden habe er sich seiner erbarmt, also er solle sich jetzt zusammenehmen, und dann ... könnten wir vielleicht doch noch ein Kind haben. Darauf hat er bloß leise geantwortet, zuerst müßten wir eine Existenz haben. Und wissen Sie, dann hat er sich auch sofort auf die Hinterbeine gestellt. Das war so: damals starb mein Vater, und ich erbe ein bißchen Geld, ein paar Millionen, Sie wissen ja, heutzutage ist das nicht mehr als ein paar hundert Pengö ... aber es reichte immerhin dazu, daß wir uns in der Nähe von seiner Mutter Geschäft einen Friseurladen kaufen konnten. Denken Sie sich, dazu hatte er Lust. *Aber du hast doch dieses Handwerk nie im Leben gelernt*, sagte ich zu ihm. Darauf lachte er bloß. *Red doch nicht*, sagte er, *ich sollte nicht erlernen können, wie man das Rasiermesser handhabt?!* Er verschaffte sich dann auch den Gewerbeschein, und nach einem Monat stand er schon im Laden und rasierte. So hübsch sah er aus in dem weißen Kittel, wie ein Arzt. Wir hatten auch einen Gehilfen, aber das Geschäft ging erbärmlich schlecht, bloß Fuhrleute und Kutscher und Tagelöhner kamen zu uns rein, solche Männer, wissen Sie, die sich bloß einmal in der Woche rasieren lassen. Aber nicht mal das war das eigentliche Malheur, sondern, daß Viktor eines schönen Tages das Rasieren wieder an den Nagel hängte. Weiß der Teufel, sagte er, es ist doch nicht das Richtige für mich. Sich hinzustellen und diesen dreckigen Leuten mit dem Messer um den Hals zu hantieren, nein, da krieg ich immer gleich Ohrensausen, als säße ich im Kampfflugzeug, und der Spiegel an der Wand fängt an zu tanzen, des Teufels Fratze grinst mich aus ihm an und guckt mir immerfort auf die rechte Hand mit dem Rasiermesser, du Vera, ich geb den Krempel auf, sonst stelle ich eines Tages noch was Schlimmes an. Wir verkauften also den Laden,



nicht mal die Hälfte von dem, was er gekostet hatte, bekamen wir dafür. Na, was nun? ... wieder bei der Mutter Rüben verkaufen? denn die Sache mit der Stellung als Zollbeamter damals war ja nicht wahr gewesen, das hatte er mir bloß vorgeredet, um mich zu beruhigen, der arme Kerl, na und jetzt hätte er sich vergebens darum bemüht, jetzt konnte er ja nicht mehr Beamter werden. Und da kam er eines Tages damit, er verkümmert nicht weiter hier zu Hause, er wartet nicht länger auf den Dank von den gewissen hohen Herrschaften, denn der kommt sowieso nicht, die sind groß im Vergessen, bloß die Juden werden's nie vergessen, was er mal angezettelt hat, und jetzt sitzen doch die Juden wieder in allen Geschäften und Büros drin, also jetzt ist auch an ihm die Reihe, zu vergessen, und hier in der Tasche hat er schon seine Schiffskarte nach Rio de Janeiro, er geht nach Brasilien. Du lieber Himmel! was willst du denn dort anfangen? Das weiß ich noch nicht, sagt er, jedenfalls was Gescheiteres, als hier 'rumzulungern. Und was wird aus mir?! Also da gibt er mir doch zur Antwort: Wenn ich im Kittchen säße, würdest du ja auch auf mich warten, oder aber nicht, würdest dir einen anderen suchen... aber dort drüben in Amerika wird's bestimmt keine sechs Jahre dauern, bis ich's zu was bringe! Dann ist er also abgefahren und ... mein Gott, es hat wirklich keine sechs Jahre gedauert ..."

Die dicken Tränentropfen hängen wieder an ihren Wimpern und fallen sanft aufs Tischtuch, wie sie sich nun ein wenig nach vorne beugt.

"Nach etwa zwei Monaten kam ein Brief von ihm, er sei glücklich angelangt, habe schon Ungarn getroffen, nette Jungen, habe sich auch schon nach Arbeit umgesehen, wahrscheinlich werde er bei einer Kaffeeplantage unterkommen, welch ein Glück, daß er während des Krieges ein bißchen Deutsch gelernt habe. Ja, und dann ... kaum drei Wochen später kam wieder ein Brief, aber den hatte er nicht selbst geschrieben, sondern ein Mann namens Fikos oder Filos, ich habe keine Ahnung, wer das ist, nicht einmal den Namen konnte ich richtig lesen ... also der teilte mir mit, daß Viktor gestorben sei."

Durch die Schminke leuchtet jetzt glühendes Rot hindurch.

"Es war damals gerade in der Gegend dort Grippeepidemie, Viktor wurde angesteckt, kümmerte sich aber nicht darum, die Sache ging ihm auf die Ohren, er mußte operiert werden, aus dem Schädel wurde ihm der Eiter abgezapft, aber das half nichts mehr. In fünf Tagen ging er drauf. Dort in der Fremde, mutterseelenallein, im Krankenhaus ... Ach, mein Gott ... wozu

mußte ich Ihnen das alles erzählen ..." Jetzt schwieg sie lange. "Dem Brief lag auch die Krankenhausbescheinigung und der Totenschein bei. Das schicke er darum mit, schrieb dieser Fikos, damit ich noch mal heiraten könne. Und dann schrieb er noch, Viktor habe gerade so viel Geld gehabt, daß sie ihn davon beerdigen lassen konnten, so brauchten sie die Leiche nicht dem Krankenhaus zu überlassen zum ... Sie wissen ja. Also so war das alles. Na, jetzt kennen Sie meine ganze Geschichte." Lange Stille. Plötzlich zieht Vera aus ihrem Täschchen den Handspiegel. "Großer Gott, wie ich aussehe, wenn die Angela mich so sieht, fliege ich 'raus, ich bin ja ganz verweint." Also ... dann hab' ich versucht, das alles zu vergessen, und es ist mir, Gott sei Dank, gelungen, ich habe Energie."

Sie pudert sich. "zum Glück treffe ich nicht alle Tage jemanden wie ..." Sie bemalt sich die Lippen; zwischendurch macht sie eine Handbewegung nach Paul hin. Dann gleitet der schwarze Stift über die Augenbrauen. "Denn wissen Sie ... ich will leben ... mein Gott, wer will das nicht, stimmt's?"

"Ja, das stimmt", sagte Paul heiser. "Leben muß man."

Und jetzt, als sie nicht mehr spricht, hören sie vom Saal her die Musik. Ein unangenehm-süßlicher Tenor singt durch ein Megaphon:

*"Sometimes I'm happy,  
Sometimes I'm blue ..."*

Die Brötchen-Vera blickt noch einmal in den Spiegel.

Der Tenor:

*"My disposition  
Depends on you —"*

Vera kann den Text nicht, sie summt nur die Melodie.

"Sagen Sie", macht sie plötzlich einen improvisierten Text zu der Melodie, "sa—gen—Sie—ma—hal, kö—hönnen Sie ta—han—zen?"

"Ich tanze nicht gut ... und dann ... hier, so öffentlich ..."

"Aha", sagt die Brötchen-Vera; dann sieht sie Paul plötzlich an. "Sagen Sie mal, warum haben Sie mich vorhin eigentlich nicht geküßt?"

Schweigen, einen Augenblick.

"Ja, wissen Sie, liebe Vera", und das sagt Paul jetzt ganz langsam, ernst und ein wenig abwesend. "Ich möchte Ihnen etwas sagen, aber Sie müssen

mich deswegen nicht für einen Idioten halten oder ... für weiß Gott wie sentimental." Seltsam fragend sieht sie ihn an. "Wissen Sie ... nicht Viktors wegen habe ich Sie nicht geküßt, den ich zwar früher mal sehr gut gekannt habe ... und vorhin, da wußte ich ja weiter noch nichts von ihm, als daß er tot ist, alle die traurigen Dinge wußte ich ja da noch nicht ... aber das ist alles längst vorbei, und ich glaube ... ich hoffe, auch Sie sind schon drüber weg ... also, wie gesagt, nicht Viktors wegen ..."

"Also, ich gefalle Ihnen nicht?" spricht Vera dazwischen, mit einem scharfen kleinen Stachel in der Stimme. "Sagen Sie's nur rund heraus! Uns kann man auch so was ruhig sagen!"

"Sie dürfen mich nicht mißverstehen, liebste Vera. Wieso sollten Sie mir nicht gefallen? Sie sind eine hübsche, begehrenswerte, junge Frau, bloß ... die Sache ist die: ich liebe Sie nicht ..."

Schon fühlt er, daß er falsch angefangen, daß er eine Dummheit gesagt hat und daß er dieser Frau niemals wird erklären können, was es war, das ihn vorhin instinktiv oder zufällig, und jetzt bewußt und unwiderstehlich von ihr abstieß und fernhielt; was es ist, das ihm geradezu physischen Schmerz bereiten würde, wenn er auch nur ihre Hand berührte ... All das kann er nicht sagen; und sie würde es nicht verstehen, höchstens beleidigt sein würde sie.

"Ach, wirklich?" fragt die Brötchen-Vera mit sonderbarer Betonung und eigenartigem Lächeln, "und ohne Liebe geht die Schose nicht?"

"Hm", antwortet Paul, "so bin ich nun mal. Ich brauche Liebe. Und wenn's auch nicht die große Liebe ist ... also wenigstens eine kleine Liebe. Aber auf die kann ich nicht verzichten. Sonst ist mir nämlich die ganze Sache nichts wert." Er macht eine kleine Pause. "Ich habe ... das schon sehr früh gelernt, noch als Gymnasiast, von einem ganz simplen Menschenkind ..." (kurzes Schweigen) "von einem gewöhnlichen Dienstmädchen .. . leider habe ich's aber bis jetzt nicht sehr eingehalten ..."

"Ach, wirklich?" sagt Vera wieder, schweigt ein Weilchen, sieht Paul von der Seite ins Gesicht und setzt dann sehr kühl fort: "Und ... ausgerechnet jetzt, ausgerechnet bei mir fangen Sie an, es einzuhalten?"

Georg war jetzt sehr obenauf. Die Unternehmung mit Lantos glückte über alles Erwarten: im folgenden Monat erhöhte die Alte Angela unter herzerreißendem Gejammer die Gage des Duos auf das Doppelte; und im dritten Monat bot ihm die elegante, zur Zeit beliebteste und teuerste Bar der Stadt eine so hohe Gage, daß kein anderes Lokal damit konkurrieren konnte. Fluchend ließ Angela die beiden ziehen. Die Bar war allabendlich überfüllt; das Publikum schwärmte für die maskierten Pianisten, von denen noch immer niemand Genaueres wußte; der Trick hatte sich also bewährt; manche vermuteten hinter den Masken Aristokraten, manche wiederum weltberühmte Künstler, andere hingegen meinten, daß es sich hier um Individuen handle, die tatsächlich Masken nötig hatten, um ins bürgerliche Leben zurückkehren zu können. Es kamen und fielen durch oder siegten auch andere sogenannte große Artistennummern, früher oder später aber verschwanden sie alle wieder: die drei weltberühmten Neger interessierten die Stadt einen Monat lang, die weltberühmte Jazzband vermochte gerade für zwei Abende den Konzertsaal zu füllen, — das Masken-Duo jedoch blieb nach wie vor beliebt; und beim alten Gauner Landauer liefen die ersten Anfragen aus dem Ausland ein, was um so wichtiger war, als ja voraussichtlich kein Ruhm in der Heimat ewig dauern würde.

Paul war selten mit Georg zusammen. Georg arbeitete nachts, und nachmittags übte er mit seinem Partner; gewöhnlich schlief er bis gegen Mittag. Paul suchte manchmal die Bar auf, wo das Duo spielte, und unterhielt sich in der Pause oder nach dem Auftreten mit seinem Bruder. Er erfuhr von ihm, daß es ihm gut gehe, daß er den größten Teil seiner Gage auf die Seite lege, viel arbeite, bescheiden lebe und seither nicht bei Klara gewesen sei, denn, so sagte Georg, es sei noch nicht an der Zeit, sich wieder an sie zu wenden. Paul fiel Klaras verzweifeltes Flehen ein, wie sie die Hände gerungen hatte damals, als Georg am ersten Nachmittag nach seiner Ankunft bei ihr gewesen war und mit ihr gesprochen hatte; ihre Bitte fiel ihm ein, und er fühlte, die Sache sei keineswegs damit erledigt, daß er ihr nicht einmal versprochen hatte, mit Georg zu reden und ihm auszurichten, was sie ihm unter Weinkrämpfen bestellen ließ, — nein, die Sache ist nicht damit erledigt, daß man über sie hinweggeht und sie vergißt. Zumal man ja jetzt hier neben Georg steht, mit ihm spricht und sich anhört, wie er sagt, es sei "noch nicht an der Zeit, wieder zu Klara zu gehen". Also ... noch immer? denkt Paul in kalter Unruhe, und dann schämt er sich der dummen Frage;

selbstverständlich "noch immer". Noch immer steht es so, und niemals wird es anders sein, — die Bestätigung dessen ist nicht dieses halbe Jahr Budapest und nicht der Erfolg in den Nachtlokalen: der Beweis dafür sind die fünfzehn Jahre, die russische Front, das Gefangenenlager und Shanghai. Das Leben Georgs, das sich um ihretwillen nicht zerstören ließ. Aber irgendwie nimmt Paul plötzlich dennoch einen Anlauf zu der bitteren Frage.

"So? du warst seither nicht bei ihr ... es ist noch nicht an der Zeit? Also laß uns doch einmal vernünftig reden. Ich denke jetzt nicht daran, wie sie deine ... also wie sie die ganze Sache aufgenommen hat. Ich denke bloß an dich. Sag mal, ist dir wirklich noch immer nicht klar geworden, wie ganz unmöglich — "

Georg hebt die band. "Mein lieber Paul. Gib dir keine Mühe. Alles, was du mir sagen könntest, auch das Gescheiteste, wäre umsonst. Es würde nichts nützen. Ich weiß sehr gut, daß ihr das für Wahnsinn haltet, auch du, aber ich bin dir deswegen nicht böse. Ich verstehe, daß ihr es nicht anders auffassen könnt. Aber mit der Zeit wird auch sie dahinter kommen, daß ... Sieh mal, wir wollen ganz aufrichtig sein. Ich mache mir nichts draus, wenn sie das, was geschieht, in alle Ewigkeit für Wahnsinn hält. Zum Schluß wird sie doch zu mir kommen. Irgendwann wird sie es schon sich selbst eingestehen, daß sie mich liebt. Oder aber ... sie wird eines Tages die Armut und das Alleinsein nicht mehr ertragen können. Ich weiß das, und ich warte. Ich werde reich sein ... und dann wird sie zu mir kommen. Wird meine Frau werden ..." — leise, mit fahlem Klang lachte er, "wird meine Geliebte werden, wenn's anders nicht geht ... ich werde sie mir kaufen!"

Und wie sein Blick jetzt Paul anblitzte, fühlte Paul, daß man an dieses Schicksal nicht rühren dürfe, nicht rühren könne, an dieses von Wahnsinn oder Heiligkeit besessene übermenschliche Schicksal.

Bei Klara und Hans gab es allerlei Schwierigkeiten.

In erster Linie war da Klaras Nervenzustand, dessen ständige Verschlechterung wohl zweifellos auf die mittlerweile um ein Drittel geschmälernten Pensionsbezüge zurückzuführen war. Die so gering gewordene Summe war keine Existenzbasis mehr, allein die Wohnung kostete so viel, wie Klara von der Bank erhielt. Wovon also sollte sie nun leben? wovon essen, sich kleiden und den Jungen standesgemäß, so wie es sich für Medizinalrat Hegedüs' Sohn schickte, die Schule besuchen lassen;

und woher sollte sie das Geld für die wenigen kleinen Vergnügungen nehmen, deren Zweck wahrlich nicht einmal die Ablenkung an sich war, sondern die sie nur davor bewahren sollten, trübsinnig zu werden; und wovon sollte sie ein Dienstmädchen bezahlen, um sich körperlich nicht völlig zugrunde zu richten; und wenn sie nun schon ein ganzes Jahr in der Stadt durchlitten hatte, wovon sollte sie auf zwei oder drei Wochen an den Balaton reisen, um bei dem eintönigen Leben nicht wahnsinnig zu werden; und wenn sie die wenigen Freundinnen, die ihr geblieben waren, die sie nicht gemein und niedrig im Stich gelassen hatten wie die meisten ihrer alten Bekannten, wenn sie diese paar Frauen hie und da einmal einladen wollte, ganz bescheiden zu einer Tasse Tee, ja, auch das kostete mindestens sechs oder acht Pengö und ... "Du mein Gott!" jammerte Klara, "bisher ist es ja noch irgendwie gegangen von dem bißchen, was uns geblieben ist, aber was soll jetzt werden?! ich bin doch erst neununddreißig und habe schon jetzt auf so vieles verzichten müssen, soll ich vielleicht auch noch auf die Zigaretten und die Tasse Mokka nach Tisch verzichten, so daß mir schließlich gar nichts anderes mehr übrigbleibt, als der Wunsch zu sterben?!"

Du mein Gott. Wo gibt es da Hilfe? dachte Paul, als er sich derartige Klagelieder anhören mußte. Sie hat ja recht. Schön und jung ist sie und möchte noch etwas vom Leben haben. Wo läßt sich da eine Lösung finden?

"Und haben Sie noch nicht daran gedacht, wieder zu heiraten?" fragte er vorsichtig.

Klara schwieg einen Augenblick.

"Sehen Sie mal, Paul. Ich will ganz offen reden. Ich habe in meinem Leben niemals einen anderen geliebt und werde auch keinen anderen lieben als Ihren Vater. Trotzdem habe ich daran gedacht, mich wieder zu verheiraten. Sie sind doch ein intelligenter und modern denkender Mensch, und wir können eigentlich ... ich kann zu Ihnen ganz anders sprechen als etwa zu meinem eigenen Sohn. Sie verstehen mich, nicht? Wir sind Freunde, und Sie werden es begreifen, daß ... nämlich ich weiß es, daß ich keinen Frevel begehen würde an Vaters Andenken, wenn ich mich wieder verheiratete, denn ... ich bin noch nicht alt, und wenn ich auch niemals mehr einen Mann werde lieben können, aber alles mit Gewalt zu unterdrücken, was noch nicht von selbst abgestorben ist ... also, wissen Sie, es ist so schwer, das auszusprechen, tun Sie mir doch den Gefallen und sehen Sie mich nicht so dumm an, Sie verstehen doch, was ich meine? na also. Ich

fühle es, daß auch Vater mir nichts anderes raten würde. Ich möchte schon heiraten. Aber wer heiratet mich denn? heutzutage finden ja sogar die jungen Mädchen bloß schwer einen Mann! nun, und ich? ich bin nicht mehr ganz jung, habe einen großen Sohn und ... sonst habe ich doch wirklich nichts als das eine, daß ich noch nicht ganz alt bin ..."

Paul schwieg. Wo ist hier die Lösung? dachte er. Nirgends. Ich jedenfalls weiß keine. "Nun und ..." sagte er dann langsam und bedächtig, "wenn dem so ist, Klara, also ... haben Sie dann noch nicht daran gedacht, daß ... daß es vielleicht doch nicht so ganz unmöglich wäre ..."

Auf Maras Gesicht zeigte sich eine scharfe, harte Falte; ihre Stimme klang rauh. "Woran —?! was wäre doch nicht so unmöglich?! was für ein Wahnsinn ist das, wovon Sie sagen, er wäre vielleicht doch nicht so ganz unmöglich —?! Wenn Sie das meinen —"

Natürlich ist es ein Wahnsinn, dachte Paul, natürlich ist es unmöglich, natürlich darf und kann man davon überhaupt nicht sprechen, natürlich ... kann ich mich in die Sache nicht einmischen .. .

"Wissen Sie", sprach er rasch dazwischen, "ich dachte, Sie könnten sich vielleicht nach einer Arbeit, nach einer entsprechenden Tätigkeit umsehen."

Im Hochsommer begleitete Paul Herrn Farkas nach London: es handelte sich um eine bedeutende Industrietransaktion, und nach langen Monaten der Verhandlungen sollten jetzt die Verträge unterschrieben werden. Vier Tage in London ... Paul war unzufrieden und beklagte sich darüber, daß er keine hundert Schritte zu Fuß gegangen sei durch die Straßen Londons, daß er weder in der Untergrundbahn, noch im Autobus gesessen habe ... Ganz zu schweigen vom *British Museum* oder von der *National Gallery* oder der *Wallace Collection*, die er nicht zu sehen bekam ... Farkas unterbrach ihn. Sie seien ja nicht auf einer Vergnügungsreise, sagte er, und außerdem genügten, um London kennenzulernen, auch vier Wochen oder vier Monate nicht; das Wesentliche sei letzten Endes, daß der junge Prokurist Paul Hegedüs mit Direktor Farkas gemeinsam die wichtigen Verträge unterschrieben habe ... Ja, das stimmte. Auch Paul wußte sehr wohl, daß diese vier Tage London einen gewaltigen Schritt auf seinem Wege aufwärts bedeuteten. Man durfte nicht unbescheiden sein.

In Paris verabschiedete Paul sich von Farkas; es war vereinbart, daß er nicht mit nach Budapest zurückfahren, sondern seine zwei Wochen Urlaub in

der Schweiz verbringen würde. Farkas reiste sofort weiter, Paul erst am folgenden Tage, und abends kam er in Lausanne an. Er hatte vor, hinaufzufahren in die Berge und dem Sanatorium *La Bonne Santé* einen Besuch abzustatten. Als sein Zug sich Lausanne näherte, kam ihm der Gedanke, den Anschluß des Simplon-Expreß gar nicht abzuwarten: wenn er sich in Lausanne ein Auto mietete, konnte er in anderthalb Stunden dort oben sein. Dann lief der Zug unter dem Glasdach ein, gerade am Bahnsteig vier, wo Paul vor Jahren abgefahren war nach Zürich, nach Hause. Er stieg aus und blieb neben seinem Koffer stehen. Ein junges Mädchen ging an ihm vorbei; sie hinkte kaum merklich. "Geheilte Gonitis ..." dachte er plötzlich. Soll ich 'rauffahren ... jetzt? dorthin, nach oben? wenn ich mit dem Auto fahre, komme ich gerade am Friedhof vorbei, die Parzelle für die Fremden liegt an der Seite, wo die Autostraße vorüberfährt ... Soll ich? Im Sanatorium absteigen ... Bon soir, Madame Vindaz, bon soir, Sœur Anne, bon soir, Chef ... nach fünf Jahren? was zählen fünf Jahre dort oben? vielleicht sind sogar noch von den damaligen Patienten welche da ... Als Nichtkranker, als ... als was eigentlich? als "Freier"? als Begleiter? als ... Besucher bekäme ich kein Balkonzimmer, sondern bloß ein kleines Zimmer an der Nordfront, vielleicht bekäme ich zufällig gerade das Zimmer ... *I'm on my way home ... Hello, Blue Bird! ... I hate to say good bye ...* Rosies Zimmer ... nein. Ich kann dorthin nicht gehen. Nicht einmal in die Nähe ... ich kann auch nicht hierbleiben in Lausanne, ich kann nicht in der Schweiz bleiben —

Man braucht nur hinüberzugehen nach dem Bahnsteig zwei, durch die Unterführung. Man braucht nur seinen Koffer dem Gepäckträger zu geben mit der Weisung, wenn der Züricher Zug einfährt, ihn in einem Abteil unterzubringen. Man braucht nur in die große Vorhalle an den Schalter zu gehen und sich ein Billett nach Budapest zu lösen ...

Sehr richtig, dachte er, als er zu Hause ankam, so muß es sein. Dort hinauf kann ich mich noch nicht wagen ... Und er hatte das Gefühl, als würde er auch niemals mehr hinkommen nach dort oben, als dürfe er sich nicht einmal dorthin sehnen: denn was dort oben gewesen war, das war etwas Einmaliges, der Traum, der sich niemals wieder träumen läßt.

Es hatte den Anschein, als seien seine Lebensumstände ein für allemal geregelt. Ohne Zweifel würde der erste geeignete Augenblick ihn weiter aufwärts führen, und Farkas, der sozusagen keinen Schritt ohne ihn tun



konnte, leugnete dies auch gar nicht, hob es vielmehr nachdrücklich hervor und fand auch einen Modus, ihn zu mehr Geld kommen zu lassen. Wenn er eine Reise zu machen hatte, nahm er Paul gewöhnlich mit, auch im Privatleben verkehrte er ständig mit ihm, und natürlich fanden sich bald Kollegen, die — um wenigstens etwas davon zu haben — das Gerücht verbreiteten, Paul sei der Geliebte von Farkas' Frau, oder aber Farkas wolle sich ihn für seine "reiche und sehr intelligente" Tochter als Mann angeln. Die Klatschsüchtigen hatten ihr kleines Vergnügen, und Paul schadete das Gerede nicht; er nahm überhaupt keine Notiz davon. Er arbeitete, und aus der unbedeutenden kleinen Schraube war ein wichtiges Rad in der großen Maschinerie geworden. Allmählich zählte er zu jenen jungen Bankmenschen, von denen es hieß, sie hätten nicht nur eine gute Stellung und ansehnlichen Einfluß, sondern auch Geld; daher konnten es die meisten seiner Bekannten nicht begreifen, warum er noch immer in dem möblierten Zimmer wohnte, anstatt sich eine ordentliche Wohnung zu mieten oder sich gar eine kleine Villa in Buda zu kaufen; und sie verstanden es auch nicht, wieso man nie etwas Derartiges hörte, daß diese oder jene Schauspielerin bekannteren Namens oder ein unbekanntes, aber auffallend hübsches Girl seine Freundin sei, nach allgemeinem Brauch und vor der großen Öffentlichkeit; und schließlich wunderte man sich darüber, warum er nicht in den Klub der jüngeren Bankiers eintrat, wo doch gewiß sogar sein vornehmer früherer Mitschüler, Baron Strauß, mit Freuden mit ihm Bridge spielen würde und wo er seine bisherigen freundschaftlichen Beziehungen in einer Weise erweitern könnte, die ihm nur nützen könnte. Oder hatte er das nicht nötig? war seine Stellung so gefestigt und war seine ganze Bank so absolut sicher oder besaß er so gar keine Kultur, daß er das Bedürfnis für gute Gesellschaft und eine schöne Wohnung nicht kannte? Es mochte ja sein, daß er in ein x-beliebiges Dämchen derart vernarrt war und darum kein Interesse für eine kleidsamere Freundin übrig hatte. Das waren unverständliche Dinge in jenen Kreisen, nicht ganz klare Dinge, vielleicht sogar etwas verdächtige Dinge; wer mochte wissen, ob dahinter nicht irgendeine dunkle Geschichte steckte, zum Beispiel so etwas wie ... Wie war das noch gleich: der Vater von dem jungen Hegedüs ist vor ein paar Jahren gestorben, er war bekanntlich schon ein ziemlich alter Herr, als er zum zweitenmal heiratete, im Jahre ... wann eigentlich? also kurz vor dem Krieg, seine Söhne waren damals schon große Jungen; sehen wir doch mal zu: die zweite Frau des alten Hegedüs ist früher

bekanntlich Erzieherin im Hause gewesen, bei den großen Jungen, bevor der alte Herr sie geehelicht hat, bis dahin war sie nämlich seine Geliebte, eine nette Geschichte, was? Nun, so viel hat man ja immer schon gewußt, daß die Dame kein Engel war, angeblich hatte sie schon vor dem Krieg irgendeine Affäre, natürlich schon als Frau Hegedüs, mit einem österreichischen Minister oder so, einen Sommer in einem Badeort, in Deauville oder wo. Woher ich das weiß? warten Sie mal ... ich hab's. Meine Frau hat vor zwei Jahren in Swinemünde Bekanntschaft gemacht mit einem ganz alten schwedischen Arzt, Oxtal oder Oxmann, so ungefähr hieß er; natürlich wurde von Budapest gesprochen, von gemeinsamen Bekannten und so weiter, worauf dieser wildfremde Doktor Oxfeld, na, was glauben Sie, was fragt er meine Frau? er fragt sie, was die schöne Madame Hegedüs mache. Und erzählt so dies und jenes von Anno dazumal. Na, was sagen Sie dazu?! Also schön, bleiben wir beim Thema. Ich weiß auch von einer andern Affäre der Madame Hegedüs, die ist aber, ich muß darum bitten, ganz diskret. Kornel Komáromy hat erzählt — Sie kennen ihn doch, Komáromy von der Parzellierungsbank —, daß der Bruder seiner verstorbenen Frau, wie hieß er gleich? mit L irgendwie, voriges Jahr hat er einen Lehrstuhl in Budapest bekommen ... Leinwand, nein, Lehnwald! also, daß Frau Hegedüs und dieser Lehnwald eine Zeitlang während des Krieges ... na, und so weiter. Aber was wollte ich eigentlich sagen? ach ja. Also, darüber ist man sich doch einig, daß Frau Hegedüs immer eine sogenannte bessere Dame war, und jetzt haben wir hier den jungen Hegedüs; wie ich höre, hockt er reichlich viel bei der Frau Mama ... Aber ich bitte Sie, reden Sie doch nicht, die ganze Frau ist höchstens fünf- oder sechsunddreißig, warum zum Teufel sollte so ein junger Mensch immerfort zu seiner verwitweten Stiefmutter laufen, ist doch ganz klar: es bleibt in der Familie! Geschmackssache? aber ich bitte Sie, *de gustibus nil nisi bene*, oder heißt es nicht so?<sup>38</sup> ist doch ganz egal, Hauptsache, daß Sie verstehen, was ich meine. Es steht nun mal fest, daß dieser gutaussehende, gutsituierte, wenn nicht gar reiche junge Mann, der nirgends zu sehen ist, der nicht die Absicht hat zu heiraten, der noch nie ein Verhältnis mit einer bekannten Kokotte gehabt hat, der aber dabei gewiß noch nicht so weit sein kann, daß er sich um nichts zu kümmern braucht, also, daß der ... halt, da fällt mir was ein: sagen Sie mal, ist der nicht andersrum? ...

---

<sup>38</sup> *De gustibus non est disputandum* (Über Geschmack läßt sich nicht streiten) ist das eine Sprichwort, – *De mortuis nil/nihil nisi bene [dicendum (est)]* (Von Verstorbenen [(ist)] nur in guter Weise [(zu) sprechen]) ist das andere! ©

Das Gerede drang nicht weit: Paul lebte in einer sauberen, klaren Stille; Menschen und Dinge störten ihn nicht. Er ging oft zu Klara, und da sie ihn nie um etwas bat, versah er Hans mit Geld und mit allem, was er brauchte, und versuchte auf diese Weise, fein und unbemerkt, ihnen zu helfen. Manchmal hörte er sich Georg und Árpád Lantos an, deren geheimnisvolle Existenz inzwischen längst enthüllt und wieder vergessen war und die mittlerweile mit gutem Erfolg in Wien, Prag, Berlin und anderen großen deutschen Städten gastiert hatten. Oft unterhielt er sich ein Stündchen mit Frau Mantsits im Eßzimmer, hie und da besuchte er das Nachtlokal, wo die Brötchen-Vera tanzte, sprach mit ihr, und wenn sie gerade sehr in der Klemme war, half er ihr mit etwas Geld aus. Jene kleine Edith war schon längst aus seinem Leben verschwunden, aber das Prinzip "kleine Edith" bewährte sich: er hatte es mit bescheidenen, anspruchslosen Frauen zu tun, um die er nicht lange zu kämpfen brauchte, die keine Komplikationen verursachten: sie kamen eines Tages, und eines Tages gingen sie wieder, von selbst oder friedlich entlassen; Frauen, mit denen ihn nichts verband als die angenehmen, leichten Stunden einer oberflächlichen, anspruchslosen, also ungefährlichen Liebelei. Manchmal ging er in ein Theater, hörte sich ein gutes Konzert an oder las ein Buch. Er hatte eine ansehnliche Summe in der Bank angelegt, zog sich immer gut und elegant an, nahm an Körpergewicht etwas zu, und sein Haar begann sich hinten leicht zu lichten. Und wenn er des Abends zu früher oder später Stunde, von der Arbeit ermüdet oder von irgendeinem Vergnügen gesättigt, sich in seinem möblierten Zimmer zu Bett legte, dachte er manchmal daran, daß er nun bald achtundzwanzig werde, daß er es in kaum mehr als vier Jahren gar nicht weiter hätte bringen können, denn auch weiterhin stand ja ein klarer, vernünftiger, sicherer Weg vor ihm offen, der aufwärts führte, immer höher aufwärts ... Und ganz selten dachte er auch, das einzige Traurige oder wenigstens nicht ganz Schöne an der Sache sei, daß er in dem Menschengewimmel sich manches Mal doch sehr einsam und verlassen fühlte.

### **Ist in unserer Familie schon vorgekommen**

Anna Ács, Pauls Stenotypistin, telephonierte morgens um halb neun mit so feuchter Stimme, daß man ihre tränenden Augen und ihre rotgeschwollene Nase gleichsam vor sich sah. "Ich bin so schrecklich erkältet, Herr Prokurist, daß ich kaum aus den Augen sehen kann", sagte sie. "Ich lege mich jetzt sofort wieder ins Bett und nehme ein Aspirin ein. Ich hoffe aber, daß ich Ende der Woche wieder ins Büro kommen kann."

Paul war ungeduldig und ungerechterweise böse auf Anna Ács, die die kleineren und größeren Krisen ihres vierzigjährigen Lebens — erhöhte Gehaltsabzüge wegen der Pension, vergebens erhoffte Vergütung für Überstunden, das von der Hausschneiderin verpfuschte dunkelblaue Nachmittagskleid, das längere Ausbleiben eines älteren, aber dennoch nicht sehr zuverlässigen Herrn — zwar im allgemeinen in periodisch auftretenden "neuralgischen Kopfschmerzen" abzuleiten pflegte, diesmal aber wirklich eine Grippe hatte. Daran war durch Ärger nichts zu ändern. Paul wünschte Anna Ács also gute Besserung, warf einen Blick auf die auf dem Schreibtisch liegenden zwanzig Blätter voll Notizen, aus denen er noch bis heute mittag den Vorvertrag bezüglich der Fusion der beiden Wollindustrie-Gesellschaften diktieren wollte; dann ließ er sich dringend eine Telefonverbindung mit Direktor Szebeny geben.

"Ich stecke in der größten Klemme, lieber Szebeny. Die Ács hat sich krank gemeldet, und jetzt sitze ich da mit der Wollindustrie-Angelegenheit, Sie wissen doch, der Vorvertrag muß bis heute mittag fertig sein ..." Szebeny hatte allerdings von der Sache keine Ahnung, mit dem "Sie wissen doch" indessen gab Paul ihm die Möglichkeit, sich als Eingeweihten aufzuspielen, der selbstverständlich davon wisse und zu jeder Hilfe bereit sei. "Also, lieber Szebeny, ich brauche binnen fünf Minuten eine flotte Stenotypistin, ich möchte mich um diese Aushilfe an niemanden direkt wenden, weil das ja Ihr Ressort ist." Die letzten Worte betonte er.

"Der Woll-Vorvertrag?" sagte Direktor Szebeny, sofort anbeißend, "ja, ja, natürlich weiß ich davon, vielleicht gar schon länger als Sie. Aber Sie verlangen da Unmögliches, lieber Freund, es kann doch keiner seine Arbeitskräfte entbehren, doch diese Woll-Angelegenheit ist natürlich äußerst

wichtig ... also, ich werde sofort das Nötige tun." — "Hallo, Hegedüs! warten Sie doch einen Moment, was hängen Sie denn so rasch ab? bevor Sie ein Mädels zum Schreiben haben, können Sie die Sache ja sowieso nicht erledigen. Mir ist nämlich eben etwas eingefallen, eine Überraschung für Sie, ich muß dazu bemerken, daß ich sie schon seit Tagen für Sie bereithabe, gestern ist die Sache perfekt geworden, also ... nein, nein, verraten tu' ich's nicht. Sie werden schon sehen und staunen. Auf Wiedersehen. Die gewünschte Stenotypistin wird in zehn Minuten zur Stelle sein."

Paul legte den Hörer hin und blätterte mit der andern Hand schon in seinen Notizen. Hier ist ein Punkt noch nicht ganz klar, das hat Farkas gestern bloß so aus dem Stegreif gesagt, na, macht nichts, ich ahne schon, wie er sich das gedacht hat, und werde es schon richtig formulieren ... also die *Ungarische Wollweberei* nimmt die *Erste Wollweberei* in sich auf in der Weise ... wie ist das noch? in der Weise, daß die *Ungarische* ihr Aktienkapital mit 220.000 Aktien von vier Millionen fünfhunderttausend auf sieben Millionen achthunderttausend erhöht; von den 220.000 Aktien übernimmt 140.000 vinkuliert auf drei Jahre das Syndikat, die Aktien der *Ersten Wollweberei* hingegen ...

Es klopfte. "Herein!" sagte Paul, ohne aus den Blättern aufzusehen; ... die Aktien der Ersten Wollweberei tauschen wir drei zu eins gegen die achtzigtausend freien Aktien ein ...

"Guten Tag, Paul", sagte da eine hellklingende Stimme. "Ich bin die Überraschung."

Ein junges Mädchen stand in der Tür, in dunkelblauem Rock und dunkelblauer Bluse, in der Hand einen Bleistift und ein Stenogrammheft; ein unbekanntes junges Mädchen, das heißt ... nein, soll das ein Scherz sein oder ... nein, das ist mehr als ein Scherz ... das ist ganz sonderbar —

Mit verdutztem Gesicht und weitaufgerissenen Augen stand Paul auf. "Sie sind ... vielmehr du bist ..."

Das junge Mädchen fing an zu lachen. "Herrgott, guckst du mich aber dumm an, Paul! übrigens kein Wunder, wenn ich nämlich bloß aus Zufall zu dir 'reingekommen oder dir auf der Straße begegnet wäre, hätte ich dich auch nicht erkannt ... Herrje, wie hast du dich verändert! du hast überhaupt kein bißchen Ähnlichkeit mehr mit dir selbst, um so mehr aber gleichst du deinem Vater! du, du kriegst ja schon eine Glatze! halt doch mal den Kopf ein bißchen 'runter! ..."

Sie lachte, und jetzt lachte auch Paul; aber er verstand die ganze Situation so wenig, daß er vor Begriffsstutzigkeit nicht einmal eine Frage stellen konnte.

"Na", sagte Mariechen Czendrik, "jetzt hast du dich meiner Ansicht nach schon genug gewundert, jetzt frag mich bitte, wie ich eigentlich hierher komme in dein Büro in dem Augenblick, wo du auf eine Stenotypistin wartest."

"Allerdings, das könnte ich tatsächlich fragen ... zwar scheint mir ... nein, weißt du, ich kann mich gar nicht erholen —"

"Das sehe ich, du vergißt ja sogar, mir die Hand zu geben." Sie trat auf ihn zu, streckte ihm die Hand hin, und als sie sich mit Händedruck begrüßten, beugte sie sich plötzlich nahe an ihn heran, legte den einen Arm um ihn und küßte ihn ins Gesicht. "Du wirst mir das hoffentlich nicht übelnehmen, nicht? schließlich haben wir uns ja seit zwanzig oder wie viel Jahren nicht gesehen, und wenn wir uns nicht zufällig in deinem Büro wiedergetroffen hätten, wäre es doch bestimmt nicht ohne einen Begrüßungskuß abgegangen!" Sie zeigte auf den Stuhl, der dem Schreibtisch gegenüber stand. "Soll ich mich dorthin setzen?"

"Dorthin oder ... wohin du willst ... nein, sowas! Mariechen, weißt du ... ich bin ganz verblödet ... Wie kommst du denn eigentlich her?"

"Na, daß du nur endlich fragst. Ja, mein Lieber, ich bin seit gestern deine Kollegin. Gestern bin ich nämlich hier in der Bank eingetreten. Stenographie und Schreibmaschine. Nicht ganz perfekt, aber ich werde schon 'reinkommen. Eine begabte Anfängerin bin ich, habe gute Protektion, der Herr in der Personalabteilung hat mich kaum geprüft." Sie machte eine kleine Pause. "Hundertvierzig Pengö. Nicht eben viel, aber genau hundertvierzig mehr als nichts."

"Du bist angestellt ... hier bei uns in der Bank?"

"Na, glaub's schon, wenn ich's dir sage. Unten bin ich, in der Korrespondenz."

"Na und ..."

"Warte mal, Paul. Du fragst nämlich so ungeschickt. Du hättest hören müssen, wie mich der Direktor Szebeny oder wie er heißt ausgefragt hat, dabei wußte er auch ganz genau, wer ich bin. Also laß das Fragen, ich will dir lieber das Ganze erzählen. Daß mein Vater gestorben ist, nicht wahr, das weißt du."

"Ja, das weiß ich", sagte Paul in dumpfer Verwirrung.

"Der Arme. Gott gebe ihm wenigstens dort oben Ruhe. Gewiß weißt du auch, daß er unschuldig war; bloß seine Neider und Feinde wollten ihn zugrunde richten, er war nur in der an der n Affäre schuldig, aber weißt du, wenn er nicht wirklich in diesen Geldangelegenheiten rein dagestanden hätte, dann wären wir doch nicht ganz mittellos zurückgeblieben, als er starb. Und warum er trotzdem vor Gericht gesagt hat, er sei schuldig ..."

"Ja", sprach Paul dazwischen, ablenkend, "ich weiß ... bedauerlich."

"Also siehst du, Paul. Aber wenn du erst wüßtest, was es bedeutet hat, als wir aus Szeles vor den Rumänen flüchten und dann hier in Budapest im Waggon hausen mußten, draußen am Bahnhof jahrelang ... großer Gott, lassen wir das, ich kann überhaupt nicht daran denken ... Du, sag mal, ich hab' so was gehört, daß du lange in der Schweiz gewesen sein sollst mit einem Lungenleiden, ist das wahr?"

"Nicht mit einem Lungenleiden ..." sagte Paul, und sein linker Arm zuckte unwillkürlich zusammen, "aber mit was Ähnlichem. Knochentuberkulose hab' ich gehabt."

"Schrecklich!"

"Na ... so schrecklich war das nicht. Und, Gott sei Dank, bin ich vollkommen geheilt."

"Das sehe ich, gut siehst du aus ... Also, soll ich weiter erzählen? Sicher weißt du, was dann nachher war, mit den beiden Prozessen. Als mein armer Vater starb, standen wir da und wußten nicht, wo wir was zu essen hernehmen sollten. Klaus verdient gerade so viel, daß es für sein Fahrgeld und seine Zigaretten reicht. Du kannst dir nicht vorstellen, wie bescheiden der Junge ist. Auch als wir noch reich waren, hat er von Vater kaum ein bißchen Geld angenommen. Nun, aber er wohnt im Krankenhaus und hat wenigstens das Notwendigste zum Leben, ach ja, das hab' ich noch nicht gesagt, daß er inzwischen Assistenzarzt am Städtischen Krankenhaus geworden ist. Aber wir? Vaters ganzes Vermögen war vom Gericht beschlagnahmt, es ist auch gar nichts davon übrig geblieben, und sein Dienstvertrag wurde sofort für null und nichtig erklärt. Also was sollten wir nun anfangen? Mutti war doch immer schwach wie ein Strohalm, sie hat nie gewagt, etwas selbständig zu machen oder gar anzufangen, am liebsten hätte sie sogar jeden Tag noch mit Vater besprochen, was es mittags und

abends zu essen geben sollte ... aber wenn du sie damals gesehen hättest! Du kannst dir keinen Begriff davon machen."

"Tante Martha war immer eine vortreffliche Frau", murmelte Paul.

"Vortrefflich ist gar kein Ausdruck. Heldenhaft. Die Sache war nämlich so: Vater hatte Schulden, und das stellte sich im gleichen Augenblick heraus, als wir erfuhren, daß kein Vermögen mehr da war. Also Mutti hat sofort unsere sämtlichen Bilder und ihren ganzen Schmuck verkauft. Aber das reichte natürlich bloß, um die alten Angelegenheiten zu ordnen. Hingegen sechs Wochen nach Vaters Tod waren von unsern neun Zimmern sieben vermietet, mit voller Verpflegung. Mutti ist Pensionsinhaberin ... Nach dem Leben in Szeles und auch hier ... Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich ich war, als ich sah, daß sie geradezu auflebte bei ihrer Tätigkeit. Vom ersten Moment an, als ihr die Idee kam und sie mit der Ausführung begann, war sie ein anderer Mensch geworden. Einfach nicht mehr wiederzuerkennen. Wir hatten ein paar gute Freunde, die bei der Sache halfen. Die meisten von den alten Bekannten haben sich natürlich scheußlich benommen ... pfui, davon will ich lieber nicht reden. Also mit der Pension verdienten wir dann die Miete, und die Kost für uns fiel auch noch ab beim Kochen für die sieben Pensionäre. Ja, aber was sollte nun aus mir werden? Haustochter spielen? Mutti kann doch am besten alles allein besorgen. Also weiter in den Tag hineinleben wie früher? womöglich noch auf Gesellschaften und Bälle gehen? nicht wahr, das ging nicht. Im geheimen nahm ich mir da etwas vor, und weißt du, wenn ich mal etwas beschlossen habe, dann führe ich's auch aus. Mutti hatte keine Ahnung, daß ich Stenographie und Schreibmaschine lernte. Zehn Monate lang heimlich arbeiten, weißt du, das war aber doch keine Kleinigkeit. Als ich die Prüfung bestanden hatte, schrieb ich gleich einen Haufen Stellengesuche, zum Teil auf Zeitungsannoncen hin, aber auch so, aufs Geratewohl, an ein paar Firmen, die ich dem Namen nach von früher her kannte. Na, und da kommt eines Tages ein Brief. Was ist das für ein Brief? fragt Mutti, was hast du denn mit der *Ungarischen Tuchfabrik* zu schaffen? Also ich wollte nicht, daß sie sich Gott weiß welche Gedanken machte, und sagte zu ihr, sie möchte den Brief nur selbst öffnen. Es stand drin, ich solle mich vorstellen kommen. Noch am selben Vormittag ging ich hin, kam aber auch gleich wieder zurück ... Erst mal setzte eine Dame mich in einen vorzimmerartigen Raum, und als ich dort eine Stunde gesessen hatte und bei ihr anklopfte und fragte, ob sie



nicht so freundlich sein würde, mich beim Herrn Direktor anzumelden, schnauzte sie mich an, ich solle gefälligst warten, bis ich an die Reihe käme, der Herr Direktor habe zu tun, aber wenn ich so ungeduldig sei, brauche ich mich ja nicht zurückhalten zu lassen. Weißt du, da wurde mir gleich so ein bißchen weinerlich zumute, aber ich schluckte die Tränen 'runter, wartete weiter und sagte mir, du bist jetzt nicht Maria v. Czendrik, Gutsbesitzerstochter, du hast hübsch zu warten, bis du an die Reihe kommst. Ich bat die Dame sogar noch um Entschuldigung und wartete. Dann gelangte ich endlich doch zum Direktor 'rein. Ich kann dir sagen, eine widerlichere Fratze hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Er fragte, wo er Auskünfte über mich einholen könne, welche Sprachen ich beherrsche und wo ich bisher angestellt gewesen sei. Nein, so hat er gefragt: "Wo waren Sie bisher in Stellung, mein Kind?" wie man ein Dienstmädchen fragt, und in meine Papiere hat er überhaupt keinen Blick getan. Ich antwortete, ich könne gut Deutsch und Französisch, hätte aber gerade erst den Handelskursus absolviert und ... Da hat er mich gar nicht ausreden lassen, stand auf, kam ganz dicht an mich 'ran und sagte: "Ja, was wollen Sie dann eigentlich von mir, Kleine?" Und stell dir vor, dabei griff er mir ins Gesicht und kniff mich ins Kinn. Ich zog heftig meinen Kopf weg und schrie ihn an, er solle sich meine Papiere ansehen, ich sei Maria v. Czendrik, darauf antwortete er: "Na, Czendrik, Czendrik? darauf brauchen Sie sich nicht so viel einzubilden, Kleine ..." und wollte mir wieder ins Gesicht tatscheln. Also weiß du, ich habe keine Ahnung mehr, wie ich aus seinem Büro 'rauskam, aber daß ich die Tür mit einem großen Krach zugeschlagen habe, das weiß ich noch. Das war mein Bürodebit."

"Unerhört! So ein gemeiner Kerl!"

"Ach, reg dich doch nicht darüber auf. Der ist wahrscheinlich daran gewöhnt, den armen Anfängerinnen einfach im Gesicht 'rumzukrabbeln. Besonders solchen, die sich auf ihren Namen nichts einzubilden brauchen. Na, und dann schrieb ich weiter Gesuche, ging hierhin und dorthin; irgendwo bot man mir sechzig Pengö, dort hätte ich in der Registratur arbeiten sollen, aber ich sagte mir, nein, das mache ich denn doch nicht. Weißt du, ich war schon ein bißchen verbittert, nach einem halben Jahr noch nicht die geringste Aussicht! Also dann, ungefähr jetzt vor zwei Wochen, traf Mutti zufällig auf der Straße euren Generaldirektor. Vati hatte immer sehr anerkennend von ihm gesprochen, und anscheinend hat er Vater auch gern

gehabt, denn er hat sich sehr lieb seiner erinnert und Mutti angelegentlich danach gefragt, wie es uns gehe und was wir machen. Mutti hat ihm dann erzählt ... ich weiß gar nicht, was sie ihm alles erzählt hat dort auf der Straße, aber als sie nach Hause kam, fing sie auf einmal an zu weinen und sagte, also es gibt doch noch anständige Menschen auf der Welt: der Generaldirektor hatte ihr nämlich ganz von selbst, ohne daß sie ihn darum gebeten hatte, als er hörte, daß ich ins Büro gehen möchte und keine Stelle finden kann, angeboten, mich in der Bank unterzubringen. So bin ich also hergekommen. Was sagst du dazu, Herr Prokurist? Mir fiel natürlich sofort ein, daß du bei dieser Bank bist, aber es war trotzdem komisch, hier anzuklopfen an der Tür, an der dein Name steht, überhaupt, das Ganze ist ein bißchen komisch, daß du jetzt mein Vorgesetzter bist, das heißt, nicht gerade mein unmittelbarer Vorgesetzter, aber immerhin, daß du Prokurist bist bei der Firma, wo ich Tippmädel hin. Weißt du, wenn ich zurückdenke an die Zeit, als du zum letztenmal bei Großmama in Szeles warst ... wann war das eigentlich? 1908, nicht? du lieber Himmel, noch ein paar Monate, dann werden's gerade zwanzig Jahre ... was für ein merkwürdiger kleiner Junge warst du damals ... nicht wahr, du weißt das gar nicht mehr? ich kann mich auch bloß noch dunkel daran erinnern ... aber einmal, da war ich mit Klaus und Georg nach dem Meierhof gegangen, und da bist du aus dem Park ausgerückt, irgendwohin ins Dorf oder auf die Felder, warst verschwunden, und das ganze Haus hat dich gesucht, alle haben einen furchtbaren Schreck bekommen und konnten dich nicht finden ... weißt du das noch?"

"Im Obstgarten ..." sagte Paul mit seltsamer, versonnener Stimme.

"In den Obstgarten warst du gelaufen? kann sein, ich weiß das nicht mehr genau. Aber deine Mutter war ganz außer sich. Herrgott, was hat sich seither alles ereignet, bei uns und wahrscheinlich auch bei euch ... einmal, wenn wir Zeit haben, werde ich dir das alles erzählen ..."

Paul wandte sich ihr plötzlich zu. "Sag mal, Mariechen. Wart ihr sehr böse auf uns wegen ... wegen der Geschichte damals?"

"Wegen der Geschichte damals? Ach so. Wegen der zweiten Heirat deines Vaters meinst du wohl?"

Paul nickte.

"Ja, weißt du ... Vati war allerdings sehr böse auf Onkel Ludwig. Gehaßt hat er ihn, ich weiß gar nicht genau, warum. Ich glaube, Vati hätte gern gehabt, daß Onkel Ludwig Tante Mili geheiratet hätte ... aber sicher bin ich

dessen nicht, mir ist bloß so, als ob ich davon hätte reden hören. Aber wir ... Mutti und ich und Klaus, wir hatten doch keine Ursache, auf euch böse zu sein. Zumal auf euch Jungen."

"Na ..." sagte Paul bedächtig, "dann ist's ja gut. Ich dachte, ihr wäret böse."

"Nein. Bloß daß wir dann so ganz auseinander gekommen sind, als deine Mutter starb und auch Großmama ... und nachher ist bei uns alles so anders geworden ... weißt du, darüber müssen wir einmal sprechen, ja?"

"Ja, das wollen wir", antwortete Paul. Er schwieg eine Weile. "Na, weißt du, aber daran hätte ich wahrhaftig nicht gedacht, daß wir uns heute und hier begegnen würden, und unter solchen Umständen ..."

"Vor einiger Zeit hätte ich das auch nicht gedacht ... noch vor drei Wochen nicht. Aber hör mal. Der Herr Personalchef hat mich nicht hergeschickt, damit wir deine teure Zeit verquasseln. Er hat gesagt, wir müssen irgendeinen wichtigen und vertraulichen Vorvertrag schreiben, wohl um mir Lust zu machen, oder damit ich mich geehrt fühle. Tu' ich auch. Was heißt das, Vorvertrag? Aber du brauchst es mir nicht zu erklären, ich werd's ja sehen. Sonst quasseln wir nämlich wieder. Also, an die Arbeit, Herr Prokurist! Ich bin bereit, Herr Prokurist." Sie legte das Stenogrammheft auf den Rand des Tisches, öffnete es und hob den Bleistift.

Es war zum Lachen. Paul mußte an Mariechen Czendrik in Szeles denken, mit ihren blondwallenden Locken, ihrem großen roten Gummiball und ihrer damals neuartigen, ganz wie lebend aussehenden Puppe, mit ihrem Ponypferdchen und ... vielleicht ist das alles doch nicht so zum Lachen. Aber er lachte trotzdem.

"Na, schön", sagte er, "also los, Fräulein. Wie darf ich Sie eigentlich nennen?"

"Fräulein Czendrik ganz einfach." Sie schwieg einen Augenblick. "Das meine ich aber nicht im Ernst. Du kannst mich auch im Büro ruhig so nennen, wie du mich früher genannt hast: Mariechen oder Maria. Vorausgesetzt, daß du dich der Verwandtschaft mit mir nicht schämst."

"Du Dummchen."

"Schön. Fangen wir also an."

"Ja, fangen wir an, Fräulein Maria. Schreiben Sie bitte, oben in die Mitte: Pro memoria. Neue Zeile, einrücken: In Sache der geplanten Fusion zwischen der *Ungarischen Wollweberei A.-G.* und der *Ersten Wollweberei*

A.G. beschließen Unterzeichnete als Beauftragte der Hauptaktionäre genannter Gesellschaften folgendes, Doppelpunkt, neue Zeile. Erstens ... Hast du?"

"Jawohl. Erstens ..."

"Also erstens ..." Er schwieg Und dachte nach. "Du Mariechen", sagte er dann plötzlich, "ich glaube, ich werde dem Szebeny sagen, er soll dich mir als Sekretärin geben."

Drei Tage darauf nahm Ánna Acs ihren neuen Platz in der Personalabteilung ein, Maria v. Czendrik indessen räumte ihr Schreibzeug, ihr Trinkglas, ihr Handtuch und ihre schwarzen Ärmelschoner in die leergewordenen Schubladen des breiten amerikanischen Schreibmaschinentisches in dem neben Pauls Büro befindlichen schmalen Sekretärzimmer.

"Na, Herr Prokurist", sagte sie, "nun bin ich also hier eingezogen. Jedenfalls danke ich dir schön, daß ich einen so vornehmen Wirkungskreis bekommen habe, in der Industrieabteilung! Aber eins will ich dir sagen: wenn du anfängst, mich zu schikanieren und grob zu sein, weil vielleicht in der ersten Zeit nicht alles so flott bei mir klappt wie bei der Alten mit dem bösen Gesicht ..."

"Nun? was ist dann? läßt du dich dann versetzen?"

"Nein, das nicht. Sondern dann kommst du zu uns, und zu Hause, privat, verstehst du: pri-ivat ... kriegst du ein paar Ohrfeigen. Seit Szeles haben wir uns sowieso nicht gerauft ... oje, wie hast du mich damals manchmal an den Haaren gezerrt, weißt du noch?"

Es wäre Großtuerei, zu behaupten, daß es sich hier um einen Akt der Wohltätigkeit handelte. Maria Czendrik hatte einen ruhigen und sicheren Arbeitsplatz bekommen; und Paul war sehr froh, daß seine Kusine nun seine Sekretärin war, die zwar noch nicht so gut Bescheid wußte wie Anna Ács, aber alles viel schneller begriff; tatsächlich gingen ihr zwar die bürotechnischen Arbeiten noch nicht so flott von der Hand, dafür aber hatte Paul an ihr jemanden um sich, mit dem er in verwandtschaftlichem, sogar menschlichem Ton sprechen konnte, ohne daß die Vertraulichkeit und Liebenswürdigkeit Grund gegeben hätte zu Mißbrauch oder Mißdeutung irgendwelcher Art. Überdies arbeitete Maria sich in wenigen Wochen so gut ein, daß Paul höchstens einmal an einem ganz wilden Tag des Hochbetriebs

für eine Stunde das Fehlen von Anna Ács, der "alten, erprobten Arbeitskraft", zu spüren bekam. Solche Tage kamen aber zu dieser Zeit selten vor; immer häufiger hingegen ergab es sich so, daß Paul zwischen der Arbeit sich und seiner Kusine eine kleine Unterhaltungspause gönnte. Diese Gespräche waren natürlich ganz anders geartet als die früheren nichtamtlichen Unterhaltungen mit dem kleinen Bartha oder mit Fräulein Ács, und sie waren auch anders als etwa ein Geplauder mit Herrn Farkas. Und dies lag vielleicht nicht nur daran, daß zwei Verwandte selbstverständlich in anderem Ton und über andere Dinge miteinander reden können als zwei Fremde. Sie hatten sich vieles zu sagen; und Paul hatte niemals, so offen und frei er auch von sich selbst sprach oder von dem, was um ihn vorging, das Gefühl, sich nun jemandem auszuliefern; ebenso wenig hatte er beim Erzählen längst vergangener Dinge das Empfinden, als würden Erinnerungen in schädlicher oder peinlicher Weise in ihm aufgewühlt. Im Gegenteil. Er fühlte sich befreit, gleichsam erleichtert dadurch, daß er nunmehr nicht vergebens sich mit den unausrottbaren Erinnerungen herumquälte. Jedes Gespräch mit Maria hatte zur Folge, daß der Wunsch zu hören und zu erzählen stärker wurde: am nächsten Sonntagnachmittag machte Paul einen Besuch bei Czendriks und blieb auch über den Abend dort; das Wiedersehen mit Tante Martha nach zwanzig Jahren verlief nicht ohne reichliche Tränen und Rührseligkeiten, denn Tante Martha war von jeher eine empfindsame Seele gewesen. Als Paul sich um Mitternacht verabschiedete, stellte er fest, daß er sich seit langer Zeit nicht so wohl gefühlt hatte wie jetzt bei seiner Tante und seiner Kusine. Die Ursache dessen war nicht zuletzt der zwanglose verwandtschaftliche Ton, den sie sofort fanden — Tante Martha wie Maria verstanden es, jedes peinliche oder traurige Thema zu vermeiden, als wäre ihnen allen niemals ein Leid widerfahren —, aber in erster Linie rührte das Wohlbehagen vielleicht daher, daß Maria ... nein, das könnte man wohl doch nicht sagen, daß sie Mutter glich, aber immerhin ... auch abgesehen von ihrem lockigen blonden Haar waren noch viele charakteristische Familienzüge an ihr zu entdecken. Im Gesicht, in den Bewegungen, im Tonfall. Dieser Abend war also ganz anders verlaufen als mancher Sonntagabend, den er bei Klara verbracht hatte. Klaras nervöse Ungeduld, ihr ständiges leises, manchmal wortloses Klagen, Hänschens altkluges, übertrieben ernstes Benehmen, aus dem dann und wann geradezu erschreckend eine übertriebene, wilde Heiterkeit herausplatzte ... nein, die Abende bei Klara waren nicht

angenehm. Wenn man an den sechs Tagen der Woche und oft auch noch am siebenten Vormittag angestrengt arbeitet, sieht man in der kurzen freien Zeit lieber lächelnde, zumindest nicht griesgrämige oder gereizte Gesichter um sich. Auf dem Nachhauseweg von Czendriks dachte Paul, die Menschen seien doch jämmerliche und dumme Geschöpfe. In Vorurteilen, Ängsten und Voraussetzungen leben sie dahin, teilen sich und die Mitmenschen und ihre Beziehungen zu ihnen in bestimmte Schachteln ein, und damit ist dann Schluß: so wäre es zum Beispiel ihm gar nicht eingefallen, etwa nach Leuten wie Czendriks die Hand auszustrecken. Czendriks waren eben in die Schachtel gepackt worden, auf der geschrieben stand: "sind mit mir böse" oder: "leben ganz anders" — und nun stellt sich plötzlich heraus, daß sie weder "böse" sind, noch so "anders" leben. Allerdings hatte sich mancherlei begeben, bis dies sich herausstellte, aber die Hauptsache war ja, daß es sich so verhielt. Und über diese Entdeckung konnte man sich jetzt freuen. Wieso eigentlich? bisher hatte man sich auch gefreut, allmorgendlich ins Büro zu gehen und zu arbeiten; jetzt freute man sich darüber noch ein bißchen mehr, und wenn man zufällig schon morgens wußte, daß man am Abend frei war, weil weder Klara einen zu einem kleinen Klagestündchen eingeladen, noch Georg einen in die Frisco-Bar gebeten hatte, noch Kino oder Theater oder Farkas' auf dem Programm standen, dann sagte man zu Mariechen Czendrik: "Du, soll ich heute abend zu euch kommen?" und darauf antwortete sie gewöhnlich: "Aber gern, ich hab' dich bloß darum nicht gedrängt, weil ich dachte, du hättest abends immer was vor."

In Pauls Erinnerungen war Maria v. Czendrik manchmal aufgetaucht als ein kleines Mädchen, das abwechselnd lachte und weinte, oft jähzornig war, aber sich rasch wieder versöhnte, gern teilnahm an jeglichem Spiel der Jungen, aber manchmal auch verlangte, Paul solle sich neben sie setzen im Rondellzimmer auf den mit Filz bespannten Fußboden und mit ihr und ihren Puppen spielen. Das war vor zwanzig Jahren. Jetzt war Maria ein sehr ruhiges Mädchen, still und vielleicht sogar ein wenig kühl, aber jene Eigenschaften, die sie als Kind gehabt hatte, waren auch heute noch in ihr vorhanden, verschoben zwar und verändert im Laufe der Zeit, doch blitzten sie dann und wann bei einem Wort oder einer Bewegung auf. Es kam vor, daß Paul beim Diktieren ein wenig unfreundlich war, das "hast du?" am Schlusse eines Satzes etwas schärfer oder ungeduldiger fragte als sonst:

sofort wandte sich Maria, tief errötet, von ihm ab, und man sah ihr an, daß sie am liebsten gleich angefangen hätte zu weinen. Aber im nächsten Augenblick lächelte sie schon wieder und sagte: "Natürlich hab' ich's, du Affenkönig." Einmal kam der noch ziemlich junge Direktor einer Firma zu Paul ins Büro und redete Maria mit "Fräuleinchen" an. Sie wurde rot vor Wut. "Ich bin Fräulein v. Czendrik, Herr Direktor, oder meinetwegen einfach Fräulein, das hängt ganz von ihrer Lebensart ab, auf keinen Fall aber bin ich Fräuleinchen." Und damit ging sie aus dem Zimmer. Das war ein peinlicher Zwischenfall, und es kostete Paul eine lange Erklärung, dem Direktor begreiflich zu machen, daß ... einerlei, der Direktor verstand die Sache trotz aller Bemühungen nicht und machte nur deshalb "keinen großen Kasus" daraus, weil es sich "schließlich um eine Verwandte handelte und er außerdem keine Zeit hatte, sich mit derartigen Lappalien aufzuhalten". Maria indessen kehrte nach wenigen Minuten ins Zimmer zurück und bat den Direktor völlig unbefangen und herablassend um Feuer, worauf er ihr bereitwilligst sein brennendes Feuerzeug hinhielt und bei sich dachte, ob Kusine oder nicht, das Mädels sei viel zu hübsch und viel zu frech, als daß hier nicht doch irgendeine Fräuleinchen-Tändelei mit im Spiele sei. — Wenn es nötig war, arbeitete Maria, ohne zu mucken, auch bis Mitternacht mit Paul, aber wenn an einem seltenen Nachmittag die Tagespost bereits um sechs Uhr fertig und keine andere dringende Arbeit mehr zu erledigen war, erklärte sie Paul ganz einfach, er solle jetzt auch die Bank verlassen, und zwar sofort, mit ihr spazieren- oder ins Kino gehen, oder aber sich unten vor dem Tor von ihr verabschieden und sich nach Hause oder sonstwohin begeben; denn bloß noch hierzubleiben für den Fall, daß es Herrn Farkas, der das Büro nie spät genug verlassen könne, einfallen sollte, Paul um sieben oder acht zu sich 'reinzurufen, um eine Stunde lang mit ihm zu schmusen — nein, das sei wahrhaftigen Gotts nicht nötig. Im Anschluß an solche Vorhaltungen setzte Paul ihr dann manchmal auseinander, wie wichtig das "Schmusen"<sup>39</sup> mit dem allmächtigen Vorgesetzten sei; sie nahm seine Erläuterungen zur Kenntnis und ging allein nach Hause oder wartete auf ihn; manchmal aber gab sie zur Antwort, ihr sei es gleichgültig, Paul solle machen, was er wolle, aber sie werde es sich merken ... da nahm dann Paul "schön brav" seinen Mantel und Hut und ging mit ihr zusammen fort. Ins

---

<sup>39</sup> im Sinne von "Schmus" = Gerede (small talk)

Kino oder spazieren oder zu ihr nach Hause, oder manchmal verabschiedeten sie sich tatsächlich schon unten vor dem Tor.

Eines Tages meinte Maria, was Paul mache, sei eigentlich der größte Blödsinn: "Gut, gegen deine Wohnung will ich nichts einwenden, mag sein, daß dein Zimmer wirklich ganz hübsch und angenehm ist, obschon ich ja nicht gerade finden kann, daß es sehr passend für dich ist, in einem möblierten Zimmer zu wohnen, und deine Frau Mantsits oder wie sie heißt, ist mir außerdem ein bißchen verdächtig. Aber daß du ständig in Kneipen 'rumsitzt, mal hier zu Abend ißt, mal dort, das finde ich unerhört; ich glaube, nicht mal aus Zufall setzt du dich zweimal in dasselbe Restaurant, und regelmäßig in der Kantine zu Mittag zu essen, daran kannst du dich anscheinend auch nicht gewöhnen. Gefällt dir denn dieses Zigeunerleben? Ich will mich zwar nicht in deine Angelegenheiten einmischen, meinetwegen leb, wie es dir Spaß macht, und hol dir ein Magenleiden. Aber im stillen wundere ich mich schon lange, daß du so dusselig bist und nicht längst zu Mutti gesagt hast: Tante Martha, du kochst ja sowieso für acht oder zehn Personen, also eine Person mehr ..."

"Das denkst du doch nicht im Ernst — ?"

"Warum denn nicht?" sagte Maria, "natürlich denke ich es im Ernst. Wir werden uns ausrechnen, wieviel das Mittagessen für eine Person im Monat kostet, das bezahlst du dann Mutti ... bitte keine Widerrede, verstanden?"

Von Mitte Oktober an aß Paul bei Czendriks zu Mittag; Tante Martha wollte freilich nichts davon hören, daß er dafür bezahlte, aber Maria erklärte ihr energisch, Paul könne sich von ihnen nichts schenken lassen, und sie hätten für so etwas auch kein Geld. Dieser kurze Familiendisput spielte sich in Pauls Gegenwart ab; Paul lachte. "Ich wußte ja gar nicht, daß du so energisch bist ..."

"O ja, das bin ich", antwortete Maria, "du wirst dich noch davon überzeugen. Zum Beispiel möchte ich, daß du diesen auffallenden hellblauen Schlips nicht mehr trägst. Den kann ich nicht ausstehen."

"Ich mag ihn aber!" erwiderte Paul kampflustig, "und im übrigen rate ich dir, deine Energie nicht gerade an mir auszuprobieren, Fräulein v. Czendrik!"

"Rutsch mir den Buckel 'runter", sagte sie, "zieh dich meinetwegen an wie ein Pfingstochse, ich brauch dich ja nicht anzugucken."



"Auch eine Lösung", meinte Paul, und sie lachten. Aber ein paar Tage darauf hatte Paul den verflixten hellblauen Schlips so verlegt, daß er ihn nirgends finden konnte. "Du hast ihn weggezaubert!" sagte er zu Maria, als er ihr die Geschichte von dem verschwundenen Schlips erzählte.

"Stimmt", antwortete sie, "ich hab' ihn weggezaubert ..." — Dann wiederum geschah irgend etwas mit Pauls Bleistiften und Federn, die er gewöhnlich an der Stelle aufklaubte, wo er ihnen gerade begegnete, und dort liegenließ, wo er sie zufällig aus der Hand legte. Wochenlang suchte Maria die Bleistifte und Federn zusammen und legte sie in den Glasbehälter auf dem Schreibtisch; mehrmals täglich tat sie das, stumm, aber bemerkbar; so lange, bis Paul sich angewöhnte, selbst seine Sachen auf dem Schreibtisch in Ordnung zu halten. — Paul rauchte viel und nervös während der Arbeit, Maria öffnete häufig das Fenster in seinem Büro, um den dichten Rauch hinauszulassen. Sie schrieb korrekt und wörtlich, was Paul diktierte: aber manches Mal kam sie zu ihm hinein, das Stenogrammheft in der Hand, und fragte, ob es nicht besser sei, dies oder das nicht so, sondern so zu schreiben; Paul dachte darüber nach und erklärte ihr dann, nein, es sei besser in der ursprünglichen Fassung, oder aber er sagte, gut, sie habe recht. — Als Maria Anfang Dezember erkältet war und drei Tage nicht ins Büro kam, arbeitete Paul nervös und ungeduldig; er bat nicht um eine Aushilfe und verließ das Büro täglich schon um fünf Uhr nachmittags, um Maria zu besuchen.

Tante Martha hatte keinen geringen Widerstand in sich selbst zu überwinden, bevor sie sich zu einer Begegnung mit Klara entschloß. Tante Martha empfand natürlich auch jetzt noch ihres verstorbenen Schwagers zweite Frau als eine Fremde und ein wenig als einen Eindringling; aber mein Gott ... man lebte ja heutzutage in einer ganz andern Welt. Eines Mittags, als Paul und Maria zum Essen nach Hause gingen, trafen sie Klara auf der Straße. Klara errötete heftig, als Maria sie herzlich und liebenswürdig begrüßte und zu ihr sagte: "Du hast gewiß schon durch Paul von uns gehört, Tante Klara, nicht wahr?" Gewiß, gewiß hatte sie von ihnen gehört. Besonders in den letzten Monaten. Sie hatte sogar schon oft gedacht, es "schickte" sich eigentlich, daß sie sich persönlich kennenlernten ... Dies war der eindeutige Ausdruck freundschaftlichen Entgegenkommens, es war die Versöhnungshand, die sich dem bisher unbekanntem und vielleicht gar nicht einmal ganz feindlich gesinnten Gegner darbot: Maria sorgte nun taktvoll

dafür, daß keine der beiden Frauen "zuerst" die andere zu besuchen brauchte. Sie trafen sich eines Abends in einem Café; das Bekanntwerden ging mit Leichtigkeit vonstatten und hatte sofort einen Anstrich von Freundschaftschließen; die zwar weit auseinander gelegenen und dennoch irgendwie ähnlich gestalteten Schicksale strebten in herzlichen Worten aufeinander zu. Tante Martha bemerkte am folgenden Morgen, Klara sei ein liebes und gebildetes Wesen und man könne Schwager Ludwig "vollkommen verstehen"; Maria meinte, Klara müsse einmal "göttlich" schön gewesen sein, da sie ja noch immer eine sehr schöne Frau sei; und Klara sagte zu Paul, als sie das nächste Mal mit ihm zusammen war, Tante Martha sei eine "richtige Dame" und Mariechen "einfach ein entzückendes, goldiges Geschöpf". Von nun an besuchten sie einander. Klara trug zutraulich Tante Martha ihre Klagen vor; Tante Martha tröstete sie freundschaftlich und eiferte sie an, sich an ihrem eigenen Los ein Beispiel zu nehmen; Hans, der seine Mutter zu Czendriks begleitete, konnte sich nicht satt essen an dem guten Szeleser Kuchen. Beim Gegenbesuch kamen Maria und Paul ziemlich spät aus der Bank bei Klara an und verabschiedeten sich bald wieder, weil sie zusammen in die Oper gingen.

Czendriks besuchten dann auch Paul in seinem möblierten Zimmer; mit eigentümlichem Interesse und ein wenig Enttäuschung sah und hörte Maria sich Frau Mantsits an; in netter Weise unterhielt sie sich mit Marischka Mantsits, die ihre Herzlichkeit etwas schüchtern und verlegen, sogar etwas ablehnend aufnahm und auch bald aus dem Eßzimmer verschwand. Pauls Zimmer erntete nur mittelmäßigen Beifall, obwohl Frau Mantsits dafür gesorgt hatte, daß das Mädchen am Nachmittag noch einmal außer der Reihe Staub wischte. Tante Martha fand das Zimmer klein, und Maria fand es so ... nun, so möbliert; darüber war Frau Mantsits beleidigt und sagte, sie habe es leider Gottes nicht so weit bringen können, sich eine Pension einzurichten, sie müsse sich mit Zimmerherren begnügen, die jedoch recht zufrieden seien mit den so nach möbliert aussehenden Zimmern ... Gott sei Dank gebe es noch Herren, die nicht allzu anspruchsvoll seien.

"Weißt du", sagte Maria zu Paul, als sie später zusammen fortgingen, um Tante Martha nach Hause zu bringen und noch einen kleinen Spaziergang zu machen, "mir ist schon ein paarmal der Gedanke durch den Kopf gegangen, daß du eigentlich bei uns wohnen könntest. Es würde kaum mehr kosten als dein jetziges Zimmer. Allerdings haben wir augenblicklich

alles besetzt, aber dir zuliebe würden wir natürlich gern jemandem kündigen ... "

"Und dann würden wir Tag und Nacht zusammen sein ... ich meine, in nächster Nähe."

"Na, und wäre das ein so großes Unglück?"

"Unglück? Das Wort kann ich nicht leiden. Aber ihr würdet mich wohl bald über haben. Du weißt doch, wie unordentlich ich bin."

"Das stimmt allerdings. Und ich wundere mich sogar darüber. Manchmal, wenn ich zurückdenke an damals, als du noch ein kleiner Junge warst, habe ich dich immer als ein furchtbar ordentliches Kind in Erinnerung."

"Davon weiß ich nichts mehr ..." sagte Paul unsicher und abwehrend.

"Aber ... ich glaube, es wäre tatsächlich nicht gut, wenn du bei uns wohntest, aus gewissen Gründen ..."

"Aus welchen Gründen?" fragte Paul ein wenig verlegen. "Aus gewissen Gründen ... wohne ich schließlich in Frau Mantsits' Wohnung nicht anders, als wenn ich bei euch wohnte ..."

"Das ist richtig", sagte Maria mit Betonung. "Die Kleine dort ist nämlich gar nicht mehr so sehr klein ..."

"So? das ist mir überhaupt noch nicht aufgefallen, und was hat das übrigens damit zu tun, daß — "

"Und ..." fuhr Maria unbeirrt fort, "gewisse Dinge, die bei Zimmerherren im allgemeinen üblich sind, würden ihr bestimmt schon auffallen. Kurz, um deutlich zu reden: zum Glück scheint deine Wirtin es nicht zu dulden, daß ... du Damenbesuch in deinem Zimmer empfängst ... nun, aber nicht das ist der springende Punkt. Viel wichtiger ist die Frage, was die arme Frau Mantsits denn ohne dich anfangen soll."

"Sehr richtig. Und ich habe auch nicht vor, auszuziehen ... solange ich keinen ganz ernstesten Grund dazu habe."

"Zum Beispiel?"

"Zum Beispiel — ? Ich weiß kein Beispiel. Ich habe darüber noch nicht nachgedacht."

Georg und Lantos spielten im Dezember in Wien; eins der größten dortigen Lokale hatte sie für zwei Monate verpflichtet. Vor seiner Abreise kam Georg eines Abends auf einen Sprung zu Paul, um sich von ihm zu

verabschieden. "Im Februar sind wir wieder hier", sagte er, "aber was dann sein wird, weiß ich nicht, Lantos verhandelt mit einem Agenten, der uns nach England und Amerika bringen will. Ich halte das für eine Dummheit, dort wird doch in der Art, wie wir arbeiten, viel Besseres geboten. Ich habe kein Vertrauen zu der Sache, werde auch nicht darauf eingehen, überhaupt ..." Er brach ab. "Nein, ich geh nicht mit", fuhr er dann leise fort. "Neulich habe ich sie getroffen, sie wollte nicht stehenbleiben, wollte mir ausweichen, aber ich bin auf sie zugegangen. Sie hatte Angst, ich würde wieder davon mit ihr reden ... also ich sprach nicht davon. Bloß ... gesagt habe ich ihr, daß ... daß ich schon mehr als dreißigtausend Pengö auf die Seite gelegt habe."

Dem Jahresabschluß waren wüste Tage vorausgegangen; schwierige Verhandlungen mit Ausländern, Arbeit bis Mitternacht, ständige Aufregung und Nervosität, — dann wurde der Betrieb plötzlich stiller. Vor Weihnachten teilte Farkas Paul mit, daß die Bank ihn in den Aufsichtsrat der *Allgemeinen Maschinenindustrie A.G.* entsenden werde. Das bedeute Geld und einen ernsthaften Erfolg. Paul dankte für das ehrenvolle Vertrauen und fragte, ob er nicht von Weihnachten bis Neujahr auf Urlaub gehen könne; voraussichtlich werde er ja in diesen Tagen zu entbehren sein, und er fühle sich ziemlich abgespannt. Farkas wünschte ihm fröhliche Feiertage und bat ihn nur, auf alle Fälle bei seiner Sekretärin seine Adresse zu hinterlassen.

Mittags, zu Hause sagte Paul zu Maria, daß er Weihnachten verreisen werde, um sich ein bißchen auszuruhen.

"Ach, wirklich?" sagte Maria, "also wirst du Weihnachten nicht zu Hause sein? Warum hast du mir das nicht früher gesagt? Wann ist dir denn der Gedanke gekommen?"

"Heute", antwortete er, "als ich plötzlich fühlte, daß meine Nerven überanstrengt sind ..."

"Ja, dann mußt du natürlich wegfahren und dich erholen. Es tut mir bloß leid, daß du gerade Weihnachten nicht zu Hause sein wirst. Ich hatte mir gedacht, daß wir dieses erste Weihnachtsfest ... also, daß du den Heiligabend bei uns verbringen würdest."

"Oh, da hätte ich wohl vielleicht sogar ein Geschenk bekommen?"

"Vielleicht. Etwa solch einen hellblauen Schlips, über dessen Verlust du so untröstlich warst."

"Aber du hast den Schlips doch nicht ausstehen können!"

"Aber du mochtest ihn doch gern."

Tante Martha kam ins Zimmer; sie setzten sich zu Tisch. "Schrecklich", klagte sie, "der Doktor Hilbert verfolgt mich wieder damit, er brauche diese und jene Diät, ich weiß wirklich nicht mehr, was ich ihm kochen lassen soll ..."

"Paul verreist Weihnachten", rief Maria da.

"Ach? wohin denn?"

"Wir überlegen gerade, wohin er fahren könnte. Eine Woche ist eine sehr kurze Zeit, da lohnt es sich nicht, zum Beispiel nach Italien zu fahren, ein bißchen südlicher als Abbazia. Und dann ist es ja auch ganz unsicher, ob du in der einen Woche gerade gutes Wetter erwischst. Auf den Semmering könntest du gehen, das ist ziemlich nah. Aber du läufst ja nicht Ski und hast auch die Kälte nicht sehr gern."

"Das stimmt. Vielleicht in die Hohe Tatra?"

"Das ist doch auch eine kalte Gebirgsgegend ... allerdings, wenn du schönes Wetter hast ..."

"Ja, was käme denn sonst noch in Frage?"

"Ich werde drüber nachdenken", sagte Maria. "In eine Stadt fahren, das ist keine richtige Erholung, da läuft man bloß 'rum und bummelt abends ... also, davon rate ich ab. Wenn du dich indessen dennoch fürs Gebirge entschließen würdest, dann möchte ich zunächst mal wissen, ob du eine anständige Winterausrüstung besitzt, warme Sachen, Schuhe mit dicken Sohlen, wollene Strümpfe. Auch einen Sportanzug brauchst du dort unbedingt, selbst wenn du keinen Sport treibst ..."

Sie verzehrten still das Mittagessen; Paul war schweigsam und zerstreut; Tante Martha zog sich gleich nach Tisch in ihr Zimmer zurück, um sich hinzulegen; Maria und Paul blieben im Eßzimmer und rauchten; Maria saß auf der schmalen Chaiselongue, auf der sie auch des Nachts schlief; Paul stand am Fenster und starrte schweigend auf die Straße. Dann drehte er sich plötzlich um.

"Mariechen", sagte er verlegen lächelnd, "was würdest du dazu sagen, wenn ich dir den Vorschlag machte, mich zu heiraten?"

"Ich dachte mir schon lange, daß du eines Tages damit herausrücken würdest", antwortete sie, ohne zu überlegen, leise. "Und ich würde dazu sagen, daß ... wir doch Geschwisterkinder ersten Grades sind und ..."

"Das ist kein Hindernis", rief er rasch dazwischen; einen Augenblick lang dachte er nach: "So was ist in unserer Familie schon vorgekommen ...". Er brach ab und trat dann ein Stückchen vorwärts; blieb wieder stehen, steif; sein Gesicht war ein wenig blaß; leise und schnell sagte er: "Du, Mariechen ... sonst sagst du nichts dazu? sagst nicht, daß ... du mich heiraten möchtest? und sagst nicht, daß ... du weißt, daß ich dich sehr lieb habe? und ... sagst nicht, daß ... auch du mich lieb hast?" Maria lächelte ganz sanft.

"Ich dachte ... das brauchte ich dir nicht erst zu sagen", erwiderte sie leise.

Die Weihnachtsreise unterblieb natürlich; aus der einen Woche Urlaub indessen wurden sechs Wochen Urlaub und Hochzeitsreise: Paul und Maria heirateten am ersten Januar, an Pauls achtundzwanzigstem Geburtstag. Sie machten von der Hochzeit nicht viel Aufhebens, hatten keine Pläne, es gab außer den Formalitäten nichts zu bereinigen oder zu ordnen, weder untereinander noch mit anderen Leuten. Tante Martha weinte, als die beiden ihr noch an jenem Nachmittag mitteilten, daß sie sich verlobt hätten und sich baldigst trauen lassen wollten; sie gab ihnen ihren Segen und sagte, sie habe schon gehant, daß dies das Ende sein würde, und sie wäre noch nie in ihrem Leben so glücklich gewesen wie jetzt. Klara wurde zunächst feuerrot, als sie die Nachricht erfuhr, dann, als sie den so nahe bevorstehenden Termin für die Hochzeit hörte, erblaßte sie. Sie sagte, sie ihrerseits sei froh und glücklich und habe die Überzeugung, daß Paul keine bessere Frau hätte finden können, aber wenn Vater noch lebte, wäre er wahrscheinlich gegen diese Heirat, denn ihres Wissens seien doch auch Mariechens Eltern nahe verwandt und Pauls Mutter und Mariechens Vater Geschwister gewesen, und Vater habe immer gesagt, er sei kein Freund von Eheschließungen unter Blutsverwandten; allerdings habe er andererseits auch betont, daß man in Herzensangelegenheiten nicht dreinreden könne, die Hauptsache sei, daß die beiden miteinander glücklich würden; und sie fügte noch hinzu, es sei an dieser Sache etwas ganz Seltsames, fast sogar Unheimliches, zumindest aber Mystisches; denn wenn sie die beiden so nebeneinander betrachte, finde sie, daß Paul — wie sie dies auch schon früher bemerkt habe — sehr seinem Vater gleiche, und Mariechen habe ausgesprochene Ähnlichkeit mit Pauls verstorbener Mutter, in den Zügen und in der Haarfarbe ... Zum Schluß beglückwünschte sie die beiden noch einmal und bat sie um Nachsicht, wenn

sie auf der Hochzeit bloß in ihrem alten dunkelblauen Kostüm erscheinen würde, aber leider könne sie sich ja kein neues Kleid leisten. — Georg rief Paul gleich nach Erhalt der kurzen Mitteilung von der bevorstehenden Hochzeit telephonisch in der Bank an und gratulierte so beiden Verlobten zugleich; und schon am folgenden Tage wurde Georgs ebenfalls telephonisch bestelltes Hochzeitsgeschenk bei Czendriks abgeliefert, ein schönes und wertvolles altungarisches Porzellanservice. — Hans tat die etwas überraschende Äußerung, er freue sich sehr und gratuliere von Herzen, er habe nämlich schon gefürchtet, Paul würde eines Tages ein reiches Judenmädchen aus den Bankierkreisen heiraten; da es aber nun so gekommen sei, fühle er sich geradezu beruhigt. — Klaus v. Czendrik sagte nur fein und still, wenn Paul und Maria sich liebten, könne er gegen die Heirat nichts einzuwenden haben. — Auch in der Bank bedeutete das Ereignis keine sonderliche Überraschung. Direktor Szebeny fühlte sich gleichsam als Brautvater und gewissermaßen als Vermittler dieser Heirat; Farkas, der übrigens niemals den Gedanken gehabt hatte, Paul als Mann für seine Tochter zu angeln, gratulierte mit schönen Worten und aufrichtiger Freude, wünschte ein trautes Heim und glückliches Familienleben, gab jedoch der Hoffnung Ausdruck, die "Liebe" möge Pauls Zeit nicht allzusehr in Anspruch nehmen; und er fügte noch die Bitte hinzu, Paul solle doch, bevor er die Hochzeitsreise antrete, auf alle Fälle seine Adresse hinterlassen.

Am ersten Januar mittags fand die Trauung statt; nur die beiden Zeugen — Farkas und ein alter Freund von Czendriks — und die nächsten Verwandten waren zugegen auf dem Standesamt und in der kleinen Kirche. Paul und Maria reisten mit dem Nachmittagsschnellzug ab nach Italien; ein paar kurze Kartengrüße schickten sie aus Venedig, aus Rom und dann aus Sizilien, wo sie ihre ersten Wochen verbrachten. Diese ersten Wochen des Miteinander- und Füreinanderlebens, in denen sie von der Welt nichts wissen wollten. Sie hatten sich jetzt alles zu berichten aus den vergangenen zwanzig Jahren, waren nur von dem Wunsche beseelt, alles zu erzählen und alles zu erfahren. In diesem schönen und vielleicht schicksalhaften Beisammensein wollten sie sich ganz kennenlernen, so, daß kein Geheimnis übrigblieb und daß selbst ihre Träume nichts bargen, was dem andern fremd war. Denn nur so würde das Einssein sich erfüllen, dachten sie, und nur so würde all der wirre Lärm von zwanzig Jahren still werden.

Die Vermählungsanzeige erschien erst nach der Hochzeit in einigen Zeitungen. Als die beiden von der Reise zurückkamen und dank Marias raschem und energischem Disponieren zunächst ein Zimmer in Mama Marthas Pension bezogen, fanden sie im Eßzimmer in der großen silbernen Obstschale einen ansehnlichen Haufen Gratulationen vor. Vier davon zog Paul mit besonderem Interesse heraus. Die eine kam aus Zürich und war auf einen Briefbogen des Syndikatsvorstandes der *International Broadcasting* geschrieben: *S. Cocus gedenkt mit aufrichtiger Freude seines alten Freundes Paul Hegedüs und wünscht ihm in alter Anhänglichkeit viel Glück für seine Ehe.* Die zweite war ein Brief von Amme Eva: in zittrigen Buchstaben und rührseligen Worten flehte sie um des Himmels Segen für ihren geliebten Herrn Paulchen und Fräulein Maria, in der Hoffnung, daß es ihr in diesem Leben noch einmal vergönnt sein werde, ihnen die Hände zu küssen. Die dritte der Gratulationen war eine Visitenkarte: *Béla Szász sendet die herzlichsten Glückwünsche zur Vermählung.* Auch die vierte war eine Visitenkarte, und zwar mit dem Aufdruck: *Livia Bertalan, Turn- und Tanzpädagogin,* und darunter geschrieben standen nur die zwei Worte: *Meinen Glückwunsch.* Doch der Packen enthielt noch eine gedruckte Karte, die Paul an sich nahm; sie war kein Glückwunsch, sondern eine Vermählungsanzeige. Das offene Kuvert war an Paul nach dem Schweizer Sanatorium adressiert; von dort hatte man es ihm nachgesandt nach Budapest in die Andrásystraße, von dort zu Frau Mantsits und von dort schließlich in die Pension. Auf der Karte stand, daß Miß Rosabel Williams und Mr. Francis Stuart MacDonnel sich am ersten Januar in Boston vermählt hatten.

"Was sind das für Briefe, die du da herausgenommen hast?" fragte Maria, während sie die übrigen der Reihe nach durchsah.

Paul setzte sich neben sie auf die Chaiselongue. "Sieh mal her. Das hier hat Cocus geschickt, wer das ist, weißt du ja. Wir müssen ihm baldigst danken. Dies hier ist Amme Eva. Der werden wir schreiben, sie soll uns besuchen kommen; oder sollen wir lieber 'rausfahren zu ihr? Dies ist Béla Szász, von ihm habe ich dir auch erzählt. Diese Visitenkarte habe ich bloß versehentlich mit 'rausgezogen, die ist von der Schwester jener Magda v. Tólay. Und das hier ist Rosie, du weißt doch, die kleine Amerikanerin aus der Schweiz. Nicht sonderbar? Am selben Tage war auch ihre Hochzeit. Das scheint mir ... so was Telepathisches zu sein ..."



"Du", unterbrach ihn Maria, "komm mir nicht mit Telepathie im Zusammenhang mit solchen Rosies! Sonst werde ich gleich eifersüchtig!"

Paul ging ins Büro und erbat sich als Sekretärin Anna Ács zurück; Maria indessen begab sich auf die Wohnungssuche. Sie wären gern auf die Budaer Seite gezogen in eine Gegend, wo kürzlich mehrere hübsche Villen gebaut worden waren; dort hätte man zu erschwinglichem Preis eine schöne Villenwohnung mieten können; aber das war ein bißchen zu weit ab von der Stadt, und es wäre doch schade, die ohnehin recht knappe Zeit, die sie zusammensein konnten, noch durch Straßenbahn- oder Autobusfahrerei zu verkürzen. Es galt also, möglichst in der Nähe der Bank eine Wohnung zu finden, damit Paul zum Mittagessen nach Hause kommen könne. Dies war keine schwere Aufgabe: es begannen zu dieser Zeit die größeren Wohnungen in der inneren Stadt leer zu werden, und so gelang es, nicht weit von der Bank in einer sehr ruhigen Straße und in einem noch ziemlich neuen, doch massiv gebauten Hause von einer Achtzimmerwohnung vier schöne nach vorn gelegene Zimmer abtrennen zu lassen und beim Hauseigentümer durchzusetzen, daß er die Instandsetzung des Zubehörs auf eigene Kosten übernahm. Paul wollte die Wohnung mit alten Möbeln einrichten, aber Klara war energisch dagegen und erklärte, es sei lächerlich für ein junges Ehepaar, heutzutage in einer altmodischen Biedermeier- oder Barockeinrichtung zu hausen; und wenn sie es auch nicht durchsetzen konnte, daß Paul "den ganzen Rummel des Einkaufens und Einziehens ruhig ihr überließ", um sich dann "in das fertige Nest zu setzen", so erreichte sie doch wenigstens, daß er sich an einen jungen, modernen Innenarchitekten wandte. Sie hatte diesen eleganten jungen Mann zu sich in die Wohnung bestellt, und er ließ eine geschlagene Stunde auf sich warten; als er dann endlich erschien, wichtig und streng, mit einer riesigen Hornbrille, vielwinklig und vielflächig, fühlte Paul sofort, daß diese Verhandlung wohl kaum mit einem Auftrag seinerseits enden würde. Mißmutig setzte er dem Jüngling seine Wünsche auseinander; zunächst handle es sich um ein Schlafzimmer ..

"Schlafzimmer?" fragte der Möbelentwurfskünstler und runzelte streng die Stirn. "Ein Schlafzimmer ... also gut. Aber was für ein Schlafzimmer? ein Herren- oder Damenschlafzimmer?"

"Weder — noch", antwortete Paul. "Oder sagen wir, ein neutrales Schlafzimmer. Oder wenn Sie so wollen, ein Schlafzimmer für beiderlei Geschlecht. Mit zwei Betten und allem sonstigen für Mann und Frau ..."

Klara sprach ein wenig nervös, ein wenig verlegen dazwischen.

"Aber Paul... der Meister hat vollkommen recht. Ihr werdet euch doch kein gemeinsames Schlafzimmer einrichten!"

"O doch, das wollen wir", sagte Maria, "und wenn möglich, auch ein gemeinsames Eßzimmer, ein gemeinsames Herrenzimmer und unbedingt ein gemeinsames Kinderzimmer."

Da hatte der Meister schon die ganze Lust verloren. Vor allem liebte er es nicht, wenn man sich Scherze mit ihm erlaubte, denn er fürchtete immer, man nehme ihn nicht ernst. Mißbilligend blickte er in Pauls und Marias lachende Gesichter.

"Ein Schlafzimmer also ... all right. Zwar ist es in Berlin heutzutage ... sogar Gott sei Dank nach und nach auch schon in Budapest nicht mehr üblich ... aber wie Sie wünschen." Wieder runzelte er die Stirn; seine Hand hob sich mit einer zeichnenden Bewegung in die Luft. "Ein gemeinsames Schlafzimmer ... da machen wir eine doppeltbreite, ganz niedrige Schlafcouch ..."

"Nein", warf Paul dazwischen, "entschuldigen Sie, lieber Herr, da machen wir zwei regelrechte bürgerliche Betten. Zwei einfachbreite Betten, dicht nebeneinander gestellt ..."

Der Innenarchitekt zog ein saures Gesicht. "Gestatten Sie, Herr Prokurist, vielleicht würden Sie die Güte haben, mich komponieren zu lassen. Vielleicht würden Sie mir doch nicht Maß, Farbe, Form einfach vordiktieren ... ich muß sagen, ich fühle mich sofort wie gelähmt, wenn ich derartig voreingenommene Vorschriften bekomme! Auf Kommando kann man nicht entwerfen!"

Jedoch Geschäft ist Geschäft, und der Innenarchitekt, tief beleidigt zwar, schickte Paul am nächsten Tage die Zeichnungen ein. Die Wohnung, die er — ungelähmt — entworfen hatte, wäre ganz schön gewesen als Einrichtung eines modernen barartigen Lokals: die Farben, die er komponiert hatte, erinnerten stark an gemischtes Eis, wie es in ordinären Vorstadtkonditoreien serviert wird; der Entwurf für den Bücherschrank zeigte an einer Seite ein mit Spiegeln ausgelegtes, verschließbares Fach für Getränke, von innen zu beleuchten; sämtliche Möbelstücke waren

stufenförmig gebaut, kühn eingeteilt in viele Flächen; die Lampen sollten an den überraschendsten Stellen leuchten, und zwar durch flache, mit Metall kombinierte Glasscheiben hindurch; in unübertrefflichem Eifer hatte der Künstler auf jedes Möbelstück einen Kaktus oder einen hellgrünen Elefanten mit einem Schwanenhals hingezeichnet; und die Barstimmung hatte er zu dämpfen gedacht durch das Schlafzimmer, das blaßlila war, aber Betten von so befremdlicher Form aufwies, daß hier auch die dunkelste lila Trauerfarbe motivierend gewesen wäre. Beim Durchsehen der Pläne fühlte Paul, daß dies ganz genau diejenige Art von Wohnungseinrichtung sei, die man schon aus Herzensgrund Satthaben müsse, bevor man sich einigermaßen an sie gewöhnt habe. Er schickte dem Künstler die Zeichnungen mit Dank und Bedauern zurück; dann kaufte er mit Maria zusammen im Laufe von zwei oder drei Wochen die Möbel ein, die ihnen gefielen, ließ die einzelnen "altersschwachen" Biedermeierstücke und den "ähnlichen alten Kram" von einem kleinen Tischler in Ordnung bringen, und als sie Ende April in das ohne Klaras Hilfe fertig gewordene Nest einzogen, hatten sie beide das Gefühl, diese Wohnung sei der würdigste Rahmen für das ersehnte ruhige Leben, zu dessen erster Erfüllung sie nach manchen Unruhen, aber noch jung und voll Zuversicht gelangt waren.

Maria war in der Hoffnung, bereits im zweiten Monat; sie trug die Schwangerschaft leicht, klagte nicht, und wenn sie auch schwere Stunden hatte, so verheimlichte sie dies vor Paul. Was sie anfänglich beide mit Angst erfüllt hatte, war nun ein wahres Glück, der Umstand nämlich, daß Pauls Berufstätigkeit sie nach den ersten Wochen beständigen Zusammenseins jetzt für den größten Teil des Tages trennte. Maria wenigstens empfand dies als ein Glück. Wenn sie tagsüber unruhig, nervös oder matt war, wenn die Schwangerschaft sie mit den üblichen Beschwerden quälte, war Paul meist im Büro; und sie beherrschte sich mit bewundernswerter weiblicher Energie: Paul sah sie in dieser Zeit niemals anders als heiter, lächelnd und zuversichtlich. Dieser geradezu bis zur Unwahrscheinlichkeit vollkommene Zustand beunruhigte ihn manchmal ein wenig; er fürchtete, Marias große Rücksichtnahme auf ihn könne ihr schaden. Doch er rekonstruierte in seinem Gedächtnis die Zeit, da Klara schwanger gewesen war, und mit kühler, fast verletzender Objektivität suchte er nach den Ähnlichkeiten und Unterschieden. Klara hatte in den ersten Monaten ein sehr

vergnügungssüchtiges Leben geführt: Theaterbesuche, Ausgehen in Lokale, Abendgesellschaften hatten einander abgelöst. Maria suchte Stille und Zurückgezogenheit; nur sehr selten gingen sie abends aus oder empfingen Gäste; hingegen stand unwiderruflich auf ihrem Tagesprogramm ein größerer Spaziergang vor dem Abendessen. Die Gesundheit erforderte es so, nicht zuletzt die des kleinen Dritten, der erwartet wurde. Die ersten Monate also waren damals bei Klara ohne jede Störung verlaufen und gingen auch jetzt bei Maria glatt vorüber. Wie aber würden sich die weiteren Monate gestalten? Paul wurde es unbehaglich zumute, wenn er an Klaras ständige Gereiztheit und Quengeligkeit während der letzten drei Monate vor Hänschens Geburt zurückdachte. Er machte sich bereit zu beweisen, welch guter Ehemann er sei, bestrebt, seiner Frau jeden Wunsch von den Augen abzulesen und ihren Klagen ein geduldiges Ohr zu leihen. Maria aber hatte keine besonderen Wünsche, sie klagte auch nicht und war nicht einmal aus Scherz oder Zärtlichkeit quengelig: es war eine klare Gleichmäßigkeit in ihr, ihr ganzes Leben strahlte Glück aus, und hinter diesem Sonnenlicht war kein Schatten. Wirklich nicht? dachte Paul manchmal, und dann glaubte er es, daß wirklich kein Schatten da sei. So habe ich es mir immer gewünscht, dachte er zufrieden. Ich wollte keine Abenteuer, keine Erlebnisse, ich mache mir nichts aus großen Emotionen, ich bin ein Bürger, sogar ein Spießbürger, und wenn ich für irgend etwas aus meinem Leben die Verantwortung übernehme, dann tue ich das für den heutigen Zustand und nicht für die zahlreichen unerquicklichen Dinge, in die ich fast immer ohne mein Wollen, durch eine Absicht oder Versäumnis anderer, infolge von Zufällen oder sonstigen unfaßlichen Zusammenhängen hineingezogen worden bin. Nicht meine Schuld ist es, daß ich ein bißchen sonderbar erzogen wurde, und erst recht nicht, daß ich als ein etwas sonderbarer Mensch auf die Welt gekommen bin, nicht ich bin verantwortlich für den Krieg und für meine Tuberkulose und für Berlin ... an all das will ich gar nicht mehr denken. Jetzt bin ich glücklich, und das genügt mir; mich glücklich zu machen, ist nicht schwer. Ich habe eine Frau, und wir werden ein Kind haben, mein Beruf ernährt mich und meine Familie, deren Leben mir anvertraut ist. Die Erinnerungen schmerzen mich also nicht, weil ich ihnen nicht nachhänge, die Zukunft macht mir keine Sorgen, weil ich arbeite, und wenn ich die Augen genügend offen habe, um zu sehen, daß wir nicht gerade in der erdenklich schönsten Welt leben, so kann ich doch sagen: als einer, der für eine

individualistische Weltordnung geboren ist, habe ich es in dieser mehr oder weniger schlechten Welt immerhin so weit gebracht, daß ich mich in ihr wohl fühle. Ich lebe in einem Idyll und fange an, zu der Einsicht zu kommen, daß das ein recht ehrenwerter Zustand ist. Nicht im geringsten bin ich geneigt, die Dinge "von der andern Seite zu betrachten", das überlasse ich denen, die auch dann im Namen der Welt das Übel auf sich nehmen, wenn sie persönlich von nichts bedroht sind. Ich bin dankbar und sentimental empfänglich für alles, was mir wohltut; ich liebe alle, die mich lieben; ich glaube an eine Vernunft in allem, wie auch mein Vater daran geglaubt hat; und ich gestehe es mir offen selbst ein, daß ich Glück habe, und meinem Glück zolle ich den gebührenden Dank, auf daß es sich nicht von mir abwende; aber ich klammere mich auch daran und passe mich ihm an, um es mir nicht aus der Hand gleiten zu lassen. Ich bin gesund, weil ich älter geworden bin; die Hauptursache all der früheren Übel war ja nur meine unreife Jugend. Und ich bin mir auch darüber klar, daß ich alles ihr zu verdanken habe. Ich danke dir, Mariechen.

In dieser und in ähnlicher Weise dachte Paul, und er gab sich Mühe, seine Denkungsart auch auf das wirkliche Leben zu übertragen. Das war nicht schwer. Man setzt sich ins Büro und arbeitet, hart und gewissenhaft; man verhilft anderen zu Geld, während man selbst Geld verdient, und man schert sich nicht viel darum, wenn man manchmal andere um ihr Geld bringen muß: mit als zu recht bestehend anerkannten, bewährten Mitteln, im Kampf ums Dasein, so, wie es der Lauf der Welt ist. Man erwirbt sich Achtung für seine Arbeit, die Ansehen und Erfolge bringt, und man braucht sich nicht nach jenen umzuwenden, die auf dem Wege liegenbleiben. Nach getaner Arbeit geht man in sein schönes und bequemes Heim; man braucht keine Notiz davon zu nehmen, daß Tag für Tag mehr Menschen aus ihrem kleineren, weniger schönen und bequemen Heim gedrängt werden. Dann und wann geht man ins Theater, weil man Ablenkung sucht, sieht sich ein Lustspiel an und nimmt es sich nicht zu Herzen, daß man meistens über diese Komödien nicht einmal weinen kann. Man liest viele Fachbücher und Zeitungen und vergißt beinahe, daß einst das geschriebene Wort einem durch Tolstoi und Dostojewski zu etwas Hohem und Heiligem wurde. Häufig trifft man auf der Straße seine alten Bekannten, und dann sagt man zu

ihnen: Dank der Nachfrage, es geht mir gut, ich kann, Gott sei Dank, nicht klagen ... Nein, man kann wirklich nicht klagen.

Aus Georgs und Árpád Lantos' Tournee nach England und Amerika war nichts geworden. Als sie aus Wien zurückkamen, erklärte Lantos, die ganze Sache habe ein Leck bekommen. "Der erste Haken ist der", führte er aus, "daß wir vergebens Abend für Abend etwas Neues spielen: das Publikum hält es doch immer für dasselbe. Mit andern Worten: in dieser Form sind wir passé. Und der zweite Haken, mein lieber Georg, ist, daß wir nicht singen können. Sieh dir doch an, was der Pepi Brammer, der Schwindler, für einen Erfolg hat, die ganze Stadt ist verrückt nach ihm, dabei kann er nicht mal anständig Klavier spielen, aber mit Ach und Krach kriegt er hie und da einen Schlager fertig, und den singt er dann mit seiner albernen Nasalstimme, und am nächsten Tag hört man das Lied in der ganzen Stadt. Denn, weißt du, dem Publikum hier ist ja bloß das Leichteste vom Leichten leicht genug, hier bringst du vergebens Irving Berlin und Henderson, hier hast du à la longue kein Glück mit Gershwin, hier will man so was hören wie "Ich küsse Ihre Hand, Madame" — Resumée: ad eins: Man müßte mit etwas eigenem Neuen 'rauskommen, Musik im guten alten abgedroschenen Stil, und Text so dumm, daß die Leutchen ihn schon auswendig können, bevor sie ihn gehört haben; ad zwei: Wir brauchten noch jemanden, der aus unserm Duo ein Trio machte, und zwar dadurch, daß er singt, möglichst mit piepsender, guter Frauenstimme, denn daß der betreffende Dritte eine Frau sein müßte, und zwar eine hübsche und so maskenlose, daß sie auch sonst so gut wie nichts anhat, ist klar wie dicke Tinte. Oder etwa nicht?"

Das alles ließ sich unschwer erreichen. Im Februar verstummte das Duo; Lantos entdeckte in einem Nachtlokal dritter Güte ein sehr hübsches, sehr anfängerhaftes kleines Animiermädchel mit riesengroßen kohlschwarzen Augen und fast hellbraunem, aber nach der damals ganz neu aufgekommenen Mode strohgeltb gefärbtem Haar; ihre grazile frauenhafte Figur fiel unter den knabenhaft uniformierten Gestalten der übrigen Barmädchen angenehm auf, und ihre ausgesprochen interessante, etwas rauhe und eigenartig klingende Stimme wirkte ungewohnt und packend mit der Begleitung der zwei Klaviere. Das Mädchen hieß Emma Wein, und da dieser Name für eine Artistin reichlich bürgerlich klang, taufte Lantos sie um in Evelyne Wyne. Dann wurde das Programm gemacht; Lantos komponierte

zwei Couplets von gutem Rhythmus, idiotischem Text, terroristisch einschmeichelnder Melodie, ganz im Budapester Boulevardstil, und im März traten sie mit dieser neuen Nummer auf.

Georg rief Paul telephonisch an. "Ich möchte gerne, wenn ihr am ersten Abend hinkämet. Weißt du, das ist so ein Aberglaube bei mir, du hast mir nämlich auch bei meinem allerersten Auftreten Glück gebracht. Im übrigen haben wir die Sache, wie ich dir wohl schon sagte, ein bißchen aufgefrischt, wir kommen jetzt als Trio 'raus. Also, kann ich damit rechnen, daß ihr übermorgen da seid?"

"Aber selbstverständlich", antwortete Paul; und sie waren auch da. Maria ging freudig überallhin, wohin Paul sie mitnahm; und da sie seit einigen Tagen mit Sicherheit wußte, daß sie Mutter werden würde, war sie doppelt heiter und strahlend. Ihr Gesicht schimmerte noch braun von der italienischen Wintersonne, und in ihrem weißen Abendkleid war sie so schön, daß Paul sie den ganzen Abend geradezu kindisch verliebt ansah.

Für das Trio Wyne-Hegedüs-Lantos war schon seit Wochen mit schreienden Plakaten Reklame gemacht worden; das Lokal war also dementsprechend zum Ersticken voll; aber die Nummer fiel durch. Nicht eben skandalös, doch immerhin in dem Maße, daß sie nicht um ein Haar mehr Erfolg erntete als das Gibbson-Paar im Februar, die indessen wenigstens Neger gewesen waren; Lantos' Couplets jedoch gefielen und wurden in den nächsten Tagen bereits überall gesungen. Doch dieser kleine Teilerfolg genügte nicht. Die Alte Angela sagte, sie habe schon vor drei Jahren dem alten Gauner Landauer erklärt, Budapest könne solchen Quatsch nicht gebrauchen, und jetzt, ohne Masken, dafür aber mit diesem zaghaften kleinen blonden Weibsbild als Anhängsel hätte man ja Gift drauf nehmen können, daß daraus eine Blamage werden müsse, sie sei die dümmste Kuh in Budapest, weil sie sich dreitausend Pengö habe aus der Tasche ziehen lassen für solch einen Schmarren, aber jetzt sei Schluß, am Ersten könne das berühmte Trio sein Bündel schnüren, und in ihrem Lokal solle es sich nicht mehr blicken lassen.

So tat das Trio auch. Es ging nach Wien. Bis April hatte Emma-Evelyne Wyne sich schon ganz schön eingearbeitet; Árpád Lantos hatte zwei neue Couplets komponiert, diesmal im wienerischen Stil, die sehr gefielen und bald in ganz Wien gesungen wurden; nach Budapest gelangten sie als echte Wiener Schlager. Im Mai gastierte das Trio in London: Lantos hatte zwei

verdammt begabte englische Songs verfaßt, und ein in ganz Europa angesehener Theaterunternehmer, Starentdecker und Frauenfachmann erklärte, wenn Árpád Lantos eine Operette schriebe oder eine Revue, die mindestens zehn solche Schlager enthielte, und wenn die kleine Blonde Englisch lernte oder wenigstens den Text einpaukte, getrost mit ein bißchen fremdem Akzent, das schade nichts, im Gegenteil, dann würde er diese Operette unverzüglich herausbringen, mit Evelyne Wyne in der Hauptrolle.

So löste sich dann im Juli das Trio auf. Sie waren damals schon wieder in Budapest. Lantos nahm rührenden Abschied von Georg und teilte ihm mit, daß er sich nach drei Jahren ununterbrochener Arbeit reif fühle für eine kleine Erholung an der See, weit fahre er nicht, bloß hier nach Abbazia; dort wolle er sich einen Monat ausruhen, um sich dann mit frischen Kräften hinter die Operette zu setzen, "aber ich möchte dich bitten, die Sache ist vorläufig ganz diskret! ... nicht, daß mir etwa durch vorzeitiges Gerede jemand den Kram vermasselt! einen Librettisten habe ich schon ... Also leb wohl, Georg, diese schönen drei Jahre werde ich dir nie vergessen!" Dann reiste er ab mit Emma Wein, war aber nach zehn Tagen schon wieder zurück. Der Teufel möge es wissen, sagte er, entweder habe er genug von der Erholung, oder aber die Geschichte mit der Operette rege ihn dermaßen auf, daß er nicht länger habe wegbleiben können, denn zum Arbeiten sei er dort unten nicht gekommen, er habe auch dort kein Klavier gehabt, und nichts Gescheites sei ihm eingefallen ... "Also", meinte er, "mir scheint, ich kann ohne unser geliebtes, gemütliches Budapest nicht existieren, alter Freund. Na, und was hast du unterdessen gemacht?"

"Nichts", antwortete Georg, "sagen wir, ich hab' mich auch ausgeruht."

"Nun, und was hast du jetzt für Pläne?"

"Gar keine. Ich habe über die nächste Zukunft noch nicht nachgedacht."

"Willst du die Sache weitermachen?" fragte Lantos, und in seinem Ton war bereits etwas von Geringschätzung. Georg sah ihn an. "Ja, weißt du, Árpád, wenn ich inzwischen nicht zum König oder Millionär gemacht werde, bin ich wohl gezwungen, die Sache weiterzumachen." Lantos erschrak ein wenig. "Na, na", sagte er, "na, na, alter Freund, du bist doch nicht etwa beleidigt? ich habe wirklich im besten Glauben gedacht, daß du zum Beispiel ... du hast doch gesehen, wie gut sich meine Versuche mit der leichten Musik



bewährt haben. Man kann ja schließlich auch gute Couplets und gute Operetten schreiben ... und du bist doch auch nicht unbegabt ..."

"Gewiß nicht", unterbrach Georg ihn, "vielleicht werde ich auch was komponieren ... eine vierstimmige Doppelfuge .. das würde mir heute zwar nicht mehr leicht fallen ... vielleicht könnte ich's überhaupt nicht mehr zuwege bringen. Aber zu jener andern Art Musik habe ich kein bißchen Talent. Solches Zeug spielen, gut, das geht noch an. Da mache ich eben innerlich meine Augen zu und ... schließlich und endlich betreibe ich dieses Handwerk ja nun schon seit zehn Jahren. Aber sowas komponieren ..." Lantos stellte im stillen mit nicht geringer Genugtuung fest, daß aus seinem Freund und ehemaligen Partner offenbar bereits der Neid sprach. "Na, weißt du", sagte er leise, "so ganz zu verachten braucht man darum diese Art leichte Musik doch nicht. Auch dazu gehört Talent, ein ganz besonderes Talent. Nicht jeder kann solche Musik machen, dabei möchten's viele. Aber wenn man's gut macht, dann ist's schon so viel wert wie ein paar Fugen ..."

"Paulchen", sagte Maria, "nicht wahr, du wirst es nicht falsch auslegen. Denn ich werde keinen Augenblick fern von dir sein, in Gedanken bin ich immer bei dir, das weißt du doch. Aber wenn Mutti im Sommer nicht allein verreisen will, und sie muß doch dieses Jahr unbedingt wegfahren und sich erholen, dann muß ich mit ihr fahren. Wir werden ihr sagen, ich hätte diese drei Wochen in der Hohen Tatra sehr nötig und du könntest nicht mitkommen, weil du doch im Winter sechs Wochen Urlaub gehabt hast, aber du wärest eifersüchtig und liebest mich nicht allein reisen, sie müßte mich also begleiten. Gut?"

Paul willigte ein, aber gut fand er diese Lösung nicht, sondern sehr schlecht. Maria fuhr mit ihrer Mutter Ende Juli in die Tatra; Paul blieb unlustig und beunruhigt in der heißen Stadt, und selbst die tröstlichsten und aneiferndsten Monologe vermochten ihn nicht aufzurütteln. Zehnmal sagte er sich, es sei ja Marias Kindespflicht gewesen, und so weiter; und jeden Abend war er von neuem erbittert, weil Maria nicht da war. Ein dummer Kerl bin ich! es fehlt mir nichts, und in zehn Tagen wird sie schon wieder zu Hause sein ... was brauche ich also den Kopf so hängenzulassen?! man muß wirklich nicht übertreiben, weder braucht man sich als lustiger Strohvitwer zu amüsieren, noch mit einer Leichenbittermiene herumzulaufen, weil man drei Wochen ohne seine Frau fertigwerden muß! All dies bedeutete nichts

anderes, als daß er Maria liebte; still und ruhig, um ja kein in Leidenschaftlichkeit zerstörendes, großes Gefühl daraus werden zu lassen, war er gleichsam mit vorsichtiger Sicherheit in seine Frau verliebt und konnte ohne sie einfach nicht leben. So erkämpfte er sich denn fünf Tage Urlaub und reiste den Frauen nach. "Die Sache kam so", erzählte er Maria, die selbst nach dem Begrüßungskuß kaum glauben konnte, daß sie wieder mit Paul vereint war, "im September oder Oktober muß ich nämlich mit Farkas nach London und Paris fahren, und da kann ich dich wirklich nicht mitnehmen, Herzchen. Was lachst du denn? nein, auf mein Wort, ich habe davon nicht früher gewußt, erst jetzt vor drei Tagen ist dieser Plan entstanden ... Lach doch nicht so, na gut, ich will's dir also eingestehen, ich hab's ohne dich nicht mehr ausgehalten, deshalb bin ich jetzt hergekommen."

Die fünf Tage flogen dahin. Und der restliche Teil des Sommers verging still und gleichmäßig in Budapest. Nachmittags ging Paul nicht ins Büro, höchstens ein- oder zweimal in der Woche auf ein Stündchen, um mit Farkas zu "schmusen". Die freien Nachmittage verbrachten sie auf der Margareteninsel, oder sie fuhren in die nahen Berge; stets waren sie darauf bedacht, daß Maria sich nicht überanstrengte; und am glücklichsten fühlten sie sich, wenn sich auf diesen kleinen Ausflügen ihnen niemand anschloß. Abends hatten sie manchmal Mama Martha zu Gast, auch Klara, Georg, Hans oder Klaus. Ihre Wohnung war eine stille kleine Insel, auf der man immer seine Zuflucht fand, mochte man heiter oder traurig sein, mochte man prahlen oder klagen wollen.

Paul dachte oft über die Verwandten nach und sprach auch mit Maria über sie.

Einmal trafen Klara und Georg bei ihnen zusammen. Es war sonderbar, daß sie sich duzten — oder vielmehr das war sonderbar, daß Paul und Klara sich nicht duzten, anscheinend hatten sie auch gar nicht die Absicht, sich das Siezen abzugewöhnen —, und noch sonderbarer war, daß Klara und Georg kaum miteinander sprachen. Georg war während der drei Jahre erst jetzt vor kurzem zum zweitenmal bei Klara gewesen. Er hatte ihr erzählt, daß seine Beziehung zu Lantos aufgehört habe, aber daß das Ergebnis seiner dreijährigen Arbeit nicht schlecht sei. Im Gegenteil, sogar sehr gut. Obgleich er nicht übertrieben bescheiden gelebt habe, seien ihm mehr als

vierzigtausend Pengö übriggeblieben, die er in Dollars auf die Seite gelegt habe, etwa achttausend Dollar. Wenn sie jetzt heirateten, beziehungsweise zusammen nach Shanghai gingen ... Klara erwiderte darauf, er solle sich zum Teufel scheren und ihr nicht mehr unter die Augen kommen, das beste wäre, wenn er sich ins Irrenhaus einsperren ließe ... Ihre Stimme wurde von neuem aufgeregt, als sie Paul im Flüsterton diese "unerhörte Geschichte" erzählte, während Maria in der Küche war, um nach dem Abendessen zu sehen. "Darauf ... wissen Sie, was er mir darauf geantwortet hat? er denke nicht daran, sich einsperren zu lassen ... weder in ein Irrenhaus noch sonstwo ... er habe das nicht nötig ... aber daß ich nichts mehr besitze und nicht wüßte, wovon ich leben solle, das sei eine Tatsache, ich solle mir also die Sache überlegen ... Also, ist der Mensch nicht verrückt?! Sie können sich vorstellen, wie ich wieder geweint habe. Du irrst dich! habe ich ihn angeschrien. Ich habe noch zu leben, ich besitze noch meinen ganzen Schmuck! Ich kann Ihnen sagen, Paul, ich bin ganz verzweifelt ... ich ... habe solche Angst vor dem Menschen, daß ... ich manchmal nicht schlafen kann! Ich bin gar nicht imstande, alles wiederzugeben, was er mir gesagt hat. Er wolle mir sein ganzes Geld geben, hat er gesagt, wenn ich ... nein, ich kann das nicht erzählen! Tun Sie mir doch um Gottes willen den Gefallen und reden Sie einmal mit ihm, ich habe Sie doch schon so lange darum gebeten! Versuchen Sie, ihn zur Vernunft zu bringen, nicht einmal in meinem, sondern in seinem eigenen Interesse ... erklären Sie ihm, daß ich ihn hasse, ihn hasse wie den Tod, und wenn er noch einen kleinen Rest von Ehrgefühl besitzt, dann soll er aufhören, mich zu verfolgen ... er soll sich endlich darein finden, daß ich die Witwe seines Vaters bin und daß ich ... ihn nicht mehr sehen will .. aber auch wenn ich ihn nicht sehe, weiß ich ja, was mit ihm los ist ... mein Gott, er soll mich doch nicht zugrunde richten, ich habe doch einen erwachsenen achtzehnjährigen Sohn! einen Sohn, der schon das Abiturientenexamen gemacht hat!"

Hans hatte das Abiturium im Mai mit Auszeichnung bestanden; im Juni war er von einem Stipendium in Deutschland herumgereist und dann mit dem Plan nach Hause zurückgekehrt, die Technische Hochschule zu besuchen; sein ganzes Interesse gelte den Maschinen, er wolle Ingenieur werden, das sei überhaupt der Beruf der Zukunft, so äußerte er sich. Während seiner Gymnasiastenzzeit hatte er sich mit Leidenschaft der Pfadfinderei hingeeben und sich die Gunst zahlreicher hochgestellter Leute

erworben; schon lange war er Mitglied eines streng exklusiven Sportklubs, wo er es im Schwimmen zur Jugendmeisterschaft gebracht hatte; immer hatte er etwas zu tun, immer eilte er zu irgendwelchen Sitzungen oder Verabredungen, fortwährend fragten in der Wohnung Leute nach ihm, telephonisch oder persönlich. Häufig hielt er Paul politische Reden oder Vorträge über Weltanschauung. Paul amüsierte sich über die hitzigen, zu keinem Kompromiß geneigten Ansichten des Jungen und wurde nur dann ein wenig trübe gestimmt, wenn Hans' Reden allzu sehr den Worten glichen, die Kaspar Ehrhart vor Jahren in Berlin gesagt hatte. "Hör mal, Hans", fragte Paul einmal, "weißt du eigentlich, daß dein Großvater Jude war?"

"Das interessiert mich nicht!" antwortete Hans hart. "Mein Vater war katholisch, und das genügt mir, was die Form betrifft, vollkommen. Für das Wesen jedoch ist das Ausschlaggebende, daß ich Christ bin!"

"Nein", sagte Paul, "das ist nicht genug. Du bist nicht bloß Christ, denn das bin ich auch, sondern du spielst dich da groß als Antisemiten auf. Und das paßt sich nicht für den Enkel des als Jude geborenen Oberstabsarztes Josef Hegedüs."

"Meine Ahnen interessieren mich nicht!" rief Hans heftig aus. "Laß mich in Ruh' mit solchen Sachen! Wenn ich sage ..." er brach ab und machte eine verächtliche Handbewegung, "ach, wozu. Das kannst du ebensowenig verstehen, obwohl wir doch vom gleichen Vater stammen und deine Mutter eine nicht weniger echte Christin war als die meine, wie das, daß ich mich nicht als Antisemiten aufspiele!"

"Nun, dann ..."

"Nichts dann", unterbrach er ihn, "ich spiele mich nicht auf, sondern ich bin Antisemit, und keinerlei Familienpietät oder dergleichen kann mich daran hindern, klar und deutlich zu sehen, was mit den Juden los ist. Ich wiederhole: ich bin ich, der Sohn meines Vaters und meiner Mutter, und es gibt Ziele und Ideen, für die ich sogar meinen Vater verleugnen würde, ohne das für sündhaft zu halten, um wieviel eher also meine unbekanntes und zweifelhaften Ahnen."

"Du bist ein Kindskopf", sagte Paul unwillig, "undankbar bist du, und anscheinend hast du deinen Vater nicht gekannt ..."

"Das mag stimmen", antwortete Hans, "ich will nicht mit dir streiten, halte mich, wofür du willst, die Hauptsache ist, daß ich recht habe."

Nikolaus v. Czendriks Karriere am Krankenhaus war seinerzeit durch die Position seines Vaters nicht beschleunigt, jedoch später durch dessen Sturz auch nicht aufgehalten worden. Im übrigen gab es in dieser Laufbahn auch kaum Hindernisse zu überwinden: Klaus war nun im fünften Jahr als Assistenzarzt in einem städtischen Krankenhaus tätig; es war ohne Zweifel anzunehmen, daß er nach Ablauf der üblichen Zeit zum Oberarzt ernannt werden, und es war wahrscheinlich, daß damit das Avancieren abgeschlossen sein würde. Klaus gehörte zu den Menschen, die in der Stille dahinlebten; aufsehenerregende medizinische oder medizinisch-politische Erfolge knüpften sich nicht an seinen Namen, aber wer ihn näher kannte, hielt ihn für einen feingebildeten und geschickten Laringologen. Vor einigen Jahren hatte er zur größten Bestürzung der Familie ein Stipendium zurückgewiesen, das ihm die Gelegenheit geboten hätte, ein halbes Jahr in Amerika in einem Krankenhaus zu arbeiten. Sein Vater hatte dies als Lebensunfähigkeit bezeichnet, und es war dann sogar zu einem ersten Zerwürfnis gekommen, als Nikolaus ihm auseinandersetzte, daß er hingegen sehr gerne geneigt wäre, auf ein oder zwei Jahre nach Rußland zu gehen, auch dann, wenn ihm die Mittel dazu nicht unter dem Titel Studienreise zur Verfügung gestellt würden, für diesen Zweck würde er sogar von seinem Vater Geld annehmen. Da hatte Elemér seinen Sohn angeschnauzt, ihm kommunistische Gesinnung vorgeworfen, hatte gewütet und absolut nicht begriffen, wie es möglich sei, daß Klaus "aus rein theoretischen Gründen oder einzig und allein, um die Welt und das Leben kennenzulernen", sich für die soziale, geistige, wirtschaftliche und wissenschaftliche Struktur einer völlig neuen Weltordnung, für das, was Rußland von der Theorie praktisch verwirklicht hatte, mehr interessiere als für ein paar Monate Arbeit im ersten laringologischen Institut der Welt, an der Seite des ersten Laringologen der Gegenwart. Klaus hatte im Anschluß an diese Unterredung in der Familie als bolschewistisch angekränkelt gegolten; und wenn Elemér später auch davon ausgegangen war, daß ein Czendrik, um sein Vermögen zu retten, wohl Rumäne, und um sich ein Vermögen zu verschaffen, gar ein Betrüger werden könne, niemals aber Kommunist, so war Klaus auch weiterhin für ihn der verlorene Sohn und ein unzuverlässiges Element geblieben, wenigstens in dem Sinne, daß er es nicht verstand, wie die übrigen jungen Ärzte der Karriere nützliche Beziehungen anzuknüpfen, und zwar aus "purer Lebensunfähigkeit". Nach Elemérs Tod war in Klaus' Lebensweise die

verhältnismäßig geringste Veränderung eingetreten: er hatte vorher von zu Hause sozusagen keinen Zuschuß bekommen und war nun ganz auf sein kleines Gehalt angewiesen. Mit Paul und Maria stand er auf gutem Fuße, ohne sie sehr häufig zu besuchen; doch die wenigen Nachmittage, die er bei ihnen verbrachte, waren immer angenehm. Er war ein stiller und verschlossener Mensch, von seinen Privatangelegenheiten und überhaupt von seiner Person sprach er nie. Paul wunderte sich darüber manchmal: er hatte Klaus als einen eigenwilligen, gewalttätigen kleinen Jungen in Erinnerung, mit dem die Hegedüs'schen Kinder sich auf Schritt und Tritt prügeln und der, wie Vater seinerzeit feststellte, die "rabiante" Natur Onkel Elemérs geerbt hatte. Von all dem merkte man jetzt nichts mehr, und Klaus, der überhaupt kein Privatleben zu haben schien, wurde nur dann etwas lebhafter, wenn er vom Sozialismus sprechen konnte. Offenbar hatte er viel gelesen und wußte mit diesen Dingen Bescheid. Er verwahrte sich nicht sehr dagegen, wenn Maria ihn einen "Salonbolschewiken" schimpfte, und führte manches Mal aus, daß er persönlich zwar jeder parteikommunistischen oder auch nur sozialdemokratischen Bewegung fernstehe, sich jedoch mit gewissen Einschränkungen und kritischen Vorbehalten zur kommunistischen Idee bekenne. Paul legte es manchmal darauf an, eine Debatte mit seinem Schwager herbeizuführen, diese Versuche verliefen jedoch meist gleich nach den ersten Anfängen im Sande, weil Klaus entweder sofort auf das Theoretische zusteuerte, wobei man ihm nicht sachlich folgen und ihn nicht kontrollieren konnte, oder aber — ein wenig mit Hans' Geste: "Ich will nicht mit dir streiten" — den Disput von vornherein vereitelte, indem er erklärte, da Theorie und Praxis unüberbrückbar weit voneinander entfernt lägen, sei hier alles Reden müßig, man habe seine Überzeugungen, lebe jedoch heute eher in einer Zeit des zwangsmäßigen Schweigens als des heroischen Märtyrertums. Paul war davon überzeugt, daß hinter Klaus' reservierter Wortkargheit sich etwas vorbereite, das eines Tages zum Ausbruch kommen werde; im Herbst deckte die Polizei wieder einmal eine kommunistische Organisation auf, und Maria war ernstlich beleidigt, als Paul auf ihre gewohnte Frage, was es Interessantes in der Morgenzeitung gebe, antwortete, es sei wieder ein Bolschewikennest aufgestöbert worden, aber Klaus befinde sich noch nicht unter den Verhafteten. Maria war böse, und Paul entschuldigte sich auch wegen des Wörtchens "noch", das, er sehe es ein, ein taktloser Scherz war, sagte aber, er sei darauf gefaßt, daß es eines

Tages zu einer derartigen Überraschung kommen werde. Kleinere Überraschungen im Zusammenhang mit Klaus gab es übrigens schon; sie erfuhren zufällig dies und jenes über ihn; zum Beispiel, daß er Amme Eva gut kannte, beziehungsweise die alte Bekanntschaft von Szeles her wieder aufgefrischt hatte.

Das erzählte Amme Eva. Maria hatte ihr gegen Ende des Sommers geschrieben, sie solle sie doch einmal besuchen kommen, und daraufhin stellte Amme Eva sich am folgenden Sonntagnachmittag ein. Das erste, was sie sagte, war, wie sehr Paul seinem Vater gleiche, und — welch Wunder — Maria sehe genau so aus wie Pauls Mutter in jungen Jahren. Und dann ließ sie sich darüber aus, was der Herr Klaus für ein netter, braver Herr sei, der sich nicht schäme, sich zu den armen Leuten herabzulassen: "Gewiß erinnert sich Fräulein Maria, Verzeihung, meinem dummen alten Mund entschlüpft noch immer diese Anrede, dabei sieht doch ein Blinder, daß Fräulein Maria kein Fräulein mehr ist, so rundlich wird die gnädige Frau, daß man seine helle Freude hat, sie anzusehen! ... also die gnädige Frau erinnert sich gewiß auch noch, daß damals mit den Herrschaften zusammen auch meine Geschwister von Szeles geflüchtet sind, nicht wahr, Herr Paul weiß das auch noch? also die sind uns in Rákos besuchen gekommen, und einmal kam auch Herr Klaus mit. Ein furchtbar guter Mensch ist das! nämlich mein Sohn, der kleine Dani, wird jetzt bald achtzehn, er ist ungefähr im selben Alter wie Herrn Pauls kleiner Bruder ... also solange mein Mann, der Daniel, interniert war, wußte ich wirklich nicht, was ich mit dem Jungen anfangen sollte, ich hab' ihn in Rákos in einen Kaufmannsladen gegeben. Na, und als dann der arme Daniel nach Hause kam aus dem Gefängnis, da hat er seine Werkstatt wieder eröffnet und gleich gesagt, er nimmt den Jungen zu sich, er soll auch Klempner werden, aber der arme Bengel hat dazu kein Geschick gehabt, und es war ihm wohl auch zu schwer, und dann hat er ja früher den ... ja, also hat immer das Gebastel mit den elektrischen Sachen gesehen, dazu hat er mehr Lust gehabt und hat gesagt, er will Elektrotechniker werden. Aber nun hätte kein Mensch in Rákos den Sohn von Daniel Kizter in die Lehre genommen! wir waren schon ganz verbittert, und in der Werkstatt hat der Junge jeden Tag von seinem Vater Ohrfeigen bekommen, aber nein und nein, er blieb dabei, er will nicht Klempner werden. Da kam eines Tages Herr Klaus wieder zu uns, er war damals schon fertiger Arzt im Krankenhaus, aber

was erzähle ich das, das wissen die Herrschaften doch besser als ich. Wir haben ihm unser Leid geklagt, und er hat sich das geduldig angehört. Aber was hat Herr Klaus dann gemacht? kaum drei Tage waren vergangen, da bekamen wir einen Brief vom Herrn Krankenhausverwalter: auf die freundliche Empfehlung des Herrn Assistenzarztes Doktor Nikolaus v. Czendrik wolle er unsern Sohn in der Krankenhauswerkstatt zum Elektrotechniker ausbilden lassen! Lieber Gott, es gibt also wirklich noch gute Menschen auf der Welt ... Herr Klaus hat nicht vergessen, daß wir lange Jahre bei seinen Eltern und sogar schon bei seinen Großeltern gedient haben ..." Dies war natürlich ein guter Anlaß für Amme Eva, in Tränen auszubrechen und rührselig der Erinnerung an die alten Szeleser Tage nachzuhängen.

Maria forderte sie dann auf, alle vier Wochen zu kommen und im Hause ein bißchen zu helfen; Amme Eva bedankte sich, von neuem gerührt, und beteuerte mit feuchter Stimme, Herr Paul sei und bleibe ihr doch wie ein richtiger Sohn, weil er ihr nichts nachtrage von dem, was der arme Daniel auf dem Kerbholz habe ... und der liebe Gott sei doch groß in seiner Güte, daß er aus ihrem Paulchen und aus Fräulein Maria ein Paar habe werden lassen ... O Gott, o Gott, wenn das doch die armen Herrschaften noch erlebt hätten ...

Es hatte den Anschein, als würde alles so ruhig und gleichsam selbstverständlich weitergehen, wie es bisher gegangen war. Amme Evas hoffender Blick hatte sofort bemerkt, daß Maria ein Kind erwartete; die Nichteingeweihten sahen zwar sozusagen bis zum letzten Monat nur, daß die junge Frau "gut aussah", ein bißchen stärker geworden war und im Gesicht etwas vollere Züge bekommen hatte; wenn sie dann erfuhren, daß sie schon weit über den siebenten Monat hinaus war, staunten sie und wollten es kaum glauben. Auch Paul sah Maria manchmal verwundert an: noch immer fühlte sie sich weder müde noch schwer beweglich; täglich ging sie mit ihm im kühlen Herbst ihre anderthalb Stunden spazieren; jeden Morgen turnte sie; den Haushalt versah sie nach wie vor; Paul zählte die Tage und dachte einmal, vielleicht würde er eines Abends aus dem Büro nach Hause kommen, und das Kind sei plötzlich da. Es wird ein Mädchen sein, dachte er; Maria sagt zwar, ihr sei es gleichgültig, ob Mädchen oder Junge, sie würde das Kindchen liebhaben, aber Paul wußte, daß auch sie sich ein Töchterchen



wünschte. Es wird ein Mädchen sein, dachte er also, und Röschen soll es heißen ... Ein sonderbares, undeutliches Gefühl befiel ihn in diesem Augenblick. Röschen ... warum Röschen? warum war ihm dieser Name eingefallen, der weder in der Familie Czendrik noch in der Familie Hegedüs jemals vorgekommen war, — sonderbar. Wie war er auf diesen Namen verfallen ... Dornröschen, Rosa, Rosette, Rosie Williams, Röschen Hegedüs ... Und ein wirbelndes Traumgebilde ergreift ihn ... ja, dem muß man auf den Grund gehen, das hängt mit irgend etwas zusammen, das sich einmal begeben hat oder ... wovon er einmal geträumt hat? Und da, wie er angestrengt in seinem Gedächtnis sucht, weiß er mit einemmal, daß es ein Traum war, der ihm den Namen Röschen eingegeben hat, ein alter Traum ... aber über diese Feststellung kommt er nicht hinaus, vergebens quält er sich mit seinen Erinnerungen ab; den ganzen Vormittag ist er verstört, unruhig und ungeduldig; und als er mittags nach Hause kommt, sitzt Maria in ihrem hellgrünen Hauskleid im Herrenzimmer; da klärte ein einziger Blick auf diese bekannte Farbe die Zusammenhänge.

"Mariechen", sagte er, "wenn es ein Mädchen wird, dann nennen wir es Röschen."

"Röschen? Findest du den Namen hübsch?"

"Ja, mir gefällt er."

"Mir auch. Ich habe als Kind einmal eine Puppe gehabt, du erinnerst dich wohl nicht mehr an sie, es war meine Lieblingspuppe, und die hieß Röschen."

"Weißt du, Mariechen, das ist die merkwürdigste Geschichte auf der Welt. Ich erinnere mich nicht bloß an deine Puppe Röschen, sondern auch daran, daß ich einmal von ihr geträumt habe. Als wir das letztemal in Szeles waren, da habe ich ... auf der Heimreise im Zug etwas ganz Seltsames geträumt ... ist das nicht drollig, daß mir nach so vielen Jahren jetzt plötzlich dieser Traum einfällt?"

Aber als ihm in diesem Moment der Traum ganz deutlich vor Augen steht, als er die immer weiter nach hinten weichenden und verschwindenden Frauengestalten im grünen Licht wieder vor sich sieht, Mutter, Amme Eva, Klärchen, Mariechen und deren merkwürdige, wie lebendig aussehende Puppe Röschen, eben noch greifbare Körperlichkeit, dann eine schwindende Wolke, eben noch langen seine Finger nach ihnen, aber schon weichen die

Gestalten, indem sich eine in die andere verwandelt, — als er jetzt wieder jene tiefe, reine Traurigkeit fühlt: verstummt er plötzlich.

"Na?" fragt Maria, "wie war denn der Traum?"

Er schweigt ein Weilchen. "Von dir und von deiner Puppe Röschen träumte ich", sagt er dann unsicher, "aber ich weiß nicht mehr genau, was."

"Vorhin hast du doch noch gesagt, der Traum sei dir eingefallen. "

"Bloß, daß ich von euch geträumt habe, war mir eingefallen. Ich fühlte plötzlich irgendwie die Stimmung des Traumes wieder oder ... Aber den Traum selbst weiß ich nicht mehr."

Und dieser Gedanke, dieses Gefühl, diese Erinnerung, dieser alte Traum war das erste, was er Maria verheimlichte.

An einem Novembermorgen während der Postkonferenz klingelte das Telephon des Sitzungssaales; Direktor Szebeny nahm den Hörer ab und reichte ihn dann Paul mit den Worten, er würde von zu Hause, und zwar ausnahmsweise unbedingt an den Apparat gebeten. Paul sprang vom langen grünen Tisch auf, sprach zwei Worte, legte den Hörer hin und bat darum, sich in dringender Familienangelegenheit sofort entfernen zu dürfen. Der Generaldirektor nickte, Herr Farkas rief ihm noch nach, hoffentlich könne man recht bald zu der "dringenden Familienangelegenheit" gratulieren; die Herren am grünen Tisch lachten wohlwollend; Paul stürzte aus der Bank, und als er zu Hause ankam, erwartete ihn Maria schon fertig angezogen im Herrenzimmer mit ihrem gepackten Kofferchen, in dem sich Wäsche für einige Tage sowie Windeln und Wickeln befanden. Sie ging die Treppen ohne Stütze hinunter, nur als sie vor dem Haus die niedrige Taxe ein bißchen gebückt bestieg, stöhnte sie schwer; daß sie Schmerzen hatte, konnte man ihr erst ansehen, als Paul sie in das Sanatoriumszimmer geleitete.

Der Arzt schickte Paul aus der Klinik fort. Er sagte, es hätte keinen Sinn, daß er draußen warte, man stünde am Anfang der Dinge, es könnten noch vierundzwanzig Stunden vergehen, bis das Kind käme, vielleicht sogar noch mehr, und im übrigen schein alles in bester Ordnung zu sein. Maria bedeutete Paul nur mit verkniffenem Mund, zu gehen; er ging, aber ordnete an, daß er sofort angerufen werde, wenn es so weit sei oder man ihn sonst nötig habe. Er kehrte in die Bank zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch, — du lieber Gott, dachte er, gib, daß sie nicht allzuviel leiden muß, gib, daß alles gut geht, gib, daß nichts Schlimmes passiert, gib, daß wir glücklich

werden mit diesem Geschenk, gib, daß Röschen glücklich wird im Leben, daß ihr nichts zustößt, gib, daß wir gut zu ihr sind und sie zu uns, gib, daß sie unser Leben fortsetzt mit allem Guten, das vielleicht in uns vorhanden ist, aber ohne unsere Fehler ... — Und als er fühlte, dieses Warten hier sei unerträglich, und wie lange auch die Sache dauern möge, er müsse ins Sanatorium zurück, er würde dort auf dem Korridor oder in der Diele sitzen und vielleicht dann und wann zu Maria hineinsehen, so aber sei es nicht auszuhalten ... da klingelte sein Apparat: der Assistenzarzt rief ihn mit stürmischen Glückwünschen sofort ins Sanatorium, sich die glückliche Mutter und den neugeborenen Sohn anzusehen, die, Gott sei Dank, beide wohl und munter seien ... Paul schmiß den Hörer hin und hörte nicht mehr, wie der junge Arzt noch weitschweifig in den verstummen Apparat erzählte, daß die Geburt überraschend schnell und erstaunlich glatt und leicht verlaufen sei.

"Mein Sohn." Wie wichtig und ernst fühlt man sich, wenn man von seinem Sohne spricht. Man glaubt, von einem noch nie dagewesenen Wunder zu reden, wenn man erzählt, daß der kleine Kerl sechs Pfund und zweihundert Gramm gewogen hat, als er geboren wurde, daß er schon in den allerersten Tagen gar nicht so sehr häßlich war, daß sein Haar in knapp zwei Wochen erstaunlich blond geworden ist, obschon es doch zuerst kohlschwarz war, daß er trotz des jugendlichen Alters von drei Wochen unglaublich helle in die Welt guckt, daß er, man mag es glauben oder nicht, schon ganz richtig lachen kann, daß er wirklich schon aussieht, als wäre er mindestens sechs Wochen alt. Anfang und Ende von allen diesen Erzählungen ist: der kleine Lutz ist das süßeste Kerlchen der Welt, und wenn man früher vielleicht oft bloß auf Erden umhergeirrt ist, ohne recht zu wissen, was man mit sich selbst anfangen sollte, nun, jetzt weiß man, wofür man lebt.

Mein Sohn. Das bedeutet Verantwortung und Glücksgefühl, Spiel und zugleich den einzigen Ernst des Lebens. Eine drollige Grimasse, ein unartikulierter Laut, der nicht Weinen ist, also auch Lachen sein kann, ein bißchen Leibscherzen und krampfhaftes nächtliches Brüllen, das Baden und das Trockenlegen, ein mächtiges kleines Gähnen, ein Niesen, ein Lallen, eine schon ganz selbstbewußt scheinende Bewegung der Hand, des Kopfes oder der beobachtenden Augen ... wo gäbe es jenen größten Bankbetrieb und jene höchste Position, wo gäbe es Ansehen und Erfolg, die auch nur

annähernd so beglücken könnten wie die winzigste Regung dieses kleinen Wesens? Mein Sohn: mein besseres Leben, das mich hundertmal aussöhnt mit allen Schwierigkeiten und mir Trost ist in allen Sorgen. Mein Sohn, der gestern eine Woche, gestern einen Monat, gestern ein halbes Jahr alt geworden, mit dessen Geburt ein neues Schicksal seine Pilgerfahrt durch die Zeit angetreten hat ... vielleicht haben sich in dem Augenblick, da dieser neue kleine Mensch sein Leben im Lauf der Welt begonnen hat, Dinge um ihn herum von ihrem Platz bewegt, und vielleicht sind andere Schicksale, wohl bestimmungsgemäß, aus ihrer bisherigen Richtung gedrängt worden.

Maria war etwas voller geworden, und das Nähren strengte sie an; häufig war sie schlecht gelaunt und nervös, zerstreut und reizbar; und Paul bemerkte schon in den ersten Wochen, daß sie es nicht mochte, wenn die doch so sehr gewandte und tüchtige Kinderpflegerin den Säugling anrührte. Maria betreute den Kleinen selbst, in der ersten Zeit freilich viel ungeschickter als die Schwester; diese durfte bloß die Windeln waschen und auf der Straße den Kinderwagen schieben. Daraus ergaben sich natürlich sehr bald kleine Gefahren für die Ruhe des Hauses; die Schwester hielt Marias Benehmen für Mangel an Vertrauen. war beleidigt und erzählte von den zahlreichen "vornehmen" Familien, wo sie bisher die kleinen Kinder tadellos aufgezogen habe; noch nie sei sie in einem Hause gewesen — so klagte sie —, wo die Dame sie durch Eifersucht gekränkt habe. Paul verabscheute jeglichen Personalwechsel und hielt die Schwester für durchaus entsprechend, also versuchte er, ihr das Gefühl des Gekränktseins auszureden; dabei berief er sich darauf, daß doch jede junge Mutter ihre Launen habe und daß er selbst, obwohl er doch wahrlich dazu berechtigt sei, es seiner Frau nicht übelnehme, wenn sie sogar von ihm, ihrem eigenen Mann, dem Vater ihres Kindes, den Kleinen nicht anrühren lasse. Dies sagte er scherzhaft und besänftigend, aber als die Schwester ihm darauf zur Antwort gab, sie bewundere ja auch Herrn Hegedüs, daß er das "sonderbare" Benehmen der gnädigen Frau so ruhigen Blutes über sich ergehen lasse, die gnädige Frau eigne sich ja das Baby ganz für sich allein an, — da fielen Paul eine ganze Reihe kleiner Einzelheiten ein, über die er bisher nicht nachgedacht oder die er nicht hatte bemerken wollen. Da war zunächst eine eigentümliche Bewegung, die Maria sich angewöhnt hatte. Wenn Paul zum Beispiel aus dem Büro nach Hause gekommen war, sich die

Hände gewaschen und den Hausrock angezogen hatte und dann an den Wagen gehen wollte, in dem der kleine Lutz schlief, sprang Maria plötzlich vom Sofa auf, wo sie jetzt meist saß oder lag, und trat mit einer merkwürdigen, schützenden Bewegung zwar nicht gerade Paul in den Weg, tat aber immerhin so, als wollte sie es verhindern, daß er das Kind anrührte. Dann wieder war es das: Maria behauptete, das Baby habe es nicht gern, wenn man es auf den Arm nehme. Daß sie selbst es aus dem Wagen hob und auf dem Schoß hielt, war natürlich etwas anderes, aber die übrigen durften das nicht tun. Die übrigen: die Schwester, Mama Martha und sämtliche Fremden, gut, — aber als Maria mit ängstlichem Gesicht schützend die Hand unter das Kind hielt, wenn Paul es auf den Arm nahm, da begann er zu fühlen, daß sie auch ihn zu "den übrigen" zählte. Ein drittes Beispiel: Maria sagte, wenn man das Kind küsse, so sehe man dies seiner Gesichtshaut sofort an, und sie möchte den Kleinen nicht daran gewöhnen, daß er "dauernd betatscht" werde. Sie hielt es für "dumm", zu dem Kind zu sprechen, und besonders, ihm allerlei vorzulallen und vorzuflöten, damit mache man ihm nur Angst. Als der Kleine dann entwöhnt wurde, verwahrte sie sich energisch dagegen, daß irgend jemand außer ihr selbst ihn füttere. All das fiel Paul ein, als er im Laufe der Besänftigungsrede, die er der Schwester hielt, das Wort Eifersüchtelei aussprach. Die Schwester beruhigte sich oder fand sich ab, Paul aber fühlte plötzlich, daß hinter dem Scherz, mit dem er auf seine Person angespielt hatte ... ja, was ist das nur? fragte er sich, sollte sie tatsächlich von mir etwas befürchten für meinen eigenen Sohn, ihn vor mir hüten wollen? Das wäre denn doch allzu absurd, einfach blödsinnig wäre das! Da fällt man 'rein auf die Überempfindlichkeit oder die Verfolgungsmanie oder gar die ganz gewöhnlichen Schliche zwecks Gehaltserhöhung eines dienstbaren Geistes, lachhaft! nun, das Gehalt werde ich ihr nicht erhöhen, sie kann ja weggehen, wenn ihr etwas nicht paßt, ich werde sie sogar wegschicken, wenn sie mich noch weiter nervös macht! Schließlich ist doch jede Mutter ängstlich besorgt um ihr Kind, nein: das ist keine Eifersüchtelei, sondern der natürliche Mutterinstinkt; auch meine Mutter war besorgt um mich und hat mich verwöhnt, trotzdem ist ein vernünftiger Mensch aus mir geworden, und im geeigneten Augenblick werde ich die Erziehung meines Sohnes ebenso in die Hand nehmen, wie mein Vater es getan hat, und werde ebenso einen vernünftigen Menschen aus ihm machen, bloß einen um die Fortschritte und Lehren von drei Jahrzehnten

besseren und echteren Menschen, als ich es bin. Also weg mit den albernen Hirngespinnsten ... lachhaft! ich werde doch meinen Sohn seiner eigenen Mutter anvertrauen können!

Er ging ins Kinderzimmer; der kleine Lutz war wach; Paul beugte sich über ihn, wie er da mit weitgeöffneten blauen Augen in seinem Wagen lag.

"Paulchen", sagte Maria sofort, "schläft der Kleine nicht?"

"Nein", antwortete Paul, "er ist wach. Lutzi, du kleines dummes Kälbchen ... na, guck doch mal her, na, lach doch mal schön!"

"Paulchen", sagte Maria wieder, "er hat so zarte Haut, nicht wahr, du faßt ihm nicht ins Gesicht?"

"O doch", erwiderte Paul, "ich fasse ihm ins Gesicht, denn er hat es gern, wenn ich ihn ein bißchen in die Backen kneife ... Na, komm doch mal her, du kleiner Bursche, hopp!" und da war Lutz auch schon draußen aus dem Wagen und strampelte in seinem weißen Kleidchen auf Pauls Arm herum.

Hastig sprang Maria vom Sofa auf, trat zu Paul hin, hielt besorgt ihren schützenden Arm unter den Kleinen, und um ihren Mund war jetzt ein harter, strenger Zug.

In dieser Zeit gewahrte Paul auch noch anderes, nämlich, daß Maria ängstlich veranlagt war. Die Angst lebte undeutlich und gestaltlos in ihr; ihre Ängste hatten keinen bestimmten Gegenstand; sie zeigten sich auch nur hie und da in einem erschrockenen Zucken, in einem unruhigen Blick oder in einer verräterisch vorsichtigen Frage, — und eigentlich, sagte sich Paul, ist ja nichts begreiflicher als diese Ängstlichkeit. Es muß doch lange Zeit, vielleicht sogar für immer, die quälende Angst, die sich von peinvoller Unsicherheit bis zur todernsten Gewißheit erstreckte, in einem Menschen zurückbleiben, der einmal unter solchen Umständen aus seinem Heim hat flüchten müssen wie Maria, als sie ein heranwachsendes Mädchen war, kein Kind mehr mit der Ruhe der Unverantwortlichkeit oder eher der Machtlosigkeit, aber auch noch nicht erwachsen, also noch nicht fähig zur Notwehr und zu Entschlüssen. Doch auch abgesehen davon, ist es ganz natürlich, daß eine Mutter ängstlich ist, stets das Gefühl hat, noch immer mit ihrem Kind eng körperlich verbunden zu sein, so daß sie meint, wenn ihr selbst etwas zustoße, so müsse dies auch das Kind berühren, ihr geliebtes Kind, dem noch viel leichter von außen her ein Leid widerfahren kann, trotz aller besten

Absichten und Bemühungen, da sie es ja, seit sie es nicht mehr unter dem Herzen trägt, gar nicht so gut behüten kann, wie sie es gern tun möchte. Die Ängstlichkeit ist also begreiflich und entschuldbar, — nur muß man sie Maria dennoch liebevoll und schonend abgewöhnen, denn diese Ängstlichkeit ist im Grunde genommen doch eine Art von Mißtrauen. Offenbar fehlt ihr das Gefühl, oder es ist zumindest nur lückenhaft in ihr vorhanden, daß sie jemanden hat, der sie schützt, wenn sie Schutz braucht. Auch das ist erklärlich. Wer hat sie denn gegen das Mißgeschick in Szeles geschützt? wer hat sie geschützt, als sie jahrelang unter den Flüchtlingen im Waggon hausen mußte? wer hat sie behütet vor dem Taumel des plötzlich wiedererrungenen Wohllebens und den Greueln des ebenso raschen Untersinkens in Armut? Ja ... aber müßte sie nicht trotzdem jetzt fühlen, dachte Paul, daß ich ihr zur Seite stehe und sie vor allem bewahren kann, was ihr Furcht einflößt? ... Und dann erinnerte er sich dunkel an seine eigenen Ängste der Kindheit, an die gelben Lichtschlangen, die durch die heruntergelassenen Jalousien ins Zimmer krochen, an die dann weiß aufleuchtenden, nicht zu erkennenden Möbelstücke, an den gruseligen Spiegel und an jene unerträglichen kleinen knisternden und krachenden Laute, die oft aus den unerdenklichsten Ecken wie Donnerschläge in seinen Kinderhalbschlaf hineinplatzten .. . Mein Gott, Angst haben. Das ist ja etwas Unbeabsichtigtes, und man kann sich dagegen nur sehr schwer wehren: die Angst ist ein Nervenzustand. Ich habe vor der Dunkelheit Angst gehabt, dachte Paul, aber wenn es hell wurde oder wenn Mutter oder Amme Eva neben mir stand, war alles wieder gut. Und jetzt .. . fühlt sie nicht, daß ich neben ihr stehe und ihre Hand halte? bin ich für sie nicht die Helligkeit? Aber ... da ist ja auch noch ihr Mißtrauen. Warum fragt sie immer noch ein zweites Mal dasselbe, wenn ich ihr schon einmal ja oder nein gesagt habe? warum ist in ihrer Stimme, wenn sie etwas fragt oder begutachtet, immer dieses eigentümliche, argwöhnische oder eher ungläubige kleine Nebengeräusch, das in jeder Frage noch eine kleine Nebenfrage mitklingen läßt: "Wirklich? ... ist es tatsächlich so, wie du sagst?" Dieser eigentümliche kleine Ton ... ja, der macht einen unsicher; bin ich wirklich aufrichtig? denkt Paul manchmal, oder bin ich nicht aufrichtig? oder erwartet sie eine andere Aufrichtigkeit von mir? Und ... ist dieses Mißtrauen auch ein Nervenzustand?

Einesteils tat Maria ihm leid, andernteils ärgerte er sich über sie, zum erstenmal, seit sie sich kannten.

Dann dachte er wieder und wieder über diese Dinge nach, und das Ende davon war, daß er sich bitter schämte. Da lebt einer mehr als fünfundzwanzig Jahre lang einfach in den Tag hinein, geht irre und macht Fehler, ist nicht imstande, irgend etwas richtig anzupacken, ist unzufrieden mit sich selbst und schiebt die ganze Verantwortung auf die Welt ab, die er selbstverständlich unvollkommen und erbärmlich findet, — dann bekommt er eines Tages ein unerwartetes Geschenk vom Leben, das größte Geschenk, das es überhaupt gibt: den richtigen Gefährten; ein Geschenk, das er vielleicht gar nicht verdient hat, und da fängt er nach einer Zeit, noch dazu nach sehr kurzer Zeit, an zu suchen, wo denn in diesem Geschenk der Fehler stecke. Hätte es tausend Fehler und nur eine einzige gute Eigenschaft, nämlich die, daß es da ist, auch das wäre schon genug; auch dann wäre Maria viel mehr, als er verdient hat. Und während er darüber nachsann, tauchte hinter seiner reumütigen Beschämung aus der Tiefe seines Innern plötzlich das bange Gefühl auf, es geschehe auch jetzt wieder das Gleiche wie bisher immer: in ihm selbst sei nicht alles in Ordnung, und trotzdem suche er das Übel und vor allem den Sündenbock in seiner Umgebung ... denn er ist nicht aufrichtig genug, um wirklich den Fehler in sich selbst erkennen zu wollen, nicht klug genug, um ihn wirklich in sich selbst sehen zu können, — oder er ist einfach zu feige, um die richtige Einsicht zu wagen. Und da dachte er noch, ob Maria, wenn sie das alles wüßte, ihn wohl bedauern oder auf ihn böse sein würde.

Die Revue, an der Árpád Lantos vor einem Jahr zu arbeiten begonnen hatte, wurde als erstes Stück der neuen Saison im Operetten-Theater gespielt und erntete allgemeinen Erfolg: sie rettete das Theater vorübergehend aus großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, verschaffte Lantos den Ruf eines der besten Operettenkomponisten und hob Evelyne Wyne über sämtliche gefeierten Soubretten. Lantos' Musik war tatsächlich mehr wert als die üblichen Operettenmelodien: in der Partitur fehlte nichts von den unentbehrlichen Traditionen des klassischen Operettenorchesters, aber es war in ihr alles vorhanden, was die Jazzband der modernen leichten Musik geschenkt hatte; daher rissen diese Tondichtungen, die melodios, voller Einfälle und brillant instrumentiert waren, das Publikum im gleichen Maße mit wie die reizend ordinäre, spaßig sentimentale, unerhört schwarzäugige und strohblonde Evelyne Wyne, die sofort der Liebling des



Publikums wurde. Árpád Lantos und Evelyne Wyne spielten von der Premiere an ständig eine Rolle in den verschiedensten Rubriken der "Theaterwelt", die mit schätzenswertem Geschäftssinn dafür sorgte, daß durch romantische Selbstbekenntnisse, amüsante Anekdoten, heitere kleine Klatschgeschichten und intime Photographien der Kontakt zwischen den Helden des Tages und dem großen Publikum geschaffen wurde; und dieser Kontakt war ja nötig, um den Erfolg dauerhaft zu machen und die Volkstümlichkeit zu sichern und zu verbreiten. Der Erfolg wurde durch allabendlich ausverkauftes Haus sanktioniert, das Theaterblatt schlug die große Pauke, *Die Lilie der Riviera* wurde in Wien, Berlin, London und noch zahlreichen anderen Großstädten aufgeführt, Evelyne Wyne bekam eine hübsche neue Wohnung und einen ihre Gage weit überschreitenden Zuschuß von Baron Strauß, Árpád Lantos zog aus seiner Zweizimmerwohnung mit Halbkomfort in das Künstlerhotel, da er ja ohnedies nicht mehr lange in Budapest weilen würde; und nach der hundertsten Aufführung seiner Operette ging er zu einem ihm von früher her bekannten, zuverlässigen Bankier und fragte ihn, was er mit den kleinen Geldern, die der Spaß für ihn abgeworfen habe, machen solle, ob es besser sei, dafür Dollarpfandbriefe zu kaufen oder sich in der Richtung Immobilien zu orientieren.

Zur selben Zeit teilte Herr Barna, der Inhaber der Roxy-Bar, Georg mit, wenn er sich nicht sofort mit einem ordentlichen Jazztrommler, der auch singen könne, zusammentue, dann bedaure er, ihm den Kontrakt nicht verlängern zu können, denn das Publikum wisse mit dem trockenen Klavierspiel nichts mehr anzufangen, verstanden, Mister Hegedüs?

Mama Tóth, Klaras alter Mutter, ging es nicht zum besten. Als sich nach Vaters Tode die Veränderung der Vermögenslage herausstellte, hatte Klara der alten Frau nach Baja geschrieben, sie bekäme jetzt bloß noch eine Gnadenpension in Höhe von drei Millionen Kronen monatlich, ihr Los habe eine schlimme Wendung genommen und sie könne ihre Mutter nicht mehr unterstützen. Mama Tóth antwortete sofort. *Mach dir meinetwegen keine Sorgen, mein geliebtes schönes Kind, schrieb sie, denk du nur zuerst an dich und an mein geliebtes Enkelkind. Ich habe das viele Geld, das du mir immer geschickt hast, ja nicht vergeudet, ich bin mit so wenig ausgekommen wie ein Sperling, das übrige habe ich Onkel Balthasar gegeben, damit er es für mich aufbewahrt, jetzt wird er es mir also hübsch nach und nach*

*zurückgeben, vielleicht könnte ich dir sogar noch was davon schicken.* Klara hatte immer gewußt, daß Mama Tóth die hundert Kronen, die sie ihr noch vor dem Krieg jeden Monat geschickt hatte, in Baja nicht aufbrauchen konnte; und sie hatte auch gewußt, daß Onkel Balthasar noch während des Krieges von diesem Geld die Bäckerei vergrößert und auf den Namen der alten Frau ein Grundstück gekauft hatte. Und in dem sicher fundierten Wohlleben und Reichtum war es ja ganz nebensächlich gewesen, was mit den auf die Seite gelegten Kronenmünzen, dann Papiertausendern und schließlich Millionenscheinen der alten Mutter wurde; Klara hatte sich darum nicht gekümmert, nicht einmal daran gedacht. Aber jetzt, in all den Sorgen und Nöten, war es immerhin beruhigend, aus diesem Brief zu erfahren, daß die drückenden Schwierigkeiten nicht noch durch die Sorge um die alte Frau vermehrt wurden.

Jahrelang ging auch alles, wie es gehen sollte. Onkel Balthasar kannte seine Pflicht, und Mama Tóth hatte tatsächlich Ansprüche wie ein Sperling. Nun war aber kürzlich, vor knapp zwei Monaten, Onkel Balthasar gestorben, und damit war auch in Baja eine Wendung eingetreten. Er hatte als alter Junggeselle im Jahre des Kriegsausbruchs geheiratet: die Tochter eines Dorfschmiedes aus der Nachbarschaft hatte sein altes Herz entflammt; aus dem strammen, arbeitsamen, schlaunen Bauernmädel wurde eine Bäckerfrau, daß das Haus nur so krachte; Onkel Balthasar welkte geradezu dahin vor Liebe; die tüchtige Barbara brachte in sechs Jahren vier Kinder zur Welt. Barbara war eine gute Gattin, die ihrem Mann respektvoll und dessen alter Schwester liebevoll begegnete; als aber Balthasar eines Tages starb — er war eingetrocknet wie eine alte Rübe und stand eines Morgens nicht aus dem Bett auf —, da drängte Barbara Mama Tóth so behende hinaus aus der ganzen Herrlichkeit, daß die alte Frau, ehe sie sich's versah, mit ihrem Bündel auf der Straße saß. Bei dieser Gelegenheit stellte sich auch heraus, daß keinerlei Schriftstück vorhanden war, keine Bestätigung dessen, daß Mama Tóth all ihr Geld ihrem Bruder zur Aufbewahrung gegeben hatte — das einzige Papier indessen, das sie in ihrem Leben offiziell unterschrieben hatte, befand sich auf dem Grundbuchamt und bezeugte gerade, daß sie, verwitwete Frau Ambrosius Tóth, geborene Klara Szilik, ihrem leiblichen Bruder Balthasar Szilik und dessen Frau Barbara, geborener Bikk, das Haus und das Grundstück als Geschenk vermache. Vergebens beteuerte sie dem Anwalt, zu dem sie in ihrer Not lief, man habe sie doch gerade

unterschreiben lassen, daß das Haus und die Bäckerei und das neue Grundstück und überhaupt alles ihr gehöre, und der Anwalt erklärte ihr vergebens, die Papiere bestätigten eben das Gegenteil ... Es konnte an all dem ebensowenig geholfen werden, wie Gott die junge Witwe des braven Balthasar dafür strafte, daß sie bereits einen Monat nach dem Tode ihres Mannes den Bäckergehilfen Andreas Nagy heiratete. Doch dies erfuhr Mama Tóth nicht mehr, denn so viel Anstand wenigstens besaß das junge Paar, daß es mit der Hochzeit wartete, bis die alte Frau nach verlorener Schlacht aus Baja abzog. Mama Tóth kam also eines Tages in Budapest an; sie klagte ihrem geliebten schönen Kind all ihr Leid, und als Klara schwieg und immer noch schwieg und man überhaupt keine Ahnung haben konnte, wohin ihre Gedanken schweiften, dann aber still und leise anfangen zu weinen, erhob sich Mama Tóth vom Stuhl und sagte: "Leb wohl, mein geliebtes schönes Kind, ich geh in die Donau."

Klara hielt zu dieser Zeit kein Dienstmädchen mehr. Also bezog Mama Tóth das leerstehende Mädchenzimmer. Ihre Verpflegung kostete so gut wie nichts, da sie kaum etwas aß; Geld brauchte sie nicht; sie saß den lieben langen Tag im Mädchenzimmer auf dem Bett; seufzte und ließ ihren schwarzen Rosenkranz durch die Finger gleiten, betete mit lautlos sich bewegenden Lippen; sie tat gar nichts, war eben bloß da. Und Klara brach in Tränen aus, sooft ihr das gespensterhaft eingeschrumpfte, stille alte Mütterchen im Mädchenzimmer einfiel.

Maria war schon seit zwei Monaten der Aufgabe des Nährens enthoben. Paul hatte damit gerechnet, daß nun der frühere Zustand zurückkehren würde: die Ruhe, deren Gegensatz nicht das laut lärmende Leben war, sondern die stille Unruhe, die Marias zahlreiche kleine nervöse Regungen barg. Man neigt dazu, Dinge zu übertreiben, und Paul schien es manchmal, als sei jene vollkommen klare und gleichmäßig heitere Stimmung, die ihn in den ersten Monaten der Ehe oft wie unwahrscheinlich schön angemetet hatte, gar nicht das Spiegelbild von Marias wahrer Natur. Doch hielt er es auch nicht für sicher, daß die stille Unruhe, die schlecht und recht unterdrückte Nervosität ihre wahre Natur sei. Ja ... aber wie verhielt es sich dann? In den ersten Monaten der Ehe, vor ungefähr anderthalb Jahren ... nein, nicht dort mußte man anfangen. Jetzt waren gerade zwei Jahre vergangen, seit sie sich nach zwanzig Jahren wieder getroffen hatten: also

kannte er Maria erst seit zwei Jahren ... Doch so war es auch nicht richtig: er hatte sie ja auch vorher schon gekannt. Vor zweiundzwanzig Jahren mußte man anfangen — Maria war damals fünf Jahre alt gewesen und ... Und es fiel ihm jetzt gar nichts anderes von Maria aus jener Zeit ein, als daß sie fünf Jahre alt war. Vergeblich quälte er sich und rang: sein Gedächtnis versagte, seine Erinnerungen zerrannen, und er sah nichts in der großen dunklen Leere. Möglich, daß Mariechen so war, möglich, daß sie anders war, er wußte es nicht. Das ist doch undenkbar! murrte der unruhige Ärger in ihm auf, das ist einfach nicht zu fassen! gestern konnte ich mich noch genau an das Kind von damals erinnern, in hundert Bildern und Lauten lebte sie in mir, und jetzt ... Plötzlich befiel ihn eine unbestimmte, kalte Angst. Also gut ... gehen wir nicht so weit in die Vergangenheit zurück, bleiben wir etwas mehr in unserer Nähe, fangen wir dort an, als sie vor zwei Jahren in die Bank eintrat; da begegnete ich ihr wieder, und bis zu jenem Augenblick weiß ich nichts von ihr. Denn umsonst hat sie mir auf unserer Hochzeitsreise in Sizilien alles erzählt, was ihr im Laufe von zwanzig Jahren geschehen ist ... habe ich denn dadurch erfahren, wer sie ist? Ich kenne nur die Ereignisse aus ihrem Leben, aber ich weiß nicht, wie sie sie erlebt hat, wie sie unter den Ereignissen sich zu dem Menschen entwickelt hat, der sie heute ist ... Heute? ja, weiß ich denn, was Maria heute für ein Mensch ist? O ja, ich weiß es. Eine hübsche, liebe, heitere ... nein, nicht immer heiter, aber es gibt ja keinen Menschen, der immer heiter wäre, das könnte man vielleicht nicht einmal ertragen; also sagen wir: eine im allgemeinen heitere und in den letzten Monaten etwas nervöse Frau ... ja, aber wer hätte heutzutage keinen Grund, ein wenig nervös zu sein oder nicht immer gleichmäßig... halt: etwas Gleichmäßiges ist in ihr, eine gleichmäßige und beständige Verstimmung, und manchmal scheint sie sogar sehr nervös zu sein ... Unsinn! man ist voreingenommen und gibt sich Hirngespinnsten hin, anstatt sie einfach zu fragen: sag, Herzchen, fehlt dir etwas? ich sehe, daß du schlechte Laune hast und dich bemühst, deine Nervosität zu unterdrücken, was dir nicht sehr gut gelingt ... also sei aufrichtig und sag mir offen und vertrauensvoll ... Nun gut. Und wenn sie mir darauf mit ihrem lieben ruhigen Lächeln und ihrer schönen, sanften Stimme zur Antwort gibt: *Nein, es fehlt mir nichts, Paulchen, ich verstehe gar nicht, wieso du auf solche Gedanken kommst, wieso du mich fragst ... was willst du denn wissen?* — ob das dann vielleicht die Wahrheit ist? Wahrscheinlich ja, denn Maria kann nicht lügen ... etwas

verheimlichen, das könnte sie vielleicht, aber wenn sie spricht, sagt sie die Wahrheit ... Die Wahrheit? fragte Paul sich selbst, und weil er sich eine aufrichtige Antwort geben wollte, war er gezwungen zu gestehen: ich weiß es nicht. Und in dieser kalten, beklemmenden Angst fühlte er jetzt zum erstenmal, daß er seine Frau überhaupt nicht kannte.

Im Sommer blieben sie in Budapest; sie wollten mit dem Kind nicht reisen. Maria ging jeden Vormittag mit dem Kleinen an die frische Luft; als dann die Hochsommerhitze kam, meinte sie, Paul solle verreisen; nicht weit, nur auf den Semmering oder nach der Steiermark, von wo er an einem Tag zurückkommen könne; es wäre doch schade, in der stickigen Stadt so viel unter der Hitze zu leiden, wenn es ihm möglich sei, auf Urlaub zu gehen. Paul fuhr nicht fort; Maria war darüber böse. Wochenlang war diese Reise tägliches Gesprächsthema: Paul verstand nicht, warum Maria ihn so hartnäckig wegschicken wollte; sie wiederum erklärte, daß sie ihrerseits seinen Eigensinn nicht begreife und sich gar nicht vorstellen könne, was es denn so schrecklich Wichtiges gebe, das ihn bei dieser Höllenglut so sehr zu Hause festhalte. Sie wollte es nicht einsehen, daß Paul keine Lust hatte, ohne seine Familie zu verreisen. Und eigentümlicherweise wollte sie es später im Oktober ebenso störrisch nicht verstehen, daß Paul mit Herrn Farkas geschäftlich verreisen mußte. Geradezu verzweifelt hörte sie ihm zu, als er ihr eines Tages von diesem im Anschluß an eine wichtige und dringende Angelegenheit plötzlich entstandenen Reiseplan sprach, und ohne nähere Begründung sagte sie zum Schluß, das sei ja alles schön und gut, aber sie möchte doch, daß Paul zu Hause bliebe; am folgenden Tag hielt sie ihm bereits vor, sie wundere sich, daß er sich wie ein ganz gewöhnlicher Reisender hin- und herschicken lasse; dann äußerte sie die Ansicht, Farkas könne ja allein fahren, er sei schließlich erwachsen und selbständig genug, um nicht immer jemanden bei sich haben zu müssen, der auf ihn aufpasse; und endlich fragte sie Paul, ob er denn "solche Sekretärsaufgaben" eigentlich für seiner Person und seiner Stellung würdig halte. Paul blieb ihr heftiges Protestieren gegen diese Reise völlig unklar, das im Laufe von drei Tagen zu einer qualvollen Verbitterung entartet war; dies ärgerte ihn um so mehr, als weder die sanftesten Worte noch die heftigsten Szenen etwas nützten: die Angelegenheiten, die die Reise notwendig machten, hatte auch bisher stets er erledigt, er war für sie verantwortlich, und er kannte am besten die

Zusammenhänge. Maria nahm es demnach mit verstimmtem und feindseligem Schweigen zur Kenntnis, daß Herr Farkas für kommenden Dienstag bereits die Fahrkarten bestellt habe. Diese unselige, kalte Stille hielt an bis Dienstag abend, als Paul nervös, mißgestimmt, geradezu niedergeschlagen sich für acht bis zehn Tage von Maria verabschiedete. Da brach sie in Weinen aus, und noch bevor Paul etwas sagen konnte, bat sie ihn um Verzeihung, daß sie sich tagelang so "gemein benommen" habe, aber wenn sie doch nun einmal diese Reise für "vollkommen überflüssig" halte, könne sie eben nur in diesem Bewußtsein oder Glauben leben; da aber jetzt ohnehin nichts mehr zu ändern und es vielleicht auch möglich sei, daß ihr Gefühl sie getäuscht habe ... wünsche sie ihm denn gute Reise, er solle gut auf sich achtgeben und aus London sofort telegraphieren oder noch lieber anrufen, sie werde den ganzen Tag zu Hause sein ... und Paul solle sich nicht mehr grämen, aber sie wäre so gern jetzt nicht allein geblieben. Erschrocken strengte Paul sein Gehirn an, um eine Erklärung für dieses "Jetzt" zu finden. Jetzt ... gerade jetzt? was ist denn jetzt? der Hochzeitstag und sein Geburtstag sind am ersten Januar, Marias Geburtstag ist am zweiundzwanzigsten April, der Geburtstag des kleinen Lutz am elften November, Mama Marthas Geburtstag irgendwann im Sommer, die Wiederbegegnung mit Maria war im September gewesen, vor zwei Jahren ... was also ist jetzt, daß sie gerade jetzt nicht allein bleiben wollte?

In schlechter Stimmung fuhr er ab, und schlecht gestimmt war er auf der ganzen Reise. Farkas begann sich schon zu erkundigen, ob er vielleicht erkältet sei, daß er so dasitze wie ein Invalide, — doch in London vergaß Paul seine Unannehmlichkeit: die Verhandlungen nahmen seine ganze Zeit und sein ganzes Interesse in Anspruch; abends begab er sich todmüde ins Hotel, lag schlaflos im Bett und grübelte weiter über die geschäftlichen Ergebnisse des vergangenen Tages nach. Während der acht Tage in London war er ein einziges Mal im Theater, wußte aber nicht, was gespielt wurde, weil er nicht imstande war aufzupassen; auch diesmal bekam er von der Stadt nichts zu sehen, und auch diesmal schämte er sich deswegen, — aber als die Verhandlungen abgeschlossen und alles so geglückt war, wie er es geplant hatte, rüstete er froh und erleichtert zur Heimreise. Am letzten Vormittag in London rief er Maria an, sagte ihr, daß sie mittags abfahren und dann und dann in Budapest eintreffen würden, sie solle sich aber nicht an die Bahn bemühen, um ihn abzuholen; doch als der Zug in Budapest einlief

und Paul Maria auf dem Bahnsteig erblickte, vergaß er diese seine Bitte, vergaß London, Geschäft und alles, verabschiedete sich noch im Waggon von Farkas und schloß selig seine Frau in die Arme. Maria brachte hundert aufgeregte Fragen zugleich vor, und als Paul schon auf alles geantwortet hatte, fragte sie:

"Na, und was war noch?"

"Was war noch? warte mal ... es fällt mir jetzt nichts weiter ein, ich glaube, es war auch weiter nichts. Wenn mir später noch was einfällt ..."

"Hm. Und wenn es dir nicht einfällt, dann erzählst du es nicht?"

"Was?" meinte Paul verwundert.

"Na, was noch war."

"Das versteh ich nicht", sagte Paul ein wenig verwirrt. "Was meinst du damit? was soll denn noch gewesen sein?"

"Ja, ich weiß das nicht, darum frage ich dich ja."

"Du wirst mir immer rätselhafter. Ich habe gesagt, ich glaube, ich habe alles erzählt, und darauf sagst du ..."

"Aber Paul. Ich sage nicht. Ich frage bloß. Ich habe dich bloß gebeten..."

Paul wurde nervös; er begann, die Bedeutung dieses sonderbaren Immer-noch-Fragens zu fühlen; mit Anstrengung mußte er den aufflammenden Ärger unterdrücken.

"Na schön. Aber ich begreife dich nicht. Ich weiß wirklich nicht, was noch hätte sein sollen, was du noch erwartest, wovon ich erzählen soll ..."

"Nun, das", sagte Maria leise und mit unterwürfiger Hartnäckigkeit, "was noch gewesen ist."

"Aber um Gottes willen! also ... soll ich vielleicht noch etwas erfinden?!"

"Nein. Du sollst bloß sagen, was noch war."

"Also, hör doch schon auf, Kind ..." Er winkte ab. "Na, gut ... wenn mir noch was einfällt, erzähle ich es dir. Aber jetzt möchte ich baden und zu Abend essen und schlafen gehen, denn ich bin ziemlich müde."

"Ich meine bloß", fuhr Maria langsam fort, "wenn vielleicht etwas Derartiges gewesen sein sollte, was ... die Männer ihren Frauen im allgemeinen nicht zu erzählen pflegen, also du sollst mir auch das erzählen ..."

Da fuhr er sie aber grob an.

"Maria! was sind das für Scherze! was sollen diese Reden! wie kommst du auf solche Ideen?!"

Sie wurde plötzlich rot und dann weiß.

"Ach Gott ... Paul ... ich weiß, daß das schlecht von mir ist, aber ich ..."

Sie weinte, mit heftigem, konvulsivem Schluchzen; Paul war verärgert, dann tröstete und besänftigte er sie angsterfüllt; als sie schlafen gingen, hatte Maria sich mit Mühe und Not beruhigt, und hernach war tagelang so viel Demut, ein so ununterbrochenes Um-Verzeihung-Bitten in allen ihren Worten und selbst in ihrem Schweigen, daß Paul sie am liebsten angefleht hätte, sie möge ihn doch nicht länger mit dieser furchtbaren Reumütigkeit strafen.

Die Zeit bringt die Menschen auseinander; der Zufall führt sie häufig wieder zusammen.

Paul hatte in einer geschäftlichen Angelegenheit einmal im Honved-Ministerium zu tun; der Oberstleutnant, der für die Erledigung der Sache zuständig war, bat ihn, die Einzelheiten mit Hauptmann Risztics zu besprechen. Hauptmann Risztics war natürlich Pauls früherer Mitschüler Iwan; seit Jahren sahen sie sich jetzt zum erstenmal wieder, und so hatten sie sich außer den geschäftlichen Dingen vieles zu erzählen. Iwan erinnerte sich nur noch daran, daß Paul zu der Zeit, als sie sich zuletzt zufällig getroffen hatten, für die *Allgemeine Zeitung* Musikkritiken schrieb; Paul hatte nicht vergessen, daß Iwan schon damals gern heiraten wollte. Nun geschieht freilich meistens nicht das, was man sich vornimmt. Denn siehe, aus Paul war ein Bankprokurist geworden; und Iwan hatte nicht geheiratet, doch fühlte er sich so, in seiner Freiheit, recht wohl; er wohnte schon lange nicht mehr bei seinen Eltern und lebte völlig der Arbeit, die ihn mehr fesselte, als er es jemals für möglich gehalten hätte. Die Worte schweiften weit ab; zwischendurch besprachen die beiden auch die geschäftliche Angelegenheit, und dann trennten sie sich mit dem Bemerkten, es wäre wirklich angebracht, daß zwei so alte Kameraden etwas häufiger zusammenkämen.

Auch mit Alex Szász kam Paul durch die Bank wieder in Berührung: diese Begegnung nahm einen schlechten Anfang, endete jedoch vortrefflich. Die Fabrik, bei der Doktor Alexander Szász als Oberchemiker und seine Frau als seine Assistentin angestellt war, fusionierte mit einer andern großen chemischen Fabrik, — und da infolgedessen zwei Oberchemiker um so weniger benötigt wurden, als der Hauptzweck der Fusion die Verringerung



der allgemeinen Unkosten war, hatte die neue Direktion Alex Szász gekündigt. Einer seiner Gönner schickte ihn daraufhin in die Bank zu Herrn Prokuristen Hegedüs, der ein recht vernünftiger und unbedingt wohlwollender Mann sei und gewiß gerne erwägen werde, welche Möglichkeiten zu Szász' Rettung bestünden. Alex dachte gar nicht darüber nach, wer dieser Herr Hegedüs sein könne, zu dem er sich begab, und Paul hatte schon längst vergessen, in welcher Fabrik Alex Szász arbeitete. Die Begegnung war daher für beide eine Überraschung, aber sie blieb auch nicht ergebnislos: Alex behielt seinen Posten in der Fabrik, unter der Bedingung, daß seine Frau auf ihre ohnehin schlecht bezahlte Stellung verzichtete; und Paul ging einige Tage mit dem Gefühl einher, einem Menschen, sogar einem Freunde, die Existenz gerettet zu haben.

Iwan Risztics rief bald darauf bei Paul in der Wohnung an, um zu fragen, wann sein Besuch angenehm wäre. Sie verbrachten einen gemütlichen Abend zusammen; auch Maria gefiel der elegante junge Offizier mit den guten Manieren; es wurde also verabredet, von nun an häufiger zusammenzukommen. Alex Szász schickte — etwas überflüssiger- wenn nicht gar taktloserweise — "seinem alten Freunde und dessen Frau Gemahlin auch im Namen seiner Frau" eine riesige Palme; Paul rief ihn sofort an, schalt ihn ob solchen Leichtsinns und fügte dann scherzhaft hinzu, wenn er sich nicht scheue, mit einem "Bestochenen" zu verkehren, dann möchte er doch mit seiner Frau morgen abend zu ihnen kommen. Maria fand, auch Szászens seien nette und amüsante Menschen, und sie verabschiedeten sich von ihnen ebenfalls in der Hoffnung auf einen regen Verkehr. Aber dann gestalteten sich auch diese freundschaftlichen Beziehungen nicht anders als die übrigen, nämlich gar nicht.

Paul dachte oft erstaunt zurück an die ungetrübte große Freundschaft, die Jahrzehnte hindurch Vater mit den Herren aus der Bank und den Ärztekollegen verbunden hatte: wirkliche, echte Freundschaft war das gewesen, mit wöchentlichen Zusammenkünften, gemeinsam verbrachten Sommern, gleichen Interessen, mit Hilfsbereitschaft füreinander und vor allem mit dem sicheren Gefühl: ich habe Freunde, habe einen Freundeskreis. Und er ... Freunde? Fangen wir bei den allerältesten an, bei den Jungen, den früheren Mitschülern. Sie waren längst auseinandergelassen. Vor Jahren war er einmal auf Anregung eines von ihnen zu der

Dienstagszusammenkunft ins Café Ring gegangen; er hatte sich unter ihnen nicht wohl gefühlt; es war ihm bewußt, daß dies nur an ihm selbst lag, aber er ging nicht mehr hin. Und diejenigen, die sich von der großen Gruppe abgesondert hatten, mit denen er in der jüngsten Zeit wieder zusammengetroffen war ... nein, das war auch nicht das Richtige. Wenn das Gespräch sich um die Schule drehte, um Ereignisse und Abenteuer der Gymnasiastenzeit, das war schön und lustig; aus der versöhnenden und verschönernden Distanz von Jahrzehnten kann man selbst über die geringfügigsten Dummheiten herzlich lachen, über Dinge, die einem damals oft bittere Aufregung verursacht haben. Aber außerdem ... außerdem ist nichts mehr da. Alex Szász ist ein gescheiter Junge, aber er ist ein ziemlich trockener Fachsimpler geworden; Iwan tanzt glänzend, aber er sagt ein bißchen zu oft: "Ich küsse Ihre kleine Hand, schönste Frau"; Stefan Alberti ist ein ausgezeichnete Jurist, aber er lebt immer nur dann richtig auf, wenn er einen langen, zusammenfassenden Vortrag halten kann über die Notwendigkeit, im Rathaus eine gemeinsame Front der gemäßigten Parteien zu bilden gegen die Sozialisten und die extreme Rechte ... Wenn man diesen Kameraden von früher begegnet, freut man sich stets und scheint irgend etwas von ihnen zu erwarten, — und zum Schluß verabschiedet man sich jedesmal von ihnen mit dem Gefühl, jetzt aber wirklich für lange Zeit von ihnen genug zu haben. Nicht anders steht es mit den Leuten in der Bank. Es gibt dort Kollegen gleichen Alters und gleicher Rangstufe, die auch verheiratet sind; verbringt man mit ihnen einen Abend, so wird von Bankangelegenheiten gesprochen, Bridge gespielt, oder einer schaltet das Radio ein und ruft von Zeit zu Zeit aufgeregt: "Hört mal zu, da hab' ich die Internationale aus Moskau gekriegt", oder man dreht das Grammophon auf, es wird getanzt, und einer sagt: "Schade, daß ich das nicht gewußt habe, sonst hätte ich meine neuen Platten mitgebracht, die sind viel besser." Manchmal ist man gezwungen, "sich anzustrengen" und auch entferntere Bekannte einzuladen. Diejenigen von Marias früheren Freundinnen, die "sich anständig benommen haben, also verdienen, daß man mit ihnen verkehrt", manchmal auch Klara und Hans und dem Jungen zuliebe ein paar junge Mädchen; manchmal die sich gerade in Budapest aufhaltenden Mitglieder der Familie Czendrik, die es ebenfalls "verdienen", weil sie sich der Mühe unterzogen haben, anzurufen oder einen Besuch zu machen. Dann zieht man sich alljährlich einmal den Frack und das große Abendkleid an und geht auf

die glänzende Soiree des Generaldirektors, wo die Elite der Herren aus der Bank erscheint; zweimal jährlich — in Smoking und kleinem Abendkleid — geht man zu Farkas', — die zweite Abendgesellschaft dort ist allerdings immer bloß ein "kleines, intimes" Essen, zu dem geladen zu sein jedoch eine um so größere Auszeichnung bedeutet. Und nachher denkt man dann manchmal über diese Dinge nach und sagt sich, nach gründlicher, gewissenhafter Prüfung müsse man feststellen, daß man mit fünfzig von hundert Bekannten ziemlich oft im Leben zu tun hat, mit zehn von ihnen im Büro, mit dreien sogar gemeinsame Interessen finden, aber keinen einzigen seinen Freund nennen kann. Freund ... was ist denn Freundschaft? Für mich, dachte Paul, wäre sie dies: wenn ich jemanden hätte, zu dem ich sagen könnte, du, Jemand, paß mal auf, hier bin ich, ich komme nicht mit Klagen, mir geht es gut, ich habe meine angenehme Arbeit, die mir etwas einbringt, ich habe eine Frau und ein Kind, ich gelte als einer, der Karriere gemacht hat, was heutzutage nicht all und jedem gelingt, gewiß gibt es eine Menge Menschen, die mit dem Finger nach mir zeigen, weil ich glücklich und zufrieden bin; und dennoch ist in mir etwas, ich kann dir nicht sagen, was es ist, etwas wie Kühle, wie Unruhe, wie leise Angst, etwas ... also, ich weiß nicht, was; es geht mir gut und auch wieder nicht, Träume fallen mir ein, seltsame Erinnerungen bestürmen mich, und ich weiß nicht, was ich mit ihnen anfangen soll, und ... irgend etwas ist nicht in Ordnung ... verstehst du das? — und der betreffende Jemand, wir wollen ihn Freund nennen, würde das ohne viele Fragen und Erklärungen gleich verstehen. Und das würde dann vielleicht auch schon daran helfen, daß —

Daß in mir etwas nicht in Ordnung ist? Du lieber Gott, dachte Paul, als ihm all dies zum erstenmal einfiel. Vor zwei Jahren hatte ich doch noch das Gefühl, es sei sehr gut so, wie ich lebe, nichts fehle mir, alles auf der Welt, was mich betrifft und mich interessiert, sei in Ordnung, und vornehmlich, in meinem Innern sei alles in Ordnung ... seitdem verdiene ich nun sogar mehr, lebe noch besser, habe eine Familie, meine Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft sind auch nicht geringer geworden — und jetzt auf einmal denke oder fühle ich oder bilde mir bloß ein, es fehle mir etwas, innerlich und rätselhaft, was, das weiß ich nicht ... und ich wünsche mir jemanden, dem ich mein Leid klagen könnte ... alles sagen? Ich weiß doch gar nicht, was ich sagen möchte, ich glaube sogar, es gibt nichts zu sagen ... ja, aber das ist es

doch gerade, ich möchte auch meinem Freunde weiter nichts sagen müssen als: "Du, hör mal zu ..." und dann wüßte er schon alles ... Und Maria?!

Dieses undefinierbare Gefühl beunruhigte ihn eine Zeitlang so sehr, daß er auch Maria etwas davon erwähnte. Als sie einmal ziemlich spät nachts von Bekannten nach Hause kamen, sagte er zu ihr, es sei eigentlich recht merkwürdig, daß sie mit so vielen Menschen verkehrten und dennoch keinen einzigen wahren Freund hätten, "verstehst du, Kind", sagte er, "ich meine das nicht im geschäftlichen oder verwandtschaftlichen Sinne, deshalb will ich es auch vielleicht lieber nicht so ausdrücken, keinen wahren Freund, sondern einfach: ich habe keinen Freund ..."

"Ja", antwortete Maria, "das habe ich auch schon mehrmals gedacht. Mir geht es ganz genau so. Und ich glaube, ich würde sehr darunter leiden, wenn du mir nicht die Freunde, oder, wie du sagst: den Freund ersetztest."

"Ja, natürlich", erwiderte Paul leise und sehr unsicher, denn er fühlte, Maria sei viel besser, anständiger und erhabener als er, so sehr, daß er ihrer gar nicht würdig sei ... und erst später, als er unruhig aus dem Halbschlaf auffuhr, kam ihm der Gedanke, ob es denn auch aufrichtig gewesen sei, was Maria gesagt hatte, wenn auch nur aufrichtig insofern, als sie sich so stark einbilde, er sei ihr Ersatz für alles, daß sie es schon für Wirklichkeit halte ... Oder hatte sie es nur gesagt, um ihn zu ermutigen? — wozu ermutigen? oder um ihn zu trösten? — warum zu trösten? oder aber ... nein, man konnte da nicht klar sehen, denn er kannte ja Maria nicht.

Ja, wen kenne ich denn eigentlich? fragte er sich entsetzt, als das Bewußtsein, Maria nicht zu kennen, ihn wieder einmal mit Angst und Schrecken erfüllte. Kenne ich denn meine Mutter? kenne ich meinen Vater? kenne ich Georg oder Hans? und kenne ich die zahllosen Menschen, die ich so kenne ... die Leute wie Farkas und die Brötchen-Vera und Herrn Lehrer Tolnay und Beth Williams und Béla Szász ... Aber wozu sie kennen? wozu eindringen in diese fremden Menschenleben ... Wozu? nun, damit sie nicht mehr fremd sind, damit sie ... zu mir gehören als meine Gefährten ... denn jeder Fremde weniger bedeutet einen Gefährten mehr und ... deshalb macht mir der Gedanke, daß ich Maria nicht kenne, Angst, weil sie ja dann auch eine Fremde ist ... Und ich selbst? kenne ich denn schließlich oder vor allen Dingen mich selbst und stehe ich mit mir selbst so, daß ich mir zu sagen wage: du, paß auf, es gibt zufällige, schicksalhafte Wege, und es gibt solche, die du dir selbst wählen kannst, nach deinem Belieben und auf deine

eigene Verantwortung, und unter diesen Wegen gibt es welche, die aufwärts, und andere, die abwärts führen ... doch der Weg, dem du jetzt mit diesen deinen Gedanken zustrebst, der kann nur abwärts führen!

Die runden Ziffern des Lebensalters geben einem irgendwie immer das unsichere, etwas gerührte Gefühl, an einer Grenze angekommen zu sein: auch Paul entging dieser Stimmung des Insichgehens nicht, und die Ereignisse des Tages sorgten noch dafür, daß er seinen dreißigsten Geburtstag nicht eben in rosiger Laune feiern konnte.

Zunächst einmal war die Ernennung zum Direktor nicht erfolgt, die Farkas ihm mit voller Bestimmtheit versprochen hatte; bei der Direktionssitzung vor Weihnachten waren nämlich die Herren der Meinung gewesen, Paul sei in reichlich jugendlichem Alter und vor allem in sehr kurzer Dienstzeit schon weit genug vorgerückt; der Direktorentitel sei im übrigen eine bloße Formalität, und da sein Gehalt das Durchschnittsgehalt der Bankdirektoren ohnehin schon übersteige, wäre es bei den heutigen schweren Verhältnissen unrichtig, die wütenden Stiere der Erfolglosigkeit mit dem roten Tuch einer solchen Ernennung noch mehr zu reizen. Paul wußte, daß das alles nur Ausreden waren, die den Aufschub motivieren sollten, und kümmerte sich nicht viel darum. — Die zweite, ziemlich große Unannehmlichkeit dieses Tages war, daß Ternay von der Maschinenfabrik einen Brief erhielt, in welchem die Direktion mitteilte, daß sie nicht in der Lage sei, seinen nach Jahresfrist ablaufenden Dienstvertrag zu verlängern. Ternay wußte, daß diese Wendung nicht nur auf die schändlich schlechte Bilanz und die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen war, sondern zum Teil auch auf das Eingreifen Pauls: Paul hatte im Herbst, nach der Rückkehr aus London, auf Wunsch der englischen Interessengruppe und des Generaldirektors einige Wochen in der Maschinenfabrik gearbeitet; in dem Bericht über seine dortige Tätigkeit hatte er auf Reorganisations- und Rationalisierungsmaßnahmen gedrängt, auf die Ternay von Anfang an nicht eingehen wollte, sich energisch dahin äußernd, entweder vertraue die Bank seiner eigenen Fachkenntnis und Tüchtigkeit, durch die er das Unternehmen bestimmt wieder in die Höhe bringen würde, sobald die allgemeinen Verhältnisse sich besserten, oder aber er pfeife auf die ganze Geschichte, man solle ihn auszahlen, an seine Stelle einen Buchhalter setzen und die Firma liquidieren. Das einzige Peinliche bei der Angelegenheit sei, so teilte

Ternay Herrn Farkas mit, daß man, anstatt sich offen und ehrlich über die Sachlage auszusprechen, ihm "einen jungen Titanen" auf den Hals geschickt habe mit dem Auftrage, nicht etwa bloß zu "revidieren", sondern ihn, Ternay, "abzusägen". Auch dieses Gerede ärgerte Paul nicht sonderlich: man ist halt gezwungen, um der Freunde, oft sogar um der Gerechtigkeit willen sich manchmal auch Feinde zu machen. — Die dritte unangenehme Neujahrsüberraschung, die Paul sehr kränkte, war, daß Hans gleich im ersten Semester auf der technischen Hochschule einen "schmächtigen, krummen, kleinen Judenjüngling" geohrfeigt hatte, der, "abgesehen davon, daß es einem übel werden konnte, wenn man ihn bloß ansah, auch noch frech wurde"; Hans verweigerte ihm die sogenannte Satisfaktion; darüber hätte der zu Tode erschrockene Geohrfeigte sich wahrscheinlich nur gefreut, wenn die Affäre nicht an die große Glocke gehängt worden wäre und viel Staub aufgewirbelt hätte: es wurden im Anschluß an sie Erklärungen abgegeben, Aufrufe erlassen, in den Zeitungen Debatten geführt und schließlich ein paar jüdische Studenten von unbekanntem Individuen in der Hochschule verprügelt; dabei geriet Hans mit einem älteren christlichen Kommilitonen aneinander, der die Raufbolde besänftigen wollte; diesem gab Hans natürlich Satisfaktion, nach Weihnachten focht er das Säbelduell aus und kam dann am ersten Januar mit einem stolzen Pflaster im Gesicht Paul zum Geburtstag gratulieren. — Gegen Abend brachte auch Klara ihm ihre Glückwünsche. In einem geeigneten Augenblick zog sie ihn beiseite und fragte ihn, ob er ihr nicht eine Brillantbrosche abkaufen würde, sie sei leider gezwungen, nun auch schon dieses Schmuckstück zu Geld zu machen; und damit reichte sie ihm die Nadel hin. Paul erkannte sofort Mutters schöne große Brosche und wurde sehr mißgestimmt. Er hätte Klara gern gefragt, was sie denn überhaupt noch von Mutters alten Juwelen besitze, aber natürlich tat er es nicht. Klara wollte für die Nadel tausend Pengö haben, und Paul kaufte sie ihr ab; das Geld würde er ihr morgen schicken, sagte er. Nun begann Klara sofort zu jammern, leider würde ihr von der Summe kaum etwas übrigbleiben, da sie über und über in Schulden stecke; und als sie sich verabschiedete, bemerkte sie beiläufig, Paul käme auf diese Weise "recht billig" zu einem schönen Geschenk für seine Frau zum Hochzeitstag. Daran hatte Paul gar nicht gedacht; schon früh morgens war für Maria ein großes Blumenarrangement abgegeben worden, das Paul am Vortage bestellt hatte; nun gab er ihr abends auch noch die Brosche. Maria freute sich nicht über

dieses Geschenk und verheimlichte das auch nicht. In etwas zurechtweisendem Ton sagte sie zu Paul, das Blumenarrangement wäre vollkommen genug gewesen; wenn man ein Kind habe, dürfe man nicht so leichtsinnig sein. Paul erwiderte ihr darauf, im Grunde genommen habe sie recht, aber da es sich zufällig um diese Nadel handle, an der Mutter besonders gehangen hätte ... So, warf Maria dazwischen, das Ganze sei also bloß ein Zufall? gut, sie verstehe, doch sie erhebe auch auf "beabsichtigte" Geschenke keinen Anspruch, "zufällige" indessen nehme sie überhaupt nicht an, und schließlich, da dies "zufällig" jene Brosche sei, an der seine Mutter besonders gehangen habe ...

"Eben darum will ich sie dir doch schenken", unterbrach Paul sie.

"Behalt sie", sagte Maria. "Leg sie dir weg als Andenken." Paul schwieg eine Weile und betrachtete die Nadel in seiner Hand.

"Sag, Mariechen, was hast du eigentlich? Warum bist du so — "

"Nichts ... wirklich gar nichts."

"Also willst du mir nicht sagen, was du hast?"

"Ich sage dir doch, nichts habe ich."

"Und warum ... und was soll dann das alles bedeuten?"

"Nichts. Ich bin schlecht gelaunt. Laß mich in Ruh."

Er schwieg wieder. "So", sagte er dann, "ausgerechnet heute bist du schlecht gelaunt?"

Sie gab keine Antwort; verdrossen ging sie aus dem Zimmer; Paul ging ihr nach einigen Sekunden nach; da fand er sie weinend im Schlafzimmer; betrübt und entsetzt dachte er einen Augenblick darüber nach, was wohl die Ursache dieses Anfalls von schlechter Laune sein könnte, gerade heute; was für einen Fehler er begangen haben mochte und wie dem wieder abzuhelpen sei, — dann packte er die Sache von der leichteren Seite an: trat zu seiner weinenden Frau hin, umarmte, küßte, verhätschelte, tröstete und versöhnte sie.

Er lag neben Maria im Bett und betrachtete die Schlafende. Das Licht einer Straßenlaterne lief in einem schrägen Streifen über die Zimmerdecke, brach sich dort und warf einen hellgelben Schimmer durch den Raum. Maria lag ausgestreckt auf dem Rücken, sie atmete tief und gleichmäßig; um ihren eng geschlossenen Mund sah man zwei scharfe Züge oder Schatten; und in dem eigenartigen gelblichen Licht bemerkte Paul jetzt etwas ganz

Sonderbares: nämlich, daß er nicht feststellen konnte, ob Maria die Augen offen oder geschlossen hatte. Erschrocken starrte er eine Weile ihr Gesicht an und beugte sich dann klopfenden Herzens näher. Natürlich ... sie hat die Augen zu, schläft. Bloß in der eigentümlichen Beleuchtung hat es so ausgesehen, als schäue sie mit offenen Augen vor sich hin. Und sogleich sah Paul noch etwas: dies war ein fremdes Gesicht. Als hätte er es noch nie gesehen. Krampfhaft forschte er in den Zügen; seine Schulter zuckte. Diese Bewegung spürte Maria im Schlaf: sie rührte sich, stöhnte leise und kurz auf, schief dann weiter, und nun waren auch die beiden scharfen Schatten von ihrem Gesicht verschwunden. Schön ist ihr Gesicht, dachte Paul, schön, ruhig und klar. Sein Blick huschte über ihren bis ans Kinn zugedeckten, nur in den Umrissen zu ahnenden Körper. Ist mir dieser Körper auch fremd — ? nein, wahrlich nicht. Ich kenne ihn, kenne alle seine Geheimnisse, er gehört mir. Aber was darin ist — ? Warum war sie heute abend schlecht gelaunt? wenn ich hineinsehen könnte, in ihren Kopf und in ihren Körper, in alle ihre Gedanken und Nervenfasern. Ich weiß nicht, was in ihrem Innern ist. Manchmal zuckt sie zusammen, ich weiß nicht, warum. Manchmal sieht sie mich an, ganz anders als sonst, ich weiß nicht, was ihr Blick bedeutet, was er in mir sucht. Nichts weiß ich von ihr. Auch von den Übrigen habe ich niemals etwas gewußt, habe Überraschungen erlebt, und auch das war eine Überraschung, wenn sie nichts Unerwartetes, nichts Überraschendes für mich enthielten. Niemals war es vollkommen ... es fehlte die Grundlage oder die Erfüllung ... Aber die Übrigen waren auch nicht wichtig. Maria jedoch ist meine Frau, mein halbes Ich, mein besseres Ich, mein wahres Ich ... und ich kenne sie nicht. Dreißig Jahre bin ich alt, seit zwei Jahren ist sie meine Frau, wir haben ein Kind, und ich weiß nicht, wer sie ist. Zwei Jahre. Was wird in fünf Jahren sein? und in zehn, in zwanzig, in dreißig Jahren? Was ist denn das Ganze? warum war das alles? Ich wollte glücklich sein. Nun und bin ich nicht glücklich? ist sie nicht schön und nicht gut und liebe ich sie nicht? ... hat sich nicht durch sie mein Leben erfüllt und muß ich nicht dankbar und zufrieden sein, daß ich durch sie in diesem Hafen eingelaufen bin, daß ich nicht mehr umherzuirren brauche unter aufflammenden Begierden, unbedeutenden Abenteuern und bitteren Ernüchterungen?! Alles habe ich von ihr bekommen, und wenn sie mir etwas nicht geben will oder kann, so weiß sie, warum, gewiß ist es dann so für sie gut, und auch für mich kann es nicht anders gut sein. Hat sie Geheimnisse, so habe auch ich meine



Geheimnisse für mich. Werde ich es ihr jemals erzählen, daß ich sie einmal in der Nacht im geheimen, auf den Ellenbogen gestützt, im Halbdunkel belauert habe, wie sie dalag und schlief, ausgeliefert in ihrer Ahnungslosigkeit ... und dabei fühlte, ihr Gesicht sei mir fremd. Sie kann nichts dafür, daß ich in ihren Zügen nicht lesen kann. Soeben waren Falten um ihren Mund, jetzt ist ihr Gesicht glatt. War sie erschrocken, hatte sie Böses geträumt? Vielleicht war sie im Begriff aufzuwachen, weil sie fühlte, daß ich sie beobachte, als fremd empfinde und .. vielleicht wollte sie sich wehren oder Aufschluß geben. Ich verstehe ihr Gesicht nicht. Ihr Mund ist jetzt ganz schmal, ist zusammengekniffen und lächelt nicht: ist das ihr wahres Gesicht? ich werde das Rätsel nie lösen ... ich bin zu feige und kann für ihre Geheimnisse zum Tausch nicht die meinen darbieten, ich weiß auch meine Geheimnisse nicht .. . Seit zwei Jahren und vier Monaten kenne ich diese Frau ... und kenne sie immer noch nicht. Vielleicht ... hätte ich sie nicht heiraten dürfen, diese fremde Frau...

Jetzt durchzuckte es ihn wieder, und sofort bewegte sich auch Maria, sie wandte das Gesicht ein wenig ab und schlief weiter: die beiden Falten umschatteten wieder ihren Mund. Da ließ Paul sich sehr vorsichtig vom Ellenbogen auf das Kissen zurücksinken und starrte noch lange regungslos und an nichts denkend die blaßgelbe Zimmerdecke an.

Georg spielte im Januar wieder in einer Bar; im Februar indessen fand er keine Arbeit. Er ging jetzt häufiger zu Paul und Maria, und Paul gewährte eines Tages mit Schrecken, daß sein Bruder ganz grau geworden war, das heißt, eigentlich eher fahl, sein Haar war nicht mehr blond und auch noch nicht weiß, — als Paul ihn so betrachtete, befiel ihn das sonderbare Gefühl, dieses Haar sei müde. Dabei machte Georg sonst gar keinen müden Eindruck, er war sogar heiter. Daß er arbeitslos war, darüber sprach er wie über etwas ganz Natürliches: ein oder zwei Monate fallen eben zuweilen aus, das Budapester Publikum bekommt einen von Zeit zu Zeit über. In Shanghai war es nicht so, aber die Verhältnisse sind ja überall anders. In Shanghai sind die Leute viel anspruchsloser, anhänglicher könnte man sagen; daher ist es begreiflich, daß die Stammgäste der amerikanischen Bar, die dort lebenden Amerikaner, die Kaufleute und die Beamten, wenn sie sich einmal an jemanden gewöhnt haben, diesem zugetan sind und sich sein Spiel unter Umständen Abend für Abend anhören; infolgedessen bekommen auch in

Shanghai nicht die neuen Nummern die höchste Bezahlung, sondern eben diejenigen Artisten, die längere Zeit in ein und demselben Lokal arbeiten. Dem Laufpublikum indessen, den Geschäftsinspektoren und Marineoffizieren, ist es ganz gleichgültig, wessen Spiel es sich die eine oder die zwei Wochen lang anhört; außerdem sind diese Leute fortwährend betrunken, was übrigens auch für die Stammgäste gilt. Kurz, dort ist alles anders. Das Wesentliche ist, daß man hier von Zeit zu Zeit für eine Weile verstummen muß, um dem Publikum nicht langweilig zu werden, dann kann man wieder von neuem beginnen. So wird es auch bei ihm der Fall sein. Im März oder April ... und wenn er bis dahin noch immer kein Engagement haben sollte ... nein: das wäre schon schlimm. Denn er hat eine gewisse Summe Geld, die er nicht anrühren will und wird, die er braucht, wenn er einst wieder nach Shanghai zurückgeht. Mit schmalem Gesicht und seltsam aufblitzenden Augen lächelte er; Paul sah ihn mit einem unbehaglichen Gefühl der Beklemmung an. Seinen mageren Körper, seinen schmalen Kopf, seine großen knochigen Hände, die eigenartige, bald steife, bald zuckende Linie seiner Bewegungen ... Er dachte an Klara, die aus Georgs Lebensäußerungen "schon lange" bloß den einen Schluß zog, dieser Mensch sei nicht normal, und alles übrige von sich abwehrte in Gedanken wie in Taten ... so daß es unbedingt seine, Pauls, Pflicht wäre, noch einmal und noch einmal den Versuch zu machen, mit Georg zu reden; er dürfte sich nicht einfach terrorisieren lassen von Georgs wahnsinnigem Lebensgedanken oder mehr noch von seinen eigenen ungeduldrigen, verzweifelten und letzten Endes bloß in Indolenz flüchtenden Ängsten. Ich müßte Georg den Kopf zurechtsetzen, meinem älteren Bruder ... diesem Kind! und ich müßte ihm erklären ...

Was? was er ihm erklären möchte und wie er damit beginnen soll, weiß er auch dann nicht, als Georg ihn eines Tages in der Bank besucht und sie ein ruhiges Viertelstündchen haben; wie soll er es machen? schneidig und kühn auf die Sache losgehen oder abwarten, bis das Gespräch, wie das ja unvermeidlich sein wird, von selbst diese Richtung nimmt? Vielleicht müßte er damit anfangen, daß ...

"Sag mal, Georg. Davon haben wir noch nie gesprochen. Denk nicht, ich will mich in deine Angelegenheiten mischen, aber ich möchte doch gern wissen, was mit deinem Geld ist."

"Das liegt an einem sicheren Ort."

"Bei einer Bank eingezahlt?"

"Nein. In Dollarscheinen in meinem Safe. Hier in eurer Bank im Keller."

"Wirklich? Warum hast du dich nicht an mich gewendet? So bringt dir doch das Geld gar keine Zinsen, und ich hätte dir jetzt so gute Ratschläge geben können ..."

"Nein, danke. Daß es keine Zinsen bringt, macht nichts. Für mich ist das Wichtige, daß ich in jedem Augenblick an mein Geld 'ran kann. Möglich, daß ich verreise."

"So? davon hast du mir bisher auch nichts gesagt. Hast du wieder irgendwo ein Engagement in Aussicht?"

"Nein. Sondern ich fahre vielleicht zurück nach Shanghai. Mit ihr zusammen."

Mit ihr zusammen ... also, das ist jetzt die neue Version seines wahnsinnigen Vorhabens ...

"So? Weißt du, auch darüber hätte ich gern schon längst mit dir gesprochen. Also du glaubst ..."

"Ja, ich glaube. Sie wird mich heiraten."

Paul schluckte mühsam und trocken.

"Glaubst du das wirklich? Du ... ich will jetzt davon absehen, daß sie, wie ich weiß, ganz anderer Meinung ist ... aber hast du nie daran gedacht ..."

"Ich denke bloß an das eine und weiß, daß sie mich heiraten wird."

Paul schweigt einen Augenblick; er muß eine kleine ungeduldig aufflackernde Erregung unterdrücken.

"Hör mal ... wenn du über diese Sache nicht mit mir reden willst, so sag es nur gerade heraus. Ich habe dafür Verständnis und werde nicht beleidigt sein. Aber ... du hast das Thema berührt, und wenn wir nun einmal davon sprechen, dann darfst du es mir nicht übelnehmen, wenn ich offen sage, was ich denke."

"Bitte ... sprich nur!" sagte Georg.

"Sieh mal, Georg. Hast du dir nie darüber Gedanken gemacht, daß sie acht Jahre älter ist als du?"

"O ja. Das weiß ich ganz genau. Ich bin jetzt fünfunddreißig, und sie ist dreiundvierzig ... aber das ist nebensächlich. Ich kümmere mich auch darum nicht, daß sie einen zwanzigjährigen Sohn hat. Und im übrigen hast du mir das schon einmal gesagt."

"Ja ... ich bin ja eigentlich auch der Meinung, daß all das ziemlich nebensächlich ist, der springende Punkt ist der, daß .. . daß du doch unmöglich deine Stiefmutter heiraten kannst!"

"Hier vielleicht. Aber dort drüben sind weder die Menschen noch die Gesetze so zimperlich."

"Du irrst dich", sagte Paul ein wenig unsicher. "Das ist überall auf der Welt so."

"Nun, dann wird sie sich eben unter ihrem Mädchennamen, auf Grund ihrer alten Papiere mit mir trauen lassen. Oder mit falschen Papieren. Oder ohne Papiere ..."

Hier ist doch alle Mühe vergebens, dachte Paul.

"Ich verstehe dich nicht. Ich kann dir ja nicht dreinreden in deinen Geschmack und — "

"— und in mein Schicksal!"

"Dein Schicksal, nun gut. Aber wie immer ich auch darüber nachdenke ... mein Gott, unter hunderttausend Frauen ..."

"Nein", sagte Georg leise. "Hier handelt es sich nicht darum. Für mich gibt es keine andere Frau, es hat nie eine andere gegeben und wird auch keine geben ... ich habe es versucht .. . glaubst du denn, ich wäre nicht gern von ihr losgekommen?! ... also, ich kann nicht. Und ich weiß bestimmt, daß es auch für sie keinen andern Weg gibt, sie kann mir nicht ausweichen, kann ihrem Schicksal nicht entgehen ..."

Nein, es hat keinen Sinn, hier noch weitere Versuche zu machen.

Im Büro wird Paul gemeldet, Herr Bartha sei da und wünsche den Herrn Prokuristen zu sprechen. In einer Viertelstunde kommen die Herren vom chemischen Kartell, denkt Paul, den glücklichsten Moment hat der kleine Bartha sich nicht gerade ausgesucht ... und dann läßt er ihn ein wenig ungeduldig zu sich bitten.

Herrn Bartha geht es nicht eben gut. Seitdem er von hier weg ist, will ihm nichts glücken, das hat er ja im voraus gefühlt und auch gesagt; er steckt jetzt endgültig in der Klemme. Zuerst hat er sein Glück mit Büchern versucht. Dann hat er Abonnenten akquiriert für eine Tageszeitung. Sein nächster Artikel war irgendein neues Reinigungsmittel, damit hat er in einem Monat insgesamt hundertdreißig Pengö Umsatz gemacht, Verdienst netto sechsundzwanzig Pengö. Dann hat ein Freund ihn zur Columbia-

Versicherungsgesellschaft zitiert, um ihn vielleicht dort unterzubringen; zwei Wochen lang hat er in verschiedenen Direktionswartezimmern herumgesessen, die zum Glück gut geheizt waren; dann kam irgendein Versehen vor, jemanden hat er nicht begrüßt oder nicht Herr Direktor titulierte, kurz, am folgenden Tage teilte ihm sein Freund schonend mit, leider könne die Gesellschaft ihn zur Zeit doch nicht verwenden. Ja, und was war dann noch?

"Sie müssen nicht meinen, ich erzähle Ihnen das alles, um mir Ihr Mitleid zu erpressen. Ich wollte Ihnen nur verständlich machen, was mich nach alledem dazu gebracht hat ..." Er griff in die Tasche und zog eine Zeitungsannonce heraus, in der eine Budapester Textilfabrik einen auch in einfachen Büroarbeiten erfahrenen Lagerverwalter suchte. Unter der Chiffre: *Bescheidene, aber sichere Existenz*. Er reichte Paul die Annonce hin. "Ich habe sofort darauf geschrieben und bin auch hinbestellt worden; gewappnet mit drei Zeugnissen, dem vom Gymnasium, dem von der Wiener Welthandelshochschule und dem, das ich hier von der Bank bekommen habe. Also bitte, besagte Textilfabrik ist ein Unternehmen Ihrer Bank, nämlich die Wollindustriengesellschaft, deshalb wende ich mich an Sie. Mit Breitner habe ich schon gesprochen, Sie erinnern sich wohl an ihn, nicht? Auch ihm habe ich meine ganze Jammergeschichte vorgetragen. Er war sehr nett und hat mir versprochen, mich auf jeden Fall in Betracht zu ziehen, obwohl sich auf die Annonce hin in zwei Tagen dreihundertvierzig Bewerber schon vor mir gemeldet haben, unter denen sich auch welche befinden, die schon in Lagern gearbeitet haben, was ein großer Vorzug ist. Schön. Also es handelt sich um hundertvierzig Pengö monatlich. Hier in der Bank verdient freilich eine bessere Stenotypistin mehr, aber ich bin geneigt, von dem Betrag zu leben. Und ich fürchte sehr, daß ich die Stellung gar nicht bekomme. Deshalb war ich so frei, Sie mit der Bitte zu belästigen, ein Wort für mich einzulegen ..."

"Aber gern, lieber Herr Bartha. Das ist doch selbstverständlich!"

Und da nahm er auch schon den Hörer von der Gabel; zuerst sprach er mit Breitner, der ihm mitteilte, daß er die ganze Angelegenheit bereits dem Personaldirektor übergeben habe; Paul ließ sich also mit jenem Herrn Kövesdy verbinden, an den Breitner ihn verwiesen hatte; dieser wiederum gab die Auskunft, da neuerdings der Generaldirektor sich selbst bei den geringfügigsten Personalangelegenheiten die Entscheidung vorbehalte,

wende Paul sich am besten an ihn; Generaldirektor Bokor teilte ihm dann unter Bedauern mit, daß er vor knapp zwei Stunden die Stellung vergeben habe, es täte ihm leid, nicht früher davon gewußt zu haben, allerdings hätte sich auch dann schwerlich etwas machen lassen, weil der Betreffende, der die Stellung bekommen habe, ein abgebauter städtischer Ingenieur, von zwei Ministerialräten und einem hohen Regierungsbeamten empfohlen worden sei.

Paul hängte ab. "Es tut mir schrecklich leid. Wenn ich es gestern gewußt hätte ..."

"Also ich bin zu spät gekommen. Na ja. Ich sage doch, ich werde vom Pech verfolgt. Also dann ..."

Krachend geht die Tür von Pauls Büro auf; Direktor Farkas kommt hereingestürzt, hochrot und aufgeregt.

"Sie, Hegedüs! Soeben habe ich telephonisch mit Wien gesprochen ... wissen Sie, was das Neueste ist? noch nicht offiziell und ganz vertraulich, aber ..." Da bemerkt er den Fremden neben der Tür. "Oh, Verzeihung, ich wußte nicht, daß Sie Besuch haben ... ach, Sie sind's Bartha, ich hätte Sie fast nicht erkannt ... also einen Augenblick mal, Hegedüs ..." und er beugte sich dicht an Pauls Ohr und flüsterte ihm etwas zu.

Paul machte ein verdutztes Gesicht.

"Nicht zu glauben", sagte er, "einfach nicht zu fassen. Und was ist Ihre Ansicht? meinen Sie, daß ..." er dämpfte die Stimme, "die staatliche Intervention ..."

"Was meine Ansicht ist?" unterbrach ihn Farkas. "Mein Gott, ich bin schon lange darauf gefaßt gewesen! das war doch vorauszusehen!" Und dann wölbt er die Brust, neigt den Kopf ein wenig zur Seite und wendet sich dem andern zu: "Tja, lieber Bartha, große Dinge geschehen in der Welt ... nun, und wie geht's Ihnen?"

Der Zusammenbruch der größten österreichischen Bank<sup>40</sup> war der erste wirkliche Blitzschlag am Wirtschaftshimmel Mitteleuropas: doch war dies kein Blitz aus heiterem Himmel. Schon lange hatte es ringsumher gedonnert. Schon lange hatte sich etwas vorbereitet. Schon lange hatte niemand mehr von schlechter Konjunktur, von Stabilisierung, von Sanierung gesprochen: Depression war das neue Wort der Zeit, und dahinter drohte finster die

---

<sup>40</sup> Am 8. Mai 1931 mußte die Credit-Anstalt, das ab 1929 unumstritten größte österreichische Kreditinstitut, für 1930 einen Verlust von 140 Millionen Schilling ausweisen und erklärte am 11. Mai 1931 seine Zahlungsunfähigkeit. Damit begann eine Bankenkrise, die auf ganz Mitteleuropa und auch auf die Realwirtschaft übergriff.

Weltkrise. Schon lange war allenthalben auf der Welt mehr produziert worden, als man absetzen konnte, aber noch immer gab es unzählige knurrende Mägen, die trotz aller Überproduktion nicht gesättigt wurden. Die volkswirtschaftlichen Gelehrten debattierten über Freihandel und Planwirtschaft; unterdessen wurde irgendwo das Meer mit Kaffee getränkt, die glühende Luft mit Getreide geheizt, der fette Boden bekam ein faulendes Baumwollgewand, und mit Millionen von Haustieren wurde der unersättliche Bauch des Höheren Preises gefüttert. Die Führer des Finanzwesens waren besorgt um die Allmacht des Goldes, hielten Reden über die Krise des Kredits und jammerten über das auf der ganzen Welt spürbare Wanken des Vertrauens; zur gleichen Zeit taten sich überall auf der Erde neue Hungergebiete auf, und die Lawine der Arbeitslosigkeit rollte unaufhaltsam dahin. Schon lange war an dem zerschlissenen Gewand der Weltwirtschaft Flicker neben Flicker gesetzt worden; statt mit Heilmitteln machte man schon lange allenthalben Versuche mit Kurpfuscherei; mit politischen, wirtschaftlichen und geistigen Zauberpantschen wollte man dein Übel abhelfen, das durch politischen, wirtschaftlichen und geistigen Zauberpantsch verursacht worden war. Mystische Träume versuchte man in den Massen zur Wirklichkeit auflodern zu lassen, und auch der Haß erwies sich nicht als schlechtes Betäubungsmittel. Gedeckt mit Kanonen und neuen Kriegsschiffen predigte man Frieden, und vielleicht war es sogar beruhigend, von Gasen, Todesstrahlen und sonstigen womöglich schon morgen humane Wirklichkeit werdenden Produkten der sadistischen Phantasie zu hören, die rasch, sicher und nach gewissen hygienischen Prinzipien einen Menschen, ein Land, einen Erdteil und, wenn nötig, die ganze Welt zu vernichten imstande sein würden.

Einstweilen aber leben wir noch; haben noch unsere kleinen menschlichen Freuden und Leiden.

Ein kleiner Junge namens Lutz Hegedüs spricht das erste verständliche Wort aus, das natürlich "Ma-ma" lautet — und das ist die größte Freude der Welt. Dann lernt er in kurzer Zeit auch noch viele andere Worte, sagt zum Beispiel Be-bi und Te-ta und O-ma-ma und ham-ham, und alles mögliche sagt er noch, nur ein Wort niemals: Pa-pa. Wochenlang lauerte Paul auf dieses Wort aus seines Sohnes Mund; der Kleine konnte schon reizend zum Ausdruck bringen, wenn er sich über etwas freute oder wenn ihm etwas weh

tat, er kannte die Namen der Gegenstände und die Namen fremder Menschen und sprach sie auch schon aus, bloß Papa sagte er nicht.

"Merkwürdig", sagte Paul eines Tages zu Maria, "wie niedlich der Kleine schon plappert. Bloß meinen Namen kann er nicht aussprechen."

"Deinen Namen?" fragte Maria erstaunt.

"Nun ja, ich meine das Wort Papa."

"Ach nein ... das ist mir gar nicht aufgefallen." Sie sah Paul an und wurde plötzlich rot. "Was reden wir da für dummes Zeug, Paulchen. Ich kann mich genau erinnern, daß der Kleine schon oft Papa gesagt hat."

"Wirklich?" fragte Paul. "Vielleicht im geheimen? ..." Dann ging er ins Kinderzimmer und hockte sich neben das niedrige Gitter der Gehschule. "Lutzibutzi", rief er, "komm mal schön her ... so, und jetzt sag mal schön: Mama."

"Ma-ma."

"Und jetzt sag schön: Omama."

"O-ma-ma."

"Und jetzt: Schwester."

"Teta."

"Na, und jetzt sag: Papa."

"Mö."

Paul drehte sich Maria zu. "Na, siehst du?" und sich zurückwendend zu dem Kleinen: "Sag doch mal schön Papa, Herzchen."

"Bö-bö ..."

"Sag schön: Papa."

"Nein", sagte der kleine Lutz deutlich und bestimmt.

"Na, komm. Sag doch mal: Pa-pa. Ich bin dein Papa. Papa."

"La-la-la Piepmatz ..." sagte das Kind mit weinerlicher Stimme, und sein Mund zog sich bedrohlich nach unten.

"Paul", sagte Maria da in etwas aufgeregtem Ton, "ich glaube, wir haben den Kleinen jetzt genug gequält, er fängt gleich an zu weinen, und dann kann er nachher nicht schlafen ..."

Der Frühling verging mit harter Arbeit, und es wäre übertrieben zu behaupten, daß diese Arbeit auch nur einigermaßen befriedigend gewesen wäre. In der Bank herrschte eine Stimmung, als sei der Befehl erklingen: alle Mann an Bord. Und diese Entschlossenheit war gleichbedeutend mit dem



Gefaßtsein auf alle Möglichkeiten. Die Tätigkeit der Industriefirmen bestand größtenteils aus Beleidigungsspielen: sie überschütteten die Bank mit Memoranden, in denen sie die Verantwortung von sich abwälzten, und schlechten Bilanzberichten. Und wie das in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, gingen Gewicht und Aufmerksamkeit vom Fabrikationschef auf den Bücherrevisor, vom Direktor der Verkaufsabteilung auf den Rechtsberater über. Die Herren konferierten mit langem Gesicht; Direktor Farkas und sein bissiger junger Stellvertreter Hegedüs zerbrachen sich den Kopf, wo man in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft etwas zusammenziehen und vereinfachen, und was man, aller Vergangenheit uneingedenk und keinen Preis scheuend, loswerden sollte.

Paul berichtet Maria von allem, was vorgeht; sie regt sich auf. Nicht, als fühlte sie sich von einer unmittelbaren Gefahr bedroht, auch nicht, als wäre sie imstande, sich mit den unzähligen Schwierigkeiten der Bank gar so sehr zu identifizieren, — nein, Marias Aufregungen entbehren auch jetzt fast alle eines Gegenstandes, sind allgemeiner Natur, gleichsam eine unbestimmte Vorahnung; und ebensowenig, wie ein sichtbarer Grund dafür vorhanden ist, daß jedes Klingeln an der Wohnungstür oder im Telephonapparat sie zusammenschrecken läßt, ebensowenig ist eine andere, geradezu beängstigende Eigenschaft zu fassen: Maria scheint ständig darauf vorbereitet zu sein, daß alles mißlingen wird. Paul erzählt von irgendeiner geplanten Fusion, die er für richtig hält: Maria glaubt nicht, daß die Sache in der geplanten Weise gehen wird. Paul erwähnt eine bevorstehende Veränderung bei einer Firma: Maria hat das Gefühl, es wäre besser, beim alten zu bleiben. Paul berichtet von einer Idee, wie man dies oder jenes verwirklichen könnte oder gar müßte: Maria rät ängstlich und erbleichend, er möge nur keine Verantwortung auf sich nehmen. Paul, ein wenig nervös, gesteht es einmal, daß ihr Mißtrauen nicht nur unbegründet sei, sondern gewissermaßen auch hemmend und entmutigend auf ihn wirke; Maria erklärt, sie habe tatsächlich vor jeder Initiative, vor jeder Veränderung Angst, sie zittere vor allzu großer Geschäftigkeit, jawohl, alles sei ihr verhaßt, was nicht sichere, erprobte, unerschütterliche Ruhe und Ordnung bedeute ... Und ich? denkt Paul, ist nicht die Ruhe auch mein Ziel? Liebe und erstrebe nicht auch ich die Ordnung?

Und dann denkt er beunruhigt und niedergeschlagen, seine Ordnung und seine Ruhe seien wohl anders als Marias, und daher komme es, daß sie

beide nicht das Gleiche wollen können. Und plötzlich fühlt er, daß sie schon lange nicht mehr den gleichen Weg, nicht einmal mehr in der gleichen Richtung gehen.

Im Sommer geschah es zum erstenmal, daß Klara von Paul Geld annahm. Sie ging zu ihm in die Bank und sagte, sie fühle bestimmt, daß es katastrophale Folgen haben würde, wenn sie diesen Sommer wieder zu Hause bleiben müßte; dann bat sie Paul, ihr vierhundert Pengö zu leihen. Als Deckung, sagte sie mit Nachdruck, wünsche sie, ihm die Perlenkette zu geben, die sie bei Hänschens Geburt von Vater bekommen habe und für kein Geld der Welt verkaufen wolle, die aber mit ihrem Wert von ein paar tausend Pengö eine angemessene Deckung für die kleine Anleihe sei ... Paul stellte Klara die vierhundert Pengö, die sie für einen vierwöchigen Aufenthalt am Balaton brauchte, sofort zur Verfügung und bat energisch darum, sie möge kein Wort mehr von Deckung reden und solle sich auf keinen Fall Sorgen machen wegen dieser kleinen "Anleihe". Klara konnte aus diesen Worten deutlich genug entnehmen, daß Paul ihr die vierhundert Pengö in einer Weise schenken wollte, die keinen Dank erforderte. Sie plante zufällig, in denselben Ort am Balaton zu fahren, wo auch Paul und Maria für die Monate Juli und August eine Sommerwohnung gemietet hatten. "Fein, dann werden wir also zusammen in der Sommerfrische sein ... das ist wirklich schon lange nicht dagewesen."

Dies hatte sich übrigens so ergeben, daß sich bei dem Kleinen eine zwar nicht bedeutende, aber immerhin Sorgfalt erheischende Veränderung der Hilusdrüsen gezeigt und der Kinderarzt zu einem Aufenthalt in Grado geraten hatte; nach langem Hin- und Hererwägen war dann doch für den Balaton entschieden worden; Paul übertrug die Regelung der Wohnungsfrage Mama Martha, die dann an einem Maiabend vom Balaton zurückkam und berichtete, daß es ihr gelungen sei, eine herrlich gelegene, sehr gute und sehr billige Sommerwohnung zu finden. Es wurde abgemacht, daß Paul seinen Urlaub von Mitte Juli bis Mitte August dort bei seiner Familie verbringen werde; "ich glaube", sagte er, "ich könnte sogar ruhig sechs Wochen bei euch bleiben."

Marias Gesicht verfärbte sich. "Großer Gott. Ist was passiert?"

Auch Paul erschrak. "Was hast du denn, Kind?! wieso sollte was passiert sein? was sollte passiert sein?"

"Irgend etwas in der Bank ... mit dir — ?"

"Aber liebes Kind ... wie kommst du auf solche Gedanken?"

"Du hast so sonderbar gesagt, du könntest sogar ruhig sechs Wochen bei uns bleiben ... das klang so, als brauchtest du überhaupt nicht mehr zurückzugehen ..."

"Nein", sagte Paul gelassen, "Gott sei Dank ist nichts passiert. Außerdem würde ich dir davon wohl kaum in so eigenartiger Weise ... in Rätseln Mitteilung machen."

"Ja, das würde mich auch wundern", antwortete Maria; dann sprachen sie nicht mehr davon; und weil es sich so ergab, daß Paul vor der geplanten Urlaubszeit im Büro leichter abkömmlich war als später, fuhr er schon Anfang Juli mit seiner Familie an den Balaton und verbrachte vier Wochen dort.

Dieser Juli verlief so, wie Maria es sich gewünscht; und er war in vielem jenen Sommern ähnlich, die Paul als Kind am Balaton verbracht hatte. Nur ganz selten verließen sie den Garten der am See gelegenen Villa, um auf die Promenaden und durch den Ort zu gehen; sie konnten vom Hause aus gleich ins Wasser gelangen, hatten ein eigenes Badehäuschen, so daß sie am lärmenden Strandleben nicht teilzunehmen brauchten und kaum Menschen zu sehen bekamen; sie lagen im Gras oder im Sand am Wasser; es gab Tage, an denen sie die Badetrikots überhaupt nicht auszogen; große, klare Stille umfing sie; dem kleinen Lutz taten Sonne, Luft und Sand offensichtlich gut; und auf Marias Gesicht erschienen zum erstenmal seit Wochen an dem Tage die beiden unruhigen, harten Züge wieder, als Paul an einem Mittag von ihr Abschied nahm, um nach Budapest zurückzufahren. Noch einmal besprachen sie alles: Paul würde bei Mama Martha zu Mittag und zu Abend essen; jeden Morgen um sechs würde Mama Marthas Mädchen zu ihm kommen, um ihm das Frühstück zu machen und die Wohnung aufzuräumen; Paul sollte nur ja daran denken, die Entréetür immer gut zuzuschließen, und nicht etwa die Schlüssel in der Wohnung liegenlassen, sollte "solide" sein, womit gemeint war, er solle sich in der Bank nicht abrackern, nachmittags nicht zu lange mit Farkas schmuse, manchmal irgendwo im Freien zu Abend essen, aber früh zu Bett gehen, kurz, ein ordentliches und gesundes Leben führen. Paul küßte Maria und den Kleinen und bestieg den Zug mit dem Gefühl, diese vier Wochen der Ruhe und Erholung, des Alleinseins mit Maria sehr genossen zu haben und ... sich ein wenig zu fürchten vor den folgenden vier Wochen in der sommerlichen Stadt, allein, ohne Maria.

"Bitte, meine Herren", sagte Paul und unterstrich auf dem vor ihm liegenden Papier eine Zeile zweimal mit Blaustift, "das kann die *Industrie-Bank* nicht machen. Denn das ist ein unmöglicher Plan, meine Herren, Sie müssen das einsehen ... drehen wir doch mal die Geschichte um. Also, es ist Ihnen bewußt, daß wir im August 1930 leben, und es ist Ihnen bewußt, wie es auf der ganzen Welt aussieht: stellen Sie sich nun vor, Sie seien die *Industrie-Bank* und ich käme zu Ihnen mit der Bitte ..."

Der Bürodienner trat ein.

"Verzeihung. Eine Dame ist draußen und wünscht den Herrn Prokuristen zu sprechen", und er legte eine Visitenkarte vor Paul hin.

"Gut", antwortete dieser, "bitten Sie die Dame, draußen Platz zu nehmen, ich habe jetzt Konferenz." Er nahm die Visitenkarte in die Hand, sah sie gar nicht an, drehte sie mit nervösen Fingern um, knickte sie zusammen und warf sie vor sich auf den Schreibtisch. "Wo waren wir noch stehengeblieben, meine Herren. Ach ja. Also stellen wir uns vor, bei einer solchen Bilanz", er schlug mit der Hand auf einen Aktenstoß, der auf dem Schreibtisch lag, "käme ich zu Ihnen, zur *Industrie-Bank*, mit der Bitte um Ermächtigung, den Betrieb in Neupest zu erweitern und zu renovieren ... Würden Sie mir diese Ermächtigung geben, noch dazu in einem Rahmen, der fast die Hälfte ausmacht von ihrem in den letzten drei Jahren in Anspruch genommenen Kredit?"

Einer der Herren hob die Hand. "Ich würde sie Ihnen geben", sagte er naiv. "Sehen Sie mal, Herr Hegedüs. Wenn wir jetzt bis Ende des Jahres diese Sache machen, dann garantiere ich Ihnen, daß ich im Mai die gesamte Konkurrenz dermaßen überflügele ... was heißt, überflügele?! Alle werden sie's mir nachmachen wollen, aber dann wird's schon zu spät sein, denn bis dahin habe ich schon alles durchorganisiert und den Markt überschüttet ..."

Paul unterbrach ihn. "Ich kenne das, Herr Direktor, große Pläne", sagte er kühl, und mildernd fügte er rasch hinzu: "Ich kenne es nämlich aus eigener Erfahrung, ich habe mich auch schon im Leben mit großen Plänen getragen, mir die großartigsten Vorstellungen gemacht, aus denen nachher immer viel weniger oder gar nichts geworden ist. Ich bin ausgesprochen gegen die Sache."

"Nun gut", sagte da der andere Herr. "Das tut uns leid, aber es wird uns nicht davon abhalten, bei Direktor Farkas oder beim Generaldirektor zu

versuchen, unsere Sache durchzusetzen. Jedenfalls aber", fügte er noch freundlich hinzu, "möchte ich Sie bitten, Herr Hegedüs, uns trotz Ihrer gegenteiligen Meinung Ihr Wohlwollen zu bewahren, oder sagen wir, sich wenigstens wohlwollend neutral zu der Frage zu stellen ... Können wir jetzt zu Direktor Farkas gehen?"

"Ich werde sofort anfragen", antwortete Paul und griff nach dem Telephon. "Verbinden Sie mich bitte mit Herrn Direktor Farkas. Was meine wohlwollende Neutralität betrifft, lieber Herr Direktor ... Herr Direktor Farkas? ja, die Herren von der *Budapest-Neupester* sind hier und wollen Sie sprechen ... zehn Minuten? danke schön. In zehn Minuten steht Herr Direktor Farkas Ihnen zur Verfügung. Also ... wenn ich die Überzeugung habe, daß die *Industrie-Bank* darauf nicht eingehen kann, wie kann ich mich dann in der Frage neutral verhalten? das wäre ja gleichbedeutend damit ..." er warf den Blaustift auf den Schreibtisch, nahm die geknickte Visitenkarte in die Hand, "das wäre gleichbedeutend mit Verrat. Aber es kann ja sein, daß Sie recht behalten und daß ein anderer bereits die Möglichkeiten, vielleicht sogar die Notwendigkeit dieses Schritts sieht, die ich nicht sehe ... wenn es so kommt, werde ich sagen, entschuldigen Sie, ich habe mich geirrt. Aber ich glaube nicht, daß ich mich irre. Doch wiederhole ich, es wäre unbedingt Verrat ..." er glättete die Visitenkarte, "ach ja, diese Dame wartet ja auf mich. Maria Máglya, Schauspielerin? Sonderbarer Name!"

Der eine Herr griff nach der Karte; Paul gab sie ihm.

"Máglya? Schauspielerin? ist mir ganz unbekannt. Na, na, Herr Hegedüs. Mit Schauspielerinnen haben Sie zu tun?" Er lachte. "Während die Frau Gemahlin in der Sommerfrische ist ... Gewiß eine noch unbekannte, aber begabte Anfängerin, was?"

"Ich kenne sie gar nicht", sagte Paul.

"Woraus schließen Sie denn, daß sie eine Anfängerin ist?" rief da der andere Herr. "Sie kann ja auch uralte sein, so alt, daß wir uns nicht mehr an sie erinnern, und womöglich stellt sich nachher noch 'raus, daß sie für Wohltätigkeitszwecke sammelt oder Bleistifte verkaufen will ... zu uns kommen auch oft ausgediente Schauspieler betteln ... Na, lassen Sie sie doch 'rein, Herr Hegedüs."

Paul lachte. "Sie sind wohl neugierig auf die Dame, Herr Direktor?"

"Warum nicht? vielleicht ist sie doch noch nicht so alt ..."

Die Schauspielerin Maria Máglya blieb in ihrem blaugemusterten Kunstseidenkleid in der Tür stehen; verwirrt blickte sie auf die drei Herren im Zimmer; sie war nicht alt, im Gegenteil, sehr jung; und sie glich so sehr Marischka Mantsits, daß sie niemand anders sein konnte als sie.

Paul sah sie an und fing an zu lachen. "Marischka?! ... was machst du denn hier für Scherze? was bist du? wie heißt du? na, komm doch näher ... guten Tag, Marischka."

"Guten Tag, Onk — ach, jetzt hätte ich fast gesagt ..." sie brach ab, sah sich ein wenig erschrocken um: "Guten Tag ... störe ich hier nicht ... Herr Hegedüs?"

"Nein, nein, komm nur ruhig 'rein", sagte Paul heiter, "und red mich nicht mit Herr an, sag rasch Onkel Paul, sonst denken sich die Herren hier noch wer weiß was! Ich bin nämlich", wandte er sich den beiden Herren zu, "für diese junge Dame Onkel Paul, das heißt, vor kurzem war ich es jedenfalls noch. Die junge Dame ist die Tochter einer guten Bekannten ... sag mal, Marischka, wie alt bist eigentlich alles in allem?"

Marischka-Maria Mantsits-Máglya trat näher und schnitt eine drollige Grimasse.

"Damen fragt man nicht nach ihrem Alter ... besonders Schauspielerinnen nicht. Im übrigen aber pflege ich daraus kein Geheimnis zu machen. Ich werde neunzehn."

"Besonders Schauspielerinnen nicht!" ahmte Paul ihre Betonung nach. Die beiden Herren lachten belustigt, interessiert, aber auch ein wenig argwöhnisch. "Ja, sag mal, was machst du mir denn da für Überraschungen? Erst mal der Name! Maria Máglya! woher nimmst du den eigentlich?"

"Das ist mein Künstlername, wie Sie sich vorstellen können."

"Schön", fuhr Paul fort, "also dein Künstlername. Und seit wann bist du Schauspielerin?"

"Ja, wissen Sie ..." begann Marischka Mantsits; da aber klingelte das Telephon; Direktor Farkas ließ die Herren zu sich bitten; Paul meldete, die Herren kämen sofort, er selbst habe noch etwas zu erledigen und könne erst später nachkommen; die Herren erhoben sich und verabschiedeten sich von Paul und dem jungen Mädchen.

"Na", sagte sie da gleich, "ein Glück, daß diese Individuen sich endlich verzogen haben, denn Sie wären womöglich noch imstande gewesen, zu verraten, daß ich noch lange nicht neunzehn bin."

"Stimmt, so alt kannst du ja auch noch gar nicht sein. Rechnen wir doch mal nach. Im Mai vierundzwanzig bin ich zu euch gezogen, also vor sechs Jahren. Damals gingst du das erste Jahr in die Höhere Töchterschule, warst also elf. Na, und wie viel ist elf und sechs ...?"

"Erstens bin ich wirklich schon siebzehn", sie winkte ausholend mit der Hand, "schon lange. Zweitens, wenn ich sage, ich bin siebzehn, dann wird jeder Mensch den Kopf schütteln: siebzehn, siebzehn, dann kann sie ja höchstens erst in die Schauspielausbildung gehen ... und wird also nicht ernst genommen. Aus dem Grunde schwinde ich, ich werde neunzehn. Na, und werde ich denn nicht neunzehn ... wenn ich bis dahin noch lebe, nicht wahr? Wissen Sie, später, in fünf Jahren werde ich wahrscheinlich sagen, ich bin achtzehn gewesen ..." Sie lachte, mit ihrer drolligen, silberhellen Stimme. Paul mußte daran denken, wie oft er früher dieses Lachen gehört hatte, durch die Tür oder in seinem Zimmer; und es zuckte ihm durch den Kopf, nun sei das "kleine Mädchel mit dem Hund" schon siebzehn Jahre alt, unglaublich ... wie die Zeit vergeht, ich werde bald einunddreißig ... und dann lachte er auch.

"Nun, verehrte Schauspielerin Maria Máglya. Also setz dich mal bitte. Viel Zeit habe ich zwar jetzt nicht, zu fragen hingegen habe ich dich eine Menge. Zunächst: womit kann ich dienen? Denn ich vermute, daß du nicht bloß gekommen bist, um mich zu besuchen — was sich allerdings schon längst geschickt hätte —, sondern weil du ein Anliegen hast, nicht?"

"Doch ja", antwortete sie ernst. "Ich bin gekommen, um Sie um etwas zu bitten."

"Laß hören. Warte mal ... so viel Zeit habe ich schließlich doch für dich. Sag mir zunächst mal, was das für eine Bewandnis hat mit dem Namen Maria Máglya und mit der Schauspielerei."

"Also das ist so", begann Marischka Mantsits, "Sie sind doch am ersten Januar achtundzwanzig von uns weggezogen, damals haben Sie geheiratet, nicht wahr. Aber freilich erinnern Sie sich nicht mehr daran, daß ich nicht mehr in die Töchterschule ging, sondern einen Handelskursus mitmachte, nicht wahr, davon wissen Sie nichts mehr?"

"Zu meinem Leidwesen muß ich gestehen, daß ich das tatsächlich nicht mehr weiß."

"Na, das hab' ich mir gedacht. Und wissen Sie vielleicht, was sich Ostern achtundzwanzig ereignet hat?"

"Ostern achtundzwanzig —?"

"Wenn Sie so fragen, wissen Sie's bestimmt nicht. Also es hat sich ereignet, daß ich bei der Schönheitskonkurrenz auf der Margareteninsel zur ersten Hofdame der Frühlingskönigin von Budapest gewählt wurde. Wir hatten davon in der *Theaterwelt* gelesen, und die Mädels in der Schule, meine Freundinnen, sagten alle, ich wäre dumm, wenn ich mich nicht meldete, ich würde bestimmt einen Preis bekommen; aber ich nahm meinen Handspiegel und sagte zu mir selbst: mit der Fratze willst du einen Preis bekommen? ausgeschlossen. Aber die Mädels ließen mir keine Ruhe, bis ich schließlich sagte, na schön, ich versuch's, dabei weiß ich genau, daß ihr ja bloß darauf lauert, mich auszulachen, wenn ich durchfalle und blamiert dastehe. Denken Sie sich, Mutti hat gar nichts davon gewußt, daß ich an der Geschichte teilnahm ... Hu, ich schäme mich noch nachträglich, wenn ich daran denke, wie ich mich da hinstellen mußte unter die vielen aufgeputzten Mädchen ... was ich anhatte, Schuhe, Strümpfe, Kleid, Handschuhe, Hut, sogar die Handtasche, alles hatte ich mir zusammengeborgt, von jeder Freundin etwas. Bei einer Freundin zogen die Mädels mich an, ein Spaß war das, ich kann Ihnen sagen, wir haben uns halbtot gelacht, und bloß aus Übermut bin ich dann wirklich auf die Insel gefahren, per Auto, ganz großartig; nämlich der Bruder von einer meiner Freundinnen war Monteur in der Herkules-Garage, der hat uns heimlich den Wagen gemopst, eine alte Karre, die denn auch bei der Einfahrt zur Insel steckenblieb, weil ihr die Puste ausgegangen war, furchtbar peinlich war das ... na, aber irgendwie gelangte ich doch noch hin vor die Jury, ich kam mir vor wie 'ne olle Stoffpuppe, wie ich da stand, und trotzdem wäre ich beinahe die Frühlingskönigin von Budapest geworden, bloß, wissen Sie, diejenige, die es dann wirklich geworden ist, war viel besser geschminkt, ihre Mutter war nämlich Friseurin, aber auch so bin ich noch die erste Hofdame geworden ..."

"Hör mal, Marischka", unterbrach Paul sie, "was hast du dir denn für eine Art zu reden angewöhnt? *alte Karre gemopst, Puste ausgegangen, olle Stoffpuppe* ... du bist doch in die Schule gegangen!"

"Allerdings", erwiderte sie, "mir scheint, Sie haben recht, ich hab' mir dieses saloppe Sprechen so angewöhnt, also ich werde mich jetzt zusammennehmen", sie stand auf, machte einen Knicks, "Herr Lehrer ... Na,, wie weit war ich gekommen?"



"Daß du erste Hofdame geworden bist. Ich gratuliere. Aber was hat das alles mit der Schauspielerei zu tun?"

"Geduld, das kommt später, man kann doch nicht alles auf einmal erzählen. Also, wie ich nun Hofdame war und die ganze Jury und alle Leute mir gratulierten, da kam auf einmal ein sehr eleganter Herr auf mich zu, kleines Fräuleinchen hin, kleines Fräuleinchen her, aber beim zehnten Wort sagte er schon bloß noch Kleine, worauf ich ihm versetzte, so gut stünden wir nicht. Da sagte er: Nanu, sind Sie aber penibel, mein Herzchen! Worauf ich: Stimmt, penibel, das bin ich, aber Ihr Herzchen bin ich nicht, sondern eine junge Dame, die Stenographie und Schreibmaschine lernt. Darauf er: Oh, das ist eine schöne und ernste Sache, aber wie alt sind Sie denn eigentlich? Ich: Im Juli werde ich sechzehn. Er: ja, und haben Sie eine Ahnung, was das bedeutet, daß Sie jetzt zur ersten Hofdame gewählt worden sind? Ich: natürlich, ich hab's doch in der *Theaterwelt* gelesen! ich bekomme ein Kleid und einen Mantel und drei seidene Hemdhosen und sechs Paar Seidenstrümpfe und einen Reisekoffer mit Einrichtung und Parfum, Puder, Rouge, ja, und noch ein Kleid bekomme ich, ein Straßenkleid, und dieses Band hier um den Hals, worauf steht *ERSTE HOFDAME*. Da fuhr er fort: und was es sonst noch bedeutet, wissen Sie nicht? O doch, sag ich, daß meine Mutter, wenn sie's erfährt, mir ein paar Ohrfeigen verabreichen wird. So streng ist Ihre Mutter? fragt er, und ich antworte: O ja, noch viel strenger! Da meint er kopfschüttelnd: Dann haben Sie vielleicht noch gar keinen Verehrer? Habe ich wahrlich nicht und werde ich auch nicht haben, antwortete ich ihm. Darauf hat er gelacht und gesagt: Ach, Sie Dummchen! Und ich: Möglich, daß das dumm ist, aber zunächst möchte ich mal wissen, mit wem ich eigentlich das Vergnügen habe, sind Sie vielleicht Untersuchungsrichter, daß Sie so viel fragen? Wissen Sie wirklich nicht, wer ich bin? sagt er da, klemmt sein Monokel ein und tut mir kund: ich bin Robert Octav; wissen Sie noch immer nicht, wer ich bin? Da mußte ich ein bißchen lachen, daß er so hieß wie etwas mit Musik, aber ich wollte ihn nicht beleidigen und sagte bloß: Nein, ich weiß es noch immer nicht. Da erklärte er mir dann lang und breit, zunächst solle ich zur Kenntnis nehmen, dadurch, daß ich erste Hofdame geworden sei, sei ich entdeckt worden, und er habe den Eindruck, daß ich Talent zum Film habe, und er sei Filmregisseur und wolle eine Filmschauspielerin aus mir machen, ich solle zu ihm kommen, dann würden wir das weitere besprechen.

"Na und? ..."

"Was na und? natürlich bin ich nicht hingegangen! so gescheit war ich schließlich schon, daß ich wußte, was dahinter steckt, wenn fremde Herren einen zu sich in die Wohnung bitten. Also warten Sie, ich erzähle weiter. Dem Robert Octav hab' ich gesagt, schönen Dank, aber meine Mutter lasse mich nicht für teures Geld den Handelskursus besuchen, damit ich Filmschauspielerin werde, guten Tag! Da hat er wieder gelacht und gesagt, ich sei ein drolliges Ding, aber diese Faxen kenne er schon und bei Philippi würden wir uns wiedersehen. Im Weggehen rief ich ihm dann bloß noch zu, ich wüßte nicht, ob das eine Konditorei oder ein Café sei, denn in Cafés ginge ich nicht. Also. Seitdem habe ich Herrn Octav nicht wiedergesehen. Dort auf der Insel war dann noch eine große Feier mit Photographieren und solchen Kisten, und abends folgte dann gleich das Kreuzverhör mit Mutti. Ich mußte ihr nämlich die Sache erzählen, weil die Mädels unten vor dem Haus standen mit den Geschenken, die ich bekommen hatte, und am nächsten Tag stand ja die ganze Geschichte sowieso in der *Theaterwelt*. Also Mutti fiel, Gott sei Dank, nicht mal ganz in Ohnmacht, sie weinte bloß ein bißchen, aber die Sachen gefielen ihr sehr, und sie sagte, ich solle mir durch so was nicht den Kopf verdrehen lassen, schön brav und vernünftig sein, meinen Kursus beenden und mir dann eine anständige Stellung in einem Büro suchen, denn ich sei ein bescheidenes Bürgermädchen und die Tochter eines rechtschaffenen und einst wohlhabenden Oberpostrats. Die seidenen Hemdhosen hat sie gleich weggeschlossen, weil ein anständiges Mädchen so etwas nicht trägt, sondern ordentliche weiße Hemden und Hosen. Schluß. Ende des ersten Aktes."

Paul sah auf die Uhr. "Marischka, ich habe jetzt etwas zu tun. Warte mal ein bißchen." Er ließ sich mit Farkas verbinden und fragte an, ob er bei der Verhandlung vonnöten sei, "noch nicht? danke ... gut, wenn Sie mich rufen lassen, komme ich sofort." Dann steckte er sich eine Zigarette an und sagte zu Marischka Mantsits: "Na, ein bißchen Zeit habe ich noch. Wir können also den zweiten Akt beginnen. Vorhang hoch!"

"Schön, also los", sagte sie, "nein, wir wollen keine Witze machen, ich will Ihnen hier kein Theater aufführen, ich weiß, ich halte Sie auf. Jetzt rede ich ernst. Einmal fiel mir dann irgendwie jener Robert Octav ein, und ich fing an, über diese Filmgeschichte nachzudenken und noch über so manches andere. Und da dachte ich, alle die Mädchen, die ich kenne, die den

Handelskursus absolviert haben, jammern darüber, daß sie keine Stellung bekommen können, und dann dachte ich weiter, daß ich doch immer gut deklamieren konnte und daß ich vielleicht wirklich die Begabung hätte, Schauspielerin zu werden. Aber 'nicht bloß so eine Kinostatistin oder ein Girl, sondern richtige Schauspielerin, wie zum Beispiel Eleonora Duse oder Sarah Bernhardt."

"Sieh mal einer an! Woher weißt du denn, daß es überhaupt eine Duse und eine Bernhardt gegeben hat?"

Des Mädchens Gesicht wurde jetzt ganz ernst.

"Sie haben recht, damals wußte ich das noch nicht, aber inzwischen habe ich's gelernt. Ich habe mir nämlich diese Sache so lange hin und her überlegt im stillen, selbst meinen Schulfreundinnen habe ich kein Wort davon gesagt, bis ich schließlich noch damals im Sommer mir ein Herz faßte und zu dem alten Pálfy ging, wer das ist, wissen Sie doch."

"Ja."

"Und Sie wissen's dennoch nicht! Denn er ist nicht nur der größte Künstler, sondern er ist ein ... ich weiß gar nicht, wie ich das sagen soll. Obendrein hat er noch Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Vater, dabei war Vater bloß Postrat. Also ich ging zu Pálfy, mein Herz hat gebummert, daß man's direkt durch die Bluse sehen konnte. Er fragte mich: Was wollen Sie, mein Kind? Ich sagte, nichts ... ich würde ihm nur gern etwas vordeklamieren. Und das tat ich auch. Zwei Gedichte, wissen Sie, die ich schon in der Schule am liebsten hatte und sehr schön rezitieren konnte. Der alte Herr hörte mir andächtig zu und sagte dann, Stimme hätte ich, und er wollte mal sehen, was sich aus mir machen ließe; ich solle eine kleine Rolle lernen und dann wieder zu ihm kommen. Vielleicht wollte er mich bloß abwimmeln, weil er gar nicht gesagt hat, was für eine Rolle ich einstudieren soll, aber ich nahm die Sache ernst und lernte eine Rolle, das heißt, bloß einen Teil aus Franz Molnárs *Liliom*, dort bei dem Dialog zwischen Julie und Frau Muskat, wissen Sie, die Stelle, wo der arme Liliom sich schon umgebracht hat und Frau Muskat kommt, um sich die Leiche anzusehen. Darauf hat Herr Pálfy gesagt, was für ein Unsinn, das könnte ich doch noch gar nicht können, dazu müßte man eine fertige Schauspielerin sein, eine große Künstlerin, und außerdem sei es nicht gerade ein Zeichen von großem Fleiß, ganze fünfzig Zeilen zu lernen und nicht mit einer ordentlichen Rolle zu kommen. Aber dann fing er doch an, mir die Stichworte zu geben, und ich

trug schön ruhig die Rolle vor ... na, und dann hat der alte Onkel Pálfy gesagt, er glaube, es könne etwas aus mir werden."

"Warum auch nicht?" sagte Paul unwillkürlich und fügte rasch hinzu: "Freilich, du sollst dich bei ihm einschreiben lassen und das Geld für den Unterricht bezahlen ..."

"Großer Irrtum! nichts hab' ich bezahlt! erstens, weil er gesagt hat, er unterrichte mich umsonst, denn er glaube, ich würde es so weit bringen, daß er eines Tages noch stolz auf mich sein könne; zweitens hätten wir ja für so teuren Unterricht gar kein Geld gehabt. Denn damals, nachdem Sie fortgezogen waren, hatten wir die beiden möblierten Zimmer fast immer leer stehen."

"Nun, und dann ..."

"Ja, ich bin gleich zu Ende und störe Sie nicht mehr. Jetzt bin ich fertig ausgebildet und kann auf die Bühne gehen, wenn ich ein Engagement bekomme. Pálfy hat sich auch schon an ein paar Leute gewendet, aber ..."

"Man hat dich natürlich nicht genommen."

"Na, nicht ganz so. Genommen hätte man mich schon."

"Also?"

"Nichts also. Davon will ich nicht reden. Sondern hören Sie jetzt bitte mal zu. Kennen Sie das Schauspielhaus?"

"Selbstverständlich! das weiß doch jedes Kind, daß es in Budapest ein Schauspielhaus gibt."

"Gut. Und das hier, wo Sie angestellt sind, das ist die Industrie-Bank?"

"Jawohl. Aber was hat das mit dem Schau —"

"Das werde ich Ihnen gleich sagen. Gibt es hier in der Industrie-Bank einen Herrn namens Szebeny?"

"O ja, den gibt es."

"Schön. Also dieser Herr Szebeny hat einen Bruder, Karl Szebeny. Und dem gehört zur Hälfte das Schauspielhaus, nämlich er finanziert das Theater."

"Interessant. Was man so alles erfährt!"

"Das ist noch gar nichts. Auch Ihr Herr Szebeny hier von der Bank hat Geld im Theater stecken. Aber er ist bloß stiller Teilhaber. Davon weiß niemand was. Also nun: Maria Máglya, engagementlose Schauspielerin — Schauspielhaus — Herr Szebeny — der andere Herr Szebeny — Industrie-Bank — Onkel Hegedüs, vielmehr Herr Paul Hegedüs ... na, verstehen Sie?"

Jetzt kommt mein Anliegen, um dessentwillen ich Sie so lange aufgehalten habe, aber ich glaube, das macht nichts, denn wenn Sie keine Zeit gehabt hätten, hätten Sie mich wahrscheinlich schon vor die Tür gesetzt. Haben Sie die Güte, mich bei Ihrem Szebeny zu protegieren, so daß er dann die Güte hat, seinem Bruder zu sagen ..."

"Warte mal, mein Kind", unterbrach Paul sie. "Ich tue dir natürlich von Herzen gern jeden Gefallen, liebe ... Maria Máglya. Aber du mußt wissen, daß bei uns Bankmenschen und ähnlichen Geschäftsleuten solche Protektionssachen anders vor sich gehen als ... nun, als sonstwo. Wenn ich jemandem jemanden empfehle, also wenn ich jemanden um etwas bitte, dann muß ich meiner Sache sicher sein. Also: daß du eine nette Stimme hast, das höre ich auch, und ... na ja, und du hast auch eine ganz annehmbare Erscheinung für eine Schauspielerin, aber ..."

"Ich weiß, was Sie sagen wollen. Daß ich vielleicht unbegabt bin und deshalb bisher kein Engagement bekommen habe. Und Sie wollen sich nicht mit mir blamieren. Da haben Sie ganz recht .. , bloß, die Sache verhält sich nicht so. Ich will ja gar nicht, daß man auf Ihre Protektion hin mich gleich engagiert. Ich will durch Ihre Empfehlung nichts weiter erreichen, als daß man mich zur Probe etwas vorspielen läßt, aber auf der Bühne ... verstehen Sie? Sagen Sie das bitte Ihrem Herrn Szebeny, wenn Sie so nett sein wollen, ein Wort für mich einzulegen. Ja?"

"Schön. Verstehen Sie's zwar nicht. Auf der Bühne zur Probe spielen? wo spielt man denn sonst zur Probe? im Tattersall?"

"Im Tattersall nicht gerade ..."

"Sondern?"

"Wissen Sie, wir wollen uns damit jetzt nicht aufhalten. Es macht nichts, wenn Sie's nicht verstehen. Die Hauptsache ist, daß Sie's Herrn Szebeny so sagen, wie ich es Ihnen vorgesagt habe. Das ist nämlich auch darum wichtig, weil es ganz anders wirkt, wenn ich so auf privatem Wege empfohlen werde, als wenn mich mein Lehrer oder ein Schauspieler protegiert."

"Wieso wirkt das anders?"

"Es ist eben was anderes. Verstehen Sie das nicht?"

"Nein."

"Sind Sie aber dumm! Achje, entschuldigen Sie."

"Weißt du, Marischka, bei deiner Schauspielerei bist du ziemlich frech geworden."

"Ich hab' mich wirklich bloß versprochen. Aber wenn Sie ... doch nun einmal so dumm sind."

Da lachten sie. Dann nahm Marischka Mantsits ihre Handtasche vom Schreibtisch und stand auf, mit einer eigenartigen langsamen Bewegung reckte sie sich und strich über ihren zerdrückten, versessenen Rock.

"Also jetzt gehe ich. Werden Sie mit dem Herrn Szebeny sprechen?"

"Ich weiß noch nicht. Mir ist diese ganze Geschichte nicht klar, und nach deinen geheimnisvollen Reden — "

"Gar nicht so geheimnisvoll. Sie werden schon dahinterkommen. Denken Sie nur ein bißchen nach. Oder gelegentlich erkläre ich's Ihnen. Also werden Sie mit ihm sprechen?"

"Vielleicht ja, vielleicht auch nicht."

"Na, wirklich ... nicht wahr, Sie tun's?"

"Sagen wir, ich tu's."

"Wann?"

"Mit der Zeit. Ich weiß noch nicht. Erst muß ich nachdenken und mir deine Rätsel lösen."

"Sagen Sie ... könnten Sie nicht gleich mit ihm sprechen?"

"Nein."

"Kann man den Herrn Szebeny nicht von hier anrufen, ihm sagen, er möchte einen Moment herkommen, oder Sie würden 'übergehen in sein Zimmer?"

"Nein, das geht nicht."

"Ich dachte bloß, weil doch schon August ist, und Mitte September wird das Schauspielhaus gewiß schon eröffnet und vielleicht ... könnte ich im ersten Stück noch irgendeine Zofenrolle oder so was bekommen ..."

Paul griff nach dem Telephonhörer. "Verbinden Sie mich bitte mit Herrn Direktor Szebeny."

Marischka Mantsits öffnete ihr Handtäschchen, nahm den Spiegel heraus, lehnte ihn gegen die Tasche, bückte sich ein wenig und strich mit dem Rouge leicht über ihre Lippen.

"Herr Szebeny?" fragte Paul in den Apparat. "Entschuldigen Sie die Störung. Hätten Sie vielleicht fünf Minuten für mich Zeit? Wunderbar. Oh,

keine Spur ... nein, bitte bemühen Sie sich nicht, ich komme 'rüber. Ja, jetzt gleich."

"Vielen Dank", sagte Marischka Mantsits. "Das ist wirklich furchtbar nett von Ihnen, Onkel Hegedüs. Also dann werde ich jetzt gehen. O Gott, o Gott, wenn's doch gelingen möchte. Nicht wahr, es wird gelingen, nicht wahr, Sie möchten's doch auch? Aber jetzt gehe ich wirklich. Sie lassen doch Mutti schön grüßen, nicht? Also, ich danke Ihnen viel-vielmals ..."

Sie gab Paul die Hand; und als sie sich die Hände schüttelten, lachte sie wieder.

"Drollig. Ich lache nämlich darüber, daß Sie mich so ganz flott duzen, während ich Sie, ohne zu stottern, sieze; und als ich 'reinkam ins Zimmer, hätte ich beinahe einen Knicks gemacht, haben Sie das nicht bemerkt?"

Am Samstagmittag fuhr Paul mit Mama Martha an den Balaton. Dies war nach seinem Urlaub der erste Besuch bei seiner Familie. Am Bahnhof nahm Mama Martha der Schwester gleich den Kinderwagen ab und schob unter glücklichem Geplapper ihr Enkelchen auf dem gelben Kiesweg vor sich her; Paul und Maria folgten in einigem Abstand und unterhielten sich. Über das, was sich während der Woche, da sie sich nicht gesehen, ereignet hatte. Hier am See gab es natürlich keine großen Neuigkeiten. Es war sehr heiß gewesen, Lutzchen hatte am Dienstag Nesselausschlag bekommen, der aber bis Mittwoch, Gott sei Dank, verging, am Donnerstag gegen Abend war ein gewaltiges Gewitter gewesen, der Blitz schlug gerade gegenüber in den See, das war wunderbar, aber schauerlich, und der ganze Ort hatte sich bis Mitternacht gesorgt um das Tólakysche Motorboot *Magda*, das eine halbe Stunde vor Ausbruch des Gewitters nach dem jenseitigen Ufer zu gestartet war; die Insassen waren Magda v. Tólaky, noch eine Dame und zwei Herren gewesen, doch gegen zwölf Uhr nachts war es ihnen gelungen, sich irgendwie ans Ufer durchzukämpfen ... also, das war die hiesige Sensation. Und was war in Budapest gewesen? Fürchterliche Hitze; in der Bank ging alles schön ruhig weiter; Iwan hatte nicht Mittwoch, sondern Donnerstag angerufen und vorgeschlagen, mit Paul ins Sommertheater zu gehen, nach dem Theater hatten sie im *Grünen Baum* zu Abend gegessen; sonst war in der ganzen Woche nichts Besonderes gewesen ... "Doch, etwas war noch, etwas Drolliges. Mittwoch vormittag, als ich mich gerade mit den Neupester Herren herumschlug, wegen der Betriebserweiterungsgeschichte, du weißt

doch, bringt mir der Bürodienner auf einmal eine Visitenkarte, und auf der steht: Maria Máglya, Schauspielerin."

"Wer ist das?"

"Gleich. Also ich warf die Karte hin, die Debatte mit den Neupester Herren war nämlich gerade ziemlich hitzig, sie wollten — "

"Wer ist die Maria Máglya?"

"Das will ich ja gerade erzählen. Also ich lasse der unbekanntenen Besucherin sagen, sie möchte bitte Platz nehmen und warten, und führe die Verhandlung zu Ende — "

"Warum sagst du mir nicht, wer diese Maria Máglya ist?"

"Aber liebes Kind, wenn ich damit gleich zu Beginn 'rausrücke, ist ja die ganze Überraschung ..."

"Ich liebe Überraschungen nicht", sagte Maria nervös und ungeduldig. "Sag mir bitte, wer diese Maria Máglya ist."

Paul dachte, nun habe das Ganze keinen Sinn mehr, er habe ungeschickt angefangen, die Sache in die Länge gezogen, mit dem Scherz sei es nun nichts mehr.

"Marischka Mantsits", antwortete er in gar nicht mehr heiterem Ton.

"Ich weiß nicht, wer Marischka Mantsits ist", sagte Maria ziemlich kühl.

"Erinnerst du dich nicht mehr? Ich hab' doch bei ihnen gewohnt in der Molnár-gasse."

"Ach nein ..." ihre Stimme klang ein klein wenig spöttisch: "Und auf einmal ist sie Schauspielerin geworden ... ist sie dazu nicht schon ein bißchen zu alt?"

Hierüber nicht zu lachen, war einfach unmöglich.

"Du Dummchen ... nicht die Frau Mantsits! Ihre Tochter ist Schauspielerin geworden, die Kleine mit dem Hund."

"Ach so, die! Die sich so vor mir verkrochen hat, als ich mal dort war?"

"Ja, genau die."

"Interessant. Wie alt ist denn das Mädel?"

"Siebzehn oder achtzehn, ich weiß nicht genau."

"Unglaublich."

"Tatsächlich kaum zu glauben. Wie die Kinder so heranwachsen."

"Nicht das finde ich unglaublich."

"Was denn?"



"Daß du nicht genau weißt, wie alt sie ist. Du hast doch reichlich lange bei den Leuten gewohnt."

Plötzlich hat Paul ein kaltes, unangenehmes Gefühl in der Brust. Was ist das für ein Ton? was soll dieser sonderbare, etwas spitze, ironische Klang? Nach vier Wochen der Ruhe und sechs Tagen des Getrenntseins gleich in den ersten zehn Minuten dieser Ton? Oder bilde ich mir das nur ein, weil ...

"Sag mal, Paul", fragte Maria nun rasch, "und was wollte sie von dir? oder ist sie dich bloß besuchen gekommen?"

"Protektion wollte sie von mir", antwortete er reserviert. "Protektion? will sie etwa zu euch in die Bank ... in die Theaterabteilung?"

Paul schluckte. "Beinahe. Nämlich ... aber das ist ganz diskret: Szebenys Bruder finanziert ein Theater, und bei diesem Theater möchte das Mädchel engagiert werden. Sie hat soeben eine Privat-Schauspielaerschule beendet. Anscheinend ist sie wirklich begabt."

"Ach nein! Woraus schließt du das? Hast du sie geprüft?" Er schwing einen Augenblick. "Jawohl, ich habe sie geprüft. Und wenn ich sie nicht geprüft hätte, habe ich auch ein Ohr dafür, um zu hören, daß sie eine sehr schöne Stimme hat."

"Sopran oder Alt?"

"Sie ist ja nicht Sängerin. Schauspielerin. Dramatische Schauspielerin."

"Manchmal muß auch in Dramen gesungen werden ... Na, und hat deine Protektion genützt?"

Plötzlich wurde Pauls Stimme nervös und ungeduldig: "Ich weiß nicht, aber offen gesagt, hat es mich auch gar nicht interessiert. Da ist eben jemand zu mir gekommen, der mich brauchte, und ich hätte stich dann versucht zu helfen, wenn es sich um jemanden gehandelt hätte, den ich nicht so gut kenne wie dieses Mädchen. Doch ob nun meine Protektion von Nutzen war oder nicht, mich damit zu befassen, hatte ich wirklich keine Zeit."

"Na gut", sagte Maria, "aber du brauchst dich doch deswegen nicht gleich so aufzuregen. Ich hab' ja bloß gefragt, und mir ist es doch wahrlich gleichgültig ... ich dachte nur, dir wäre es nicht gleichgültig ..."

Jetzt gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her; bei der Wegbiegung glitzerte der abendliche See vor ihnen auf, und dann sah man plötzlich die kleine Villa mit dem grünen Dach hinter dem Gartengitter.

"Ach ja", fing nun Maria wieder an. "Das hab' ich ganz vergessen zu fragen. Du hast nicht erzählt, ob diese Schauspielerin hübsch ist."

Diese Schauspielerin ... Was ist das wieder für ein Ton? Wieder der Ton. Einfältig. Sie weiß doch, von wem die Rede ist. Warum sagt sie also "diese Schauspielerin", warum sagt sie nicht einfach: die kleine Mantsits. Warum mußte sie diese ganze drollige Geschichte verderben. Warum behandelt sie diese ganze Sache so feindselig, so gereizt, mit so sonderbarem Argwohn ... wieder ist sie mißtrauisch. Schade, daß ich überhaupt angefangen habe, davon zu erzählen. Und wenn ich ihr jetzt sage, "diese Schauspielerin" sei gar nicht mal hübsch —

Und da sagte er laut und aggressiv: "Bildschön ist sie."

Lange Zeit hörte Paul nichts von Marischka Mantsits. Ende August kam seine Familie zurück; es begann das gewohnte Leben; in der Bank wurde es lebhafter, er hatte viel und schwer zu arbeiten; gegen Abend ging er müde nach Hause, und wochenlang kamen sie nicht mit Bekannten zusammen; von Maria Máglya hatten sie seit damals nicht miteinander gesprochen, und Paul dachte gar nicht mehr an sie. Im Herbst las er dann in einer Zeitung in der Besprechung eines neuen Theaterstücks, daß "in einer kleinen Rolle eine neue junge Schauspielerin namens Maria Máglya durch angenehme Stimme und reizvolle Erscheinung vorteilhaft aufgefallen sei". Na, dachte er, also ist es doch geglückt, ihre Zofenrolle hat sie noch bekommen; und weiter kümmerte er sich nicht darum.

Der lebhaftere Betrieb in der Bank bedeutete keinen Aufschwung, im Gegenteil, es konnte einem nicht entgehen, daß die Verhältnisse schlechter und schlechter wurden; doch dieser Niedergang berührte Paul nicht unmittelbar. Ein Auslandsgeschäft nämlich, das er vor zwei Jahren eingeleitet und mit Gewalt bei der Direktion durchgesetzt hatte, warf jetzt einen ansehnlichen Gewinn ab, und Paul erhielt ordnungsgemäß den ihm gebührenden Anteil. In einer ruhigen Stunde nahm er dann die seine eigenen Angelegenheiten betreffenden Papiere und Notizen vor, prüfte nach und rechnete und konnte sich sagen, für den Fall, daß ihm "etwas passiere", daß er plötzlich stürbe oder arbeitsunfähig würde, stünde seine Familie nicht so da wie ... kurz, ihre Existenz wäre gesichert: im Alter von dreißig Jahren hatte er sich mit rechtschaffener Arbeit ein schönes bürgerliches Vermögen erworben, kein großes Vermögen, wie es zum Beispiel Farkas besaß, aber

wenn es dazu käme, daß er die Arbeit aufgeben müßte, würden sie von den Ersparnissen zehn Jahre gut leben können, bescheidener wohl auch zwanzig Jahre ... Man kann ja nie wissen, was kommt. Wenn er zum Beispiel den Entschluß faßte, nicht weiter zu arbeiten ... Unsinn. Er war ja froh, daß er Arbeit hatte und arbeiten konnte; selbstverständlich wollte und würde er auch weiter verdienen, nicht um des Vermögens, um des Geldes an sich willen, so war er nicht veranlagt, hatte er doch auch bisher nicht knauserig gelebt, denn schließlich ist es ja nicht der Sinn des Geldes ... der Sinn des Geldes? ach, lassen wir das. Wenn man anfängt, über den Sinn des Geldes nachzudenken, kommt man sehr rasch dahin, daß man auch über den Sinn des Lebens nachdenkt, denn diese beiden bringt man ja meist in Zusammenhang, und wenn man sich dann nicht gerade in sehr harter Stimmung befindet, gleitet leicht alles vom sicheren Wege ab, vom Pfade des Erfolges und der Zufriedenheit in eine Richtung, wo das Geld nicht zählt und das Leben einen ganz andern Sinn hat ... wenn es überhaupt einen Sinn hat. Ein erwachsener Mensch indes soll nicht in den dummen und kindischen Fehler verfallen, sich dem Weltschmerz hinzugeben, das ist, wie man sich das schon vor Jahren vielfach überlegt hat, Sache der Dichter und Propheten ... nämlich, sich mit dem Leid der Welt abzugeben; ich werde die Welt ohnehin nicht erlösen, ich will es auch gar nicht, lassen wir derartige Gedanken also ruhen, außer mir selbst geht niemand mich etwas an, ich lebe auf meinem eigenen kleinen Misthaufen, und auf ihm bin ich der Herr. Die Welt ... möglich, daß ich mich in die Dinge finden würde, auch wenn sie ganz anders beschaffen wären; ich gebe mir ja alle Mühe, mich anzupassen. So sehr, daß ... ich vielleicht sogar für eine Idee schwärmen könnte, wenn es eine solche Idee gäbe ... Eine solche? was für eine? eine Idee überhaupt ... ja, gibt es denn keine? Da ist mein Schwager Klaus, der Salon-Bolschewik, sagen wir, der extreme Sozialist. Er schert sich nicht darum, ob er Geld hat oder nicht, aber er glaubt an etwas, will und wird vielleicht auch etwas erreichen; sein Glaube gilt der internationalen Arbeiterbewegung, sein Haß der Herrschaft des internationalen Kapitals ... er denkt für Millionen und lebt für Millionen. Oder dieser Junge, der Hans. Der glaubt an das, woran auch Kaspar Ehrhart und Béla Szász glaubten, woran Millionen und Millionen von Menschen glauben, und er haßt, was sie hassen; auch er ist nicht allein. Und da ist Georg. Er lebt für eine fixe Idee, aber doch immerhin für etwas. Oder

der kleine Bartha. Der wiederum hat die fixe Idee, ein Recht zu haben auf das Stückchen Brot, dem er seit Jahren vergebens nachjagt. Und da ist ...

Da bin ich. Wofür lebe ich? Natürlich für meine Frau und meinen Sohn ... und ich lebe für sie, wie sich das für einen Bürger geziemt. Der Bürger geht vorwärts auf seinem Wege, gibt acht, daß er weder nach rechts, noch nach links ... halt. Und wenn nun etwas passiert, wenn sich in meiner Umgebung oder in mir etwas ändert ... nein, das ist Unsinn. Die Dinge haben die Bestimmung, sich nicht zu ändern. Damit man glücklich und zufrieden leben kann. Was will ich denn? Glücklich und zufrieden lebe ich ... oder nicht? Na. Da bin ich aber in eine schöne Sackgasse geraten. Danke, genug.

Er sprang auf vom Schreibstisch und öffnete die Tür zum Nebenzimmer.

"Fräulein Ács, kommen Sie bitte mit dem Stenogrammheft."

Georg hatte sich verrechnet. Zu Beginn des Herbstes war er immer noch ohne Arbeit; wenn Paul ihn traf, was sehr selten vorkam, hörte er von ihm stets, daß er augenblicklich gerade mit jemandem verhandle, vielleicht diesmal mit Erfolg. Wenn er sich dann aber Georg ansah, hatte er das Gefühl, daß er gar nicht verhandle und sich nicht einmal bemühe, Arbeit zu finden. Wenn er dieses gleichmütige, fast starre und manchmal ganz ausdruckslose Gesicht betrachtete ... Ist er vielleicht wirklich nicht ganz in Ordnung? dachte er dann, und es lief ihm kalt über den Rücken. Georg war noch ein kleiner Junge gewesen, als Vater einmal mit ihm zum Nervenarzt ging, und heute besteht kein Zweifel mehr darüber, was, beziehungsweise wer die Ursache von alledem ist ...

Paul wurde unruhig, als er wieder daran dachte; nach dem Essen verließ er das Haus früher als gewöhnlich und lief zu Georg, der seit Monaten in einem zweitrangigen Hotel in der Rákóczistraße wohnte, in einem kleinen Zimmer im vierten Stock. Als er eintrat, lag Georg im Bett, las Zeitung und wunderte sich natürlich über den unerwarteten Besuch.

"Ich war gerade hier in der Nähe ... hatte zu tun in unserer Filiale, da fiel mir ein, ich könnte mal gucken kommen, wie's dir geht. Was gibt's Neues, Georg?"

"Reiner Zufall, daß du mich angetroffen hast. Ich hätte nämlich um viertelfünf weggehen sollen, aber soeben ist mir telephonisch abgesagt worden. Jetzt treffe ich die Leute erst um zehn."

"Na, hoffentlich kommt was dabei heraus. Wegen eines Engagements?"

"Viel kommt nicht dabei 'raus, aber in Ermangelung von Besserem ... ich muß ja endlich wieder was machen. Weißt du, die *Symphony-Jazz* hat sich aufgelöst, irgendeinen Streit hat's da gegeben, und jetzt will die Hälfte der Leute eine neue Jazzband bilden. Mich wollen sie als Pianisten haben."

"Das wäre doch nicht schlecht ... was?"

Georg winkte ab. "Die spielen in Cafés zweiter Güte. Hör mal, Paul, dort in meinem Schrank hab' ich eine Flasche Kognak. Nimm sie doch bitte 'raus. Trinkst du auch einen Schnaps?"

Es war schon Winter. Eines Mittags trat der Bürodienner bei Paul ein und meldete, "die Dame" sei da. Paul brummte ihn an, wer das sei, "die Dame". Juhos begann gerade seine Erläuterung, es sei die Dame, die einmal im Sommer ... aber da erschien Marischka Mantsits schon in der Tür. Sie sah gar nicht aus wie eine Schauspielerin, und Paul mußte sofort an die Geschichte von der Wahl der Frühlingskönigin denken, bei der Marischka Mantsits erschienen war wie "ne olle Stoffpuppe". Ihr dunkler Wintermantel hatte hinten und an der Seite Glanz, ihre weißen Hirschlederhandschuhe waren an fast sämtlichen Fingerspitzen geflickt, das Hütchen saß ihr recht flott und unternehmungslustig auf dem Kopf, war aber schon ziemlich abgetragen. Sie begann damit, daß sie Paul schrecklich lange nicht gesehen habe, seit dem Sommer, und er daher vielleicht nicht einmal wisse, daß es ihr wirklich gelungen sei, ins Schauspielhaus 'reinzukommen, auf Herrn Szebenys Empfehlung hin habe der Direktor sie gleich ohne viele Proben engagiert. Es sei auch keineswegs nett von ihr, daß sie bisher nicht gekommen sei, sich für die gütige Protektion zu bedanken, aber sie habe immer gedacht, sie wolle Paul nicht stören, er habe doch gewiß viel zu tun. Dann erzählte sie, tatsächlich, gleich im ersten Stück habe sie eine Rolle bekommen, allerdings bloß eine winzig kleine, sie habe bloß zu sagen brauchen, sie sei ein modernes Mädchen, tue, was sie wolle, und der Papa wage schon lange nicht mehr, sie zu fragen, wohin sie gehe, wenn sie sich das Auto aus der Garage hole, weiter nichts. "Wissen Sie", fuhr Marischka Mantsits fort, "ich mußte dermaßen lachen, sogar bei der Premiere bin ich vor Lachen beinahe steckengeblieben: ich, und mein Auto aus der Garage holen! Ja, und dann später, stimmt, da hatte ich noch zu sagen: "Na, Jungens, wer kommt mit Golf spielen?" ... also fast geplatzt bin ich da vor

Lachen, weißt du, ach pardon, mit Ihnen duze ich mich ja nicht, also wissen Sie, ich habe da von Auto und von Golf und von Hotel Ritz geredet, ach ja, von einer *Garden Party* hab' ich auch noch geredet, die in unserer Villa stattfand, na und nachher bin ich nach Hause gegangen in die Molnárgasse zu Mutti und hab' aufgewärmtes Gemüse zum Abendbrot bekommen."

"So ... also vorläufig bist du noch beim aufgewärmten Gemüse?"

"Jawohl. Manchmal mit einem Stück Fleisch drin."

"So. Na, und wieviel ... Gage bekommst du?"

"Hundertfünfzig. So seh ich auch aus, was? Ein Glück, daß ich bei Mutti wohne."

"Nun und ... Du, nach deinem ersten Auftreten habe ich in einer Zeitung gelesen, du seiest angenehm aufgefallen, oder etwas dergleichen. Bezog sich das auf diese Rolle?"

"Da ich bisher noch keine andere Rolle kreiert habe ..." betonte sie und schnitt lachend eine drollige Grimasse.

"Und bist trotzdem aufgefallen ... in der blöden Rolle?"

"Anscheinend. Ihnen kann ich's ja im Vertrauen flüstern: nicht die Spur bin ich aufgefallen."

"Aber anscheinend doch, wenigstens dem betreffenden Theaterkritiker."

"Ach was", sagte Marischka Mantsits und winkte resigniert ab. "Solches Glück hab' ich nicht."

"Nun und ... hilft dir nicht doch irgend jemand dort beim Theater, damit du zu einer besseren Rolle kommst?"

"Bis jetzt hat's noch keiner eilig gehabt mit dem Helfen."

"So? Und bist du nicht auf den gescheiterten Gedanken gekommen, dich wieder protegieren zu lassen?"

"Nein. Das mit der Protektion ist übrigens gar nicht so leicht."

"Hm. Na und ... was machst du sonst?"

"Hören Sie mal", sagte sie da, "weshalb schleichen Sie um die Sache 'rum wie die Katze um den heißen Brei? Sie wollen doch fragen, ob ich nicht jemanden habe, nämlich einen Freund. Also ich hab' keinen. Ich sag's Ihnen aufrichtig: leider nicht. Es ist zwar sehr wahrscheinlich, daß ich mal einen haben werde, denn eine richtig gute Rolle, wissen Sie, in der man lieben muß und vielleicht leiden und so, die kann man bloß spielen, wenn man schon etwas erlebt hat. Aber dazu muß man wirklich verliebt sein, und, wissen Sie, ich bin ein bißchen wählerisch."

"Na. Sei mal ganz offen. Du willst Geld, nicht?"

"Pfui, so ein schmutziger Gedanke!" sagte sie, und es kam so komisch ernst heraus, daß sie beide lachen mußten. "Nein, wirklich ... es handelt sich nicht in erster Reihe um Geld, sondern um was anderes. Ich möchte nämlich den betreffenden Menschen, mit ... ja, nicht wahr, den möchte ich wirklich sehr lieben, und dann ist alles andere nebensächlich. Ich will ja nicht sagen, es gibt sogar auch dort beim Theater welche, die mir ganz gut gefallen würden ... vielleicht sogar sehr gut. Aber das ist doch immer so, daß so ein Junge sich zuerst schmachtend um einen umbringt, und wenn er einen dann gehabt hat, läßt er einen sitzen. Dazu bin ich mir aber zu gut, und ... es würde mir auch weh tun, wenn der Betreffende mich nicht für zu gut dazu hielte, wenn er nicht fühlte, daß man mit mir nicht so umgehen kann wie mit den meisten Mädels. Wissen Sie, wenn ich mal was erreicht habe bei der Bühne, sozusagen eine Persönlichkeit bin, dann ... ja, dann steht die Sache anders."

"Dann wirst du die Männer sitzenlassen, was?"

"Ach, reden Sie doch nicht. Ich bin doch kein Dämon, keine große Frau, vorläufig bin ich überhaupt noch nichts, und selbst wenn mal eine große Schauspielerin aus mir wird, innerlich kann ich doch nie vergessen, daß ich bloß ... aber das sage ich nur so ganz unter uns, nach außen hin gebe ich mich natürlich anders. Um Gottes willen, es darf niemand erfahren, daß ich im Grunde genommen so bin. Aber Sie verkennen mich ja auch vollkommen. Richtig ernstlich verliebt war ich noch nie, Sie verstehen, wie ich das meine? aber ich weiß genau, daß ich sehr, sehr lieben könnte, wenn mir mal wirklich einer gefällt. Doch so, wie die meisten es machen, das will ich nicht: mich rasch mit einem Mann zusammentun, der mich entdeckt, nachher ihm einen Tritt geben, los, weiter, jetzt kommt einer, der mich ein bißchen höher bringt, dann der nächste, noch höher, wenn's geht, und immer so weiter, für Geld oder so, nein, das will ich nicht, verstehen Sie?"

"Nein. Du redest ziemlich durcheinander."

"Ach was. Ich finde, daß ich sehr verständlich rede. Mir scheint, Sie wollen mich nicht verstehen."

"Aber wenn ich dich doch nun einmal nicht verstehe!"

"Seltsam, als ich das erstemal mit Ihnen gesprochen habe, im Sommer, da waren Sie auch so schwer von Begriff."

"So? das weiß ich nicht mehr."

"Aber ich weiß es noch."

"Du hast eben ein besseres Gedächtnis. Also zurück zum Thema. Ich versteh's nicht."

"Was verstehen Sie nicht?"

"Was du vorhin gesagt hast."

"Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe."

"Du hast gesagt ... irgendwie so: du bist keine große Frau, bist überhaupt nichts ..."

"Ach, das meinen Sie. Lassen wir das lieber. Das ist nämlich eine traurige Sache. Ich bin ungeschickt."

"Als Schauspielerin?"

"Na ja. Nicht raffiniert. Aber das will ich ja auch gar nicht sein, ich will eine große Schauspielerin werden."

"Wie Eleonora Duse ..."

"Na, sehen Sie, Sie haben doch nicht vergessen, was wir im Sommer gesprochen haben. Und da reden Sie von schlechtem Gedächtnis. Sie wollen mich wohl bloß verkohlen?"

"Allerdings, mein Gedächtnis ist gar nicht so schlecht. Ich erinnere mich zum Beispiel auch noch daran, daß ich dich auf deine unschöne Redeweise aufmerksam gemacht habe. Die hast du dir noch immer nicht abgewöhnt."

"So was kann man sich bei uns beim Theater nicht so leicht abgewöhnen ... Aber auf der Bühne spreche ich schön."

"Und wenn in deiner Rolle häßliche Ausdrücke stehen?"

"Das kommt vor, aber das ist was anderes, das ist eben die Bühne. Sagen Sie, möchten Sie mich nicht mal spielen sehen?"

"Weißt du ... wir gehen so selten ins Theater ... aber dich möchte ich mir natürlich gern mal ansehen, bloß ... wegen einer Rolle von drei Worten einen ganzen Abend ..."

"Ach, ich meine ja auch nicht jetzt. Später mal. Wenn ich eine anständige Rolle zu spielen habe."

"Schön, dann werde ich kommen."

"Fein. Soll ich Ihnen Bescheid sagen, wann ich richtig auftrete?"

"Wird das nicht in der Zeitung stehen?"

"Aha ... ich kapiere. Ich soll also nicht mehr herkommen zu Ihnen in die Bank."

"Du Dummchen ..."



"Gut, gut, ich verstehe. Ich geh auch schon und werde Sie nicht mehr stören."

"Sag mal, willst du mich böse machen? Habe ich dir auch nur mit einem Wort gesagt, du sollst nicht mehr kommen, oder — "

"Haben Sie das nicht gesagt? dann ist's ja gut." Kleine Pause. Dann plötzlich: "Wie geht's eigentlich Ihrer Frau?"

"Danke, gut", antwortete er ein wenig überrascht. "Wieso fällt dir das — "

"Sagen Sie mal", unterbrach sie ihn rasch, "was wollte ich noch gleich fragen? ach ja. Weiß Ihre Frau eigentlich, daß ich im Sommer bei Ihnen war?"

"Natürlich."

"Und ... Sie haben's ihr erzählt?"

"Wer denn sonst?"

"Und... jetzt werden Sie's ihr auch erzählen, daß ich hier war?"

Paul schwieg einen Augenblick. "Natürlich werde ich es ihr erzählen ... Oder soll ich nicht?" fragte er mit Betonung.

"Von mir aus ..." meinte Marischka Mantsits und zog die Schultern leicht hoch. "Ich dachte bloß, sie ... könnte das vielleicht mißverstehen ..."

"Nein", sagte er mit Bestimmtheit, "meine Frau kann das nicht mißverstehen."

Tagelang betrat er die Wohnung mit schlechtem Gewissen. Der genaue Zeitpunkt ist ja nebensächlich, dachte er, sooft er in diesen Tagen vor dem Haus ankam, jetzt werde ich ihr sagen, die Kleine sei heute bei mir im Büro gewesen. Sei gekommen, um sich zu bedanken für die Protektion. Jetzt erst, im Dezember? und inzwischen war sie nicht bei dir? Jawohl, das könnte Maria mit Berechtigung fragen. Jawohl, die Geschichte sieht sehr unwahrscheinlich aus. Wie aber wäre es zu beweisen, daß die Kleine tatsächlich erst jetzt zum zweitenmal bei ihm war? Und vor allem, was für einen Grund für ihren Besuch könnte man angeben? fragte sich Paul, denn für die Empfehlung von damals hatte sie sich ja nicht einmal sonderlich bedankt, vielmehr ... um etwas gebeten oder ihm etwas vorgeklagt oder ...? nun, einerlei. Ich habe wirklich keine Zeit, mich mit dieser Frage zu beschäftigen.

Und er verschwieg es seiner Frau, daß Marischka Mantsits ein zweites Mal bei ihm im Büro gewesen war.

Maria lebte zu dieser Zeit in eigentümlichen Stimmungen, in sonderbaren Gefühlsschwankungen. Wochen hindurch war ihre Wortkargheit geradezu in Stummheit ausgeartet, und wenn Paul dies zur Sprache brachte, sich darüber beklagte oder sie auch nur nach der Ursache fragte, antwortete sie mit zwei, drei Worten, es fehle ihr nichts, sie habe bloß einfach nichts zu sagen. In diesen Tagen des Schweigens schien sie sich auch um den kleinen Lutz weniger zu kümmern; Mama Martha hielt sie sich fern unter dem Vorwand, sie habe Kopfschmerzen; wochenlang kam kein Besuch zu ihnen, Maria indessen las im Bett oft bis zum Morgengrauen, vielmehr sie tat so, als lese sie: Paul wachte einmal des Nachts auf und beobachtete sie eine Stunde lang im Lichtschein der Nachttischlampe; da bemerkte er, daß sie während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal blätterte, bloß leer in das Buch starrte. Auch zu Farkas' erstem Essen in diesem Winter gingen sie nicht, weil Maria im letzten Augenblick erklärte, sie fühle sich außerstande, heute abend auszugehen, Paul solle Herrn Farkas sofort telephonisch absagen mit der Begründung, sie sei krank, oder allein hingehen. Krank? dachte Paul, es ist nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich, daß sie wirklich krank ist. Wie könnte ich ihr nur helfen? Vor allem müßte ich wissen, was ihr fehlt, wo es ihr weh tut... Wenn ich sie frage, geht sie nicht darauf ein, wenn ich sage, ich will den Arzt rufen, wird sie wütend. Sie äußert sich nicht, und ich werde nicht aus ihr klug. Die gleichen Gedanken hatte er, als Marias Verhalten einige Tage später, wiederum ohne sichtlichen Grund, ins entgegengesetzte Extrem umschlug: jetzt hielt sie es plötzlich in der Wohnung nicht mehr aus, wollte fortwährend ins Theater und in Nachtlokale gehen, konnte nicht genug bekommen an Vergnügungen, war laut und heiter, kaufte Mama Martha einen neuen Pelzmantel, nahm tagsüber zu Hause den Kleinen immer wieder auf den Schoß, herzte und küßte ihn, und als eines Abends mehrere Gäste bei ihnen waren, fing sie mit Iwan Risztics einen so heftigen Flirt an, daß Paul ganz verblüfft war und sich wunderte, dann unruhig wurde, und als er bemerkte, wie Iwan vorsichtig frech nach ihrer Hand griff und die beiden eine ganze Weile Hand in Hand auf dem Sofa saßen, drauf und dran war, Krach zu schlagen — aber da befahl ihn plötzlich tiefe Traurigkeit. Warum war sie gestern so unendlich schlecht gestimmt, und wie kann sie heute auf

einmal so übermäßig lustig sein? Was wird nun morgen kommen? wieder das große Schweigen? oder etwas anderes? Was auch kommen wird, mir ist es unbegreiflich, ich weiß nichts von ihr und kenne von nichts den Grund. Ich kenne meine Frau nicht.

Marischka Mantsits besuchte Paul ein drittes und auch ein zehntes Mal im Büro. Sie blieb niemals lange, wollte nie etwas von ihm, gewöhnlich sagte sie, sie sei zufällig in der Nähe gewesen und bloß mal 'raufgekommen, um zu sehen, wie es ihm gehe. Diese Besuche waren so weit ja ganz in Ordnung, denn Paul hatte, als er bei Mantsits' wohnte, schließlich auf recht gutem Fuß gestanden mit dem Mädchen, beziehungsweise mit dem Kind; sie war oft zu ihm ins Zimmer gekommen, hatte ihn mit ihren niedlichen Kindereien und Erzählungen aus der Schule amüsiert; Paul war gar nicht gewahr geworden, daß aus ihren elf Jahren zwölf wurden, dann dreizehn und vierzehn; Marischka Mantsits war und blieb "das kleine Mädchel mit dem Hund", solange Paul Tür an Tür mit ihr wohnte, — als sie nun immer wieder zu ihm kam, hatte er das Gefühl, es habe sich eigentlich gar nichts geändert: da sitzt "die Kleine mit dem Hund" vor ihm, plappert ihre netten Dummheiten, bloß jetzt nicht von der Schule, sondern von der Bühne, nicht vom Hersagen der Aufgabe, sondern vom Lernen der Rolle, nicht davon, daß sie im Rechnen eine Drei, sondern davon, daß sie wieder bloß eine Rolle von drei Worten bekommen habe; und jetzt spricht sie nicht im Jargon der Schulkinder, sondern im Theaterjargon. Im übrigen ist sie die gleiche, die sie war. Ja, und natürlich ist sie nicht mehr elf, auch nicht vierzehn Jahre alt, sondern, "ganz ohne zu schwindeln" wirklich bald achtzehn; wann sie achtzehn wird, verrät sie nicht, damit Paul nicht etwa denke, sie erwarte zum Geburtstag ein Geschenk von ihm — also sie wird bald achtzehn, und insofern hat sie sich freilich doch verändert, als ein achtzehnjähriges junges Mädchen immerhin etwas anderes ist als ein vierzehnjähriges Kind. Hübsch ist sie, wenn auch nicht schön, hat eine sehr liebe Stimme, große und tiefblaue Augen, etwas vernachlässigte Hände, trägt immer ordentliche Schuhe, ihre Figur ist sehr gut, wenngleich nicht der ganz moderne Typ ... kurz, alles in allem ist sie noch das kleine Mädchel von früher, manchmal erzählt sie sogar noch von ihrem Puffi, der schon sehr alt, dick und faul ist; auch von ihrer Mutti spricht sie, die sich schon ganz schön damit abgefunden hat, daß ihre Tochter Schauspielerin geworden ist, ohne daß deshalb die Welt untergegangen

wäre; und dann redet sie davon, wie sonderbar es doch eigentlich sei, daß sie weder "im Privatleben", noch beim Theater — dort erst recht nicht — einen Menschen habe, weder weiblichen, noch männlichen Geschlechts, mit dem sie wahrhaft befreundet sei; wichtige Ratschläge habe sie allerdings bisher, Gott sei Dank, nicht gebraucht, aber wenn es vielleicht doch einmal so käme, daß sie sich in einer ernsten Angelegenheit, in irgendeiner Geschichte mit Problemen, in einer großen Freude oder in einem tiefen Leid an jemanden wenden möchte ... nun, es könne ja sein, daß sich bis dahin schon alles mächtig geändert habe, aber einstweilen sei Paul der einzige Mensch, zu dem sie kommen könne, um Rat bitten oder freudestrahlend Gutes berichten oder weinend klagen, dabei stehe er ihr doch eigentlich auch nicht näher als sonst jemand, und, seltsam, trotzdem habe sie das Gefühl, als stehe auf der ganzen Welt bloß er allein ihr nahe; und dann müsse sie auch noch aufrichtig gestehen, daß sie sich mit allen Männern beim Theater duze, auch mit den älteren und berühmten, weil das so Sitte und ja auch bequemer sei, sogar die Garderobieren und die Logenschließerinnen duze sie, und den Sekretär und den Portier und den Dramaturgen und den Oberbeleuchter und Frau Horák, die Souffleuse, aber Paul zu duzen, wäre sie nicht imstande, sie wisse wirklich nicht, warum nicht, aus Respekt oder so was, ja und dann wolle sie ihn noch fragen, ob es ihm ganz bestimmt nicht unangenehm sei, daß sie ihm so oft auf die Pelle rücke hier in der Bank, genau, als hätte sie was mit ihm, er solle ihr das ganz offen sagen, es könnte ja sein, daß es ihm wegen seines Chefs peinlich wäre oder wegen der alten ausgemergelten Tunte, der Sekretärin, denn es könnte ja mal jemand einen Klatsch verbreiten und was würde er dann seiner Frau sagen, wenn er ihr zufällig bis jetzt doch nicht jedesmal erzählt hätte: heute hat das dumme Ding, die Maria Máglya, mich wieder zehn Minuten bei meiner Arbeit aufgehalten, denn so ungefähr würde er es doch sagen, wenn er es überhaupt sagte, und wenn er tatsächlich so von ihr spräche, dann täte er sehr schlecht daran, nicht ihretwegen, denn sie sei wirklich bloß ein dummes Ding, das wisse sie leider sehr gut, aber ihr zum Beispiel würde gerade das verdächtig sein, wenn er auf eine andere Frau schimpfte; im übrigen wisse sie sehr wohl, daß er ein mächtig großer Mann sei, nicht bloß hier in der Bank, sondern auch sonst, im gesellschaftlichen Leben, und was Frauen angehe, so seien in seinem Bekanntenkreis sicherlich mindestens zehn oder noch mehr, reiche und elegante und hübsche, die glücklich wären, wenn er

sich mit ihnen einließe, er verstehe doch, was sie meine? gewiß gebe es sogar welche, die ernstlich in ihn verliebt seien, da sei es dann bloß die Frage, ob seine Frau von denen wisse, denn mit denen müsse er schließlich auch öffentlich zusammenkommen auf Gesellschaften und so, und sie wisse auch, daß Paul, wenn es ihn dazu mal gelüste, zum Beispiel der Elli Moldován, die eine ziemlich hübsche und ganz gute Schauspielerin sei, bloß ein bißchen schöne Augen zu machen brauchte, ebenso der ekligen, schon arrivierten Anna Felkay mit der operierten Nase und dem operierten Busen und ihren hundert Zähnen, denn davon habe sie vergessen, sich mindestens fünfzig wegoperieren zu lassen ...

Paul hatte dem Mädchen bis jetzt still zugehört; nun unterbrach er sie:

"Sag mal, Marischka. Was für eine Flut von dummem Zeug schwatzt du da zusammen?"

Sie stockte.

"Herrgott, hab' ich wirklich solchen Blödsinn geredet?"

Mit Mama Tóth hatte Paul seit Vaters Beerdigung nicht gesprochen. Als er sie jetzt bei Klara besuchte, saß das alte Frauchen auf dem Bett im schmalen Mädchenzimmer, wie gewöhnlich den Rosenkranz in der Hand, die Augen halb geschlossen und die Lippen lautlos bewegend. Auf dem Fensterbrett stand ein Becher, halb voll Kaffee, und ein Teller mit einer mit Pflaumenmus bestrichenen dicken Scheibe Brot.

Mama Tóth schien gar nicht zu bemerken, daß die Tür aufging; sie blickte erst auf, als Paul zu ihr sprach.

"Mama Tóth ... guten Tag."

"Mein Herr und Schöpfer ... du bist's, Paul, mein Kind."

"Ja, ich bin's, Mama Tóth. Ich wollte dich mal besuchen, mal sehen, wie es dir geht."

"Oh, du bist schon oft zu mir gekommen, Paulchen, mein Kind. Neulich habe ich auch von dir geträumt, am Fabianstag in der Nacht. Da habe ich geträumt, daß du mir erschienen bist in der Gestalt, wie du als kleiner Junge ausgesehen hast, in deiner kurzen weißen Hose, in der du bei uns in Baja immer herumgelaufen bist, einmal im Sommer vor vielen Jahren. Drei Fische hast du in der linken Hand gehabt, drei kleine Karpfen, und in der rechten Hand hattest du eine brennende Kerze. Und bist auf mich zugekommen, immer näher. Ich weiß nicht mehr, was das bedeutet, wenn man von Fischen

und einem Knaben mit Kerze träumt. Ich bin schon sehr alt ... Setz dich hier auf den Stuhl, Paulchen, mein Kind. Vielleicht bedeutet es den Tod."

"Also, sag mal, liebe Mama Tóth ..."

Er blieb stecken, regungslos und stumm stand er vor dem kleinen alten schwarzen Schatten. Sag mal, liebe Mama Tóth. Was soll sie sagen? ... was kann man sie fragen? wie es ihr geht? was sie macht? worüber sie nachdenkt, während sie den lieben langen Tag so allein hier auf dem Bett sitzt? soll er sie fragen, wofür sie lebt oder ob sie schon den Sinn der Dinge gefunden hat oder —

Das alte Mütterchen sah ihn an.

"Auch von deinem lieben Vater habe ich neulich geträumt, am Tage des heiligen Märtyrers Stefan, am zweiten Weihnachtsfeiertag. Dein Vater stand in einem fremden Tor, sah mich an und lachte sehr. Da habe ich zu ihm im Traum gesagt: warum weinen Sie denn, mein lieber Herr Schwiegersohn? Aber er hat mir keine Antwort gegeben, bloß gelacht. Dann habe ich zu ihm gesagt: ich beschwöre Sie um unseres lieben Herrn Jesu willen, mein lieber Herr Schwiegersohn, weinen Sie doch nicht. Aber er hat bloß weiter gelacht. Ich weiß nicht mehr, was es bedeutet, wenn man im Traum in einem lachenden Menschen einen weinenden Menschen sieht, in einem fremden Tor stehen. Ich glaube, es bedeutet den Tod."

"Ach, das bedeutet gar nichts, liebe Mama Tóth ..."

"Doch, doch, mein Kind, das bedeutet ganz gewiß etwas, bloß weiß ich nicht mehr, was. Wenn ein Verstorbener in einem Tor steht und lacht. Ich träume jetzt oft von Toten. Einmal habe ich auch von meinem seligen Bruder Balthasar geträumt, er trieb ein Ochsespann rückwärts. Und von dem Bäckergehilfen Josef Födi habe ich auch geträumt, der in den Teich bei der Ziegelfabrik baden ging und ertrank, kurz nachdem er aus dem Krieg heimgekehrt war. Und von meinem seligen Mann Ambrosius Tóth habe ich geträumt, einen Bart hat er im Traum gehabt wie der heilige Petrus im Himmelstor, aber ich weiß nicht mehr, was es bedeutet, wenn man einen bartlosen Menschen im Traum mit einem Bart sieht ..."

"Sag doch mal ... liebe Mama Tóth. Hast du nicht irgendeinen Wunsch? Brauchst du nicht irgend etwas? ich würde es dir gern mitbringen, wenn ich das nächste Mal wiederkomme."

"Was ich brauche, Paulchen, mein Kind, kannst du mir nicht mitbringen. Den Tod kann nur der liebe Herrgott geben. Etwas anderes brauche ich

nicht, ich habe alles. Unser Herr und Schöpfer war mir gnädig. Ich habe meine gute Tochter bei mir, habe mein schönes Enkelkind Hänschen bei mir, habe Speise und Trank und habe mein Bett ... Einmal, es ist noch gar nicht lange her, voriges Jahr am Lazarustage, da habe ich geträumt — "

Paul ging leise aus dem schmalen Mädchenzimmer, schloß behutsam die Tür, um die Schläfen fühlte er einen unerträglichen Druck. Im Flur begegnete er Klara, die sich inzwischen fertig gemacht hatte, um auszugehen. Kein Wort sprachen die beiden von Mama Tóth.

"Kann ich Sie ein Stück begleiten?" fragte Paul, denn er wollte und konnte jetzt nicht allein bleiben, nicht allein fortgehen.

"Gut. Kommen Sie mit. Ich wollte sowieso gern einmal mit Ihnen sprechen. Was war es nur, das ich Ihnen sagen wollte. Ach ja, ich weiß schon. Sehen Sie mal, ich muß mir eine Beschäftigung suchen. Ich klage jetzt nicht über Geldschwierigkeiten, mein Gott, das habe ich schon aufgegeben ... ich besitze kein anständiges Kleid mehr, und sehen Sie sich diese Schuhe an, genau seit anderthalb Jahren trage ich die jetzt ... na, lassen wir das. Ich muß etwas arbeiten, ich halte es nicht mehr aus, bloß so in den Tag hineinzuleben!"

"Aber liebe Klara ... das sage ich ja auch, Sie müßten unbedingt eine Tätigkeit haben. In erster Linie, um etwas zu verdienen. Ich weiß allerdings nicht —"

"Außer meiner Wohnung und ein paar Schmuckstücken, die ich mir bisher noch retten konnte, habe ich nichts mehr. Die Gnadenpension. Und was soll werden, wenn Hans fertig ist? wer weiß, ob er dann eine Stellung bekommt! und bis dahin? noch zwei Jahre ..."

"Nun, und haben Sie schon versucht, über die Sache nachzudenken? Wozu hätten Sie denn Lust oder was könnten Sie machen? wenn ich wüßte, was Sie sich ungefähr vorstellen, könnte ich Ihnen vielleicht helfen."

"Eigentlich kann ich mir gar nichts vorstellen, was ich anfangen könnte. Ich weiß bloß, daß, wenn ich nur an diese Frage denke, alle meine Nervenfasern zu zittern beginnen."

Und da hatte sie auch schon Tränen in den Augen.

Direktor Szebeny öffnete die Tür von Pauls Zimmer; er sah auf dem Besuchssessel jemanden sitzen, eine Dame; "Oh, Verzeihung", sagte er und zog seinen Kopf zurück; Paul stand auf und lief ihm nach; Szebeny war

jedoch nicht mehr im Vorzimmer, und auch auf dem Flur war er nicht mehr zu finden; gewiß war er in ein anderes Zimmer gegangen.

"Wer war das eben, dem du so nachgerannt bist?" fragte Maria Máglya, als Paul sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt hatte.

"Szebeny. Dumm von ihm, so schnell wegzulaufen."

"Ja, wirklich. Ich hätte ihn gern endlich persönlich kennengelernt. Wenn ich ihn schon bisher nicht direkt aufgesucht habe. Vielleicht kommt er nochmal 'rein, nicht?"

"Vielleicht. Wenn dir viel daran liegt, kann ich ihn ja herbitten."

"Gar nichts liegt mir dran. Also, mein lieber ... das ist kein Geflunker, sondern eine ganz ernste Sache. Schon seit vier Wochen lerne ich die Rolle, und jetzt habe ich noch zwei Wochen, jeden Tag ist Probe. Das kam nämlich so: in zwei Wochen muß die Felkay 'rüber zum Neuen Theater, aber das hat man schon bei der Premiere gewußt, daß sie bloß bis zur fünfzigsten Aufführung bei uns spielen kann, und der Direktor hat gesagt, wenn das Stück dann noch geht, soll ich die Rolle von der Felkay übernehmen. Weißt du, es kann ja sein, daß er das gar nicht ernst gemeint hat, aber ich habe es ernst aufgefaßt und die Rolle auf alle Fälle gelernt. Und als es dann anfing, so auszusehen, als würde das Stück wirklich mehr als fünfzig Aufführungen erleben, das Theater ist ja noch immer jeden Abend ausverkauft, da bin ich schön zu ihm hingegangen und habe es durchgesetzt, daß er mich die Rolle vortragen ließ, und da hat er eingewilligt, daß ich sie spiele, wenn die Felkay abgezogen ist. Weißt du, die Rolle ist sehr interessant! Und ich denke sie mir ganz anders, als die Felkay sie gespielt hat, ich werde sie auch nicht die Spur nachahmen. Der Direktor hat auch gesagt, er finde, daß man das auch anders machen kann, als die Felkay es gemacht hat, er habe also nichts dagegen, aber wenn ich die Sache verderbe, nachdem das Stück mit der Felkay ununterbrochen bis zum fünfzigsten Mal gegangen ist, dann bringt er mich um. Na, das wird er nicht tun, dafür werd ich schon sorgen. Also das war's, was ich dir mitteilen wollte. Ach ja. Noch was. Ich möchte schrecklich gern, daß du hinkommst, wenn ich zum erstenmal in einer ernsthaften Rolle auftrete. Ich rechne bestimmt damit und — "

"Gut", sagt Paul, "ansehen werde ich dich mir bestimmt, bloß kann ich dir nicht fest versprechen, daß das gerade bei deinem ersten Auftreten der Fall sein wird."



"Nein? ach, schade. Denn gerade das möchte ich gern ... das wirst du doch verstehen, nicht? gerade bei meinem ersten Auftreten ... das ist ein Aberglaube, mir aber furchtbar wichtig, denn ich bin nun mal abergläubisch, und mir ist das so in den Sinn gekommen, daß du bei meinem richtigen Debüt da sein mußt. Nie habe ich den Wunsch geäußert, du sollst mich in diesen blöden kleinen Rollen sehen, aber jetzt!"

"Na, vielleicht läßt es sich machen."

"Nein, nicht vielleicht: versprich es mir. Jetzt sofort."

"Sieh mal, Marischka ..."

"Sieh mal, Paul. Sag deiner Frau ganz einfach, das Mädchel, dem du dazu verholfen hast, ins Schauspielhaus zu kommen; das kannst du ruhig sagen, denn es stimmt doch fast, also... diese junge Schauspielerin tritt jetzt zum erstenmal in einer größeren Rolle auf, und du möchtest dir ansehen, was sie kann. Und damit basta. Das kann man ihr doch sagen?!"

"Ja, das kann man sagen ..."

Vielmehr, das könnte man sagen, wenn man von Maria Máglya überhaupt sprechen könnte. Das kann man aber nicht. Paul hatte einmal gelogen — nur probenhalber —, er hätte das Mädchen auf der Straße getroffen; da hatte Maria die Stirn gerunzelt und gesagt: "So?" und zwar in einem Ton, daß er sich hütete, sonst noch etwas zu erzählen, noch eine Lüge zu sagen oder gar die Wahrheit, nämlich, daß die kleine Mantsits in letzter Zeit schon fast jeden vierten oder fünften Tag auf ein paar Minuten zu ihm ins Büro kam und daß er auf diese Minuten wartete und sie ihm eine Freude waren. Dieses Mädchel, dieses Kind hatte etwas so Leichtes, Liebes, etwas so angenehm Verantwortungsloses. Die Minuten mit ihr bedeuteten für ihn jedesmal eine kleine Erholung. Sie plauderten von alltäglichen Geringfügigkeiten, vielmehr die Kleine plapperte und erzählte von unbedeutenden Dingen aus dem Theater, aus ihrem Leben; wenn sie klagte, war es nicht schwer, sie zu trösten, wenn sie sich über etwas freute, war es leicht, sich mit ihr zu freuen; man wußte immer genau, wann sie etwas nicht zu sagen wagte, und auch, wann sie log; denn sie flunkerte und phantasierte gern, erzählte die Dinge so, wie sie ihr gerade einfielen: aber es handelte sich nicht um Leben oder Tod, und es war gar nicht wichtig, ob sie die Wahrheit sagte oder nicht. Eine leichte kleine Angelegenheit war diese Marischka Mantsits, mit der man sich gerade nur während der Viertelstunde beschäftigte, die sie da vor einem saß. Sie bemerkten es kaum, daß das

Mädchen ihn eines Tages auch duzte; aber von da an hatte Paul das sonderbare Gefühl, es wäre ihm manchmal ganz angenehm, wenn er mit dieser ... diesem Kind vertraut sein könnte, vielleicht eben darum, weil sich bisher seine Überlegenheit, sein wohlwollendes Interesse, seine etwas väterliche Haltung irgendwie ganz von selbst ergeben hatten ... freilich, das lag an dem Altersunterschied: vierzehn Jahre, — aber es kommt ja vor, daß nicht nur die Tochter Vertrauen zu ihrem Vater hat, sondern daß auch der Vater der Tochter gegenüber aufrichtig und mittheilsam ist, ihr alles mögliche ganz offen sagt ... Ja: aber eine solche Neuerung würde an dem anspruchslos leichten Verhältnis sofort etwas verderben, denn wenn auch er spräche: er könnte nicht stehenbleiben bei den kleinen Belanglosigkeiten, die aus ihrem Mund so reizend klingen; wenn auch er spräche, dann ... würde er zuallererst hierüber mit ihr sprechen: was sie meine, warum er sie sich an diese Besuche bei ihm in der Bank habe gewöhnen lassen, und was sie zum Beispiel davon halte, daß er diese ganze Sache seiner Frau verheimliche; und wenn man auch weiß, was diese ganze Sache für das Mädchen für einen Sinn hat, ist es denn in Ordnung, daß jemand, der so viel feiler ist als sie, der Frau und Kind hat, der ein ernst arbeitender, nicht eben heiterer Mensch ist, diese Besuche einfach so einreißen läßt, wenn auch guten Glaubens und völlig unschuldig, bloß auf Grund der alten Bekanntschaft, aus rein menschlichem Interesse oder höchstens so, wie man einen netten kleinen Hund oder Vogel gern ansieht und streichelt, — daß er ihr und sich diese heimlichen, jawohl: heimlichen Besuche zur Gewohnheit macht, sie immer wieder herkommen läßt, ohne Ziel und Zweck, ohne daß er ihr im Grunde genommen auch nur im geringsten hätte helfen können, denn sie wäre ja auch ohne seine sogenannte Protektion zum Theater gekommen, wenn nicht zu diesem, dann zu einem andern und wenn nicht jetzt, dann im nächsten Jahr und wenn nicht darum, weil sie eine große Künstlerin ist, dann darum, weil sie eine hübsche, gescheite und umgängliche kleine Person ist; also ... da sitzt man diesem Mädchen gegenüber, das einen seit Monaten oft und regelmäßig besuchen kommt, und manchmal denkt man daran, daß es einem bisher noch kein einziges Mal eingefallen ist, ihr zu sagen: hör mal, Kleine, eine "Schauspielerin" kann nicht in solch einer Bluse herumlaufen, da hast du zwanzig Pengö, kauf dir dafür eine anständige Bluse; oder sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie ein Loch im Strumpf hat, nein, red nicht, die Masche ist nicht jetzt eben heruntergelaufen, das ist ein regelrechtes,

vernachlässigtes Loch hinten über dem Hacken, bitte, hier sind zehn Pengö, kauf dir dafür zwei Paar neue Strümpfe; oder ihr einfach ein Paar neue Handschuhe zu kaufen, damit sie diese verwaschenen, an allen Fingern geflickten Wildlederhandschuhe nicht mehr zu tragen braucht; oder ... mit einem Wort: was hat dieses Mädels davon, daß sie immer herkommt, was hat sie von der ganzen Bekanntschaft? Nichts. Und was habe ich davon? Daß ich meiner Frau die Sache verheimliche und deswegen oft das Gefühl habe, ein Halunke zu sein.

Wie denn auch das eine ziemlich ins Unanständige spielende Haltung war, daß er zu Maria nicht ganz einfach sagte — so, wie die kleine Mantsits es sich vorgestellt und ihm geraten hatte —, hör mal, Kind, dann und dann tritt dieses Mädchen zum erstenmal auf, ich möchte sie spielen sehen, komm, gehen wir ins Theater. Nein, dazu konnte er sich nicht entschließen, sondern er fragte Farkas im Laufe des Gesprächs, ob er das Stück *Ich fürchte dich nicht* im Schauspielhaus schon gesehen habe; Farkas antwortete scherzend, er fürchte, er habe es noch nicht gesehen; Paul erwähnte beiläufig, aber im Ernst, wie er höre und lese, erlebe das Stück demnächst seine fünfzigste Aufführung; dann könne es wohl nicht gar so schlecht sein, meinte Farkas, vielleicht könnten sie mal zusammen hingehen, mit den Frauen natürlich, diesen Winter seien sie ohnehin noch nirgends zusammen gewesen; Paul antwortete, er danke vielmals, nahm Farkas' Kalender vom Schreibtisch und fragte, ob es ihm zum Beispiel nächsten Dienstag, oder sagen wir, lieber Mittwoch, passe; Farkas war es einerlei, ob Dienstag oder Mittwoch; da bestellte Paul telephonisch eine Loge für nächsten Mittwoch, zur einundfünfzigsten Aufführung des Stückes; zu Hause sagte er nachher zu Maria, Farkas' hätten sie für Mittwoch abend ins Schauspielhaus eingeladen; Maria fragte, was gespielt würde; Paul antwortete, er wolle gleich in der Zeitung nachsehen, aha, *Ich fürchte dich nicht*, übrigens habe er gehört, daß das ein ganz amüsanteres Stück sei; Maria sagte, sie freue sich sehr, auch Risztics habe davon gesprochen, daß das Stück nicht schlecht sei, und die Anna Felkay solle einfach brillant sein in der Rolle; darauf sagte Paul: tatsächlich? das sei ja sehr schön, auch er freue sich, hoffentlich werde es also ein angenehmer Abend. Und innerlich verabscheute er sich ob der gemeinen Schwindelei, die er da machte.

Am Mittwochabend gingen sie also ins Schauspielhaus; Farkas' saßen bereits in der Loge, als sie ankamen; Paul nahm sofort das Programm in die Hand und sagte: "Nanu, was ist denn das? andere Besetzung?" Da bat Maria ihn um das Programm, warf einen Blick hinein, sah, daß die Rolle der Ili nicht Anna Felkay spielen würde, sondern Maria Máglya, und sagte ganz leise bloß: "Aha, die Maria Máglya ..." Dann sprach sie den ganzen Abend nicht mehr als zehn Worte, und dies fiel Farkas' auch auf; Paul indessen bemerkte nicht, ob Maria schwieg oder sprach, gut oder schlecht gelaunt war, sogar dessen war er nicht einmal ganz sicher, ob sie neben ihm in der Loge saß oder nicht; er wußte überhaupt nicht recht, daß außer ihm noch Menschen im Theater waren, — es geschah nämlich, daß ...

Damit begann es, daß Marischka Mantsits in der zweiten Szene des ersten Aktes zuerst auf die Bühne trat; in den ersten Sekunden kämpfte sie sichtlich mit dem Lampenfieber, dann wurde plötzlich ihre Stimme klar, frei bewegte sie sich hin und her im Licht der Reflektoren; in der dritten Szene wurde ihr mitten im Spiel applaudiert; und nach Schluß des ersten Aktes hieß es allgemein, diese kleine Dings ... wie heißt sie eigentlich, sei recht gut; der Direktor in seiner Loge sagte zum Oberregisseur: "Na —?" und der Regisseur antwortete: "Na!" Dann kam der bekannte Kritiker in die Loge und sagte zu den Herren: "Ich hatte Ihnen doch schon längst gesagt, das Publikum hat den knabenhaften Typ gräßlich satt, vorläufig weiß ich zwar noch nicht, ob die kleine Máglya das instinktiv oder bewußt macht, aber eins ist sicher, Erfolg hat sie, weil sie die Rolle weiblich spielt, weich und mädchenhaft, nichts Herbes ist an ihr, ich predige ja schon lange, mit dem achtzig Pfund leichten, busenlosen, platinblonden, eckigen *Sex appeal* ist es aus, im übrigen kann die Máglya meiner Ansicht nach wirklich was, ich wette, daß das Stück mit ihr mindestens noch fünfundzwanzigmal geht." Und Herr Farkas bemerkte, diese Máglya, der neue jugendliche Star, gefalle ihm außerordentlich.

Gegen Ende des zweiten Akts, bei jenem Auftritt geschah es, wo das gewisse Mädchen von heute — entweder, weil sie im geheimen dennoch tatsächlich unberührt ist, oder aber, weil sie es sich auf diese Weise selbst einreden will — zu dem jungen Mann sagt, der je nach dem Stück ein blasierter, abenteuerlustiger, gewissenloser Budapester Fatzke oder ein tiefempfindender, edeldenkender junger Gutsbesitzer ist, — also: das Mädchen sagt: "Nein! ..." und darauf antwortet der Jüngling zynisch: "Nein

—? na, dann eben nicht", oder aber er sagt gar nichts, reißt in aufwallender Leidenschaft das Mädchen an sich und ... In *Ich fürchte dich nicht* wurde diese Szene bei der einundfünfzigsten Aufführung irgendwie anders gespielt als bisher. Der platinblonde, knabenhafte Stil hatte erfordert, daß das "Nein!" hart, derb und kurz gesprochen und von einem harten, derben, kurzen Kopfhochwerfen, einem harten, derben, kurzen Achselzucken begleitet wurde, in bewußter Aufgebrachtheit und schroffer Bestimmtheit. Das Publikum hatte sich an diese Art der Darstellung gewöhnt, das Publikum erwartete und verlangte es um diese Zeit geradezu so und pflegte dafür mit stürmischem Applaus zu lohnen. Maria Máglya machte es anders. Ihr "Nein!" kam so weich, so zitternd ängstlich, so langsam und unsicher, mit so unbewußter und verlorener Abwehr über ihre Lippen, daß es wie ein hundertfaches "Ja!" klang, und sie stand reglos dem Mann gegenüber und schaute ihm mit kaum merklichem Beben, mit erschrockenem, erstauntem Blick in die Augen wie ein hypnotisiertes Vögelchen, die Arme wie gelähmt herunterhängen lassend. Es war gar nicht anders vorstellbar: der Mann mußte sie jetzt in die Arme nehmen und ... Da geschah es, daß in Paul plötzlich eine beängstigende Verwirrung entstand. Alles wankte, die Zeit stand auf dem Kopf, der Raum verknäuelte sich in einem mit Ahnungen geladenen, unheimlichen Hexentanz ... was ist geschehen? was ist hier? wer ist hier? ... wo bin ich ...

<sup>41</sup>Peter:

*(auf der jetzigen Bühne, mit herabhängenden Armen, halb vom Publikum abgewandt, mit schwerer, verworrener, stockender Stimme)*

Wissen Sie, Ili ... ich glaube Ihnen nicht, daß Sie das Mädchen von heute sind, als das Sie scheinen wollen, als das Sie sich geben. Ich kenne Sie besser ... Seit Monaten schleiche ich um Sie herum, beobachte Sie, warte und ... Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich fühle und weiß ...

Ili:

*(auf der jetzigen Bühne, Peter gegenüber, steht da, weicht dann einen kleinen Schritt zurück)*

Lauern Sie mir nicht auf, Peter, warten Sie nicht auf mich. Das zwischen uns hat keinen Sinn. Sie leben ein so ganz anderes Leben als ich hier in der Stadt, als ... wir alle, wir, die Jugend von heute. Sie sind anders ... Sie sind gut, aber wir würden uns niemals so ganz verstehen, und dann eines Tages ...

---

<sup>41</sup> Hier folgend wurden im deutschen Original die Situation des jetzigen Theaterbesuchs und desjenigen in Pauls Kindheit (siehe Kapitel *Schule, Theater und sonstige Verwirrungen*) nebeneinandergestellt. In dieser Neuausgabe stehen sie untereinander.

Peter:

*(auf der jetzigen Bühne, hebt langsam den Kopf, tritt auf Ili zu)*

Und wenn ich Ihnen sage, Ili, ich halte es nicht mehr aus, Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie haben will und daß mir alles gleichgültig ist ... mag auch wer immer vor mir gewesen sein ... ich fürchte dich nicht, ich strecke meine Arme nach dir aus und werde dich erreichen —

Ili:

*(auf der jetzigen Bühne, ihre Arme heben sich langsam, sie weicht zurück)*

Nein ...

Peter:

*(auf der jetzigen Bühne, sieht Ili einen Augenblick starr an, springt dann auf sie zu und nimmt sie auf den Arm, Ili liegt in seinem Arm, gewichtlos, ein wenig gekrümmt, mit schlaff herabhängenden Armen und Beinen und ganz nach hinten gefallenem Kopf; ihr von einem schlechten Friseur gewelltes haiblanges Haar flattert hinter ihrem Kopf her, als Peter einen Augenblick stehenbleibt und dann mit ihr hinausstürzt durch die kleine Tür rechts im Hintergrund der Bühne)*

Der jetzige Zuschauerraum:

*(lange anhaltender Applaus, während die Bühne im Halbdunkel leer bleibt)*

Der jetzige Paul:

*(sitzt reglos da, starrt auf die leere Bühne)*

Frau Farkas:

*(beugt sich zu Paul)*

Das war gut, nicht? Die kann was, diese kleine Schauspielerin, finden Sie nicht auch, Herr Hegedüs?

Herr Farkas:

Die kann nicht nur was, mein Kind, sondern die kann sehr viel, die ist eine ganz vorzügliche Schauspielerin, finden Sie nicht, gnädige Frau?

Maria:

*(blickt starr und schweigend auf die leere Bühne)*

Der jetzige Paul:

*(eine unerträgliche siedende Glut zieht ihm durch den ganzen Körper, das Herz klopft ihm wild, in den Schläfen fühlt er eine fürchterliche Spannung, alles wird ihm schwarz vor den Augen; plötzlich springt er auf, sein Stuhl kippt mit lautem Aufschlag nach hinten)*

Frau Farkas:

Dann sind wir ja ganz einer Meinung. Aber außerdem ist sie ein sehr hübsches Mädchen. Oder ist sie verheiratet?

Herr Farkas:

Mädchen oder verheiratet? Wie kann man nur so naiv fragen! Als ob's bei der Bühne überhaupt Mädchen gäbe! Nicht wahr, gnädige Frau?

Maria:

*(gibt keine Antwort, starrt auf die leere Bühne)*

Paul:

*(ganz laut, heiser)*

Ich ... das ...

Einige aus dem Zuschauerraum:

*(drehen sich nach der Loge um, empört, aggressiv)*

Ruhe! Pssst!

Peters Freund:

*(der mit einem stimmungsvollen Akkord den Akt schließt, erscheint von links auf der Bühne, sieht sich um, kommt nach vorn, geht zurück, sieht sich um)*

Ili ... Peter ... wo sind die denn? Sind sie weggegangen?

Paul:

*(lehnt sich an die Logenwand, leise, heiser, stockend)*

Verzeihung... ich wußte nicht, daß ... es noch nicht zu Ende ist...



Der Räuber:

*(auf jener früheren, eine Pußtaschenke darstellenden Bühne, in der linken Hand die lange Flinte, die Arme ausgebreitet, dem Publikum zugewendet, singt)*

Ein Räuber bin ich im weiten Land,  
König der Pußta werd' ich genannt.  
Lenchen, mein Herz, du schönes Kind,  
Gesattelt mein Roß, komm fort geschwind,  
Wir sausen dahin wie Sturm und Wind!

Lene:

*(auf der früheren Bühne, in schmucker ungarischer Tracht, dem Publikum zugewendet, die Hände auf die Hüften gestützt, sich leicht wiegend, singt)*

O weh, die Schergen sind dir auf der Spur,  
Fassen sie dich, so mußt du sterben,  
Mußt von Henkers Hand verderben.  
Oh, flieh, Geliebter, durch Wald und Flur,  
Laß mich, hör der Mutter Flehen,  
Nimmer kann ich mit dir gehen!

Der Räuber:

*(auf der früheren Bühne, hängt sich plötzlich die Flinte um den Hals, tritt vor, wendet sich Lene zu, hebt die Hand)*

Noch einmal frage ich dich, Lenchen, mein Herz, kommst du willig mit mir,  
oder —

Lene:

*(auf der früheren Bühne, seufzt, verzagt)*

Ich kann nicht mit dir gehen, Martin, mein Herz ...

Der Räuber:

*(auf der früheren Bühne)*

Dann nehme ich dich mit Gewalt!

*(nimmt Lene auf den Arm; sie liegt steif und gerade da; ihr rotes Kopftuch fällt herunter, ihr langes blondes Haar löst sich auf; der Räuber bleibt einen Augenblick stehen, dann läuft er, Lene auf dem Arm, nach rechts über die Bühne auf die Schenktür zu; das üppige blonde Haar flattert hinter Lenes Kopf her)*

Der frühere Zuschauerraum:

*(stürmisches Beifallklatschen; aus dem Orchester dröhnt das Finale im Fortissimo; die Bühne bleibt eine Weile leer, bläulich beleuchtet vom Mondschein; dann fällt plötzlich der Vorhang)*

Der frühere Paul:

(schwingt sich aufschreiend auf dem Stuhl nach vorn, rutscht herunter, stößt sich am Sims der Loge, dreht sich um, stürzt auf die Logentür zu, rüttelt am Klinkenknopf, weint und schreit im brausenden Applaus)

Lene! er hat die Lene weggeschleppt!

Mutter:

*(in der früheren Loge; springt auf, läuft Paul erregt nach)*

Aber Herzchen! das ist ja bloß Spiel! verstehst du das denn nicht? wir sind doch im Theater, er hat sie ja nicht wirklich weggeschleppt ... gleich werden sie beide wiederkommen ...



Vater:

*(in der früheren Loge; ärgerlich)*

Aber Paul! komm sofort her und sei still! Schämst du dich denn nicht vor all den fremden Leuten? was ist das für eine Ungezogenheit?!

Der frühere Paul:

*(schreit verzweifelt, stößt Mutter von sich weg)*

Er hat die Lene weggeschleppt und tötet sie, und ich werde sie nie mehr sehen! Laß mich los! ich will die Lene ... er hat sie weggeschleppt ...

Mutter:

*(verzweifelt)*

Aber Herzchen, das alles wird ja nur gespielt, wir sind doch im Theater ... mein Gott, warum bin ich nur darauf eingegangen, das Kind mit hierher zu bringen ...

Vater:

*(wütend, voller Gewissensbisse)*

Aber Kind, reg du mich nicht auch noch auf, ich weiß sehr gut, was man ihm zumuten kann und was nicht! Paul! hältst du jetzt sofort den Mund, du Lümmel, sonst verhaue ich dich! ...

Einige aus dem Zuschauerraum:

*(drehen sich nach der Loge um, bemerken den Krawall, begreifen, lachen)*

Vater:

So ein Skandal! alle Leute gucken uns an!

Als sie nach Hause fahren, saß Maria mit zusammengepreßten Lippen in Farkas' Auto, und beim Aussteigen war sie kaum imstande, sich von ihnen zu verabschieden; oben in der Wohnung brach sie gleich in der Diele in Weinen aus; ohne sich darum zu kümmern, ob sie die nächtliche Stille des Hauses störte, überschüttete sie Paul unter krampfhaftem Schluchzen mit Vorwürfen; nicht genug, daß er ihr die Schande angetan habe, sie mit ins Theater zu schleppen, weil er sich seine Geliebte auf der Bühne habe ansehen wollen, nein, gemein belogen habe er sie auch noch, als er so tat, als wüßte er nichts davon, daß sie heute spielte, skandalös habe er sich benommen, dem ganzen Zuschauerraum sei das aufgefallen, und völlig verraten habe er sich, als er nicht einmal ruhig mit ansehen konnte, wie ein anderer diese liederliche kleine Dirne in die Arme nahm, wenn auch bloß auf

der Bühne, dabei könne er unbesorgt sein, die lasse sich auch andernorts umarmen; bis jetzt habe sie, Maria, sich beherrscht und ihn stillschweigend beobachtet, aber nun sei es aus, nun werde sie reden, und Paul solle ja nicht denken, daß sie es nicht längst wisse, wie er sich stundenlang in der Bank in seinem Zimmer einschliesse mit dieser Person, und wenn er abends spät nach Hause komme, wisse sie auch, woher er komme, wo er gewesen sei und was das für feine Abendkonferenzen waren in einer feinen kleinen Privatwohnung, na, jetzt sei es aber aus mit dem Schweigen und mit ihrer Geduld, und wenn Paul nicht sofort das Haus verlasse, dann gehe sie, jawohl, dieses Heim, das er so gemein beschmutzt habe, sei ihr zuwider ... ein schönes Heim! könne man so was denn überhaupt ein Heim nennen? ... es sei wohl nie ein Heim gewesen, sie jedenfalls habe von nun an nichts mehr mit Paul zu schaffen.

Bestürzt, entsetzt, verstört, aufgebracht und im tiefen Innern von einem sehr schlechten Gewissen geplagt, erhob Paul Einspruch gegen derart "gemeine Beschuldigungen"; im Augenblick vergaß er sogar, daß — mochte es auch noch so schwer zu beweisen und noch so unwahrscheinlich sein — im Grunde genommen noch nichts ... vielmehr überhaupt nichts vorgefallen war, das Marias Empörung gerechtfertigt hätte; und, sich umstimmend zu einer mildereren, sentimentaleren Tonart, bat er und erklärte und verteidigte sich; dann, in von neuem aufflammendem Zorn, wollte er den Namen desjenigen wissen, der ihn bei Maria verleumdet hatte, um dem Halunken das Genick zu brechen, der offenbar aus persönlicher Feindschaft in so niederträchtig verantwortungsloser Weise ihr etwas von einer "Privatwohnung" vorgelogen und "die wenigen kurzen Besuche jenes Mädchens am hellen Vormittag" verdreht hatte zu stundenlangem Sicheinschließen .. .

Maria wurde plötzlich kreidebleich und setzte sich. "Großer Gott ... sie pflegt dich also tatsächlich zu besuchen, diese Person ... kurze Besuche am hellen Vormittag ... sie war also wirklich schon öfters bei dir?"

"Es war ein großer Fehler von mir, daß ich dir das bisher nicht gesagt habe, ich sehe es ein ... ich hätte nicht warten sollen, bis es dir jemand hinterbringt, aus böser Absicht entstellt und übertrieben ..."

"Aber ... es hat mir ja niemand etwas hinterbracht! Ich habe es bloß vermutet und ... erraten! Sie war bei dir ... dann ist ja auch alles andere wahr, was ich dachte!"

Stille; lange Sekunden.

"Maria. Willst du meinen Eid, daß nichts zwischen uns war?"

Sie antwortete nicht.

"Willst du, daß ich ... den Bürodienner und meine Sekretärin schwören lasse ... und noch zehn Menschen, die bezeugen können, daß sie nie länger als eine Viertelstunde bei mir war und ..."

"Alle Welt weiß also, daß sie immer zu dir 'raufläuft!"

"Zu mir 'raufläuft ... sag doch selbst, kann ich denn einem fremden Menschen, der zu mir kommt ins Büro, die Tür weisen, kann ich unhöflich sein, kann ich denn ... wem immer, verbieten, in mein Büro zu kommen ... sie wollte doch schließlich nichts weiter, als sich ein paar Minuten mit mir unterhalten ..."

"Ein paar Minuten ... und die Stunden, wo habt ihr die zusammen verbracht?"

Er schwieg; vor Ärger war er ein wenig blaß geworden; dann sagte er bloß: "Darauf habe ich dir nichts zu antworten."

"Du gibst es also zu ...?"

"Ich möchte dir am liebsten darauf jetzt keine Antwort geben, aber ich sehe, in was für einem Zustand du bist ... also hör mich bitte an: es ist nichts da, was ich zugeben könnte."

"Hast du dich mit ihr auch anderswo getroffen oder nicht?"

"Nein."

"Hattest ... oder hast du mit ihr ... ist sie deine Geliebte oder nicht?"

"Nein."

"Schwör mir das."

"Ich schwöre es dir."

Maria sprang vom Sofa auf; kreidebleich stellte sie sich vor Paul hin.

"Ich glaube es nicht", sagte sie in Ekstase, "ich glaube es nicht ... das nicht und alles andere nicht ... kein Wort glaube ich dir und ... ich verlasse jetzt sofort das Haus und ..." Mit einer gebrochenen Bewegung drehte sie sich um, "ich ... werde dir nie verzeihen —"

"Maria ... du hast mir auch nichts zu verzeihen, und du tätest besser, ein bißchen vorsichtiger ..."

"Ich kann dir das niemals verzeihen ... belogen und betrogen hast du mich ..."

*Ich kann dir niemals verzeihen ...* An diesem Wort erstickte er fast. "Sieh mal, Maria, ich will jetzt nicht davon reden, ob es etwas zu verzeihen gibt oder nicht, ich frage dich jetzt bloß, weißt du, was der Lohn für Verstocktheit ist?"

"Jawohl", antwortete sie, "Verstocktheit. Nun, ich nehme es auf mich. Ich bin verstockt und unversöhnlich!"

"Wie du willst", sagte er jetzt kurz; er schwieg ein Weilchen. "Gut. Dann wird also keiner von uns nachgeben." Auch er drehte sich um; Maria spürte diese Bewegung, trat plötzlich vor ihn hin und sagte mit ganz veränderter, schwerer, stockender Stimme:

"Ich ... weiß nicht, was jetzt geschehen wird. Ich ... weiß jetzt gar nichts, und ich ... will nur eins wissen ... schwör mir, daß du mich nicht belügst ... aus Gemeinheit oder Schonung oder ... ich weiß nicht warum ... schön, meinetwegen, ich glaube dir, daß du kein Verhältnis mit ihr gehabt hast ... aber sag mir auf Ehre und Gewissen ... liebst du sie?"

Nicht einen Augenblick dachte er nach.

"Nein", sagte er ganz ruhig, "ich liebe sie nicht."

Das war nicht die Wahrheit, aber es war auch keine Lüge: denn Paul bemühte sich aufrichtig und ehrlich, all das, was der heutige Abend im aufblitzenden Licht des Zurückdenkens ihm klar gezeigt hatte, von sich abzuwehren, und er hatte Augenblicke, da er in seiner Gebundenheit und Anhänglichkeit fühlte, nur hierher zu gehören, zu dieser Frau: die andere sei nicht mehr als ... nichts: die andere existiere gar nicht. Aber als er später still in seinem Bett lag und, ins Dunkel starrend, spürte, daß Maria neben ihm nicht schlief, da fühlte er auch den erstickenden, finsternen Haß, der von ihr ausging; und dies todsichere Wissen, daß Maria ihn hasse, daß sie ihm nie verzeihen könne und werde ... was denn? daß er überhaupt auf der Welt war, denn sie war ja verstockt unversöhnlich, — dieses Wissen entfachte auch in ihm jetzt den Haß. Was nützt es, daß sie meiner Mutter gleicht, dachte er, was nützt es, daß ich sie geliebt habe, daß sie meine Frau, die Mutter meines Sohnes ist ... ich hasse sie, weil ich an sie gekettet bin und weil ... Und da wußte er mit einemmal genau: weil ich ohne die andere nicht leben kann. Er sah Marischka Mantsits in hundert Gestalten vor sich: angefangen damit, wie sie damals vor Jahren als elfjähriges Kind aus dem Zimmer stürzte, in zitternder Angst um ihr Hündchen, das sich unter das Sofa verkrochen hatte, und weiter bis dahin, wie sie vor drei oder vier Tagen

im Büro auf dem Besuchsstuhl ihm gegenüber saß und erbleichend fort und fort wiederholte, was für schreckliche Angst sie vor ihrem ersten Auftreten habe. Und im nächsten Augenblick sah er das reiche blonde Haar jener Lene auf jener früheren Bühne vor sich, so, wie das Bild heute abend aus dem Dunkel der Vergangenheit in ihm aufgetaucht war, und da wußte er auch, daß die Marischka Mantsits von heute und die Lene von damals eigentlich identisch waren und daß er seit genau fünfundzwanzig Jahren nichts anderes tat, als unbewußt jener Lene nachzulaufen, die im Grunde genommen keine andere war als Marischka Mantsits. Und nun gab es kein Stehenbleiben mehr. Nun wußte er schon, daß nicht ein augenblickliches Begehren mit unwiderstehlicher Macht ihn auf Maria Máglyas Stoffpuppengestalt zutrieb, sondern das unausweichliche Schicksal, das Gebot, welches an jenem längst vergangenen Nachmittag im Theater in seiner noch nicht zum Bewußtsein erwachten Kindesseele erklingen war, um aus dem Versteck heraus, durch alle Irrtümer und Widerstände hindurch nun gewaltig widerzuhalten im Augenblick der Erkenntnis. Jetzt gab es kein Stehenbleiben mehr: im nächsten Augenblick packte ihn mit unerträglicher Qual die Eifersucht, als in seinen Gedanken der schlanke, elegante junge Mann auftauchte, das Mädchen auf dem Arm, wie das Spiel, die Bühne es gebot ... und wie — Das kann man nicht aushalten, das kann man nicht dulden, nicht einen einzigen Augenblick, auch nicht, wenn es nur Spiel und Bühne ist! Denn Maria Máglya gehört ihm, ihm allein: in ihrem verlorenen Warten, ihrer sich darbietenden Abwehr, mit ihren wehrlos herabhängenden Armen und dem ein hundertfaches Ja bedeutenden Nein gehört sie unter Millionen und aber Millionen Menschen einzig und allein ihm, er braucht nur die Hand nach ihr auszustrecken ... und wenn er es jetzt versäumt, nach ihr zu langen ... oder wenn es jemand verhindert ... wer? Maria hier neben ihm? mit ihrem glühend strömenden Haß, der ihn tausendfach von ihr wegstößt? Haß? Komplikationen? Lächerlich, man muß nicht übertreiben ... mit Maria wird man schon fertig werden, friedlich und vernünftig — sieh mal, Kind, du bist nervös, und ich sehe ein, einen Fehler begangen zu haben, als ich dir verschwiegen, daß ich vollkommen unschuldig, ohne jeden Zweck mit diesem Mädchen zusammen war, vielmehr zugelassen habe, daß sie mich hie und da besuchte im Büro, wo mich doch auch andere Leute besuchen kommen, aber begreife doch, daß du mich nicht hassen darfst, denn die einzige, die für mich existiert, bist du ... mit der andern ist ja nichts gewesen, aber auch

dieses Nichts ist mir zu viel, ich habe genug von den Komplikationen ... das werde ich ihr sagen, und alles ist in Ordnung ... weil ich an sie gebunden bin und weil meine Anständigkeit und ... lächerlich. Sieh mal, Maria. Es ist jetzt ganz gleichgültig, ob du mich haßt oder nicht, vielleicht ist es sogar noch besser für uns beide, wenn du mich haßt. Machen wir reinen Tisch. Gestehen wir ein, daß wir nicht zusammen passen, erstens sind wir ja Vetter und Kusine, möglich, daß darin die Ursache allen Übels liegt, wir haben uns ineinander verliebt oder wenigstens ich habe mich in dich verliebt, und dann haben wir die Ehe geschlossen, ohne uns zu kennen, ja: das war das Verhängnisvolle; es wurde uns ein Kind geboren, aber das konnte schon an nichts mehr helfen, jetzt sehen wir es bereits beide ein; du kannst dich nicht an mich gewöhnen, kannst nicht mit mir leben, und ich ... ich liebe eine andere, ja, wie hast du noch gesagt? diese liederliche kleine Dirne liebe ich, und — das kannst du wahrscheinlich ebensowenig verstehen wie so manches andere an mir —, wenn sie unter polizeilicher Kontrolle einen gewissen Beruf ausübte, den du wahrscheinlich tief verachtetest, also auch das wäre mir egal; ich weiß, daß du besser bist als sie, es kümmert mich nicht; und daß du hübscher bist als sie, ist mir auch einerlei; du bist klug, und sie ist dumm, einerlei; du bist anständig und aufrichtig, sie hingegen lügt, einerlei; du hast mir ein Kind geschenkt, auch das ist mir unwichtig, gut, ich bin verrückt geworden, schön, mir ist alles gleichgültig, nur meine kleine Stoffpuppe ist mir wichtig, und jetzt stehe ich hier auf aus dem Bett neben dir und gehe fort und ...

Da bemerkte er, daß Maria neben ihm im Bett saß und ihn betrachtete. Unter dem Druck jenes unheimlichen, übermenschlichen Zwiespalts lag er noch einen Augenblick starr da, dann rührte er sich.

"Schläfst du nicht?" fragte Maria sofort.

"Nein."

Stille.

"Sag ... werden wir uns scheiden lassen?"

Mit einem jähen Ruck setzte auch Paul sich auf.

"Um Gottes willen ..." sagte er mit stockender, gebrochener Stimme, "Maria, um Gottes willen ... Kindchen, wir ... wollen davon jetzt nicht sprechen ... von nichts ... ich weiß ... und du weißt auch, daß hier jetzt etwas ganz Schweres und Schreckliches mit uns ist, und ... wenn ich jetzt sagen würde, ja, wir lassen uns scheiden, dann wäre das vielleicht nicht

wahr, und wenn ich sagte, nein, wir lassen uns nicht scheiden, vielleicht ... also, vielleicht stimmte auch das nicht ... Laß mich ehrlich und gewissenhaft über die Sache nachdenken und laß mich versuchen ... in mir selbst Klarheit und Ordnung zu schaffen ... frag mich jetzt nichts, sonst könnte ich übereilt etwas sagen, was unrichtig und unwahr ist ... es wäre doch ein Verbrechen, wenn wir in einer solchen Stimmung ... womöglich etwas täten, was ... wieder zur Folge hätte, daß wir uns das Leben verderben ..."

"Oh ..." und ihre Stimme war kaum zu hören, "oh ... ich verstehe. Also ... einmal haben wir uns das Leben schon verdorben ... ich verstehe."

Paul erwiderte nichts. Er dachte nur, daß er auch jetzt nichts bestimmt wisse, nichts erkenne. Vielleicht kann er nicht ohne Maria Máglya leben; vielleicht kann er auch nicht leben, wenn er Maria Czendrik verläßt. Das Leben ist entweder bei der einen oder bei der andern. Und er ist vielleicht gar nicht imstande zu entscheiden; aber unentschieden kann man die Dinge ja auch nicht lassen. Und da dachte er noch, es sei wohl nicht eben die klügste und anständigste, aber auf jeden Fall die schnellste und einfachste Lösung, jetzt in die Nachttischschublade zu greifen und den Revolver herauszunehmen.

Nach zwei Stunden erbärmlich schlechten Schlafs wachte er im Morgengrauen auf — Maria lag reglos im Bett —, sofort stand er auf und ging früher in die Bank als sonst. Als erster war er im Konferenzzimmer; er setzte sich an den grünen Tisch und durchflog die Zeitungen. Jede einzelne befaßte sich ausführlich mit den bevorstehenden Verhandlungen in Sachen der neuen Auslandsanleihe; eine berichtete kurz, daß die Polizei wiederum einer weitverzweigten kommunistischen Organisation auf die Spur gekommen sei; drei Zeitungen erwähnten Marischka Mantsits' Auftreten, ungefähr in dem Sinne: die junge Schauspielerin Maria Máglya, die bisher in einigen kleinen Rollen gewirkt habe, sei gestern bei der einundfünfzigsten Aufführung von *Ich fürchte dich nicht* in der von Anna Felkay kreierten Rolle durch bemerkenswerte Begabung, durch individuelle Auffassung der Rolle und durch ihre gewinnende Erscheinung — eine der Kritiken hob das Nichtknabenhafte besonders hervor — aufgefallen und habe großen Erfolg geerntet. — Als zweiter erschien Direktor Szebeny im Konferenzzimmer; auch er blätterte die Zeitungen durch. "Wenn nur diese Anleihengeschichte schon unter Dach gebracht wäre", sagte er ernst und sorgenschwer. "Schon

wieder? wann werden bloß die verdammten Bolschewiken endlich Ruhe geben? na, denen werden wir's zeigen!" rief er dann empört aus, und nach einem Weilchen fragte er: "Wer ist eigentlich dieser Othmar Wembauer, den die Stahlindustrie wegen Unterschlagung steckbrieflich verfolgen läßt? der ist doch nicht etwa mit dem alten Wembauer bei der Effektenkasse verwandt?! ... Unglaublich!" sagte er dann, "Müller und Molnár sind auch pleite, siebenhunderttausend Aktiva und eine Million Passiva, schöne Geschichte, ich garantiere Ihnen, die machen Bankrott!" Damit klappte er die Zeitung zu, faltete sie aber gleich darauf wieder auseinander: "Ach, Hegedüs, da sehe ich eben, Maria Máglya im Schauspielhaus; das ist doch die Kleine, die Sie im Sommer an meinen Bruder empfohlen haben, nicht?"

"Ja", antwortete Paul kurz. "Also unsere Protektion hat genützt ... freut mich. Wissen Sie, das will schon was heißen, wenn eine Anfängerin im Schauspielhaus eine Hauptrolle kriegt, selbst wenn sie sie nur erbt ... Eigentlich hätte die junge Dame ruhig mal herkommen können zu Onkel Szebeny und sich für die freundliche Empfehlung bedanken, finden Sie nicht?"

"Doch", sagte Paul wieder. "Ich meine", fuhr Szebeny fort und lachte Paul schelmisch an, "wenn ihr wirklicher Protektor, Herr Prokurist Hegedüs, es ihr erlaubt hätte ..." Paul errötete, blickte nicht auf: "Ich? warum hätte ich ... was habe ich damit zu tun?" Szebeny stand elastisch auf und setzte sich neben Paul. "Na, na, na", sagte er scherzhaft, "machen Sie mir doch nichts vor, alter Freund. Ich höre doch von verschiedenen Seiten, daß die Dame Sie recht oft besuchen kommt ... mir können Sie's wirklich offen sagen, ich bin doch weder Ihre Frau noch Ihre Schwiegermutter ... Sie, haben Sie nicht so'n kleines Techtelmechtel mit der jungen Künstlerin? ..." Er hob die rechte Hand und ließ sie vor Pauls Gesicht hin und her wackeln, "steckt da nicht ein kleines diplomatisches Abkommen dahinter? ..." Paul zog den Kopf zurück vor der pendelnden Hand, und es fiel ihm schwer, diesen blassen, manikürten, beringten Fingern keinen Schlag zu versetzen. "Aber ich bitte Sie, Szebeny ... wenn hier derartige Gerüchte über mich ausgestreut werden, kann es mich wirklich nicht wundern ..."

"Was?" fragte Szebeny unschuldig, "was wundert Sie nicht? erstens, versuchen Sie doch mal zu leugnen, daß sie fort und fort herkommt, und zweitens ... Sie, ich wußte nicht, daß Sie keinen Scherz mehr verstehen. Sind Sie magenkrank geworden, daß Sie so ein saures Gesicht machen?"



Beleidigt rückte er weiter. Da kamen die übrigen Herren; auch Farkas und der Generaldirektor; die Postkonferenz begann — und zwischendurch dachte Paul daran, daß Marischka wahrscheinlich heute kommen würde, um ihn zu fragen, wie ihm ihr Spiel gefallen habe, und daß er, wenn sie tatsächlich käme, ihr sagen lassen würde, daß ...

Langsam krochen die Stunden auf Mittag zu; Paul hatte inzwischen fest beschlossen, Marischka Mantsits sagen zu lassen, er sei nicht anwesend, er habe eine Konferenz, er könne sein dringendes Diktat nicht unterbrechen, er ... wolle sie nicht empfangen und sie solle überhaupt nicht mehr zu ihm ins Büro kommen, — dann wiederum beschloß er, es gebe keinen Menschen auf der Welt, Maria oder wen immer, um dessentwillen er irgend jemandem gegenüber unhöflich sein würde, zumal einer Frau gegenüber, zumal diese Frau an nichts die Schuld trage ... wenn sie also kommen sollte, würde er sie selbstverständlich empfangen, so wie immer, ihr Platz anbieten auf dem Besuchsstuhl, ihr eine Zigarette geben wie immer und ihr sagen, ihr Spiel habe ihm sehr gut gefallen, er gratuliere ihr und wünsche ihr weiterhin gute Rollen und viel Erfolg und ... er bitte sie sehr, ihn nicht mehr aufzusuchen, weder hier im Büro noch sonstwo, er seinerseits werde immer gern an sie und das angenehme Geplauder mit ihr zurückdenken; gewisse Ereignisse, vielmehr gewisse Umstände erforderten es jedoch ... im ... im Interesse der menschlichen Ehre und seines Selbstgefühls als Gatte und Vater und ... im Interesse des Familienfriedens ... — Da stockte er; die Worte machten ihn erschauern; er sprang von seinem Schreibtisch auf; einige Minuten lief er in wilder Unruhe im Zimmer auf und ab, ein seltsames, dumpfes, verwischtes Gefühl im Kopf. Großer Gott! die Dinge wiederholen sich, selbst die in frühester Kindheit gehörten Worte tauchen aus dem Dunkel hervor; von dem Zauberschlag der unfäßlichen ewigen Zeit beschworen, dem unabwendbaren Gebot des unendlichen Kreislaufs folgend, kehren die Situationen wieder ... alles ereignet sich von neuem, und jedes einmal erklungene Wort hat ewige Gültigkeit ... und der ganze Unterschied ist vielleicht der, daß die Zeitspanne einer Generation vergangen ist und daß in den gleichen Situationen die Handelnden an anderer Stelle auftreten als damals .. . mein Vater vermochte oben zu bleiben, hart, selbstbewußt, ungerecht und gemein, aber er blieb überlegen, unantastbar überlegen ... ich jedoch bin unten, unschuldig oder wenigstens nicht ganz schuldig, bin geduckt in meiner Verwirrung und geknebelt ...

Nein: niemanden geht es etwas an, was innerlich in einem vorgeht und was die Dinge für eine Bewandnis haben, — Marischka Mantsits wird kommen, und nichts wird sein; ich werde sie um nichts bitten, sie nicht beunruhigen und nicht mit hineinreißen in mein Elend ... komme, was mag.

Ein Besuch trat ein und entschuldigte sich ob der Verspätung von fünf Minuten: halb zwölf durch, und Maria Máglya war noch nicht da; der Besucher blieb eine halbe Stunde, ging fort, und Maria Máglya war noch nicht da; gegen halb eins kam die zweite Post, Maria Máglya erschien noch immer nicht; um ein Uhr ging er, wie verabredet, zu Farkas, Maria Máglya war noch nicht da; um zwei Uhr kam er in sein Zimmer zurück, Maria Máglya war weder inzwischen gekommen, noch kam sie jetzt; da befahl ihn eine schwere Müdigkeit, eine bleierne Traurigkeit; einige Minuten kramte er noch zögernd, die Zeit in die Länge ziehend, wartend, auf seinem Schreibtisch herum, dann ging er nach Hause.

Störrische, eisige Stille herrschte in der Wohnung, aber es war wohl besser, jetzt nicht von den Dingen zu sprechen, vielleicht überhaupt nicht mehr über das Vorgefallene zu sprechen; selbst dann nicht, selbst um den Preis nicht, daß hinter jeder Minute des Schweigens und hinter jedem kühlen, neutralen Wort der Doppelschatten schwebte: der kalte, schmerzende Haß seiner Frau und die jetzt bereits mit unbezwingbarer Macht aufflammende Sehnsucht nach der andern. Nach dem Mittagessen begann er zu lesen; währenddessen klingelte das Telephon, er sprach mit Klara und sagte ihr, sie möge ihn an einem beliebigen Vormittag in der Bank aufsuchen, oder aber nach den Bürostunden in der Wohnung, ganz wie es ihr beliebt; und er bemerkte, daß Maria bei diesen Worten fein und hämisch lächelte. Er setzte sich wieder an den Schreibtisch und gewahrte nicht, daß die Seiten des Buches sich verblättert hatten, ruhig las er eine Stelle noch einmal, die er vor einer halben Stunde bereits gelesen. Dies war ganz unwichtig, weil er auch jetzt nicht wußte, was er las. Dann fragte er Maria, ob sie am Nachmittag wegginge. Sie antwortete, selbstverständlich wolle sie nirgends hingehen; um halb fünf begab er sich wieder in die Bank, aus dem Entrée kam er in Hut und Mantel noch einmal zurück ins Herrenzimmer und küßte Maria die Hand; sie verhielt sich unbeweglich kühl und lächelte wieder kaum merklich; als Paul ihr auch einen Kuß auf die Wange geben wollte, zog sie energisch und diesmal ohne zu lächeln den Kopf zurück. Und als Paul

dann auf der Straße schritt, dachte er: jawohl, den Kopf hast du zurückgezogen, jawohl, ich habe gesehen, wie du gelächelt hast, lächle lieber nicht so hämisch, ich habe dich nie um etwas gebeten, und vielleicht werde ich dich auch jetzt um nichts bitten, denn wenn man erst bitten muß, dann ist das Ganze keinen Pfifferling mehr wert ... lächle nicht so kalt und haßerfüllt und rachsüchtig, sondern versuche, gut zu sein, und sei gescheit, wenn du kannst, komm her zu mir, nimm meine Hand und sprich ein Wort oder hör mich an oder tu irgend etwas, tu das, was du in diesem Augenblick tun mußt ... aber warte nicht und laß mich nicht lange warten, denn in meinem Innern bereitet sich etwas vor ... jetzt kann man vielleicht noch helfen, und ich möchte und will auch die Hilfe ... aber schon ein einziger Augenblick kann eine nicht wiedergutzumachende Verspätung bedeuten bei dir und bei mir; in einer Woche oder morgen oder gar in einer Stunde hat sich vielleicht schon alles entschieden, und dann werde ich es sein, der schweigt und kalt lächelt ... jetzt hängt von dir noch viel ab, vielleicht sogar noch alles, aber wenn du wartest, dann hängt vielleicht bereits alles von ihr ab, und dann geschieht alles nur noch für sie und nach ihrem Willen ... nach ihrem Schicksal... jetzt kannst du noch alles einrenken, wenn du deinen Haß vergißt, brauchst du nicht zu fragen, ob wir uns scheiden lassen sollen oder nicht, dann kannst du mir jetzt noch sagen, daß du bei mir bleiben willst ... und kannst mich noch bitten, es noch von mir verlangen, daß ich bei dir bleibe — jetzt würde ich es vielleicht noch nicht als ein Opfer empfinden, wenn ich mich deiner Liebe opferte —, und wenn du es vermöchtest, mich jetzt nicht zu hassen, dann wäre es mir wahrscheinlich nebensächlich, ob ich mich quäle und womöglich zugrunde gehe: die Hauptsache wäre mir, daß mit dir alles gut wird, daß du glücklich bist ...

Wenn all diese Abwehrversuche, all dies Bleibenwollen oder Sichzurücksehnen auch keine Lüge war, so war es doch auch nicht mehr als etwas blind Mechanisches, — denn wenige Minuten später fragte er bereits aufgeregt und nervös den Bürodienner, der auf dem Flur Inspektion hatte, den andern Bürodienner und Anna Ács, wer während seiner Abwesenheit nach ihm gefragt habe, ob nicht eine junge Dame hier gewesen sei; dann erkundigte er sich bei der Telephonistin, ob nicht inzwischen ein Anruf für ihn gekommen sei; und als er von allen die Antwort erhielt, nein, niemand habe nach ihm gefragt, ganz bestimmt keine junge Dame, setzte er sich tieftraurig an den Schreibtisch und tat den ganzen Nachmittag nichts.

In der Nacht setzte sich Maria, genau wie gestern nacht, plötzlich im Bett auf.

"Ich ... habe mir alles überlegt. Wir werden uns scheiden lassen."

"Ja."

"Also ... du willst es?"

"Du sagst doch, wir werden uns scheiden lassen."

"Aber du ... willst du nicht, daß wir zusammenbleiben?"

"Doch, ich will, daß wir zusammenbleiben ... bloß ich weiß, daß du es nicht können wirst."

"Das ist nicht wahr! du willst die Trennung ... und willst bloß die Verantwortung auf mich abwälzen!"

"Was mich betrifft, übernehme ich die Verantwortung."

"Also dann sag du, daß — "

"Lassen wir uns scheiden."

"Du ... könntest mich wirklich verlassen?!"

"Könntest du denn bei mir bleiben?!" Lange Pause. Dann Maria, plötzlich: "Hast du ihr gratuliert?"

"Nein", sagte er ruhig und wandte sich ihr zu. "War sie nicht bei dir?"

"Nein."

"Und warst du auch nicht bei ihr?"

"Nein." Stille. Maria, plötzlich: "Liebst du sie?"

"Ja."

Jetzt beugt Maria sich im Sitzen ein wenig vor. "Ist ja nicht wahr. Gestern hast du gesagt, du liebst sie nicht!"

"Aber du hast es nicht geglaubt."

"Nein."

"Und wenn ich jetzt nein sagen würde, würdest du es auch nicht glauben."

"Nein."

"Du bist überzeugt davon, daß ich sie liebe."

"Ja."

"Wozu fragst du dann?" Marias Kopf lag jetzt auf ihren hochgezogenen Knien. "Ich weiß nicht." Und sie weinte.

An den folgenden Tagen ergab sich bereits alles von selbst; Paul wußte nicht, ob es schlimmer und verworrener wurde oder sich besserte und klärte: sein Dahinleben, sein Tun und Lassen glich eher der Nachgiebigkeit eines Schlafwandlers, der den von innen oder von außen, aber in Zeit und Raum gleichermaßen aus unendlichen Fernen kommenden Geboten blind folgt, als bewußtem Handeln.

Marischka Mantsits meldete sich auch am nächsten Tag nicht, weder persönlich noch telephonisch. Morgens war Paul voll unruhiger Erwartung, gegen Mittag bemächtigte sich seiner eine anarchische Unbekümmertheit — ich werde sie 'rauswerfen, wenn sie kommt, dachte er —, nachmittags indessen ging ihm der Gedanke durch den Kopf, sie könnte vielleicht krank sein oder ... etwas dergleichen; und da war er auch schon im Begriff, sich aufzumachen in die Molnárgasse. Dann telephonierte er ins Schauspielhaus, fragte an, ob Fräulein Máglya nicht krank sei; er bekam die Antwort, sie sei für heute abend plakatiert, und da sie bisher nicht abgesagt habe, werde sie wahrscheinlich auch spielen, sei also offenbar gesund.

Und zu Hause ... Maria stellte sich schlafend, als Paul am Morgen aufstand; mittags bei Tisch blieb sie stumm; nach dem Essen fragte Paul sie, ob sie sich schon beruhigt habe und einsehe, wie ungerecht und ungeduldig sie gewesen sei; sie gab keine Antwort und sagte erst später, daß sie es sich nach Pauls gestriger Erklärung bloß noch überlege, ob es nicht das beste sei, die Scheidungsklage sofort einzureichen, dann ging sie aus dem Zimmer; beim Abendessen schwiegen sie wieder und gingen bald zu Bett; Paul konnte nicht einschlafen; er wußte bestimmt und wartete darauf, daß Maria sich wieder aufsetzen und zu ihm sprechen würde; nach Mitternacht geschah es auch so, sie zog die Knie unter der Decke hoch, stützte die Ellenbogen auf die Knie, legte den Kopf in die Hand und fragte, ob Paul wirklich entschlossen sei, sich von ihr scheiden zu lassen; er antwortete, nein, er denke nicht daran; sie fragte, warum er nicht aufrichtig sei, warum er nicht offen gestehe, daß er es doch vorhabe; er gab keine Antwort; Maria fuhr fort, sie sei sich völlig im klaren über alles, und ob er ihr antworte oder nicht, sie könne ihm kein Wort mehr glauben, nicht einmal das Gegenteil von dem, was er sage, glaube sie, sondern sie vermute hinter jedem seiner Worte irgend etwas ganz anderes, sie hasse ihn und könne und wolle ihm nie im Leben verzeihen; dann weinte sie. Da sagte Paul, er halte es für das beste, wenn er für ein paar Tage ausziehe, denn so brächten sie sich beide

um die Nachtruhe, schlafen könnten sie zwar in dieser Verfassung wohl ohnehin nicht, aber Maria habe doch tagsüber verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen mit dem Kind, auch er müsse seine Arbeit leisten und halte diese alltäglichen Aufregungen nicht aus; in ein paar Tagen käme vielleicht alles in Ordnung, oder wenn nicht, dann sei es erst recht gut, daß er nicht mehr hier wohne; darauf fragte Maria ihn, ob er zu ihr zu ziehen gedenke, denn sie habe auch dagegen nichts einzuwenden; er drehte sich um; Maria saß noch eine Weile aufrecht im Dunkeln; sie wechselten kein Wort mehr.

Und so ging es mehrere Tage lang. Die Stunden des Tages vergingen in blindem, immer aufschiebendem, qualvoll vergeblichem Warten auf Maria Máglya; die Nachtstunden in hoffnungslosen Kämpfen mit Maria Czendrik. Am Tage glaubte Paul zu fühlen, Maria Máglyas Fernbleiben führe ihn schicksalsmäßig zu seiner Frau zurück; in der Nacht fühlte er, Maria Czendriks Nähe treibe ihn schicksalsmäßig zu der andern hin. Flüchten muß ich ... Bloß wußte er nicht, wohin er flüchten sollte, und vor sich selbst würde er ja ohnehin nicht flüchten können. Maria Máglya kam nicht; eines Nachmittags dann hielt er es nicht mehr aus, er eilte von der Bank in die Molnargasse, spazierte eine Weile vor dem Haus auf und ab, ging schließlich hinein und schickte den inzwischen zum halbwüchsigen Burschen herangewachsenen Hausmeisterssohn hinauf in die zweite Etage; auf der dunklen Treppe stehend, hörte er, wie der Junge nach Fräulein Maria fragte, auch Frau Mantsits' Stimme in der Wohnungstür hörte er: "Meine Tochter ist nicht zu Hause, was wollen Sie von ihr?" Und von der Antwort des Jungen erhaschte er bloß die Worte: "Ein Herr unten im Hausflur ..." Dann ging er weg; er wußte gar nicht, wohin seine Füße ihn trugen: mit einemmal war er irgendwie am Schauspielhaus angekommen; er spazierte um den Eingang herum, umschlich das Gebäude, entdeckte an der Seite eine kleine Tür, die ihm der Bühneneingang zu sein schien; dort stellte er sich auf, wagte aber nicht, hineinzugehen oder einen der Ein- und Ausgehenden anzusprechen und zu fragen, ob Fräulein Máglya schon da sei — oder sagt man nicht besser einfach Maria Máglya? oder im vertraulichen Ton der Bohemiens bloß die Máglya? — er stand da und wartete, und sie kam nicht; vielleicht ist sie schon drin, dachte er, sicher ist sie schon drin, denn jetzt brennen ja schon die Lampen am Haupteingang; es wurde halb acht, das Foyer leerte sich; da ging Paul fort. In der Nacht wachte er auf, er fühlte, daß auch Maria wach war, und da stellte er sich klopfenden Herzens schnell schlafend, mit lauten,

regelmäßigen Atemzügen, denn er fürchtete sich davor, daß Maria wieder anfangen würde zu sprechen und sagen: hast du es eingesehen, daß wir uns trennen müssen? oder vielleicht: ich sehe es ein, daß ich mich nicht von dir trennen kann ... sprechen würde sie, einerlei was, und zum Schluß weinen .. . Und später, als er vorsichtig die Augen öffnete und zu ihr hinüberschielte, sah er Maria in dem gelblichen Lichtschein, der von der Decke fiel, schlafend daliegen, mit schmalem Mund, unruhigem, kindlichem Gesicht und unheimlich offen scheinenden geschlossenen Augen, — das ist meine Frau, dachte er, mein ist sie, und da ergriff ihn furchtbarer Schmerz und tiefes Mitleid, und in plötzlicher unbezwingbarer Sehnsucht streckte er die Hand nach ihr aus; Maria schrak auf, konnte sich gar nicht wehren, und er preßte sie in beschämend seliger und versöhnender Umarmung an sich. Der bezwungene Körper aber war kalt und fremd, seine Hingabe war nur Ohnmacht, und die Erfüllung ... an allen Gliedern zitterte er, als er jetzt mit Todessicherheit fühlte, Erfüllung und Glück seien nicht hier bei dieser Frau, sondern dort, bei der andern ... und auch das Unglück sei bei jener: wenn er sie nicht würde erreichen können.

Was ich da mache, dachte er morgens auf der Straße, ist ganz erbärmlich ... diese Unentschlossenheit, dieses elende Zaudern ... wenn ich also wieder einmal so weit bin, daß es nichts anderes in meinem Leben gibt als eine Frau, dann sollte ich wenigstens nicht zögern, und wenn mein Glück nur durch das Unglück eines andern Menschen zu erreichen ist, nun, dann sollte ich wenigstens nicht feige dem ausweichen, was kommen muß ... denn was kommen muß, wird ohnehin geschehen, aufschieben kann ich es vielleicht, aber verhüten nicht ...

Er stand an der Straßenecke und vermochte nicht weiterzugehen. Zweihundert Schritte noch bis zum Büro; zweihundert Schritte, die er nicht zu gehen imstande war. Vorwärts? zurück? wohin — ? Er stellte sich vor ein Schaufenster und gaffte die dort liegenden Sachen an, Schlipse, Herrenmodeartikel. Ein hellblauer Schlips ... meiner war genau so wie der oberste hier. Das war das Schlimme, daß ich den hellblauen Schlips gern trug und sie ihn nicht ausstehen konnte. Und das war das Schlimme, daß ich meinen hellblauen Schlips ihr zuliebe verloren habe und sie mir dann einen neuen kaufte, mir zuliebe einen hellblauen. Immer alles dem andern zuliebe, niemals so, wie es uns selbst ... nein, wir sind nicht eins. Wir waren nicht

aufrichtig. Wir kannten einander nicht. An nichts tragen wir die Schuld. Wir sind die Erben jenes Zwangs, der —

Die Ladentür ging auf, ein Herr mit einer Aktentasche kam heraus, mit dem Rücken nach der Straße rief er von der Schwelle noch etwas in das Geschäft; "Herr Lustig", sagte er, "überlegen Sie sich die Sache. Ich rate Ihnen dazu nicht etwa aus eigenem materiellem Interesse. Sie wissen ja, daß ich mein Fixum bekomme, aber wenn der Vorrat ausverkauft ist, machen wir diese Hemdensorte nicht mehr, das steht schon fest, und Sie haben doch selbst gesagt, das ist ein Artikel, der weggeht wie frische Semmeln, und bei so günstigen Zahlungsbedingungen ..." Im Laden sagte jemand etwas; der Herr mit der Aktentasche antwortete: "Bitte, bitte ... ich empfehle mich ..." trat einen Schritt nach hinten, machte die Ladentür zu; dann drehte er sich um und stieß mit Paul zusammen, "Verzeihung", sagte er, ging weiter, blieb plötzlich wieder stehen, drehte sich um und kam auf Paul zu:

"Entschuldigen Sie, daß ich Sie anspreche ... aber, wenn ich mich recht erinnere ... Herr Hegedüs ... nein?"

Paul sah dem Fremden unsicher in das bärtige Gesicht.

"Doch ja ... Hegedüs."

"Na sehen Sie! das ist ja fein! Also, ein Physiognomiengedächtnis, das habe ich. Sie erinnern sich natürlich nicht an mich, Herr Hegedüs. Wundert mich auch nicht, ich trage nämlich erst seit vier Jahren einen Bart, und damals, als wir uns das letztmal begegneten, waren Sie, ich kann Ihnen genau sagen, wann das war ... 1916 ganz Ende Oktober oder ganz Anfang November, also da trug ich noch nicht mal einen Schnurrbart!"

"Mir scheint tatsächlich ..."

"Oh, wenn Sie mich so nicht gleich erkannt haben, erraten werden Sie's schwerlich. Ich werd' Ihnen helfen." Er beugte sich näher zu ihm und fuhr mit sehr vertraulicher Stimme, als verrate er ein Geheimnis, fort: "Das Lebende Wort ... Redakteur Béla Szász ... Wilhelm Salgó ..."

Natürlich, Wilhelm Salgó, der Herr Salgó mit der knurrenden Seele, der Lyriker. Natürlich. Sein hervorstehender, hüpfender Adamsapfel, der hat sich nicht verändert.

"Oh, natürlich erinnere ich mich ... entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht sofort erkannt habe, Herr Salgó. Aber wirklich der Bart ..."



"Na, und dann, die fünfzehn Jahre, die sind auch keine Kleinigkeit, nicht wahr? Aber eigentümlich, Sie haben sich gar nicht verändert. Dabei müssen Sie doch damals noch sehr jung gewesen sein, ich denke, Sie waren damals Student. Na ja. Sie konservieren sich halt gut, körperlich und seelisch. Gewiß haben Sie immer ein schönes, ruhiges Leben gehabt ..."

"Ja", sagte Paul unsicher, "verhältnismäßig lebe ich ziemlich ruhig ... na, und wie geht's Ihnen, Herr Salgó?"

"Danke schön, so-so. Was soll ich klagen, was hilft mir das? Man lebt halt. Ich bin bei der *Hungaria Herrenwäsche- und Kragenfabrik* Verkaufschef. Auch jetzt bin ich gerade geschäftlich unterwegs, schon seit aller Herrgottsfrühe. Hier bei *Lustig und Compagnie* war ich eben drin, da stimmt's nicht mehr ganz, und sie tun noch wer weiß wie! Dabei wissen wir längst, daß sie schon halb unter Wasser sind. Nur gegen bar verkauf ich denen. Na, aber das gehört nicht hierher. Was machen Sie denn so früh morgens auf der Straße? es ist doch erst knapp viertelzehn!"

"Ach ... ich bin gerade hier vorbeigegangen ..."

"Sie sind natürlich nicht Angestellter oder Kaufmann. Wenn ich mich recht erinnere, stammen Sie aus einer wohlhabenden Familie, wie unser einstiger Redakteur sagte. Sind wohl Arzt oder Rechtsanwalt? oder Ingenieur?"

"Nein."

"Sie sind doch nicht etwa bei der Literatur geblieben? wenn ich nicht irre, waren Sie Novellist."

Paul schwieg einen Augenblick. "Doch, doch", sagte er dann bestimmter, "ich bin bei der Literatur geblieben."

"Das ist sehr anerkennenswert", meinte Herr Salgó ernst. "Geradezu Selbstaufopferung ist es, wenn Sie nämlich treu festhalten an den literarischen Prinzipien und sich nicht prostituieren wegen irgendwelcher unwürdiger —"

"Sagen Sie ..." unterbrach Paul ihn, und seine Stimme klang jetzt hart, "interessieren Sie sich noch für die Literatur?"

"Oh", antwortete Herr Salgó bescheiden tuend, "hie und da schreibe ich wohl noch ein Gedicht, wer nämlich einmal an der Kunst gekostet hat, kann nicht ganz von ihr lassen ... aber meine Gedichte sprechen von Seele zu Seele, wissen Sie, sie sind ganz leise und graben nach innen in die Tiefe ... ich glaube kaum, daß das große Publikum sie zu würdigen verstünde —"

"Herr Salgó", unterbrach Paul ihn wieder, etwas ungeduldig, "es ist vielleicht sonderbar, nach so langer Zeit ... aber wenn ich Sie nicht sehr aufhalte und wenn Sie ein Thema interessieren würde, das mich augenblicklich gerade stark beschäftigt ..."

"Aber mit Vergnügen! Ich rechne es mir als große Ehre an!" rief Salgó aus, stellte sich sogleich grätschbeinig hin, ganz bequem, und hielt seine vollgepfropfte Aktentasche mit beiden Händen auf dem Rücken.

*Du lieber Himmel ... dachte Paul, was wird daraus? was mache ich denn hier?*

"Nämlich ... es handelt sich darum, daß ... also: gegeben ist ein Ehemann. Ein Mensch, wie sie heute so sind. Ein gewöhnlicher Mensch, ich meine, kein Künstler oder dergleichen, eher eine Art Angestellter." Herr Salgó nickte kollegial und hüstelte. "Nun also, dieser Mann lebt in aller Ruhe sein Spießbürgerleben dahin, Sorgen hat er nicht, sagen wir, er ist sogar zufrieden mit der Welt, kurz, eine glatte und sichere Existenz. Eines Tages begegnet dieser Mann auf irgendeine Weise —"

"Einer fremden Frau", warf Herr Salgó findig dazwischen und trat mit einem Fuß zurück.

*Du lieber Himmel ... was mache ich denn hier? warum rede ich? zu wem rede ich?!*

"Einer fremden Frau, und zwar einer andersgearteten Frau ... sagen wir, einer nicht-bürgerlichen Frau."

"Jawohl", quitierte Herr Salgó verstehend. "Der Frau eines Aristokraten ... oder wäre die Betreffende ein junges Mädchen?"

"Sagen wir. Oder verheiratet. Einerlei. Sagen wir, er begegnet einer Sängerin. Einer mittelmäßig berühmten Sängerin."

"Ja. Und verliebt sich in die mittelmäßig berühmte Sängerin." *Großer Gott ... bin ich wahnsinnig geworden ... wozu rede ich da mit diesem ...*

"Stimmt. Und da taucht das Problem auf —"

"Die alte Frau oder die neue Frau", unterbricht ihn Herr Salgó, "ich weiß. Bitte, fassen Sie es nicht als Dings ... oder als Beleidigung auf, aber dies Problem scheint mir keineswegs neu. Im Augenblick fällt mir nichts anderes ein als ..."

"Entschuldigen Sie. Hören Sie erst zu Ende. Er liebt nämlich seine Frau und auch die andere. Seine Frau ... also nicht wahr, die ist eben seine Frau, aber die andere, von der glaubt er, oder hat er das Gefühl — "

"Ich weiß", wirft Salgó wieder dazwischen, "er glaubt, sie sei die Richtige. Also ... auch so ist das Problem nicht neu, aber immerhin schon interessanter. Was ich hier sage, will keine Kritik sein, denn so weit bin ich nicht kompetent, ich denke bloß laut. Also, gestatten Sie ... zunächst mal wollen wir die Sache bei dem Punkt anpacken, daß wir annehmen, der Mann liebe die beiden Frauen in ganz gleichem Maße, aber mit mathematischer Genauigkeit gleich. Dann wollen wir untersuchen, welche von den beiden Frauen mehr an ihm hängt, welche von beiden also schwerer davon getroffen würde, wenn der Mann sie verliese. Hier ergibt sich von selbst die moralische Lösung, der Mann muß natürlich bei der Schwächeren bleiben. Nehmen wir aber nun einmal den andern Fall. Ich bemerke, dies ist der leichtere, allerdings wohl der weniger moralische Fall. Also eigentlich nicht einmal so leicht. Wenn er nämlich die eine ... das heißt nein. Wenn er die andere mehr liebt ..."

Herr Salgó redet und redet, prüft, kombiniert, nimmt an und urteilt. Paul hört ihm zu, und eine bittere, tiefe Scham beginnt ihm die Brust zu beklemmen. Du lieber Himmel ... mich hierhinzustellen mit diesem fremden Menschen und ... wie ein Geistesgestörter ihm zu erzählen ... Herr Salgó, mit erregt hüpfendem Adamsapfel, spricht von Moral, von Gefühl, von Opfer und Verzicht, von persönlichem Glück und von lyrischem oder novellistischem Schluß. Paul hört ihm zu, dann hört er nicht mehr die Sätze, nur noch einzelne Worte, dann nur noch unzusammenhängende Laute, — schließlich sagt er plötzlich: "Leben Sie wohl", dreht sich um und läßt den verdutzten, erstaunt den Kopf schüttelnden Herrn Salgó stehen. Zehn Uhr ist es, als er in der Bank ankommt. Die Postkonferenz ist schon vorüber. Wie er sich an seinen Schreibtisch setzt, stellt sich der Bürodienner vor ihn hin und sagt mit frech zur Seite geneigtem Kopf und in vertraulich leisem Ton:

"Herr Prokurist. Von neun bis jetzt eben hat sie hier gewartet. Hinterlassen hat sie nichts ..."

"Wer?!" schreit er ihn aufgebracht an.

Der Diener erstarrt eingeschüchtert in strammer Haltung.

"Das Fräulein Schauspielerin Máglya ... Herr Prokurist."

Auch mittags sprachen sie nicht miteinander; Maria saß mit gerunzelter Stirn bei Tisch, aß nicht und kommandierte mit kurzen, strengen Worten das Mädchen hin und her; zwischendurch, wenn das Mädchen nicht im Zimmer

war, schien sie ein paarmal einen Anlauf zu einer Frage oder einer Unterhaltung nehmen zu wollen; Paul stocherte geistesabwesend und appetitlos in den Speisen herum; fast unberührt gingen die Schüsseln in die Küche zurück. Als der Tisch schon abgeräumt war, stand Maria auf, trat ans Fenster, starrte lange hinaus auf die Straße und drehte sich dann plötzlich um.

"Nichts hast du gegessen."

"Nein", antwortete Paul, "du ja auch nicht."

"Ich habe auch allen Grund, keinen Appetit zu haben."

"Ich auch."

"So." Stille, einen Augenblick lang. "So. Wo habt ihr denn zu Mittag gegessen?"

Paul erhob sich ruhig vom Sessel, nahm eine Zigarette, suchte in seiner Tasche nach Streichhölzern, ging dann ins Herrenzimmer, nahm das Feuerzeug vom Rauchtisch, seine Hand zitterte ein wenig, als er die Flamme an die Zigarette hielt; er setzte sich an den Schreibtisch und schlug das Buch auf, das seit Tagen unberührt dort herumlag; da stellte Maria sich in die Tür zwischen den beiden Zimmern.

"Gibst du mir keine Antwort?"

"Auf solche Fragen antworte ich nicht."

"Also dann antworte mir jetzt auf diese Frage: willst du dich von mir scheiden lassen?"

Da kam die Schwester ins Zimmer, zum Ausgehen angekleidet; der kleine Lutz stand neben ihr, in seinem Hausanzug. "Gnädige Frau", sagte die Schwester, "ich gehe jetzt fort."

"Gut. Und um wieviel Uhr kommen Sie zurück?"

"Gegen fünf bin ich bestimmt wieder hier; na, grüß Gott, Lutzi, Teta kommt bald zurück ..." und im Vorbeigehen zu Paul: "Guten Tag."

"Guten Tag." Und vom Schreibtisch aufstehend, wandte er sich der Tür zu: "Lutzibutzi ... komm mal schön her zu mir", und er bückte sich mit wartenden, ausgebreiteten Armen.

Der Kleine blieb eine Sekunde stehen, dann trollte er auf Paul zu. Da trat Maria hastig dazwischen und nahm das Kind auf den Arm.

"Du gehst nicht hin", sagte sie streng.

Paul richtete sich auf; von der raschen Bewegung wurde ihm ein wenig schwindlig. "Stell das Kind auf die Erde!"

"Nein, das tue ich nicht!"

"Stell ihn sofort hin! ... ich will, daß er herkommt zu mir!"

"Er geht nicht zu dir ... er hat bei dir nichts zu suchen!"

"Maria ... stell ihn sofort auf die Erde oder gib ihn her —" "Ich tue keins von beiden!"

Jetzt war Paul schon alles rot vor den Augen.

"Es würde mir leid tun, wenn du mich zwängest —"

Er trat auf die beiden zu; Maria wich zurück; ihre Augen brannten; ihre Stimme war trocken.

"Was? ... schlagen willst du mich? ... das fehlt noch, aber ich war darauf gefaßt ... bitte, schlag mich nur in Gegenwart meines Söhnchens ... bitte! ich stelle meinen Sohn auf die Erde, ruf ihn zu dir, wir werden ja sehen, ob er zu dir geht!" und mit einem Ruck stellte sie den Kleinen auf die Schwelle.

"Komm her zu mir, mein Sohn", sagte Paul.

Mit erschrockenen Augen sah Lutz zuerst ihn, dann seine Mutter an.

"Mein Herzchen ..." Nur so viel sagte Maria, ganz leise; das Kind trat zögernd auf sie zu.

"Lutzchen", sagte nun Paul in unbeirrt ruhigem Ton, "komm her zu deinem Vater."

Das Kind blieb stehen; sein Mund öffnete sich ein wenig.

"Mein Herzchen ..." wiederholte Maria, noch leiser.

Da lief Lutz, ohne zu überlegen, auf sie zu; sie bückte sich, hob ihn auf; der Kleine legte seinen Kopf auf ihre Schulter, schmiegte sein Gesicht an ihren Hals und begann leise wimmernd zu weinen.

"Bitte", rief Maria jetzt mit funkensprühender Stimme, "bitte, da hast du's, jetzt weint er, jetzt kannst du froh sein, daß du ihm Angst gemacht hast! Nicht leben kannst du, ohne jemanden zu quälen!"

Pauls Augen wurden groß und rund.

"Was? ich kann nicht leben, ohne jemanden zu ... na gut." Mit zwei großen Schritten hatte er die Tür erreicht, klingelte, und sogleich kam das Mädchen herein.

"Bitte?"

"Jolan, bitte. Nehmen Sie der gnädigen Frau das Kind ab und gehen Sie mit ihm ins Kinderzimmer und bleiben Sie bei ihm —"

"Aber was soll denn das?!" warf Maria dazwischen.

" — und bleiben Sie bei ihm, bis ich Sie holen komme. Gib bitte Jolan das Kind."

In seinem Ton war jetzt etwas erschreckend Finsteres, und sein Blick war hart und drohend; Maria, vielleicht gegen ihren Willen oder unbewußt, gab dem Mädchen den Kleinen auf den Arm; Jolan trug ihn mit gerötetem und verwirrtem Gesicht hinaus.

"Was soll das?" fragte Maria und sah Paul in die Augen, "was heißt das? ... warum läßt du mir meinen Sohn wegnehmen?!"

"Ich lasse dir deinen Sohn nicht wegnehmen. Du bekommst ihn gleich zurück. Ich will ihn nur nicht quälen, ich will nicht, daß er schlechte Erinnerungen behält, ich will nicht, daß er dabei ist, wenn ..." Er brach ab, seine Hand zitterte wieder, während er sich eine Zigarette ansteckte. "Also bitte, Maria. Vorhin konnte ich dir auf deine zweite Frage nicht antworten, weil wir gestört wurden. Jetzt antworte ich dir. Ich werde mich von dir scheiden lassen. Laß bitte meinen alten großen Reisekoffer vom Boden holen, darin will ich meine Sachen mitnehmen. In aller Ruhe, ohne Aufregung ... aber zu ändern ist daran nichts. Die Scheidungsklage läßt du gegen mich einreichen ..."

Marias Gesicht war totenblaß. "Wir werden uns scheiden lassen?"

"Jawohl. Ich lasse mich von dir scheiden. Verstehst du, ich spreche das Wort aus, ich übernehme die Verantwortung, ich lasse mich von dir scheiden, wir haben nichts mehr beieinander zu suchen. Ich möchte nicht viele Worte machen ... ich möchte gern alles friedlich — "

"Du liebst mich nicht?" fragte Maria ganz starr.

Er dachte über diese Frage gar nicht nach. "Nein, ich liebe dich nicht. Aber, wie gesagt, es wäre schade, noch weiter viel über die Sache zu reden und sie dadurch zuzuspitzen. Wir sind uns im klaren über einander und über uns selbst, und, wie ich schon sagte ... in aller Freundschaft möchte ich —"

"Du liebst sie?" fragte Maria und zitterte.

"Ja, ich liebe sie", antwortete er ruhig, "und dich liebe ich nicht. Ich hasse dich nicht, wie du mich, obgleich ... ich vielleicht Ursache dazu hätte, aber ... nach Gründen zu forschen, über Verantwortung zu disputieren, lohnt sich jetzt nicht mehr —"

"Und ... du wärest imstande, uns zu verlassen?"

"Jawohl, ich werde euch verlassen ... euch?" Er schwieg eine Weile. "Dein Sohn ist glücklicherweise noch zu klein, um die Veränderung sehr zu

fühlen, und im übrigen habe ich mich ja soeben wieder einmal davon überzeugen können, daß es dir gelungen ist, ihn mir zu entfremden und ... na, lassen wir das. Du selbst wirst ja auch einsehen, hast es wohl schon eingesehen, daß dies die einzige Lösung ist, alles andere würde die Sache nur aufschieben und verschlimmern."

"Und du ... willst dich auch dann von mir scheiden lassen, wenn ich dir sage, ich ... liebe dich?"

"Ich würde mich auch damit begnügen, wenn du mich nicht haßtest. Aber ... du könntest jetzt was immer sagen, ich würde doch nicht bei dir bleiben — "

"Weil du sie liebst und mich haßt!"

"Sie liebe ich, und dich hasse ich nicht, bloß ... Also, sieh mal, gut, wir wollen davon sprechen, dennoch. Bloß ich könnte deine Liebe nicht ertragen, angenommen, du liebtest mich wirklich. Es ist mir jetzt schon klar, daß unsere Begegnung ein Unglück war. Aber daran läßt sich nichts mehr ändern, das hat offenbar so kommen müssen, wir können nichts dafür. Wir passen nicht zueinander. Das konnten wir damals nicht wissen, damals waren wir ineinander verliebt. Laß es uns also jetzt einsehen, wo es vielleicht ... noch nicht zu spät ist, weder für dich, noch für mich. Wir haben uns nicht gekannt und nicht verstanden, und wir sind uns bis heutigen Tages nicht nähergekommen ... und wenn wir uns auch heute vielleicht schon damit abfinden würden, so wäre die Folge davon nur, daß wir in einem solchen Zusammenleben beide zugrunde gingen. Es wäre höchstens eine Ehe der Körper, doch ... keine Einheit der Seelen, und wenn das Verlangen des Fleisches einmal stirbt .. . Und wenn wir vielleicht sogar einer die Angelegenheiten des andern verstünden ... also... ich könnte mich doch niemals daran gewöhnen —"

"Du könntest und konntest dich nicht daran gewöhnen, daß in mir alles genau umgekehrt ist wie in dir!"

"Sagen wir es meinetwegen so. Und du konntest dich nicht gewöhnen an meine — "

"An deine Unruhe, daran, daß du immer und überall alles anders willst ... immer in einer andern Richtung forschst ... daß deine Gedanken sich ewig zersplittern ... ich konnte mich daran nicht gewöhnen ... ich wollte dich verstehen, habe mir gesagt, du kannst selbst nichts dafür, vielleicht ist es dir nicht einmal bewußt, vielleicht fühlst du es gar nicht so ... ich habe versucht,

die Augen zu schließen und nicht daran zu denken, mich an das zu gewöhnen, was in dir ist ... wohl von deinem Vater und von deinem Großvater und ..."

Sie brach ab; lange sahen sie schweigend einander an.

"Na", sagte Paul dann langsam, "sprich es nur offen aus. An das jüdische Blut in mir, meinst du, konntest du dich nicht gewöhnen, das konntest du nicht verstehen und ... mir nicht verzeihen. Du brauchst dich nicht zu scheuen, das offen auszusprechen ... ich weiß es ja, auch wenn du es nicht sagst."

Bleich hörte Maria ihm zu; mit weitgeöffneten Augen sah sie ihn an.

"Das ... das hätte ich dir niemals vorgeworfen ...auch das nicht ... und ich könnte dir selbst jetzt noch verzeihen, wenn du mir den Glauben geben könntest, daß du mich nicht betrogen hast, und ... wenn du mich glauben machen könntest —"

"Ich will dich nichts glauben machen, und ich will nicht, daß du mir verzeihst. Für deine unversöhnliche Natur ist das Verzeihen der größte Schmerz, und du sollst nicht anders sein, als du sein kannst. Ich möchte, daß dein Leben in Ordnung käme und du glücklich würdest; an meiner Seite bist du das ja leider nicht geworden. Und ich habe dich nicht betrogen, weder mit ihr, noch mit irgendeiner andern, aber das ist nun schon nebensächlich, denn in Zukunft würde ich dich betrügen, mit ihr. Doch ... eigentlich ist das gar nicht wahr. Ich habe dich ja auch bisher schon mit ihr betrogen, weil ich sie liebe, auch wenn ich sie noch nicht angerührt habe. Es gab einen Augenblick, vor kurzem erst, neulich im Theater, du hast es ja auch bemerkt. Seitdem ... seitdem ist alles unwichtig, was vorher war, ob ich dich geliebt habe oder nicht. Ich liebe sie. Ich habe sie seitdem nicht gesehen, aber glaub nicht, daß ich sie nicht hätte sehen wollen. Es war ein Zufall oder ... ich weiß nicht, vielleicht eine ungewollte Probe. Nun, und jetzt ... ist nichts mehr zweifelhaft. Fortwährend habe ich an sie gedacht inzwischen. Ich wollte sie sehen. Ich bin ihr nachgelaufen. Und dann habe ich wohl auch daran gedacht, daß ... es mir nicht gelingt, sie zu treffen, weil ich bei dir bleiben soll. Aber ich kann nicht. Auch du kannst ja nicht anders leben, als du leben muß, du kannst dich nicht ändern. du hast mich nicht zurückhalten können ..."

In Marias Augen blitzte dunkel das blaue Licht auf. "Wenn ich gewollt hätte, hätte ich dich zurückhalten können!"



"Aber du wolltest nicht ... das ist es ja gerade. Und so ist es um so besser, so trennen wir uns nicht gar so schwer und tun uns nicht weh. Du wolltest mich nicht ... ich aber will sie. Vielleicht wird es mit ihr besser ... denn es genügt ja nicht, bloß mit geschlossenen Augen nach etwas zu langen und es mühelos zu erreichen. Um alles muß man leiden. Um sie habe ich gelitten — "

Um Marias Mund waren jetzt die beiden harten, strengen Züge.

"Prahlst du damit? erwartest du vielleicht, daß ich dir dazu gratuliere? du hast gelitten, — und ich? weißt du auch, daß jede Minute des Zusammenlebens mit dir eine Qual für mich war ... weißt du, wie ich dich gehaßt habe ... schon als Kind! Wie ich dich gehaßt habe tief in meinem Innern während der Zeit der aufflammenden Liebe ... als ich dich heiratete, als ich ein Kind von dir bekam, als ich glaubte, an dich gebunden zu sein fürs Leben ... mit meinem Leben gefesselt an ein fremdes Leben, unerträglich —"

"Siehst du, das war aufrichtig. Danke, daß du das gesagt hast ... du erleichterst mir dadurch die Sache. So kann ich auch aufrichtig sein. Ich hatte gedacht, es würde schwerer sein, es gäbe etwas, das uns verbindet. Nein, nichts verbindet uns. Ich gehe jetzt, weil mich weder an dich, noch an deinen Sohn etwas bindet. Nur zu ihr gehöre ich. Gesehen habe ich sie seit damals nicht, aber in Gedanken war ich immer mit ihr zusammen, und das ist hundertmal mehr, als wenn ich dich körperlich mit ihr betrogen hätte!"

Marias bleiches Gesicht färbte sich langsam rot, wie sie Paul starr in die Augen sah, und aus ihrer Stimme schlug ihm jetzt wieder der harte, kalte Haß entgegen.

"Und wenn du mich wirklich mit ihr betrogen hättest .. . wenn sie wirklich schon deine Geliebte wäre ... und wenn du wirklich jeden Tag mit ihr zusammen gewesen wärest ... das wäre für mich auch keine Überraschung, in deiner Familie ist so was schon vorgekommen!"

Einen Augenblick lang sahen sie noch einander an; dann drehte Maria sich um und sagte zu Paul, sie werde seinen Koffer vom Boden holen und seine Sachen einpacken lassen, er solle nur angeben, was er mitzunehmen wünsche, beziehungsweise ... ob es nicht richtiger sei, wenn sie ihre Sachen packte und mit ihrem Sohn zusammen wegginge. Paul antwortete, nein, er ginge, und zwar sofort und nähme nur seine Kleider mit. Maria erwiderte kurz, es sei gut; da tat Paul zwei Schritte auf sie zu, und in seinem Arm

zuckte eine unsichere, handhebende Bewegung; aber Maria ging plötzlich aus dem Zimmer. Paul stand noch eine Weile allein im Herrenzimmer, dann verließ er das Haus.

## Die Andere

Im Eßzimmer in der Molnár-gasse bügelte Marischka Mantsits auf einem auf den Tisch gelegten Brett ein weißes Wäschestück, als Paul eintrat. Sie blickte nach der Tür, drehte aber gleich den Kopf wieder weg.

"Marischka", sagte Paul auf der Schwelle, "Maria Máglya, guten Tag."

"Guten Tag", erwiderte sie, ohne sich umzudrehen.

"Marischka", wiederholte er lauter, "ich bin's."

"Das sehe ich. Sehr schön von Ihnen." Kurze Stille. "Was wollen Sie?"

"Du ..." sagte er betroffen, "was heißt das? was ist denn mit dir?"

"Das interessiert Sie ja sowieso nicht. Was geht es Sie an? Ihretwegen kann ich auftreten oder auch in der Donau ertrinken ... na, das hätte ich wahrhaftig nicht für möglich gehalten, sogar die Mühe ist Ihnen zu viel, mir ein Kärtchen zu schreiben: Kleine, ganz gut warst du in der großen Rolle, oder: elend schlecht hast du gespielt ... wenigstens zwei Worte. Ich erwarte wirklich kein Blumenarrangement von Ihnen, ich weiß, was ich weiß, aber das geht denn doch über die Hutschnur, daß Sie sich, wo ich mich endlich entschieße, zu Ihnen ins Büro zu gehen, von dem grinsenden Bauern dort verleugnen lassen, um neun Uhr früh seien Sie nicht in der Bank! gut, ich hab' mir das gemerkt. Was wollen Sie?!"

"Also sieh mal... das ist jetzt schon ganz einerlei, daß ich tatsächlich nicht in der Bank war, und jetzt ist es auch schon einerlei, daß ich inzwischen einmal hier war und auch im Theater nach dir gefragt habe ..."

"Aber machen Sie mir doch nichts vor ..."

"Das alles ist jetzt schon vollkommen nebensächlich. Es handelt sich um was anderes. Willst du eine Neuigkeit wissen?"

"Nein, will ich nicht. Oder ... doch! erzählen Sie ... Na, 'raus mit der Neuigkeit!"

"Ich lasse mich von meiner Frau scheiden."

Mit einem Ruck wandte sie sich ihm zu; das elektrische Bügeleisen rutschte mit lautem Aufprall vom Brett auf den Tisch.

"Ach Herrje. Mach keine Witze! Was ist denn los? doch nicht etwa — "

"Nichts ist los. Weißt du, warum ich mich von ihr scheiden lasse?"

"Doch nicht etwa —"

"Deinetwegen lasse ich mich von ihr scheiden."

"Herr des Himmels ..." ihr Gesicht wurde feuerrot, sie lehnte sich an die Tischkante. "Sag mal, wozu redest du solchen Quatsch ... ich habe dir doch wirklich keinen Grund gegeben ... nein, weißt du, ein erbärmlich schlechter Witz ist das ..."

"Schön, schön, früher oder später wirst du schon dahinterkommen, daß das kein Witz ist. Sobald die Scheidung ausgesprochen ist, heirate ich dich nämlich."

Ihr rotes Gesicht wurde jetzt kreidebleich.

"Ich bitte dich, Paul... du bist wohl verrückt geworden, wirklich, verschone mich mit solchen schlechten Witzen ..."

"Sieh mich mal an, du ... sehe ich so witzig aus? ich glaube nicht. Bloß ich kann mir jetzt im Augenblick nicht erklären, was das ist hier mit dir ... was hast du denn?" Er schwieg ein Weilchen. "Ich habe nicht vor, hier irgendeine Szene heraufzubeschwören. Wenn du mich nicht heiraten willst, dann sag es. Wenn du dir die Sache noch überlegen willst, gut, sag es."

"Aber ich — "

"Wenn du mich nicht heiraten kannst, mich nicht magst oder einen andern hast, also, sag das nur ruhig."

"Aber ich — "

"Jedenfalls weißt du jetzt, daß ich mich scheiden lasse, um dich heiraten zu können." Er schwieg, nach einer Weile fuhr er still fort: "Ich habe dir das noch nie gesagt, aber es war wohl auch überflüssig, du hättest es auch so wissen müssen. Ich liebe dich, und es hat keinen Sinn, so weiter zu leben wie bisher, ich könnte es auch gar nicht. Ich will dir keine großen Liebeserklärungen oder sonst was machen ... verstehst du mich, Marischka?"

"Herrgott. Ich muß mich hinsetzen", sagte sie leise und noch immer bleich. "Ich habe mir irgendwie schon lange gedacht, daß Sie ein bißchen ... aber ich dachte, Sie ... würden eines Tages sagen, ich soll Ihre Freundin werden ..."

Paul trat näher zu ihr hin.

"Du ... liebst du mich? oder wirst du mich lieben, wenn du meine Frau bist? oder ... hättest du mich auch bisher schon geliebt, wenn du meine Freundin gewesen wärest?"

"Ich ... ich bin das erste Mal wirklich bloß aus Zufall zu Ihnen ins Büro gegangen ... auf mein Wort, bloß, weil mir eingefallen war, Sie könnten mir vielleicht helfen, Sie waren ja immer schon so nett zu mir, damals, als ich noch ein kleines Kind war ... und dann, später, da hab' ich gedacht, es ist eigentlich sehr schlimm, daß ich so mit Ihnen stehe, weil Sie doch verheiratet sind und ein so ernster Mensch, aber ... ein bißchen habe ich doch immer gelauert, ob ich Ihnen wohl auch ein klein wenig gefalle, und dann ... ja, dann hab' ich mir gesagt, nein, das darf man nicht tun, geh lieber nicht mehr zu ihm 'rauf, laß den Mann in Ruh, du gefällst ihm ja sowieso nicht, wenn aber doch, nun, dann darfst du ihm nicht die Ehe verderben und .. . dann wieder habe ich gedacht, nun gerade, ich werde Ihnen zeigen, daß Sie mich lieben werden, und ich werde mich um Ihre Frau nicht kümmern und um niemanden überhaupt .. . was meinen Sie, warum wollte ich etwas von Ihnen ... warum wollte ich Sie, was? vielleicht, weil ich in einen andern verliebt war und nicht in Sie? also, haben Sie eine Ahnung, wieviel ich hier zu Hause geheult und getobt habe und verzweifelt war, weil ich dachte, ich bin unglücklich verliebt in dich und du hältst mich bloß für eine dumme kleine Göre und willst mich nicht ... mein Gott, also du liebst mich?"

Wie ein weinerlicher kleiner Aufschrei kamen diese Worte aus ihrem Mund, oder vielleicht auch wie ein Lachen; und wie Paul sie jetzt an sich riß und wie seine Lippen wild über ihr Gesicht, ihren Mund, ihre Augen fuhren: stöhnte und flüsterte sie, stammelnd und verloren, oder vielmehr endlich wirklich heimgefunden: "Du ... siehst du? warum mußten wir bis jetzt warten ... du, heirate mich nicht, sei nur mein ... du ... du bist schuld daran, daß ich nicht auf dich gewartet habe ... hättest du es mir nur einmal gezeigt, mir nur ein einziges liebes Wort gesagt oder irgend etwas angedeutet ... aber so habe ich gedacht, ich würde doch bloß vergebens auf dich warten ... jetzt habe ich mich schon weggeworfen, dabei liebe ich nur dich ... jemandem habe ich mich hingegeben, gleichgültig wem, einem Nullmenschen ... aber ich denke nicht mehr an ihn, ich will die ganze Sache vergessen, wenn du sie

auch vergessen kannst ... wenn du mir deswegen nicht böse bist ... wenn du ... mich trotzdem haben willst ..."

Die "ältere Dame", wie der Bürodienstler Juhos dies Paul bereits auf dem Flur meldete, wartete seit viertel sechs auf ihn in seinem Zimmer, und zwar, wie ihr Gesicht verriet, recht ungeduldig: Mama Martha. Paul hatte, als er sie erblickte, das Gefühl, der Zweck ihres Besuches sei ein Versöhnungsversuch: Maria sei nachträglich erschrocken, habe sich die Sache anders überlegt oder sich von dem klugen Zureden der Mutter beeinflussen lassen, — Mama Martha begann auch tatsächlich damit, wie man denn, um Gottes willen, solche Dummheiten machen könne und was sie doch, um Gottes willen, für einfältige Kindsköpfe seien! Liebenswürdig lächelnd sagte Paul zu seiner Schwiegermutter, ja, wahrlich, er hätte es selbst auch nicht gedacht, daß es so weit kommen würde, und es seien hier wohl beide Teile gleichermaßen schuldig, das müsse man eingestehen, wenn man die Dinge genauer prüfte und nicht den bequemen Standpunkt einnehme, das Schicksal für alles verantwortlich zu machen; mit Rücksicht auf gewisse Umstände jedoch, und da er seinerseits in dieser Frage bereits mit allem abgerechnet habe, halte er es nicht nur für die richtigste, sondern sogar für die einzige Lösung, jetzt sofort auseinanderzugehen, möglichst bald und möglichst friedlich; und eben darum möchte er Mama Martha bitten, wenn sie vielleicht vorhabe, zu vermitteln ...

"Aber liebes Kind", unterbrach sie ihn sehr ungeduldig, "mißversteh mich doch nicht, ich bin ja nicht gekommen, um euch zu versöhnen, schließlich ... wenn es tatsächlich gelingt, die Freundschaft zu retten, dann werde ich dir später einmal sagen, was der heutige Nachmittag für mich bedeutet hat, als Maria mich zu sich rief und mir alles erzählte, und was ich durchgemacht habe, während ich hier über eine Stunde auf dich wartete und meinen Gedanken überlassen blieb ... Also einen Versöhnungsversuch habe ich nicht vor, meine Tochter will sich ja scheiden lassen und ... nimm es mir nicht übel, wenn ich dir wortgetreu wiederhole, was sie gesagt hat: nicht mehr sehen will sie dich. Selbstverständlich will sie deinem Glück nicht im Wege stehen ..."

"Na also, liebe Mama Martha, dann sind wir ja einer Meinung, und alles ist in schönster Ordnung!"

"Keine Spur ist alles in schönster Ordnung, liebes Kind! Wie stellst du dir das eigentlich vor? einfach durchgehen mit einer kleinen Schauspielerin — wie denkst du dir das? Maria wird im April achtundzwanzig, und heutzutage finden nicht einmal die reichen jungen Mädchen leicht einen Mann, geschweige denn eine geschiedene Frau, deren einziges Vermögen ihre Ehre ist ... Und dein Sohn? wie stellst du dir das vor, so einfach ..."

Unwillig hob er die Hand.

"Liebe Mama Martha. Du könntest es dir eigentlich denken, Maria hingegen muß ganz genau wissen, daß ich mir nichts *bloß so ganz einfach vorstelle*. Ich weiß sehr gut, was ich .. . in erster Reihe mir selbst, zweitens meiner geschiedenen Frau und ihrem Sohn schuldig bin ..."

"Wie kannst du nur so sprechen, um Gottes willen! Ihrem Sohn! Ja, ist denn mein Enkelchen nicht ebenso auch dein Sohn?!"

"Lassen wir das, Mama Martha." Er schwieg einen Augenblick. "Weiß Maria, daß du zu mir gekommen bist?"

"Aber um Gottes willen, wie sollte sie das wissen! sie darf auch nie ein Wort davon erfahren, daß ich von ihr gleich zu dir gegangen bin!"

"Also ... nicht sie hat dich hergeschickt mit dem Auftrag, gleich über die ... materielle Frage mit mir zu sprechen?"

Mama Martha hob langsam die Augen und sah Paul ins Gesicht.

"Na, weißt du, mein Kind, drei Jahre sind zwar keine sehr lange Zeit, selbst ein ganzes Leben reicht oft nicht hin, um die Menschen kennenzulernen ... aber du scheinst ja Kaspar v. Czendriks Enkelin rein gar nicht zu kennen, wenn du glaubst, sie würde um eines Kreuzers oder auch um einer Million willen ihren Mund auf tun ... in einem solchen Fall!" Ihr Gesicht wurde hart und auch ihre Stimme. "Auch mich kennst du nicht sonderlich gut, wenn du glaubst, ich ließe mich so einfach schicken ... und wenn die Zeiten nicht so elend schlecht wären, wie sie sind, ja, meinst du denn, dann wäre ich überhaupt zu dir gekommen ... um zu handeln?! Du weißt, mein Kind, daß das Leben einen manches lehrt; es lehrt einen, nach der Art vornehmer und reicher Leute zu leben, aber auch, wie man nahezu drei Jahre in einem Waggon zu hausen hat ... Ich habe in sechs Jahren viel gelernt und mich sehr geändert, ich weiß, was das Leben ist, ich weiß, daß sich alles ums Geld dreht ... Maria wird nichts von dir fordern, aber die menschliche Ehre und die Gesetze ..."

"Sieh mal, Mama Martha. Ich möchte diese Sache baldigst hinter mir haben. Außerdem ... muß ich auch verreisen. Maria will mich nicht sehen, ich gestehe, ich sie auch nicht. Wozu also sollen wir einander noch dadurch aufregen, daß wir uns treffen und verhandeln oder dergleichen. Das ist Sache der Rechtsanwälte. Aber die wichtigsten Dinge können ja auch wir erledigen. Wir beide. Sag ihr, wenn du willst, ich sei bei dir gewesen, um diese Fragen zu besprechen. Sag ihr, ich überlasse ihr alles, was in der Wohnung ist. Die Einrichtung also wird ihr keine Sorgen machen. Sie würde gut daran tun, wenn sie so lange, bis sie vielleicht ... wieder heiratet, in eine kleinere Wohnung zöge."

"Nun ja", sagte Mama Martha mit einem feinen Lächeln, "schön von dir, daß du auch daran noch denkst, mein Kind. Aber auch eine kleinere Wohnung muß bezahlt werden ..."

"Gewiß", fuhr er in aller Ruhe fort. "Sag ihr also ferner, daß, seitdem wir, sie und ich, uns jetzt als Erwachsene wiederbegegnet sind und ... ja, also während der Zeit unserer Ehe habe ich Glück gehabt ... geschäftlich. Habe verhältnismäßig viel Geld verdient und ein ganz nettes kleines Vermögen auf die Seite legen können. Möglich, daß ich ohne Maria nicht so viel verdient oder mehr verbraucht hätte oder ... nun, man kann ja nicht wissen. Also, auf dieses Geld verzichte ich. Nicht sehen will ich es, nicht einmal daran denken, dieses Geld gehört Maria. Sag ihr das bitte. Von diesem Geld kann sie mit ihrem Sohn —"

"Wieviel ist dieses Geld?" warf Mama Martha eilig dazwischen, kurz und sachlich.

"Genau weiß ich es nicht ... aber ich werde sie um keinen Heller betrügen. Zwischen sechzig und siebzigtausend Pengö. Wenn sie sich jetzt gleich, sowie wir geschieden sind, dafür eine Lebensrente kauft, ist ihre Existenz gesichert. Anständig, sogar gut kann sie leben."

Ein wenig gerötet sah Mama Martha ihn an. "Ist das dein Ernst?!"

Paul lachte. "Soll ich es dir gleich schriftlich geben?"

"Darum habe ich dich nicht gebeten", sagte Mama Martha ein wenig beleidigt. "Ich setze nicht voraus, daß du dein Wort nicht hältst. Ich dachte bloß ... also, so sehr ..." sie stockte, "vielmehr wovon wirst du denn dann leben?"

"Liebe Mama Martha. Du wolltest doch jetzt etwas anderes fragen: *So sehr* ... sag es nur zu Ende; so sehr liebst du sie, daß du sie so gut versorgst

... Aber du könntest den Satz auch so beenden: so sehr haßt du sie, daß du sie um jeden Preis loswerden willst ... stimmt's — so etwas wolltest du doch fragen?"

"Nun ja, ich will nicht leugnen, einen Augenblick dachte ich ..."

"Na, also. Nun, ich hasse sie nicht und ich liebe sie nicht. Ich will sie vergessen, und ich will alles abschütteln, was mich an sie erinnern könnte, den Wohlstand, in dem ich mit ihr zusammen gelebt, auch das Geld, das ich mir während dieser Zeit erworben habe. Ich will nicht mehr an all das denken, ich ... will meine Ruhe haben. Weißt du, auch bisher habe ich mir schon mehrmals vorgenommen, zu vergessen, was jeweils bis zu einem gewissen Tage, immer bis zu einem heutigen Tage, in meinem Leben gewesen ist. Vielleicht ist das eine eigenartige Unruhe ... eine Krankheit in mir, ich weiß es nicht. Jetzt werde ich es mir wieder vornehmen, vielleicht stärker als bisher, vielleicht auch mit mehr Erfolg. Und der Unterschied wird auf jeden Fall sein, daß ich jetzt, was ich bisher noch nie getan habe, beschließen werde, an die Gegenwart zu denken. Nicht wahr, ich habe recht? Warum soll nicht auch ich mich einmal in meinem Leben nur darüber freuen, daß ... nun, einfach, daß ich bin und daß mich nichts anderes interessiert, nicht wahr, du verstehst mich, Mama Martha?"

Dann küßte er seiner Schwiegermutter die Hand und begleitete sie höflich aus dem Zimmer, bis an die Haupttreppe.

Ich bin, und nichts anderes interessiert mich: eine Zeitlang gelang es ihm auch, so zu leben, — aber dieses "ich bin" hieß natürlich so viel wie: "wir sind", er und Maria Máglya. Einige Tage wohnte er in einem Hotel am Donaukai; dann fand er in einer Villa am Gellért-Berg eine modern ausgestattete Atelierwohnung, mietete sie, holte Marischka Mantsits und nahm sie mit in die Villa. Das Mädchen war stumm vor Staunen und brach fast in Tränen der Rührung aus, als Paul zu ihr sagte, nun solle sie sich daran machen, Möbel zu kaufen und die Wohnung einzurichten, wie sie wolle. Aber sie machte sich sogleich ans Kaufen; in der modernen Möbelhandlung befand sie sich wie in einem Rausch und erstand so viele Farben und glänzende Metalle, so viele gestreifte und karierte Stoffe, Stühle und Sessel aus gebogenen Röhren und vielflächige kombinierte Möbelstücke von starren Formen, daß Paul, als er das große Zimmer mit dem riesigen Fenster, das kleinere Zimmer mit der breiten Couch und die winzige Diele



zum erstenmal fertig eingerichtet sah, ein wenig erschrocken den Versuch machte, sich in dieser farbenstrotzenden Jahrmarktsbude zurechtzufinden. Aber dann dachte er sogleich: jawohl, so ist es richtig; jetzt muß alles anders sein als früher. Und Marischka war geradezu trunken vor Seligkeit; am ersten Tage fragte sie wohl hundertmal, ob es denn wahr sei, ob sie wirklich von nun an hier wohnen würde; du lieber Gott, sie könne sich das gar nicht vorstellen, an so etwas habe sie nicht zu denken, nicht einmal davon zu träumen gewagt und sie verdiene das gar nicht! Und als sich dann noch herausstellte, daß die Wohnung auf ihren Namen eingetragen war und daß die Möbel samt all den bunten Teppichen, Terracotta-Tieren und versteckten Beleuchtungskörpern, — daß diese ganze Herrlichkeit gleichfalls ihr gehörte: da wollte sie mit einer plötzlichen und unwillkürlichen Bewegung Paul die Hand küssen. Er zog seine Hand zurück und errötete; da sprang Maria ihm um den Hals. "Du goldiger, geliebter alter großer Junge! wäre es denn eine Schande, wenn ich dir die Hand küßte? ich hätte mich dessen nicht geschämt! bin ich denn nicht dein kleines Mädchel und deine Frau und ... alles?! ahnst du überhaupt, wie glücklich ich bin?"

Auch Paul zog in die Villa am Gellért-Berg, in Maria Máglyas Wohnung. Dazu gab Frau Mantsits schweren Herzens und unter der Bedingung die Einwilligung, daß Paul sich öffentlich mit ihrer Tochter verlobe. So geschah es denn auch: Paul steckte Marischka einen Goldreif an den Finger bei dem Verlobungssessen in der Molnárgasse, an dem ein paar gute Freundinnen von Frau Mantsits teilnahmen, offenbar als Zeugen. Marischka freute sich sehr über den Ring und zeigte ihn viel stolzer im Theater herum als den andern, den sie gleichzeitig von Paul bekommen hatte, obwohl der andere aus Platin war und eine große Perle trug. Klara nahm Pauls Meldung von seiner Scheidung und seiner beabsichtigten neuen Heirat mit nicht geringerer Freude entgegen als vor drei Jahren die Mitteilung von seiner ersten Verlobung; sie sagte, ihr sei es keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß er das Leben mit seiner "blassen Kusine" nicht lange aushalten würde; und sofort machte sie die Bemerkung, er solle nur auf der Hut sein und sich nicht übers Ohr hauen lassen bei der Scheidung, denn sie kenne die Czendriks. Die "kleine Schauspielerin" gefiel ihr gut, und sie gab Paul den Rat, sie erstens nicht bei der Bühne zu lassen und sie zweitens von Anfang an knapp zu halten, wenn er nun einmal noch immer nicht genug gelernt habe aus seinen bisherigen Erfahrungen und wieder unbedingt heiraten wolle. Dann

kam Hans: "Eh, alter Junge, zum Donnerwetter noch mal! über deinen Geschmack habe ich ja nie klagen können! ich gratuliere dir, ich gratuliere von Herzen!" Georg indessen, nachdem er sich ein wenig abwesend und mit starrer Miene Pauls Bericht angehört hatte, erwiderte bloß, er freue sich über alles, was Paul Freude bereite, und hoffe, diese Ehe werde wirklich eine glückliche sein.

Der Scheidungsprozeß war schon im Gang; Paul ermächtigte einen ihm befreundeten Anwalt mit der Erledigung der ganzen Angelegenheit, der ihm riet, die Sache nicht zu übereilen, Komplikationen seien ja nicht vorhanden, weder in der Geldfrage noch bezüglich des Kindes, der Prozeß werde also in aller Ruhe verlaufen, "außerdem", meinte der Anwalt, "hast du ja keinen Grund, ungeduldig zu sein, du lebst ja bereits in einer — sagen wir — *freien* Ehe mit deiner Braut, was ich äußerst mutig finde, ich beneide dich geradezu darum, nämlich es gehört schon Mut dazu, so ganz und gar auf die Welt zu pfeifen, so frei zu tun, was dir beliebt ... weißt du, ich gehe schon auf die Vierzig zu und habe noch nicht einmal den Mut, überhaupt zu heiraten, geschweige denn eine Schauspielerin ... Also, mein Lieber, wir wollen nicht durch Drängen Anlaß und Gelegenheit zu irgendwelchen Komplikationen geben ... du hast wahrhaftig keine Ursache, ungeduldig zu sein!"

Paul lachte, und er war auch gar nicht ungeduldig. Anfang Mai wurde das Stück vom Spielplan genommen, in dem Maria Máglya nun schon von der Premiere an eine größere Rolle gespielt hatte, und das Theater brachte zum Saisonschluß ein Lustspiel mit Musik heraus, in welchem Maria nicht beschäftigt wurde. Paul ließ sich Urlaub geben und fuhr mit ihr nach Paris.

Diese Reise war in allem das genaue Gegenteil der Hochzeitsreise vor drei Jahren: hatte er damals in Sizilien mit seiner jungen Frau völlig still und ruhig gelebt, so kehrte er jetzt mit Maria Máglya Nacht für Nacht erst gegen Morgen in das Hotel hinter der Oper zurück; anfangs besichtigte Marischka tapfer mit ihm zusammen die Museen und Ausstellungen, er wiederum ging ihr zuliebe auch zur zehnten Modenschau mit und wurde der Geschäfte und Warenhäuser nicht müde; dann sagte Marischka, ihr schwirre ein bißchen der Kopf von den vielerlei Bildern und eigentlich sei es eine echt französische Schlamperei, daß an einer Stelle Manet und an der andern Monet ausgeschrieben stünde, die Leute hätten doch genug Zeit gehabt, den Namen dort, wo er falsch gedruckt ist, zu verbessern; so, das sei nicht ein und derselbe Maler? na, einerlei, die Bilder seien ziemlich gleich; nicht

gleich? also, das sei wohl Geschmackssache; und wenn Paul noch immer Sehenswertes in Paris fände, in Museen und dergleichen meine sie, na, schön, dagegen habe sie nichts, aber auf Friedhöfe wolle sie nicht noch mal gehen, davon habe sie genug noch von der Beerdigung ihres armen Vaters her, außerdem verspüre sie nicht die geringste Lust, sich ein so unanständiges Denkmal wie das Grabmal von Oscar Wilde noch einmal anzusehen; wenn also Paul die Bilder und Statuen noch immer nicht über habe, dann solle er ihr Geld für eine Taxe geben und ihr sagen, wie man dem Chauffeur die Weisung gebe, ins Hotel zurückzufahren, er könne sie ganz ruhig allein lassen, sie würde im Hotel schlafen, bis sie von selbst aufwache, und dann spazierengehen, sich die Geschäfte angucken und in den Modesalons noch ein bißchen Umschau halten, Paul brauche sich nicht zu ängstigen, sie würde sich schon zurechtfinden und jeden Mittag um Punkt halb zwei oder wann er wünsche, zum Essen im Hotel zur Stelle sein. Lächelnd willigte Paul ein, daß sie allein durch die Stadt ging; von ihrem ersten selbständigen Ausflug kam sie anstatt um halb zwei um vier Uhr zurück und flehte Paul unter Tränen an, sie nie wieder allein gehen zu lassen, denn sie habe sich verirrt und sei immer in einer andern Richtung gegangen, als sie gehen wollte, und habe einen solchen Schreck bekommen, daß es geradezu ein Wunder sei, wie sie überhaupt ein Auto gefunden habe, und im Auto sei sie fast vor Angst gestorben, der Chauffeur könnte sie wer weiß wo hinfahren, denn sie sei gar nicht sicher gewesen, ob er den Namen des Hotels verstanden habe, und in der Gegend, durch die sie fuhren, habe sie überhaupt nicht Bescheid gewußt. Von den Theaterstücken, die sie sich ansahen, verstand Marischka kein Wort; die Schauspieler seien "mittelgut", behauptete sie; die Revuen gefielen ihr sehr; Chevalier fand sie, nicht ganz aufrichtig, "so-so"; von der Mistinguett hingegen war sie entzückt und meinte, auch sie möchte mit hundert Jahren noch so spielen können; und eines Abends in einer Bar fragte sie Paul ein wenig aufgeregt, ob er bemerkt habe, wie die eine große schwarze Frau mit der herrlichen Figur sie immer ansehe, — "du, das ist bestimmt so eine, weißt du, andersrum ..." sagte sie und schien auf ihren Erfolg bei dieser Frau sehr stolz zu sein; Paul jedoch wurde verstimmt, zahlte bald und fuhr mit Marischka ins Hotel. Nachher vergaßen sie diese Sache, — ja, es hatte den Anschein, als vergäße Paul in diesen gefährlich idyllischen Tagen tatsächlich alles, was er vergessen wollte; es gab für ihn jetzt nichts anderes als dieses Mädchen mit ihrem

reizenden Wesen, ihrer Leichtigkeit, ihren netten kleinen Dummheiten, ihrem beständig fühlbaren, doch nicht taktlos zur Schau getragenen Dank, ihrer gleichmäßigen, klaren Heiterkeit und ... damit, daß sie da war, daß sie lebte und sich des Lebens freute; an ihrer Seite brauchte man nicht an das zu denken, was war und was sein würde, es gab keine Probleme und Komplikationen, keine Geheimnisse in ihrem Leben, die man erraten mußte oder mißdeuten konnte, — ein Stück Tüll, leicht und durchsichtig, eine Stoffpuppe, meine Frau ... und es ist ganz gleichgültig, daß sie bloß eine kleine Schauspielerin ist, von der man heute noch nicht weiß, ob jemals eine große Schauspielerin aus ihr wird, ganz gleichgültig, ob sie über das Wenige hinaus, das durch ihren Beruf von der Kultur an ihr haftengeblieben ist, noch etwas weiß oder nicht; wem tut es denn weh, daß sie behauptet, Rodin müsse wohl "irgendein großer französischer Erfinder" gewesen sein. Ein Kind, dachte Paul, mein Kind, bisher habe ich ja kein Kind gehabt, bloß ... einerlei, was ich bisher gehabt habe, ganz einerlei, ich muß nicht mehr daran denken; ich fühle mich wohl und bin glücklich ... und da fiel ihm ein, daß er nicht zum erstenmal im Leben sich glücklich fühlte, was immerhin für eine gute und dankbare, leicht zu befriedigende Natur und keine gar zu großen Ansprüche zeugt, — aber ... gewöhnlich dauert dieser Zustand so lange, bis eines Tages der Verdacht in einem aufsteigt, jetzt, in diesem Augenblick bin ich eigentlich gar nicht mehr glücklich, sondern eigentlich schon unglücklich ... ja: das Ganze dreht sich darum, daß man die Illusion des Glückes nicht verlieren darf. Denn was ist eigentlich das Glück?

Marischka Mantsits macht die Badezimmertür halb auf und ruft heraus:

"Ist niemand im Zimmer?"

"Doch, ich bin hier", antwortet Paul und steht vom Tisch auf. "Kein Fremder, meine ich ... ein Kellner oder so jemand?"

"Nein. Warum?"

"Dann ist's gut. Ich hab' nämlich vergessen, meine Sachen mitzunehmen, sie liegen alle dort auf dem Bett." Und sie kam aus dem Badezimmer in ihren Pantoffeln mit den weißen Pompons, sonst hatte sie nichts an, und ging ans Bett, um sich ihre Sachen zu holen, in weiß schimmernder Nacktheit, mit der großen, reinen, äußersten Aufrichtigkeit des unverhüllten Körpers.

Da trat Paul auf sie zu; zart, behutsam langte er nach ihr und nahm sie in die Arme.

"Du ..." sagte er leise, "nicht wahr, du bist ein Kind."

"Ja", antwortete sie ernst, "ich bin dein kleines Mädel."

Und dies ... möglich, daß es tatsächlich nur ein kindlich naives, anspruchslos primitives und schlechthin körperliches Glücksgefühl war: aber Paul war in diesem Augenblick davon durchdrungen, dies sei das Glück.

Der heiße Sommer zu Hause in Budapest wurde von heißeren Aufregungen noch mehr erhitzt: es sah so aus, als erkrankte rings auf der Welt auch das noch, was bisher einigermaßen intakt geblieben war; in Mitteleuropa indessen brach alles zusammen. Eine Panik fegte durch die halbtote Wirtschaftswelt. Längst beseitigte, fast schon vergessene verhaßte und als schädlich gestempelte Schranken wuchsen als einzige Hilfe plötzlich wieder aus der Erde. Jetzt schwankte nicht mehr das Vertrauen, sondern der letzte Rest von Gleichgewicht taumelte trunken in ganz Europa. Geldrettungsbefehle erklangen allerorts, und in der plötzlichen Notwehr rückten die Menschen wieder weiter voneinander ab. Ein jeder gedachte zitternd des Totentanzes nach dem Kriege; ein jeder dachte ängstlich an das Morgen; ein jeder hatte das Gefühl, nicht mehr um das Wohllleben oder um das Vegetieren beginne jetzt der Kampf, sondern um das Leben schlechthin; und ein jeder rüstete zum Gegenangriff. Und freilich, sobald die Schranken geschlossen waren, erschienen um sie herum die Schnüffler, die aus vorsichtiger Entfernung untersuchten, wo und wie man unter ihnen hindurchschlüpfen oder sie umgehen könnte. Sogleich tauchten in der Gegend der Börse und der Banken Gesichter von früher auf; tastende, unsichere Schritte wurden getan hierhin und dorthin; in alten ausgeruhten und mehr noch ausgehungerten Gehirnen ging das Kreisen um den Geldgedanken und seine Möglichkeiten wieder an; denn wo etwas verboten ist, dort kann man an dem Verbotenen gewöhnlich recht schön verdienen ... ein Risiko ist natürlich dabei, aber was ist heute nicht mit einem Risiko verbunden? heute, wo selbst der sicherste langsame Hungertod kein ruhiges, glattes Geschäft mehr ist. Und schließlich, wozu haben wir denn unsern Verstand? ...

Paul hatte seine Gedanken in diesen aufregenden Tagen nicht sehr bei der Arbeit. Farkas, sichtlich nervös, fragte ihn auch einmal, ob er krank sei oder bloß so sehr verliebt, — Paul sah seinen Direktor ein wenig befremdet an; einige Tage lang war das Verhalten der beiden gegeneinander spürbar

kühl; dann kam die Sache soweit wieder in Ordnung, daß Paul mit zehnfacher Energie und manchmal zähneknirschend sich mit seinen Angelegenheiten befaßte, die ihn jetzt gar nicht fesselten; sobald er die notwendigen Arbeiten erledigt hatte, verließ er eilends das Büro. Stürzte nach Hause oder ins Wellenbad, denn Marischka war jeden Mittag dort, und meist aßen sie dort zusammen; oder in die elegante Konditorei auf der Insel, wenn Maria Máglya sich gegen Abend dort mit ihren Freundinnen traf. Jetzt wußte bereits jeder, den es interessierte und etwas anging, daß Paul und Maria zusammenlebten; das Theater behandelte sie als Eheleute, und selbst die kühneren Kollegen, vor allen auch der gewisse "Nullmensch", zollten Marischka den einer jungen Frau gebührenden Respekt und begegneten ihr mit der Zurückhaltung, die die Rücksicht auf das neue Verhältnis erheischte. Es hieß im allgemeinen, Maria Máglya habe verhältnismäßig jung ihr Glück gemacht und sei wenigstens geschickt auf dem Weg der Karriere gestartet, denn sie habe ja bereits eine "ernsthafte", sogar "luxuriöse" Wohnung, bekomme Schmuck geschenkt, immer sei Geld bei ihr zu sehen, sie trage in Paris gekaufte Kleider, sehe überhaupt tiptop aus; außerdem habe sie auch als Schauspielerin ziemlich ansehnlichen Erfolg erreicht in den beiden größeren Rollen, und all das zusammen sei für den Anfang selbst dann noch nicht schlecht, wenn der Bankmensch sie schließlich doch nicht heiraten würde, was ja eigentlich ziemlich wahrscheinlich sei. Allerdings, man könne nie wissen. Man müßte sich den Betreffenden mal näher ansehen, dann wäre man gleich im klaren und könnte feststellen: das ist die große Liebe, das ist eine romantische Angelegenheit, denn letzten Endes hat ja der Betreffende um ihretwillen eine sehr passable Frau sitzenlassen, der Scheidungsprozeß ist jetzt im Gang, ich kann dir sagen, ich wäre saniert mit dem Sümmchen, das der Mann der Frau hinschmeißt, bloß damit sie ihn freigibt, doch, doch, das scheint eine ernste Sache zu sein, ich glaube sogar, der Ritter ist imstande und ist eifersüchtig auf seine Herzensdame, er läuft doch immerfort mit ihr 'rum oder holt sie zumindest immer ab, und die Máglya, die bringt es noch fertig, sich wirklich von ihm heiraten zu lassen, beobachte sie doch mal, mein Lieber, wie anhänglich sie ihn angucken kann, am Ende wird sie ihm gar noch treu sein — na, nein, reg mich doch nicht auf! das Máglya-Kätzchen als treue Gattin, da muß ich ja direkt lachen! ...

Maria Máglya indes kümmerte sich nicht darum, was über sie gesprochen wurde, und auch Paul ließ das lebhafteste Interesse der

"öffentlichen Meinung" an ihrer beider Tun und Lassen völlig kalt. Durch nichts und von niemandem ließen sie sich stören, auch dadurch nicht, daß sie eines Nachmittags Maria v. Czendrik in der Konditorei auf der Insel trafen. Sie war in größerer Gesellschaft und saß nur wenige Tische von ihnen entfernt; Marischka Mantsits gewährte sie sofort und machte Paul auf sie aufmerksam. Paul drehte sich dann "unauffällig" nach der Richtung um: sogleich sah er Marias etwas spöttischen Blick und bemerkte auch, daß die ganze Tischgesellschaft ihn und Marischka musterte. Später tanzte Maria Czendrik mit einem breitschultrigen, ziemlich kleinen, eleganten Herrn, den Paul nicht kannte; sie ging an ihrem Tisch vorbei, stieß ein wenig an einen Stuhl und sagte, ohne hinzusehen, leise und steif: "Verzeihung ..." aber dann schien es Paul, als hätte sie während des Tanzens beständig den Blick auf seinen Tisch gerichtet und als winkte sie ihm sogar einmal mit dem Kopf zu. "Du großer Junge", sagte in diesem Augenblick Marischka, "deine frühere Frau hat soeben schön hergegrüßt."

"Habe ich nicht bemerkt", antwortete er; als sie jedoch später beim Aufbruch an jenem Tisch vorübergingen, grüßte Paul Maria Czendrik mit betonter Höflichkeit. Marischka schlängelte sich ein paar Schritte vor ihm zwischen den Tischen hindurch und beteiligte sich an dein Grüßen nicht, aber draußen vor dem Tor hängte sie sich sofort in Pauls Arm. "Du, sag mal ... wütet sie jetzt?" fragte sie unsicher. "Ich glaube nicht. Aber ist es nicht ganz gleichgültig, was sie macht? ist nicht nur das wichtig ..."

"Doch", unterbrach Marischka ihn, "nur das ist wichtig, was wir beide machen, du und ich ..." Sie brach ab und fuhr nach einem Weilchen fort: "Du großer Junge, hier kannst du mich jetzt nicht auf den Arm nehmen und die Sache damit erledigen, daß du mir den Mund zuhältst, hier mußt du mir schön antworten. Also sag mir, aber schwör mir gleich, hast du dich noch nie nach ihr zurückgesehnt?"

"Du Marisch", sagte Paul leise, "gib acht, denn ich nehm dich sofort auch hier auf den Arm und —"

"Dann ist's gut", sprach sie dazwischen, "dann weiß ich, daß du dich nicht zu ihr zurückgesehnt hast. Dann bin ich noch dein kleines Mädel."

Die Kollegen und Kolleginnen aus dem Theater kamen gern und oft in die Villa am Gellért-Berg. Häufig blieben sie bis gegen Morgen dort versammelt; manchmal ging es lustig zu, manchmal war es langweilig. Paul

nahm bald wahr, daß Marischka von ihren Kolleginnen nicht sehr geliebt wurde, um so peinlicher empfand er die Liebenswürdigkeit, mit der diese sie jetzt umgaben. Oft gingen sie aus, allein oder mit Bekannten, meist in Lokale, in denen Paul bisher nicht viel verkehrt hatte, die Marischka jedoch gleichsam von Berufs wegen zu besuchen gezwungen war. Paul fühlte sich in dieser Gesellschaft nicht sehr wohl, manchmal kam er sich sogar recht deplaciert "bürgerlich" vor und war mit angespannter Aufmerksamkeit darauf bedacht, Marischka durch sein etwas steifes Benehmen nicht zu "schaden", keinen Anlaß zu Spötteleien zu geben; und am meisten freute er sich natürlich, wenn sie, sehr selten, still allein zu Hause bleiben konnten. Dann setzten sie sich auf den langen schmalen Balkon vor dem Atelierfenster und betrachteten, da sie von dort nur Aussicht auf die Dächer und hinteren Fronten der unteren Villen am Hügelhang hatten, den Himmel. Marischka fragte einmal, wann eigentlich das Urteil im Scheidungsprozeß zu erwarten sei. Vielleicht im Dezember, antwortete Paul. Und was dann sein würde, erkundigte sie sich weiter. Dann werde das sein, erwiderte er, worauf sie sich die ganze Zeit über vorbereiteten, sie würden heiraten. Ja, aber was mit ihr sein würde, meinte sie, ob sie zum Beispiel ein Kind haben werde. Paul lachte und sagte, vielleicht ja, vielleicht aber auch vorläufig noch nicht. Nun und ... wie es dann mit dem Theater sein würde, denn bisher sei es ja ganz selbstverständlich gewesen, daß sie weitergespielt habe, aber wenn Paul vielleicht daran dächte, sie solle nach der Hochzeit die Bühne aufgeben, dann möchte sie das schon vorher, schon jetzt wissen. "Willst du denn die Bühne aufgeben?" fragte Paul. "Ich ... will das, was du willst."

"Nein", sagte Paul rasch, "das ist nicht gut. Ich will wissen, was du gern möchtest."

"Also ... ich glaube, ich möchte die Bühne nicht aufgeben. Ich glaube, es wäre schade, wenn ich ..."

"Also du willst weiterspielen."

"Ja."

"Gut, dann wirst du weiterspielen. Bloß ... dort im Theater unter den vielen Männern ..."

"Du!" unterbrach sie ihn leise, "soll ich beleidigt sein?"



Irgendwo in der inneren Stadt gab es ein kleines Café, das gegen Ende des Frühjahrs unter dem Namen Piccy Bankrott gemacht hatte und im Herbst, neu und modern eingerichtet, unter dem Namen Metro wieder eröffnet wurde: in diesem Café begann Georgs Herbstsaison, er spielte dort allabendlich mit einem singenden Trommler Jazzmusik. Georg wohnte übrigens noch immer in dem Hotel in der Rákóczistraße, und als Paul das letztmal bei ihm war, hatte er mit Bestürzung bemerkt, daß in seinem Schrank und auf dem Tisch und auf dem Fensterbrett je eine halbvolle Flasche Kognak stand. Dazu jedoch, ihm in brüderlichem, freundschaftlichem, menschlichem Ton ins Gewissen zu reden, ihm zu sagen, dieses Trinken sei schauderhaft, und ... was hätte er ihm noch sagen können? nur wieder die alte Litanei von Klara und ihm Vorhaltungen machen, er solle sich doch Mühe geben, nicht ganz zu verkommen, noch einmal einen Versuch machen mit der ernstesten Musik oder an Árpád Lantos denken, von dem bereits die dritte Revue-Operette auf der ganzen Welt gespielt wurde ... nein, dazu hatte er keine Lust mehr; auch Kraft hatte er nicht mehr zu solchen Predigten, denn als er kürzlich, vor etwa zwei Monaten, wieder einmal einen Anlauf genommen hatte, auf Georg einzuwirken, hatte dieser ihm kalt und mit ungewohnter Härte erwidert, Paul solle ihn in Frieden lassen, die Zeiten seien längst vorbei, da er ihm die Schachteln mit den "corpora delicti" seines Lebens anvertraut habe, und heutzutage würde er es sich schon sehr überlegen, ihm auch nur zu verraten, beziehungsweise mitzuteilen, daß ... na, einerlei, was, das geringste von seinen persönlichen Angelegenheiten, — "und überhaupt", sagte er, errötete plötzlich, und seine Augen funkelten seltsam, "und überhaupt würde es mich wundern, wenn du nicht bemerkt haben solltest, wie sehr mich diese Dinge nervös machen, wie sehr mich dein ewiges Einmischen verstimmt, also reden wir von was anderm!" Gut ... reden wir von was anderm oder reden wir lieber von gar nichts ... Nein, er wird Georg keine Vorhaltungen mehr machen. Und wenn er ihn wieder einmal besucht oder irgendwo trifft, wird er sich bemühen, von solchen Dingen mit ihm zu sprechen, die keinen von ihnen nervös machen und verstimmen.

Die Sache im Café Metro ging ein paar Wochen gut, dann geriet sie ins Stocken, weil genau gegenüber ein noch moderner eingerichtetes, in noch wilderen Farben ausgestattetes Lokal namens *Melody Dancing* eröffnet

wurde; Pablo, der schöne Jüngling mit der Toreador-Erscheinung<sup>42</sup>, spielte Klavier, Sybill, die rote Amerikanerin mit der heiseren Stimme, sang; Georg stand schon im November ohne Arbeit da. Darüber wunderte sich Paul gar nicht, denn als er einmal, noch im Oktober, mit Marischka ins Café Metro gegangen war, hatte Georg bereits in einem fast leeren Raum gespielt, und zwar so, daß er kaum bei der Sache war, fortwährend danebengriff und wohl zum sechstenmal den großen Walzer aus Lantos' erster Operette anfang, bis schließlich der Inhaber zu ihm ging und ihn anfuhr, er möge gefälligst mal mit etwas Neuerem kommen. Da hatte Paul mit voller Bestimmtheit gefühlt, daß einer, der so arbeitete, nach neuerlichen Monaten der Stellungslosigkeit höchstens noch in einer Vorstadtspelunke landen konnte.

Anfang November kam der Rechtsanwalt mit der Nachricht zu Paul, es gebe Schwierigkeiten: er habe zwar die Verhandlung für Ende November anberaumen lassen, aber gestern sei Maria v. Czendriks Anwalt bei ihm erschienen mit der Mitteilung, seine Mandantin habe sich die Sache überlegt, sie reflektiere nicht auf die ihr angebotene Abfindungssumme und willige nicht ein in die Scheidung, mit anderen Worten, sie verzeihe das treulose Verlassen. Der Anwalt bemerkte jammernd, es wäre schade, diese so schön aufgebaute Aktion in die Brüche gehen zu lassen, und empfahl, Paul solle sofort mit seiner Frau oder mit seiner Schwiegermutter sprechen. Paul erwiderte, er spreche mit niemandem, und wenn seine Frau sich nicht scheiden lassen wolle, dann blieben sie eben ungeschieden, ihn interessiere die Sache nicht weiter und im übrigen sei es ihm gar nicht dringend, seine Frau würde es sich schon wieder anders überlegen. "Ja, du hast's leicht", meinte der Anwalt, "meiner Ansicht nach handelt es sich um einen kleinen Erpressungs- oder, gelinder ausgedrückt, Pressionsversuch ... na, wir werden ja sehen."

Selbstverständlich handelte es sich um nichts dergleichen: Maria war ganz einfach eines Tages eingefallen, sich dennoch nicht scheiden zu lassen; und dann, einige Tage darauf, fiel ihr wiederum ein, warum sie eigentlich diese ganze widerliche Angelegenheit nicht längst hinter sich hätte und ob man nicht den Termin von Ende November ein bißchen näherrücken könnte. So nahm denn die Sache schließlich doch glatt und ordnungsgemäß ihr Ende:

---

<sup>42</sup> *Toreador* = berittener Stierkämpfer, im Gegensatz zu *torero* = Stierkämpfer zu Fuß. (Letzteres bekanntgeworden vor allem durch Bizets Oper *Carmen*.)

Maria überlegte es sich zwischendurch nicht noch einmal anders, das Scheidungsurteil wurde verkündet und wurde rechtskräftig; Maria bekam das Geld, Paul zog die Beträge nicht ab, die er ihr in der Zwischenzeit hatte zukommen lassen. Mitte Dezember ließ er sich mit Maria Máglya trauen; als Zeugen waren zugegen Herr Farkas und der Theaterdirektor; vom Standesamt gingen sie nach Hause in die Villa am Gellért-Berg; Marischka stellte mit Hilfe des Alleinmädchens recht und schlecht ein sogenanntes feines Familienfrühstück zusammen, an dem außer den Zeugen Frau Mantsits, Klara, Hans und Georg teilnahmen; in den Tagesblättern erschien keine Vermählungsanzeige, aber die *Theaterwelt* brachte eine ganzseitige Photographie von dem jungen Paar, aufgenommen in dein Augenblick, da die beiden als Mann und Frau aus der Tür des Standesamts traten; und auch das *Bankleben* schrieb in der *Haben Sie schon gehört, daß ...?* betitelten Rubrik, mit der Hochzeit des hervorragenden jungen Bankmenschen und der begabten jugendlichen Schauspielerin sei nunmehr auch das letzte Kapitel des in Bank- wie in Theaterkreisen so viel kommentierten romantischen Liebesromans beendet. Viele Menschen gratulierten Paul persönlich in der Bank und Marischka im Theater; Glückwunschschriften kamen wenige an, doch stand es außer Zweifel, daß jenes Telegramm ohne Unterschrift, das nur die zwei Worte enthielt: "Ich gratuliere", Pauls ehemalige Frau geschickt hatte. Nein, das war nicht zu bezweifeln ... das heißt, Paul hatte einen Augenblick lang den Gedanken, dies sei offenbar Maria Czendriks Glückwunsch, doch ... könne er auch von Livia Bertalan stammen.

Maria bekam eine neue Rolle und hatte jeden Vormittag Probe; Paul war in der Bank; manchmal aßen sie zusammen zu Mittag, dann kehrte Paul ins Büro zurück, Marischka ging nach Hause oder wieder ins Theater; abends waren sie auch selten allein, — das Heim und die Stille sind nicht die richtige Erholung, sagte Marischka oft, man kann gar nicht recht einschlafen, alles, was tagsüber gewesen ist, schwirrt einem durch den Kopf, das Lernen, die Probe, die Aufregungen ... Paul gewöhnte sich allmählich daran, wenig zu schlafen; aber es kam auch vor, daß er abends allein zu Hause blieb und Marischka mit ihren Freunden ausgehen ließ. Wenn sie dann heimkehrte, setzte sie sich an den Rand seines Bettes, rauchte eine Zigarette und erzählte ihm, wie sie den Abend verbracht hatte, wo und mit wem sie gewesen war; und einmal sagte sie, sonderbar und plötzlich: "Aber trotzdem warst du immer bei mir."

"Ich weiß", antwortete Paul ernst. Und er fühlte, daß dies trotz aller Unruhe des äußeren Lebens auch so sei. Ein Jahr lebte er jetzt mit dieser Frau zusammen ... einst, in seiner ersten Ehe, war am Ende des ersten Jahres das Kind schon dagewesen, dennoch hatte er nicht dieses ruhige, sichere Gefühl der Zusammengehörigkeit gehabt. Nun ja ... das Vergangene und das Gegenwärtige sind zweierlei, und wichtig ist nur das, was ist. "Du", sagte er da, "sieh mich mal an. Nicht wahr, du bist mein?"

"Ja", antwortete Marischka und lächelte, "ich bin dein, das weißt du doch."

"Also ... leg dich jetzt schlafen. Es ist schon spät. Soll ich dich ausziehen?"

"Ja, gleich", sagte sie, "ich will bloß die Zigarette noch zu Ende rauchen."

Die Menschen schienen sich an die stabilisierten Übel gewöhnt zu haben, jene Menschen, mit denen Paul beruflich zu tun hatte: Menschen, die in ihrem krampfhaften Optimismus auch in allen Schwierigkeiten oben zu bleiben vermochten. Die Welt lebte und wunderte sich eigentlich gar nicht mehr darüber, daß sie lebte. Paul tat dasselbe wie seinesgleichen: er schloß die Augen und stopfte sich die Ohren zu. Alles Seufzen, alles Murren, alles Stöhnen verlor sich in einer tieferen, leereren Stille denn je zuvor.

Klara kam in der letzten Zeit häufig zu Paul ins Büro. Sie klagte, wie immer, und sprach davon, daß sie arbeiten wolle, arbeiten müsse, bloß nicht wisse, was. Dann erzählte sie einmal, das Gescheiteste wäre wohl, wenn sie sich einen Bridgesalon einrichtete in einem Hotel oder einem Extrazimmer eines Cafés, obgleich es derartige Salons heute auch schon in Unmengen gebe und sie nicht mehr ihre guten alten Beziehungen habe; es käme zwar noch eine andre Möglichkeit in Betracht, doch stoße diese auf Hindernisse ... Paul fragte, was für eine Möglichkeit das sei; Klara wich aus, nein, es lohne sich gar nicht, davon zu reden, die Schwierigkeiten seien ja doch nicht zu überbrücken, und es würde sie bloß wieder deprimieren, wenn sie sich vergeblich mit dem Gedanken beschäftigte. Da drang Paul nicht weiter in sie; nach wenigen Tagen indes suchte Klara ihn wieder auf und zog aus ihrem Handtäschchen einige Schmuckstücke hervor: jene Perlenkette, die sie zu Hänschens Geburt bekommen hatte, drei Broschen, drei Armbänder und vier

Ringe; und sie fragte Paul, was er dächte, ob man dafür wohl dreißig oder fünfunddreißigtausend Pengö bekommen könnte. Ein wenig verwundert antwortete Paul, er halte das für unwahrscheinlich, allerdings verstehe er nichts von Juwelen, es sei wohl das beste, einen Juwelier zu befragen. "Oh, das hat gar keinen Sinn! die Juweliere wollen ja selbst an einem solchen Geschäft verdienen! die haben mir einen jämmerlich niedrigen Preis dafür geboten, an Juweliere wende ich mich nie wieder! und das Schlimme ist, daß der Sachverständige des Auktionshauses ein feiger Kerl ist und das Ganze, was Sie hier sehen, auf acht bis zehntausend Pengö geschätzt hat! allerdings hat er hinzugefügt, der erreichbare Preis hänge auch davon ab, ob eins der Stücke einem Käufer sehr gefiele ..."

"Na, schön", sagte Paul ein wenig ungeduldig, "zwischen achttausend und sagen wir fünfzehntausend ist immerhin doch ein ganz anderer Unterschied als zwischen achttausend und fünfunddreißigtausend!"

"Nun ja", antwortete Klara sehr nervös und unlustig, "das weiß ich ja selbst ... also, die Sache läßt sich eben nicht machen. Wenn einem etwas einmal nicht gelingen will..."

Diesmal brauchte Paul nur mit zwei Worten zu fragen: sofort rückte sie mit jenem geheimnisvollen Plan heraus, von dem sie schon seit längerer Zeit gern mit Paul gesprochen hätte, aber es sich doch immer wieder nicht getraute. Also, sie hoffe, sagte Klara, nervös die Worte überhastend, sie hoffe, Paul werde sie auf keinen Fall mißverstehen, aber eine Frau in ihren Jahren könne es sich eben nicht mehr erlauben, sich gute Möglichkeiten entgehen zu lassen, und wenn sich eine "gescheite" Lösung biete, müsse man halt auch das Unmögliche versuchen, um sich am Leben zu erhalten; ja, sie wäre also geneigt, sich auch von diesen letzten Schmuckstücken zu trennen, aber selbst dadurch erreiche sie nichts, denn angenommen, sie bekäme zehn- oder gar fünfzehntausend Pengö dafür, dann fehlten ihr noch immer zwanzig oder fiinfundzwanzigtausend zu der Sache, an die sie denke ... Es handele sich nämlich darum, daß sie einen sehr guten Freund habe, einen wahren, ihr sehr zugetanen Freund, jung könne man ihn gerade nicht mehr nennen, aber er sei noch nicht fünfzig ... mit diesem Herrn also stehe sie sehr gut, Paul verstehe sie doch, nicht wahr, gewisse Dinge brauche sie wohl nicht zu erwähnen, nicht wahr, und dieser Herr wäre mit Freuden geneigt, sie zu heiraten. Sie sage es ganz aufrichtig: nach Vater habe sie in ihrem Leben keinen Mann ... das wisse Paul ja, aber dieser Mann gefalle ihr.

Kein "schrecklich" vornehmer Mensch, aber aus tadelloser Familie, anständig, zuverlässig, nicht dumm, im übrigen ein pensionierter, vielmehr abgebauter Staatsbeamter, bei der Oberrechnungsverwaltung sei er Bürochef oder so was gewesen. Nun sei natürlich das Geld, vielmehr die Geldlosigkeit das Eehindernis, denn die Gnadenpension von der Bank stehe ihr ja im Falle einer Wiederverheiratung nicht mehr zu, außerdem sei es fraglich, wie sich Hans' Zukunft gestalten werde, ob er eine ordentliche Stellung bekomme oder nicht, und der Betreffende sei zwar nicht unvermögend, beziehe auch eine geringe Pension, sein Vermögen aber bestehe aus einem großen Grundstück mit einem kleinen Pavillon in Buda, wirklich sehr schön gelegen, doch der Betreffende habe auch einen vierzehnjährigen Sohn, er sei nämlich Witwer ... Nun hätten sie sich also folgendes ausgedacht: das Grundstück liege in Budas bester Gegend, im schönsten Villenviertel, die Gegend sei sehr bewohnt, aber es gebe kein einziges gutes Lokal dort in der Nähe; wenn sie also auf diesem Grundstück eine Konditorei eröffneten, eine ganz feine und moderne kleine Sache, mit Bridge und Musik natürlich, mit erstklassiger Jazz und Tanz ... nun, so viel Phantasie besitze Paul gewiß auch, um zu sehen, daß das ein blendendes Geschäft wäre, zumal doch die Grundbedingungen gegeben seien, das Grundstück und der Pavillon; das übrige, also zu dem übrigen brauchten sie ungefähr fünfunddreißigtausend Pengö: Parkierung des Grundstücks, Zaun, Instandsetzung des Gebäudes, Bau einer Küche, Möbel und die sonstige Ausrüstung ... Ach Gott, es sei ja schade, von den Einzelheiten zu reden, wenn nun einmal die Basis zum Ganzen nicht vorhanden sei, die lumpigen paar tausend Pengö ... Außer, die Sache ließe sich so lösen, daß vielleicht Pauls Bank geneigt wäre, eine entsprechende Anleihe herzugeben ... Nein, sagte Paul da rasch und trocken, seine Bank befasse sich nicht mit derartigen Geschäften. "Auch nicht, wenn Sie sich dafür einsetzen?" fragte Klara, nicht gleich lockerlassend. "Auch dann nicht ... und im übrigen, nehmen Sie mir das nicht übel, würde ich mich auch nicht dafür einsetzen können ..." Klara überlegte es sich einen Augenblick lang, ob sie beleidigt sein solle, hielt es aber dann für ratsamer und zweckmäßiger, den Frieden zu wahren, und sagte, so bleibe also nichts anderes übrig, wenn sie diese "Lebenschance" nicht auslassen wolle, vielleicht die letzte, die sich ihr böte, als sich nach einer Privatanleihe umzusehen, möglichst ohne Wucherzinsen ... Paul verstand diese Anspielung und antwortete, er habe leider kein Geld für diesen Zweck, vielmehr er besitze überhaupt kein Geld

mehr; da meinte Klara, das habe sie geahnt, und sie könne sich vorstellen, wie gründlich seine erste Gemahlin ihn gerupft habe; Paul wurde wütend, man sah dies seinem Gesicht sofort an, wollte protestieren, Klara indessen fuhr fort, bevor er zu Wort kam:

"Schön, schön, Paul, Sie brauchen deswegen nicht beleidigt zu sein ... es ist wirklich sehr edel von Ihnen, daß Sie Ihre Ehemalige so in Schutz nehmen, aber regen Sie sich nicht auf, ich habe das bloß so gesagt... Hingegen", sie brach ab und fuhr erst nach einer etwas verlegenen Pause fort: "Hingegen ... ich weiß nicht, ob Sie Kenntnis davon haben, daß ... Ihr Bruder einen größeren Geldbetrag herumliegen hat ... Mein Gott, allen Leuten ist es geglückt, zu ein bißchen Geld zu kommen, bloß mir — "

Paul zuckte ein Gedanke durch den Kopf ; sein Gesicht verfinsterte sich, und seine Stimme klang ganz heiser: "Nein ..." sagte er, hüstelte, räusperte sich, "nein, davon weiß ich nichts, daß Georg Geld haben soll ... "

"Wundert mich. Ich dachte, Sie wüßten auch davon. Nun, also, ich habe über so manches nachgedacht, und da ist mir unter anderm auch eingefallen, daß irgend jemand, ein gescheiter Mensch, es Georg sicherlich klarmachen könnte, daß das besagte Grundstück für einen Privatmann eine hinlängliche Deckung ist für eine Anleihe von dreißig- oder vierzigtausend Pengö ... oder wenn Georg vielleicht in Form einer Beteiligung geneigt wäre ... was glauben Sie, wäre es nicht besser für ihn, wenn er dort Klavier spielte und noch am Geschäft beteiligt wäre, als ein Engagement zu haben in so einem unmöglichen Café da draußen oder gar arbeitslos herumzulungern? Meinen Sie nicht auch, daß ... was sehen Sie mich so an? warum dieser wütende Blick?!"

Pauls Stimme klang ganz hohl: "Sie ... sind wohl nicht bei Sinnen, Klara! Georg ist aus Shanghai zurückgekommen mit der wahnsinnigen Idee, Sie zu heiraten ... und jetzt soll er Ihnen sein Geld hingeben ... damit Sie einen andern heiraten können?!"

"Also, so darf man das nicht auffassen!" sagte Klara beleidigt. "Und wenn es sich nicht um eine wichtige Geschäftsfrage handelte, hätte ich Ihnen schon längst den Rücken gedreht, lieber Paul, denn mir scheint, Sie vergessen ganz den pflichtmäßigen — "

"Das ist keine Geschäftsfrage!" schrie er dazwischen in finsterer Erregung, "das ist ... etwas ganz anderes!"

Klara jedoch ließ sich nicht beirren. Plötzlich hellte ihr Gesicht sich auf, und sie sah Paul freundlich an. "Ich verstehe Sie nicht, liebes Kind ... Ich will Sie darum bitten, mit Ihrem Bruder in dieser Angelegenheit zu sprechen, ihm die Sache wenigstens schon zu erwähnen, bevor ich mich an ihn wende, denn mir wäre es aus gewissen Gründen einigermaßen peinlich, den Anfang zu machen ... obgleich, wenn es sich um mich handelt, das wissen Sie ja auch sehr gut, Georg sich nicht davor verschließen wird, mir meine Bitte zu erfüllen ... Also ich komme zu Ihnen mit diesem Anliegen, und da fangen Sie an, in einem Räuberhauptmannston mit mir zu reden, anstatt mir behilflich zu sein ... Das habe ich wirklich nicht von Ihnen verdient, lieber Paul!"

Er stand auf. "Nicht wahr, Klara, wir wollen doch gute Freunde bleiben. Also mit Rücksicht darauf bitte ich Sie, dieses Thema fallenzulassen. Ich erwähne meinem Bruder gegenüber die Sache nicht und nehme überhaupt keine Kenntnis von dem, was Sie mir soeben ausgeführt haben, und ... ich behalte meine Meinung über diese ganze Angelegenheit gern für mich, aber wenn Sie es wagen, Georg um sein Geld zu bitten — nein ... lassen wir diese ganze Geschichte, ich will hoffen, Sie haben das nicht ernstlich gedacht ... sprechen wir nicht mehr davon — "

"Bitte sehr", warf Klara dazwischen, in sehr kühlem Ton, und erhob sich auch. "Wie Sie wollen. Sie haben recht, es lohnt sich nicht, so viele Worte darüber zu verlieren. Und es lohnt sich nicht, daß Sie sich so aufregen. Ich hatte zwar in der Überzeugung gelebt, unser freundschaftliches Verhältnis berechtigte mich, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten ... aber anscheinend habe ich mich geirrt." Sie machte eine Pause, und dann war plötzlich auch ihre Stimme glühend erregt. "Doch ich hoffe, das stellen Sie sich nicht vor, daß Sie mich auch nur in irgend etwas beeinflussen, daß Sie mir auch nur das geringste befehlen oder verbieten können, wo es darum geht, mein Leben wieder in Ordnung zu bringen! Nein, lieber Paul ... dazu bin ich nicht mehr jung genug ... aber so stark ist der Lebenstrieb noch in mir, daß — "

Paul erzählte seiner Frau nie etwas von seinem früheren Leben und fragte auch sie nicht nach ihrer Vergangenheit. Es war gut, jetzt so zu leben: im Heute und nur im Heute, unbeschwert von den Dingen des Gestern. Es war gut, zu schweigen und nur einfach da zu sein, — bloß dann ging es ein wenig schwer mit dem Schweigen, wenn einem immer wieder der Zorn in der Kehle würgte und man daran dachte, daß es anscheinend keine



Gemeinheit gibt, die der Mensch nicht imstande ist zu begehen — um des Lebens willen? Ja, um des Lebens willen, aber was für ein Leben ist das, welches .. . Nein, er muß jetzt sofort zu Georg laufen, ihn aufklären und ihm enthüllen, wer eigentlich diese Frau ist ... ihn warnen und, wenn nötig, jetzt auch Gewalt anwenden! Er schwieg und war den ganzen Abend verstimmt; seitdem sie zusammen lebten, war dies der erste Abend, an dem er nicht ausschließlich an Maria Máglya dachte, sich nicht nur mit ihr befaßte; zwischendurch beschloß er, Marischka dennoch von Klaras heutigem Besuch zu erzählen, aber dann schwieg er weiter, Marischka wußte ja nicht, worum es sich hier handelte, und konnte das Ganze nicht verstehen ... Nach dem Essen ließ er sich eine Taxe holen, Marischka sagte er, er habe zu tun, er müsse sich mit jemandem in einer geschäftlichen Angelegenheit treffen; sie fuhr ein Stück mit und ließ sich an dem Café absetzen, wo ihre Bekannten aus dem Theater allabendlich versammelt waren, und sagte zu Paul, wenn er fertig sei, solle er sie abholen kommen; Paul begab sich dann in jenes Vorstadtcafé, wo Georg spielte; zwischen zwei Musiknummern rief er ihn beiseite und erzählte ihm kurz, daß Klara bei ihm gewesen sei und was sie von ihm gewollt habe; daß sie auch davon gesprochen hatte, sich wieder verheiraten zu wollen, verschwieg er; er bemerkte nur, seinem Gefühl nach beabsichtige Klara, "ihm sein Geld zu entlocken". Da färbte sich Georgs Gesicht rot, sein Mund öffnete sich zweimal, um etwas zu sagen, brachte jedoch kein Wort hervor; er sah Paul fest ins Gesicht, maß ihn dann von oben bis unten, drehte sich um und ließ ihn stehen.

Also ... so verhält sich das, dachte Paul. Das kommt davon, wozu mußte ich mich auch da einmischen. Sollen sie's nur allein abmachen, so gut sie können. Das kommt davon ... Umgedreht hat er sich und mich stehenlassen. So hätte sich also wieder einer von mir verabschiedet.

Marischka war nervös: die Premiere des neuen Stückes wurde plötzlich um eine Woche früher festgesetzt, als geplant war, weil das vorhergehende Stück nicht mehr zog, ganz plötzlich hatte das Interesse dafür aufgehört, und allabendlich hallte das Theater vor Leere. Im neuen Stück steckte zwar schon Arbeit von drei Wochen, doch Maria Maglya fühlte, daß sie die Rolle noch nicht beherrschte: manchmal wachte sie des Nachts auf, weckte Paul, sprach ihm die Teile der Rolle vor, in denen sie sich noch nicht ganz sicher fühlte, führte ihm aus, wie sie sich die Sache dachte und wie demgegenüber

der Regisseur sie sich vorstellte; Paul solle sagen, welche Auffassung er für richtig halte. Er saß rauchend im Bett und betrachtete die im Pyjama agierende Frau, begleitete dieses nächtliche Theaterspiel mit Randbemerkungen, und als sie einmal nicht einer Meinung waren, sagte er, er finde es überhaupt nicht angebracht, daß er in Dinge dreinrede, die Sache des Regisseurs und der Gestalterin der Rolle seien und von denen er gar nichts verstehe; da fing Marischka an zu weinen und beklagte sich unter Schluchzen, Paul sei es natürlich gleichgültig, ob sie etwas könne oder nicht, ob sie Erfolg habe oder durchfalle, und sie wisse, daß er sie am liebsten von der Bühne wegnehmen würde ... Lachend verhätschelte und tröstete Paul sie und versprach ihr, wenn sie brav sei und sich nicht aufrege, sie nicht "von der Bühne wegzunehmen". Darüber mußte dann auch Marischka lachen, aber später im Bett sagte sie, irgendwie habe sie das Gefühl, Paul nehme sie noch immer nicht ganz ernst, denn es sei ihm doch noch nie eingefallen, sie zu fragen, was sie eigentlich früher erlebt habe, und er stehe zu ihr fast wie ein Fremder, mit dem sie bloß gerade körperlich zusammenlebe ... er halte sie ganz bestimmt noch immer für nichts anderes als für ein Kind, aber er solle sich nur vorsehen, denn sie würde es ihm schon eines Tages zeigen, daß ... — Während sie so redete, wurde Paul ernst, und bei ihren letzten Worten war er versucht zu sagen: nur zu, nur zu, was willst du mir denn zeigen? also zeig es mir doch! — aber er sagte es nicht; es fiel ihm ein, daß man die Drohungen eines Kindes zwar nicht ernst zu nehmen brauche, daß es aber auch nicht ratsam sei, ein Kind noch zu ermutigen und in etwas hineinzuhetzen. Und dabei befiel ihn plötzlich ein seltsames Gefühl: wie ist das nur ... ein Kind droht damit, herunterzuspringen vom Stockwerk oder von einem steilen Ufer oder ... Einen harten, schmerzenden Druck fühlte er in der Brust; mit einer jähen, gewaltsamen Bewegung streckte er die Hand aus und ergriff Marischkas Arm. "Au!" rief sie, "du ... warum drückst du mich so? sofort werden die Spuren von deinen fünf Fingern zu sehen sein!"

"Du", sagte er da leise, "hab du nie den Wunsch, daß ich dich als etwas anderes nehme als ... was du mir bist ... verstehst du? denn du bist mir alles ... verstehst du? und zeig du mir gar nichts ... lieber will ich dir von vornherein alles glauben ... und für uns gibt es nur das eine Wichtige auf der Welt, daß du hier bei mir bist ... verstehst du?"

Das Stück hatte Erfolg und nicht minder Maria; am Bankett nach der Premiere nahm auch Paul teil; am folgenden Tage, bevor er in die Bank ging,

holte er die Morgenzeitungen, und mit Befriedigung lasen sie zusammen die anerkennenden Kritiken über Marias Spiel. Mit der Erstaufführung nahmen die Aufregungen der Vorbereitung ein Ende; Maria spielte jetzt jeden Abend; Paul saß manchmal im Zuschauerraum oder wartete den Schluß der Vorstellung im Sekretärzimmer ab; doch kam es auch vor, daß er bis zehn Uhr in der Bank blieb und Marischka dann am Theater abholte; gewöhnlich aßen sie in einem Restaurant zu Abend, manchmal in größerer Gesellschaft; und als das schon wochenlang so ging, fragte Marischka Paul einmal, ob dieses allabendliche Aufbleiben ihn nicht sehr erschöpfe, da er doch jeden Morgen um Punkt acht Uhr aufstehen müsse; sie sei schließlich auch früher allein nach Hause gegangen und ... sie möchte auch nicht gerne, daß aus Paul so ein gewisser Theaterhemann würde .. nämlich schon beim Festessen nach der fünfundzwanzigsten Aufführung habe der Stefan Tihamér sie gefragt, ob ihr Mann denn so eifersüchtig sei, daß er andauernd an ihr klebe ...

"Was heißt das, daß ich *an dir klebe*? Klebe ich denn an dir?"

"Aber hab' ich denn das gesagt?"

"Schön, nicht du hast es gesagt, erledigt. Wenn ich es einmal satt bekommen haben werde, dich jeden Tag abzuholen, dann wirst du allein nach Hause kommen. Und was die Meinung von so einem Schmierenskomödianten über mich ist ..."

"Bitte", warf Marischka dazwischen, "es ist sehr schön von dir, daß du mich abholen willst, bis du es satt bekommst ... ich werde dir das nie vergessen. Eins bitte ich dich aber, zur Kenntnis zu nehmen, das Stefan Tihamér kein Schmierenskomödiant ist, sondern ein ganz ernst zu nehmender junger Künstler und ein reizender Junge."

Paul drehte ihr jetzt den Rücken, er stellte sich ans Fenster und sah auf die Dächer. Maria schwieg ein Weile.

"Du", sagte sie dann, "hörst du? dreh dich doch um. Was gibt es denn an diesen ekligen Dächern zu sehen?" Stille. "Du ... sei doch so lieb, mach doch keine Faxen. Warum drehst du dich nicht um?" Stille. "Du ... der Tihamér ist ein erbärmlicher Schmierenskomödiant, und ich hab' ihm auch gleich gesagt, daß ich mir solche Frechheiten verbitte ... Du, warum drehst du dich nicht um? Du bist mir doch nicht etwa böse?" Stille. "Kommst du nicht her zu mir?" Stille. "Also dann komm ich zu dir ..." und da ging sie auch schon langsam und sehr eingeschüchtert zu Paul hin ans Fenster.

Bürodiener Juhos legt eine Visitenkarte auf Pauls Schreibtisch und meldet, "ein englischer Herr möchte hereinkommen". Auf der Karte steht: *Ralph R. Edges, Chairman of the Doo-Nah Company, Akron (Ohio)*. Mir nicht bekannt, denkt Paul, muß wohl von einem unserer Kommittenten hergeschickt worden sein. Chairman? Sofort stand er auf und ging ins Wartezimmer. Ein ziemlich kleiner Herr in hellgrauem Überzieher stand vor ihm, auf dem Kopf einen hellgrauen, weichen Hut mit breitem Band. "Oh", sagte er, als er Paul erblickte, "das bist du? freut mich sehr. Wie geht's dir? Erkennst du mich nicht? sieh mich nur ein bißchen genauer an ..."

Er nahm den Hut ab und trat vor. Ein unbekannter Amerikaner, der ungarisch spricht und mich duzt ... ziemlich klein, trotz des weiten Mantels sieht man, daß er mager ist, die dick-sohligen Halbschuhe umspannen sehr kleine Füße, glattrasiertes Gesicht, Brille mit dünnen gelben Hornrändern, taubengraues glattes Haar ... Chairman Dings aus Akron, der auf ungarisch fragt, mit leichtem amerikanischem Akzent, ob ich ihn nicht erkenne?

"Weißt du", sagt der fremde Herr lächelnd, "ich bin ganz gerührt, sehr gleichst du dem seligen Ludwig ... deinem Vater ... wie ich höre, ist er schon lange tot, auf dem Konsulat habe ich mich erkundigt ..."

Ein umnebelndes Erstaunen befällt Paul. Plötzlich taucht ein Gesicht aus der Vergangenheit vor ihm auf. "Onkel Rudolf?! ... das ist ja ... das ist einfach unglaublich ..."

Wie unglaublich es auch sein mochte: es war Onkel Rudolf, der da vor Paul stand, der Weltbetrüger, Rodolphe de Hegedüs, der Meister der großen Geldkunststücke, dessen Visitenkarte einst eine Krone trug, der Faiseur, wie Vater ihn damals nannte, der von der ganzen europäischen Polizei verfolgt wurde, wie es vor Jahren in den Zeitungen stand, — Vaters Bruder, Onkel Rudolf, diesmal mit dem Namen Ralph R. Edges, aus Akron ... und wenn er noch so leibhaftig hier vor mir steht, denkt Paul, unglaublich ist es doch!

Da streckte Onkel Rudolf ihm die Hand hin, trat ins Zimmer, legte seinen Mantel ab, setzte sich auf den Besuchsstuhl, zündete sich eine süßlich riechende amerikanische Zigarette an und sprach: "Das ist eine Überraschung, was, lieber Paul?" und sofort erzählte er, daß er mit seiner Frau zusammen aus Akron hergekommen und jetzt den dritten Tag in Budapest sei; das Konsulat habe ihm in zwei Tagen alle die Auskünfte verschafft, aus denen er im großen und ganzen ersehe, was sich seit damals

in der Familie begeben habe; er sei hier, um ein bißchen Wiedersehen zu feiern mit Budapest, vier oder sechs Wochen wolle er bleiben und dann vielleicht noch ein wenig Umschau halten in Europa, bevor sie zurückführen nach Akron. Alles sonstige würde er am Abend erzählen, Paul möge mit seiner Frau zum Essen zu ihnen ins Hotel kommen, jetzt wolle er ihn durch diesen Privatbesuch nicht länger bei seiner Arbeit aufhalten. Auf Pauls Drängen einigten sie sich schließlich dahin, daß Edges' zu Hegedüs' zum Abendessen kämen.

Maria spielte heute abend nicht und bereitete sich aufgeregt auf den Empfang der vornehmen amerikanischen Gäste vor. Punkt acht Uhr erschien Onkel Rudolf mit Frau. Die Wohnung gefiel ihnen sehr gut, obwohl, so sagte des Onkels magere kleine alte Frau, sie beide nicht für diesen Stil schwärmten, ihre Villa in Akron sei ganz anders eingerichtet, "quite altmodish", erklärte die alte Dame, die recht oft die zweihundert deutschen Worte anwandte, die sie insgesamt wußte und mit Hilfe deren sie sich auch mit Marischka einigermaßen verständigen konnte. Das Essen, das Marischka im übrigen in einer Stadtküche bestellt hatte, und zwar mit der Angabe, es sei für vornehme Amerikaner bestimmt, könne aber ruhig auch ein bißchen ungarisch sein, schmeckte Edges' vorzüglich, und Maria Mäglya fanden sie einfach entzückend; Onkel Rudolf bemerkte sofort, sie sei genau wie Joan Norris, die vor zwei Jahren in Hollywood aufgefallen und heute sozusagen der größte "Success" in Amerika sei, und er meinte, wenn Maria 'rüberginge nach Amerika, würde sie zweifelsohne eine riesige Karriere beim Talkie machen, mit ihrer eigenartig reizvollen Figur und den merkwürdig geschnittenen großen Augen und der niedlichen Gesichtsform und der "excellent" Stimme, aber freilich müßte sie Englisch lernen. Maria war glücklich mit bescheidener Miene, aber plötzlich fingen ihre Bewegungen und ihr Sprechen der Art der Tonfilmschauspielerinnen zu gleichen an. Später löste Onkel Rudolf sein Versprechen vom Vormittag ein und erzählte, daß er genau vor zweiundzwanzig Jahren — heute sei es ja keine Schande mehr, davon offen zu reden —, nachdem seine "europäischen Unternehmungen" völlig zusammengekracht waren, nach Amerika gegangen sei, zuerst nach Südamerika, wo er noch die Reste seines in Europa geretteten Vermögens verlor, um dann nach einem Jahr harten Ringens nach den Vereinigten Staaten weiterzuziehen ... nein, es war überflüssig, von den Einzelheiten zu berichten, den Kämpfen und Erfolgen, der typischen Karrierekurve jener in

Amerika Eingewanderten, die schließlich Glück gehabt haben. Heute war er der Präsident der weltberühmten Akroner *Doo-Nah Brush Manufacturing Comp. Inc.*, das heißt, eigentlich der Inhaber der Firma, die Amerika und die ganze Welt mit den bekannten in Gummi gebetteten Stahlbürsten überschwemmte, außer genau zweihundertdreiundvierzig anderen Bürstensorten. Die Stahlbürsten, berichtete er stolz, hatte er sozusagen erfunden; und die Marke nenne er *Doo-Nah*, was — dies sei ja unschwer zu erraten — eigentlich Duna, den ungarischen Namen der lieben blauen Donau bedeute ... die sich wieder einmal anzusehen, er gekommen sei, bevor er sterbe, obgleich er einstweilen die Absicht habe, noch recht lange zu leben. Onkel Rudolf wirkte trotz seiner unamerikanisch kleinen und mageren Statur durch Sprache, Denkungsweise und Benehmen viel amerikanischer als die echten Amerikaner, mit denen Paul bisher zu tun gehabt hatte; und wie Paul sich seinen Onkel so ansah und ihm zuhörte, dachte er, zweiundzwanzig Jahre seien eine lange und auch wiederum eine kurze Zeit, wie man's nehme; zum Verjähren gewisser alter Geschichten genug, doch zum Vergessen der lieben blauen Donau zu wenig, — sicher aber war, daß President oder Chairman Ralph R. Edges außer den von seinem wahren Namen übriggebliebenen Buchstaben mit dem früheren Rudolf Hegedüs nichts mehr gemein hatte.

Marischka war von den Edges' entzückt; sie schleppte die Tante stolz in der Stadt herum, half ihr beim Einkaufen ungarischer Spezialitäten, Puppen in Bauertracht, buntgestickter Decken, hölzerner, mit Fohlenleder bezogener Feldflaschen voll Tokaierwein; zeigte ihr alle Sehenswürdigkeiten; an einem Abend ging Paul mit Onkel und Tante ins Schauspielhaus, damit sie Maria in dem französischen Lustspiel sähen, das gerade auf dem Spielplan war; Onkel Rudolf betonte von neuem, sie müsse unbedingt nach Hollywood; dann sagten Edges', sie wollten Paul und Maria nicht länger zur Last fallen, jetzt wüßten sie schon allein in Budapest Bescheid, würden sich aber häufig melden. Das bedeutete dann, daß sie recht selten zusammenkamen; Marischka war im Grunde genommen froh darüber, denn sie hatte die zweihundert Worte umfassende englisch-deutsche Konversation mit der ziemlich knauserigen alten Dame einigermaßen satt, — außerdem mußte sie auch viel arbeiten.

Es begannen die Vorbereitungen zum neuen Stück; Maria hatte wieder eine große Rolle. Vormittags war Probe, nachmittags lernte sie und war aufgeregt, abends spielte sie, und meistens blieb sie bis spät nachts auf; Paul "bekam es satt", sie jeden Abend am Theater abzuholen; und sie sagte eines Tages zu ihm, das alles sei so ganz und gar nicht in Ordnung, denn sie sei schon jedesmal todmüde, wenn sie vom Berg herunter an der Haltestelle ankomme, und während der langen Fahrt im Autobus oder in der Straßenbahn bis zum Theater kriege sie graue Haare, zumal wenn sie beim Umsteigen noch lange auf den Anschluß warten müsse, da könne sie rein verrückt werden; wenn sie sich aber immer eine Taxe leiste, und sei es auch bloß auf dem Rückweg von der Brücke bis 'rauf auf den Berg, das koste ja ein Vermögen, und da sie einsehe, daß sie sich bei den jetzigen Verhältnissen kein Auto halten könnten, wäre es das richtigste, zurückzuziehen in die Stadt, und zwar möglichst in die Gegend des Theaters. Paul erwiderte, er wolle sich das durch den Kopf gehen lassen, war aber innerlich bereits entschlossen, auf dem Berge wohnen zu bleiben. Maria fühlte das vielleicht und wurde auf einmal so müde und erschöpft, daß Paul sie aufforderte, solange sie täglich zweimal ins Theater müsse, sich jedesmal ein Auto zu nehmen; und nach knapp zwei Wochen begann Paul damit, im Mai die Wohnung kündigen zu wollen und in die Stadt zu ziehen. Damit war nun Marischka nicht einverstanden, denn dann fiel der Umzug gerade auf Anfang August, und im August, sagte sie, müsse man nicht umziehen, sondern verreisen. Also? Also blieb nichts anderes übrig, als sofort eine entsprechende Wohnung zu suchen und den Umzug möglichst bald zu bewerkstelligen, die paar hundert Pengö, die man dadurch an der Miete verlor ...

"Die paar hundert Pengö", sagte Paul, "sind sehr viel Geld. Die verdient man heutzutage nicht leicht, und sehr wenige Menschen gibt es heutzutage, die ein paar hundert Pengö so leichtsinnig zum Fenster hinauswerfen können."

"Aber wenn du berechnest, wie viel Geld das ewige Autofahren kostet ..." Sie schwieg plötzlich, steckte sich eine Zigarette an, blies nervös den Rauch aus und fuhr in aufgeregtem Ton fort: "Außerdem, was ist schon dabei, wenn du für mich mal ein paar hundert Pengö leichtsinnig aus gibst? Der andern hast du mehrere zehntausend Pengö hingeschmissen ..."

"So", sagte Paul langsam. "So. Der andern habe ich mehrere zehntausend Pengö hingeschmissen ... aber warum habe ich das getan? für wen habe ich das getan? sag, um wessentwillen ich das viele Geld hingeworfen habe! Das weißt du nicht?"<sup>43</sup>

Marischka drehte sich rasch um; ihre Lippen und ihre Stimme zitterten. "Nein, ich weiß es nicht ... ich weiß überhaupt nichts ... ich weiß bloß, daß ich schrecklich nervös bin und keinen Tag mehr in dieser Wohnung bleiben kann!"

Auf der Margareteninsel begegnete Paul Maria Czendrik und dem kleinen Lutz. Nach Büroschluß war er auf dem Wege zur Konditorei, um Marischka abzuholen; als er die breite Promenade entlangschritt, sah er von weitem seine frühere Frau, Lutz und die Schwester auf einer Bank sitzen. Seit der Trennung von Maria hatte er den Kleinen nicht gesehen, mehr als ein Jahr war inzwischen vergangen, nicht einmal zufällig war er ihm begegnet. Und jetzt, wie er ihn dort still neben seiner Mutter sitzen sah, ging ein eigenartiges, schmerzliches Gefühl der Sehnsucht durch seine Brust. Er ist doch mein Sohn, dachte er, und wenn er auch das Wort Papa nicht gelernt hat, wenn er auch damals zu ihr gelaufen ist und nicht zu mir, er ist doch mein Sohn, der siebente in der Reihe seit Urvater Heinrich ... mein Fleisch und Blut und mein Erbe, wenn ich ihn auch von mir gestoßen und verleugnet habe ... er ist mein Nachkomme, der einst um so glücklicher werden muß im Leben, als er jene alten Bilder nicht gekannt hat und das Wissen um jenes Erbe ihn nicht beschweren wird ... und vielleicht wird er auch darum einst glücklicher sein, weil er in einer klügeren und besseren Zeit heranwachsen wird ... Jetzt gewahrte auch seine frühere Frau den sich der Bank Nähernden; einen Augenblick lang sah sie ihn an, dann wandte sie den Kopf ab; Paul indessen eilte auf die Bank zu und blieb vor ihr stehen.

"Maria ... guten Tag", sagte er leise.

Sie hob den Kopf und sah ihn aus großen, verwunderten Augen an.

"Guten Tag ..." erwiderte sie überrascht tuend. "Also du ...?"

Es war nicht verwunderlich, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Vor mehr als einem Jahr hatte sie zuletzt mit ihrem Mann gesprochen, an jenem bitteren Nachmittag, und seither hatten sie einander auch zufällig in der Stadt oder im Theater kaum gesehen; wenn sie sich begegnet waren,

---

<sup>43</sup> Um deinetwillen! Für dein eigenes Selbstwertgefühl als potenter Mann.



hatte sie den Blick abgewendet; wenn es sich nicht vermeiden ließ, hatten sie einander mit kühler Höflichkeit begrüßt; Paul wußte nicht, wie Maria lebte, was überhaupt mit ihr war, seit sie ihm durch Mama Martha hatte sagen lassen, *sie wolle ihn nicht mehr sehen*, — und sie konnte auch von ihm nichts weiter wissen, als was man im allgemeinen von Maria Máglyas Mann wußte; noch immer verstand sie nicht klar die Geste, mit der er ihr das Geld überlassen oder "hingeworfen" hatte. "Also du ..." weiter sagte Maria nichts, und das bedeutete etwa: *also du lebst noch?* aber es konnte auch bedeuten: *also du scheust dich nicht, mich anzusprechen? was willst du denn von mir?!*

"Kann ich mich ein bißchen zu euch setzen?"

"Bitte ..."

"Guten Tag, Lutzibutzi! na, guck doch mal schön her! gib mir — "

"Gib deinem Vati schön die Hand!" sagte Maria rasch mit Betonung.

Da nahm Paul den Kleinen plötzlich auf den Schoß und küßte ihn; er sah die Bewegung, die Marias Arm schützend nach dem Kind hin machte, aber er kümmerte sich nicht darum; er küßte sein Söhnchen; der Kleine saß ganz eingeschüchtert und stillschweigend auf seinem Schoß.

"Gib acht", sagte Maria jetzt, "er macht dir mit seinen Schuhen deinen Anzug ganz weiß."

"Das tut nichts", antwortete Paul, mit einemmal gut gelaunt, "ich kann ihn mir ja wieder abbürsten lassen. Lutzibutzi, nicht wahr, es macht gar nichts, wenn Vatis Anzug weiß wird?"

"Nein, macht nichts", sagte das Kind in schöner deutlicher Aussprache, "ein weißer Anzug ist viel schöner ..."

Paul lachte laut. "Na, siehst du ... Mutti! Der Junge ist wirklich ganz seines Vaters Sohn, wenn er weiß gern hat ... ich liebe die weiße Farbe auch. Na, sag mal, Lutzchen, willst du hierbleiben auf Vatis Schoß?"

"Ja!" rief das Kind entschlossen. "Du bist mein Vati?"

"Ja, ich bin dein Vati ... du, Lutzibutzi! wie groß du geworden bist! ein ganz erwachsener junger Herr bist du ja schon!"

"O ja", sagte Maria mit starker Betonung, "im letzten Jahr ist er sehr gewachsen."

"Sehr gewachsen ..." Paul küßte ihn noch einmal, "na, jetzt laß ich dich los. Erzähl mir mal schön ..." er stellte ihn vor sich auf die Erde, "erzähl mir mal, ob du weißt ..."

"Ich komm gleich zurück", rief da das Kind, "ich muß jetzt spielen ... Teta komm!" und es lief von der Bank weg; die Schwester rannte ihm nach.

"Bleiben Sie hier in der Nähe", rief Maria ihnen nach, "wir gehen bald nach Hause." Ein Weilchen schwieg sie; dann: "Also ... wie geht's dir denn, Paul?"

"Danke, ganz gut. Und dir? du siehst gut aus."

"Ja. Früher habe ich so viel an Kopfschmerzen gelitten, aber das hat sich, Gott sei Dank, gegeben." Kleine Pause. "Was gibt's Neues in der Bank?"

"Nichts Besonderes. Wenig Betrieb. Die Verhältnisse sind schlecht." Kleine Pause. "Wie geht's deiner Mutter?"

"Danke, recht gut. Du ... ich höre, Klara heiratet wieder. Mutti hat sie neulich getroffen, und da hat sie ihr erzählt, daß sie heiraten und eine Konditorei in Buda eröffnen will in der Gegend — " Sie brach ab.

Auch Paul schwieg eine Weile. In der Gegend, dachte er, wo wir damals gern gewohnt hätten, diese Frau und ich. "So", sagte er dann, "interessant. Davon wußte ich gar nichts. Mir hat sie das nicht erzählt."

"Steht ihr vielleicht nicht gut miteinander?"

"Doch, wir stehen nicht schlecht ... bloß von ihren Plänen pflegt sie mir nichts zu sagen, und außerdem habe ich sie auch lange nicht gesehen."

"So. Ich dachte, mit ihr wärest du auch böse."

"Wieso mit ihr auch? Ich bin mit niemandem böse. Auch mit dir nicht ... Was meinst du denn, weshalb ich mich hier zu dir gesetzt hätte? Oder ... bist du auf mich böse?"

"Warum sollte ich auf dich böse sein? über gewisse Dinge bin ich längst hinweg. Nein, böse bin ich nicht."

"Dann ist's ja gut. Ich dachte, du wärest böse. Aber wenn du sagst nein, dann ... nun, dann glaube ich es dir. Schließlich warst du ja immer aufrichtig. Du hast mir ja damals auch gesagt, daß du mich haßt, und mir sagen lassen, daß du mich nicht mehr sehen willst ..."

"Ich finde ... es lohnt sich nicht, davon zu sprechen. Ich hätte auch nicht davon angefangen. Ich denke an diese ganze Sache gar nicht mehr. Ich habe das alles vergessen."

"Du hast recht. Entschuldige." Kleine Pause. "Also ... es geht euch gut?"

"Ja. Sag mal, wie geht es — ", sie brach wieder ab und überlegte einen Augenblick, "wie geht es Farkas?"

"Mäßig. Ziemlich nervös ist er."

"So. Na, freilich. Heutzutage ist ja jeder Mensch nervös."

"Ja." Jetzt schwiegen sie beide; dann wandte Paul sich plötzlich Maria zu. "Du, Maria. Darüber steht zwar kein Wort in unserer Vereinbarung ... aber was würdest du dazu sagen, wenn ich dich bäte, mir dann und wann den Kleinen zu schicken? Ich möchte ihn gern hin und wieder sehen."

"Bisher hast du diesen Gedanken nie gehabt?"

"Also ... eigentlich nicht. Aber jetzt ist mir der Wunsch gekommen. Sagen wir, jeden Sonntagnachmittag könntest du ihn zu mir schicken."

"Sonntagnachmittags ist er immer bei Mutti. Und wochentags bist du natürlich in der Bank. Schwierige Sache. Ich will mal sehen. Vielleicht ginge es doch jeden zweiten Sonntag für eine oder zwei Stunden, ja?"

"Sehr schön. Vielen Dank, das ist nett von dir, daß du darauf ... beinahe sofort eingegangen bist."

"Nicht beinahe sofort, sondern ganz sofort. Es hatte mich nämlich schon ein bißchen gewundert, daß er dir gar nicht gefehlt hat, daß du auch ihn nicht sehen willst."

"Das betonst du nicht richtig. Denn ... ich hätte auch dich gern gesehen, wenn ich nicht gedacht hätte —"

"Ja, ich verstehe. Also jeden zweiten Sonntag."

"Gut. Und sag mal, braucht ihr nicht irgend etwas ... ich meine, der Kleine?"

"Oh, danke, nein. Du mußt nicht übertreiben, du weißt doch, das mag ich nicht. Dem Kind fehlt es, Gott sei Dank, an nichts."

Nach einer kleinen Pause: "Aber was wird deine Frau dazu sagen?"

"Wozu?"

"Nun, daß ich das Kind zu euch schicke."

"Sie wird sich sehr darüber freuen. Sie hat Kinder sehr gern."

"Wird sie nicht eifersüchtig sein?"

"Aber nein. Wo denkst du hin? auf meinen Sohn?"

"Nicht auf deinen Sohn, sondern auf deine Vergangenheit. Ach nein, natürlich nicht. Sag mal, Paul. Hoffentlich faßt du es nicht als Indiskretion auf. Wie lebt ihr eigentlich?"

"Sehr gut."

"Liebst du sie?" fragte sie nach einer Weile in seltsamem, ganz wie früher klingendem Ton.

"Ja, ich liebe sie."

"Und bist du nicht eifersüchtig?"

"Nein ..." er lächelte, "dazu habe ich keinen Grund. Und außerdem bin ich, wie du ja weißt, nicht eifersüchtig veranlagt."

"Ach ja, natürlich ... Weißt du, das ist sehr gut." Dann plötzlich: "Gehst du sie jetzt in der Konditorei abholen?"

"Ja."

"Hm." Kleine Pause. "Was wollte ich noch sagen ... ach ja. Die Lebensrente, die du mir damals empfohlen hast, habe ich zu sehr guten Bedingungen gekauft."

"So? das freut mich. Bei einer zuverlässigen Gesellschaft?"

"Nach Ansicht meines Anwalts bei einer sehr zuverlässigen."

"Na, das ist ja fein."

"Ja. Sag mal, wie geht's Georg?"

Pauls Gesicht wurde ernst. "Ach, danke, so-so."

"Hm. Und ... kommst du manchmal mit früheren Bekannten zusammen?"

"Ziemlich selten. Mein Bekanntenkreis hat sich einigermaßen geändert."

"Na, natürlich. Und magst du diese neuen Leute?"

"Ach ... sie sind ganz amüsant."

"Nun ja, die Bohèmewelt. Aber ... zum Beispiel von deinen früheren Schulfreunden, verkehrst du da mit jemandem?"

"Von den Jungen? Manchmal komme ich mit Alex Szász zusammen ... sonst eigentlich mit keinem."

"So." Kleine Pause. "Du, ich erzähl dir etwas, was dich gewiß überraschen wird. Im Herbst heirate ich."

"Oh ... fein! Darf ich dir gratulieren?"

"Noch nicht, die Sache ist noch nicht offiziell." Sie schweigt einen Augenblick. "Aber dir kann ich's ja sagen."

"Und ... wenn die Frage nicht indiskret ist —"

"Auch das will ich dir sagen, aber es bleibt streng unter uns, ja? selbst Mutti soll noch nichts davon wissen. Iwan."

"Ach ... Iwan Risztics."

"Ja."

"Also, dann kann ich dir wirklich gratulieren. Iwan ist ein vortrefflicher Mensch."

"Ja, das weiß ich."

"Und ... liebt ihr euch?"

"Ja."

Stille. Dann: "Bist du richtig in ihn verliebt?"

"Ja."

"Und ... schon lange?"

"Schon ziemlich lange ..."

"So. Also ... das freut mich wirklich. Nun, und habt ihr irgendwelche Pläne für die nächste Zeit?"

Marias Stimme wurde sehr lebhaft: "O ja, eine ganze Menge Pläne haben wir. Nämlich erstens ist er doch, wie du weißt, ein ausgezeichneter Wirtschaftsfachmann. Und jetzt ist davon die Rede, daß das Ministerium ihn im Herbst wahrscheinlich in eine Fabrik entsenden wird, als stellvertretenden Generaldirektor. Also wenn es dazu kommt, dann heiraten wir schon im Sommer. Iwan hält die Sache für sicher."

"Wunderbar, freut mich wirklich. Also, ich will lieber doch noch nicht gratulieren, damit nicht etwa ... wir sind zwar nicht abergläubisch, was? aber trotzdem ..."

"Stimmt. Aber wenn er zufällig doch nicht ernannt werden sollte, heiraten wir auch, höchstens eben ein paar Monate später. Nämlich vor kurzem ist der Bruder von Iwans Vater gestorben, Klemens Risztics, ein sechsundsiebzig Jahre alter Junggeselle."

"Klemens Risztics ... über den habe ich etwas gelesen."

"Vielleicht hast du gelesen, daß er eine weltberühmte Briefmarkensammlung hinterlassen hat. Iwan und seine Schwester, die Majorin Almássy, haben diese Sammlung geerbt. Es waren schon Leute aus der Schweiz und aus England hier, die sie kaufen wollen. Also, diese Sache muß erst abgewickelt werden. Hoffentlich kommt der Verkauf gut zustande. Das bedeutet dann nämlich volle wirtschaftliche Unabhängigkeit für Iwan, vielmehr für uns."

"Weißt du, Maria ... ich gratuliere dir doch jetzt schon."

"Danke schön. Du, aber erzähl davon niemandem etwas."

"Selbstverständlich nicht."

"Auch deiner Frau nicht. Oder ... erzählst du auch ihr sowieso nicht alles?"

Paul wurde ein wenig verstimmt.

"Du weißt doch, was ich für ein ... verschlossener Mensch bin."

"Zum Beispiel ... wirst du ihr erzählen, daß du jetzt eine gute halbe Stunde mit mir hier gegessen hast?"

"Das kann ich ihr doch ruhig erzählen, nicht? Und überhaupt —" Er brach ab. "Also, dann will ich jetzt gehen."

"Schön, geh nur. Sonst wird deine Frau noch eifersüchtig. Also auf Wiedersehen. Und Lutzchen werde ich zu euch schicken, sagen wir Sonntag ,in acht Tagen."

"Nein, warte mal ... ich glaube, das wird nicht passen. Wir sind nämlich gerade jetzt vom Gellért-Berg weggezogen und haben keine Wohnung. Wir wohnen vorübergehend im Hotel, bis wir eine entsprechende Wohnung finden, und daß das Kind zu uns ins Hotelzimmer käme, möchte ich nicht sehr gern ... aber weißt du was, eigentlich, warum nicht? Schick den Kleinen nur ruhig. Nächsten Sonntagnachmittag, sagen wir um vier, ja? Hotel New York. Die Zimmernummer wird der Portier schon der Schwester sagen."

Es war verabredet, daß Paul und Marischka am Samstagabend mit Edges' zusammen in einem der Hotels am Donaukai zu Abend essen würden; nachher wollten sie dann noch in eine Bar gehen. Seit zwei Wochen hatten sie einander nicht gesehen; bei ihrer letzten Begegnung hatte Onkel Rudolf gesagt, jetzt finge er an, sich in Budapest so recht wohl zu fühlen, und wahrscheinlich würden sie ihren Aufenthalt noch verlängern. Als indessen an jenem Samstagabend Paul und Marischka sie im Hotel abholen wollten, kam auf die telephonische Benachrichtigung des Portiers hin Mrs. Edges allein herunter in die Halle und teilte ihnen mit, daß ihr Programm sich geändert habe; Onkel Rudolf fühle sich schon seit längerer Zeit nicht wohl, und sie führen morgen oder Montag nach Amerika zurück, wenn noch heute die Drahtantwort aus Hamburg ankäme, daß die bestellten Kajüten auf dem am Mittwoch abfahrenden Schiff reserviert seien. Wenn Paul wolle, möge er hinaufgehen zum Onkel und sich von ihm verabschieden, Mary hingegen möchte entschuldigen, aber der alte Herr befinde sich nicht in dem Zustand, und so weiter. Mit einem etwas verwunderten und enttäuschten Gesicht setzte Marischka sich mit der Tante in die Halle. "Es tut mir wirklich leid, daß ich ihm nicht einmal Lebewohl sagen kann ... und ich hätte doch so gern noch etwas darüber gehört, wie er sich das mit Hollywood vorgestellt hat ... ob er sich vielleicht umsehen könnte oder so ..."

Voll Besorgnis klopfte Paul an Onkel Rudolfs Zimmertür. Ralph R. Edges saß am Tisch, der Tür gegenüber, und als Paul eintrat, hob er erschrocken den Kopf. Auf dem Tisch lagen ungarische, deutsche, französische, englische Tageszeitungen und volkswirtschaftliche Blätter herum.

"Guten Abend, Onkel Rudolf. Was ist denn? ich höre, es geht dir nicht gut. Hoffentlich nichts Ernstes ..."

"Nichts Ernstes?" sagte Onkel Rudolf und stand mit einer nervösen Bewegung auf, "nichts Ernstes? O doch, etwas sehr Ernstes sogar! Seit zehn Tagen war ich nicht aus dem Zimmer! Vergebens habe ich mir gesagt, ich muß 'raus, ich darf mich nicht gehen lassen! Auch mit euch wollte ich gern zusammen sein heute abend ... aber es geht nicht, ich kann nicht!"

"Oh, das tut mir aber leid. Influenza?" fragte Paul teilnahmsvoll.

Onkel Rudolf schwieg eine Sekunde, dann fuhr er auf: "Nein, keine Influenza! keine Influenza! ... Europa!"

Paul sah ihn verständnislos an. "Europa? ... was heißt das, Europa?"

"Ja, verstehst du denn nicht?! Ihr hier ... Budapest und alles! Europa! Begreifst du nicht?!"

Paul ging ein Gedanke durch den Kopf. Er zuckte zusammen.

"Du hast doch nicht etwa ... eine Unannehmlichkeit gehabt... in Europa?"

"Doch ja! Unannehmlichkeit! und wenn ich nicht genug Kraft habe, sogar eine Katastrophe!" Er schlug auf den Tisch. "Ich dachte, man könnte die vergangenen Dinge vergessen... nun, die Menschen haben sie auch vergessen, es hat sich ja seither so manches ereignet auf der Welt ... ich hatte auch alles vergessen, dort drüben! Aber jetzt hier ... in Europa fällt einem alles wieder ein ... ich kann nicht hierbleiben! Vor zweiundzwanzig Jahren bin ich fortgegangen mit der Einstellung: was gewesen ist, ist vorbei, ich bin überhaupt nicht mehr da, bin ein anderer geworden, fange alles von vorne an und mache alles anders. Und ich habe auch alles anders gemacht, dort drüben ... von der Pike auf habe ich begonnen und es rechtschaffen zu etwas gebracht ... es weit gebracht .. . President Edges of the Doo-Nah Incorporation ... zweitausenddreihundert Menschen verdienen durch mich ihr Brot, ich habe einen Namen, besitze ein Vermögen, und wenn ich heute in Ehren die Arbeit niederlege, nun, dann habe ich in Long Beach mein Landgut und meine Villa und meine Cunningham Limousine ... meine Frau ist eine Amerikanerin, hat ihr eigenes Vermögen, sie ist die Tochter eines

Brotfabrikanten ... aber ich kann hier nicht bleiben!" Er ergriff einen Paken Zeitungen vom Tisch. "Ihr seid ja alle wahnsinnig hier in Europa! ja, glaubt ihr denn, man könne die Dinge nicht umgehen?! hier kann man ja Geld machen, Riesenvermögen! ... wenn man's versteht und den Mut dazu hat ... hier sind doch ..." er fuchtelte mit den Zeitungen in der Luft herum, "wenn man zum Beispiel ... ach was, es gibt kein Beispiel! es bedarf keines Beispiels! Ich kann nicht in Europa bleiben, sonst würde ich nämlich versuchen, wieder Geld zu machen, ein zweites Vermögen, hier in Europa ... aber ich würde den Edges verlieren, der ich seit zweiundzwanzig Jahren bin ... Wenn ich hierbleibe, ich fürchte, dann werde ich hier wieder ..." er fegte mit dem Arm sämtliche Zeitungen vom Tisch, "nein ... ich kann nicht in Europa bleiben ..." Steif stand er Paul gegenüber, und da ging plötzlich etwas Sonderbares in Pauls Augen vor sich: Onkel Rudolfs Haar war mit einemmal nicht grau, sondern dunkelblond, an der Seite gescheitelt, legte es sich weich und wellig nach hinten; auf seiner kahlen Oberlippe wuchs ihm ein gezwirbelter Tatarenschnurrbart und am glatten Kinn ein kleiner Spitzbart; an Stelle der Brille blinkte ein goldgerahmtes Monokel an seinem rechten Auge, über dem sich wunderbar geschwungen die dichten Brauen hinzogen; er hatte einen Cutaway an und eine auffallend helle graue Weste, an den Füßen trug er winzig kleine schmale Knöpfungstiefel aus Lackleder; in der rechten Hand hielt er den schwarzen Spazierstock mit dem Elfenbeinknauf, in der linken den in acht Streifen glänzenden Zylinder ... da stand der "große Schwindler" vom Beginn des Jahrhunderts, tatbereit, in abenteuerlustiger Entschlossenheit, der geheimnisvolle, glorreiche Steuereinnahmer der menschlichen Dummheit, — nur einen Augenblick dauerte diese seltsame Verwandlung, dann verschwand Onkel Rudolf, und Ralph R. Edges sprang ans Telephon: "Bitte den Portier! Hello, Porter? Mister Edges speaking, yes, two-four-seven ... Say, no wire for me from Hamburg? Not yet? Thanks ..." Seine Hand zitterte, als er den Hörer auf die Gabel legte. "Die Drahtantwort ist noch nicht da ... einerlei ... mit dem ersten Zug fahre ich nach Hamburg ... mit dem ersten Schiff nach Hause, nach Amerika ... hier kann ich nicht bleiben ... hier würde ich ... ich will nicht noch einmal in Europa — — "



Möglich, daß Marischka Ralph R. Edges' Gerede von Hollywood zu ernst genommen hatte: nach der Abreise des Onkels und der Tante erklärte sie, in ihrem Leben noch keine ordinäreren Menschen als diese gesehen zu haben, und überhaupt, wer ein reines Gewissen habe, der reise nicht so plötzlich und unbegründet ab, Paul solle die Leute nur ja nicht in Schutz nehmen, ob der alte Bürstenbinder krank gewesen sei oder nicht: diese Abreise sehe ihr stark nach Flucht aus, vielleicht sei die schnarrende Alte eifersüchtig geworden, der könne man das zutrauen. Kurz, Marischka fühlte sich ein wenig betrogen, sie war verstimmt, und die Spannung zwischen ihr und Paul wurde nur dadurch gemildert, daß sie furchtbare Angst hatte vor der nächsten Premiere; in ihrer nervösen Aufregung brach sie täglich zusammen, und dann klammerte sie sich an Paul wie ein zitterndes Kind. Er ermutigte sie und versuchte, sie zu trösten; er sagte ihr, sie solle immer an ihn denken, wenn sie Angst habe. Sie dachte an ihn oder dachte nicht an ihn — und zitterte weiter. Die Premiere im April war indessen ein ernsthafter Erfolg: hatte Maria bisher als begabt und vielversprechend, ja sogar als eine Schauspielerin gegolten, die schon manche Erwartung erfüllt hatte, so sprach man jetzt von ihr als von einer in erstaunlich jungen Jahren völlig Arrivierten; die Dramatiker begannen damit zu rechnen, daß sie demnächst die großen Rollen eigens für Maria Máglya zu schreiben haben würden; die *Theaterwelt*, die sie Jahre hindurch — seitdem sie damals nach der Wahl zur ersten Hofdame "undankbarerweise" von der Bildfläche verschwunden war — ziemlich kühl behandelt hatte, verzieh ihr nun öffentlich in einem sechsseitigen Photoreport und hob sie in den Himmel; und der Theaterdirektor versprach ihr für die nächste Saison schwere Gelder. Noch im Mai zogen sie aus dem Hotel in ihre neue Wohnung in die Stadt, nahe dem Theater, und als sie bereits zwei Wochen dort wohnten, sagte Maria zu Paul, das Stück werde aller Voraussicht nach bis Toresschluß gespielt werden, und dann möchte sie gern, bis Paul seinen Urlaub bekäme und mit ihr verreiste, ins Hotel Gellért ziehen, da sie ja sowieso beide jeden Tag ins Wellenbad gingen, im Sommer könne man es ja in der heißen, stinkigen Stadt nicht aushalten; sie fühle übrigens schon jetzt, daß ihre Nerven vollkommen auf dem Hund seien, und das Theater möge sie überhaupt nicht mehr sehen. Paul meinte, aha, es war also schade, vom Gellért-Berg wegzuziehen; sie antwortete, er sei ja der Klügere, warum habe er sich darauf eingelassen; darauf erwiderte er nichts, sondern fragte nach einer

Weile, was sie dächte, wohin sie im Sommer reisen sollten; sie dachte nach und sagte dann, die Felkay fahre ihres Wissens mit ihrem Freund nach dem Lido, dorthin also auf keinen Fall, aber sehr gern an die französische Küste. Schön, sie würden schon etwas ausfindig machen, meinte Paul; da empfahl Maria, er solle sich nur rechtzeitig um die Sache kümmern, denn sie möchte gern bald wissen, was im Sommer sein würde, und zwar möchte sie das bestimmt wissen, denn es beunruhige sie und mache sie nervös, wenn sie es nicht wisse; und wenn Paul vielleicht in solchen Dingen ein bißchen unbeholfen wäre, dann solle er das nächste Mal etwas netter sein zu Robert Baláss, der die ganze Welt kenne und ihnen gute Ratschläge geben könne; überhaupt würde es nichts schaden, sich mit Robert Baláss anzufreunden, denn neulich habe er ihr so ganz zufällig erzählt, daß er ein neues Stück schreibe fürs Schauspielhaus, und nach dem irrsinnigen Erfolg seines *Karneval* im vorigen Jahr sei die weibliche Hauptrolle in Baláss' neuen Stück gleichbedeutend mit Sich-endgültig-durchgesetzt-Haben, und die Felkay würde kochen vor Wut, wenn sie, Maria, diese Rolle bekäme; die Felkay habe sich schon voriges Jahr umgebracht um die Rolle und um Robert Baláss, doch sei er stark engagiert bei der Tochter eines Bankiers, die eine Mitgift von einer Million bekäme. Ja, und außerdem, was eigentlich Biarritz sei, wo das liege, ob Paul davon schon gehört habe, sie habe nämlich gehört, das solle ein anständiger Badeort sein, und dort möchte sie gern im Sommer hinfahren, und Paul solle nicht so komisch lachen, denn wenn dazu vielleicht sein Geld nicht reichte, würde sie sich eben vom Theater Vorschuß geben lassen, sie würde ihn auch bestimmt bekommen, denn wenn Paul etwa dächte, sie könnten hübsch nach Abbazia oder Lovrana fahren, dann irre er sich, sie bedaure, sie könne sich solche abgedroschenen Badeorte nicht mehr erlauben, heute, wo sie immerhin schon berühmt sei und die *Theaterwelt* Woche für Woche voll sei mit Photographien von allerhand kleinen Girls in ordinären Badetrikots, die dem lieben Budapester Publikum aus Abbazia Grüße schicken.

Klara zürnte Paul allen Ernstes: Anfang Juni entdeckte er in den Zeitungen Inserate, die die Eröffnung des *MIAMI-PARKPAVILLONS* ankündigten — in Budas schönster Lage, nachmittags und abends Tanz, *Los Argentinos Tango Band*, und so weiter —, und wenige Tage später erfuhr er gleichfalls aus der Zeitung, daß die verwitwete Frau Klara Hegedüs und

Anton Liszka, Inhaber der allgemein beliebten *Konditorei Miami-Parkpavillon*, sich vermählt hatten. Paul nahm ein Stück Papier und schrieb einige Glückwunschworte darauf, dann aber beschloß er, nicht zu gratulieren, und schickte das Telegramm nicht ab, — nicht etwa unter dem Vorwand, daß er die Anzeige in der Zeitung übersehen haben konnte, sondern absichtlich nicht: wenn er keine besondere Anzeige erhalten hatte, so hieß das nichts anderes, als daß Klara seine Gratulation nicht wünschte. Doch war die Sache mit dem fortgeworfenen Zettel nicht erledigt. Paul wurde den ganzen Tag die quälende kalte Unruhe nicht los, die ihn beim Lesen der Zeitungsnachricht befallen hatte. Nun hat sie also ihre Konditorei in Buda, ist wieder verheiratet, hat ihr neues Leben ... und das Geld, das zu all dem nötig war, woher hat sie das Geld? War sie wirklich imstande, vor Georg hinzutreten: du, ich brauch dein Geld, schenk es mir oder ... gib mir jedenfalls dein Geld, es handelt sich um mein neues Leben, um mein Leben überhaupt ... du kannst dafür verlangen, was du willst, für dein Geld bekommst du von mir, was du willst ... ? Bleich kämpfte Paul mit dem Ekel, dem Ärger, dem Haß, — und was danach folgte, war nur eine Frage der Nerven. Hat man Nerven, dick wie Taue, um sich sagen zu können: Ich weiß nicht, was da vorgegangen ist, ich weiß nicht, was da weiter vorgeht, ich weiß gar nichts und denke über nichts nach? Hat man Nerven, die dazu stark genug sind —? Ja, sie sind stark genug. Es flimmert einem vor den Augen, man knirscht mit den Zähnen, manchmal läuft es einem kalt über den Rücken, manchmal überströmt einen eine Glutwelle, manchmal flammt unsagbare Wut in einem auf, manchmal befällt einen tiefe Traurigkeit ... aber dann siegen dennoch die Nerven. Ich weiß von nichts, mich kümmert nicht, was sie tun.

Eine Woche darauf erschien Georg bei Paul. Sie hatten einander nicht gesehen seit jenem Abend, da Paul in das Vorstadtcafé gefahren war und Georg ihm den Rücken gekehrt hatte. Jetzt war er heiter und erzählte, er sei gekommen, um Abschied zu nehmen, diesmal für längere Zeit, wahrscheinlich handle es sich sogar um einen Abschied für immer, es sei denn, daß Paul sich irgendwann zu einer Reise nach dem Orient aufschwingen würde ... jawohl, dazu, ihn in Shanghai zu besuchen. Denn er kehre nach Shanghai zurück. Seine Angelegenheiten hätten sich so gestaltet, sagte Georg mit sonderbarer, geradezu peinlicher Leichtigkeit; Paul kenne ja seine Lage und wisse, daß es keinen Sinn für ihn habe, weiterhin in Budapest zu bleiben, wo er, man gestehe dies nur aufrichtig und objektiv

ein, passé sei; und hier unterzusinken in den elendigsten Spelunken, dazu habe er keine Lust, zumal er darauf nicht angewiesen sei, denn in Shanghai habe er ja ganz andere Aussichten. Seine alten guten Beziehungen bestünden noch, er brauche bloß einen Brief zu schreiben ... nun, und dann setzt man sich halt wieder in der guten, alten *Broadway Bar* an den Flügel ..

In ohnmächtiger, finsterner Traurigkeit befangen, hörte Paul sich Georgs übereifrige Erzählungen und hoffnungsvolle Pläne an. Er betrachtete sein mageres Gesicht, seine blinzelnden blauen Augen, sein fahlgraues Haar und dachte im stillen, dieses Lügen sei geradezu heldenhaft. Keine geringere Heldenhaftigkeit sei es, sich hier vor ihn hinzustellen und im leichten Ton guter Laune von Zuversicht und schönen Plänen zu lügen, als zu sagen: Es ist aus, alles ist anders gekommen, ich gehe, ich verschwinde ... Sieben Jahre, du großer Gott, sieben Jahre. Wer könnte ihn zurückhalten, wer könnte ihn bitten zu bleiben? In seinem Beruf war er tief gesunken, und das Ziel, um dessentwillen er nach Hause gekommen war ... Nichts war natürlicher, als daß er jetzt wieder zurückging. Paul wunderte sich fast, wie leicht es war, von diesen Dingen nicht zu sprechen, zu tun, als sei alles in bester Ordnung, wie leicht, sogar sich selbst einzureden, das alles habe so kommen müssen ... wie leicht, diesem ... fremden Menschen die Hand zu reichen und ihm zu sagen, leb wohl, gute Reise, laß es dir gut gehen und schreib bald ... Bloß das war entsetzlich, gleichsam unerträglich schwer, daß Georg, als sie einander umarmten und küßten, am ganzen Körper zu zittern begann und daß es mehrere lange Augenblicke dauerte, bis dieses Zittern aufhörte: da ließen sie sich los, und Georg ging.

Doch er ließ schneller von sich hören, als Paul erwartet hatte: sämtliche Abendzeitungen berichteten von dem tragischen Straßenunfall; als Paul in der Bank die Zeitungen durchblätterte und auf die Nachricht stieß, stürzte er sofort ins Sankt Rochus-Krankenhaus: Georg, der gegen halb drei Uhr bewußtlos dort eingeliefert worden war, war schon tot. Die näheren Umstände und die Ursachen des Unfalls ließen sich kaum klären. Georg war an der Ecke der Rákóczistraße unter ein Lastauto gekommen, dessen linkes Vorderrad in unglücklichster Weise ihm über den Bauch gefahren war und tödliche innere Verletzungen verursacht hatte. Alle Aussagen über den Unfall widersprachen einander. Ein Augenzeuge behauptete, die Verkehrsampel sei gerade gelb geworden, als der Herr im grauen Anzug vor einer Elektrischen

her die Straße überqueren wollte, er sei langsam gegangen, und das Lastauto sei hinter der Elektrischen her gekommen und "geradezu auf ihn losgesaust". Der Chauffeur des Lastautos schwor, der Herr im grauen Anzug habe "geradezu abgewartet", bis die Verkehrslampe in der Fahrtrichtung des Autos grün geworden sei, so daß er den Motor ruhig in Betrieb gesetzt habe, und da habe sich der Herr "geradezu vor das Auto geworfen". Er habe sogar ihn, den Chauffeur, vorher noch angesehen und die Hand gehoben, als wolle er ihm winken, er solle nur an ihm vorbeifahren. Ein Zeitungsverkäufer sagte aus, der Herr im grauen Anzug habe mindestens schon eine Viertelstunde lang an der Straßenkreuzung gestanden, dicht neben seinem Zeitungsstand, bevor er sich endlich entschloß, hinüberzugehen, und es sei rätselhaft, warum er "ausgerechnet vor der Elektrischen noch vorbei mußte, wo er doch nicht sehen konnte, was hinter der Elektrischen kam". Nach der Angabe eines Straßenbahnschaffners war der Herr im grauen Anzug "erschrocken vor dem hinter der Elektrischen losfahrenden Lastauto und wußte vor Schreck weder hin noch her, und da war er wohl ausgerutscht". Ein Herr, der zufällig auf dem Schauplatz anwesend war, weil er "nach Hause eilte, in dasselbe Hotel nämlich, wo das Opfer des Unfalls wohnte", sagte aus, er habe "das Opfer" häufig im Kaffeehaus des Hotels sitzen sehen, der Mann habe auf ihn immer den Eindruck gemacht, als sei er nicht ganz normal oder als sei er zumindest immer "angesäuselt". Ernstlich mußten jedenfalls bei der Aufklärung der Umstände die Aussagen des Hoteldirektors beachtet werden, die dahin lauteten, daß der Verunglückte im Begriff war, eine längere Seereise anzutreten, nachmittags um fünf mit dem Triester Schnellzug habe abfahren wollen und seine Hotelrechnung bereits am frühen Vormittag beglichen habe, — und neben dieser Aussage, die übrigens noch von anderen Umständen bekräftigt wurde, klangen die Erklärungen eines pensionierten Amtsrichters recht sonderbar, der den ganzen Vorgang vom jenseitigen Gehsteig aus genau beobachtet hatte: der betreffende Herr sei plötzlich vorn vor der Straßenbahn aufgetaucht, habe, nachdem er die Schienen überquert hatte, einige Sekunden zögernd dagestanden, und als der Verkehr auf das Lichtsignal hin sich in der Querrichtung wieder in Bewegung setzte, habe er sich mit hart entschlossener Miene vor das Lastauto geworfen, und da er mit der Seite, beziehungsweise fast mit dem Rücken auf den Fahrdamm gefallen sei, habe er gerade unter das Rad des Autos kommen müssen. Und er fügte noch hinzu, "so ähnlich habe er sich

immer einen Selbstmordversuch vorgestellt, der ja leider in diesem Fall gelungen sei".

Wenige Tage später nahm Paul auf Grund entsprechender Legitimierung seiner Person auf der Polizei Georgs zwei Koffer in Empfang, die das Hotel der Behörde ausgeliefert hatte, ferner die Sachen, die in Georgs Taschen gefunden worden waren. Einen viermal verlängerten und mit ganz neuem Einreisevisum versehenen, vom amerikanischen Konsulat in Shanghai ausgestellten Reisepaß, eine Schiffskarte dritter Klasse von Triest nach Shanghai, ein leeres neues Notizbuch, eine große lederne Brieftasche, enthaltend die Ausfuhrbewilligung für dreihundert Dollar in Banknoten, dreihundert Dollar und ein Kärtchen, auf dem stand: *Mittwoch um halb vier, K.* In Georgs Weste eingenäht, hatte man noch weitere zweihundertzwanzig Dollar gefunden, die er offenbar hatte hinüberschmuggeln wollen. Ferner hatte er ein aus Notenblättern zusammengeheftetes schmales, dickes Büchlein bei sich gehabt, voller kaum lesbarer Musikaufzeichnungen, sowie eine zweite Brieftasche, die eine Eisenbahnfahrkarte nach Triest enthielt, zweiundsechzig Pengö, eine Bankbescheinigung über ordnungsgemäß erfolgte Zurückgabe eines Safeschlüsselpaares und eine längliche, schmale Damenhaarspange.

Nach Georgs Tod war Paul wochenlang unnahbar und schweigsam. Beständig sah er Georgs mageres Gesicht mit den geschlossenen Augenlidern in der Leichenkammer des Krankenhauses vor sich, dieses seltsam fremde und dennoch bekannte Gesicht, auf dem sich auch bei jener letzten Begegnung eine eigenartige geheime Zwiespältigkeit gespiegelt hatte: um den Mund der verzerrte Zug letzten, erlösenden Leidens und auf der Stirn die große ruhige Freude der letzten oder vielleicht der ersten Erfüllung. Und noch etwas war da, das tagelang vor Pauls Augen schwebte. Unter dem Laken, das den bereits gewaschenen und angekleideten Toten bis ans Kinn zudeckte, sah an der Seite seine rechte Hand heraus — es war offenbar kurz vorher jemand dagewesen, um sich den Leichnam anzusehen, und hatte ihn nicht sorgfältig wieder zugedeckt —, da lag diese rechte Hand neben dem Körper auf dem Seitenbrett der Bahre, die Handfläche nach innen gedreht, die Finger ein wenig gekrümmt, als lägen sie auf den Tasten des Klaviers. Vielleicht spielt er Klavier, dachte Paul, und es fuhr ihm kalt durch alle Glieder beim Anblick dieser Hand. Aber jetzt hat er gewiß schon

heimgefunden, jetzt ist er angelangt bei jener Musik, die nur für Gott ist ... jetzt ist er zurückgekehrt zur wahren Musik.

Sehr wenige Menschen geleiteten Georg zu Grabe: Paul, Marischka, Maria Czendrik, Iwan Risztics, Klara und ein fremder Herr, der wohl ihr Mann war, Hans, die alte Käthe, Amme Eva mit einem gebückten alten Mann, Mama Martha, Klaus v. Czendrik, der Trommler, mit dem Georg voriges Jahr zusammen gearbeitet hatte, und drei unbekannte Männer, wahrscheinlich die Mitglieder jener erbärmlichen kleinen Musikkapelle, in der Georg zuletzt in jenem Vorstadtcafé gespielt hatte.

Klara war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet, vor dem Gesicht trug sie einen doppelten Trauerschleier; sie stützte sich auf ihren Mann und ihren Sohn, ihr Körper war nach vorn gebeugt, sie war kaum imstande zu gehen. Die drei schritten als letzte des kleinen Leichenzuges, sprachen mit niemandem, und bevor die Zeremonie beendet und der Sarg versenkt war, gingen sie still und unbemerkt fort.

Die Theatersaison war vorüber, Marischka hatte Ferien, und ihre Sommerruhe wurde nur durch das sichere Gefühl gestört, Paul habe sich noch nicht von der großen Erschütterung erholt. Er war finster und schweigsam, mochten sie allein oder in Gesellschaft sein, und diesem Zustand war anscheinend weder durch tröstendes Schmeicheln noch durch gereizte kleine Ausbrüche abzuhelfen. Und als sie dann abreisten nach Biarritz, auch da wurde es nicht besser: Paul trug den ganzen Sommer über einen Trauerflor am Arm und einen schwarzen Schlips; Marischka fand dies zwar anfänglich "interessant" und "aristokratisch", aber dann begann es sie zu beunruhigen, daß es sich hier anscheinend nicht nur um den Trauerflor und den schwarzen Schlips handelte: Pauls Wortkargheit, seine ständige schlechte Laune, die düsteren Falten auf seiner Stirn, die sich nicht glätten wollten ... ja, unter solchen Umständen kann man sich ja gar nicht richtig erholen, man kommt überhaupt nicht dazu, lustig zu sein und das herrliche Leben hier zu genießen ... Dies hielt sie Paul einmal klagend vor, — und dabei war sie innerlich der Meinung, die Trauer sei zwar jedenfalls am Platz, doch sei sie nicht der wesentliche Grund seiner Haltung: wahrscheinlich war Paul eifersüchtig wegen des eleganten jungen Mannes, der sich so sehr um sie bemühte und mit dem man sich so gut amüsieren könnte, er war ja so reizend und zugänglich, obgleich doch alle Welt wußte, daß der schlichte

Name Mr. Hansen bloß das Inkognito für den dritten Sohn eines richtigen, lebenden, herrschenden skandinavischen Königs deckte, und das durfte doch kein Grund zu alberner Eifersüchtelei sein, im Gegenteil, man mußte sich stolz und geehrt fühlen. Dies dachte Marischka oft, und dann wurde sie jedesmal verstimmt; bei einer Gelegenheit sagte sie zu Paul, sie finde, daß ihm leider gerade diejenige menschliche Eigenschaft fehle, die er an ihr so sehr liebe: die Leichtigkeit, oder sagen wir: die Fähigkeit, sich zu freuen, oder: die Kunst zu leben ... Ach Gott, sich des Lebens freuen, wenn man keine Sorgen und Nöte hat, wenn man 'raus ist aus dem Alltag, sich an einem der schönsten Orte der Welt befindet zusammen mit seiner schönen jungen Frau ... sich des Lebens freuen, das gönnen sich doch selbst die ältesten und ernstesten Menschen hin und wieder, aber wenn einer dazu absolut nicht imstande ist, dann soll er wenigstens so weit verständnisvoll und taktvoll sein, daß er den andern ihre Freude nicht verdirbt!

Um so notwendiger wäre das, als es ohnehin Menschen genug gibt, die einem die Freude verderben; zum Beispiel eben dieser skandinavische Prinz, dieser unreife Bengel, der wahrlich einen feinen Geschmack haben muß — zum Schluß wird sich noch herausstellen, daß er wirklich bloß ein einfacher Mr. Hansen ist —, seit Tagen läuft er dauernd mit der kleinen amerikanischen Geigerin mit dem Wuschelkopf 'rum, na, auf dieses Dämchen paßt die Frau Mama ja schön auf, auch gestern ist sie den ganzen Tag mit Prinz Hansen auf dem Meer herumgesegelt, in Mister Hansens eigener Motorjacht, die nicht etwa irgendein kleiner Kahn ist, ich hab' sie mir neulich im Hafen gut angesehen, ein regelrechtes Schiff ist sie, mit mindestens zwei oder drei solchen Zimmern, in denen man auch schlafen kann oder weiß Gott was, Betten sind jedenfalls drin. Und was ist denn das für eine ordinäre Art, einem erst zwei Wochen lang nachzusteigen, fortwährend mit einem zu tanzen und beim Tanz ... man ist ja schließlich kein unschuldiges Lämmchen mehr, das nicht wüßte, was es bedeutet, wenn ein Mann beim Tanz halblaut zu summen anfängt immer gerade bei den Stellen im Foxtrott, wo der Text heißt *I love you*, und wenn er einem abends in der Bar mit dem Sektglas so zutrinkt, daß das ganze Lokal es bemerkt, und auch beim Baden ist er immerfort in meine Nähe gekommen und hat sich überhaupt so benommen, daß es, ob nun Mister oder Prinz, zumindest auffällig war; und wie er dann entdeckt, daß man eine Dame ist, da dreht er einem den Rücken und läuft solch einer kleinen geigenden Nutte nach ... nein, lieber Paul, mich braucht



man auf so was wahrhaftig nicht aufmerksam zu machen, ich weiß sehr gut, was ich tue, und ich kokettiere nicht, und du irrst dich, wenn du glaubst, ich wollte durch Kokettieren irgend jemanden ärgern, lachhaft, daß dich jetzt schon jeder aufregt und du jeden widerlich findest, woher soll ich denn wissen, wer der "hagere, wie ein Abenteurer aussehende Südamerikaner" ist, ich weiß mit den Nationen nicht Bescheid, und was geht's mich an, wer der "dicke deutsche Großindustrielle mit dem Parteiabzeichen" ist und wer der "winzig kleine französische Abgeordnete mit dem Orden der Ehrenlegion" ist, wenn du auf jeden eifersüchtig bist, bitte, dann können wir ja nach Hause fahren, denn schikanieren lasse ich mich nicht, zum Schluß verdächtigst du mich auch noch mit dem Hotelportier, weil er noch keinen wallenden weißen Bart hat ... nein, das halte ich nicht aus, sei nicht böse, aber meine Nerven vertragen es nicht, daß du mich behandelst wie ein spießiges Pintscherhündchen, und überhaupt verbitte ich mir so was, ich bin anständig und bin dir treu selbst in Gedanken, und mir scheint, du hast keine Ahnung, was jene berühmten bürgerlichen Ehefrauen, die so vornehm die Nase rümpfen können, hinter dem Rücken ihrer Männer machen ... also, mein geliebter großer Junge, nicht wahr, du weißt, daß ich dich nicht aufregen will, und behaupte nicht bloß, du seiest nicht eifersüchtig veranlagt, sondern sei nicht eifersüchtig und sei ein bißchen besser gelaunt ... nicht wahr, du verstehst mich? ... also, mir zuliebe, wenn ich dich einmal um etwas bitte ...

Eines Tages erschien Robert Baláss in Biarritz, und obgleich er nur eine Woche lang blieb, brachte diese Begegnung Maria Máglyas "halb verdorbenen" Sommeraufenthalt ein wenig in Ordnung. Sein Kommen war ganz unerwartet, weil ihm zufällig auf der Reise nach Spanien eingefallen war, ein paar Tage in Biarritz Station zu machen. Robert war, wie Maria sagte, ein "reizender kluger Junge", der sich freudig ihnen anschloß, anstatt "mit irgendeiner Gräfin oder Milliardärstochter anzubändeln", was ihm ein leichtes gewesen wäre, denn jede Frau hätte sich von Herzen gern den Hof machen lassen von dem Autor des in ganz Europa berühmt gewordenen Stückes *Karneval*. Robert indessen, anstatt "sich feiern zu lassen", unterhielt sich mit Maria über sein neues Stück und dessen weibliche Hauptrolle; und Maria, die das Manuskript auf die Reise mitgenommen hatte, konnte die Rolle sogar schon, — wenn also die Intentionen des Autors bei der Gestaltung einer Rolle zur Geltung kommen können, so mußte das hier der

Fall sein; denn sie besprachen, erläuterten und probten schon jetzt im voraus alles bis ins kleinste. Als Hegedüs' dann Abschied nahmen, um nach Hause zu reisen, sagte Marischka zu Paul, nun sei der Sommeraufenthalt doch nicht vergebens gewesen, nicht vergeblich hätten sie für dieses im Grunde genommen ziemlich langweilige Biarritz soviel Geld ausgegeben: sie sei sich jetzt wenigstens im klaren über die Rolle, und Paul würde schon sehen, was sie aus ihr machen werde, jetzt erst würde er einen richtigen großen Erfolg seiner Frau erleben.

Maria v. Czendrik vermählte sich Anfang Oktober mit Iwan Risztics, der inzwischen geschäftsführender Direktor der *Hydrochemia A. G.* geworden war. Paul war es sofort klar, daß die Einladung zur Hochzeit, die an *Familie Paul Hegedüs* adressiert war, dem Freund und Vetter galt, den früheren Gemahl jedoch zum Nichterscheinen verpflichtete. Es genügte also, mit der Unterschrift *Paul Hegedüs und Familie* telegraphisch zu gratulieren. Am folgenden Sonntagnachmittag, gelegentlich des Besuches seines Söhnchens, erfuhr Paul von der Schwester, daß die Herrschaften nach England gereist seien. Mit mir war sie im Süden, dachte Paul, mit ihm fährt sie in den Norden ... natürlich und begreiflich, daß sie nun in allem das Entgegengesetzte tun wird ... sie genau so wie ich. Und als die Schwester gegen sechs Uhr den kleinen Lutz wieder nach Hause brachte, kam es Paul sonderbarerweise in den Sinn, wie merkwürdig es doch sei, so gar keinen Ärger oder Haß zu fühlen. Eigentlich ein großer Mangel, dachte er. Da war diese Maria, seine frühere Frau. Nach der kurzen Zeit der Ungewißheit — allerdings, man wußte ja nicht, was da in ihr gesteckt hatte und wie lange —, mit welchem eruptivem Haß hatte sie sich von ihm losreißen können, während er ... ja, möglich, daß er auf ein einziges bittendes, ein einziges richtiges Wort hin sich ihr gefühlsmäßig wieder hätte zuwenden und bei ihr bleiben können. Oder vielleicht doch nicht? nicht sicher. Das aber war sicher: gezürnt hatte er ihr selbst damals nicht, als sie ihm sagte und durch ihre Mutter bestellen ließ, sie wolle ihn nicht mehr sehen und könne ihm nie verzeihen. Und später ... siehe da, Maria hatte sich langsam mit ihm ausgesöhnt, hatte ihren Ärger und ihre Unversöhnlichkeit vergessen: was war dazu nötig gewesen? es brauchte bloß ihr Leben wieder in Ordnung zu kommen. Es wäre kleinlich, jetzt in diesem Zusammenhang von Geld zu reden, kleinlich und unwahr: Marias Leben verdarb, als sie mit ihm zusammenkam, und es ordnete sich

wieder, als sie den richtigen Gefährten fand, als sie sich in Iwan verliebte, unbewußt vielleicht schon zu der Zeit, als sie noch seine Frau war ... Und er selbst? Sehr einfach. Maria v. Czendrik hatte er nicht geliebt, weil er Maria Máglya liebte. Maria Máglya liebt er. Und ...

Selbstverständlich wird er sie immer lieben. Diese Frage hatte sich längst in ihm geklärt, gründlicher und rechtschaffener als alles Frühere in seinem Leben: er liebt diese Frau, so, wie sie ist, und offenbar darum, weil sie so ist; liebt sie mit ihrem kindlichen Wesen, mit ihrer Nervosität, ihren kleinen Schwächen und Ungezogenheiten, liebt sie, weil sie ihm grobe Wahrheiten schonungslos ins Gesicht sagen kann, und vielleicht auch darum, weil sie sich manchmal wiederum nicht sehr streng an die Wahrheit hält, aber dennoch so leicht zu durchschauen ist; er liebt sie, wenn sie dankbar und wenn sie anspruchsvoll ist, er liebt sie, wenn sie zufrieden und wenn sie unersättlich ist ... aber all dies ist nur die Umschreibung dessen, sind nur Reflexionen darüber, daß es wohl von frühester Kindheit an in ihm steckt, ihm eingeboren ist, diese Frau zu lieben, diese drollige kleine Maria Máglya; dies ist der Typ, sagen wir es offen, ohne falsche Scham: dies ist der Körper, der ihn von jeher angezogen hat, der das Glück körperlicher Erfüllung gibt und seelischer ... Jawohl, auch dieses Wortes braucht man sich nicht zu schämen. Körperlich und seelisch, so ist es. Körperlich, weil ... nein, das kann man nicht erklären, das ist so, ist eine Tatsache, die man zur Kenntnis nehmen muß. Und seelisch, weil für ihn die richtige Gefährtin nur die sein kann, die schwächer, primitiver ist als er, ihm untergeordnet ... die die Hand nach ihm ausgestreckt und ihn erreicht hat — also jedenfalls von ihnen beiden derjenige Teil ist, der des andern Hilfe bedarf.

Der Stärkere hat es besser; der Stärkere durchschaut und erkennt die Dinge; der Stärkere macht leicht Zugeständnisse, wenn er sieht, daß sie von Nutzen sind ... und um was geht es denn letzten Endes? sie lieben einander, darum geht es. Sie sind glücklich ... und haben keinen Grund, daran zu zweifeln.

In höflicher Weise rief Iwan Risztics Paul telephonisch an; er sagte, selbstverständlich wäre er gern zu Paul in die Bank gegangen, aber leider sei er so sehr beschäftigt, daß er nicht umhin könne, Paul zu bitten, er möge ihn an einem der nächsten Tage im Büro aufsuchen, morgen oder übermorgen,

gut, morgen um elf ; er möchte über eine private Angelegenheit mit ihm sprechen.

Er begann damit, wie sehr es ihn freue, daß die alten verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande trotz der verschiedenen Komplikationen, die sich zwischendurch ergeben hatten, nun wieder richtig eingerenkt seien; und wenn sie, Hegedüs' und Risztics', auch gesellschaftlich nicht miteinander verkehrten, so bedeute das nicht, daß er, Iwan, sich irgendeines auch heute noch bestehenden störenden Moments bewußt wäre ... Paul dachte darüber nach, wozu diese gefällige kleine Betrachtung wohl die Einleitung sei, — da sagte Iwan, er habe die Sache, auf die er jetzt zu sprechen komme, gründlich mit seiner Frau erwogen, beziehungsweise Maria habe zuerst den Gedanken aufgeworfen, daß es wohl unter den veränderten Umständen ... sie kennten zwar Pauls gegenwärtige wirtschaftliche Lage nicht, aber ihre eigenen Verhältnisse seien, Gott sei Dank, so beschaffen, daß sie gewisse frühere Maßnahmen überflüssig machten, mit andern Worten ...

"Also, bitte, lieber Freund", sagte Iwan, "reden wir ohne Umschweife. Maria hat sich, wie du weißt, für den Betrag, den sie bei der Scheidung von dir bekommen hat, eine äußerst vorteilhafte Lebensrente gekauft. Ich wiederhole, unsere Lage ist zum Glück so, daß wir dieses Geld nicht brauchen."

"Das Geld gehört meinem Sohn", warf Paul rasch ein.

"Nun ja ... jetzt steht es aber so, daß auch Lutz dies Geld nicht nötig hat und es, so Gott will, auch nicht nötig haben wird ... deshalb dachten wir, wenn du es vielleicht gut verwenden könntest, würde Maria gern darauf verzichten — "

"Nein", unterbrach Paul ihn energisch, "da denkt Maria nicht richtig. Es war ja tatsächlich niemals davon die Rede, daß ich das Geld ihr persönlich gebe oder ... ihrem Sohn. Doch hat dieses Geld, wie immer auch darüber verfügt worden ist, dem Zweck gedient, daß Mutter und Sohn unter allen Umständen davon leben sollten, bis der Junge für seinen eigenen Lebensunterhalt selbst aufkommen kann ... auch dann, wenn mittlerweile keine so günstige Veränderung eintritt, wie sie sich ergeben hat. Das spielt also keine Rolle, das Geld gehört dem Jungen, und es kann selbstverständlich gar keine Rede davon sein — "

"Bitte, bitte, ich verstehe dich sehr gut, die Sache ist vollkommen in Ordnung so, und ich hoffe, du hast auch Marias Intentionen nicht mißverstanden."

"Nicht im geringsten", lachte Paul, "Maria ... zürnt mir ja heute nicht mehr, aber trotzdem kann sie es mir noch nicht verzeihen, daß sie damals gezwungen war, das Geld von mir anzunehmen. Bitte, Iwan, sag ihr, ich danke ihr sehr für ihren guten Willen und ... sehe darin die ... noble Vergeltung ..." er lachte wieder, "meiner noblen Geste von damals, aber sie soll nur das Geld ihres Sohnes nicht leichtsinnig zum Fenster hinauswerfen."

"Ich verstehe, ich verstehe", auch Iwan lachte, ein wenig gezwungen, "also dann wäre diese Frage geregelt, wenn auch nicht in der von uns beabsichtigten Weise ... na gut. Nun ist da aber noch eine zweite Sache, über die ich gern mit dir sprechen möchte. Ich will nämlich in der nächsten Zeit meinen Namen ändern, den ich zwar mit Stolz trage, aber ich halte es doch für richtiger, daß ein Ungar keinen slawischen, sondern einen ungarischen Namen hat. Ich lasse also meinen Namen magyarisieren und in Révay umwandeln."

"Sehr richtig. Der Name klingt schön."

"Nun also ... eigentlich ist auch das Marias Wunsch, ein sehr begreiflicher Wunsch, glaube ich, und ich meinerseits schließe mich ihm unbedingt an. Was wäre deine Meinung, lieber Paul, wenn ich Lutz adoptierte? Natürlich würde er dann meinen Namen annehmen, eventuell könnte er den Doppelnamen Révay-Hegedüs tragen... ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich den kleinen Bengel liebgewonnen habe! Unglaublich, wie er Maria gleicht. Eine so große Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn ... das ist dir wohl auch aufgefallen, nicht?"

Pauls Gesicht zuckte.

"Ja ... gewiß ... er sieht ihr ähnlich. Und was euren diesbezüglichen Wunsch betrifft, bitte, nimm es mir nicht übel, aber darauf möchte ich dir jetzt noch keine Antwort geben. Ich möchte nicht gern zweimal hintereinander nein sagen auf eure Bitten ... wir wollen uns die Sache überlegen, ja?"

Maria Máglya war mehrere Tage hindurch wortkarg und sehr unruhig; abends ging sie nicht aus, und beständig hatte sie Kopfschmerzen. Nach einer gewissen Zeit schlug ihre Unruhe in heftige Nervosität um; die Köchin

und das Stubenmädchen warf sie hinaus und flehte Paul an, wenigstens für eine Woche irgendwohin mit ihr zu verreisen, nach Wien oder auch nur an den Balaton, einerlei, wohin; aber auch dieser Erregungszustand dauerte nicht länger als drei, vier Tage: bald beruhigte sie sich und sagte, das Ganze sei bloß daher gekommen, daß ihre neue Rolle sie aufrege, sie möchte die Premiere schon hinter sich haben.

Nach wochenlanger scharfer Beobachtung überrumpelte die Polizei eine Kellerwerkstatt, in der, wie das Firmenschild sagte, Autogummireifen vulkanisiert, in deren hinterem Gemach jedoch, einem winzigen, mit einer Eisentür abgeschlossenen Raum, kommunistische Schriften und Flugblätter vervielfältigt wurden. Der Inhaber der Werkstatt, drei Arbeiter und ein Agent, namens Ernst Siket, der hinter der Eisentür gerade mit einer primitiven Handdruckpresse alten Typs hantierte, wurden verhaftet. Die Recherchen waren natürlich noch in vielen anderen Richtungen im Gang, und am selben Tage, an dem die kommunistische Druckerei in der Kellerwerkstatt besetzt wurde, verhaftete die Polizei an weiteren vier Verstecken in der Stadt noch neunundzwanzig Kommunisten, die nach dem bekannten Zellensystem arbeiteten. Unter den Verhafteten befanden sich einige Arbeiter, einige Studenten, einige Individuen von zweifelhafter Existenz, einige Arbeitslose und einige Frauen; es war darunter der Leiter des bekannten sozialistischen Rezitationschors, ferner ein stellungsloser Elektromonteur namens Daniel Kizter junior, ferner der Assistenzarzt beim Städtischen Krankenhaus, Doktor Nikolaus v. Czendrik; und auf Grund der polizeilich evidentgehaltenen Photographien und Fingerabdrücke verdächtiger Kommunisten wurde festgestellt, daß der wahre Name jenes Autoreifenagenten, der sich als Ernst Siket legitimierte, Andreas Szilvási lautete und daß dieser Mann also identisch war mit jenem Andreas Szilvási, der wegen mehrfacher kommunistischer Vergehen nach der Proletarierdiktatur zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, dann aber als Austauschgefangener nach Rußland verschickt worden war. Die ganze Bande trägt zwar eine zynische und blasierte Haltung zur Schau, wird aber bereits geständig; der gewisse Andreas Szilvási hat sogar schon gestanden, daß er sich seit seiner Auslieferung an Rußland jetzt zum drittenmal in Ungarn aufhält, und zwar mit besonderen Organisationsaufträgen der Sowjets. Die Verhöre werden fortgesetzt, und auf Grund der Geständnisse hat die Polizei neuerliche

weitverzweigte Recherchen eingeleitet; es ist indessen anzunehmen, daß die Sache in Bälde der Staatsanwaltschaft übergeben und die Hauptverhandlung in diesem jüngsten kommunistischen Strafprozeß begonnen werden kann, der wiederum einen Beweis dafür liefert, daß diese unterirdische Wühlarbeit, welche ...

Frau Maria Révay fiel in Ohnmacht, als sie diese Zeitungsnachricht las; und Paul dachte, in Zeit und Raum gebe es keine Entfernung, aus der man nicht zurückkehren könne oder gar zurückkehren müsse, wenn einen eine unbezwingbare Leidenschaft oder ein unerschütterlicher Glaube treibt. Eine Idee, die einem einzigen Menschen oder Millionen von Menschen gilt, für die man leben muß, für die zu leben es sich lohnt. Die Erlösung bedeutet, die Auferstehung ... oder die manchmal auch den Tod bedeuten kann.

Das Schauspielhaus hielt Mitte September seine erste Premiere, Robert Baláss' Stück stand als zweites auf dem Spielplan. Nun gestalteten sich aber die Dinge so, daß schon Anfang Oktober mit den Proben des Baláss'schen Stückes begonnen werden mußte; das erste Stück ging nicht mehr, es hatte den Anschein, als würde es keine fünfundzwanzig Aufführungen erreichen. Schleunigst wurden die neuen Rollen verteilt — Marias Hauptrolle war eine längst erledigte Frage — und die Proben in Angriff genommen: da auf einmal erholte sich das vorhergehende Stück ganz unverständlicherweise, und von der zwanzigsten Aufführung an war das Theater allabendlich ausverkauft. Die Proben des Baláss-Stückes wurden zurückgestellt: seine Erstaufführung war ja ohnehin für die Hauptsaison geplant gewesen, und nun durfte man annehmen, daß sein Stück die ganze zweite Saisonhälfte hindurch gespielt werden würde. Robert Baláss war schon allein aus Aberglauben mit dem Aufschub einverstanden, denn es gilt ja immer als gutes Vorzeichen, wenn sich anfänglich um ein Stück Kalamitäten ergehen, und auch der triumphreiche *Karneval* war im Februar herausgekommen, vor zwei Jahren; das Theater war froh, dennoch gleich mit der ersten Neuigkeit Erfolg zu haben, nur Maria Máglya freute sich nicht. In dem ersten Stück spielte sie nicht, seit Beginn des Sommers hatte sie Ferien, nun war sie ungeduldig und nervös. Der einzige tröstliche Umstand war, daß die Freundschaft mit Robert Baláss sich stark gefestigt hatte; auch Paul schien diesen "reizenden" Menschen liebgewonnen zu haben, der nunmehr beinahe täglicher Gast bei Hegedüs' war. Außerdem rief er Maria sehr oft telephonisch an, schlug ihr

vor, am Vormittag mit ihm in die Stadt zu gehen oder sich nachmittags zum Tee irgendwo mit ihm zu treffen. Er war ein liebenswürdiger und kluger Junge, schien auch.. ein guter Kamerad und ein anständiger Mensch zu sein: einmal zum Beispiel fragte er Paul ganz offen und in vollem Vertrauen, ob es ihn nicht störe, daß er sich so viel mit seiner Frau abgebe, er möchte nämlich kein Mißverständnis aufkommen lassen und Paul auf alle Fälle sagen, daß es sich hier um eine reine, sogenannte ideale Freundschaft handle ... Paul lächelte seltsam. "Auch ich will aufrichtig sein, lieber Freund. Ich schreibe natürlich meiner Frau nicht vor, in wessen Gesellschaft sie sich wohlfühlen habe und in wessen nicht. Sie ist ein freier Mensch und eine kluge Frau. Gegen eure Freundschaft kann ich nichts einzuwenden haben, ich neige nicht zur Eifersucht, wenngleich Maria anderer Meinung ist. Trotzdem würde ich mich natürlich nicht gerade freuen, wenn ... sagen wir, wenn sie sich wahnsinnig in dich verliebte ..."

"Aber ich bitte dich, das wird sie schon nicht tun", sagte Robert Baláss, und jetzt lächelte auch er seltsam; Paul indessen hatte das Gefühl, ganz blöde Dummheiten geredet zu haben, gar nicht aufrichtig gewesen zu sein, sondern bemitleidenswert oder lächerlich.

Wenn Maria abends sagte, sie habe keine Lust auszugehen, wußte Paul bereits, daß eine gereizte Stimmung im Anzug war. Auch neulich hatte ihre stille Unruhe drei, vier Tage gedauert; auf Pauls Fragen antwortete sie, es fehle ihr nichts, sie sei bloß nervös und matt und unruhig und sehne sich schrecklich nach Ruhe; eines Tages indessen, gerade als Paul aus der Bank nach Hause kam, wurde es ihr schlecht, sie hatte Krämpfe und wurde von einem heftigen Weinkrampf befallen; dann gestand sie ein, sie habe allen Grund zu dem Verdacht gehabt, in andern Umständen zu sein, und sich deshalb vom Arzt eine Jodinjektion geben lassen. Sie weinte und fühlte sich elend; Paul brachte sie zu Bett und rief den Arzt, — am nächsten Tag war das Übel vorbei, und am übernächsten Tag hatte Maria ihre beste Laune wieder; da fragte Paul sie, wie sie sich nur habe unterstehen können, diese Sache ... so ganz allein abzuwickeln, ohne ihm etwas davon zu sagen, ihn um Rat oder auch um seine Einwilligung zu bitten...

"Ich habe Angst gehabt", sagte Maria, "Angst vor dir. Auch so hab' ich schon einen solchen Schreck bekommen, daß ich fast gestorben bin. Aber



hauptsächlich hatte ich Angst, du würdest sagen, wenn es nun schon einmal so weit ist, dann wollen wir das Kind haben."

"Davor hast du Angst gehabt?" -fragte Paul düster. "Warum mußtest du davor Angst haben? Und wenn ich wirklich gewollt hätte, daß du ein Kind bekommst?!"

"Um Gottes willen ... du bist vollkommen verrückt! Jetzt soll ich ein Kind kriegen?! Die Bühne aufgeben um eines Kindes willen?! ... gut, also sagen wir, später irgendwann werden wir ein Kind haben ... aber jetzt, wo ich knapp neunzehn bin und, hätte ich vielleicht meine Rolle zurückgeben sollen?! oder hätte ich mich etwa hinstellen sollen, in einem oder in zwei Monaten, und ein junges Mädchen spielen in Umständen mit Roberts Kind?!"

Alles Blut wich aus Pauls Wangen.

"Was sagst du?!"

Bei seinem Ton erschrak Maria.

"Wieso, was sage ich? du hast doch gehört, was ich gesagt habe!"

"Mit Roberts Kind —?!"

"Was, mit Roberts Kind?"

"Du hast gesagt ... dich hinstellen und in Umständen spielen ... mit Roberts Kind —"

"Ist ja nicht wahr! Ich habe gesagt, in Roberts Stück!"

"Nein, du hast gesagt, mit —"

"Also dann habe ich mich versprochen, hab' phantasiert, ist auch kein Wunder, wenn ich Blödsinn rede, wo du mich so aufregst und ... haben willst, ich soll mich ... von Tag zu Tag dicker auf die Bühne stellen und ein junges Mädchen spielen ... in Roberts Stück ..."

Die Uraufführung von Árpád Lantos' vierter Operette fand in London statt; von diesem Ereignis berichtete die gesamte europäische Bühnenpresse; die Operette zog dann über die ganze Welt und kam auch bald nach Budapest. Es war ein Riesenerfolg; die Hauptrolle spielte — wie es nicht anders zu erwarten war — die vom Filmen in Berlin auf einige Zeit nach Hause zurückgekehrte Evelyne Wyne. Lantos hatte übrigens voriges Jahr geheiratet, eine Südamerikanerin, eine sehr reiche und elegante Frau, die den größten Teil des Jahres ohne ihren Mann in Davos verbrachte. Evelyne Wyne indessen hatte, wie die Eingeweihten sagten und schrieben, in Berlin die Aufmerksamkeit jenes gewissen Cocus erweckt, der allem Anschein nach

wieder obenauf war, sehr obenauf sogar: in der Radio- und Filmindustrie in der Schweiz und in Deutschland war er ein großer Mann geworden; Evelyne Wyne also hatte in dem Maße Herrn Cocus' Interesse erweckt, daß der mächtige Filmkönig sogar zur Premiere nach Budapest kam, um sich Evelyne in der Operette anzusehen, die er selbstverständlich in Berlin verfilmen würde. Lantos' neue Operette war kein üblicher Liebesschmactfetzen, sondern eine Art phantastisches, satirisches Karrierenstück: in der *Eden-Bar* treten drei geheimnisvolle Musiker auf, ein junges Mädchen, das singt, ein Banjokünstler und ein Harmonikaspieler, alle drei in weißem Frack und mit weißen Seidenmasken; dann stellt sich heraus, daß der Banjokünstler ein emigrierter russischer Großfürst, der Harmonikaspieler — komische Rolle — des Fürsten verschollen geglaubter Spielkamerad aus der Kindheit und das Mädchen eine nach Abenteuern jagende amerikanische Millionärstochter ist, doch bis zum *Happy end* wissen sie das nicht voneinander. Außer der brillanten Musik genoß und wertete das Publikum dankbar diesen leichten und effektvollen Exhibitionismus; in der Figur des Großfürsten erkannte es ohne jeden Zweifel den Komponisten selbst, ein jeder erinnerte sich daran, daß Lantos, als er vor vielen Jahren in Budapest begann, tatsächlich in Bars in einem Klavier-Duo aufgetreten war, mit schwarzer Seidenmaske; sein Partner ... halt, wie hieß noch gleich sein Partner? ach ja, Hegedüs oder so ähnlich ... ein verkommener Kerl war der, vorigen Sommer oder wann hat er in betrunkenem Zustand die Straße überquert und ist von der Elektrischen oder vom Autobus überfahren worden, der arme Teufel.

Die Reklametrommel des Theaters wirbelte; der Autor, der Hauptdarsteller, der Direktor, der Regisseur gaben lange Interviews; die Eingeweihten verbreiteten aufregende Nachrichten über das in Vorbereitung befindliche Wunder; Theaterdirektoren aus Wien und Berlin ließen sich für die Erstaufführung Logen reservieren: in dieser Stimmung sah man der Premiere von Robert Baláss' neuem Stück entgegen, und als diese dann für Ende Januar angesetzt wurde, hatte der Direktor das Gefühl, für diese Saison das große Los gezogen zu haben, denn wenn das erste Stück hundertdreißig Aufführungen erlebt hatte, würde dieses zweite bestimmt nicht dahinter zurückbleiben. Maria Máglya, die bisher vor jedem einzelnen Auftreten entsetzlich aufgeregt gewesen war, wartete in erstaunlicher Ruhe auf den großen Abend.

In glänzendem, geradezu feierlichem Rahmen fiel das Stück durch; die Presse machte alles beispiellos herunter, das Stück an sich, das sie als naiv und überheblich bezeichnete, die Regie, die sie reine Effekthascherei nannte, und die Darstellung, die sich etwa auf mittlerem Provinzbühnenniveau bewege. Der Theaterdirektor konnte sich vor Schreck noch nicht einmal an den Kopf fassen, als schon am vierten Abend der Zuschauerraum selbst durch verschenkte Billetts knapp zur Hälfte zu füllen war. Jetzt wandte sich mit einemmal alle Welt gegen den Autor. Aus dem großen Robert Baláss wurde — wegwerfend — "der Baláss"; seine Freunde verziehen es ihm nicht, daß er seinen ersten Riesenerfolg nicht durch einen zweiten zu bestätigen und zu sanktionieren vermochte; seine Feinde hingegen konnten ihm jetzt in gesteigertem Maße gerade den ersten Erfolg nicht verzeihen. In der ganzen Stadt hallte die Schadenfreude wieder; der Budapester Humor betitelte das Stück "Aschermittwoch", der ja gesetzmäßig auf den *Karneval* habe folgen müssen; und immer mehr Anhänger fand die Ansicht, der Baláss hätte nur ruhig zu Hause in seinem Städtchen bleiben und weiter Rechtsanwalt spielen sollen, dann könnte er noch heute in dem Glauben leben, daß er einmal ein gutes Theaterstück schreiben würde, so aber ... na ja, selbst richtige Bäume wachsen nicht in den Himmel, geschweige denn solch künstliches Gezücht à la Baláss. Habt ihr übrigens gehört, daß die Bankdirektoren dem Baláss, durch die Blume zwar, aber dennoch bestimmt, zu verstehen gegeben haben, er möge sich packen? Das Mädels? die hat natürlich geheult, angeblich soll schon was zwischen den beiden gewesen sein, aber demnächst wird auch die Máglya dem guten armen Baláss den Laufpaß geben...

Maria war geradezu verblüffend ruhig nach dem Mißerfolg, obgleich auch sie von den bösen Zungen nicht verschont wurde; in den Kritiken konnte man zum Beispiel Aussprüche lesen wie: die an und für sich schon papierene und langweilige Rolle habe sie derart lebenslos stilisiert und in die Länge gezogen, daß man wohl behaupten könne, selbst ein Shakespeare-Stück würde bei einem solchen Spiel keine zweite Aufführung erleben, andererseits müsse man jedoch zugeben, daß selbst eine Sarah Bernhardt nicht vermocht hätte, aus dieser Rolle etwas zu machen. Maria las diese Besprechungen und sagte ruhig und gelassen, es sei "etwas Wahres daran", der Hauptfehler aber scheine wohl doch an ihr zu liegen, denn so furchtbar schlecht sei die Rolle tatsächlich nicht; doch brauche man von der ganzen Sache nicht so viel Aufhebens zu machen, sie möchte den Dramatiker und

den Schauspieler sehen, der in seinem Leben keinmal durchgefallen sei. Man solle nur abwarten, wenn Baláss mit seinem nächsten Stück herauskomme, werde man schon Augen machen, sie wisse schon ungefähr, wovon es handle, und dann werde das liebe Publikum sehen, was Maria Máglya aus der Rolle zu machen imstande sei. Damit schien die ganze Angelegenheit für sie erledigt zu sein; und es war auch selbstverständlich, daß sie in dem nun rasch mit Ach und Krach herausgebrachten folgenden Stück keine Rolle bekam — keine Rolle "übernahm". Robert Baláss, der so unerwartet und mit so erstaunlicher Geschwindigkeit seine Volkstümlichkeit verloren hatte, ging jetzt kaum mehr anderswohin als zu Hegedüs', und als dies sich herumsprach, wurden sogleich die Bemerkungen laut: einfach rührend, eine solche Anhänglichkeit und Treue, denn solange man in Baláss' Stück, beziehungsweise in der Rolle der Máglya einen Riesenerfolg vermuten konnte, war die Freundschaft zwischen den beiden durchaus als eine Sache kluger Berechnung zu betrachten, aber jetzt ... jetzt kann wirklich jeder Mensch sehen, daß es sich da um eine ganz ernste gegenseitige Liebe handelt. Paul bekam verschiedentlich von näheren oder entfernteren Bekannten zu hören — und zwar nicht ohne Absichtlichkeit mit besonderem Nachdruck —, gerade gestern hätten sie seine Frau Gemahlin mit Robert Baláss zusammen in der Stadt gesehen; darauf pflegte Paul zu antworten, ja, das könne stimmen, denn die beiden seien ihn gerade abholen gekommen in der Bank, um mit ihm essen zu gehen. Das sagte er auch dann, wenn es sich nicht so verhielt. Aber es ist ja nur natürlich, dachte er, daß man jetzt als freie Beute gilt und Klatschgeschichten über einen verbreitet werden, — dagegen muß man sich halt wehren, möglichst auf die einfachste und bequemste Weise, da man doch den Klatschsüchtigen nun einmal nicht sagen kann: ihr strengt euch da umsonst an, meine Lieben, nichts steckt dahinter, ich kenne doch meine Frau besser als ihr, und ich kenne auch mich selbst.

Eines Tages rief Maria Révay in der Bank an und fragte Paul, ob es denn wahr sei, was sie gestern auf einer Gesellschaft gehört habe, nämlich, daß er sich von dieser Frau auch scheiden lasse. "Nein", antwortete er ihr, "es ist nicht wahr, es ist nichts weiter als alberner Klatsch." Nein, sagte Paul auch zu sich selbst, es ist nicht wahr, diese Klatschgerüchte sind nicht im geringsten begründet. Sie ist eine Schauspielerin, folglich interessiert sich das Publikum für sie; es handelt sich um ihr Privatleben, folglich

interessieren sich Nahe- wie Fernerstehende in gesteigertem Maße für sie; sie ist begabt, folglich hat sie Feinde; jetzt ist sie durchgefallen, folglich halten sie den Zeitpunkt für gekommen, ihr eins auszuwischen, — nein, hier dreht es sich nicht darum, daß ich der Ehemann bin, der als letzter die Wahrheit erfährt, nein ... Marischka kann mir nicht untreu sein, weil sie weiß, daß ich sie liebe, und weil auch sie mich liebt; sie weiß, daß ich nie eifersüchtig war, weil ich ihr immer vertraut habe; sie versteht es, daß ich sie nie gefragt habe, wie sie früher gelebt, was sie vor mir erlebt hat, wer ihr erster Geliebter gewesen ist oder wer vor mir ihre Geliebten gewesen sind, und sie versteht es, daß ich sie auch jetzt nicht frage, was sie tut, wenn ich nicht bei ihr bin ... all das weiß und versteht sie, und sie weiß auch, was sie mir bedeutet, also kann sie mich nicht betrügen, weil sie klug und anständig ist. Doch ein kaltes, bitteres, unbehagliches Gefühl ergriff ihn, als er sich noch sagte, nun ja, er vertraue Marischka und wolle nicht eifersüchtig sein, aber könne er denn überhaupt eifersüchtig sein, wenn sich einmal herausstellen sollte, daß er dennoch Grund dazu habe? Nein, dachte er kalt und mißgestimmt, ich fürchte, ich kann gar nicht eifersüchtig sein.

Und eines Tages kam er dahinter, daß er doch eifersüchtig sein konnte und ... daß es unerträglich war. Die Eifersucht und überhaupt diese ganze Geschichte.

An einer einzigen Bewegung lag es. Sie aßen zu dritt zu Abend; Marischka griff im gleichen Augenblick nach dem Senftopf wie Robert Baláss, der ihn jedoch eher erreichte, und als dann auch ihre Hand an dem Tiegel angekommen war, berührte sie Roberts Hand, das heißt sie legte sich flach auf seinen Handrücken und blieb einen Augenblick so liegen. Nur einen Augenblick und ganz unwillkürlich. Paul runzelte die Stirn. Robert sagte rasch: "Verzeihung, bitte sehr, Maria", und überließ ihr höflich den Senflöffel; sie sagte: "Danke, soll ich dir auch geben?" und die Schminke auf ihren Wangen schien um einen ganz schwachen Schatten röter geworden zu sein. Oh, dachte Paul, oh ... also so steht die Sache. Und in diesem Moment kam ihm der Gedanke, Maria habe im Sommer gewiß schon vorher gewußt, daß Robert "unerwartet" in Biarritz erscheinen würde. Hm. Er mußte an die allzu große Sicherheit denken, mit der Maria auf die Hauptrolle in Roberts Stück gewartet und sie übernommen hatte, hm. Es fiel ihm ein, daß Robert eine Zeitlang ganz offen auf sehr vertraulichem Fuß mit ihr gestanden, in der

beim Theater üblichen Art, sie auch umarmt und vor jedermanns Augen geküßt hatte, hm; und nun, seit einer gewissen Zeit, rührt er sie nicht mehr an, auch in seiner, Pauls, Gegenwart nicht, hm. Er kommt zu ihnen in die Wohnung, wenn er nicht zu Hause ist, sitzt dort mit Maria allein, geht mit ihr aus, überall in der Stadt werden die beiden zusammen gesehen, man klatscht darüber und verbreitet das Gerücht, Maria wolle sich Roberts wegen von ihm scheiden lassen ... hm, das alles ist nicht schlimm, das alles hat nichts zu sagen. Aber diese kleine Bewegung jetzt, die ist schlimm. Die ist katastrophal. Denn diese Bewegung verrät die Wahrheit. Die Wahrheit, die er wohl besser nicht erfahren hätte, denn ... das ist einfach nicht zu ertragen. Das ist nicht Theater und nicht bohémehaftes Benehmen, nicht zum Beruf gehörende Vertraulichkeit, nicht Kokettieren und nicht unschuldiger Spaß ... Maria ist in Robert verliebt. Diese kleine Bewegung ... Jetzt durchrieselte ihn wieder, wie neulich, die Kälte. Also bin ich doch der Ehemann, der die Sache zuletzt erfährt und gerade das Allerschlimmste erfährt, nämlich nicht, daß ... sie mich mit ihm betrügt aus Dummheit oder Eitelkeit, aus leidenschaftlichem Aufflammen oder auch bloß, um mir zu "zeigen", wie sie damals sagte ... Nein: sie liebt ihn. Wenn ich was immer erfahren hätte ... vielleicht könnte ich alles andere ertragen, aber das ... nein, das kann ich nicht ertragen ... "Was hast du, Paul?" fragte Maria mit etwas übertriebener Aufmerksamkeit, "schmeckt dir das Fleisch nicht? du stocherst so darin herum, laß es lieber stehen ... willst du dir nicht etwas anderes bestellen? Robert, gib doch bitte mal die Speisekarte her ..."

Starr lag er in seinem Bett; durch die geschlossene Tür konnte man hören, daß Maria noch wach war, sie lag wohl im Bett und las das Abendblatt. Ja. Da liegt jemand im Nebenzimmer, hinter der geschlossenen Tür, und aus einem einzigen kleinen Geräusch kann man entnehmen, was dort drüben geschieht. Und eine einzige kleine Bewegung kann verraten, daß —

Plötzlich durchzuckte ihn schneidend ein unbekannter Schmerz. Erschrocken merkte er auf, — was war das? Als hätte man ihm eine scharfgezackte Eisenstange in die Brust gestoßen, die nun ohne Widerstand in seinen Körper eindringt und ihn mit hundert spitzen Zähnen zugleich zerfleischt, nicht zu ertragen! Er erschauerte am ganzen Leib, und wie seine Augen zerquält ins Finstere starrten, sah er jetzt Marias nackte Gestalt

deutlich vor sich, in ekstatischer Erregung die Herrlichkeiten ihres Körpers jemandem darbietend, der natürlich nicht er war, sondern Robert Baláss. Wieder schnitt ihm der Schmerz durch die Brust, und nun begann er ihn auch schon zu würgen. Das Bild vor seinen Augen verwandelte sich: jetzt sah er in der Dunkelheit Marias Hand, wie sie sich auf die Hand eines andern schmiegte, natürlich nicht auf seine, sondern auf Robert Baláss' Hand. Wahrscheinlich war es nur das helle Tuten eines Autos, das von der Straße heraufdrang, aber in Pauls Ohren erklang ein Aufschrei in Marias Stimme, der Schrei der körperlichen Erfüllung; wahrscheinlich war es nur das Rascheln der Zeitung nebenan, aber Paul hörte Marias seliges, glühendes Seufzen, das indessen auch nicht ihm galt, sondern natürlich Robert Baláss.

Nein, — das kann man nicht ertragen. Schon sprang er aus dem Bett, schon stand er in der Tür zu Marias Zimmer. Sie blickte ihn an und ließ die Zeitung aus der Hand neben das Bett fallen.

"Oaah ..." machte sie gähnend, "ich bin so müde. Und ich hab' mir auch das Gesicht schon eingekremt."

Paul betrachtete sie, wie sie da im Bett lag. Ihr Gesicht glänzte nicht, es war nicht eingekremt. Zwei scharfe, unruhige Falten hatte sie um den Mund. In ihren Augen war das aufgeregte Leuchten der Schlaflosigkeit. Sie fürchtet sich davor, daß ich sie jetzt haben will, daß ich sie anrühre. Bisher hat sie sich noch geteilt zwischen ihm und mir ... jetzt erträgt sie es nicht mehr, daß auch ich —

"Du ..." sagte er da leise, ganz heiser. "Du ... betrügst du mich mit dem Menschen?"

"Du bist wohl verrückt!" Sie sagte das sehr rasch, etwas abgehackt; aber dann fuhr sie gleich im Ton der Empörung fort: "Was soll das für ein Witz sein, Paul — ?!"

"Warum antwortest du mir nicht auf das, was ich frage?! Betrügst du mich mit diesem Baláss?!"

"Aber red doch nicht! ... Was ist das für eine Geschmacklosigkeit!"

"Gibst du mir keine Antwort?!"

"Also gut", warf sie rasch hin, "bitte, ich antworte dir: ich betrüge dich nicht."

"Schwör mir das."

"Ich schwöre es dir", sagte sie sofort, aber sehr unsicher. "Wenn dich das beruhigt ... gut, dann schwöre ich es dir."

Das also ist die Eifersucht? dachte Paul am nächsten Tage im Büro, als er nervös und erregt, mit klopfendem Herzen und abwesenden Gedanken an seinem Schreibtisch saß; und wenn er las oder schrieb oder mit jemandem sprach oder jemandem zuhörte, bei allem, was er tat, starrte er leer vor sich hin: unaufhörlich ging ihm der Gedanke durch den Kopf, Maria betrüge ihn, Maria gehöre einem andern, Maria habe sich einem andern hingegeben mit ihren Gefühlen und ihrem Leib, sich weggeworfen ... O nein! sich verschenkt, mit der Seligkeit des Nehmens hatte sie ihren leichten kleinen Körper einem andern hingegeben, diesen Körper, der in ihm lebte, auf den er gewartet hatte, seit er in dem Ahnen seines Unterbewußtseins fühlte, daß es einen Frauenkörper gibt ... Das ist also die Eifersucht? dachte Paul und erschauerte, dieser fürchterliche Neid und der Hunger und die Unruhe, dieses langsame Wühlen und Nagen, dieses entsetzliche Gefühl des Gehetztseins, des Zornes, der Angst und der Traurigkeit ... das ist die Eifersucht? Mein Gott ... dachte er und fühlte, wie eine kalte Feuchtigkeit auf der Stirn aus seinen Poren trat, großer Gott ... was muß die andere Maria gelitten haben um mich ... wenn das die Eifersucht ist!

Sobald er die Lampe ausgedreht hatte, erschien ihm vor den Augen Maria Máglyas nackte Gestalt; und dann fühlte er sofort hundertfach den aus hunderterlei Qualen und Ängsten zusammengesetzten Schmerz, den er jetzt, dort in seinem Bett, schon einfach und gleichsam intim "meine Eifersucht" nannte.

Dann kam der Halbschlaf, der ein seltsames, verworrenes Bild brachte, eher nur ein Gefühl: jemand, ein sonderbares kleines Wesen, nicht ganz lebendig, aber auch nicht nur Puppe, das natürlich Maria Máglya war, weicht langsam von ihm fort, — jetzt ist es noch so groß wie Maria, jetzt bloß noch so groß wie jene Puppe Röschen von einst, jetzt ist es nicht mehr größer als ein Vogel, jetzt ist es schon kleiner als eine Murmel ... Also, blitzte da die Erkenntnis in ihm auf, ich hätte es ja längst wissen müssen, der Traum hat es mir ja geweissagt, der Traum hat es mir schon vor langer Zeit verraten, daß sie alle von mir gehen, mich alle verlassen, alle in die Ferne weichen und verschwinden, sie ist die letzte, die Puppe Röschen ... Gut! wallte jetzt der abwehrende Wille in ihm auf, — gut, doch sind Traum und Leben zweierlei! man kann doch denken, erwägen, werten und berechnen ... also bedenken



wir einmal die Sache ruhig und vernünftig ... diese Frau dort im Nebenzimmer hat alles mir zu verdanken. Erwägen wir die Situation, in der sie sich durch ihren Beruf befindet und der sie sich gezwungenermaßen, alle Vorteile und Nachteile mit in Kauf nehmend, anpassen muß. Prüfen wir unsern eigenen Wert und den Wert jenes netten, aber recht leichtwiegenden jungen Mannes ... Sollte man nach all dem nicht annehmen, daß das, was mich seit zwei Tagen in Angst und Schrecken hält, nichts weiter als Einbildung ist? Die so gefährlich scheinende kléine Handbewegung, die die sichere Ruhe von zwei Jahren in einem einzigen Augenblick zerstörte, war eine unschuldige und belanglose Gebärde der Freundschaft und Kameradschaft, und alles, was ich in ihr gesehen habe, war bloß der niedrige Verdacht eines nervösen Gehirns. Eifersucht ... etwas Lächerliches ist das. Wenn ich mutig und aufrichtig genug war, sie offen, auf jede Antwort gefaßt, zu fragen, ob sie mich betrügt, dann kann auch sie nicht so verlogen und unanständig und feige sein, auf die Unwahrheit zu schwören und ... Und in diesem Augenblick wußte er mit voller Bestimmtheit, daß Maria gelogen hatte, nach den zahlreichen kleinen unwichtigen und kindlichen Schwindeleien log sie auch jetzt in der ersten wichtigen und entscheidenden Sache ... "Ich schwöre es dir ... wenn dich das beruhigt." Das war der Beweis ... nein! etwas anderes ist der Beweis! Der Beweis ist, dachte Paul, daß sie jetzt gleich, in dieser Sekunde aufstehen wird aus ihrem Bett dort drüben und herkommen zu mir, um mich zu betäuben, nackt wird sie herüberkommen, um meine Begierde zu wecken und mich zu blenden, wird sich an mich schmiegen, um mich meinen Argwohn vergessen zu machen, den auch sie gefühlt hat, wird zu mir ins Bett kriechen, um mich zu versöhnen und ihr eigenes Gewissen zu beruhigen durch eine neue erbärmliche Lüge, wird sich mir hingeben aus Schuldbewußtsein ... und inzwischen an jenen andern denken —

Und in diesem Augenblick ging die Tür auf; Maria stand in der schmalen Türspalte, nackt im gelblichen Licht, das aus ihren Zimmer drang; einen kurzen Moment spähte sie, ob Paul schlafe; dann trat sie mit lautlosen Schritten auf sein Bett zu.

Drei oder vier Tage dauerte seine Unsicherheit. Zu nichts konnte er sich entschließen, und das nannte er: *erst mit sich selbst ins reine kommen*. Zunächst mußte alles geklärt werden: ob diese Frau tatsächlich so wichtig,

so unbedingt die einzige für ihn war, daß es sich lohnte, um sie oder gar gegen sie zu kämpfen; ob es sich um ein unvergängliches Urgefühl handelte oder nur um eine dumme Frage des Stolzes, — und dann war er ohne jeden Übergang plötzlich dort angekommen: ob er es werde ertragen können, wenn er sich den unwiderlegbaren Beweis verschaffte, daß Maria ihn betrog. Ob er ihr schmähsch und erbärmlich oder womöglich klug und überlegen verzeihen würde, — klug und überlegen? dumm? einerlei: weil er nicht anders konnte! verzeihen mit jener Haltung, die angeblich den Menschen über die spießbürgerliche Moral und die spießbürgerlichen Lösungen erhebt? Oder würde er genug Stärke besitzen, sie von sich zu stoßen, unversöhnlich in gekränkter männlicher Eitelkeit? Oder ... genügt all das, was bisher geschehen ist, äußerlich und innerlich, nicht dazu, um schon jetzt das Todesurteil über Maria zu fällen, was gleichfalls keine ganz bürgerliche Art der Erledigung wäre?

Drei oder vier Tage lang lebte er in diesem tranceartigen Zustand, der dem Gefühl nach am besten zu vergleichen war mit jenen letzten Tagen in Ostende, als er bestimmt wußte, jetzt, in allernächster Zeit, vielleicht schon morgen, vielleicht schon in der kommenden Minute würden sich große und wichtige, Weltschicksale entscheidende und vielleicht nicht wiedergutmachende Dinge ereignen. Stundenlang hielt ihn eine grüblerische, aufschiebende Gelähmtheit gefangen, um dann einem rasenden Wutausbruch Platz zu machen, der schließlich von völlig gedankenloser Schläffheit abgelöst wurde. Verwundert lauschte er manchmal seiner eigenen Stimme, die ihm klang wie aus dem Munde eines fremden Menschen; verwundert und verständnislos dachte er darüber nach, mit was für unbekanntem, uninteressanten, sogar dummen Angelegenheiten sich da jemand in ihm beschäftigte: mit Bank, Industrieunternehmungen, Geld, Essen, Zeitungen, Männern und Frauen, die er — es schien ihm — tatsächlich irgendwo und irgendwann schon gesehen haben mochte, ohne sich genau an sie zu erinnern ...

Unvermutet packte ihn dann die Raserei eines Amokläufers. Nur wenige Augenblicke dauerte sie: in diesen wenigen Augenblicken brach alles um ihn zusammen, und er stürzte unter den Peitschenhieben seiner unzähligen Gefühlsaufwallungen hin durch zeitlose Zeiten, in unendlichen Räumen. Und dann, sich wieder besinnend, saß er an seinem Schreibtisch, erschöpft und ein hämisches Lächeln in seinen Zügen, und dachte, nun habe sich alles in

ihm geklärt: zunächst werde er sich jetzt die unwiderleglichen Beweise für Marias Untreue verschaffen.

Schlau war er und vorsichtig, fühlte sich wie ein Heerführer, der das Schicksal von Millionen lenkt, oder wie ein Zauberer, von dem Millionen das große Wunder erwarten: ein starres Lächeln saß auf seinem Gesicht, während er sich mit vielerlei übertriebenen Gedanken zurechtlegte, was er tun werde. Das erste war, daß er Farkas meldete, er stehe vor einer Operation, müsse vorher noch einige Untersuchungen machen lassen und sei daher gezwungen, auch während der Arbeitszeit hie und da wegzugehen aus dem Büro. Und schon am ersten Tage, gegen Mittag, ließ er seinen Schreibtisch im Stich: zweimal ging er den Donaukorso entlang, zweimal durch die Vácer-Gasse; er begegnete ihnen nicht; da ging er weiter durch die Straßen; bevor er sich nach Hause wandte, sprach er im Theater vor und unterhielt sich ein paar Minuten mit Anna Felkay; einige Leute fragte er, ob Maria heute vormittag hier gewesen sei; sie antworteten, nein. Zu Hause machte er Maria freundlich darauf aufmerksam, ob es nicht angebracht sei, gelegentlich einen kleinen Besuch im Theater zu machen, man würde sonst womöglich noch glauben, sie spiele die Beleidigte, und ihr das übelnehmen; Maria antwortete ganz unbefangen und sehr eifrig, gerade heute sei sie beinahe den ganzen Vormittag dort gewesen, habe mit dem Direktor und dem Regisseur gesprochen, es herrsche das denkbar beste Einvernehmen. Aha ... sie lügt. Sie war nicht im Theater, sie war bei Baláss, und wenn sie nun ängstlich morgen ins Theater läuft, wird sie erfahren, daß ich sie heute vergeblich dort gesucht habe und also weiß, sie hat mich belogen. Bevor er wieder in die Bank ging, erkundigte er sich, was sie am Nachmittag vorhabe, ob sie irgendwohin gehe, denn er könne sie leider nicht abholen, da er um sechs eine Sitzung habe und nicht wisse, wie lange die dauern würde, wahrscheinlich bis spät abends; Maria sagte, sie habe Kopfschmerzen und werde zu Hause bleiben. Punkt sechs telephonierte er nach Hause, sechsmal läutete er an, es meldete sich niemand. Sie ist also weggegangen, zu Robert Baláss, oder er ist bei ihr, und sie haben das Telephon ausgeschaltet. Am Abend fragte er Maria, wie es ihr gehe; sie antwortete, danke, besser, sie habe fast den ganzen Nachmittag gelesen und wolle jetzt bald zu Bett gehen. Aha ... also gleich am ersten Tage seiner Jagd war sie ihm zweimal ins Garn gegangen, hatte zweimal gelogen. Am nächsten Vormittag rief er

Robert Baláss an und fragte ihn, ob er nicht heute zu ihnen zum Abendessen kommen wolle. Baláss antwortete ein wenig verwundert, gewiß ... sehr gern. Mittags wandte Paul sich dann unvermittelt an Maria mit der Frage, was sie am Abend unternehmen möchte. Sie begann ihre. Antwort damit: "Na, ich denke ..." brach aber rasch ab und sagte, ihr sei es einerlei, Paul solle einen Vorschlag machen. Aha ... "Na, ich denke ..." das heißt soviel wie: ich denke, du hast schon mit meinem Freund verabredet ... wozu fragst du also? und mit dem plötzlichen Verstummen wollte sie dann rasch vertuschen, daß Robert sie schon von seinem Anruf unterrichtet, sie wohl auch gefragt hatte, was eigentlich dieser Anruf, diese ungewohnte Art der Einladung zu bedeuten habe. Da fuhr Paul, ohne mit der Wimper zu zucken, fort und erzählte, daß er nämlich Robert zum Abendessen eingeladen habe, aber wenn es ihr nicht recht sei ... Schnell sagte sie, gewiß sei es ihr recht, sie werde halt noch nachträglich für ein entsprechendes Essen sorgen. Später fragte Paul sie, ob sie nicht Lust habe, sich gegen sechs Uhr irgendwo mit ihm zu treffen, und er schlug die Konditorei vor, wo Robert Baláss täglich seinen Nachmittagskaffee einzunehmen pflegte. Gut, meinte Maria, sie könnten sich dort treffen. Bevor Paul dorthin ging, warf er einen Blick in die andere Konditorei: Robert saß da allein, an einem Tisch ganz hinten. Aha ... genau so hatte Paul es sich gedacht; Maria hatte Robert gesagt, er solle heute nicht in seine Stammkonditorei kommen, denn sie werde mit ihrem Mann dort sein und möchte die Begegnung zu dritt vermeiden, man müsse vorsichtig sein, und am Abend seien sie ja ohnehin zusammen ... aha. Beim Abendessen war Paul ungewöhnlich gut aufgelegt und redselig. Er erkundigte sich, wie es mit Roberts neuem Stück stehe, empfahl ihm Themen und sagte dann, er wisse sehr gut, daß das Theater seine höhere Bedeutung und Bestimmung habe, und wenngleich er die Daseinsberechtigung neuer Bestrebungen jeglicher Art anerkenne, so seien seiner Meinung nach die wirklich guten Stücke doch die guten alten Ehebruchs-Lustspiele gewesen, da hätte sich das Publikum am besten amüsiert und — er gestehe es ein— er selbst auch. Nach kurzem Nachdenken schien Robert Baláss etwas sagen zu wollen, aber dann dachte er noch ein Weilchen weiter nach und bemerkte schließlich, nein, die Sache verhalte sich nicht so, das Publikum habe diese Art Stücke schon längst satt. Tatsächlich? fragte Paul mit übertrieben naiver Verwunderung. Es könne ja sein, fuhr er fort, daß Robert recht habe, aber er seinerseits sei dieses

Themas. keineswegs überdrüssig, und letzten Endes hätten ja diese Geschichten ihre Aktualität und Bedeutung noch nicht im geringsten verloren ... aber er verstehe wohl nichts von Literatur. Und die Literatur sei ja schließlich etwas anderes als das Leben, nicht wahr? Da sah man Robert Baláss deutlich an, daß er sich auf eine Antwort etwa des Inhalts vorbereitete: Na, alter Freund, genug des Witzeins, ich habe verstanden, los, reden wir offen über die Sache, ziehen wir die Konsequenzen ... Während jedoch in Robert Baláss' Innerem ein Kampf vor sich ging, in dem seine Bequemlichkeit oder seine Feigheit siegte, sprach Maria rasch dazwischen, die Aufmerksamkeit ablenkend, die Affekte zurückdämmend, ihren Ausbruch aufschiebend, — aber nur aufschiebend.

Noch einige Tage ging es so, es hatte aber keinen Sinn, diesen Zustand weiter aufrechtzuerhalten: nicht mehr, um sich Beweise zu verschaffen, sondern bloß noch der peinigenden Qual halber verfolgte Paul — nicht mehr die beiden, sondern sich selbst. Und dann, als Maria eines Nachmittags sagte, sie gehe heute zu ihrer Mutter, aber um die Zeit, da Paul aus der Bank nach Hause käme, sei auch sie wieder zurück; da stellte Paul sich um halb sechs vor Robert Baláss' Wohnungstür in den dunklen Winkel des Treppenaufgangs, und um viertel sieben trat Maria aus Baláss' Wohnung, sah sich mit instinktiver Vorsicht um, erblickte Paul in der Ecke, stand ihm eine Sekunde lang stumm und feindselig gegenüber und sagte dann leise nur die Worte:

"Wozu spähst du mir nach? ... du hast es ja sowieso gewußt."

Im Taxi, bis nach Hause, sprachen sie kein Wort; Paul saß steif in der einen Ecke des Autos; bei einer Biegung wurde Maria ein wenig zur Seite geschleudert und berührte ihn, er rückte weg; und auch nachher zu Hause sprachen sie nicht viel.

"Jetzt packst du deine Sachen und gehst", sagte Paul, als sie ins Zimmer getreten waren.

"Ja", sagte Maria leise, "jetzt gehe ich."

"Gehst fort. Zu ihm .. oder wohin du willst."

"Ja ... zu ihm oder ... wohin ich will." Stille. "Jetzt gehe ich." Stille. "Gehe fort ... von dir." Stille. "Du willst, daß ich gehe." Stille. "Willst du, daß ich gehe?"

"Ja, ich will es."

"Willst du, daß ... ich zu ihm gehe?"

"Ist mir gleich. Geh, wohin du willst. Nur geh."

"Ja ..." Stille. "Nur geben soll ich, um jeden Preis." Stille.

"Verzeihst du mir nicht?"

"Nein."

"Bist du unversöhnlich?"

"Ja."

Stille.

"Soll ich gehen?"

"Ja, geh."

"Also ... liebst du mich nicht mehr?"

Stille.

"Aber ... du hast mich doch nie gefragt, was früher mit mir war, was ich vor dir erlebt habe ... das hast du mir verzeihen können ... und jetzt kannst du nicht verzeihen ... weil du mich nicht mehr liebst." Stille. "Liebst du mich nicht mehr?"

Stille.

"Also ... dann gehe ich. Auch ich könnte ja nicht mehr bei dir bleiben. Ich liebe dich auch nicht mehr. Ich liebe ihn."

Stille. Paul steht am Fenster; an den Rahmen gelehnt, blickt er vor sich hin auf die Erde und schweigt. Maria tritt vor, auf die Tür ihres Zimmers zu. Ihre Stimme ist farblos:

"Soll ich gehen?"

Paul antwortet nicht.

"Also gut ...", sagt Maria da ganz leise. "Also dann gehe ich." Und wie sie die Tür ihres Zimmers öffnet, sagt sie mit gebrochener Stimme, fast vollkommen tonlos, gleichsam nur zu sich selbst: "Ich gehe fort. Ich gehe fort."

## Allein

Eine halbe Stunde später ging Maria fort, ohne noch einmal in das Zimmer zurückzukehren, wo Paul noch immer am Fenster stand. Am folgenden Tage ließ sie durch ihre Garderobenfrau ihre Sachen abholen und in Robert Baláss' Wohnung schaffen. Paul war nicht zu Hause, als die Frau kam, die Dienstmädchen packten die Sachen ein. Er irrte durch die Stadt, ohne zu wissen, in welcher Richtung er ging, straßenin, straßenaus. Am Nachmittag ging er in die Wohnung und entließ die Mädchen, die ihn mit erschrockenen Augen ansahen; er erklärte, daß er ihnen keineswegs zürne, sie sollten nur schnell ihre Sachen packen, denn er schließe die Wohnung ab und verreise. Als die Mädchen fort waren, warf er ein paar Kleidungsstücke in einen Handkoffer und zog in ein stilles kleines Hotel; dort legte er sich sofort ins Bett und starrte bis zum Morgengrauen schlaflos ins Dunkel; aber die Nacht meinte es gut mit ihm: still war es, außen und innen, und die Maria-Vision, vor der er sich am meisten gefürchtet hatte, verfolgte ihn nicht. Die Dunkelheit umhüllte ihn so undurchdringlich, daß dies schon beinahe Schlaf war, — und jedenfalls war es Friede.

Verwundert und ein wenig ungläubig beobachtete er, daß weder Menschen noch Dinge die merkwürdige, friedliche Stille aus seinem Innern verscheuchten. Sie taten es nicht am ersten und nicht am zehnten Tag. Wäre das der Übergang? ... oder ist das bereits jener Zustand, in dem er landen mußte? So ist diese große Wandlung vor sich gegangen, in diesem sonderbaren, lauen, nicht unangenehmen Halbdunkel? Keine Ziele, Erinnerungen, Vorstellungen gibt es mehr, kein Entschluß ist vonnöten; alles Gefühl liegt gelähmt irgendwo tief in seinem Innern ... und nicht einmal daran braucht er zu denken — wie früher so oft —, was denn der wahre Sinn der Dinge sei, warum das alles war und warum alles ist. Er lebt in der Welt unter den Menschen, aber es ist, als gelangte die Nachricht von den Leiden

und Freuden der Welt nur aus unendlichen Fernen, von unbekanntem Gestirnen zu ihm; er hat das Gefühl, um ihn sei niemand, der Funke in ihm sei erloschen, der das Leben bewegt, oder ... in seinem Innern glühe nur noch jener fremde, seltsame Funke, der einen Toten im Dienste unbekannter und unbegreiflicher Ziele in lebendig scheinender Bewegung hält. Aber ... wenn das so ist, denkt er dann, als dennoch die unabwendbare Minute der Rechenschaft kommt, warum ist es so? Die Antwort ist einfach, die Erklärung bekannt. Denke an dein Leben, das du nicht vergessen kannst; fliege zurück in der Zeit um dreiunddreißig Jahre, bis zu dem Augenblick deiner Geburt; dann pilgere von neuem durch deine Lebensjahre, von deiner Mutter an, der ersten Frau deines Lebens, bis zu Maria Máglya: dann hast du die Antwort. Doch nein, — das ist eine Täuschung. Es wäre zu leicht, alles auf die Frauen zu schieben, die dich umgeben haben, oder wie dein toter Bruder einmal sagte, vor langer Zeit: auf die Frau. Die Frage läßt sich nicht mit einem Wort, einem Begriff, einer einzigen falschen Vereinfachung lösen. Warst du von nichts anderem umgeben? Von Menschen und Gedanken, von Sehnsüchten und Erfüllungen, von Liebe und Haß? von allem Versuchen, Erreichen und Scheitern eines ganzen Menschenalters? Warst du allein? Nein ... ich wollte nicht allein bleiben. Ich glaubte, es sei des Menschen Bestimmung, einen Gefährten zu haben. Ich hatte Angst allein in der Dunkelheit. Einmal hat mein Vater mich allein gelassen in der Schule. Oft habe ich mich verirrt, und oft bin ich allein geblieben, manchmal war ich auch unter den Menschen allein. Ich glaubte, nur eben allein könne man nicht leben. Ich glaubte, den Gefährten zu brauchen, den ich in mich aufnehmen oder in dem ich mich auflösen kann. Ich wußte nicht, daß man um seiner selbst willen lebt und daß das Leben der andern vielleicht gerade dort beginnt, wo für uns selbst bereits die Grenzen sind. Ich wußte nicht, daß mich ein unerklärliches, geheimes fremdes Gesetz zwischen Menschen und Dingen hält: weder nahekomen kann ich ihnen, noch mich von ihnen entfernen. Ich wußte nicht, daß ich nur für mich selbst verantwortlich sein kann. Ich fürchtete mich vor dem Alleinsein und bin davor geflüchtet. Ich wußte nicht, daß man nur, nur allein leben kann. Ich wußte nicht, wenn ich von mir selbst loskommen oder mich selbst finden will, daß nur die Einsamkeit mir das geben kann ... und ich wußte nicht, daß ich zu den Millionen auch nur durch die Einsamkeit gelangen kann —

Jetzt weiß ich es. Allein muß ich leben.



In unmerklicher Stille vergehen die Tage.

Pauls Anwalt machte hin und wieder den Versuch, ihn vom Stand seines zweiten Scheidungsprozesses in Kenntnis zu setzen; Paul hörte ihn nicht an; er sagte ihm, er solle verfügen, wie er wolle, und die Sache so betrachten, als erledige er die Angelegenheit eines in unerreichbarer Ferne lebenden Menschen. In seine Wohnung ging er nicht mehr zurück; die Möbel ließ er verkaufen; er zog nach Buda, in einer weitabgelegenen Villa inmitten eines großen, etwas vernachlässigten Gartens mietete er ein möbliertes Zimmer. In der Bank versah er seine Arbeit, ohne recht bei der Sache zu sein; die Menschen suchte er nicht und wich ihnen nicht aus; fragte ihn jemand, wie es ihm gehe, so antwortete er, danke, ganz gut, es gäbe nichts Erwähnenswertes. Und es gab ja auch nichts.

Hans Hegedüs, stellungsloser Maschineningenieur, schürt vom rechten Flügel des Lagers arbeitsloser Akademiker aus den sozialen Kampf, betätigt sich als Führer der geistigen Sturmtruppe; keck nimmt er ein Urteil entgegen, und mit Heldenhaftigkeit sitzt er die Strafe ab, die er für seine religionsschmähenden und gegen das Judentum — das ihm ewig verhaßte — gerichteten Artikel bekommen hat; und im Anschluß daran zieht er unbeirrt nächtlich mit seinen Freunden durch die Stadt und verstreut auf kleinen Zetteln oder zeichnet mit Kreide auf Pflaster und Hausmauern jenes kämpferische, magische Zeichen, unter dessen Banner auch ein anderer seines Geblüts die neue Kultur eines neuen Heroismus diktiert: Kaspar v. Ehrhart, der nach mehr als ein Jahrzehnt währendem fanatischem Kampf jetzt glutstrahlend Heil und Sieg verkündet; zu Zehntausenden fliegen die begeisterten rechten Arme in die Höhe, wenn er auf einem Balkon oder in einem Versammlungssaal erscheint; oft sieht man sein mageres, fanatisches Gesicht mit den harten Zügen in illustrierten Zeitungen. Anton Liszka und Frau empfehlen in Zeitungsannoncen das im Herzen der Stadt gelegene Winterlokal des allgemein beliebten *Miami-Park-Pavillons* der Aufmerksamkeit des verehrlichen Publikums. Árpád Lantos sendet im Wege von Photoreports seinem lieben alten Budapest aus Hollywood seine Grüße; gewiß wird auch Europa sich bald der lieblichen Melodien seiner neuesten Filmoperette erfreuen können. Theodor v. Tólkay hat sich unter lärmvollem Skandal von seiner Frau Magda scheiden lassen, die man neuerdings oft in der Begleitung eines aristokratisch aussehenden, großen älteren Herrn von etwas gebeugter

Haltung in der Stadt sieht. Anna Ács hat sich pensionieren lassen und im Alter von fünfundvierzig Jahren jenen schon ziemlich bejahrten Herrn geheiratet, der hoffentlich von nun an zuverlässiger sein wird als bisher. Die Polizei nahm eine dreiunddreißig Jahre alte Artistin namens Vera Holay (Holosovszky) in Haft, unter dem Verdacht, nach Lokalschluß einen Dampfmühlenbesitzer aus Kecskemét in ihre Wohnung gelockt, betrunken gemacht und beim Schäferstündchen ausgeraubt zu haben. In allen Zeitungen stand erwähnt, daß die vor einigen Tagen im Buchenwald auf dem Johannesberg aufgefundene, mit zerlumptem Anzug bekleidete Männerleiche als der vor zwei Wochen verschwundene, einst so berühmte rechtsgerichtete Journalist Béla Szász agnosziert worden sei. Zwei Zeilen in der Zeitung zeigen das Ableben der verwitweten Frau Ambrosius Tóth an. Die *Theaterwelt* berichtet, daß die in Scheidung liegende beliebte junge Schauspielerin sich auf eine Nordlandreise begeben habe in Begleitung des begabten und bekannten jungen Dramatikers; das Manuskript seines neuen Stückes hätten sie auf die Reise mitgenommen; das Schauspielhaus habe das Stück für die kommende Saison erworben und mit der Hauptrolle bereits die junge Künstlerin betraut, die bis dahin angeblich auch schon andere Bande an den jungen Dramatiker knüpfen würden . . .

Nein, — es gibt nichts Erwähnenswertes. Die Tage gehen still dahin.

im Spätfrühjahr kam es im Kommunisten-Strafprozeß Andreas Szilvási und Genossen zur Hauptverhandlung. Das Urteil lautete dahin, daß Szilvásis bei seiner Auslieferung an Rußland suspendierte Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren wieder in Gültigkeit trete; in Anbetracht der davon bereits abgebüßten anderthalb Jahre und des neuen Vergehens wurde seine Gesamtstrafe auf fünfzehn Jahre festgesetzt. Als nach der Verkündung des Urteils der Vorsitzende den Verurteilten aufrief, sich zu äußern, ob er das Urteil zur Kenntnis nehme oder dagegen appelliere, erklärte dieser zur Bestürzung von Gerichtshof und Auditorium, er erkenne keinerlei Urteil des Klassengerichtes an, er kümmere sich nicht darum, ob man ihn zu fünfzehn Jahren verurteile oder ihn rädern lasse, es lebe die Weltrevolution des Proletariats! Diese Äußerung trug ihm eine Ordnungsstrafe ein, und er wurde gefesselt abgeführt. Nikolaus v. Czendrik bekam vier Jahre Zuchthaus, und die gleiche Strafe traf Daniel Kiszter junior.

Amme Eva, in schwarzem Kleid und schwarzem Kopftuch, schleppte sich gebrochen aus dem Gerichtssaal zu Paul in die Bank. Mit lautem Wehklagen sank sie auf den Stuhl, den Paul ihr hinschob. Sie flehte Paul an, er möge ihr helfen, ihren Jungen zu befreien, er sei doch unschuldig, das arme Kind, bloß der unglückliche Herr Klaus habe ihn betört, Gott strafe ihn ja auch deswegen, sie kümmere sich aber um niemanden, bloß um den kleinen Daniel, ihren einzigen Sohn; der Alte, ihr armer Mann, liege schon seit zwei Monaten im Sterben, Wasser habe er in den Füßen, wer solle sie denn vom Hungertod erretten, aber auch der Tod sei ihr gleichgültig, wenn nur der Junge wieder freikäme! Pauls tröstenden Zuspruch, er würde schon für sie sorgen, hörte und begriff sie kaum. "Böse Zeiten sind das, mein Paulchen, eine böse Welt", jammerte sie, "und es hätte alles anders werden können, wenn —"

"Nichts hätte anders werden können", sagte Paul leise, "alles hat so kommen müssen; die Dinge sind nicht gut und nicht schlecht, sie sind, wie sie eben sind, wie sie eben sein müssen. Man kann den Lauf der Dinge nicht ändern, verstehst du das, Amme Eva? Nein? nun, es macht nichts. Weine nicht, siehst du, ich klage auch nicht."

Als es bekannt wurde, daß Maria Máglya Paul verlassen habe und der Scheidungsprozeß im Gang sei, rief Frau Maria Révay ihren früheren Mann im Büro an und bat ihn, einige Zeit auf die Besuche Lutzchens zu verzichten. Sie nehme an, er sei nicht in bester Stimmung, und sie möchte verhüten, daß seine — übrigens sehr begreifliche — schlechte Laune den überaus empfindlichen kleinen Jungen beeindrucke. Sie habe auch gehört, er sei aus seiner Wohnung fortgezogen und wohne jetzt irgendwo ganz weit draußen in Buda, was allein die Sache schon sehr erschwere, denn die lange Fahrt mit der Straßenbahn strenge das Kind zu sehr an, und Iwan erlaube nicht, daß das Auto, das die Fabrik ihm zur Verfügung gestellt habe, für Privatzwecke und besonders am Sonntag benutzt werde. Wenn es aber Paul recht wäre, sei er jeden Sonntag für ein Stündchen bei ihr willkommen. Paul gab ihr in allem recht, dankte für die freundliche Einladung, bedauerte aber, einstweilen nicht zu ihr kommen zu können, sie verstünde das zweifellos, später einmal ... Eine Woche verging und ein Monat, und der Sommer verging, und Paul fiel sein Sohn, den er seit Monaten nicht gesehen hatte, an einem Vormittag wieder ein, als Direktor Farkas zu ihm sagte, Donnerwetter,

wie zerstreut er wieder sei, könne er denn niemals vernünftig werden? na, wetten, daß er vergessen habe, was heute, am elften November, sei ...

"Am elften November ... doch, gewiß, ich weiß", antwortete Paul. "Heute wird mein Sohn fünf Jahre alt." Denn das war ihm eingefallen, als er das Datum hörte.

Farkas lachte. "Dazu gratuliere ich Ihnen jedenfalls. Aber nicht dieses Familienereignis hatte ich gemeint, sondern, daß heute die Option der British Wool abläuft!"

"Ja, natürlich ... das habe ich nicht vergessen. Das Telegramm für die holländische Gruppe liegt schon bereit. Ich wollte es Ihnen gerade hineinbringen, bevor ich es aufgeben lasse. Im übrigen aber komme ich heute nachmittag nicht ins Büro, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich gehe meinen Sohn besuchen, ihm ein Geburtstagsgeschenk bringen."

Es packte ihn plötzlich die gleiche große Sehnsucht wie damals auf der Insel, als er den kleinen Lutz nach einem Jahr zum erstenmal wiedersah. Fünf Jahre ist er geworden ... ein großer Junge, mein Sohn —

Aufgeregt rief er bei Révays an und fragte, ob er am Nachmittag hinkommen könne, dem Kleinen zu gratulieren. Maria sagte, das würde sie sehr freuen; das Kind hätte zwar Besuch, eine Menge kleiner Spielkameraden und -kameradinnen seien eingeladen, aber das mache nichts, Paul solle nur kommen, Lutzchen werde selig sein darüber, er habe in der Zwischenzeit oft nach seinem Vati gefragt. Und es sei wirklich schön von ihm, daß er bei all seinem Kummer und seinen Sorgen diesen Tag nicht vergessen habe ... Nach Tisch ging Paul in nicht weniger als drei Spielwarenhandlungen; aufgeregt wählte er unter den zahlreichen schönen Dingen und wußte nicht, was er seinem Sohn kaufen sollte. Ein Schaukelpferd ... nein, das braucht er nicht. Keinerlei wildes Spielzeug. Baukasten, Zusammensetzspiele aus Metall, dazu ist er noch zu klein. Indianerausrüstung, nein. Dreirädriges Fahrrad, nein. Bleisoldaten, keine Spur! Einen zoologischen Garten ... vielleicht, aber erst sehe ich mir noch was anderes an. Puppentheater, nein. Eine Eisenbahn ... wie wäre es damit? Das ist etwas für ein modernes Kind, das sich für technische Dinge interessiert ... nein, das ist etwas für jedes Kind. Also, sehen wir uns das mal an. Was gehört dazu? Er durchwühlte den ganzen Laden und kaufte dann den größten und teuersten Eisenbahnzug, mit einem langen, komplizierten Schienensystem, einem Bahnhof mit Glasdach, einem Tunnel, Weichen, Wärterhäuschen, zehn Personen- und Güterwagen, Speise-

und Schlafwagen, Signallampen, Lagerhäusern und zwanzig Figuren, Reisenden und Kondukteuren, — alles ließ er sich genau vorführen, vergewisserte sich, ob es gut funktioniere, und schärfte schließlich dem Verkäufer eindringlich ein, daß die Sachen unbedingt noch heute nachmittag bis fünf Uhr zugestellt werden müßten. Nachdem man ihm dies versichert hatte, gab er die Adresse an, zahlte und verließ höchst befriedigt den Laden.

Gegen halb sechs kam er oben auf dem Burghügel bei Révays an; Maria und Iwan erwarteten ihn in der Diele.

"Freut mich von Herzen, daß du dich endlich einmal hier bei uns sehen läßt!" begrüßte Iwan ihn freundschaftlich.

"Aber du bist wirklich wahnsinnig!" fiel Maria gleich über ihn her. "Du weißt doch, daß ich derartige Übertreibungen nicht mag! Was du da geschickt hast, das muß ja ein Vermögen kosten! So viel Geld auszugeben für ein Kind!"

"Für meinen Sohn ..." begann Paul, ein wenig verwirrt durch die Vorwürfe.

"Nun ja, aber er ist doch ein ganz kleines Kind, er kann doch noch nicht einmal richtig damit umgehen! "

"Na", meinte Iwan, "das glaube ich denn doch nicht. Geschickt und aufgeweckt, wie er ist ..."

"Und wenn er jetzt noch nicht damit spielen kann, bleibt es eben für später. Ich war auch nicht viel älter, als ich die große Eisenbahn bekam ... erinnerst du dich an die, Maria? ich hab' sie sogar mitgenommen nach Szeles ... warte mal, sechs Jahre war ich da oder sieben ..."

"Ich erinnere mich nicht", sagte Maria, "das ist schon sehr lange her."

Dann gingen sie ins Kinderzimmer, wo acht oder zehn Kinder in Lutz' Alter spielten.

"Sieh mal her, Herzchen", rief Maria in die Tür, "ich bring dir noch einen Besuch! guck doch mal, wer da gekommen ist!" Der Kleine drehte sich um.

"Vati! schrecklich lange hab' ich dich nicht gesehen! Mein lieber, süßer Vati ... komm, spiel du auch mit uns! stell dich da in die Reihe!"

Paul stand wie versteinert in der Tür.

"Na, komm", sagte Maria, "Iwan, komm du auch ... spielen wir alle mit!"

Paul rührte sich nicht, er betrachtete seinen Sohn.

Lutz hatte eine winzige Husarenuniform an, mit roten Hosen, dunkelblauer Attila, blankem Tschako mit Roßhaarwedel, vergoldeter Kartusche; an seiner Seite hing der Säbel, in der rechten Hand hielt er eine kurze kleine Reitpeitsche. Ihm gegenüber standen in Reih und Glied die übrigen Kinder, Mädels und Jungen, in den Händen Spazierstöcke, Kochlöffel, kleine Regenschirme, Lineale. Sie standen stramm und sprachen kein Wort. Zwischen Lutz und dieser Reihe stand auf dem Linoleumfußboden die andere Armee, Bleisoldaten, Holzsoldaten, Infanterie und Artillerie, Blechtanks, Kanonen, Verwundetenautomobile und eine große Burg.

"Vati! kommst du nicht?!" rief Lutz ungeduldig. "Also dann gebt acht ... alle aus dem Weg, die Schlacht beginnt! Ganze Armee stillgee-standen! Du, Elli, beweg dich nicht in der Reihe!" brüllte er ein winzig kleines Mädchen an. "Stillgestanden! Fritz! hast du nicht gehört, stillgestanden habe ich gesagt, lach jetzt nicht!" Plötzlich sprang er vor und hieb dem mit Fritz angeredeten kleinen Jungen mit der Reitpeitsche eins über den Arm.

"Na, na, Lutzchen", beschwichtigte sogleich die Schwester, "nicht so wild sein! schlagen darfst du doch nicht!"

"Laß mich!" rief Lutz. "Armee stillgee-standen! Ich zähle jetzt bis drei, bei drei greift die Armee den Feind an ... Achtung! eins ... zwei ..."

Paul wich zurück, verließ das Zimmer; Iwan und Maria gingen ihm sofort nach.

"... drei!" ertönte es jenseits der Tür, und gleich hinterher hörte man Schreien, Lachen, Schlagen, "vorwärts! vorwärts!" schrie Lutz, "wir haben gesiegt! Armee vorwärts! mir nach!..."

Maria lächelte verlegen.

"Warum bist du ... so plötzlich aus dem Zimmer gegangen?"

"Wir wollen die Kinder nicht beim Spiel stören ..." sagte Paul; sein Gesicht war bleich.

Kurze Stille.

"Nachher zeigen wir ihm die Eisenbahn", begann Maria wieder, "in der Diele kann die Schwester sie aufbauen ... nachher, wenn sie mit diesem Spiel aufhören, denn wenn ich die Schwester jetzt herausrufe, schlagen sie sich womöglich noch tot ..." und sie lachte, ein wenig verlegen.

Auch Paul lachte, mit sonderbarer, hohler Stimme. "Ja, nachher ... wenn sie damit aufhören."

Auch Iwan beteiligte sich an der Heiterkeit. "Hja ... die militärische Erziehung ... erinnerst du dich noch, Paul, als wir zu den Soldaten eingezogen wurden, 1918 ... das waren andere Zeiten, was?" Er schwieg ein Weilchen. "Weißt du . ein bißchen wild ist der Junge ... aber ich bin eigentlich froh, daß er sich so entwickelt hat. Voriges Jahr war er nämlich noch ein richtiges Muttersöhnchen, macht nichts, wenn er jetzt Lust bekommen hat zu Jungenspielen ... Na, verehrte Hausfrau, bekommen wir keinen Tee?"

"Sofort", sagte Maria, "hör mal, Paul, möchtest du nicht hierbleiben zum Abendessen? Die Kinder gehen so um halb acht nach Hause, dann könnten wir noch ein halbes Stündchen mit Lutz Eisenbahn spielen."

"Ich kann leider nicht ... bitte, bemühe dich auch nicht mit dem Tee ... ich habe mich nämlich nur mit Mühe und Not für eine Stunde freimachen können ... ich habe noch in der Bank zu tun."

"Na, weißt du", sagte Iwan, "das wirst du uns doch nicht antun!"

"Es geht leider nicht anders ... seid mir nicht böse." Einen Augenblick lang schwieg er. "Sagt mal ... wir hätten eigentlich noch eine schwebende Angelegenheit zu bereinigen ... ihr wißt doch. Wenn die Sache noch aktuell ist — "

Iwan warf Maria einen Blick zu.

"Freilich", antwortete er, "freilich ist sie noch aktuell. Die Lebensrente — "

"Nein", unterbrach Paul. "Nicht das meine ich. Das war überhaupt nie aktuell. Ich meine die andere Sache."

Maria errötete ein wenig, ihre Augen wurden eng.

"Die Adoption?" fragte Iwan. "Natürlich ist die noch aktuell, sehr sogar. Warum fragst du?"

"Nämlich ... ich habe über die Sache nachgedacht und glaube selbst auch, daß es für das Kind nur von Vorteil wäre, wenn — "

Marias Gesicht wurde feuerrot.

"Warte bitte mal", unterbrach sie Paul. "Wann hast du darüber nachgedacht?"

"Genau kann ich dir das nicht sagen ... In der Zwischenzeit."

"Und warum teilst du uns das gerade jetzt mit?"

"Nun ... weil ich jetzt Gelegenheit habe, mit euch zu sprechen."

"So", sagte Maria. "So. Nämlich, weißt du ... ich halte ja Iwans Plan auch für durchaus richtig, aber ... das ist eine Sache, die man nicht mehr rückgängig machen kann ... und wenn du dir das erst jetzt ... ganz kürzlich überlegt haben solltest — "

"Das verstehe ich nicht", warf Iwan erstaunt dazwischen, "was heißt das, erst jetzt ganz kürzlich? Man überlegt sich eine Sache und faßt dann einen Entschluß, nicht?"

"Ich möchte nämlich nicht", fuhr Maria in hartem Ton fort, "daß Paul da etwas übereilt täte und es nachher bereute!"

"Ich pflege nichts übereilt zu tun", antwortete Paul. "Das weißt du doch sehr gut, Maria. Im Gegenteil, meistens denke ich sogar sehr lange nach, bevor ich einen Entschluß fasse. Es dauert bei mir immer lange, bis ich ... auf die richtige Lösung komme. Und ich pflege auch nichts zu bereuen, was ich einmal beschlossen habe. Nicht wahr, das weißt du." Kurze Stille. "Ludwig Révay ... ein sehr guter Name."

"Révay-Hegedüs ... nein?" fragte Iwan und sah wieder Maria an.

"Meinst du", fragte Paul, "daß ein Doppelname wirklich von Vorteil wäre?"

"Warum nicht?" sagte Maria mit einiger Schärfe. "Er ist doch schließlich als Hegedüs geboren!"

"Meinst du ... das sei ein so großer Ruhm ... der Name Hegedüs?"

"So?" Weiter sagte Maria jetzt nichts. "Bitte." Und mit einer jähen Bewegung wandte sie Paul den Rücken.

"Was soll denn das, Kinder?!" empörte sich Iwan, "Maria?! Seit einer ganzen Weile beobachte ich, daß hier zwischen euch ein stiller, geheimer Kampf im Gange ist! Was ist das für ein erregter und aggressiver Ton, in dem du sprichst, Maria?! Seid ihr nicht ganz richtig im Kopf, daß ihr euch zankt, wo ihr nicht mehr miteinander verheiratet seid?! ..."

Siehst du? sagte Paul zu sich selbst, als er den Burghügel hinunterschritt. Das wäre nun auch in Ordnung, das hätten wir auch gelöst. Es war gar nicht schwer. Man darf nur die Dinge nicht falsch einstellen. Ich bin kein Märtyrer. Was einem nicht gefällt, womit man nichts anfangen kann, davon muß man sich losmachen. Also, das ist nun auch geordnet. Siehst du ... es ist gar nicht so schwer. Ein Geburtstagsgeschenk. Ich habe etwas gegeben ... und etwas bekommen. Jetzt sind wir quitt.



Direktor Farkas starrte Paul verständnislos an, als dieser am nächsten Morgen vor seinem gewaltigen Schreibtisch stand.

"Sie sind verrückt geworden!" sagte er mit vollster Überzeugung. "Sie sind total verrückt geworden! Zu mir zu kommen, frühmorgens, und zu sagen ..."

"Aber es ist so, lieber Direktor. Und Sie werden es auch unbedingt verstehen, als mein Freund und Gönner werden Sie verstehen, daß ich nicht mehr hierbleiben will und kann "

"Aber um Gottes willen, Hegedüs! Sie sind doch kein Kind mehr ..."

"Leider nicht. Aber Sie werden es begreifen, daß ... in der letzten Zeit ist mir so allerlei widerfahren, da ist es doch begreiflich, daß ich das Gefühl habe — "

"Quatsch begreiflich! keine Spur begreiflich! Gehen Sie meinetwegen auf Urlaub! Wollen Sie vier Wochen Urlaub haben? gern. Wollen Sie sechs Wochen haben? bitte, gern ..."

"Vielen Dank. Aber nicht an vier oder sechs Wochen liegt es. Ich bin leider gezwungen, mich auf längere Zeit ... oder vielmehr endgültig vom Dienst zurückzuziehen."

"Also sehen Sie mal..." Farkas stand jetzt nervös und ungeduldig hinter seinem Schreibtisch auf, "Sie, der Sie so genau die Verhältnisse kennen, wundern sich vielleicht darüber, wie so etwas möglich ist heutzutage: da kommt einer und verzichtet freiwillig auf seine Stellung, und sein Direktor, anstatt zu sagen, gut, bitte schön, gehen Sie nur, beginnt in allen Tonarten, ihn zum Bleiben zu überreden ... "

"Ich bin Ihnen für Ihr Vertrauen sehr dankbar, Herr Direktor, aber — "

"Aber, was aber? Sie sind mein allernächster und — ich leugne es nicht — mir der sympathischste Mitarbeiter, und unser persönliches Verhältnis kann wohl auch ein freundschaftliches genannt werden, nicht wahr ... Also, ich bitte Sie, reden wir offen miteinander! Schon vor einigen Monaten hat mir jemand im Bankklub erzählt, daß Sie ... wie soll ich nur sagen, der Grund dafür, daß Ihre Arbeitslust und Ihr Eifer hier in der *Industrie-Bank* so abgenommen haben, sei nicht so sehr in ... Ihren bedauerlichen Familienangelegenheiten zu suchen wie vielmehr darin, daß Sie sich zurückgesetzt fühlen, weil Sie Ihre Ernennung zum Direktor noch nicht bekommen haben, und, ich will es Ihnen ganz offen sagen, man hat mir

erzählt, Sie hätten mit Cocus verhandelt, der Ihnen eine leitende Stellung bei der Radioröhrenfabrik Melos angeboten haben soll ... und da wir nicht vergessen, welche Bande Sie einst an Cocus knüpften und vielleicht heute noch knüpfen ..."

Paul lächelte und machte eine abwehrende Handbewegung.

"Eine bessere Meinung haben Sie nicht von mir, Herr Direktor? Ich habe hier bei der Bank schon eine höhere Position zurückgewiesen, als die bei der Melos oder sonstwo sein könnte. Und wenn ich aus solchen Gründen ginge, glauben Sie, ich hätte nicht den Mut, Ihnen das aufrichtig zu sagen?"

"Das würde ich jedenfalls von Ihnen erwarten. Aber Sie müssen doch zugeben, daß Sie irgendeine geheime kleine Gekränktheit mit sich herumtragen, die übrigens meiner Ansicht nach völlig unbegründet ist, denn wer Ihre Karriere bei der *Industrie-Bank* in Zweifel zöge, müßte wahrlich ein Blinder oder ein Schwachsinniger sein."

"Ich trage nichts von Gekränktheit mit mir herum ... nein, nichts dergleichen ... "

"Ich hingegen bin geneigt, persönlich dafür einzustehen, daß Sie bei der nächsten Generalversammlung zum Direktor ernannt werden, verstanden? Nicht etwa zum Vizedirektor, nein, zum richtigen Direktor der *Industrie-Bank*, verstanden?"

"Ich möchte gern heute mit der Übergabe meines Ressorts beginnen ..."

Jetzt stellte Farkas sich erregt vor Paul hin. Seine Stimme klang sehr unruhig.

"Bitte ... glauben Sie nicht, es gäbe auch nur irgendeinen Menschen, der unentbehrlich wäre! Aber ich stehe auf so gutem Fuß mit Ihnen, daß ich Ihnen offen sagen kann, sowohl unsere Gesellschaft als auch ich für meine Person, wir sehen in Ihnen eine äußerst nützliche Arbeitskraft, und heutzutage hat man ja auch seine Pflichten ... wenn man sich in der glücklichen Lage befindet, den Platz zu haben, wo man seine Pflichten erfüllen kann — "

"Ich kann leider meine Pflichten nicht erfüllen, Herr Direktor. Beziehungsweise ... meine Pflicht mir selbst gegenüber ist augenblicklich die, meinen Abschied zu nehmen ... und Sie werden wohl einsehen, daß wir ... wir egoistischen Menschen, in erster Linie an uns selbst — "

"Hören Sie mir doch auf! gerade an sich selbst denken Sie nicht! Sind Sie sich denn darüber im klaren, daß die Pension, obgleich Sie im Januar, wenn ich mich recht erinnere, in Ihr zehntes Dienstjahr treten, also daß der Betrag, den die Bank Ihnen als Pension bieten kann, bloß ein geringer Bruchteil Ihres heutigen Einkommens ist?!"

"Für Wasser und Brot wird's schon reichen."

Farkas trat einen Schritt zurück. Er schwieg eine Weile. "Ich glaube ... Sie sind tatsächlich nicht normal ..." sagte er dann tief betroffen. "Also bitte ... machen Sie doch kein Theater! Sprechen wir im Ernst ... Sie wissen doch, daß ich ein alter Anhänger und Verehrer Ihres verstorbenen Vaters war und Ihnen ein wahrer, aufrichtiger und väterlicher Freund bin ... also sagen Sie mir, was haben Sie? sind Sie denn kein Mann? können Sie sich nicht aufraffen?! Herrgott, zeigen Sie mir die Frau, die es wert wäre, daß ein Mann um ihretwillen solche Faxen macht und sich ganz zugrunde richtet ... Sie sind doch ein reifer Mensch, haben Ziele, haben einen Sohn ... Also bitte, ich rede jetzt kein Wort weiter, morgen fahren Sie für sechs Wochen auf Urlaub, oder wenn Sie wollen, entlasse ich Sie für ein halbes Jahr auf Krankenurlaub! Inzwischen werden Sie mit allem wieder zurechtkommen ... fahren Sie an die Riviera, nach Afrika oder Amerika, wohin Sie wollen, im Namen der Firma komme ich für die Reisespesen auf ... Also! das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit! Schluß! Und jetzt — "

Paul schwieg. Dann sagte er leise, hartnäckig: "Bisher haben Sie mir immer bei allem geholfen. Warum machen Sie es mir jetzt so schwer? wo Sie mich doch nicht wankend machen können in meinem Entschluß und wo ich .. . vielleicht zum letztenmal Sie um etwas bitte ... bloß darum bitte, mich in Freundschaft zu entlassen — — "

In der ersten Zeit fuhr er noch manchmal in die Stadt, ganz ohne Zweck und Ziel, denn zu tun hatte er dort nichts; ein blinder und leerer Motor trieb seine Beine an. Eines Nachmittags ging er zufällig durch die Andrassystraße, und während er so dahinschlenderte, stieg ein seltsames, bekanntes Gefühl in ihm auf. Er blickte empor zu einem Firmenschild: das Schaufenster des Geschäfts sah anders aus als früher, aber der Name, die Firma kam ihm bekannt vor. Das nächste Geschäft ... er sah gar nicht hin, er wußte, es war eine Buchhandlung, und auch an deren Namen erinnerte er sich. Das dritte Geschäft war ein Schlächterladen, das vierte eine

Blumenhandlung, das fünfte — gerade jenem Haus gegenüber — war ein Modewarengeschäft ... nein. Nicht mehr. An Stelle des früheren Modewarengeschäfts ist jetzt ein Reisebüro, bunte Plakate zeigen Gesellschaftsreisen nach Italien und Spanien und einen Ausflug nach Wien zu ermäßigten Preisen an. Heutzutage etwas durchaus Übliches, so zu reisen, eine unter dem Zwang der Zeit entstandene neue Mode. Neue Mode — ? neues Geschäft — ? gerade jenem Haus gegenüber — ? Er starrte die Plakate an, dann drehte er sich mit einer ruckartigen Bewegung um. Dort gegenüber ... das Haus dort ... auf der Etage sind alle Fenster geschlossen, blind, schmutzig gähnen sie einen an. Eilig ging er über den Fahrdamm, blieb vor dem Haustor stehen. Dort hängt ein Schild, verblichene handgeschriebene Buchstaben künden an: *Hochherrschaftliche 8-Zimmer-Wohnung mit vollem Komfort sofort zu vermieten, eventuell auch in zwei Wohnungen geteilt.* Zögernd stand er vor der Haustür. Acht-Zimmer-Wohnung ... eventuell in zwei Wohnungen geteilt. Das Zimmer... in dem Mutter starb. Vaters Sprechzimmer. Georgs Studio. Das kleine Wartezimmer, wo damals die Julie ... Und sein eigenes früheres Zimmer ... Es wurde ihm gar nicht bewußt, daß sein Finger auf den Klingelknopf drückte; plötzlich schrak er zusammen, als die Hausmeisterin vor ihm stand. Nicht mehr die Frau Huber: eine schlampige, dicke junge Person blinzelte ihn an mit mißtrauischem Blick.

"Sie wünschen?"

"Die Wohnung ... ist zu vermieten?"

Die Frau maß ihn aus zusammengekniffenen Augen.

"Eine Wohnung ist zu vermieten", betonte sie unfreundlich, "in der ersten Etage."

"Ich möchte sie mir ansehen."

"Das sind aber acht Zimmer!" sagte die Frau unlustig. "Eine große Wohnung ..."

"Ich weiß ..." und rasch: "Ich sehe, es steht ja ausgeschrieben, acht Zimmer."

Die Hausmeisterin zuckte die Achseln.

"Ich kann sie Ihnen ja zeigen ... warten Sie bitte einen Moment, ich hole den Schlüssel."

Der Hausflur und der Treppenaufgang ... zuletzt war er hier heruntergegangen an jenem Abend, als er auszog, so plötzlich;

hinuntergerannt war er die Treppen und nicht mehr zurückgekommen; am folgenden Tag hatte er seine Sachen abholen lassen, und am dritten Tag waren auch Klara und Hans ausgezogen. Genau vor zehn Jahren. Als wäre der Hausflur inzwischen brauner geworden, und die Marmorimitation an den Wänden des Treppenaufgangs sah abgenutzt aus. Auf dem ersten Treppenabsatz die menschenhohe Säule mit der riesigen steinernen Kugel oben, und auf der Kugel der gußeiserne Engel, der die Lampe hält ... Die Hausmeisterin kam mit dem Schlüssel.

"Also bitte. Acht Zimmer sind das, sieben große nach der Straße und ein kleineres nach dem Hof. Küche und sämtliches Zubehör, alles da. Sogar zwei Badezimmer. Darum meint der Hauswirt, man könnte eventuell zwei Wohnungen daraus machen."

"Steht sie leer?"

"Ach Gott, schon seit fünf Jahren. Wissen Sie, mein Herr, das Haus ist ein bißchen alt, und die Zimmer sind altmodisch. Aber schön groß. Der Hauswirt ist geneigt, alles instand setzen zu lassen, was der Mieter nur wünscht. Eine Dings ... also eine Familie wollte sie schon mieten, die wollten aber Zentralheizung haben, und darauf ist der Hauswirt doch nicht eingegangen .. . die Öfen sind ja sehr gut ... So, bitte schön, gehn Sie nur 'rein."

Dann stehen sie im Entrée. Die Hausmeisterin macht die Tür auf:

"Das hier wäre das Eßzimmer."

Ja, das Eßzimmer. Erst waren die Stühle mit grünem Leder bezogen, dann hat Klara sie rot beziehen lassen ... Jetzt ist es leer. An den Wänden eine unbekannte Tapete, stellenweise ein bißchen eingerissen. An einer Seite, wo ein Büfett oder eine Anrichte gestanden haben mag, ein großer heller Fleck. Pauls Füße setzen sich mechanisch in Bewegung. Rechts das Schlafzimmer. Leer. Abgewetzte Tapete, von der Decke hängt eine elektrische Schnur herunter, ohne Birne. Rechts der Salon, auf dem Parkett ein riesiger dunkler Fleck, als wäre ein Bottich Wasser verschüttet worden ... Paul atmet schwer, etwas schnürt ihm die Kehle zusammen, er bleibt stehen. Die Wohnung, die einst, Ende des vorigen Jahrhunderts, Vater eingerichtet und die Klara später um und umgewandelt hat — — Seine Füße sind starr, er ist nicht imstande, weiterzugehen.

"Also ... danke schön. Es genügt mir, was ich gesehen habe. Sehr schön sind die Zimmer. Nach links ist noch eins, nicht wahr? und nach rechts die übrigen ..."

Die Hausmeisterin verzieht den Mund, nickt, ihr Gesicht drückt etwas aus wie: ich hab's mir ja gleich gedacht.

"Ja ..." sagt sie verstimmt, obenhin. "Ich hab' doch gleich gesagt, nicht wahr, die Wohnung wird zu groß sein."

"Ja, sie ist mir doch zu groß."

"Aber sie kann ja geteilt werden", fährt die Frau trotzdem fort, pflichtbewußt.

"Ja ... das könnte man machen ... "

"Und der Hauswirt gibt sie sehr billig, ich meine die ganze Wohnung ... für fünftausend Pengö ..."

"Fünftausend Pengö ... hm."

Plötzlich fängt die Frau an, zuzureden: "Und davon läßt er bestimmt noch was nach ... wenn der Herr sich ernstlich für die Wohnung interessiert, vielleicht spricht der Herr persönlich mit dem Wirt, der läßt mit sich handeln!"

"Also ... ja. Ich will's mir noch überlegen ... vielleicht komme ich dann wieder."

Und nun steht er auf der Straße vor dem Haustor; dann setzt er sich langsam in Bewegung.

Fünftausend Pengö ... ist das viel? nein, nicht viel. Acht Zimmer und Zubehör, voller Komfort ... und ein ganzes Leben ...

Und handeln kann man auch?

Nein. Nein ... man braucht nicht mehr zu handeln. Man darf, man kann nicht handeln.

Eines Nachmittags fand er sich unversehens im Stadtpark, auf dem großen Promenadeplatz. In der klaren dünnen Wintersonne spazierten gut gekleidete Kinder mit ihren Erzieherinnen auf dem Platz; Ammen schoben in Kinderwagen warm zugedeckte, schlafende kleine Menschlein vor sich her. Paul stand vor einer Bank und betrachtete die Bonnbeschiedenen Spaziergänger. Vor dreißig Jahren ... oder wann? gestern? vielleicht ... ist da ein Mißverständnis in der ganzen Sache, ein unfaßbarer Traum, und wenn er

sich diese Kinderschar genauer ansähe ... dort ... dort ist ein kleiner Junge in weißem Mantel...

Am ganzen Körper erschauerte er.

"Guten Tag, Paul", sagte da jemand neben ihm leise.

Erschrocken hob er den Kopf.

"Guten Tag, Livia. Was machst du denn hier?"

"Nichts. Ich gehe spazieren. Und du?"

"Nichts. Ich bin zufällig in diese Gegend gekommen. Lange haben wir uns nicht gesehen."

"Ja, sehr lange. Seltsam, daß ich nach so langer Zeit dir hier begegne. Vielmehr ... daß ich dir eben jetzt begegne. Du erinnerst dich sicher nicht mehr, wann wir das letztmal miteinander gesprochen haben."

Paul sah das Mädchen jetzt an. Livia trug einen Wintermantel mit schwarzem Pelz und eine schwarze Mütze; ihr kurzgeschnittenes schwarzes Haar, das unter der Mütze hervorsah, war durchsetzt von weißen Fäden. Ihr Gesicht hatte sich nicht verändert, es war genau so wie einst, als sie ein kleines Mädchen gewesen; vielleicht waren ihre Züge ein wenig schärfer geworden.

"Nein ... ich erinnere mich wirklich nicht mehr genau. Das mag wohl schon viele Jahre her sein — ?"

"Genau zehn Jahre. Und das weißt du auch nicht mehr, wo wir uns damals getroffen haben?"

"Nein, wo?"

"Hier. Du kamst von irgendwo, und ich ging zufällig hier vorbei."

"Sonderbar."

"Gesehen habe ich dich zwar seither. Ich glaube, du hast mich auch gesehen. Bloß stehengeblieben sind wir nicht."

"Ja ... das kann schon sein."

"Ich ... habe dir damals gratuliert zu deiner ersten Heirat, mit deiner Kusine."

"Daran erinnere ich mich. Eine Visitenkarte hast du geschickt. Wir haben auch gedankt."

"Nein, gedankt habt ihr nicht."

"Wirklich? sollte ich das vergessen haben? Entschuldige Übrigens viel zu danken war auch nicht an der ganzen Sache."

"Ich weiß."

"Sag mal, und zu meiner zweiten Hochzeit, hast du mir da nicht ein anonymes Telegramm geschickt? bloß die Worte — "

"Jawohl. Bloß die Worte: ich gratuliere."

"Du liebst die kurzen Mitteilungen. Sag mal. Und der anonyme Brief damals, noch viel früher, in dem nichts weiter stand als *Elefant*, der war auch von dir, nicht?"

"Ja." Stille. Dann: "Und ... ich weiß auch, daß du von der Maria Máglya geschieden bist."

"Hm."

"Und daß du aus der Bank ausgetreten bist, weiß ich auch."

"Du bist ja allwissend." Kurze Stille. "Nun, und ... was machst du? wie lebst du?"

"Ich bin Turnlehrerin. Tanzpädagogin."

"Arbeitest du viel?"

"Überhaupt nicht."

"Wieso?"

"Ich bin nicht darauf angewiesen. Ich will denjenigen ihr Brot nicht wegnehmen, die davon leben müssen. Und ich habe auch keine Lust dazu."

"Ach so." Stille. Dann plötzlich: "Wie kommst du eigentlich hierher ... gerade jetzt? Bist du auf dem Weg nach Hause?"

"Nein", sagte Livia leise. "Ich war zu Hause und stand am Fenster ... ich wohne noch immer in meinem früheren Zimmer und stehe immer am Fenster: Da sah ich dich hier vorbeigehen und bin dir nachgegangen."

"Ach nein. Warum?"

"Weil ... ich mit dir sprechen wollte."

"Und dazu mußttest du darauf warten, bis ich zufällig mal hier vorbeikomme? Warum hast du mich nicht aufgesucht? Weißt du nicht, wo ich wohne? wenn du alles weißt — "

"Doch, ich weiß, wo du wohnst."

"Na, also. Wozu brauchst du dann auf der Straße Jagd auf mich zu machen?" fragte er, unwillkürlich mit einfältiger Grausamkeit. "Warum bist du nicht in meine Wohnung gekommen? hast du Angst vor mir?"

"Nein, Angst habe ich nicht."

"Kommst du zu mir, in meine Wohnung ... allein?"

"Wenn du willst, komme ich."

Stille.



"Ich will's nicht. Komm nicht." Eine schwere Traurigkeit befiel ihn jetzt. "Du, Livia, sei mir nicht böse wegen meines albernen Benehmens." Stille. "Also ... ich gehe jetzt weiter. Lebwohl, Livia."

"Paul", sagte sie da leise. "Heirate mich ... jetzt kannst du mich doch schon heiraten ..."

"Nein", antwortete er ruhig, "ich heirate dich nicht, weder jetzt noch sonstwann. Ich kann mit keinem Menschen zusammen leben. Ich kann überhaupt nicht unter Menschen leben. Eine Lebensgefährtin, das ist nichts für mich, und ich brauche auch keine ... ich habe es versucht und dann eingesehen, daß ich bloß leben kann, wenn ich niemanden um mich habe ... weder Ahnen, noch Gefährten, noch Nachkommen ... "

"Das ist nicht wahr, Paul. Du hast bloß bisher den Menschen nicht gefunden, der — " Sie brach ab, ihre Wangen wurden ein wenig farbloser, "du hast mich nicht finden können. Oder vielleicht wolltest du mich nicht finden, weil ... du wußtest, daß ich auf dich warte. Man erkennt die Dinge meistens erst spät und ... erst spät wird dann alles gut. Aber ich habe es immer gewußt und habe auf dich gewartet ... habe mir gesagt, zwanzig Jahre bin ich schon, macht nichts, schon vierundzwanzig, macht nichts, schon neunundzwanzig ... macht nichts. Bis jetzt habe ich gewartet ... und wenn es sein muß, warte ich weiter ... ich bin dir nachgegangen und gehe dir weiter nach ... ich weiß, daß ich nicht vergebens warte ..."

"Livia ... " in seltsamem, ruhigem, kindlichem Ton sagte er das: "Livia ... du warst immer anständig und ehrlich ... du hast mich nie beschwindelt ... warum willst du dir jetzt selbst etwas vormachen? Du würdest vergebens warten."

"Nein, nein. Ich weiß, daß du dich gequält hast und auch ich ... und ich weiß schon lange, daß wir uns einer für den andern gequält haben ... ich weiß von dir alles und ... vielleicht muß ich noch warten, bis du von all dem Schweren geheilt bist und wieder zu dir selbst kommst. Dann wirst du auch das Richtige erkennen und mich zu dir nehmen als deine Frau oder als was du willst ... und dann wirst du sagen: mein Gott, es ist ein Wunder geschehen ..."

Paul hob den Kopf.

"Ein Wunder? ... merkwürdig, ein Wunder, sagst du. Siehst du, ich habe auch manchmal gedacht, wenn ein Wunder geschähe ... Bloß, ich kann an Wunder nicht mehr glauben. Zum Schluß stellt sich heraus, daß — "

Er brach ab, sah Livia ins Gesicht und blickte dann zu Boden.

"Also ... lebwohl, Livia", sagte er leise, drehte sich um und schritt langsam auf den Ausgang des Parks zu; dort blieb er stehen und blickte noch einmal um; Livia stand noch regungslos an derselben Stelle in der Sonne; dann ging er weiter und verschwand auf der Straße hinter einem altmodischen Wartehäuschen an der Haltestelle der Straßenbahn.

Seit Wochen hatte er sich nicht aus dem Hause fortgerührt; seit Wochen hatte er keinen andern Menschen gesehen als die alte Bedienerin, die ihm sein Zimmer aufräumte und für ihn kochte; seit Wochen war er allein. Es war nicht schwer ... aber es war auch nicht leicht gewesen, die Beziehungen zu den Menschen, zu allen Menschen abubrechen; aber jetzt beunruhigte ihn niemand mehr, kein Lebender und kein Toter. Still war es um ihn, und still war es in ihm, — er fühlte sich der Grenze schon nahe: vielleicht nur noch wenige Minuten, vielleicht nur noch wenige Schritte, und er war beim wahren Frieden angelangt; beim Frieden mit der Welt und mit sich selbst.

Dann trat er eines Morgens hinaus in den öden Garten. Die winterlich kahlen Bäume ringsumher ließen den Blick weit dringen: nach den benachbarten und den weiter abgelegenen Häusern, nach dem leeren, stillen Tal, nach den fernen kalten Bergen. Ein dünner gelber Sonnenstrahl flirrte vom blaBblauen, glatten Himmel. Paul stand zwischen den entlaubten Bäumen, atmete tief und schaute ins Weite. Und da saß plötzlich auf einem trockenen Zweig dicht vor seinen Augen ein sonderbarer Vogel mit graubraunem Gefieder, gelbem Flaum und rotem Häubchen. Einen Augenblick lang saß er dort, stumm in der kalten Stille, dann stieg er empor in die Luft und flog davon, — starr stand Paul da und schaute dem Vogel nach. Und in diesem Augenblick, wie auf einen Zauberwink, regte sich vor seinem Blick alles im kahlen Garten: mit unsichtbarer Bewegung sproß aus dem Boden das hohe Gras, die Bäume hüllten sich in Laub, blühten, und, zugleich reichBéladen mit Früchten, schlossen sie vor seinem Blick die Ferne ab, — nur das unendliche, tausendfältige Grün sah er rings um sich, diesen wunderbaren grünen Kerker; und ganz von weitem drang leise, leise jenes aus der Höhe in die Tiefe wogende ferne Summen an sein Ohr, und nun hörte er auch jenen sonderbaren weinerlich jubelnden Ton, ta-lii-li-loo ... jenen Flötenton von einst, immer leiser und aus immer weiterer Ferne.

Ich bin angelangt, dachte er da und wußte, daß er nun heimgefunden hatte. Heimgefunden zu sich selbst nach langer Pilgerfahrt, heimgefunden in den Garten aus betäubten wilden Irrungen, heimgefunden in die wahre friedliche und beglückende Einsamkeit, der ein unfaßlicher, unerklärlicher Augenblick ihn vor drei Jahrzehnten entrissen, in die ein unabwendliches Odysseusschicksal ihn ein Menschenalter lang nicht hatte zurückkehren lassen und die ihn jetzt doch wieder aufnahm, weil sie sein wahres Leben ist: ein Alleinsein, das ihn schützt vor Menschen, Gefühlen und Gedanken und aus der ihn jetzt, da er endlich zu ihr zurückgefunden hat, auch Mutters suchender Ruf nicht mehr herauslocken wird.





Kálmán Imre

Szirmai Albert

Szegedy-Maszák Aladár

Molnár Ferenc

Gyenis Erzsébet

Körmendi Ferenc

*Zur Abbildung auf der Seite zuvor:*

**Kálmán Imre** (1882-1953) war Komponist; später wurde er vor allem für deutschsprachige Operetten bekannt (u.a. *Die Csárdásfürstin*). Aus jüdischer Familie, floh er 1938 aus Ungarn und lebte in Zürich, Paris und den Vereinigten Staaten. 1949 ging er wieder nach Europa; er starb in Paris.

**Molnár Ferenc** (1878-1952) gilt als bedeutendster ungarischer Dramatiker des 20. Jahrhunderts. Er kam aus jüdischer Familie, floh 1937 vor den Nationalsozialisten zunächst in die Schweiz (wo er sich häufig mit Kálmán Imre traf); seit 1940 lebte er in New York.

**Szirmai Albert** (1880-1967) war Operettenkomponist und Dirigent. Seit 1928 lebte er in New York, wo er auch starb.

**Gyenis Erzsébet** (1896-1985). Ihre Eltern waren Aktivist\*innen in der ungarischen Räterepublik. Sie war ursprünglich Lehrerin. 1914 heiratete sie den protestantischen Pfarrer Tildy Zoltán (1889-1961). (Ehename: **Tildy Zoltánné**) Beide waren beteiligt am Widerstand während der deutschen Besatzung. Ihr Mann war Politiker in verschiedenen maßgeblichen Positionen.

**Szegedy-Maszák Aladár** (1903-1988) war ungarischer Diplomat. Nach der deutschen Besetzung Ungarns am 19. März 1944 wurde Szegedy-Maszák von der Gestapo verhaftet. Er wurde nach Dachau deportiert, von wo er 1945 zurückkehrte. Nach dem kommunistischen Putsch 1947 ging er in die USA.

**Körmendi Ferenc** (1900-1972) war zunächst Jurist, arbeitete als Beamter, schrieb Musikkritiken. Ab 1932 wurde er als Romancier berühmt. 1939 emigrierte er nach London, wo er in der ungarischen Abteilung der BBC arbeitete, und zog 1946 in die Vereinigten Staaten.

Aufgenommen in New York 1947. Fotograf des Bildes ist Hackett Dezső Gábor (1905-1990). Das Bild gehört zum Archiv des *Petőfi Irodalmi Múzeum*.<sup>44</sup>

---

<sup>44</sup> <https://resolver.pim.hu/bib/PIM782547>

## Ein vergessenes Meisterwerk

### Nachwort zur Neuauflage

*Man ist gezwungen, die Dinge fortwährend von neuem kennenzulernen; denn alles bewegt sich, alles geht vorwärts, alles wechselt die Gestalt; manchmal dringen mit der Bestürzung einer Unerkenntnis fremde Figuren in unser Inneres, manchmal taucht hinter oft gehörten Worten in traumartiger Verschleierung ein unbekanntes Gesicht vor uns auf. Und selbst das unverändert Gewöhnliche hat sich verändert.*

*"Ja, gibt es denn keinen Frieden, wo sie sind?! stöhnte schwer eine gequälte Stimme in Paul auf. Ja, gibt es denn keinen Frieden, wo ... Menschen sind? ja, kann man denn nicht von ihnen loskommen ... kann man sich nicht vor ihnen flüchten?!"*

Der ungarische Schriftsteller Ferenc Körmendi <sup>45</sup> stammt aus einer assimilierten jüdisch-ungarischen Beamtenfamilie; er wurde geboren in Budapest am 12. Februar 1900; er starb in Maryland (USA) am 20. Juli 1972. Er studierte Jura, Geschichte und Musiktheorie. Er arbeitete als Beamter und Journalist, zwischen 1919 und 1922 veröffentlichte er Musikrezensionen. Eine Zeitlang war er Mitherausgeber der Zeitung A Hét. Bereits 1921 veröffentlichte er einen Erzählband mit dem Titel **MÁRTÍR**. Durchschlagenden Erfolg hatte er jedoch erst 1932 mit seinem Roman **BUDAPESTI KALAND** (= *Versuchung in Budapest*), mit dem er einen internationalen Romanwettbewerb gewonnen hatte. In Ungarn wurden innerhalb weniger Monate 15.000 Exemplare des Romans verkauft; zu diesem Zeitpunkt waren bereits die englischen, amerikanischen, deutschen, niederländischen, schwedischen, italienischen, französischen, spanischen, dänischen und norwegischen Ausgaben vorbereitet, weitere Übersetzungen folgten. 1934 veröffentlichte er im Athenaeum Irodalmi és Nyomdai Rt. seinen hier vorliegenden Roman **A BOLDOG EMBERÖLTŐ**, (= *Eine glückliche Generation*), auf Deutsch 1935 unter dem Titel "Abschied vom Gestern". Seine vollständige Neuauflage 2024 trägt den Titel DIE UNGARISCHE JUGEND DES PAUL HEGEDÜS (siehe hierzu in der Folge).

---

<sup>45</sup> In den bisherigen deutschen Veröffentlichungen wurde der Name germanisiert zu "Franz Körmendi". – Wörter werden im Ungarischen generell vorne betont; bei Eigennamen steht der Vorname nach dem Nachnamen. Die Eindeutschung der Eigennamen bei den Personen der Handlung wurde für die Neuauflage nicht rückgängig gemacht. Siehe auch eine Liste von Ausspracheregeln hier im Anhang.

1938 erschien Körmendis letzter Roman in Ungarn unter dem Titel **A TÉVEDÉS**. 1939, nach der Umsetzung des ersten und zweiten antijüdischen Gesetzes in Ungarn, das die Zahl der Juden einschränkte und sie dann gänzlich aus Regierungsbüros und Zeitungen verbannte, emigrierte Körmendi nach London, wo er den ungarischen Dienst von BBC Radio redigierte. 1946 zog er nach Nordamerika, hielt sich zeitweise auch in Brasilien auf. 1948 besuchte er Ungarn anlässlich der Ungarischen Buchwoche, bei der sein letztes auf ungarisch veröffentlichtes Buch vorgestellt wurde (**ÍGY KEZDŐDÖTT**). Als liberaler Demokrat war er jedoch ebenso Antikommunist wie Antifaschist. Körmendi wurde in der Folge bekannt durch englisch geschriebene oder ins Englische, ins Deutsche und in andere Sprachen übersetzte Werke; in Ungarn hatte er aus politischen Gründen zu Lebenszeiten kein Publikum; und das hat sich offenbar kaum geändert.<sup>46</sup>

Den Rest seines Lebens lebte er in Washington, D.C. und arbeitete für das Voice of America Radio. 1953 veröffentlichte er unter dem Pseudonym Peter Julian seinen Roman **SEVENTH TRUMPET**, der in Ungarn spielt und stark antisowjetisch ist.<sup>47</sup> Er starb 1972 in Bethesda, Maryland.

Mit seiner Frau Marianna (1900–1973), die er am 26. August 1923 in Budapest heiratete, hat er keine Kinder.



DIE UNGARISCHE JUGEND DES PAUL HEGEDÜS (*A boldog emberöltő*) ist ein großangelegter Entwicklungsroman um den 1900 geborenen Paul Hegedüs, Sohn einer gutbürgerlichen jüdisch-ungarischen Familie. Bedeutenden Stellenwert haben innere Bewußtseinsbewegungen Pauls, subtile Szenen zwischen Traum, Tagtraum, Erinnerung, Phantasie sowie seelischer Verarbeitung bedeutsamer Erfahrungen. Bezugspersonen, an denen der junge Paul sich orientieren könnte, findet er nicht. Auch seine sehnsuchtsvollen Versuche einer Annäherung an die Eltern, den älteren Bruder oder später die Stiefmutter bleiben weitgehend ohne Antwort. Paul erfährt zunehmend bewußt sein *Alleinsein unter den Menschen*.<sup>48</sup> Dies führt

<sup>46</sup> Siehe hierzu die Rezension des ungarischen Literaturhistorikers Géza Hegedüs (1991; Passage hier in der Folge, vollständig auf Ungarisch im Anhang).

<sup>47</sup> Siehe auch Gesamtbibliographie im Anhang.

<sup>48</sup> An einer Stelle klingt an, daß Alleinsein anzunehmen in Zusammenhang stehen könnte mit der Überwindung von psychischen Traumata. (Kapitel *Fünf Minuten: eine Ewigkeit*)

jedoch bereits im Kindesalter zu einer vermutlich eher seltenen Entwicklungslösung, die zum zentralen Motiv des Romans wird und sich auch in Körmendis anderen Werke wiederfindet. Es handelt sich um eine *Satori*-Erfahrung als Kind (Kapitel *Im Obstgarten*).<sup>49</sup> Hier erfährt Paul erstmalig "das Alleinsein, die Seligkeit, das Wunder (...) – und in dieser Sekunde erfuhr er oder fühlte er zum erstenmal, was es bedeutet: von seinem Selbst Abschied zu nehmen und zurückzukehren in die Welt."

Der Autor hat unter anderem auch Musik studiert, was sich nicht nur in der Darstellung des Bruders Georg als begabtem Pianisten und (zunächst) hoffnungsvollem Komponisten niederzuschlagen scheint, sondern ebenso in der fast musikalischen Dichte der Textur: die Sprache schwingt, als sollte das Buch eigentlich Musik sein. Körmendi schreibt (in diesem Buch) Wortsinfonien, malt komplexe Befindlichkeiten aus mit sprachlichen Färbungen, Verzierungen, Redundanzen und Phrasierungen.<sup>50</sup> In diesem Zusammenhang steht zweifellos auch die große Bedeutung innerer Monologe (sowie an ein Gegenüber gerichteter, manchmal überflutender Monologe)<sup>51</sup> in allen seinen Werken. Diese wie auch andererseits nüchtern-journalistisch oder essayistisch wirkende Darlegungen fokussieren im vorliegenden Roman grundlegende Probleme, die in szenischer Entfaltung kaum darstellbar gewesen wären bzw. jeweils eigene Romane in Anspruch nehmen würden.

Verkaufsorientierte Verlegenheitslösung ist wohl "Abschied vom Gestern", der Titel der deutschen Erstausgabe. Zugrunde lag vermutlich die Szene, als Paul (nach dem Tod des Vaters) erkennt: "[ich] muß das Gestern vergessen, muß alle Erinnerungen loswerden, um mich selbst zu finden". Gleichwohl liegt das inhaltliche Gewicht der Handlung durchgängig nicht auf einer derartigen Intention. Zwar ist das letzte Kapitel eine Art Abschied, aber alle 900 Seiten zuvor erzählt der Roman von dreißig Lebensjahren, die in ihrer Gegenwärtigkeit entfaltet werden.

---

<sup>49</sup> Satori als plötzliches Bewußtsein um der Ganzheit, Zusammengehörigkeit des Seins oder der Welt ist nicht nur Grundlage mystischer und religiöser Schulen, sondern wird wohl von vielen Menschen zumindest einmal im Leben erfahren. (Eine Sammlung solcher Zeugnisse hat Sigrid Hauff veröffentlicht: DER ZINNTELLER-REFLEX. NICHT-DUALITÄT ALS EREIGNIS; Herrsching 2005).

<sup>50</sup> Nicht selten dachte ich an Sinfonien von Gustav Mahler oder Anton Bruckner.

<sup>51</sup> die durch ihre natürliche Phrasierung jedoch nie erdrückend wirken – ein Verdienst auch der Übersetzerin!



Deshalb wurde für die Neuausgabe der Titel DIE UNGARISCHE JUGEND DES PAUL HEGEDÜS gewählt.<sup>52</sup>

Aber bereits der ungarische Originaltitel führt in die Irre. "A boldog emberöltő" heißt soviel wie "Die glückliche Generation".<sup>53</sup> Grundlage war vermutlich die Formulierung eines Lieblingslehrers bei der Schulentlassung: "Ich glaube, es wird ein recht brauchbarer Mensch aus dir werden, und ich hoffe, auch ein glücklicher Mensch. Die Jahre, die jetzt kommen, in denen ihr heranreift, du und deine Altersgenossen, werden vielleicht so beschaffen sein, daß du ... daß ihr euch glücklich fühlen könnt." Aber das Buch steht nun gerade nicht repräsentativ für die Generation (in Ungarn), der Paul angehört! Vielmehr geht es um zwei Brüder, die (in unterschiedlicher Weise) dezidiert Außenseiter der generationstypischen Sozialisation und Haltung waren. Dies allerdings wär zumindest zu jener Zeit kein Verkaufsargument gewesen.

Sowohl der ungarische Titel als auch derjenige der deutschen Erstausgabe ließe sich immerhin interpretieren als fassungsloser Blick auf die angeblich schönen Zeiten des Aufwachsens im bisherigen Bürgertum, die sich immer wieder in Schimären aufgelöst haben, was dem Protagonisten jetzt, 1933, endlich bewußt wird. Paul hat sich selbst, seine innerste Wahrheit noch nicht; aber dieser Blick auf das Bisherige gibt ihm möglicherweise Mut für das Weitersuchen. (Ein Suizid zu diesem Zeitpunkt wäre plausibel, aber ist eben nicht die einzige Lösung.)

Jedoch ist dies nur die offensichtlichsste Ebene der Dramaturgie. Das Buch lebt aus dem trotzdem (*malgré tout*)<sup>54</sup> JA SAGEN zum Leben in seiner existentiellen Ganzheit, das sich dem Protagonisten Paul schrittweise als seine Identität entfaltet. (Der Bruder Georg ist dazu das Gegenbild: er zerbricht an den Unvereinbarkeiten von zu eng gefaßten Wahrheiten des Lebens.)

---

<sup>52</sup> Das Buch wurde meines Empfindens nach hervorragend übersetzt von Anna Maria (Mirza) v. Schüching (1896-1967). Sie stammt aus dem westfälischen Patriziergeschlecht Schücking; der Name wurde geändert im Zusammenhang mit einer Erhebung eines Zweiges in den Adelsstand. Verheiratet war sie mit Géza Engl. Überstzt hat sie Bücher vo Magda Szabó, Filan Füst, Sandór Karoly, Tibor Déry und anderen. Zusammen mit ihrem Mann Géza Engl übersetzte sie einen bewahrenswerten Band UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN (Hrsg. Gyula Ortutay).

<sup>53</sup> So dann auch in der englischen Übersetzung: A HAPPY GENERATION.

<sup>54</sup> HAP Grieshaber

Auch Pauls Blick mit 18 auf die Schulkameraden, die sich schrittweise in karriereorientierte Kompetenzen hineinleben, offenbart seine Fremdheit unter den jungen Menschen seiner Generation; es bleibt ein Blick von außen: "Da stand er, im Kopf die zahlreichen Bücher, die er gelesen, die vielen Menschen, die über die dämmerige Bühne seines Lebens geschritten waren, die vielen Erinnerungen, die vielen unklaren Gedanken über Menschen und Welt und vor allem über Frauen, in bezug auf die Körperlichkeit, die vielen verwischten Sehnsüchte nach irgend etwas, das klar zu sehen und zu formulieren ihm bisher noch niemals gelungen war, und so manche gestaltlosen Ängste vor unbekanntem Dingen: da stand er an der Grenze der Mannesreife; er wußte nicht, was morgen sein sollte und sein würde; und unbestimmt fühlte er nur, daß er vielleicht zu allem geeignet, zu nichts aber besonders geeignet sein würde". – Dieser Blick auf "typischere" Vertreter der um 1900 geborenen ungarischen Männer war zentrales Motiv von *VERSUCHUNG IN BUDAPEST (Budapesti kaland)*, durch das der Autor 1932 weltweit berühmt wurde. Auch dies ist jedoch erzählt aus dem Blickwinkel eines Protagonisten, der von außen auf die soziale Weiterentwicklung seiner ehemaligen Schulfreunde und -kommilitonen schaut.

Schicksalhafte Lebenszusammenhänge von Nebenfiguren und alltägliche Erfahrungen werden in die ganz an Pauls Entwicklung orientierte Handlung eingeflochten und illuminieren Momente der ungarischen Gesellschaft (vor und während des Ersten Weltkriegs, in der kurzen Revolutionszeit und der längeren Gegenrevolution). Das direkte politische Geschehen bleibt allerdings bis auf Momente (insbesondere zur volkswirtschaftlichen Situation) ausgespart; dies war wohl repräsentativ für die damalige Mittelschicht.

Der Protagonist Paul Hegedüs war bereits mit 16 befreundet mit einigen Jungen, wie – wie er selbst – mit dem literarischen Schreiben begannen und überlegten, wo sie etwas davon veröffentlichen könnten. Als Paul sich (Ende der 20er Jahre) seiner eigenen Leere angesichts der gesellschaftlichen Welt um sich herum sacht bewußt wird, fängt er wiederum an zu schreiben. Zunächst ein nachträgliches Tagebuch seines zweijährigen Aufenthalts in einem Tbc-Sanatorium. Diese Zeit (in der er herausgelöst war aus allen gewachsenen sozialen Verbindungen) wurde für Paul offensichtlich Keim der Bewußtheit seiner Identität. Bei der unsichereren Frage, ob er denn

überhaupt kreativ "schreiben" könne, kommt er zu dem Schluß: "Immer sehe ich nur mich selbst. Ich, ich und wieder ich! Habe ich denn keinen Happen Phantasie?!" Möglicherweise dürfen wir hier den Ich-Erzähler mit dem Autor gleichsetzen. Irgendwann, im letzten Drittel des Buches, versucht der Protagonist Paul Hegedüs, "die Ursachen herauszufinden, die ihn lähmten". Das vorliegende Buch dürfte – fiktiv oder autobiografisch – das Ergebnis dieser Fragestellung sein.

Ähnlichkeiten der Szenerie in der Tbc-Heilstätte zu Thomas Manns Roman ZAUBERBERG (1924) legt eine Inspiration durch dieses Buch nahe, jedoch geht es Körmendi um etwas anderes. Bei ihm dient auch diese Episode dazu, die Entwicklung seines Protagonisten zu darzustellen. Thomas Manns ZAUBERBERG entfaltet die phantasierte Gesamtszenerie einer solchen Heilstätte mit einer Vielzahl von Personen. Subtile seelische Bewegungen und hautnah nachempfindbare Alltagsmomente des Sanatoriumsalltags, wie bei Körmendi, sind bei Mann randständig; in dessen Roman überwiegt der (oft tiefgründige, intellektualisierte, auch prunkvolle, ironische, souveräne, gelegentlich humoristische) Überblick über soziale Situationen.

In Körmendis Roman schaut der Erzähler auf das Geschehen, als sei es Gegenwart oder ein Film<sup>55</sup>; gelegentlich wendet er sich sogar an seine Leser\*innen als Mit-Beobachtende. Körmendis psychologisch überzeugende Darstellung wird nie psychologistisch einseitig, die Erzählung bleibt ein dichtes Gewebe aller Momente des sozialen und individuellen Lebens, ist immer bestimmt von einer grundlegenden und nie relativierten Liebe zum Leben.

Der Romanist Victor Klemperer (protestantischer Konvertit jüdischer Herkunft) erwähnt in seinem bekannten Tagebuch unter dem Datum des 18. Januar 1938: "Seit Wochen lese ich abends vor: Körmendi, "Abschied von gestern" [sic!]. Im Grunde die Tragödie des in seinem Assimilationswunsch getäuschten Juden. Das Buch ist aus Versehen in den Leihbibliotheken gebeten, aus kaum begreiflichem Versehen, wahrscheinlich durch seine Dicke geschützt – wer ackert tausend Seiten durch?"<sup>56</sup> – Diese Inhaltsangabe ist kaum nachvollziehbar. Nur am Rande tritt im letzten Drittel des Buches

<sup>55</sup> Aus diesem Buch könnte – noch heute! – ein bedeutender Film entstehen; allerdings auch ein opulenter und inhaltlich banaler Unterhaltungsfilm.

<sup>56</sup> Victor Klemperer: ICH WILL ZEUGNIS ABLEGEN BIS ZUM LETZTEN. TAGEBÜCHER 1933–1941 (Band 1, Berlin 1995, S.394)

(Horthy-Zeit) auch die Frage der assimilierten Jüdischkeit der Familie in den Vordergrund – jedoch steht dieses Problem keineswegs im Mittelpunkt des Buches. Berichtet wird immerhin die eindrückliche Erkundung von Lebensverhältnissen im Ghetto Budapest (im Jahr 1916).<sup>57</sup> Pauls Familie wird als völlig assimilierte jüdische Familie des akademischen Bürgertums dargestellt; selbst im Zusammenhang mit Tod und Begräbnis tauchen keine jüdischen Reminiszenen auf, die Mutter wird christlich beerdigt. In manchen Situationen laviert sich der Protagonist Paul allerdings deutlich um das Thema Jüdischkeit herum, beispielsweise als er einer jungen Frau gegenübersteht, von der plötzlich klar wird, daß sie mit militant antisemitischen Kreisen zu tun hat. Daß er Jude ist, weiß sie nicht, aber er sagt es ihr auch nicht.

Antisemitismus in Ungarn wird immerhin erwähnt mit Beginn des nationalistischen, später faschistischen Horthy-Regimes. "Die Juden" gelten als Sündenböcke für alles mögliche, sei es taktisch, aus bereits historisch angelegtem Antisemitismus oder dann wegen der taktischen Annäherung an die Nazis.

Ein individuell tragisches Problem im Zusammenhang mit der jüdischen Assimilation wird allerdings in einem eindrücklichen Monolog des Vaters (im Kapitel *Ein Ende und ein Anfang*) angedeutet. Dieser kann selbst als prominenter Arzt und Beamter nominell als sehr assimiliert gelten. Und doch plagt ihn im Alter der Verlust seiner Bindung an die familiäre (jüdische) Familiengeschichte. Den Grund für Pauls Weigerung oder Unfähigkeit, sich in die gesellschaftliche Normalität einzupassen, vermutet der Vater von daher ebenfalls in seinem Jüdischsein; er beschwört ihn: "Assimiliere dich!" – was an dieser Stelle nur als Aufforderung verstanden werden kann, "das Jüdische" in sich zu eliminieren (was dem Vater, wie er im Alter erkennt, nicht "gelungen" ist)! Jedoch ist "das Jüdische" keineswegs der Grund für Pauls Distanz gegenüber der Welt, wie sie ist.

Sowohl bei Paul als auch bei seinem älteren Bruder Georg zeigt sich (in unterschiedlicher Weise) als Lebensproblem die unwiderstehliche, fast suchthafte Fixierung auf Liebesnähe zu Mädchen und Frauen. Deutlich wird für mich der Zusammenhang zum frühen Verlust der Mutter (durch Tod) und eine ambivalente Beziehung zur (viel jüngeren) Stiefmutter, die aus

---

<sup>57</sup> Im Kapitel *Das andere Gefangenenlager*.

proletarischen Verhältnissen stammt und auch von daher ein Fremdkörper in dem elterlichen Akademikerhaushalt bleibt. Diese lebenslang in gnadenloser Konsequenz und emotionaler Virtuosität mit ihrem sozialen Aufstieg befaßte Stiefmutter Pauls ist die dritte Hauptfigur; sarkastisch, subtil, plausibel und bitter zugleich wird sie vorgeführt. Sie steht für grundlegende gesellschaftliche Veränderungen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Sensibel und tiefgründig führt uns der Autor aber auch die Kaputttheit der traditionellen Männersozialisation im Hinblick auf Frauen vor Augen.

In diesem Roman wird (wieder einmal) exemplarisch dargestellt, was Menschen alles für "Liebe" halten ... in wie hohem Maße wir unterschiedlichste seelische Verwundungen zukleistern wollen mit der Illusion von Liebe, wie oft Realitätsverlust, Machtinstinkt, Selbstwertprobleme, Fixierungen an kindliche Identifikationsobjekte und seelische Enge sich verschanzt hinter der Behauptung von "Liebe"... was dann mit ihrem eigentlichen Sinn – der Achtsamkeit und Zuwendung zu einem anderen – nicht mehr viel zu tun hat. Ein Schlüssel für diese ideologische, neurotische Vorstellung von Liebe ist auch das im Buch mehrfach proklamierte: "Ich kann ohne sie nicht leben!"

Bei Paul Hegedüs – und ebenso bei seinem Bruder Georg – geht es um eine Sehnsucht nach Liebe, rein und authentisch, wie sie wohl in uns allen angelegt ist ... aber wie sie allenfalls in der Kindheit erfahren oder immerhin angenähert werden kann: die Liebe (zu) einer primären Bezugsperson.

Auch Pauls letzte "Liebe" zu einer Frau ist wieder eine Flucht, eine Hauruck-Aktion, um der eigenen Lebensaufgabe zu entgehen: aufzuräumen in sich selbst und zu seinem eigenen Leben zu finden. Aber wem gelingt das ... ?

Diese das Buch abschließende Episode im Liebesleben des Paul Hegedüs bleibt einerseits Skizze einer weiteren Beziehungsvariante, nimmt andererseits Momente des gesamten Buches auf und bringt sie zusammen in einer qualvollen, für uns Leser\*innen ermüdenden Klärungssuche.<sup>58</sup> Die grundlegenden Fragen bleiben jedoch ohne Antwort: *Was ist Liebe? Was ist Beziehung? Wo ist Mitmenschlichkeit?* An zerbrechender Liebe aber ist nie nur ein Teil schuld. – Und die Frage der Fragen rückt erst jetzt, am Ende des Buches, ins Bewußtsein des Paul Hegedüs: *Wer bin ich?*

---

<sup>58</sup> Das Buch war "Meiner Frau" gewidmet, – mit der er keine Kinder hatte (laut Angabe der ungarischen Wikipedia).

So ist dieses letzte Kapitel Beginn des *Ankommens bei sich selbst* für Paul Hegedüs – vielleicht auch für den Autor.

Ungarische Rezensionen (siehe hier in der Folge) zeigen, um wieviel schwerer es oft ist, sich einzulassen auf seelische Entwicklungswege von "Außenseitern": Hier können wir kaum rekurren auf "allgemeine" ("normale", d.h. üblichere) Zusammenhänge, Reaktionen, Empfindungen, Bedürfnisse sowie, nicht zuletzt, auf allgemeine Zeitumstände. Es ist leichter, das zunächst inkommensurable "seltsame" Empfinden und Handeln entsprechender Figuren irgendeinem gesellschaftlich konsensuellen Zusammenhang zuzuordnen, hier: die Generation, die politische Situation in Ungarn, die Assimilation der Juden, die Andrassy ut ... – Nein: alle wesentlichen Ereignisse in diesem Buch finden in Pauls Seelenleben statt, in seiner Konfrontation mit der Menschenwelt um ihn.



Ferenc Körmendis erstveröffentlichter Roman **A BUDAPESTI KALAND** (1932), erschien auf Deutsch 1934 unter dem Titel **VERSUCHUNG IN BUDAPEST** (ebenfalls übersetzt von Mirza v. Schüching).

Dieses Buch ist subtil wie der vorliegende Roman, allerdings sind zusätzlich mehr publikumswirksame (also umsatzorientierte) Szenen integriert. Das Werk entstand im Zusammenhang mit einer internationalen Literaturschreibung und richtete sich offenbar eher an das westeuropäische und nordamerikanische Publikum. Aber selbst diese Gimmicks sind plausibel erzählt, manchmal allerdings etwas geschwätzig. Der Roman wurde (laut ungarischer WP) in rund 25 Sprachen übersetzt.<sup>59</sup>

Er entfaltet ein breites Spektrum der gesellschaftlichen Situation sowie individueller Schicksale in Ungarn zwischen 1900 und 1933. Im Blick stehen sowohl Kleinbürger als auch die Sphäre des bürgerlichen Mittelstands.

Der Autor stellt typische Entfremdungsmomente bei jungen Menschen dar, die er bei seinem Protagonisten Antal (Toni) besonders ausführlich inszeniert

---

<sup>59</sup> Ungarn näherte sich ab 1932 (im Regime des Reichsverwesers Miklós Horthy) dem faschistischen Italien, dem austrofaschistischen Österreich und dem Deutschen Reich. So wurde Körmendis Buch im Ausland zweifellos als Quelle zum Verständnis der Situation in Ungarn gelesen.

– eventuell auch mit der bewußten oder unbewußten Intention, sie sich selbst gegenüberzustellen und damit aufzuarbeiten. (Hierzu gehört auch eine Vielzahl von Varianten erotisch-sexueller Begegnungen des Protagonisten mit Frauen, die ziemlich konventionell gehalten sind.)

Dieser Roman hat eine umfassende Binnenhandlung (bis 1922): Während der Studentenzeit in Wien wurde dem Protagonisten Antal (Toni) Kádár (geboren 1898) bewußt, daß er sich keinen politisch-ideologischen Gruppierungen anschließen, sondern vorerst aus einer Außenseiterposition sich informieren, sich auf diese Weise eigene Meinungen bilden will. (Hintergrund ist hier nicht zuletzt seine Erfahrung mit taktischem Verhalten und Verräterei von Linken wie von Rechten während der politischen Wirren zwischen Demokratie, Räterepublik und nationalistischer Gegenrevolution.) "Der Mensch ist ein zum Alleinsein bestimmtes Tier" läßt der Autor (S. 155 der deutschen Ausgabe) den 17jährigen Paul (!) sagen, ein ungeliebtes, jedoch mit Geld und Geldwert gefütterten "begabtes Kind" (Alice Miller). Durch ihn lernt der Protagonist Toni moderne Literatur kennen, hier fängt das selbstbestimmte Leben für ihn an.

Für Toni bedeuten die Begegnungen zu den Student\*innen in Wien den endgültigen Schritt aus den bisher als selbstverständlich hingenommenen kleinbürgerlichen Normen, in Richtung auf ein vom Anspruch her selbstbestimmtes Leben. Pubertärer Widerspruch zur elterlichen Sphäre hat dabei keinen großen Stellenwert, da auch Antal (wie Paul Hegedüs in DIE UNGARISCHE JUGEND...) seine Suche nach Selbstbestimmtheit bei allen unvermeidbaren Irrtümern und Sackgassen letztlich immer "von innen" betreibt. Deutlich wird zugleich (wie auch bei Paul Hegedüs) eine Suche nach quasi-mütterlicher Geborgenheit bei Frauen.

Schon diese Binnenerzählung des frühen Lebens des Protagonisten Toni (Antal) Kádár ist ein Entwicklungsroman wie (im nächsten Jahr!) A BOLDOG EMBERÖLTŐ (DIE UNGARISCHE JUGEND...). Kaum vorstellbar, daß der Autor, selbst im Alter seiner Protagonisten, innert weniger Jahre diese beiden flammenden Romane geschrieben haben kann, ohne daß sie ihn selbst, seine eigene Entwicklung in großer Tiefe betroffen hätten. (Der "frühreifen" Paul wird als weitere Variante derselbe Problematik gezeigt.)

Diese Binnenerzählung ist für mich das Herz des Romans. Im wesentlichen enthält sie folgende Segmente:

Krieg (an der Front), Budapest 1918 (Revolution, Gegenrevolution), Studium in Wien, Inflation, der Suizid des Freundes Paul in London, Arbeiten in London, Geschichte der Ilona Szábo (spätere Ehefrau), mit ihr 1922 nach Kapstadt.

Die Rahmenhandlung (Teil 1 und Teil 4) spielt 1929 in Budapest anlässlich des Besuchs des Protagonisten (als erfolgreichem Architekten) aus Kapstadt. Im Mittelpunkt steht seine Konfrontation mit den heutigen Situation der früheren Mitschüler, die Kádár in ihre kleinen (vor allem kommerziellen) Geschichten ziehen wollen. Auch hier wird Körmendis (zweifellos des Autors!) pessimistische Auffassung von der geringen Menschenwürdigkeit der Mehrheit im konventionellen gesellschaftlichen Getriebe entfaltet.

Zuletzt noch ein Zitat aus diesem unbedingt noch heute lesenswerten Roman:

"Was ist diese dumpfe, leere Kälte, die er fühlt, wenn er sich an Namen, Gesichter, Bewegungen, Stimmen erinnert? Ist der Mensch wirklich nicht mehr als eine Hand, die Brot reicht, oder ein Lustobjekt, das in der Umarmung heiß siedet? Laufen Schicksale tatsächlich aneinander vorbei wie zwei nächtliche Züge auf parallelen Geleisen, ihre Fenster leuchten für ein paar Sekunden ineinander, und der, dessen Lokomotive stärker ist, läßt den andern hinter sich? Gibt es wirklich keinen Gefährten in Mitgefühl oder Abneigung, nur verschwommene Figuren in sinnlosen Flecken, mit unverständlichen Zielen und unfaßbaren Tönen? Gibt es nur Formeln? (...) Und kann ich wirklich nur vom Geheimnis oder von dem, was außerhalb der Norm steht, etwas erwarten?" (1934, S. 159f.)<sup>60</sup>

Auch in dem Roman **TALÁKOZÁS ÉS BÚSCÚ** (= *Begegnung und Abschied*, 1937) (BEGEGNUNG, Wien 1937: Bermann-Fischer Verlag)<sup>61</sup> geht es vorrangig um die Frage eines Protagonisten (des Autors?) nach seinem Verhältnis zu den Mitmenschen.

Der Protagonist Paul Hegedüs hatte das Alleinsein in der Menschenwelt als die ihm gemäße Lebensform am Schluß des Buches erkannt und angenommen. Der Protagonist Dániel in BEGEGNUNG hat ein ähnlich distanziertes Verhältnis zu den Mitmenschen. Das Buch entfaltet eine

<sup>60</sup> In Ungarn wurde es als einziges Werk Körmendi aktuell (2006) wiederveröffentlicht.  
<https://www.antikvarium.hu/konyv/kormendi-ferenc-a-budapesti-kaland-421782-0>

<sup>61</sup> Ebenfalls übersetzt von Mirza v. Schüching



Episode seines Bemühens, die eigene Identität zwischen Sozialität und Alleinsein (Sonderling-Sein, Außenseiter-Sein) zu klären.

In einem sozial weitgehend geschlossenen System (Urlauber auf der kleinen Isola Bella im Lago Maggiore) kommt es zu sich verdichtenden Begegnungen des Protagonisten (als Schriftsteller, für den schon durch sein Metier die beobachtende Außenseiterposition fast natürlich ist) mit zwei Frauen; beide, wie auch einige andere Personen, zeigen sich zunehmend als abgeschlossen in ihrem eigenen Schicksal. In den fragmentarischen Begegnungen offenbaren sich zunehmend verwirrende, zunächst kaum nachzuvollziehende individuelle Wahrheiten; – zuletzt bleibt das individuelle Alleinsein aller Personen die letzte Wahrheit.

Das Buch ist insgesamt relativ unausgewogen. Deutlich wird für mich, daß den Autor sein eigener Gestaltungsanspruch überfordert hat, – obwohl der Lebensernst seiner Fragestellung sich uns unbedingt vermittelt.

Einige Passagen des Buches seien hier zitiert, die den direkten inneren Zusammenhang zu DIE JUGEND DES PAUL HEGEDÜS verdeutlichen bzw. auch dort hätten stehen können:

"Die Einsamkeit tat mir wohl, und vielleicht wurde sie ebendarum jetzt für mich fühlbar, weil sie wohltuend war und durch nichts gestört wurde. (...) Ich lebe abgesondert, wenn ich auch mit noch so vielen Menschen in Berührung kommen muß. Ich entsinne mich gar nicht mehr genau, wann das begonnen hat. Doch besteht eigentlich schon seit Jahren meine ganze Beziehung zu den Menschen, unter denen ich lebe, eben darin, daß ich die Beziehung zu ihnen langsam verliere oder löse. Gefährten in dem Sinne des Wortes, der mehr bedeutet als die meist nur scheinbare Gemeinschaft irgendwelcher wichtiger oder belangloser materieller und geistiger Interessen, habe ich nicht. Es gibt Augenblicke, da ich die furchtbare Kluft zwischen mir und den Menschen klar sehe und genau weiß, daß nichts wiedergutzumachen ist. Manchmal habe ich den leisen Verdacht, sie alle seien – sagen wir – Chinesen, oder ich sei vielleicht ein Pelikan. (...) Es kommt vor, daß mich eine qualvolle Angst und Ungewißheit befällt: ich stehe in der Zeit zwischen den Dingen, um eine Minute habe ich mich verspätet, und zugleich bin ich um eine Minute zu früh gekommen. Zuweilen packt mich

beklemmend das Angstgefühl des Alleinseins, gewöhnlich sehe ich aber dann bald ein, daß ich nicht mehr anders leben könnte. Immer weniger und weniger Dinge interessieren mich, obgleich ich doch im allgemeinen danach strebe, aufzumerken und die Einzelheiten wie das Ganze zu verstehen. (...) Zuweilen ergreift mich trotzdem ein wahnsinniges Entsetzen: kaltblütige Schacherer bieten mit glücklicher Hand auf allen Lebensgebieten die Sensationen feil, das neue Barbarentum treibt in aufgeblasener Prahlerei seinen Unfug in der verblödeten Welt, und in seinem Schatten verkünden feige, verlogene und unbegabte Jünger den zweifelhaften Ruhm der Katakomben. Ist das alles? Ist das der Sinn und die Bedeutung? Und muß man sich damit tatsächlich abfinden?"<sup>62</sup>

"Ein seltsamer Zufall, dachte ich anfangs, doch kam ich zu der Einsicht, daß wir Menschen eigentlich alle in irgendeiner Weise versehrt sind, nur wissen wir das meist nicht voneinander, häufig auch von uns selbst nicht. (...) Doch zum Glück klammert der Mensch sich im allgemeinen an die gesellschaftliche Übereinkunft und an die gewohnten Umgangsformen, und selbst wenn er über wenig Disziplin verfügt, fühlt er zumeist, wo die Grenze ist, an der er haltmachen muß. Die Grenze, wo die Privatangelegenheit beginnt. Privatangelegenheiten hat man zu respektieren; allerdings sollten die Privatangelegenheiten auch uns unbehelligt lassen."<sup>63</sup>

"Der Traum ist aus, es ist Zeit zu erwachen. Ich muß gehen. Aufgaben warten meiner; über den engen Bereich meines eigenen Lebens hinaus muß ich wirken unter den Menschen, für die Menschen. Vielleicht werde ich die Kraft dazu haben, – ja, vielleicht werde ich erst jetzt wirklich Kraft dazu haben. Paß auf! ... Siehst du, wie es ringsumher blitzt? Und hörst du, wie allenthalben Schreie die Luft durchdringen?! Gib acht! Leben sollst du und wachen! Ja ich will es versuchen."<sup>64</sup>



---

<sup>62</sup> Franz Körmendi: BEGEGNUNG (Wien 1937, S.129-132)

<sup>63</sup> a.a.O., 155f.

<sup>64</sup> a.a.O., S. 340

## Aus einigen ungarischen Rezensionen

ZU A **BOLDOG EMBERÖLTŐ** (DIE UNGARISCHE JUGEND DS PAUL HEGEDÜS) <sup>65, 66</sup>

### Der Literaturwissenschaftler John Lukacs schrieb 2010 in ÉLET ES IRODALUM:<sup>67</sup>

> Der Charakter fast aller Charaktere im Buch – und wie viele es sind! – ist hervorragend gemalt (und nicht gezeichnet: Der glückliche Mörder ist ein Ölgemälde mit vielen Siegeln, kein Aquarell). Das ist eine Tugend des Romans. (...) einige kleine Teile des Romans sind unübersetzbar, weil sie nur für Ungarn, Menschen aus Budapest, Teilnehmer einer Zeit, bestimmt sind.

In mehr als siebzig Jahren habe ich A BOLDOG EMBERÖLTŐ vielleicht dreimal gelesen. Aber was ist jetzt davon übrig geblieben? Was in meiner alten Seele immer noch zittert, ist die erste Hälfte des Buches: die Wohnung in der Andrassy-Straße. Denn da war etwas. Die Bewohner waren nicht nur Mieter oder Geschäftsreisende oder oberflächliche Vertreter einer europäischen Zivilisation, sondern deren Verkörperung dort, in der Andrassy út in Budapest, Ungarn. Wo eine glückliche Generation, ja, für kurze Zeit mehr als eine Illusion war – trotz aller ungarischen Armut, der Nachzügler, der starrköpfigen Herren.

Mein Motiv ist nicht, Körmendi zu rehabilitieren. Sondern die Tatsache, dass ich diese Welt kannte, die Andrassy-Straße (und ich wurde 1924 geboren, im selben Jahr, in dem Pál Hegedüs das Haus in der Andrassy-Straße verläßt). Diese Welt, zu der auch ich gehörte, wenn auch nicht ganz, diese Gesellschaft hat aufgehört zu existieren. Es sank, wurde zerstört und seine Figuren flohen. Das war's. Heute gibt es kaum noch verstreute Fragmente davon: Lebt in Kalifornien noch ein einziger von ihnen? In Australien? In Kanada? In Pennsylvania? (...) <

<sup>65</sup> Übersetzung der Passagen mithilfe eines Übersetzungsprogramms, nachgebessert.

<sup>66</sup> Eine weitere Rezension findet sich in Nyugat 16/1934. Autor ist Gyergyai Albert. Obwohl es sich hier um die seinerzeit bedeutendste fortschrittliche Literaturzeitschrift Ungarns handelt, empfand ich die Besprechung als eher konventionell-bürgerlich (etwa im Stil der heutigen ZEIT). <https://epa.oszk.hu/00000/00022/00581/18189.htm>  
Eine vierte zeitgenössische Rezension von Ernő Kázmér erschien 1934:

[https://hu.wikisource.org/wiki/Vita:K%C3%B6rmendi\\_Ferenc:\\_Boldog\\_ember%C3%B6lt%C5%91](https://hu.wikisource.org/wiki/Vita:K%C3%B6rmendi_Ferenc:_Boldog_ember%C3%B6lt%C5%91)

<sup>67</sup> <https://www.es.hu/cikk/2010-12-12/john-lukacs/boldog-emberolto.html>

Die ihm in einigen Medien (u.a. in der ungarischen WP) zugeschriebene Äußerung, das Buch sei "ein vergessenes Meisterwerk", stammt nicht aus dieser Rezension (würde auch zu Lukacs' Meinung nicht passen), sondern geht wohl auf den ungarischen Schriftsteller und Literaturhistoriker Géza Hegedüs zurück, siehe hier in der Folge.

### **Der ungarische Literaturhistoriker und Schriftsteller Géza Hegedüs schrieb in einem längeren Aufsatz<sup>68</sup> 1991 über das Buch:**

>Es ist kaum möglich, sich einen größeren Werteabstand vorzustellen, als wenn wir die Romane von Ferenc Körmendi lesen und dann ihre innenpolitischen Kritiken und literaturhistorischen Charakterisierungen lesen. Das literarische Leben und die literaturgeschichtliche Nachwelt konnten und können es einfach nicht ertragen, dass in unserem Jahrhundert ein sehr talentierter Schriftsteller unter uns lebte, der versuchte, mit der Bereicherung der Weltliteratur Schritt zu halten, mit einer europäischen Perspektive und einem guten europäischen Standard, dessen Der internationale Erfolg war größer als bei jedem anderen ungarischen Prosaschriftsteller. (...) wirklich das Werk eines ungarischen Prosaschriftstellers mit europäischem Geist, wahrscheinlich von bleibendem Wert. – Aber warum besteht diese Abneigung, die man sogar Wut nennen kann, auch jetzt noch, etwa zwei Jahrzehnte nach seinem Tod? Es wäre schwierig, darauf eine Antwort zu finden. Immerhin präsentiert das kürzlich erschienene KLEINE LEXIKON ZEITGENÖSSISCHER UNGARISCHER SCHRIFTSTELLER<sup>69</sup> die ungarischen Schriftsteller, die zwischen 1959 und 1988 lebten und im In- und Ausland eine Heimat fanden – die vielen Emigranten und Literaturpatrioten, die ins Ausland gingen, darunter nicht wenige unbedeutende "Little Masters" ebenfalls aufgeführt ist, wird dort nicht einmal der Name von Ferenc Körmendi erwähnt.

(...) Schon damals war *A BUDAPESTI KALAND (Versuchung in Budapest)* ein Meisterwerk, und heute, sechzig Jahre später, ist es ein tragikomisches Porträt der kleinen Kämpfe einer vergangenen Zeit. Es ist ein ironisches, düsteres, verwinkeltes und doch eintöniges Panorama der Traumwelt und düsteren Alltagswirklichkeit des ungarischen Kleinbürgertums in Budapest.

(...) Danach schreibt er langsam und behutsam den großen Roman, der wohl als das Meisterwerk seines Lebens gelten dürfte: *A BOLDOG EMBERÖLTŐ*. – Körmendis gesamter ironisch-tragischer Ansatz verbirgt sich im Titel: "Die glückliche Generation". Dieser "glückliche Jäger"<sup>70</sup> gehört zu der um die Jahrhundertwende geborenen ungarischen Generation, die in diesen "glücklichen Friedenszeiten" als

<sup>68</sup> in: *A MAGYAR IRODALOM ARCKÉPCSARNOKA*, 1991 (= Porträtgalerie ungarischer Literatur)

Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%A9za\\_Heged%C3%BCs](https://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%A9za_Heged%C3%BCs)

Der gesamte Aufsatz wird hier im Anhang dokumentiert.

<sup>69</sup> *KORTÁRS MAGYAR ÍRÓK KISLEXIKONA* (1989)

<sup>70</sup> Offenbar liegt im ungarischen Titel eine Doppelbedeutung. "Emböröltő" kann anscheinend etwas wie "Mörder, Jäger" heißen, aber auch etwas im Umkreis "Generation, Gruppe".

glücklich galt. Nun, sie erlebten den (Ersten) Weltkrieg, die beiden Revolutionen unterschiedlicher Art, die Schrecken der Konterrevolution, die rein liberale Pseudodemokratie der Bethlen-Konsolidierung<sup>71</sup> und die Weltkrise der frühen 1930er Jahre. Das Unglück einer Generation, der Glück versprochen wurde, reiht sich in die Lebensmomente eines bürgerlichen Jungen aus Pest ein – weder ein Großbürger noch ein Kleinbürger, sondern ein echter Bürger der Mittelschicht. Altersbild und Panorama eines ungarischen "Jägers". Sein Held ist eine der typischen Möglichkeiten dieser Zeit: der halbjüdische Junge, dessen Situation jeden betrifft und nicht ganz die gleiche ist wie die aller anderen. Der Leser hat das Gefühl, den bedeutendsten Roman dieser Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu lesen. Körmendi war in der damaligen Weltliteratur zu Hause; in der Kritik hieß es früher, er habe westliche Formen nachgeahmt, obwohl er nur mit ihnen übereinstimmte. Natürlich hat er von den besten Zeitgenossen gelernt: In den stilistischen Veränderungen und der Darstellung von A BOLDOG EMBERÖLTŐ kann der Leser mit gutem Gehör spüren, daß Thomas Mann, insbesondere DER ZAUBERBERG, und Aldous Huxley ebenso Vorreiter waren wie verschiedene französische und deutsche Avantgarde-Experimente. Dies sind jedoch Lektionen, aus denen er seinen eigenen, einzigartigen, großzügigen epischen Stil, komplett mit lyrischen Momenten, entwickelte. A BOLDOG EMBERÖLTŐ wurde so kritisiert und verurteilt, daß die verborgene Verzückerung Schritt für Schritt nachgelesen werden kann."

Noch ein Hinweis zur Rezeptionsgeschichte des Buches im deutschsprachigen Raum. – Im Verlag G. B. Fischer, Frankfurt/M. erschien 1953 eine "Sonderausgabe" des Romans. Das Buch hat 746 Seiten (gegenüber 1048 Seiten in der deutschen Erstausgabe 1935, bei Universitas, Berlin). Im Impressum des Buches findet sich kein Hinweis auf eine Kürzung; auf der Rückseite des Schutzumschlages werden "Ungekürzte Sonderausgaben" beworben: Bücher von Joseph Conrad, Ernest Hemingway, James Jones, Lin Yutang, Carl Ludwig Schleich, Thomas Mann, George R. Steward, Franz Werfel, Stefan Zweig sowie ABSCHIED VOM GESTERN von Franz Körmendi. Eine Auszählung der Zeichen ergibt, daß dieser "Sonderausgabe" rund 400 Seiten Text fehlen!<sup>72</sup> Das kommt mir vor – bei diesem Buch! –, als wenn jemand

---

<sup>71</sup> István Bethlen, ungarischer Ministerpräsident 1921-1931.

<sup>72</sup> Bezogen auf die Erstausgabe (deren Schrift-Layout wesentlich enger ist).

Bruckners 8. Sinfonie um ein Drittel kürzen würde, damit sie auf eine CD paßt.

*Gottfried Berman Fischer*, Schwiegersohn und Nachfolger Samuel Fischers, gilt als bedeutender Exilverleger. Daß zu seiner Verlagstätigkeit nach dem Nationalsozialismus ein derartig ungeheuerlicher Betrug gehört, ist erschütternd. Dies auch dann, falls der Autor sich mit der Schändung seines Buches (notgedrungen?) "einverstanden" erklärt hat (bei G. B. Fischer kamen noch andere Arbeiten Körmendis); zumal die Käufer explizit belogen werden durch den Hinweis auf dem Schutzumschlag!

### **Zur vorliegenden (vollständigen) Neuauflage**

Der Titel des letzten Teils lautet in der deutschen Originalausgabe "Der Weg in die Einsamkeit". Der Begriff *Einsamkeit* wird üblicherweise einseitig unangenehm, ichdyston verstanden.<sup>73</sup> Demgegenüber geht es in diesem Buch definitiv um eine Erkenntnis des Protagonisten auf Grundlage aller seiner bisherigen Lebenserfahrungen: daß seine Identität nur in jenem "Bei sich sein" liegen kann, das er schon als Kind mehrfach ichsynton, heimatgebend erfahren hat. Paul hat jetzt "heimgefunden zu sich selbst": so heißt es im letzten Absatz des Buches, und verdeutlichend wird die "wahre friedliche und beglückende Einsamkeit" genannt. Aus diesem Grund wurde für die Neuauflage als Titel des Vierten Teils "Heimgefunden zu sich selbst" gewählt. Der Titel des letzten Kapitels lautete in der Originalausgabe "Einsam". Hierfür wurde, in Angleichung des Bisherigen, "Allein" gewählt.<sup>74</sup> Eine kurze Passage (im deutschen Original S. 615-618) wurde für die Neuauflage gestrichen. Grund ist ihre offensichtliche Banalität; es ist eine jener Stellen, die wohl jedem Schriftsteller unterlaufen und auf die spätestens ein Verlagslektor dann hinweist. Im Text wurde auf die Auslassung (dazu gehört noch eine Anschlußformulierung im Original

---

<sup>73</sup> Das Lexikon der Psychologie des Spektrum-Verlags definiert Einsamkeit als „ein subjektives Phänomen, das vielfältige objektive Bedingungsfaktoren aufweist, jedoch vom physischen Alleinsein und von sozialer Isolation sowie dem positiv erlebten Für-sich-Sein (positiv erlebte Erfahrung der eigenen Individualität, Freiheit, Autonomie und Selbstbegegnung – solitude) unterschieden werden muß [sic!]. Entgegen der früher und in philosophischen Abhandlungen oft anzutreffenden Sichtweise positiver Einsamkeit weist der semantische Raum der Begriffe einsam und allein gegenwärtig in der Alltagssprache einen negativen Bedeutungsraum auf.“

<https://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/einsamkeit/3901>

<sup>74</sup> Sicher wären andere Wendungen durchgängig treffender gewesen, etwa "Für-sich-sein", nur würde dies eine Verfälschung des Textes bedeuten. Zu beachten ist ja auch die erst schrittweise Annahme der entsprechenden Empfindung bei Paul Hegedüs.

S. 619f.) hingewiesen. Auch einige weitere Veränderungen wurden vorgenommen; es handelt sich immer nur um einzelne Formulierungen, Kursivschreibungen (statt der endemischen Anführungszeichen), Neuzeilen bei aufeinander folgender wörtlicher Rede und ähnliches. Generell wurden zusätzliche Absatztrennungen (mit Leerzeile) eingefügt, um den Inhalt ein wenig mehr zu strukturieren. Einige Hinweise zur ungarischen Geschichte (und zwei persönliche Kommentare des Hrsg.) wurden mit Fußnoten eingefügt.

A BOLDOG EMBERÖLTŐ ist zweifellos Körmendis Lebensbuch! Es gehört zum Schatz der ungarischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Ich habe es 1971/72 gefunden, während meiner Zeit im Internat, vermutlich an den traditionellen Bücherständen der Heidelberger Heiliggeistkirche. Schon damals habe ich es mit tiefer Anteilnahme und Zustimmung gelesen ... und dann jahrzehntelang gehofft, irgendjemand würde es neu herausbringen; aber nein.

*für Cica*

Mondrian Graf v. Lüttichau



*Anhang***HEGEDÜS GÉZA: KÖRMENDI FERENC (1900-1972)<sup>75</sup>**

Aligha lehet nagyobb értékrendbeli távolságot elképzelni, mint ha elolvassuk Körmendi Ferenc regényeit és utána elolvassuk ezeknek hazai kritikáit és irodalomtörténeti jellemzéseit. Az irodalmi élet és az irodalomtörténeti utókor egyszerűen nem tudta és máig sem tudja elviselni, hogy a mi századunkban itt élt közöttünk egy igen tehetséges, a világirodalom gazdagodásával lépést tartani igyekvő, európai távlatú és jó európai színvonalú író, akinek nemzetközi sikere nagyobb volt, mint bármelyik magyar prózaírónak. (Csak a nemzetközi színműirodalomba épült bele ilyen mértékben Molnár Ferenc, akit úgyszintén nehezen viselt el szakirodalmunk idegrendszer, de a Molnár-világsiker ellen már nem tudtak védekezni. De hogy utána még egy nála fiatalabb regényírónk világsikerét és világhírét is elviseljük, erre se műítesz, se hivatásbeli szakember nem volt képes minálunk.) Jól érezhető, hogy szinte fogvicsorgatva írják le, hogy műveit huszonkét nyelvre fordították. Ráadásul már közvetlenül a háború előtt, 1939-ben a fellángoló itthoni fasizmus elől Angliába ment, ahol a londoni rádió - a BBC - magyar nyelvű adásainak antifasiszta publicistája volt. És habár a háború után, az 1948. évi hazai könyvnapon még új regénnyel, a fasizmus borzalmainak előjátékairól szóló "Így kezdődött" cíművel jelen volt - a "fordulat éve" után egész Európának hátat fordított. Liberális-polgári demokrata szellemével és ízlésével Sztálint ugyanúgy nem viselte el, mint Hitlert. Eddig csak sikerhajszoló, idegent majmoló, megbocsáthatatlanul érdekesen író "bestseller" szerzőnek tartották, ettől kezdve még ellenségnek is számított, akinek minden művészi erényét is megvetendő hibának kell vallani. Olvassuk el akár Irodalmi lexikonunk róla szóló, igen rövidke címszavát, vagy hivatalos irodalomtörténetünknek, a "Nagy Spenót"-nak 6-odik kötetében az őt jellemző alfejezetet - versengve beszélnek le az olvasót, hogy írónak tekintsék

<sup>75</sup> in: A MAGYAR IRODALOM ARCKÉPCSARNOKA, 1991 (= Porträtgalerie ungarischer Literatur)  
Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%A9za\\_Heged%C3%BCs](https://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%A9za_Heged%C3%BCs)



vagy éppen olvasni kívánják a világszerte legsikeresebb, valóban európai szellemű, valószínűleg maradandó értékű magyar szépprózaíró műveit. - De hogy ez a már akár haragnak mondható idegenkedés miért folytatódik még most is, mintegy két évtizeddel halála után? Erre nehéz volna választ találni. Hiszen a közelmúltban megjelent "Kortárs Magyar Írók Kislexikona", amely a teljesség igényével mutatja be az 1959 és 1988 között élt és élő itthoni és külföldön otthonra talált magyar írókat - a számos emigráns, külföldre szakadt irodalmi hazánkfíát, köztük jó néhány felettébb jelentéktelen "kismestert" is felsorolva Körmendi Ferencnek még csak a nevét sem említi. - Ez ellen egyetlen érvünk lehet: olvassuk el akárcsak egyetlen könyvét a nagy sikerűek közül. De még jobban tesszük, ha nagynehezen beszerezzük a "Budapesti kaland"-ot és "A boldog emberöltő"-t, s e két talán legfontosabb mellett a furcsa című "Ind. 7. 15. via Bodenbach"-ot, meg a "Találkozás és búcsú"-t - akkor az olvasó egyre jobban elámul, és maga is vitába száll a kritikai és irodalomtörténeti rosszindulatok fűtötte közvéleménnyel.

Ifjúkorában már igen művelt írástudónak számított. Budapesti volt, itt járta iskoláit, itt tanult az egyetemen párhuzamosan jogtudományt és történelmet, közben zenét és zeneesztétikát is. Politikailag oly közömbösen semleges volt, hogy amikor a forradalmak és az ellenforradalom után, a húszas években jól képzett újságíró lett, zenekritikáit a "jobboldali" Magyarországra, publicisztikáit és korai irodalmi műveit a Kiss József alapította jellegzetesen polgári baloldali A Hétbe írta. Később, Kiss József halála után egy ideig A Hét egyik szerkesztője is volt. 1932-ben következett a nagy előreugrás, az irodalmi világszenzáció. Három nagy angol kiadó cég nemzetközi regénypályázatot hirdetett. A hírverés és a várható tekintélyes tiszteletdíj Európa különböző országaiban ösztönözte az írókat: százával érkeztek a kéziratok (persze kötelezően angol fordításban). Az első díjat pedig az ismeretlen magyar világból pályázó még ismeretlenebb 32 éves Körmendi Ferenc nyerte el "Budapesti kaland" című regényével. És nem méltatlanul. Remekmű volt akkor is, s most, hatvan év után már egy letűnt kor kicsinyes tülekedésének tragikomikus korképe. A budapesti magyar kispolgárság vágyvilágának és sivár hétköznapi valóságának egyszerre ironikus, komor, fordulatos és mégis egyhangúságról valló körképe. Arról szól, hogy egy külföldre szakadt pesti fiú hosszú idő után hazalátogat. Ennek hírére egykori iskolatársai, akik itthon már rég elszakadtak egymástól, egyszeriben megbolydulnak, összefutnak.

Versenypálya - a szerző szavával: "aréna" - lesz az egész város. Mindegyik egykori fiú, most már az élet robotját élő férfi, néhol még a családja is azt kutatja, milyen előnye származhat a volt osztálytárs látogatásából. Általában valami jó üzletet akarnak kötni, vagy belerángatni közös vállalkozásokba, de akad egykori osztálytárs húga, aki férjhez menne a külföldi vendéghez. Sőt, ha elegendő pénze van, akkor anyakönyvvezető sem kell, csak vigye magával külföldre. A kavargás tragédiákba és komédiákba fullad, közben kitűnő figurák egész képcsarnoka tárul az olvasó elé. A stílus pedig mértéktartóan választékos, a gondolattársítások és a lélektani váratlanságok némi modern felhangjával. Tömegsiker volt itthon és odakint a széles nagyvilágban is. - És nemsokára egy itthon szokatlan stílusjátékú, rövid regény következett, az "Ind. 7. 15. via Bodenbach". - Ez persze egy vasúti szerelvény menetrendjelzése. Ebbe a vonatba ül a regény hőse, aki az Ausztrián keresztül Itáliába tartó úton a külső és belső ingerek, ablakon túli látványok, feltolakodó emlékek, bontakozó tervek, személytelen útitársak, s nem utolsósorban a kerekek kattogásának hatására önkéntelenül - szabadon - társítja gondolatait. Némiképp a freudi lélekelemzés példatára, de paródiája is ez az egész tudat és tudatalatti regény. A tragikus, ironikus, a racionális és az irracionális egy másik valóságszinten ugyanolyan egységben tárul az olvasó elé, mint a "Budapesti kaland"-ban, és tulajdonképpen Körmendi egész életművében. - Ez után írja lassan, gondosan azt a nagyregényt, amelyet alighanem élete főművének kell tartanunk: "A boldog emberöltő"-t. - A címben benne rejtőzik Körmendi egész ironikus-tragikus szemléletmódja. Ez a "boldog emberöltő" a századfordulón született magyar nemzedék kora, amelyről ama "boldog békeidőkben" jósolgatták, hogy milyen boldog emberöltő lesz. Nos, ezek éltek át az első világháborút (akkor még nem volt második), a két különböző jellegű forradalmat, az ellenforradalom rémségeit, a Bethlen-féle konszolidáció álliberális áldemokráciáját, a harmincas évek kezdetének világválságát. Egy boldognak ígért nemzedék boldogtalanságai sorakoznak fel egy pesti polgárfiú - nem nagypolgár és nem kispolgár, hanem igazi középpolgár - életmozzanataiban. Korkép és körkép egy magyar emberöltőről. Hőse a kor egyik jellegzetes lehetősége: a félzsidó fiú, akinek helyzeténél fogva mindenkihez van köze és senkivel sem egészen azonos. (Akárcsak a szerző, aki egyszerre volt a Magyarság és A Hét munkatársa.) Az olvasónak az az érzése, hogy ennek a második világháború előtti korszaknak a legjelentékenyebb regényét olvassa. - Körmendi otthonos volt a kor

világirodalmában. A kritika úgy szokta mondani, hogy utánozta a nyugati tanulságokat, holott szinkron volt azokkal. Persze, hogy tanult a legjobb kortársaktól: "A boldog emberöltő" stílusváltozásaiban és ábrázolásmódjában a jó fülű olvasó érezheti, hogy Thomas Mann, főleg a "Varázshegy", valamint Aldous Huxley ugyanúgy előképei voltak, mint a különböző francia és német avantgárd kísérletek. Ezek azonban tanulságok, amelyeknek következményeként alakította ki a maga sajátos, lírai mozzanatokkal teljes, nagyvonalú epikus stílusát. "A boldog emberöltő"-t úgy bírálták, úgy marasztalták el, hogy lépten-nyomon kiolvasható az eltírt elragadtatás. Hiszen ez a regény a második világháború előtti magyar irodalom egyik főműve. Csak idő kérdése, hogy végre felfedezzük és besoroljuk klasszikus műveink közé.

Érdemes több művét is elolvasni, főleg a finom lélektani változatokkal teljes "Találkozás és búcsú"-t. De ennyi is elegendő, hogy felismerjük helyét irodalomtörténetünkben. És most már azt is illik tudni, hogy Angliából előbb Brazíliába távozott, majd onnét Észak-Amerikába. Ott is halt meg. De még emléke sem ért haza, még kevésbé kései művei, holott mindvégig író, sőt mindvégig magyar író maradt. Várjuk, hogy hazaérkezzék.

BIBLIOGRAFIE<sup>76</sup>**Originalausgaben (ungarisch/englisch):**

- Mártir és még két elbeszélés (Budapest 1921)  
 (Erzählungsband, tatsächlich von 1921!)
- A budapesti kaland (Budapest 1932, 1933, 2006)
- Ind. 7.15 Via Bodenbach (Budapest 1932)
- A boldog emberöltő (Budapest 1934, 1935, 1938 – Angaben laut Ungar. Nationalbibliothek!) *Übersetzungen (außer Deutsch):*  
*La generación feliz (Barcelona 1951)*  
*The Happy Generation (London 1945)*  
*La generazione felice (Milano 1935)*  
*Cette heureuse génération (Bruxelles 1947)*
- Tóparti muzika: elbeszélések (Budapest 1935)
- Búnösök (budapest 1936)
- Találkozás és bucsú (budapest 1937)
- A Tévedés (Budapest 1938) (*letzter in Ungarn veröffentlichter Roman*)
- Adversary of Men: An Historical Fantasy in Three Acts (London 1941)
- Júniusi hétköznapi (London 1943, Budapest 1012)
- Így kezdődött (Budapest 1948) (*letzter auf ungarisch geschriebener Roman; über den Anfang des Faschismus in Ungarn*)
- Atlantis Remembered (*keine Angaben gefunden; deutsche Ausgabe: Die Verschwörung von Sebes*)
- Years Of The Eclipse (1951), 1952 *unter dem Titel* The Forsaken.
- Peter Julian [Pseud.]: Seventh Trumpet (1953, 2011) (*Zum kommunistischen Regime in Ungarn; sein letzter Roman*)

→

<sup>76</sup> Quellen: Katalog der Ungarischen Nationalbibliothek: [https://www.oszk.hu/oszk\\_katalogusok](https://www.oszk.hu/oszk_katalogusok), Deutsche Nationalbibliothek sowie Einzelangaben aus dem Netz. Im ungarischen Katalog sind für einige Romane Übersetzungen in verschiedene Sprachen angeführt, die hier jedoch nicht dokumentiert werden.

**Ausgaben auf Deutsch:**

Versuchung in Budapest (Berlin 1933, 1934, Hamburg 1949, Wien, 195?) (*A budapesti kaland*)  
 Musik am See. Acht Novellen (Wien 1936) (*Tóparti muzsika*)  
 Die Sündigen (Wien 1937: Bermann Fischer) (*Bűnösök*)  
 Begegnung (Wien 1937, Bermann Fischer) (*Találkozás és bucsú*)  
 Abschied vom Gestern (Berlin o.J.) (lt. DNB 1935; laut Ungar. Nationalbibliothek 1938; im Buch keine Angabe)<sup>77</sup> (*A boldog emberöltő*)  
 Abschied vom Gestern (um 30 % gekürzte Sonderausgabe: Frankfurt/M. 1953: G. B. Fischer)<sup>78</sup>  
 Die ungarische Jugend des Paul Hegedüs (Vollständige Ausgabe: Berlin 2024: A+C online) (*A boldog emberöltő*)  
 Der Irrtum (Stockholm 1938: Bermann Fischer) (lt. DNB auch 1938 NY/Torono: Lpongmans, Green and Co.) (*A Tévedés*)  
 Die Verschwörung von Sebes (Hamburg 1972) (*Atlantis Remembered*)

**Weitere Bücher von ungarischen Autor\*innen bei A+C online:**

Margit Kaffka: Farben und Jahre (*Színek es evek, 1912*)  
 Mária Ember: Schleuderkurve. Jüdische Ungarinnen und Ungarn im NS-Arbeitslager 1944-45. (*Hajtűkanyar, 1974*) Mit einem Anhang: Moshe (Miklós) Krausz – ein fast vergessener Kämpfer für die ungarischen Jüdinnen und Juden  
 Sándor Ferenczi: INFANTIL-ANGRIFFE! – Über sexuelle Gewalt, Trauma und Dissoziation (*A+C 2014*)  
 Katalin Vidor: Alltag in der Hölle. Zalaegerszeg – Auschwitz – Sackisch – Merzdorf (*Háborog a sír, 1960*)

<sup>77</sup> Jedoch wird das Buch beworben in dem Band MUSIK AM SEE (Wien 1936); es muß also zu diesem Zeitpunkt schon erschienen sein.

<sup>78</sup> Da die deutsche Originalausgabe antiquarisch sehr selten ist, werden Käufer\*innen allermeist diese Drecks-Ausgabe kaufen, in der die Kürzung nicht vermerkt ist!

## Das ungarische Alphabet<sup>79</sup>

a	Vorsicht! Bitte nicht wie im Deutschen aussprechen, sondern man geht leicht ins „o“	Washington
á	wie im Deutschen ein lang gezogenes a	Handel
c	Das c spricht man wie ein „ts“	Katze
cs	wie ein „tsch“	Rutsche
e	Auch hier kein langes e, sonder ein dunkles, fast ähnlich wie ein „ä“	Peter, ändern
é	Ein langgezogenes „e“	Teer
dzs	wie ein „dsch“	Dschungel
gy	Der komplizierteste und schwierigste zu Beginn. Spricht man wie ein „dj“	franz.: adieu
i	ein kurzes „i“	Himmel
í	ein langes „i“, vergleichbar mit „ie“	Miese
ly	wie ein „j“	jauchzen
ny	wie ein „nj“ oder im französischen ein „gn“	Svenja, franz. Cognac
o	kurzes „o“	Monster
ó	langes „o“	Moor, Rom
ö	kurzes „ö“	köpfen
ő	langes „ö“	Möhre
r	das „r“ wird im Ungarischen mit der Zunge gerollt	
s	Vorsicht! Nicht wie ein „s“ im Deutschen, sondern immer (!) wie ein „sch“	Maschendrahtzaun
sz	Das „sz“ spricht man wie das deutsche „s“	super
ty	wie ein „tj“	Katja
u	kurzes „u“	Lust, ungarisch
ú	langes „u“	Ruhm
ü	kurzes „ü“	pflücken
ű	langes „ü“	kühlen
z	wie ein summendes „sss“, das auf der Zunge kitzelt	Masern
zs	wie ein „sch“	Journalist

<sup>79</sup> <https://www.ungarische-grammatik.de/das-ungarische-alphabet/>